Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANNEX
LIBRARY
B
089747

Digitized by Google

PT
3
N48
+
v.9 I

ANNEX
LIBRARY
B

89747

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Date D

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 069 264 350

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

IX. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

1898.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

PT
3
N48
V.9 I
+

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des neunten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Ernst von Wolzogen, Das Wunderbare 681, 786
Philipp Langmann, Auf der Flucht 714
Anton Tschechow, Im heimatlichen Winkel 754
M. J. Berdyczewski, Daneben . 826
Emil Strauß, Auswanderer . 923, 1056
Hermann Bang, Franz Pander . 966
Hans v. Kahlenberg, Die Familie von Barchwitz . . . 1015, 1126, 1232
M. von Strahl-Auenbrugg, Unterwegs 1182
Karl A. Tavaßjerna, Tirvano . 1289

Soziologie, Philosophie, Kultur, Politik.

Hans Müller, Die soziale Ideenbewegung vom Liberalismus zum Sozialismus 663
Rudolph Meyer, Das Staatsinteresse an der landwirtschaftlichen Produktion 899
Arturo Castiglioni, Das moderne Spanien 976
Karl Joël, Stirner 995
Georg Adler, Der moderne Anarchismus, seine Theorie und seine Taktik 1085
Rudolph Meyer, Preise landwirtschaftlicher Produkte und ihre beabsichtigte Korrektur 1107
Rudolph Meyer, Getreidepreis und Produktionskosten 1219

Bildende Kunst.

Georg Swarzenski, Das Objet d'art 740
Max Osborn, Moderne Landschaftskunst 802

Naturwissenschaften.

Hans Kurella, Die Kriminal-Anthropologie und ihre neueste Entwicklung 773

Litteratur.

Arthur Eloesser, Neue Deutsche Bücher 814
Moritz Heimann, Autobiographisches von Theodor Fontane 959
Felix Poppenberg, Fontane . 1078
Alfred Kerr, Cyrano 1096
Lou Andreas Salomé, Leo Tolstoi, unser Zeitgenosse 1145

Digitized by Google

Digitized by Google

Seite

Wilhelm Spohr, Multatuli . . . 1261
Moritz Heimann, Zwei Dichter . 1282
Alfred Kerr, Der Fuhrmann Henschel 1315

Verschiedenes.

Carl Heine, Theaterschulen . . . 703
Max Berworn, Wüstenwanderungen am Sinai 724, 848
Henri Albert, Paris 1898 . . . 862

Seite

Gerhard Rohlfs, Briefe aus Abessinien 883, 1039, 1156
Ellen Key, Bildung 947
Maurice Maeterlinck, Weisheit und Schicksal 1200

Rundschau.

(Chronik, Zeitschriften, Bücher) 763, 874, 988, 1100, 1213, 1320

Digitized by Google

Digitized by Google

Glossen zu unsrer socialen Entwicklung und Politik.

Von **Dr. Hans Müller.**

In seiner Einleitung zur Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich spricht Lorenz von Stein einmal die Ansicht aus, daß das Leben der Gesellschaft wie das der Natur nur in leisen Uebergängen vorwärts schreite und Jahrhunderte bedürfe, um eine Ordnung zu gestalten. Es sei so eingerichtet, daß bei den großartigen Schwingungen, welche die eigentliche Geschichte bilden, nur ein geringes Maaß in die Sphäre des Einzellebens hineinfalle. Daher spüre auch der Einzelne immer nur wenig von der Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung.

Stein hält nach diesen Worten sogar die Spanne eines Menschenlebens zu kurz, um darin wesentliche Veränderungen, ein Stück socialer Entwicklung zu erleben, und es besteht kein Zweifel, daß diese Ueberzeugung, welche Stein vor bald fünfzig Jahren aus der Betrachtung der Geschichte der neueren französischen Gesellschaft erwuchs, noch vielfach geteilt wird. Wäre sie richtig, so wäre die Aufgabe, die mir gestellt ist, überhaupt unlösbar, eine Unmöglichkeit.

Aber verhält es sich heute noch wirklich so, wie Stein meint? Ist die gesellschaftliche Entwicklung noch immer der gleiche, recht schwerfällig von statten gehende, für unsere Begriffe überaus langsam sich vollziehende Prozeß? Wir glauben es nicht.

Allerdings ist gewiß, daß viele Menschen, Jahr aus Jahr ein, keine grundstürzenden Veränderungen in ihren Verhältnissen wahrnehmen, und wo das noch der Fall ist, da erscheinen sie ihnen mehr als Zufälle, als individuelle Schicksale, als Ausnahmen von der Regel, denn als Folgen einer großen socialen Weltenwende. Aber diese Wahrnehmungen sind doch recht unmaßgeblich, aus ihnen kann nicht mit Sicherheit auf das Tempo der socialen Entwicklung geschlossen werden. Wir sitzen oft Stunden lang in einem Schnellzuge, ohne es uns recht zum Bewußtsein zu bringen, mit welcher Geschwindigkeit wir durch den Raum bewegt werden.

Wollen wir zu einem sicheren Urteile gelangen, ob heute der Umgestaltungsprozeß unserer Gesellschaft noch in gleicher Weise vor sich geht, wie vor 50 Jahren, so müssen wir die unsere Verhältnisse verändernden Kräfte mit denen vergleichen, die damals am Werke waren. Und da zeigt sich denn unzweifelhaft, daß der Unterschied von heute und damals enorm ist. Damals war die Dampfmaschine erst in verhältnißmäßig sehr wenigen Industrien zur Anwendung gelangt, der Anteil der Maschinenarbeit an der Gesamtproduktion ein verschwindend kleiner und infolge dessen die Rückwirkung auf die socialen Verhältnisse eine an sich noch unbedeutsame. 1846 gab es in ganz Preußen nach dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften nur 1139 gewerbliche Dampfmaschinen mit 21 716 Pferdekräften; in Frank-

Digitized by Google

reich waren 1850 5322 gewerbliche und landwirtschaftliche Dampfmaschinen mit 66642 Pferdekräften vorhanden. 1892 dürfte nach fachmännischer Schätzung die Leistungsfähigkeit der Dampfmaschinen, — die Lokomotiven abgerechnet — im Deutschen Reich $2^1/_2$ Millionen Pferdestärken, in Frankreich mit Einschluß der Lokomotiven 5 Millionen Pferdestärken betragen haben. Die Kohlenproduktion Deutschlands stieg in den 40 Jahren von 1848—1888 von 4,4 auf 65,4 Millionen Tonnen; sie verfünfzehnfachte sich also. Und doch ist die Dampfmaschine nur einer der Faktoren gewesen, die unsere Gesellschaft revolutionieren; seit ca. 10 Jahren ist die namentlich durch die elektrischen Maschinen ausgenutzte Wasserkraft hinzugetreten und gegenwärtig findet abermals eine vollständige Umwälzung des Produktionsprozesses durch die Elektrotechnik statt. Es ist keine Frage, daß durch die Kraftmaschinen aller Art die Beweglichkeit unserer socialen Institutionen vergrößert, ihr Beharrungsvermögen verringert, die Struktur des Gesellschaftsbaues wesentlich verändert wird und zwar ist diese Veränderung proportional der Zunahme der Maschinenarbeit.

Wer diesen Schluß für unzulässig hält und noch nicht glauben mag, daß es in unserer Gesellschaft mit Schnellzugsgeschwindigkeit vorwärts geht, wird durch die Ergebnisse der letzten Gewerbezählung widerlegt. Wir beschränken uns darauf, nur einzelne markante Zahlen hervorzuheben. 1882 gab es in Preußen 755176 industrielle und gewerbliche Betriebe, in denen nur eine Person, wohl in der Regel ein Handwerksmeister, thätig war. 1895 wurden deren nur noch 674042 gezählt. Ihre Zahl hatte sich, trotzdem in dieser Periode die Bevölkerung insgesamt um $15^1/_2$ Prozent gewachsen war, um 12 Prozent vermindert. Aus der Textilindustrie allein verschwand von der gleichen Sorte Alleinbetriebe fast die Hälfte (1882: 116635, 1895: 63629). Dagegen stieg die Zahl der über Tausend Personen beschäftigenden Fabrikunternehmungen in den gleichen 13 Jahren um 103 Prozent und die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter von 158735 auf 320710. Aber diese gewaltigen socialen Verschiebungen, die in den angeführten Ziffern zum Ausdruck kommen, beschränken sich nicht auf die Industrie. Vergleicht man z. B. die Landwirtschaft treibenden Bevölkerungsschichten des Deutschen Reiches mit denen, die der Industrie und dem Handel obliegen, so zeigt sich, daß von je 100 Personen aus diesen Kategorien

1882:	1895:	
48,29	41,37	auf die Landwirtschaft,
51,71	58,63	auf die Industrie und den Handel

entfielen.

Welch eine Revolution verbirgt sich hinter diesen Ziffern, welche Unsumme socialer Massenbewegungen ist darin enthalten.

Höchst bemerkenswert ist ferner die gewaltige Vergrößerung der weiblichen Berufsthätigkeit. Es wurden in der Industrie an erwerbenden Personen gezählt

1882: 5269489 männliche und 1126976 weibliche, dagegen
1895: 6760097 „ „ 1521133 „

Das ist eine Zunahme der männlichen Personen um 28,29, der weiblichen Personen um 34,97 Prozent. Noch stärker war die verhältnißmäßige Zunahme der Frauen in der Berufsabteilung Handel und Verkehr. Es wurden hier gezählt

1882: 1272208 männliche und 298110 weibliche Personen,
1895: 1758900 „ „ 579608 „ „

An der für Handel und Verkehr zu verzeichnenden Gesamtzunahme von

Digitized by Google

48,92 Prozent partizipieren die Männer mit 38,26, die Frauen mit 94,43 Prozent!

Diese Ziffern zeigen, daß heute nicht mehr „ein geringes Maß der großartigen Schwingungen, die die eigentliche Geschichte bilden, in die Sphäre des Einzellebens“ hineinfällt, sondern daß das Individuum Zeuge eines großen, kaum übersehbaren, socialen Umgestaltungsprozesses geworden ist. Ich glaube sogar die Behauptung wagen zu können, daß, würden Jahr für Jahr Gewerbezählungen vorgenommen, die überdies nur die gröbsten Veränderungen im Schooße der Gesellschaft erfassen, große sociale Verschiebungen nachgewiesen werden könnten und daß die Tendenz dazu mit jedem Jahre wächst.

Wenn wir trotzdem so oft den Eindruck der Stabilität von unseren socialen Verhältnissen gewinnen, so rührt das wohl daher, daß wir uns an den ständigen Wechsel, dem wir unterliegen, bereits gewöhnt haben. Die Veränderung unseres Milieus ist uns selbstverständlich geworden; wir haben uns ihr angepaßt. Wir haben es uns abgewöhnt, uns über das Auftauchen neuer Zustände, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, zu verwundern, weil wir andernfalls aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen würden. Aber unbewußt rechnet doch jeder mit der Möglichkeit, daß die Welt am nächsten Tag ein anderes Gesicht machen könnte. Das zeigt sich deutlich an der Rolle, die heutzutage die Spekulation spielt. Was ist denn die Spekulation anders als ein Rechnen auf die morgende Veränderung der heute vorhandenen Größen? Und spekuliert nicht im Grunde jeder, der in wirtschaftlichen Dingen etwas unternimmt? Er muß es, er ist genötigt, bei allen seinen Operationen die wahrscheinliche Situation, vor die er sich künftig gestellt finden wird, als einen sehr wesentlichen Faktor in seine Rechnung einsetzen. Wo war das vor fünfzig Jahren der Fall? Damals rechnete der Durchschnittsmensch in allen den Fällen mit dem Heute, in denen *wir* an das Morgen und Uebermorgen denken. Er hielt sich fest davon überzeugt, daß er die Welt im Großen und Ganzen immer so ansehen werde, wie er sie sah. Er glaubte noch an den Bestand des Bestehenden und schüttelte ungläubig den Kopf, wenn er hörte, wie sich im Hirn der Kommunisten „der Zukunftsstaat“ malte. Wie wenig man mit der Möglichkeit schneller Veränderungen rechnete, das zeigt u. a. in recht drastischer Weise eine Schrift von Johann Carl Leuchs über Gewerbs- und Handelsfreiheit aus dem Jahre 1828. Er spricht dort von der Bedeutung der seit Ende des 18. Jahrhunderts begonnenen Entwicklung europäischer Kultur in Amerika und äußert, daß sich dadurch die wohlthätigen Folgen, die für Europa bereits aus der Entdeckung Amerikas entstanden seien, in zehnfach größerem Maßstab wiederholen würden. Dann heißt es wörtlich: „Das Gold, die vielen Erzeugnisse dieser reichen Länder (Amerikas) werden die Gewerbsthätigkeit auf eine hohe Stufe heben. Der Hindu, der Chinese, der Araber bedarf und schätzt wenige unserer Fabrikate; sein Geschmack, seine Gewohnheiten, seine Bedürfnisse sind zu verschieden; der Neuamerikaner kann sie alle gebrauchen und *Jahrtausende dürften vergehen, ehe er alles selbst erzeugt*, ehe künstliche Fabrikwaren ihm wohlfeiler zu stehen kommen, als seine edlen Metalle und die Erzeugnisse seines fruchtbaren Bodens.“ Was würde der Mann wohl sagen, wenn er erführe, daß heute bereits manche amerikanischen Industrieprodukte den europäischen auf dem heimischen Markt eine vernichtende Conkurrenz bereiten und daß die europäische Industrie im Begriff ist, in Amerika ein Absatzgebiet nach dem andern zu verlieren? Der Prozeß, den Leuchs 1824 auf Jahrtausende veranschlagte, ist in 70 Jahren mehr denn vollendet und wir stehen bereits im Anfang einer neuen Entwicklung.

Digitized by Google

Wir werden also zu der Annahme des Bestehens eines ganz rapiden, früher gar nicht geahnten Umwälzungsprozesses unserer gesellschaftlichen Verhältnisse gedrängt, müssen anerkennen, daß sich für jedes Jahr die Größe des socialen Fortschritts sollte ausrechnen lassen.

* * *

Mit dieser Konstatierung der Existenz des Problems und der Möglichkeit seiner Lösung, ist aber noch nichts zum Gelingen der letzteren geschehen. Auf dem Webstuhl der Zeit liegen Millionen von Fäden, die sich unabläßig ineinanderschlingen und deren Bewegung im einzelnen zu verfolgen und festzustellen auch bei dem größten Beobachtungsapparat ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wollen wir überhaupt über die verwirrende Fülle der Ereignisse einen gewissen Ueberblick erlangen, so müssen wir ganze Reihen derselben zusammenfassen, ihren Typus zu erkennen suchen und hieraus dann einen Schluß auf die Tendenzen ziehen, denen wir in unserer gesellschaftlichen Entwicklung unterworfen waren.

Das Typische der Erscheinungen zeigt sich am schnellsten durch den Vergleich mit andern und deshalb wollen wir zunächst versuchen, die Eigenart der socialen Bewegung im Deutschen Reich durch die Gegenüberstellung der socialen Bewegung in der Schweiz hervortreten zu lassen.

Gleich am Eingang des Jahres 1897 stand ein großes, lehrreiches Ereigniß: der Streik der Hamburger Hafenarbeiter. Er brach wenige Wochen vor Weihnachten 1896 aus, umfaßte zuerst nur eine kleine Gruppe der Hafenarbeiter, verbreitete sich dann aber schnell und mit elementarer Gewalt auf alle übrigen Arbeiter dieser Kategorie, sodaß binnen kurzer Frist über 16000 Mann die Arbeit niedergelegt hatten. Dies geschah ohne klare Ueberlegung der voraussichtlichen Folgen, denn es waren keinerlei Vorbereitungen zum Streik getroffen, die gewerkschaftliche Organisation war wenig leistungsfähig, weil sie nur etwa den vierten Teil der Hafenarbeiter umfaßte. Es war ein dumpfer Massenimpuls, das Gefühl der Unerträglichkeit der bestehenden Arbeitsbedingungen, was die Arbeiter trotz Abraten von Leuten, deren Wort in anderen Angelegenheiten schwer ins Gewicht fällt, veranlaßte, den Rhedern die Fehde anzusagen und einmütig, zuversichtlich in den Kampf zu ziehen. Wie später allerseits zugegeben ist, waren die Forderungen der Hafenarbeiter durchaus berechtigt, die Mißstände, deren Beseitigung verlangt wurde, waren bei einigem guten Willen künftig zu vermeiden gewesen, die Lohnerhöhung hätte sich durchführen lassen angesichts der guten Geschäftslage und der reichen Gewinne der Rheder. Indessen begegneten die Arbeiter schroffem Widerstand, man weigerte sich, die Streikenden als Leute anzuerkennen, die ihre eigenen, berechtigten Interessen mit den ihnen an die Hand gegebenen gesetzlichen Mitteln wahrnehmen dürften, verlangte, daß sie vorerst wieder die Arbeit aufnehmen sollten; dann, aber auch nur dann, sei man geneigt auf ihre Wünsche einzugehen, von ihren Forderungen Kenntniß zu nehmen und sie auf die Möglichkeit ihrer Gewährung zu prüfen. Das von den Arbeitern in Anregung gebrachte schiedsgerichtliche Verfahren wurde abgelehnt. Die Unternehmer verfuhren, als wenn das Verhältniß zwischen ihnen und den Arbeitern nicht auf einem bürgerlichen Vertrag beruhe, deren Contrahenten durchaus gleichberechtigt wären, sondern in einer einseitigen Gehorsamkeitspflicht der Arbeiter seinen Grund habe. Nicht genug damit, suchten die Organe der Regierung, obwohl sie der ganze Conflikt eigentlich nichts anging, die Rheder in ihrer illiberalen Haltung zu bestärken. Ein Staatsminister

Digitized by Google

erklärte den Streik für unberechtigt und der Kaiser drückte seine Freude über den mannhaften Widerstand aus, der der Arbeit von seiten des Kapitals entgegengesetzt wurde. Die gewaltsame Niederschlagung der Hafenarbeiter, ihre bedingungslose Unterwerfung unter den Willen ihrer „Herren" wurde als ein Gebot der Staatserhaltung proklamiert.

Weit entfernt, die Ausständigen von dem Unrecht ihres Vorgehens zu überzeugen, hatten diese Maßregeln gerade die Wirkung, daß sie sich ihres Anspruchs als gleichberechtigte, vertragsschließende Partei tiefer bewußt wurden. Das war es ja auch im Grund gewesen, was sie in den Ausstand getrieben hatte, diese Nichtachtung ihrer bürgerlichen Rechte. Tausendfach hatten sie sich in ihrem Arbeitsverhältnisse in diesen Rechten gekränkt gefühlt und war in ihnen dadurch jene Bitterkeit, das Gefühl der Unerträglichkeit hervorgerufen worden, das in dem Streik zum Durchbruch kam. Nun handelte es sich nicht mehr um die Beseitigung einzelner Mißstände und die Gewährung eines höheren Lohns, sondern um die Respektierung des Bürgers im Arbeiterkittel. Aus einer ökonomischen Frage war damit eine hochpolitische geworden, es handelt sich von nun ab nicht mehr um einen socialen, sondern um einen politischen Kampf. Dementsprechend traten jetzt auch die Parteien in Aktion, die ursprünglich nichts mit dem Streik zu schaffen hatten.

Es ist nun wieder äußerst charakteristisch, daß sich nur zwei Parteien offen und ehrlich auf die Seite der Streikenden schlugen, eine alte große, die Socialdemokratie, und eine junge kleine, die National-Socialen. Alle übrigen Parteien nahmen gegen die Hafenarbeiter Stellung, darunter auch die, welche sich sonst liberal nennen und eigentlich durch ihre Grundsätze verpflichtet gewesen wären, die Ausständigen zu unterstützen. Denn thatsächlich handelte es sich in diesem politischen Kampf um die Frage, ob in Fällen wie dem vorliegenden nach dem Princip der Autorität oder nach dem der Gleichberechtigung verfahren werden sollte. Nicht Kapitalismus und Socialismus standen einander gegenüber, sondern Absolutismus und Liberalismus.

Das Gefühl, daß es sich in dem Konflikt der Hamburger Arbeiter um einen Kampf der Anerkennung liberaler Grundsätze handelte, war aber doch in einigen Kreisen des Bürgertums vorhanden und veranlaßte, daß von dieser Seite den Streikenden materielle Unterstützung zu Teil wurde, was bis dahin noch niemals der Fall gewesen war. Immerhin war diese Unterstützung an sich verhältnißmäßig gering. Es fehlte an Mittelpunkten dafür, da selbst die Parteien, welche sonst ihre Arbeiterfreundlichkeit nicht oft genug betonen konnten, sich nicht zu entschließen vermochten, Sammlungen von Streikgeldern vorzunehmen. Dagegen wurde von der Socialdemokratie und den National-Socialen mit großer Tapferkeit und äußerster Kraftanstrengung gefochten. Allwöchentlich wurden zwischen 153 und 194 Tausend Mark, im Ganzen über $1^1/_2$ Millionen aufgebracht.

Trotzdem mußten sich die Hafenarbeiter nach heldenmütigem elfwöchentlichen Kampfe, in dem sie bis zum letzten Augenblicke mannhafte Besonnenheit und aufrichtige Friedfertigkeit an den Tag gelegt hatten, im Februar zu bedingungsloser Unterwerfung verstehen. Man hat vieles und richtiges über die Ursachen dieser Niederlage geschrieben, auf die Schwäche der Organisation hingewiesen, die beim Beginn des Kampfes bestand, die Streikbrecher verantwortlich gemacht, die sich gegen höhere Löhne, als sie von den erfahrenen langjährigen Arbeitern je beansprucht waren, einstellen ließen. Aber die Haupturſache der Niederlage war doch, daß sich die Macht des Staates mit der des reichen Hamburger Bürgertums verbündete. Mitten im Kampf

Digitized by Google

stärkten die Behörde die Position der Arbeitgeber mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, währenddem man den Streikenden die Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte in jeder Weise erschwerte. Dadurch gelangten die Unternehmer zur Uebermacht und wurde ihnen ermöglicht, ihren Herrscherwillen zu behaupten, und als im Arbeiterverhältniß ausschließlich maaßgebend, durchzusetzen. Der Versuch der Waare Arbeitskraft, sich als Mensch zu gebärden, war wieder einmal mißlungen.

Bald nach der brutalen Niederwerfung des Hafenarbeiterstreiks in Hamburg brach in der Schweiz ein Streik der Angestellten der Nordostbahngesellschaft aus. Einmütig legten 5000 Schaffner, Lokomotivführer, Weichensteller in der Nacht des 11. auf den 12. März die Arbeit nieder und kein Zug fuhr mehr aus den Hallen des Züricher Bahnhofs ab. Die Ursache dieses Verhaltens lag darin, daß die Direktion der schweizer Nordostbahn es unterlassen hatte, die ihren Angestellten unter dem Druck einer gewaltigen Lohnbewegung im vorigen Jahr gegebenen Versprechungen zur Aufbesserung der Löhne und Regelung der Anstellungsverhältnisse einzulösen. Gesteigert wurde der Unwille des Eisenbahnpersonals noch durch kleinliche Maßregelungen solcher Arbeiter, die in die Lage gekommen waren, die Interessen ihrer Kollegen bei der Direktion zu vertreten und wahrzunehmen. Als die Verwaltungsbehörden sich weigerten, den Arbeitern auf den angegebenen Termin eine klare und bestimmte Antwort auf ihre Forderungen zu geben, wurde der Ausstand proklamiert.

Auch hier handelte es sich also zunächst um eine wirtschaftliche Interessenfrage, um die Durchführung von Aenderungen im Arbeiterverhältniß, die bereits zugesichert waren. Mit dem Ausbruch des Streiks aber erhielt dieser Conflikt wegen seiner störenden Folgen für die allgemeinen Interessen ebenfalls eine politische Bedeutung. Die höchste Landesbehörde, der Bundesrat hatte für die Aufrechterhaltung des Eisenbahnverkehrs zu sorgen und war infolgedessen wirklich gezwungen, zu intervenieren. Doch wie ganz anders war diese Intervention beschaffen als die gänzlich unmotivierte Einmischung in den Hamburger Streik. Statt die Millionäre der Nordostbahnverwaltung aufzureizen, bis zum Aeußersten den Forderungen der „aufrührerischen" Arbeiter Widerstand entgegenzusetzen, trat der Vertreter des Bundesrats, der Chef des Eisenbahndepartements, Dr. Zemp als Schiedsrichter, als Vermittler in die Schranken, um dem Recht zu geben, auf dessen Seite das Recht und die Billigkeit liege. Im Vertrauen darauf nahmen die Arbeiter sofort, nachdem ihnen eine schiedsgerichtliche Lösung des Conflikts zugesichert worden war, am Mittag des 13. März ihren Dienst wieder auf; in 36 Stunden war der Streik beendigt gewesen.

Verweilen wir einen Augenblick bei den in diesen Ausständen hervorgetretenen Unterschieden. Während in Hamburg 11 Wochen gekämpft wurde mit Anspannung aller Kräfte, bis zur völligen Erschöpfung des einen Teils, wird in der Schweiz der Conflikt in $1^1/_2$ Tagen beigelegt. Dort tiefe Erbitterung, schwere Schädigung des deutschen Handels, der Ruin vieler Existenzen, ein nach Millionen zählender volkswirtschaftlicher Verlust, hier ein gegenseitiges, freundliches Entgegenkommen, eine geringfügige, augenblicklich wieder vorübergehende Störung des Verkehrs, und, als bleibendes Resultat, eine Stärkung des öffentlichen Rechtsbewußtseins, des socialen Friedens. Dort ein Sieg der Gewalt über das Recht und die allgemeinen Interessen, hier ein Sieg des Rechts und der öffentlichen Meinung über gemeinschädlichen Kapitalisten-Hochmut.

Es kann keinen Zweifel unterliegen, welche Lösung die glücklichere

Digitized by Google

gewesen ist. Ohne Uebertreibung darf behauptet werden, daß der Sieg der Arbeiter in ihren Lohnkämpfen in 99 von 100 Fällen für das ganze Gemeinwesen, die Gesellschaft ein Vorteil ist, wie ihre Niederlage ein Nachteil ist. Jede Erhöhung des Einkommens der Arbeiterklasse wirkt belebend auf Handel und Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft. Eine Arbeiterklasse, die nicht konsumtionsfähig ist, kann auch keiner blühenden Volkswirtschaft als Grundlage dienen, kann nicht den Kern eines Kulturvolkes bilden. „Hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt" — dies Sprichwort, das aus einer Zeit stammt, als der Bauernstand noch in der Hauptsache den nationalen Arbeiterstand bildete, drückt treffend das Verhältniß von Arbeitseinkommen und Volkswohlfahrt aus.

Aber auch abgesehen davon, liegt es im allgemeinen Interesse, daß die Konflikte zwischen den Unternehmern und Arbeitern möglichst schnell geschlichtet werden und daß die Staatsgewalt, sofern sie durch die Umstände überhaupt genötigt ist, zu interveniren, dies nur unter Anerkennung völliger Gleichberechtigung beider Teile, mit absoluter Unparteilichkeit thut. Sie muß sich auf den Standpunkt stellen, Lohnkämpfe als ganz natürliche, berechtigte, aus der Verfassung unserer heutigen Gesellschaftsordnung notwendig hervorgehende Erscheinungen anzusehen. Nur eine solche Staatsgewalt kann auf die im Wesen unserer socialen Entwicklung liegende Hebung der Arbeiterklasse einen heilsamen Einfluß ausüben; verfährt sie anders, vertritt sie nicht den Grundsatz der Rechtsgleichheit, sondern unterstützt sie einseitig eine Gesellschaftsklasse gegen die andere, so macht sie sich dadurch zum Werkzeug von Klasseninteressen und wird zu einem Hemmniß des gesellschaftlichen Fortschritts. Nicht von ungefähr sind die Staatsrechtsgelehrten unseres Jahrhunderts zur Ausbildung der Doktrin vom „Rechtsstaat" gekommen. Sie ist der Ausdruck der wirklichen Bedürfnisse einer entwickelten bürgerlichen Gesellschaft. Diese muß, wenn sie sich nicht selbst in Frage stellen will, davon ausgehen, daß die gesetzlichen Rechte des einen Bürgers nicht größer sein dürfen als die des andern. Läßt sie an die Stelle des Princips der Rechtsgleichheit das des Vorrechts treten, giebt sie zu, daß der Staat, statt der Vertreter der allgemeinen Interessen zu sein, derjenige von Sonderinteressen wird, so ist nicht abzusehen, warum nicht Gesetz und Recht in einer den Interessen des Bürgertums selbst zuwiderlaufenden Weise gehandhabt, warum es selbst nicht den Interessen der noch der feudalen Weltanschauung huldigenden Aristokratie zum Opfer gebracht werden sollte.

Sicher ist wohl, daß jeder Staat von Haus aus eine Organisation ist, dazu bestimmt, gewisse Sonderinteressen zu schützen und zu fördern. Auch läßt sich kaum leugnen, daß die heute bestehenden Staaten, die vorgeschrittensten unter ihnen inbegriffen, für die besitzenden Klassen unendlich weit mehr leisten, für sie von größerem Vorteile sind als für die arbeitende Bevölkerung im engeren Sinne. Man denke nur daran, welche Unsumme von Arbeit der Staat es sich kosten läßt, die wohlerworbenen Rechte, das Eigentum seiner Bürger zu schützen. Er unterhält für diesen Schutz, der doch nur den Bürgern zu Gute kommen kann, die etwas besitzen, ganze Armeen von Beamten, unzählige Polizei- und Gerichtsgebäude und Strafanstalten. Die Masse der Bürger, die nichts besitzen oder so wenig, daß sie keine sonderliche Gefahr laufen würden, etwas zu verlieren, auch wenn der Staat nicht das Eigentum schützen würde, — sie haben von diesem Teil der Staatsthätigkeit nichts — als Kosten.

Aber unbeschadet dieses Klassencharakters, der einem jeden Staatswesen innewohnt, brauchen die bestehenden Staaten nicht zu Hemmnissen der ge-

Digitized by Google

sellschaftlichen Entwicklung zu werden. Sofern sie es der Gesellschaft nicht verunmöglichen, das Gesetz gemäß ihrem Bedürfniß zu gestalten, vielmehr jedem Gliede der Gesellschaft die Befugniß einzuräumen nach seinen Interessen sich an der Bildung des Rechtswillens, des Gesetzes zu beteiligen, sofern auch das Gesetz für alle Bürger gleich verbindlich gemacht wird, kurz, sofern die Staaten liberal sind, werden sie sich mit der Gesellschaft, auf deren Fundamenten sie stehen, weiter entwickeln können. Ein schroffer Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft kann nicht entstehen, wenn alle Bürger in gleichem Grade rechtsfähig sind. Aendern sich nämlich die gesellschaftlichen Verhältnisse und zeigt es sich dann, daß die bestehenden Gesetze dem Bedürfnisse der Mehrheit der Staatsangehörigen nicht mehr entsprächen, so hätten diese es ja in der Hand, die Gesetze neu zu gestalten. Der Weg der Reform, die Möglichkeit einer friedlichen Aenderung der Gesetzgebung ist vorhanden. Räumt dagegen ein Staat der Masse seiner Bürger nicht den entscheidenden Einfluß auf seine Thätigkeit und sein Wirken ein, wird in ihm nur nach den Interessen kleiner Klassen und Kotterien regiert, besitzen diese ein Privileg darauf, den Gang der Gesetzgebung und Verwaltung zu bestimmen, so muß bei einer Aenderung des gesellschaftlichen Zustands naturgemäß eine große Unzufriedenheit bei allen jenen entstehen, deren Bedürfnisse unbefriedigt gelassen, deren Interessen durch den Staat direkt unterdrückt oder verletzt werden. Denn diese vom Staat unbefriedigt gelassenen, ja direkt geschädigten Volksklassen werden auf eine sie befriedigende Rechtsordnung naturnotwendig hinarbeiten müssen, und können sie diesen Gegensatz von Staat und Gesellschaft nicht durch Geltungmachung ihrer bürgerlichen Rechte beseitigen, so werden sie es auf dem Wege der Gewalt, der Revolution versuchen.

In der Schweiz haben wir ein Staatswesen von der erst beschriebenen liberalen Sorte. Hier besitzt jeder Bürger ohne Unterschied seines Vermögens und seiner Stellung auf der socialen Stufenleiter die gleichen, weitgehenden Rechte in Bezug auf die Bildung des Staatswillens, die Art und Richtung seiner Bethätigung. Daher vollzieht sich auch hier das politische Leben in sehr ruhigen, aller dramatischen Spannung entbehrenden Formen, und wo sociale Konflikte entstehen, die in die Sphären der allgemeinen Interessen übergreifen und die des Staates zu ihrer Schlichtung bedürfen, da erfolgt letztere naturgemäß nicht in einer nur bestimmten Klasseninteressen dienenden Weise, sondern so, daß die Interessen der Majorität der Bevölkerung dabei auf ihre Rechnung kommen. Der Staat kann hier gar nicht anders verfahren, wenn seine Organe nicht riskiren wollen, vom Volk auf die Seite geschoben zu werden.

Wenn daher der Streik der Eisenbahnarbeiter auf der schweizer Nordostbahn in so schneller, loyaler und zu keiner nennenswerten Schädigung von irgend Jemand führender Weise beigelegt worden ist, so hat das seinen Grund in dem besonderen liberalen Charakter des schweizerischen Staatswesens gehabt.

Umgekehrt liegt die Sache beim Hamburger Hafenarbeiterstreik. Die Art seines Ausgangs zeigt unzweideutig, daß wir in Deutschland ein nicht liberales Staatswesen besitzen, ein Staatswesen, das da, wo es in socialen Konflikten interveniert, die Interessen der Majorität seiner Bürger nicht als maßgebend anerkennt, sondern gerade denjenigen einer Minderheit zum Siege verhilft. Damit ist naturgemäß ein schroffer, sich beständig verschärfender Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen der Politik und der socialen Rechtsempfindung gegeben, der um so unhaltbarer ist, als auch in Deutschland die Bürger in dem allgemeinen, direkten Wahlrecht ein, wenn

Digitized by Google

auch sehr wenig wirksames und durchschlagendes Mittel besitzen, um ihrem Willen die gebührende Berücksichtigung zu verschaffen.

Dieser Gegensatz ist es, der heute die politisch-sociale Entwicklung des deutschen Reiches beherrscht und erst alle die Vorgänge verständlich macht, die wir im verflossenen Jahre mit angesehen haben.

Zunächst das unaufhaltsame Wachstum der Socialdemokratie. Es ist weniger die Parteiorganisation als solche, die Fortschritte macht, auch nicht die spezifische Doktrin dieser Partei, die ihr immer neue Anhänger wirbt, sondern ihre Eigenschaft als kraftvolle, selbstbewußte, rücksichtslose Oppositionspartei ist es, die auf die Massen des Volkes — nicht nur die Arbeiter — eine starke Anziehungskraft übt. Es ist nicht die feste Ueberzeugung, daß alles das, was auf dem Programm der Partei steht, richtig und durchführbar sei, was sie populär macht, sondern die Stimmung, aus der heraus sie wirkt und arbeitet. Sie weiß den richtigen Ton anzuschlagen, sie imponiert durch die Ehrlichkeit und Unbeugsamkeit, mit der sie sich zur Geltung bringt.

Aber je mehr Bedeutung und politischen Einfluß die Socialdemokratie erlangt, je rückhaltloser sie sich den Aufgaben des Tages unterzieht, desto stärker verblaßt bei ihr die doktrinäre Tradition als sei sie die zur Einführung der socialistischen Gesellschaft berufene Partei. Je länger je weniger kann sie diese Tradition respektieren, wenngleich sie davor noch zurückschreckt, sie ganz über Bord zu werfen. Sie begnügt sich damit, jeweilen die Doktrinäre kalt zu stellen, welche ihr ihre Lehre als Richtschnur ihres Handels aufnötigen wollen. Das geschah, seitdem 1890 die „Jungen" eine „Politik der socialistischen Principien" forderten, fast jedes Jahr, wobei es denn vorkam, daß die gleichen Leute auf dem einen Parteitage im Lager der Principienreiter standen, während sie auf dem andern auf der Seite der opportunistischen Taktiker kämpften. Kein Parteitag ohne eine Opposition, die ob der einreißenden Verwässerung warnend ihre Stimme erhebt.

Das gleiche Schauspiel bot sich auch wieder an den Verhandlungen des letzten Hamburger Parteitags, der zu entscheiden hatte, ob die Partei und in welcher Weise sie sich an den preußischen Landtagswahlen beteiligen sollte.

Früher hatte sich die Partei auf den Standpunkt gestellt, der denn auch durch Parteitagsbeschlüsse festgelegt worden war, daß das Dreiklassenwahlsystem und der Kompromiß mit anderen Parteien entschieden zu verwerfen wäre und daß daher über all dort, wo die Partei nicht aus eigener Kraft ihre Kandidaten durchzusetzen vermöchte, Wahlenthaltung geboten sein sollte. Man bezweckte mit diesem taktischen Princip die socialistischen Grundsätze rein und unverfälscht zu erhalten, wobei man von der irrtümlichen Ansicht ausging, daß es sich überall da, wo die Partei sich bethätigte, um socialistische Grundsätze handeln müsse.

Zweifel an der Richtigkeit dieses Standpunktes wurden laut, als die preußische Regierung im Landtag ein zur Knebelung der Arbeiterbewegung bestimmtes Vereinsgesetz, die lex Recke einbrachte. Da wurde es plötzlich klar, welche Bedeutung für die socialdemokratische Partei der verächtlich ignorierte Landtag noch habe und daß seine Zusammensetzung für sie von ungeheurem Belang sein könnte. Man sah ein, daß es nicht länger anging, die Hände bei den Landtagswahlen in den Schooß zu legen und dadurch den größten Gegnern der Interessen der Arbeiterklasse, ja der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, dem Junkertum Vorschub zu leisten, ihm wenn auch unbeabsichtigt seine wirtschaftlich schon erschütterte politische Machtstellung im preußischen Staat zu erhalten.

Digitized by Google

Auf dem Parteitag legte Auer, wohl der feinste politische Kopf der Partei, in einer großen Rede all die Gründe dar, die für eine Beteiligung an dem preußischen Landtage sprechen. Er traf mit seinem naturwüchsigen bon sens den Nagel auf den Kopf, als er erklärte: Seien Sie ganz ruhig! Wir sind Gegner des Dreiklassenwahlrechts gewesen, sind es heute und werden es bleiben. Aber deshalb, weil eine Waffe, die ich benutzen will, mir nicht konveniert, ist noch nicht gesagt, daß ich sie gar nicht nehme und mich wehrlos dem Gegner gegenüber stellen soll.

Alles, was Liebknecht, der den Standpunkt der strikten Nichtbeteiligung vertrat, gegen die Gründe Auers vorzubringen vermochte, lief im Grunde auf die alte Litanei hinaus, alles Parlamenteln nütze nichts, es müsse doch über kurz oder lang die Machtprobe zwischen Kapitalismus und Socialismus stattfinden. An einer Stelle seiner Rede erklärte er:

„Aber wenn wir nun auch vermittelst eines Kompromisses eine Majorität von Fortschrittlern, meinetwegen auch einige Sozialdemokraten als Anhängsel, in den Landtag bringen, welche Garantie haben wir denn gegen eine Vergewaltigung? Was sind Spinnweben gegen eine Armee? Das Uebel sitzt eben weit tiefer; durch Ausnutzung des Dreiklassen-Wahlsystems kommen wir nicht über den Berg. Das Uebel sitzt tiefer; es liegt in der Unmöglichkeit für den Kapitalismus, auf friedlichem Wege, unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts das Staatsruder in der Hand zu behalten. Ich gebrauche das Wort Staatsstreich nicht leichtsinnig. Der Staatsstreich ist keine Phantasie, keine Willkür. Nein, der Staatsstreich wurzelt in den Verhältnissen, er wird allmählich, wenn der Sozialismus die Majorität im deutschen Volke gewinnen sollte, unseren Gegnern in der einen oder anderen Form durch die Logik der Thatsachen geradezu aufgezwungen. Hierin liegt die Gefahr."

Hier spielt wieder die alte Illusion hinein, als handle es sich in dem Kampf der Socialdemokratie gegen die Regierung um einen Kampf zwischen Socialismus und Kapitalismus, zwischen zwei Gesellschaftsordnungen, während in Wirklichkeit darum gekämpft wird, ob der Staat die gesellschaftliche Entwicklung im Interesse gewisser reaktionärer, aristokratischer Volksschichten hemmen oder ihr freie Bahn gewähren soll. Nicht der Kapitalismus ist mit dem allgemeinen Wahlrecht unvereinbar — er ist sogar mit der weitgehendsten demokratischen Staatsverfassung, dem Referendum und der Initiative vereinbar, wie das Beispiel der Schweiz zeigt, — sondern der Absolutismus, der Mißbrauch der Staatsgewalt gegen die allgemeinen Interessen, der Polizeistaat ist unvereinbar mit dem allgemeinen Wahlrecht. Es wird gekämpft um einen politischen Regimewechsel, aber nicht um einen socialen Systemwechsel. Wohl spielt das letzte Moment mit hinein, insofern ein socialer Systemwechsel allmählich sich vorbereitet, notwendig wird und, um sich vollziehen zu können, einer größeren gesellschaftlichen Bewegungsfreiheit bedarf.

Der Socialismus kann sich erst gestalten, in die neue Gesellschaftsordnung können wir erst hineinwachsen, wenn an die Stelle des Polizeistaats eine liberale Staats- und Rechtsordnung getreten ist. Aber diese Rücksicht auf das Künftige, einst Werdende ist nicht ausschlaggebend und erzeugt nicht den großen und erbitterten Kampf, den wir die Socialdemokratie führen sehen. Handelte es sich nur um die völlige Befriedigung der letzten Interessen der Arbeiterklasse, die sie einst in einer gemeinwirtschaftlichen Ordnung finden wird, so hätte die Socialdemokratie in Deutschland keine bedeutendere

Digitized by Google

Rolle zu spielen, als die, welche der schweizerischen und englischen Socialdemokratie zugewiesen ist. Sie würde, statt wie jetzt, wo sie viele hunderttausende von Wählern hinter sich hat, deren nur wenige Tausend besitzen. Die Größe und Kraft der deutschen Socialdemokratie ist wesentlich darin begründet, daß sie, — es mag paradox klingen — eine aufrichtig liberale, eine sociale und politische Bewegungsfreiheit heischende Partei ist, soweit nämlich ihr reales, positives Wirken in Betracht fällt. Diese Bewegungsfreiheit braucht die deutsche Gesellschaft nicht erst in der Zukunft, sondern bereits in der Gegenwart, und daher erhält die Partei, von deren Einfluß solches am ersten zu erhoffen ist, die große Masse der Stimmen, die ihr bei den Wahlen zufallen.

Mit der unvollständigen Selbsterkenntniß ihres Wesens seitens der Partei hängt auch die eigentümliche Unsicherheit ihrer Stellung gegenüber dem Militarismus zusammen, die ebenfalls auf dem Hamburger Parteitage in einem Intermezzo zu Tage trat, das einer unfreiwilligen Komik nicht ganz entbehrte. In der Debatte über den Bericht der parlamentarischen Thätigkeit der Reichstagsfraktion wünschte ein Genosse, es möchte vom Berichterstatter, dem Abg. Schippel, die „Flunkerei" der Freisinnigen Zeitung zerstört werden, wonach die sozialdemokratischen Abgeordneten sich mit der letzten Militärforderung von 170 Millionen Mark stillschweigend einverstanden erklärt und sich unter der Hand mit den anderen Fraktionen geeinigt hätten, die neuen Kanonen in Arbeit zu geben. Schippel war genötigt, statt die Darstellung der Freisinnigen Zeitung dementieren zu können, zuzugeben, daß es sich im ganzen so verhielte, wie vom Abg. Richter erwähnt worden sei. Er erklärte: Der Kriegsminister hätte im Dezember in der Budget-Kommission vertraulich erklärt, daß eine neue Artillerie-Ausrüstung im Werke sei und daß Deutschland dadurch einen Vorsprung erhalten werde; diese Mitteilungen seien durchaus vertraulicher Art gewesen. Deshalb sei es auch für die Socialdemokraten eine Ehrensache gewesen, von diesen Mitteilungen in der Oeffentlichkeit kein Wesen zu machen. Man müsse sich darüber klar sein, daß man sich in solchen Dingen in einer Zwickmühle befinde. „Wir haben die Soldaten nicht bewilligt, aber sie sind einmal da. Für Milizanträge und Abschaffung aller stehenden Heere ist keine Mehrheit vorhanden und in absehbarer Zeit auch nicht zu schaffen. Das ist eine Thatsache, die uns sicherlich unangenehm ist, mit der wir aber rechnen müssen. Sollten wir nun, weil die bürgerlichen Parteien uns in dieser Beziehung nicht unseren Willen thun, die deutschen Arbeiter, gleichsam zur Strafe, vor die Gefahr stellen, daß sie mit ihrem Blut den Unverstand der Gegner einmal zu büßen haben? Das wäre widersinnig und gegen die Interessen der Arbeiterklasse gehandelt. Den Kampf gegen den Militarismus führen wir bei anderen Gelegenheiten besser. Wir führen ihn bei allen guten Gelegenheiten, aber hier wäre es der denkbar schlechtest gewählte Moment gewesen."

Gegen diese Aeußerungen wurden in der nachfolgenden Discussion alle Register der Entrüstung über den darin enthaltenen Principienverrat gezogen. Man erklärte, wenn der Standpunkt Schippels richtig sei, so dürfe man gar nicht mehr gegen den Militäretat stimmen. „Wir sind principiell gegen den Krieg, wir wollen den vollen und ganzen Frieden. Deshalb haben wir nicht dafür zu sorgen, daß die Soldaten mit Kanonen ausgerüstet werden, damit sie nicht so gefährdet sind, sondern wir haben dafür zu sorgen, daß sie überhaupt nicht mehr dieser Gefahr ausgesetzt sind." Als wenn die Socialdemokraten im Stande wären, den Krieg weg zu dekretieren. Man verkannte, daß unter den heutigen Verhältnissen die Rüstungen eine Notwendigkeit sind und

Digitized by Google

daß, wenn die Socialdemokraten gegen das Militärbudget stimmen, dies nicht deshalb geschehen kann, weil man principiell gegen den Krieg ist, sondern weil die Sozialdemokratie der gerade am Ruder befindlichen Regierung, so viel an ihr liegt, das Regieren verunmöglichen will. Würden die Socialdemokraten die Verantwortung für die Leitung der Staatsgeschäfte tragen, so müßten sie sich trotz ihrer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen den Krieg von der Volksvertretung ebenfalls ein ungefähr gleich großes Militärbudget bewilligen lassen. Es sind die Fragen der inneren Politik, die feindselige illiberale Stellung der Staatsgewalt zur Aufwärtsbewegung der Arbeiterklasse, die diese veranlaßt, jede Verstärkung der Machtstellung der Regierung, auch dort, wo sie im Interesse der auswärtigen Politik des Reiches läge, abzulehnen.

Die große Frage ist nun, ob diese Taktik richtig ist, ob durch Verweigerung des an sich Notwendigen, durch parlamentarische Obstruktion gegen das Militärbudget mit Aussicht auf Erfolg die Regierung zum Rücktritt resp. zum Einlenken in liberale Bahnen bewogen werden kann, ein Regimewechsel in der inneren Politik zu erzwingen ist.

Die Socialdemokraten bejahen diese Frage; wenigstens muß das aus ihrem Verhalten geschlossen werden. Einen positiven Erfolg freilich haben sie indessen mit dieser Taktik noch keineswegs erzielt, denn statt sich zu einer liberaleren, den Wünschen der arbeitenden Volksklassen entgegenkommenden Gesetzgebungs- und Verwaltungspraxis zu verstehen, zeigt sich die Regierung je länger je mehr erbittert über den ihr bereiteten Widerstand. Statt liberaler, wird sie autoritärer, absolutistischer. Auf eine kluge Regierung würde die socialdemokratische Taktik vielleicht gut wirken und sie zu einer gewissen Nachgiebigkeit veranlassen, bei der gegenwärtigen erreicht sie das gerade Gegenteil.

Dennoch läßt sich wohl kaum behaupten, daß die socialdemokratische Taktik verkehrt wäre. Sie kann nicht anders sein, sie ist notwendig, der Ausdruck des Volkswillens, der Volksunzufriedenheit. Das Volk würde es nicht verstehen, wie man einer Regierung ihre Forderungen bewilligen kann, da sie ihre Machtmittel dazu benutzt, die staatsbürgerliche Freiheit der Massen nach Möglichkeit einzuengen, ihnen den Weg zu ihrer Emancipation zu verbarrikadieren und die nur die ihnen feindlichen Interessen der Junker und verjunkerten Kapitalisten als berechtigt anerkennt. Es ist eben Sache der Regierung, klüger zu sein als das Volk, dieses zu verstehen und seine Willenskundgebungen richtig auszulegen. Deshalb vorzüglich hat auch wohl die Politik der von Pfarrer Naumann geführten National-Socialen so wenig Verständniß und Anklang gefunden. Er verlangte vom Volk, klüger zu sein und zu handeln, als seine Regierung es ist, er wollte die grundsätzliche Opposition gegen das Budget der Reichsregierung aufgegeben wissen, bewilligen, was notwendig sei, um dadurch Vertrauen für die Sache des Volks zu erwecken. Er meinte, wenn der Kaiser sähe, daß er sich auf die freiheitlich gesinnten Volksschichten stützen könne, er sich deren Anliegen geneigter zeigen werde. Die Regierung befinde sich in einer Zwangslage; sie könne nicht social sein, weil die social Gesinnten nicht national seien.

Thatsächlich liegen die Verhältnisse wohl umgekehrt. Das Volk darf von seinen höchsten Behörden ohne weiteres verlangen, daß sie Vertrauen zu ihm haben. Eine Regierung, die das nicht hat, die dem Volk mißtraut als einem inneren Feind, richtet sich damit selbst. An ihr ist es gerade, das Vertrauen des Volks zu gewinnen und dann zu rechtfertigen. Fehlt ihr dies Vertrauen, so verdient sie es nicht. Naumann selbst hat ein-

Digitized by Google

mal die wahren Worte in seiner „Zeit" geschrieben: Wir können aus der Geschichte lernen, daß es eine lächerliche Staatserhaltung ist, wenn man die Gefahr des Staates in der Freiheit seiner Bürger sucht. Wer behauptet, daß ohne ein neues Zwangsgesetz Deutschland und Preußen nicht erhalten werden kann, der ist ein Waschlappen. Er sieht und kennt die wirkliche Kraft und Größe des deutschen Reiches nicht. Die wirkliche Kraft liegt nicht in der Angst und Einschränkung, sondern im Vertrauen und in der Leistungsfähigkeit. Eine Regierung, die dem Volk vertraut, kann wieder Vertrauen wecken, eine Regierung, die gegenüber den Armen und Schwachen redlich ihre Pflicht thut, braucht sich vor keinen Versammlungen zu fürchten, aber eine Regierung voll Mißtrauen und voll Abneigung gegen sociale Reform kann nicht staatserhaltend wirken. Sie tötet den Geist der Vaterlandsliebe, weil sie selbst keine Liebe zur Freiheit der Staatsbürger hat."

Hält man an der Richtigkeit dieser Sätze fest, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es erste und höchste Aufgabe des Volks ist, sich eine des Vertrauens würdigere Regierung zu verschaffen, daß die deutsche Gesellschaft einer anderen Staatsform bedarf, die es ihr ermöglicht, den Gegensatz zwischen ihr und der Staatsgewalt aufzuheben. Da die Regierung sich selbst nicht ändert, sondern nur immer schärfer ausprägt, was sie in den Gegensatz zur Gesellschaft bringt, so bleibt dieser kein anderes Mittel, als von sich aus eine Aenderung der Regierung zu erzwingen und zwar durch den Reichstag, den die Gesellschaft mittelst ihres Wahlrechtes bestellt. Das parlamentarische Regime und vielleicht sogar die repräsentative Demokratie wird zur socialen Notwendigkeit. Diesen Schluß aber wagen die National-Socialen, trotzdem sie sonst in ihren praktisch politischen und socialen Anschauungen viel gereifter und undoctrinärer sind als die Socialdemokraten, nicht zu ziehen. Das trat auf dem letzten Erfurter Delegiertentag des national-socialen Vereins deutlich hervor, als Professor Sohm aus Leipzig über das allgemeine Wahlrecht als Grundlage der inneren und äußern Politik sprach. Er erkannte an, daß die Demokratisierung unserer Gesellschaft eine geschichtliche Thatsache sei, mit der man sich abfinden müsse. Aber wie? Das ist die Frage. Prof. Sohm antwortete:

„Der demokratisch gewordenen Gesellschaft entspricht ein demokratisches Wahlrecht, ja ein Recht überhaupt, wie die allgemeine Schulpflicht demokratische Unterrichtsverfassung bedeutet. Immer sehen wir denselben Gedanken: Die Masse soll empor. Die Herrschenden können ihre Pflicht nur erfüllen, wenn sie den Beherrschten zur Freiheit, zur Anteilnahme an der Herrschaft gewinnen. Ist damit gesagt, daß unser Staat ein demokratischer sein soll, daß die Demokratie als solche zur Regierung berufen sein soll? Nein. Zur Anteilnahme, aber nicht zur Regierung. Eine parlamentarische Verfassung, in der das Volk regiert, lehnen wir ab, deshalb, weil hier Parteigegensätze entstehen. Die parlamentarische Verfassung würde den Staat zum Parteistaat machen, es gäbe eine Herrschaft der stärksten Partei. Die Stärke des Staats liegt in der Monarchie. Sie ist die einzige Macht, die den Staat zu erhalten berufen ist, als den Staat nicht blos einer Partei, als einen Staat aller. Darum sagen wir: Es wird das allgemeine gleiche Wahlrecht den Staat als Ganzes nicht demokratisieren. Es bedeutet vielmehr die starke Grundlage des Königtums. Das allgemeine gleiche Wahlrecht ist die allein mögliche Grundlage für das Volkskönigstum. Das Volkskönigtum befaßt die Kraft des Volkes in sich zusammen, es allein vermag das Königtum zur Wirksamkeit zu bringen. Das Königtum gehört allen und ihm gehören alle. Es fordert das Bündnis der Gesellschaft."

Digitized by Google

Wäre richtig, was hierin gesagt wäre, so dürfte es gar nicht den Gegensatz von Staat und Gesellschaft geben, an dem wir laborieren; alles müßte in schönster Harmonie sein. Wir haben ja das allgemeine Wahlrecht und haben auch das Königtum. Wir müßten also besser dran sein als z. B. die Schweiz, wo wirklich das Volk und nicht ein König regiert und wo man trotzdem garnicht merkt, daß der Saat irgendwie in Gefahr wäre. Ja, wenn ein Staat ohne inneren Feind ist, dann ist es sicher die Confoederatio helvetica. Dort erhält sich der Staat in der Form der Republik ganz prachtvoll, und es wäre sehr fraglich, ob nicht alles drunter und drüber ginge, wenn man die Eidgenossenschaft durch einen König wollte „erhalten" lassen. Das Bündniß mit der Gesellschaft würde dem Schweizerkönig schwerlich gelingen, besonders dann nicht, wenn er wie der preußische regieren wollte. Wenn man sich ganz unbefangen vergegenwärtigt, daß sich im Königtum das Princip der Herrschaft und im allgemeinen Wahlrecht, überhaupt in jedem Volksrecht das Princip der Freiheit, der Selbstverwaltung verkörpert, so ist kein Zweifel darüber mehr möglich, daß beide von Natur aus nicht zusammengehören, sondern sich einander ausschließen. Auf die Dauer können sie nicht neben einander bestehen. Entweder müssen die Volksrechte dem Königtum oder das Königtum muß den Volksrechten weichen. Das braucht natürlich nicht durch die förmliche Beseitigung des einen oder anderen zu geschehen; ein Parlament, das nichts oder nur Ja sagen darf, hat natürlich neben einem Monarchen Platz, ebenso wie solcher sich ganz gut neben einem allmächtigen Parlament denken läßt, wenn er sich damit begnügt, eine wesentlich dekorative Rolle zu spielen und nicht daran denken darf, sich mit der Volksvertretung in Conflikt zu bringen. Aber nichtsdestoweniger bleibt es doch wahr, daß man nicht Royalist sein kann, ohne die Demokratie zu negieren, wie man umgekehrt nicht sich für das allgemeine Wahlrecht erklären kann, ohne damit im Grunde die monarchische Staatsform abzulehnen. Für eine geraume Zeit, auf einer bestimmten Entwicklungsstufe können beide Prinzipien, das monarchische und demokratische, neben einander bestehen, — es ist das die Aera des Konstitutionalismus, eine Art Waffenstillstand zwischen Herrscher- und Volksrechten, aber schließlich muß doch das eine über das andere siegen.

Die Frage für Deutschland ist nur, in welcher Weise dies Problem der Staatsform gelöst werden wird. Niemand kann das heute sagen. Sicher ist indessen, daß, so lange dies Problem ungelöst bleibt, die gesellschaftliche Entwicklung, die Ausbildung neuer Formen des Zusammenwirkens auf allen Gebieten der Kulturarbeit gehemmt ist. Das zeigt sich am deutlichsten an dem Schicksal der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die es trotz unserer immer industrieller werdenden Volkswirtschaft zu keiner der englischen Bewegung ähnlichen Machtstellung bringen kann. Wo wäre in Deutschland eine Gewerkschaft zu finden, die, wie die englischen Maschinenbauer, einen halbjährigen Streik in einem auch nur annähernd großen Umfang auszuhalten vermöchte? Man hat in letzter Zeit viel und oft die Frage erörtert, weshalb die deutschen Gewerkvereine verhältnißmäßig so schwach geblieben sind. Der Hauptgrund dafür liegt zweifellos in dem mangelhaft gesicherten Koalitionsrecht, mit andern Worten in dem polizeistaatlichen, der Emporentwicklung der Arbeiterklasse feindlichen Charakter der Staatsgewalt. Wer beobachtet, wie die oberen und unteren Polizeibehörden bemüht sind, die Gewerkvereine Jahr aus, Jahr ein einzuengen, zu belästigen, sie auf alle Arten zu drangsalieren, den kann es wirklich nicht Wunder nehmen, warum viele Arbeiter den Glauben an die gewerkschaftliche Organisation so ziemlich verloren haben. Hand in Hand mit dieser Behandlung geht natürlich die Aus-

Digitized by Google

bildung des politischen Charakters der Gewerkschaften. So lange die Rechtsbasis, auf der sie beruhen, nicht gesichert ist, können sie nicht daran denken, sich fest einzurichten und an die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgaben, den Ausbau eines umfassenden Hilfskassen- und Unterstützungswesens zu gehen. Sie werden naturgemäß erst eine veränderte Haltung der Behörden zu ihnen anstreben, also Politik treiben müssen. Das hat denn auch wieder zur Folge, daß die Gewerkschaften selbst als Drillanstalten, als Rekrutenschulen der Socialdemokratie angesehen werden und daß diese ihre Eigenschaft in einer Weise prononciert wird, daß darüber alles andere ganz in den Hintergrund tritt. Dadurch aber verlieren die Fachvereine die Kraft, alle Arbeiter eines Berufs ohne Unterschied ihrer politischen Stellung und Confession anzuziehen und fest und dauernd an sich zu binden. Das vermag nur eine Organisation, die ihren Mitgliedern Schutz und Hülfe bieten kann und über große Kassen und ein ausgebildetes Unterstützungswesen verfügt. Und weil deshalb wieder die Gewerkschaften nur ganz geringe Bruchteile der verschiedenen Berufs-Kategorien der Arbeiter umfassen, so können sie auch durch ihren Druck auf die Unternehmer nur wenig zur Verbesserung der Lebenshaltung der arbeitenden Volksmassen beitragen.

Die Arbeiter werden also, statt zur Wahrnehmung ihrer nächst liegenden ökonomischen Interessen angeleitet zu werden, durch die ungenügende Respektierung ihres Koalitionsrechts direkt in eine revolutionär-politische Strömung hineingetrieben und in der Illusion aufgezogen, daß zur Hebung ihrer Klassenlage nur eine socialistische Parteiherrschaft etwas beizutragen vermöchte. Mehr und mehr beginnt man das Mißliche dieser Situation zu empfinden. In den Kreisen der Gewerkschaftsführer selbst bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die gewerkschaftliche Organisation notwendig sei, um die sociale Position der Arbeiterklasse zu befestigen und zu verbessern und daß deshalb auch, trotz aller Versuchungen zu einer wesentlich politischen Thätigkeit, diese vielmehr ganz auszuscheiden sei und alle vorhandene Kraft auf die Lösung der eigentlichen Aufgaben der Gewerkvereine konzentriert werden müßte. Dieser Rat, den die beiden verdienten Hamburger Gewerkschaftsmänner Legien und von Elm, sowie besonders der Nürnberger Arbeitersekretär Segitz den Arbeitern erteilt haben, ist ganz vortrefflich; nur scheint für ihn das Verständniß noch nicht genügend entwickelt zu sein. Die Theorie, welche die Politiker den Arbeitern jahrelang einzuprägen versucht haben, wonach es im Wesen unserer wirtschaftlichen Entwicklung liege, daß die Macht der Gewerkschaften immer schwächer werden müsse, findet nur noch zu viel Gläubige, zumal sie sehr bequem ist und dem Arbeiter gestattet, sich der mühsamen und viel bon sens verlangenden gewerkschaftlichen Organisations- und Verwaltungsthätigkeit zu entziehen.

Aber auch seitens der bürgerlichen Socialpolitiker gelangt man nach und nach dahin, die Notwendigkeit und Wünschbarkeit eines in liberalem Geiste gehandhabten Koalitionsrechtes anzuerkennen und dementsprechend einer veränderten Praxis der staatlichen Organe bezüglich der Gewerkvereine das Wort zu reden. Es ist immerhin ein Symptom für den sich vorbereitenden Umschwung, daß der Verein für Socialpolitik sich auf seinem diesjährigen Kongreß in Köln für ein uneingeschränktes Koalitionsrecht der Arbeiterklasse erklärte. Wenngleich die erfreuliche Kundgebung auch zunächst ohne großen Einfluß auf die bisherige Praxis bleiben wird, so nützt es doch der Gewerkschaftsbewegung schon, wenn das Verständniß für ihr Wesen und ihre Bedingungen in den oberen Gesellschaftsschichten wächst. Daran hat es leider bisher auch vielfach gefehlt und es ist unzweifelhaft ein Verdienst der

Digitized by Google

genannten Gelehrtenvereinigung gewesen, in Bezug hierauf manches gute und richtige Wort ausgesprochen zu haben. So war es sogar eine freudige Ueberraschung, aus dem Munde eines so konservativen Mannes, wie des Professors Gierke, den vielgehörten Einwand gegen die Gewerkvereine, der Fabrikant müsse Herr im eigenen Hause bleiben, mit der Bemerkung widerlegen zu hören, die Fabrik sei eben nicht mehr ein Haus, sondern eine neue sociale Anstalt, deren Verwaltung nicht blos ihrem Eigentümer überlassen bleiben dürfe, sondern zu der auch die, welche darin arbeiteten, ein Wort mitzureden berechtigt seien. Ebenso erfreulich wie die Stellungnahme des Kongresses zum Koalitionsrecht, war die zur modernen reaktionären Handwerksgesetzgebung, bei der es sich im Grunde nur darum handelt, das Handwerk gerade in dem Punkte zu unterstützen, wo es absolut unhaltbar geworden ist, nämlich in Bezug auf seine Eigenschaft als eine kapitalistisch betriebene, Profit abwerfende Unternehmung. Professor Bücher sagte recht treffend in Bezug hierauf: Man kann eine taube Nuß vergolden, man kann sie auch an den Christbaum hängen; aber eßbar wird sie dadurch nicht. Ich meine, dasselbe gilt auch von dem ganzen neuen Innungsapparat. Das Ereigniß des ganzen Kongresses war die Bankettrede des früheren Handelsministers von Berlepsch, der in Bezug auf den Emancipationskampf der Arbeiter erklärte: Man müsse anerkennen, daß dieser Kampf der eines neu heranwachsenden Standes sei, der dieselben geistigen und materiellen Vorteile beanspruche, wie die Stände sie besäßen, die diesen Kampf bereits durchgekämpft hätten, und dieses Bestreben sei ein gerechtes, im Interesse eines gesunden Fortschrittes sogar notwendiges, und ihm wende sich daher unsere Teilnahme mit vollem Rechte zu. Er fühle sich frei von allen socialdemokratischen Gedanken, soweit sie sich gegen die Grundlagen unserer heutigen Kultur richteten; ihm stehe die Geschichte viel zu fest, als daß er glauben könnte, daß eine Gefahr für unsere geistigen und sittlichen Errungenschaften, die die Jahrhunderte überliefert hätten, bestehe. Aber wenn man mit dem nebelhaften Programm der Socialdemokratie zugleich die Berechtigung des Kampfes der Arbeiter um eine bessere Existenz, um Teilnahme an diesen geistigen und sittlichen Errungenschaften verwerfen wolle, so wäre das ein großer, verhängnißvoller Irrtum; vielmehr müsse man sich auf den Standpunkt stellen, daß die gebildeten und besitzenden Klassen das Emporkommen eines vierten Standes zu dulden und zu fördern haben.

So geschäftig die Gesetzgebung dort war, wo es galt, alles Rückständige zu erhalten und alle rückschrittlichen Pläne zu begünstigen, so unvermögend erwies sie sich, einen Schritt nach vorwärts zu thun. Die Staatsgewalt hat eben das instinktive richtige Gefühl, daß, je weiter sich die Gesellschaft entwickelt, desto schwieriger es für sie ist, sich in ihrer jetzigen Verfassung zu behaupten. Deshalb ist es auch kaum zu verwundern, daß in Bezug auf die Arbeiterschutzgesetzgebung, durch die unstreitig seitens des Staates das Beste gethan werden kann, was er in positiver Beziehung, abgesehen von der Gewährung socialer und politischer Freiheiten, für die Arbeiterklasse zu leisten vermag, gänzlicher Stillstand eingetreten ist. Wohl um hierin einen Wandel zu veranlassen, fand Ende August in Zürich ein von Arbeitervertretern besuchter internationaler Arbeiterschutzkongreß statt. Er sollte zu einer möglichst eindrucksvollen Kundgebung für die Idee des nationalen und internationalen Arbeiterschutzes gestaltet werden und deshalb war vereinbart worden, alle Freunde dieser Bestrebungen ohne Unterschied ihrer Parteirichtung einzuladen. Der Besuch war im ganzen befriedigend. Außer Vertretern der socialdemokratischen Parteien Deutschlands, Englands, Belgiens, Oesterreichs und der Schweiz war namentlich eine große Anzahl

Digitized by Google

von katholischen Pfarrern in der Eigenschaft als Delegierte der katholischen Gesellenvereine und socialen Volksparteien erschienen. Die Vertretung der evangelisch Socialen blieb dahinter weit zurück. Man glaubte wohl auf dieser Seite nicht mit Socialdemokraten auch in einer nicht socialistischen Angelegenheit paktieren zu dürfen. Von den Regierungen hatten sich am Kongreß nur der schweizerische Bundesrat und einige Kantonsbehörden officiell vertreten lassen. Aus Frankreich war ein Beamter des Arbeitsamtes, aus Deutschland natürlich ein — Kriminalpolizist als Gast erschienen.

Die Beratungen des Kongresses erstreckten sich auf die Sonntags-, Frauen- und Kinderarbeit, den Normalarbeitstag, auf den Schutz der Arbeit in gesundheitsschädlichen Betrieben, auf die Einschränkung der Nachtarbeit und auf die Errichtung eines internationalen Arbeiterschutzamtes. In den meisten Punkten herrschte auf dem linken und rechten, oder besser gesagt auf dem roten und schwarzen Flügel des Kongresses ziemliche Uebereinstimmung, nur bei den Debatten über die Sonntagsarbeit nahmen die Engländer eine gesonderte Stellung ein und in der Frage des Achtstundentags erklärten sich die nicht socialdemokratischen Kongreßteilnehmer für eine allmähliche Verkürzung der Arbeitszeit, während die socialistische Majorität auf dem Achtstundentag als dem zu erstrebenden Ziel beharren wollte. War in dieser Frage die Differenz lediglich taktischer Natur, so nahm sie bei der Beratung der Resolutionen über den Schutz der Frauenarbeit principiellen Charakter an. Herr Cartou de Wiart; ein belgischer Deputierter und Wortführer der dortigen christlich-socialen Arbeiter, brachte den Antrag ein: Die Arbeit der Frauen in den Bergwerken, Steinbrüchen und in der Großindustrie ist allmählich ganz abzuschaffen. Diese These wurde von der einen Seite ebenso lebhaft, als im Interesse der Familie und Sittlichkeit liegend, befürwortet, wie sie auf der anderen, als reaktionär und gegen das natürliche Menschenrecht der Frau verstoßend, bekämpft wurde. Die Abstimmung ergab infolge ihrer numerisch stärkeren Vertretung den Sieg der Socialdemokraten.

Die Schlußresolutionen des Kongresses forderten: „1. Eine einheitliche Gewerbe-Inspektion, die sich auf Groß- und Kleinindustrie, Bergwerke, Gewerbe, Hausindustrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft (soweit in dieser ein maschineller Betrieb stattfindet), erstrecken soll. 2. Völlig freies Koalitionsrecht für alle Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte, insbesondere officielle Anerkennung aller zur Kontrolle des Arbeiterschutzes von Arbeitern geschaffenen Kommissionen, Kammern, Sekretariate, sowie der Gewerkschaften und ihres Aufsichtsrechts; die Verletzung des Koalitionsrechts wird als strafbar bezeichnet. 3. Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für die Wahlen in alle Vertretungskörper zur Sicherung des der Arbeiterklasse gebührenden Einflusses auf alle Parlamente. 4. Lebhafte Agitation für den Arbeiterschutz durch die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen in Vorträgen, Schriften, Presse, Versammlungen und besonders in den Parlamenten. 5. Zur Förderung der nationalen und internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung sind periodische internationale Kongresse zu veranstalten und sollen, soweit möglich, gleichlautende gesetzgeberische Vorschläge, nach vorausgegangener Verständigung unter den Vertretern des Arbeiterschutzes, in den verschiedenen Parlamenten gleichzeitig eingebracht werden. 6. Die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung soll sich vornehmlich erstrecken auf die Aufstellung eines Altersminimums für die in den Fabriken beschäftigten Kinder und jungen Leute, auf das Verbot der Frauenarbeit in gesundheitsschädlichen Industrien, das Verbot der Sonntagsarbeit und die Aufstellung eines allgemeinen Maximalarbeitstages. 7. Die Teilnehmer des Kongresses

Digitized by Google

werden aufgefordert, in der Presse und in den Parlamenten die Regierungen zur Errichtung eines internationalen Arbeiterschutzamtes einzuladen."

Es darf wohl mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden, daß der internationale Arbeiterkongreß, obwohl er an sich recht gut gelang, die erhoffte und beabsichtigte Wirkung nicht hervorbringen wird. Wenigstens für die nächste Zeit ist keine Aussicht dazu vorhanden, daß die nationale und internationale Arbeiterschutzgebung irgend welche erhebliche Fortschritte machen wird. In einer Periode des angespanntesten Konkurrenzkampfes zwischen den Industrien der verschiedenen Länder finden die Postulate des Züricher Kongresses keine freundliche Aufnahme. Dazu sind die Regierungen viel zu sehr von den Interessen der Unternehmer beeinflußt und den Arbeitern fehlt noch die Macht, die übrigen Klassen mittelst der Gesetzgebung zu einer weitgehenden Berücksichtigung ihrer speziellen Interessen zu zwingen. Aber auch selbst, wenn die politische Macht der Arbeiterklasse größer wäre, dürfte es fraglich sein, ob unter der Voraussetzung der Beibehaltung der kapitalistischen Unternehmung als der typischen Wirtschaftsform eine allgemeine, wenn auch nur nach und nach erfolgende Verkürzung der Arbeitszeit auf 8 Stunden zu erreichen wäre. Der Arbeiterschutz ist keine Schraube ohne Ende, die nach dem Willen der Gesetzgeber immer weiter umgetrieben werden kann. Wir unsererseits halten uns überzeugt, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung im großen und ganzen genommen, nur mit einem verhältnißmäßig geringen Maß von den Arbeiter schützenden Vorschriften vereinbar ist und daß deshalb viele der hierauf hinausgehenden Forderungen ohne eine fundamentale Umgestaltung der Verfassung unserer ökonomischen Betriebsformen niemals ihre Verwirklichung finden werden. Der am Schluß des Jahres durch einen für die Arbeiter ziemlich mageren Kompriß beendigte große Streik der englischen Maschinenbauer scheint ebenfalls dafür zu sprechen. Hätten die Unternehmer die Ueberzeugung haben können, daß auch beim Achtstundentag ihre Industrie konkurrenzfähig geblieben sein würde, so hätten sie wohl kaum einen so verzweifelt hartnäckigen und für sie mit so ungeheuren Verlusten verbundenen Widerstand geleistet. So wird man denn wohl künftig seine Hoffnungen für das Aufsteigen der Arbeiterklasse weniger auf den Fortschritt der Arbeiterschutzgesetzgebung, als auf die allmähliche Substituierung der kapitalischen Privatwirtschaft durch eine die Arbeitsinteressen wahrende, genossenschaftliche Gemeinwirtschaft setzen müssen. Wir halten für richtig, was Professor Schmoller in der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik prophezeit hat: „Das kommende Jahrhundert wird das soziale sein, die Structur der Gesellschaft wird noch größeren Wandlungen entgegengehen. Es wird ein großer socialer Baum erwachsen, der seine Aeste und Blätter in verbesserten sozialen Institutionen, seine Blüten und Früchte in höherer Gesittung und im größeren Wohlstand der breiten Massen hat."

Digitized by Google

Am Wege.

Roman von **Hermann Bang.**

Autorisierte Uebersetzung.

I.

Der Bahnhofinspektor wechselte seinen Rock zur Ankunft des Zuges.

„Verdammt, wie die Zeit läuft!“ sagte er und reckte die Arme. Er war ein wenig über den Rechnungsbüchern eingeschlummert.

Er zündete eine Zigarre an und ging auf den Perron hinaus. Wenn er so auf und nieder ging, in der strammen Uniform, die Hände in beiden Hosentaschen, sah man ihm noch den Lieutenant an. Auch an den Beinen, die hatten die Rundung von der Kavallerie beibehalten.

Fünf, sechs Bauerburschen waren gekommen und standen mit gespreizten Beinen in einem Haufen mitten vor dem Stationsgebäude; der Portier schleppte das Gepäck in einem vereinzelten grün angestrichenen Kasten herbei, der so aus sah, als sei er am Wegesrande verloren.

Die Pfarrerstochter, die es an Größe mit einem Gardisten aufnehmen konnte, stieß die Perronthür auf und trat auf den Perron.

Der Bahnhofinspektor schlug die Hacken zusammen und grüßte.

„Was wollen das gnädige Fräulein denn heute?“ fragte er. Wenn der Bahnhofinspektor sich auf dem Perron befand, schlug er immer den Ton an, dessen er sich in alten Zeiten bei der Kavallerie auf den Clubbällen bedient hatte.

„Gehen, will ich!“ sagte die Pfarrerstochter. Sie hatte ganz eigentümliche, schlenkernde Bewegungen, wenn sie sprach, gleichsam, als wolle sie demjenigen, mit dem sie sprach, einen Schlag versetzen.

„Uebrigens kommt Fräulein Abel heute nach Hause.“

„Schon? — Aus der Stadt?“

„Ja—a.“

„Und noch immer glitzert hier nichts?“ der Bahnhofinspektor bewegte die rechte Hand in der Luft, und die Pfarrerstochter lachte.

„Da haben wir die Familie!“ sagte sie. „Ich hab' mich bedankt und hab' Reißaus genommen!“

Der Inspektor begrüßte die Familie Abel, die Witwe und ihre Aelteste, Luise, sie waren von dem Fräulein Jensen begleitet. Die Witwe sah resignirt aus.

„Ja,“ sagte sie, „ich will meine Ida, die Jüngste abholen.“

Frau Abel holte abwechselnd ihre Luise und ihre Jüngste, Ida, ab, Luise im Frühjahr und Ida, die Jüngste im Herbst.

Sie verbrachten jedesmal sechs Wochen bei einer Tante in der Hauptstadt. „Meine Schwester die Etatsräthin,“ sagte Frau Abel. Die Etats-

Digitized by Google

räthin wohnte im vierten Stockwerk und lebte davon, Störche, die auf einem Bein standen, auf Terrakottagegenstände zu malen. Frau Abel sandte ihre Töchter stets mit allen guten Wünschen fort.

Sie hatte sie jetzt seit zehn Jahren fortgeschickt.

„Was für Briefe haben wir diesmal nicht von Ida der Jüngsten erhalten!"

„Ja — diese Briefe!" sagte Fräulein Jensen.

„Aber es ist doch besser, seine Küken daheim zu haben," sagte Frau Abel, indem sie Luise die Aelteste zärtlich ansah. Und Frau Abel mußte bei diesem Gedanken ihre Augen trocknen.

Die sechs Monate, die sie zu Hause waren, verbrachten die Küken der Witwe damit, sich zu zanken und neuen Besatz auf alte Kleider zu nähen. Mit der Mutter sprachen sie nie.

„Wie sollte man es in diesem abgelegenen Winkel aushalten, wenn man das Familienleben nicht hätte," sagte Frau Abel . . . Fräulein Jensen nickte zustimmend.

Von der Biegung des Weges her erscholl Hundegebell und ein Wagen fuhr vor.

„Das sind Kjärs," sagte die Pfarrerstochter. „Was wollen die?" Sie ging über den Perron zur Thür.

Ja, Gutsbesitzer Kjär stieg aus dem Wagen. — „Was soll man dazu sagen, legt Madsen sich gerade in der schlimmsten Zeit hin und bekommt den Typhus, sodaß man sich telegraphisch einen Stellvertreter besorgen muß — Und der Kuckuck mag wissen, was für einen Halunken man bekommt . . . Er kommt jetzt."

Gutsbesitzer Kjär trat auf den Perron hinaus.

„Die landwirtschaftliche Akademie hat er durchgemacht, — wenn das nützen kann — und sogar mit den besten Zeugnissen . . . Na — guten Morgen — Bai!" Der Bahnhofinspektor bekam einen Handschlag. — —

„Was macht denn Ihre Frau?"

„Ach, — Ich danke . . . Sie holen sich also heute den Verwalter?"

„Ja — abscheuliche Geschichte — und gerade in der schlimmsten Zeit" . . .

„Na, ein neuer Mann in der Gegend," sagte die Pfarrerstochter und schlenkert mit dem Arm als wollte sie ihm schon im Voraus eine Ohrfeige geben.

„Den kleinen Stations-Bentzen mit gerechnet, hätten wir also sechs und einen halben . . . "

Die Witwe ist in fieberhafter Erregung. Sie hatte es zu Hause gesagt, Luise die Aelteste solle nicht mit den Zeugstiefeln ausgehen.

Die Schönheit von Luise der Aeltesten bestand nämlich in ihren Füßen — schmale, aristokratische Füße . . .

Und sie hatte es doch gesagt . . .

Fräulein Luise war drinnen im Wartesaal und zupfte ihren Schleier zurecht. Die Fräulein Abel machten in ausgeschnittenen Kleidern, in Rüschen, Jetperlen und Schleiern.

Bai ging nach der Küche, um seiner Frau die Ankunft des Verwalters zu melden . . .

Die Pfarrerstochter saß und wippte auf der grün gestrichenen Gepäckkarre. Sie zog die Uhr heraus und sah nach.

„Mein Gott, wie kostbar sich der Mensch macht," sagte sie.

Fräulein Jensen meinte: „Ja — der Zug scheint sich beträchtlich verspätet zu haben." Fräulein Jensen sprach unbeschreiblich korrekt, namentlich wenn sie mit der Pfarrerstochter sprach.

Digitized by Google

„Das ist nicht der Ton, in dem ich mit meinen Schülern spreche," sagte sie zu der Witwe.

„Aber — da ist ja die schöne Frau!" rief die Pfarrerstochter, und sprang von der Kiste auf, stürzte über den Perron Frau Bai entgegen, die auf die Steintreppe herausgetreten war. Wenn die Pfarrerstochter Jemand herzlich begrüßte, sah es aus wie ein gewaltsamer Ueberfall.

Frau Bai lächelte still und ließ sich küssen.

„Herr Gott!" rief die Pfarrerstochter, „wir bekommen unerwartet einen neuen Hahn auf den Hof. Da ist er."

Man hörte den Lärm des Zuges in der Ferne und das Klappern, als er über die Flußbrücke fuhr. Langsam kam er keuchend und stöhnend über die Wiese.

Die Pfarrerstochter und Frau Bai blieben auf der Treppe stehen. Das Fräulein hatte Frau Bai um die Taille gefaßt.

„Da ist Ida Abel," rief die Pfarrerstochter. „Ich kenne sie an ihrem Schleier." Ein bordeauxrother Schleier wehte aus einem Fenster des Zuges heraus.

Der Zug hielt, und die Thüren wurden auf und zu geschlagen. Frau Abel schrie ihr „Guten Tag!" so laut, daß die Insaßen aller Nachbarcoupes an die Fenster kamen.

Ida die Jüngste kniff ärgerlich den Arm der Mutter — sie stand noch auf dem Trittbrett des Wagens: „Es ist ein Herr im Zuge — nach hier — wer ist er?" Es ging wie ein Mühlrad. Ida die Jüngste war auf den Perron getreten. Dort stand der Herr . . . ein blondbärtiger, sehr besonnen aussehender Herr, der Hutschachtel und Reisetasche aus einem Rauchcoupe nahm.

„Und Tante — Tante Mi —" schrie Frau Abel.

„Halt den Mund!" sagte Ida die Jüngste leise aber wütend. „Wo ist Luise?"

Luise sprang auf der Steintreppe vor Frau Bai und der Pfarrerstochter hin und her, so kindlich, als stecke ihre Schönheit in Knöpfstiefeln.

Unterhalb der Treppe stellte sich der Verwalter Herrn Kjär vor.

„Ja — verteufelte Geschichte — da legt er sich in der schlimmsten Zeit . . . Na, wir wollen das Beste hoffen . . ." Herr Kjär schlug den neuen Verwalter auf die Schulter.

„Gott helfe uns!" meinte die Pfarrerstochter. „Ein ganz gewöhnliches Hausthier."

Die Grüngestrichene war in den Zug enleert und die Eimer der Molkerei-Genossenschaft waren aus dem Gepäckwagen geladen. Der Zug begann sich in Bewegung zu setzen, als ein Bauer aus einem Fenster schrie, er habe kein Billet.

Der Zugführer, ein schlanker Jüngling, stramm wie ein Husar, in den eleganten Unaussprechlichen, reichte dem Inspektor zwei Finger und sprang auf das Trittbrett.

Der Bauer fuhr fort zu schreien und sich mit dem Kondukteur zu zanken, der auf dem Laufbrett stand.

Und alle Gesichter auf dem Perron schauten eine Weile dem Zuge nach, der dahin rollte . . .

„Hm — das war das," sagte die Pfarrerstochter und trat mit Frau Bai ins Haus.

„Mein Verwalter, Herr Huus," sagte Herr Kjär zu Bai, der vorüberging. Alle drei blieben eine Weile stehen.

Digitized by Google

Luise die Aelteste und Ida die Jüngste fanden einander endlich und begannen mitten in der Thür sich wie wild zu küssen.

„Ach Gott," sagte die Witwe „sie haben sich ja seit sechs Wochen nicht gesehen."

„Sie haben Glück, Herr Huus," sagte Bai im Clubballton: „Sie treffen gleich die Damen der Gegend . . . Meine Damen, darf ich Sie bekannt machen?"

Die Fräulein Abel hörten wie auf Kommando auf, sich zu küssen.

„Fräulein Abels," sagte Herr Bai.

„Herr Huus!"

„Ja, ich habe meine Jüngste abgeholt — aus Kopenhagen," sagte die Witwe ganz unmotivirt.

„Frau Abel," sagte Herr Bai.

Herr Huus verbeugte sich.

„Fräulein Linde" — das war die Pfarrerstochter — „Herr Huus."

Das Fräulein nickte.

„Und meine Frau," sagte Bai.

Herr Huus sprach einige Worte und dann gingen alle hinein, um sich nach dem Gepäck umzusehen.

Gutsbesitzer Kjär rollte mit seinem Verwalter davon. Die anderen gingen.

Als sie auf den Weg hinausgekommen waren, hatten sie Fräulein Jensen vergessen. Sie stand noch auf dem Perron und träumte, an einen Signalpfahl gelehnt.

„Fräulein Jensen!" rief die Pfarrerstochter vom Wege her.

Fräulein Jensen fuhr auf. Fräulein Jensen wurde immer schwermüthig, wenn sie eine Eisenbahn sah; sie konnte es nämlich nicht vertragen, „etwas davonziehen zu sehen."

„Wirklich ein netter Mensch, der neue Verwalter," sagte Frau Abel, während sie auf dem Wege weiterschritten.

„Ein ganz gewöhnlicher Verwalter," meinte die Pfarrerstochter, die mit Frau Bai Arm in Arm ging. „Hübsche Hände."

Die beiden Küken gingen hinterher und zankten sich.

„Holla! — Fräulein Jensen, weshalb eilen Sie so?" rief die Pfarrerstochter. Fräulein Jensen sprang wie eine Ziege weit voran zwischen den Pfützen des Weges umher. Sie zeigte infolge der herbstlichen Nässe ihre jungfräulichen Beine.

Sie schritten an einem kleinen Stückchen Wald entlang und bei der Biegung des Weges empfahl sich Frau Bai.

„O, wie die schöne Frau so klein und zierlich aussieht, in dem großen Shawl," sagte die Pfarrerstochter, indem sie sich Frau Bai einige Male um den Hals warf.

„Adieu . . ."

„A—dieu . . ."

„Der geht der Atem nicht aus vom vielen Sprechen!" sagte Ida, die Jüngste.

Die Pfarrerstochter pfiff.

„Nein, sehen Sie doch — da ist der Herr Kaplan!" rief plötzlich Frau Abel. „Guten Abend, Herr Pastor . . . guten Abend!"

Der Kaplan lüftete den Hut. Er müsse doch die Heimkehrende begrüßen, sagte er.

„Nun, mein Fräulein. — Und Ihr Befinden?"

Digitized by Google

„Ich danke," erwiderte Fräulein Abel.

„Und sie haben einen Nebenbuhler bekommen, Herr Pastor," sagte Frau Abel.

„So? Wo?"

„Herr Kjär hat eben seinen neuen Verwalter abgeholt — einen recht ansprechenden Menschen, nicht wahr, Fräulein Linde?"

„O ja."

„Prima, Fräulein Linde?" fragte der Kaplan.

„Ff," erwiderte die Pfarrerstochter.

Die Pfarrerstochter und der Kaplan sprachen stets in diesem Jargon, wenn sie mit Freunden zusammen waren, und sagten eigentlich nie ein vernünftiges Wort. Sie lachten über ihre eigenen Dummheiten, sodaß sie beinahe platzten.

Die Pfarrerstochter ging nie mehr in die Kirche, wenn der Kaplan predigte, seit sie ihn an einem Sonntag fast dazu gebracht hatte, während des Vaterunsers auf der Kanzel zu lachen.

„Fräulein Jensen läuft davon, als ob sie Feuer unter den Sohlen hätte," sagte der Kaplan.

Fräulein Jensen war noch immer voran.

Sie kamen an den Pfarrhof, den ersten Hof im Dorfe, und die Pfarrerstochter und der Kaplan verabschiedeten sich an der Gartenpforte.

„Adien — Fräulein Jensen," rief Fräulein Linde ihr auf dem Wege nach. Es wurde ihr mit einer piepfenden Stimme geantwortet.

„Wie war er, der Verwalter?" fragte der Kaplan, als sie in den Garten gekommen waren. Der Ton war hier ein ganz anderer

„Mein Gott" sagte Fräulein Linde, „ein netter Landmann."

Schweigend gingen sie neben einander durch den Garten.

„Hm!" sagte Fräulein Ida — die Familie Abel hatte jetzt Fräulein Jensen erreicht, die auf einer trocknen Stelle stand und auf sie wartete, — „auf den Leim gehe ich nicht, daß er gekommen ist, um mir guten Tag zu sagen."

Sie gingen wieder eine Strecke, dann sagte Fräulein Jensen:

„Es giebt so viele Arten Menschen."

„Ja . . ." sagte Frau Abel.

„Ich lege keinen Werth darauf, mit der Familie Linde zusammenzutreffen," sagte Fräulein Jensen . . . „ich gehe ihr am liebsten aus dem Wege."

Fräulein Jensen ging seit acht Tagen „aus dem Wege", seit Pastor Linde Worte gebraucht hatte . . .

„Frau Abel," sagte Fräulein Jensen . . . „was vermag ein alleinstehendes Frauenzimmer? Ich habe es dem Pastor gesagt: „„Herr Pastor,"" sagte ich, „„Sie interessieren sich für die Freischule . . . deshalb senden die Eltern ihre Kinder in die Freischule.""

Und was antwortete er mir — Frau Abel? . . . Ich spreche nicht mehr mit Pastor Linde über die mir früher zugestandene Unterstützung . . . Er hat im Gemeinderath gegen mich gesprochen, und dieser hat daraufhin meinem Institut (Fräulein Jensen sagte Institot), die Hälfte der Unterstützung entzogen. Ich werde fortfahren, meine Pflicht zu thun — selbst wenn sie mir die letzte Hälfte auch noch nehmen. — Ich spreche nicht mehr mit Pastor Linde über die Unterstützungsangelegenheit."

Die drei Damen waren in den kleinen Weg eingebogen, der zu dem „Gehöft" führte, einem alten weißen Gebäude mit zwei Seitenflügeln.

Die Witwe Abel wohnte in dem Flügel rechts, Fräulein Jensens Institut befand sich links.

Digitized by Google

„Daß man sie nun beide wieder hat," sagte Frau Abel, sie verabschiedeten sich auf dem Hofe.

„Meine Güte!" sagte Ida die Jüngste, als sie ins Haus getreten waren, „wie saht Ihr auf dem Bahnhofe aus — man mußte sich ja schämen."

„Ich möchte wissen, wie man aussehen soll," sagte Luise die Aelteste, indem sie den Schleier vor dem Spiegel löste, „wenn Du die Kleider mitgenommen hast."

Die Witwe Abel zog ihre Latschen an.

Es waren keine Sohlen unter ihren Stiefeln. —

Fräulein Jensen hatte endlich den Schlüssel aus ihrer Tasche herausbekommen und öffnete. Drinnen im Zimmer bellte ihr Mops ihr ein paar Mal mürrisch entgegen, blieb aber ruhig in seinem Korbe liegen.

Fräulein Jensen legte Hut und Mantel ab, und setzte sich in eine Ecke um zu weinen.

Sie weinte jedesmal, wenn sie allein war, seit Pastor Linde die Worte gebraucht hatte.

„Sie interessieren sich für die Freischule, Herr Pastor," hatte sie gesagt, „deshalb senden die Eltern ihre Kinder in die Freischule."

„Ich will Ihnen sagen, Fräulein Jensen, weshalb die Eltern ihre Kinder in die Freischule schicken, weil die Vorsteherin Fräulein Sörensen ihre Sache versteht." Das hatte der Pastor gesagt.

Fräulein Jensen hatte die „Worte" nur der Frau des Krugwirths anvertraut. „Und was vermag ein alleinstehendes Frauenzimmer, Madame Madsen?" hatte sie hinzugefügt — „Die einzige Waffe des Weibes sind Thränen." — —

Fräulein Jensen saß in ihrer Ecke und weinte. Es fing an dunkel zu werden, und schließlich erhob sie sich und ging in die Küche hinaus.

Sie zündete einen kleinen Petroleumkocher an und setzte Wasser zum Thee auf. Dann legte sie ein Tischtuch über eine Ecke des Küchentisches und setzte Brod und Butter neben den einzigen Teller.

Aber während sie alles dies that, versank sie wieder lange Zeit in Sinnen und dachte aufs Neue an die Worte des Pastors.

Der Mops war ihr gefolgt und hatte sich vor seinen leeren Teller auf ein Kissen gelegt.

Fräulein Jensen nahm den Teller auf und füllte ihn mit Weißbrod, das in warmem Wasser aufgeweicht worden war, und setzte es nun dem Hunde vor. Dieser verzehrte das Futter fast ohne sich zu rühren.

Fräulein Jensen hatte ein einsames Licht angezündet. Sie trank ihren Thee und aß ein Stück Schwarzbrod mit Butter dazu — sie schnitt es mit dem Messer in zierliche, kleine Vierecke — neben dem Mops. Als sie den Thee getrunken hatte, ging Fräulein Jensen zu Bett. Sie nahm den Mops auf den Arm und legte ihn am Fußende auf das Federbett. Dann nahm sie das Schulprotokoll und legte es auf den Tisch vor dem Bett.

Sie verschloß die Thür und leuchtete mit dem Licht in alle Ecken und und unter das Bett.

Dann entkleidete sie sich, kämmte ihre Flechten und hängte sie an den Spiegel.

Der Mops schlief bereits und schnarchte auf dem Federbett.

Fräulein Jensen schlief nicht gut, seit Pastor Linde jene Worte gebraucht hatte.

* * *

Digitized by Google

Frau Bai ging auf dem Wege zur Station zurück. Sie öffnete die Gitterpforte und trat auf den Perron. Dieser war ganz leer und so still, daß man die beiden Telegraphendrähte summen hörte.

Frau Bai setzte sich auf die Bank vor der Thür, die Hände in den Schoß gelegt, und blickte über die Felder hinaus. Frau Bai hatte die Gewohnheit, auf solche Weise, wo immer sie einen Stuhl oder eine Bank oder eine Treppenstufe fand, sitzen zu bleiben.

Sie blickte über die Felder hinaus, über die großen Strecken gepflügter Erde und die Wiesen dahinter. Der Himmel war hoch und lichtblau. Da war kein Ruhepunkt für das Auge außer der Filialkirche und diese sah man mit ihrem gezackten Thurm am äußersten Rande jenseits der flachen Felder.

Frau Bai fror und erhob sich. Sie ging nach dem Gartenzaun und blickte in den Garten hinein, öffnete die Pforte und trat ein. Der Garten war ein dreieckiger Streifen längs der Bahn, vorn befand sich der Küchengarten und in der hintersten Spitze war ein Rasenplatz mit einigen hochstämmigen Rosen vor der Laube unter dem Hollunderbaum.

Sie besah die Rosen, sie fand noch ein paar Knospen. Sie hatten in diesem Sommer treulich geblüht.

Aber nun mußten sie bald bedeckt werden . . .

Wie die Blätter schon abfielen . . . aber es gab hier auch keinen Schutz für irgend eine Pflanze.

Frau Bai verließ den Garten wieder und ging an dem Perron entlang in den kleinen Hof hinter dem Bretterzaun. Sie rief das Mädchen, sie wollte den Tauben Futter geben.

Das Mädchen brachte das Korn in einer irdenen Schale und Frau Bai begann die Tauben zu locken und die Körner auf die Steine zu streuen.

Sie liebte die Tauben sehr, das hatte sie von Kindheit an gethan. In dem großen Hause daheim in dem Provinzstädtchen war ein Ueberfluß daran gewesen . . . Wie sie dort den Taubenschlag über der Werkstattsthür umschwärmten . . . Es war, als höre man ein Girren und Seufzen, wenn man nur an das Haus daheim dachte.

Die Tauben flatterten zu Frau Bai herab und pickten die Körner auf.

„Marie", sagte Frau Bai, „sieh nur, wie bös die gefleckte Taube ist."

Marie, das Dienstmädchen, erschien in der Küchenthür und sprach über die Tauben. Frau Bai leerte die Futterschale. „Einige von den Tauben müssen nun zu Bais L'hombregesellschaft geschlachtet werden," sagte sie.

Sie ging die Treppe hinauf: „Wie früh es jetzt dunkel wird," sagte sie, indem sie hineinging.

Im Zimmer herrschte Dämmerung, aber es war warm drinnen, wenn man von draußen kam. Frau Bai setzte sich ans Klavier und spielte.

Sie spielte nie außer der Dämmerung und stets dieselben drei, vier Melodieen, sentimentale kleine Lieder, die sie schleppend und langsam spielte, alle mit demselben Vortrag, sodaß sie alle einander glichen.

Wenn sie da saß und spielte in dem dunklen Zimmer, dachte Frau Bai fast stets an ihr Elternhaus. Sie waren viele Geschwister gewesen und hatten daheim stets viel Abwechslung gehabt.

Sie war die jüngste von allen gewesen. Als der Vater noch lebte, war sie noch so klein, daß sie bei Tische kaum auf den Teller reichen konnte.

Der Vater pflegte auf dem Sopha in Hemdärmeln zu sitzen und um den Tisch herum standen alle Kinder und langten nach dem Essen.

„Gerade stehen Kinder," sagte der Vater. Er saß mit seinem breiten Rücken vornüber gebeugt da, die Arme weit auf den Tisch gelegt.

Digitized by Google

Die Mutter ging hin und her, holte und brachte das Essen . . .

Draußen in der Küche aßen alle Lehrjungen aus der Werkstatt an einem langen Tisch. Sie kicherten und zankten sich, sodaß man es durch die Thür hören konnte, und plötzlich geriethen sie aneinander, daß man glauben konnte, das Haus stürze zusammen: „Was macht ihr für einen Lärm?“ rief der Vater, und schlug drinnen in der Stube auf den Tisch.

Draußen in der Küche wurde es ganz still; nur ein leises Tappen eines einzelnen, der nach dem Gesecht etwas unter dem Tisch suchte.

„Kreuzdonnerwetter!“ rief der Vater.

Nach dem Mittag schlief er eine Stunde auf dem Sofa. Er erwachte auf den Glockenschlag:

„Jetzt hat man wohl ausführlich über das Beste der Stadt nachgedacht,“ sagte er, und trank seinen Kaffee ehe er nach der Werkstatt ging. — —

Als der Vater starb, wurde es freilich ganz anders. Kathinka kam in ein Institut mit den Töchtern des Konsul Lassen und Bürgermeisters Fanny. Und sie wurde auch in das Haus des Konsuls eingeladen . . . . Die anderen Geschwister kamen alle fort, sie allein blieb bei der Mutter.

Diese Jahre waren Kathinkas beste Zeit dort in der kleinen Stadt, wo sie alle kannte und alle sie kannten. Des Nachmittags saßen die Mutter und sie im Wohnzimmer jede an ihrem Fenster auf dem Fenstertritt — die Mutter hatte das Fenster mit dem „Ausguckspiegel“ — Kathinka stickte „französisch“ oder las.

Die Sonne fiel in hellen Streifen durch die Blumen am Fenster und über den weißen Fußboden . . .

Kathinka las viele Romane aus der Leihbibliothek von vornehmen Leuten und auch Gedichte, die sie in ein Buch abschrieb . . .

„Thinka,“ sagte die Mutter . . . „da kommt Ida Levy. Sieh nur, sie hat den gelben Hut auf!“

Kathinka sah auf: „Sie geht zur Klavierstunde“, sagte sie.

Ida Levy ging vorüber. Da wurde geaeckt und genickt; sie fragte mit den Fingern, ob sie zum halb zehn Uhr Zug kämen.

„Es ist doch gräßlich, wie Ida Levy ihre Hacken schief tritt,“ sagte Thinka, die ihr nachsah.

„Das hat sie von ihrer Mutter.“

Einer nach dem anderen geht vorüber, der Gutsverwalter und zwei Lieutenants, der Gerichtsschreiber und der Doktor. Sie grüßen und von oben nickt man ihnen zu und macht eine Bemerkung über jeden.

Sie wissen wohin ein jeder geht und was er da will.

Sie kennen jedes Kleid und jede Blume auf einem Hut. Und sie machen jeden Tag dieselben Bemerkungen über dieselben Dinge.

Minna Helms ging vorüber und nickte.

„Sahst Du Minna Helms?“ fragte die Mutter.

„Ja.“ Und Kathinka sieht ihr nach und schneidet Grimassen in der Sonne.

„Sie hat auch bald einen neuen Mantel verdient,“ sagt sie.

„Die Aermste — woher soll sie den bekommen?“ Die Mutter sieht in den Spiegel. . . „Ja — miserabel sieht er aus,“ sagt sie. „Ich glaube auch, sie könnte ihn unten herum einfassen. Aber es ist wohl so, wie Frau Noes sagt — Frau Helms hat nur wenig, aber sie thut auch wenig.“

„Wenn doch der Gerichtsschreiber Ernst machen wollte,“ sagte Kathinka.

Die Uhr wurde fünf und die jungen Mädchen holten einander zu einem Spaziergang ab, und zu Zweien gingen sie die Straße auf und nieder und

Digitized by Google

begegneten sich und blieben in Gruppen stehen und lachten und schwatzten und trennten sich wieder. . .

Aber des Abends nach dem Thee zum Halbzehnuhrzug waren die Mütter mit und es ging stiller zu auf dem Wege nach der Station.

„Kathinka," rief die Mutter, die mit Frau Levy voranging: „siehst Du Herrn Lieutenant Bai . . . er hat also heute Abend keinen Dienst". . .

Herr Bai ging vorüber und grüßte. Und Kathinka nickte ihm zu und wurde roth, denn ihre Freundinnen neckten sie stets mit Herrn Bai. . .

„Dann will er wohl hin und Kegel spielen," sagte Frau Levy.

Des Sonntags gingen sie in die Kirche zum Hauptgottesdienst. Alle waren festlich gekleidet und sie sangen so, daß es an den Gewölben wiederhallte, während die Sonne durch die großen Chorfenster schien. In der Kirche neben Thora Berg zu sitzen war eine wahre Qual.

Sie trieb während der ganzen Zeit, solange der Prediger auf der Kanzel war, allerlei Allotria, bald kniff sie Kathinka in den Arm, bald spottete sie über den alten Prediger. . .

Ja, Thora Berg war bei allen Thorheiten die Anführerin.

Des Abends flog ein Regen von Sand und kleinen Steinen gegen Thinkas Fenster. . .

Und sie hörten ein Lärmen und Lachen das die ganze Straße hinabschallte.

„Das ist Thora mit ihren Freundinnen, die aus der Gesellschaft kommen," sagte Thinka. „Sie sind beim Bürgermeister gewesen."

Thora eilte durch die Straßen, wie die wilde Jagd gefolgt von allen jungen Herren. Die ganze Stadt konnte es hören, wenn Thora Berg aus einer Gesellschaft heimkehrte.

Kathinka war Thora Berg die liebste. Sie bewunderte sie und folgte ihr stets mit den Augen, wenn sie zusammen waren. Wohl zwanzigmal des Tages sagte sie daheim:

„Das hat Thora gesagt. . ."

Eigentlichen Verkehr hatten sie nicht mit einander, aber des Nachmittags wenn sie spazieren gingen, oder draußen im Pavillon, wo die Abonnementskonzerte der Militärkapelle an jedem zweiten Mittwoch stattfanden, — da sprachen sie mit einander. Kathinka wurde stets ganz purpurroth, wenn sie sich begegneten. . . Im Pavillon hatte sie auch die erste Bekanntschaft mit Bai gemacht. . . Er hatte gleich am ersten Abend am meisten mit ihr getanzt.

Wenn sie Schlittschuh liefen, forderte er sie immer auf, mit ihm zu laufen — es war, als flögen sie, fast als trüge er sie. . . Er verkehrte auch zu Hause bei ihnen. . .

Alle Freundinnen neckten sie und in der Gesellschaft beim Zettelschreiben kamen stets ihre Namen zusammen und dann entstand immer ein allgemeines Gekicher.

Und daheim sprach die Mutter stets von ihm.

Dann kam ihre Brautzeit. Sie hatte also stets Jemand, mit dem sie gehen konnte, am Sonntag zur Kirche und im Winter, wenn sich Schauspieler im Orte befanden, ins Theater, und immer . . . Und als Bai eine Anstellung erhielt, da kam die arbeitsreiche Zeit mit der Aussteuer und der Einrichtung und was sonst dazu gehörte. Die Freundinnen halfen ihr, alle die Namen zu sticken und bei allem, was gesäumt werden mußte.

Es war zur Sommerzeit und sie saßen oben in der Laube zusammen. Die Nähmaschine rasselte. Eine faltete die Säume, eine Andere befestigte die Enden.

Digitized by Google

Und die Freundinnen neckten sie und lachten und plötzlich sprangen sie auf, liefen in den Garten hinaus und rannten unter Lärm und Lachen, wild wie eine Herde Füllen um den Rosenplatz.

Thinka war die stillste von ihnen.

Das war ein Geflüster unter den Freundinnen in allen Ecken und es fanden Zusammenkünfte bei Levys statt, wo sie den Teppich stickten, auf dem Thinka als Braut vor dem Altar stehen sollte — und Singübungen für Gesänge, die im Chor gesungen werden sollten.

Dann kam der Tag und die Trauung in der geschmückten Kirche — sie war ganz voll von Menschen, Gesicht an Gesicht. Oben bei der Orgel standen alle die jungen Mädchen. Thinka nickte zu ihnen hinauf, dankte und weinte von neuem. Sie hatte die ganze Zeit geweint wie eine Wasserleitung.

Und dann kamen sie hierher — in die Stille.

Im Anfang ihrer Ehe war Thinka stets schreckhaft und ängstlich, als ob Jemand sie überfallen wolle.

Da war so vieles, was sie sich nicht gedacht hatte, und Bai war so gewaltsam in vielem, wobei sie selber fast nur litt und duldete, eingeschüchtert und unsicher, wie sie war . . .

Sie war auch so ganz fremd hier und kannte Niemand.

Später kam eine Zeit, wo sie empfänglicher wurde — doch meistens nur lässig in sich versunken, wie es in ihrer ganzen Natur lag.

Sie saß drinnen bei ihrem Mann im Bureau mit ihrer Häkelei und sie sah ihn an, wie er über seinen Tisch gebeugt da saß — das Haar, das sich leicht lockte fiel ihr ein wenig in die Stirn.

Sie erhob sich und ging zu ihm hin, schlang den Arm um seinen Hals und wäre am liebsten so bei ihm stehen geblieben, still — wäre ihm gern lange so nahe wie möglich gewesen.

„Mein Kind, ich schreibe ja," sagte Bai.

Sie beugte den Nacken an seinen Mund und er küßte ihn.

„Darf ich jetzt schreiben?" sagte er, indem er sie noch einmal küßte.

„Schreibmaschine!" sagte sie, und entfernte sich.

Das Jahr verging. Kathinka glitt mit den Zügen, die kamen und gingen, ins Leben hinein und unter die Leute der Umgegend, die reisten und wieder heimkehrten, Neues brachten und nach Neuem fragten.

Sie fand Umgang mit den Leuten, die in der Gegend wohnten. Dazu trugen Bais L'hombrepartieen viel bei, denn jedes zweite Mal begleiteten die Frauen ihre Männer.

Und dann hatte sie den Hund, die Tauben und den Garten. Im Uebrigen gehörte Frau Bai nicht zu den beweglichen Naturen. Sie bekam nie so viel zustande, daß ihr die Zeit lang wurde. Sie brauchte lange Zeit zu jedem einzelnen Ding und ihr Mann nannte sie: „Kommemorgen."

Kinder bekam sie nicht.

Als Kathinkas Mutter starb, erhielten sie die Erbschaft ausgezahlt. Für zwei einzelne Menschen befanden sie sich im Wohlstand und hatten alles vollauf.

Bai liebte es gut zu essen, und bezog aus der Stadt vielen und guten Wein. Er legte sich etwas in die Breite und machte es sich bequem, während sein Assistent die meiste Arbeit verrichtete. Den Lieutenant steckte er nur außerhalb seiner vier Pfähle heraus.

Oben im Dorfe hatte er ein Kind.

„Zum Teufel auch!" sagte er zum Gutsbesitzer Kjär, der Junggeselle

Digitized by Google

war . . . „man ist ja doch ein alter Kavallerist . . . und das Mädchen war so verliebt wie ein Spatz . . .“

Das Mädchen ging nach der Katastrophe in die Stadt, während das Kind im Dorfe in Pflege verblieb.

So verging die Zeit.

Kathinka las nicht mehr wie früher, als sie ein junges Mädchen war. In den Büchern ständen doch nur lauter Lügen.

In ihrem Sekretair hatte Frau Bai eine große Pappschachtel mit vielen vertrockneten Blumen, kleinen Bändern und Seidenpapiergegenständen mit Devisen von Goldpapierbuchstaben. Es waren ihre alten Cotillonerinnerungen vom Klub her und von dem „letzten Abonnement“ im Pavillon, wobei getanzt wurde.

Diese Sachen nahm sie während der Winterabende oft hervor und ordnete sie wieder und wieder und suchte sich zu erinnern, wer ihr diesen oder jenen Gegenstand gegeben hatte.

Sie fand gewöhnlich den Richtigen und schrieb den Namen des Herrn hinten auf jeden Cotillonorden.

Bai saß indessen am Tisch und trank seinen Grog. „Das alte Gerümpel!“ sagte er.

„Laß es liegen, Bai,“ sagte sie, „bis ich es geordnet habe.“ Und sie schrieb ihre Herrennamen weiter.

Sie las auch mitunter in ihrem alten Poesiebuch die Verse, die sie einst abgeschrieben hatte.

In der obersten Schublade unter dem Silberschrank im Sekretär lagen ihr Brautschleier und der verwelkte Myrtenkranz.

Auch diese nahm sie hervor, glättete sie und legte sie dann wieder zusammen.

Und sie saß halbe Stunden lang vor der herausgezogenen Schublade und that nichts, so wie es ihre Gewohnheit war.

Mitunter glättete sie nur den Schleier mit den Händen.

Der Brautschleier begann ganz gelb zu werden.

Aber die Zeit verging auch. Es waren bereits zehn Jahre seitdem verflossen . . .

Ja — sie war bald eine alte Frau. Sie war zweiunddreißig Jahre alt geworden . . .

Bais waren in der ganzen Gegend wohl gelitten und als gute und gastfreie Leute bekannt, bei denen die Kaffeekanne sogleich aufs Feuer gestellt wurde, wenn ein Bekannter sich auf der Station einfand.

Bai war ein guter Gesellschafter und auf der Station befand sich alles in größter Ordnung, wenn er auch selbst gerade nicht sehr eifrig im Dienst war.

Frau Bai war ziemlich still, aber es that einem stets wohl, ihr mildes Gesicht zu sehen. Sie sah aus wie ein junges Mädchen, wenn sie an den großen L'hombreabenden zwischen den anderen Frauen saß.

„Aber da müßten ein paar Kinder sein,“ sagte Frau Pastor Linde, wenn sie des Abends mit ihrem Mann von der Station nach dem Pfarrhaus zurückkehrte . . . „Diese wohlhabenden Leute — die sie ernähren könnten . . . Es ist wirklich eine Sünde und Schande — daß sie dort so einsam sitzen müssen.“

„Der liebe Gott giebt Leben nach seinem Willen, mein Kind,“ sagte der Pfarrer.

„Ja — Gottes Wille geschehe!“ sagte seine Frau.

Digitized by Google

Der Pfarrer hatte zehn Kinder gehabt.

Sieben davon hatte der Herr als kleine Kinder geborgen.

Der alte Pastor erinnerte sich seiner sieben Abkömmlinge jedesmal, wenn ein Kind in der Gemeinde begraben wurde.

* * *

Frau Bai hatte aufgehört zu spielen. Sie saß da und dachte daran, daß sie eigentlich aufstehen und die Lampe anzünden müßte, aber dann rief sie das Mädchen, daß dieses sie anzünden sollte, und blieb sitzen.

Marie kam mit der Lampe herein. Sie deckte den Tisch zum Abendbrod.

„Was ist die Uhr?" fragte Frau Bai.

„Der Achtuhrzug ist gemeldet," erwiederte das Mädchen.

„Das habe ich garnicht gehört. . ."

Frau Bai schlug ein Tuch um ihre Schultern und ging hinaus:

„Ist der Zug schon da?" fragte sie im Bureau.

„Gleich," sagte Bai. Er stand am Telegraphentisch.

„Sind Depeschen da?"

„Ja."

„An wen?"

„O — oben im Dorfe."

„Dann muß Anna also gehen und sie hintragen . . ."

Frau Bai ging auf den Perron hinaus. Sie liebte es sehr, die Züge im Finstern kommen und gehen zu sehen.

Der Laut, anfangs ganz in der Ferne, und dann das Geräusch, wenn der Zug über die Flußbrücke rollte, und das große Licht, das immer näher kam, und endlich die schwere sich vorwärts wälzende Masse, die sich aus der Nacht herauswand und deutlich zu Wagen wurde, deren erleuchtete Reihe vor ihren Augen hielt mit den Schaffnern und den hellen Postwagen und den Coupés.

Wenn dann der Zug wieder fort und das Brausen erstorben war, lag alles wieder schweigend, gleichsam doppelt still da.

Der Stationswärter löschte die Laternen aus; zuerst die eine auf dem Perron, dann die oberhalb der Thür.

Man sah nichts mehr als das Licht der beiden Fenster, zwei schmale Lichtbrücken, die in die dichte Finsterniß hinausführten.

Frau Bai ging ins Haus.

Sie tranken Thee und dann las Bai die Zeitungen zu einem Grog oder gar zu zweien. Bai las nur die Regierungsorgane. Er hielt selbst die „Nationalzeitung" und laß außerdem Kjärs „Tageblatt," das er der Post entnahm.

Er schlug auf den Tisch, sodaß die Gläser klirrten, wenn politische Gegner „ordentlich einen über den Schnabel bekamen," und mitunter las er einzelne Sätze laut und lachte dazwischen.

Frau Bai hörte ruhig zu. Sie interessirte sich nicht für Politik und und sie wurde auch des Abends sehr schläfrig.

„Nun ist es wohl Zeit," sagte Bai.

Er erhob sich, zündete eine Handlaterne an. Er machte seine Runde um zu sehen, ob alles geschlossen und die Weiche für den Nachtzug richtig gestellt sei.

„Du kannst zu Bett gehen, Marie," sagte Frau Bai, in die Küche hinausrufend. Sie weckte Marie, die auf dem Holzstuhl saß und schlief.

Digitized by Google

„Gute Nacht, Frau Inspektor," sagte Marie schlaftrunken.

„Gute Nacht."

Frau Bai nahm die Blumen in der Stube vom Fensterbrett und stellte sie auf den Fußboden. Dort standen sie während der Nacht in einer Reihe. Bai kam zurück.

„Es wird kalt zur Nacht," sagte er.

„Ich dachte es — der Rosen . . . wegen, — ich sah mich heute nach ihnen um."

„Ja," sagte er, „sie müssen jetzt zugedeckt werden."

Bai begann sich im Schlafzimmer zu entkleiden. Die Thür stand offen. Er liebte es, des Abends im Zimmer auf und nieder zu gehen. Vom Schlafzimmer nach dem Wohnzimmer in tiefem Negligee.

„Das Trampelthier!" rief er. Marie trat in der Bodenkammer hart auf.

Frau Bai legte weiße Decken über die Möbel und schloß die Thür zum Bureau.

„Kann ich die Lampe auslöschen?" sagte sie und blies sie aus.

Sie ging ins Schlafzimmer, setzte sich vor den Spiegel und löste ihr Haar.

Bai war in den Unterbeinkleidern und bat um eine Scheere.

„Zum Teufel auch, wie mager Du wirst," sagte er.

Kathinka nahm den Frisirmantel um.

Bai ging ins Bett, lag da und schwatzte. Sie antwortete in ihrer stillen Weise wie immer, es trat stets eine kleine Pause ein, ehe ihre Worte kamen.

Sie hatten eine Zeit lang geschwiegen, da sagte Bai: „Hm, ein ganz netter Mensch — nicht wahr?"

„Ja, auf den ersten Blick . . ."

„Was sagte Agnes Linde? . . ."

„Auch daß er ganz nett sei."

„Hm — einen scharfen Mund hat das Mädchen. Und Gott mag wissen, was für einen L'hombre er spielt . . ."

Bald darauf schlief Bai.

Wenn Bai schlief, athmete er stark durch die Nase.

Jetzt hatte sich Frau Bai daran gewöhnt.

Sie blieb noch einige Zeit vor dem Spiegel sitzen; sie nahm den Frisirmantel ab und besah ihren Hals.

Ja, sie war wirklich mager geworden.

Das war, seit sie im Frühjar den schlimmen Husten gehabt hatte.

Frau Bai löschte die Lichter aus und legte sich ins Bett neben Herrn Bai.

Zweites Kapitel

Es war während der kurzen Tage.

Bald fiel andauernd Regen, bald Thauschnee, aber stets sah man einen grauen Himmel und die Luft war feucht. Selbst Fräulein Jensens beste Schüler kamen in Holzschuhen über die Felder zur Schule.

Auf der Station glich der Perron einem See. Die letzten kleinen Blätter der Gartenhecke wurden vom Winde verjagt. Triefend kamen die Züge; die Schaffner liefen vermummt in nassen Mänteln hin und her. Der kleine Bentzen eilte mit den Postsäcken unter dem Regenschirm herbei.

Kjärs Getreidewagen waren durch getheerte Decken geschützt und die Kutscher saßen in Regenmänteln.

Digitized by Google

Verwalter Huus fuhr selbst den ersten Wagen zur Station. Es war genug zu thun, die Verladung und Deklarirung nahm viel Zeit in Anspruch.

„Die Leute von Kjärs sind da," rief Bai zu seiner Frau hinein.

Der Verwalter Huus pflegte auf eine halbe Stunde sich des Regenrockes zu entledigen und in Bais Hause eine Tasse Kaffee zu sich zu nehmen.

Während Frau Bai hin und her ging und den Kaffeetisch deckte, arbeiteten Huus und die Knechte auf dem Perron und verluden die Säcke in die Güterwagen. Kathinka sah sie an den Fenstern vorübergehen. Sie sahen so kolossal aus in ihrem geölten Zeug.

Marie, das Mädchen, schwärmte für Huus und pflegte bei ihrer Arbeit stets von ihm zu sprechen.

Sie wurde nie damit fertig, seine Vorzüge hervorzuheben, und gewöhnlich schloß sie mit den Worten:

„Und was für eine Stimme er hat . . ."

Es war eine weiche, treuherzige Stimme, und Niemand wußte, weßhalb Marie sich gerade in diese verliebt hatte.

Wenn draußen die Arbeit vollendet war, kam Huus zum Kaffee herein. In den Zimmern war es warm und traulich. Einige Topfpflanzen, die noch im Fenster blühten strömten ihren Duft aus.

„Das sage ich ja!" rief Huus, indem er sich die Hände rieb, „bei Frau Bai ist es stets gemüthlich."

Die Gemüthlichkeit kam auch mit Huus. Es lag in seinem Wesen eine ruhige Zufriedenheit; viele Worte machte er nicht und selten „erzählte" er etwas, aber er glitt so hübsch auf muntere Weise in das alltägliche Geplauder hinein, stets in gleich guter Laune. Man fühlte sich gemüthlich, wenn er nur da war

Es kam gerade ein Güterzug und Bai mußte auf den Perron, um denselben zu expedieren.

Es trat keine Aenderung ein, wenn Bai ging und die beiden andern allein blieben; sie plauderten mit einander oder schwiegen auch. Sie trat ans Fenster und lächelte Bai zu, der draußen in dem Regen umhersprang.

Huus besah Kathinkas Blumen und gab ihr Rathschläge für deren Pflege. Kathinka trat hin zu ihm und sie besahen zusammen die Pflanzen. Er kannte jede von ihnen, wußte ob sie im Wachsen begriffen oder ob sie zurückgeblieben war und was in diesem Falle geschehen müsse.

Huus hatte Interesse für alle solche kleinen Dinge, für die Tauben und für die neuen Erdbeerbeete, die jetzt im Herbst angelegt worden waren.

Kathinka fragte ihn um Rath und sie gingen umher und besahen bald dieses, bald jenes.

Bai hatte sich niemals um solche Dinge bekümmert, aber mit Huus verhielt es sich anders, von ihm war stets etwas Neues zu lernen.

Kathinka und der Verwalter hatten daher stets Stoff genug zur Unterhaltung, ruhig und gelassen, wie es in der Natur beider lag.

Es war fast immer irgend ein Gegenstand vorhanden, der sozusagen auf Huus' Anwesenheit *wartete* — selbst wenn er auch jeden Tag kam, wie in dieser Zeit, wo man das Korn zur Stadt beförderte.

Fräulein Ida Abel hatte auch oft auf der Station zu thun. Sie kämpfte sich durch den Schmutz des Weges mit einem Brief, der mit der Mittagspost abgehen sollte.

„Mein Gott, was für ein Wetter — Herr Lieutenant," sagte sie zu Bai.

„Eine Tasse Kaffee, mein Fräulein — eine kleine innere Stärkung, um dem Wetter widerstehen zu können . . . Huus ist auch drinnen bei meiner Frau."

Digitized by Google

„Aber sind denn die Leute vom Gute hier?"

„Ja, mit Getreide."

Ida die Jüngste hätte das nicht geahnt.

Von einem Fenster ihrer Wohnung konnten die „Küken" Rundschau über die ganze Gegend halten.

Ida die Jüngste saß dort während der Vormittagsstunden.

Sie begann die Papilloten aus dem Haar zu nehmen.

„Wo willst Du hin?" fragte Luise die Aelteste, die mit einem Kräuterkissen auf der Backe umherlief, weil sie Zahnschmerzen hatte.

„Briefe nach der Station bringen."

„Mutter" — Luise heulte förmlich — „nun will Ida schon wieder rennen . . . Hm — wenn Du glaubst, das Du dort einen fischen kannst . . ."

„Geht das Dich etwas an?" Ida die Jüngste schlug der Schwester die Thür zum Schlafzimmer vor der Nase zu.

„Meinetwegen, wenn Du Dich durchaus lächerlich machen willst, — Du ziehst aber Deine eigenen Stiefel an — das sage ich Dir, Ida. Mutter — sage Ida — daß sie ihre eigenen Stiefel anzieht — immer rennt sie mit meinen Knöpfstiefeln nach der Station."

„Pe!" sagte Ida, während sie das Kräuseln ihrer Stirnlocken beendete.

„Und meine Handschuhe — ich verbitte mir das . . ." Luise entreißt Ida ein Paar Handschuhe und wiederum werden einige Thüren heftig zugeschlagen.

„Was habt Ihr denn, Kinder?" fragt Frau Abel, die mit nassen Händen aus der Küche herbeieilt; sie hat Kartoffeln geschält.

„Ida stiehlt meine Kleider," rief Fräulein Luise vor Wuth weinend.

Die Witwe Abel bringt ruhig alles hinter Ida der Jüngsten in Ordnung und kehrt zu ihren Kartoffeln zurück . . .

— — „Liebe Frau Bai," sagte Ida die Jüngste schon in der Thür — „ich komme nicht hinein . . . Guten Tag, Herr Huus — ich sehe so schrecklich aus bei dem Wetter . . . Ich gucke nur hinein. Guten Tag . . ."

Fräulein Abel trat doch ein. Ihr Kleid unter dem Regenmantel war auf der Brust tief ausgeschnitten

„Man hat so schrecklich viel zu thun, wenn Weihnachten naht . . . O — Sie erlauben wohl, Herr Huus . . . daß ich vorbeikomme."

Fräulein Abel klemmte sich in's Sopha hinein . . . „Herrlich, ein wenig zu sitzen," sagte sie.

Aber lange saß sie nicht, sie fand viel zu viel, was sie bewundern mußte. Fräulein Ida Abel war so jugendlich entzückt.

„Ach, mein Gott — der kleine hübsche Teppich . . ." Fräulein Abel mußte den kleinen Teppich befühlen.

„O, — Herr Huus — erlauben Sie" . . . Sie klemmte sich wieder bei ihm vorbei.

Sie befühlte den Teppich . . . „Mama sagt stets, daß ich flattere," sagte Ida die Jüngste.

Frau Abel nannte ihre Töchter mitunter ihre „Flattertauben", aber der Name fand keinen allgemeinen Anklang, denn bei Luise der Aeltesten war der Begriff „Taube" unbedingt ausgeschlossen.

Und es blieb allgemein bei den „Küken."

Wenn Fräulein Ida Abel gekommen war, dauerte es nicht sehr lange, bis der Verwalter Huus aufbrach.

Es sei nicht viel Platz in einem Zimmer, wo Fräulein Ida sich befinde meinte er.

* * *

Digitized by Google

Weihnachten nahte heran.

Huus reiste wöchentlich einmal in Geschäften nach der Stadt. Er hatte stets für Frau Bai etwas zu besorgen; ihr Mann durfte es aber nicht hören. Die beiden flüsterten drinnen in der Wohnstube längere Zeit, wenn Huus mit dem Zuge gekommen war.

Kathinka meinte sich seit vielen Jahren nicht so auf Weihnachten gefreut zu haben wie in diesem Jahr.

Das lag auch am Wetter.

Es war heller, klingender Frost geworden und Schnee bedeckte die Erde.

Wenn Huus in der Stadt gewesen war, blieb er auf der Station zum Thee. Er kam mit dem Achtzugе. Frau Bai saß oft noch im dunkeln.

„Wollen Sie ein wenig spielen?" sagte er.

„O — ich kann nur die Paar — — aber wenn Sie sie gern hören wollen . . ." Er saß auf einem Stuhl in einer Ecke neben dem Sopha.

Kathinka spielte ihre fünf Stücke, die alle einander glichen. Es fiel ihr sonst nie ein, Jemand etwas vor zu spielen. Aber Huus saß so ruhig — dort in der Ecke — sodaß man ihn garnicht bemerkte. Und dann war er auch durchaus nicht musikalisch.

Wenn sie gespielt hatte, blieben sie oft eine Weile sitzen, ohne ein Wort zu sprechen, bis Marie mit der Lampe und dem Theeservice kam.

Nach dem Thee nahm Bai den Verwalter ins Bureau.

„Männer müssen auch mal unter sich sein," sagte er.

Wenn sie sich allein befanden, Huus und er, erzählte Bai Liebesabenteuer.

Er hatte auch seine tolle Zeit gehabt . . . als er die Kriegsschule besuchte, und „Kopenhagen hat schöne Frauenzimmer gehabt . . . Na — — aber jetzt ist es damit zurückgegangen . . . das heißt, sie gehen jetzt nach Rußland . . . Ja, das mag gern sein . . . jedenfalls ist Kopenhagen in dieser Beziehung zurückgegangen . . . Wenn man Kamilla — Kamilla Andersen gekannt hat — braves Mädchen — brillantes Mädchen — aber sie nahm ein trauriges Ende . . . sie stürzte sich aus dem Fenster . . . ehrgeiziges Mädchen." Bai blinzelte mit den Augen. Huus that, als ob er Kamillas Ehrgeiz begriffe.

„Sehr ehrgeiziges Mädchen . . . kannte sie ganz genau."

Bai schwatzte während der ganzen Zeit. Huus rauchte seine Cigarre und sah nicht gerade sehr interessiert aus.

„Ich frage ja auch, fuhr Bai fort, die jungen Leute, wenn sie in den Ferien im Pfarrhof oder sonst auf dem Lande sich einfinden: „Was habt Ihr jetzt für Frauenzimmer in Kopenhagen?" frage ich. „Ist es gut damit bestellt?" Dann antworten sie: „Na, es geht, alter Freund, unbedeutende Mädchen."

„Ja — sie gehen nach Rußland, sagt man, kann wohl sein."

Huus sprach keine Meinung darüber aus, wohin die Mädchen gingen. Er sah nach der Uhr.

„Es ist wohl Zeit, aufzubrechen," sagte er.

„Ach — was . . ."

Aber Huus mußte fort: er habe dreiviertelstunde Wegs zu gehen . . .

Sie gingen zu Frau Bai hinein.

„Wollen wir nicht Herrn Huus begleiten?" sagte sie. „Das Wetter ist so schön . . ."

„Ja, das können wir — dann bekommen die Beine ein wenig Bewegung . . ." Sie begleiteten ihn.

Digitized by Google

Kathinka ging an Bais Arm; Huus auf ihrer anderen Seite. Der Schnee auf dem Wege knirschte unter ihren Füßen.

„Wie viel Sterne da in diesem Jahr sind!“ sagte Kathinka.

„Ja, Tik, vielmehr als im vorigen Jahr.“ Bai war stets guter Laune, wenn er allein in Männergesellschaft gewesen war.

„Ja, ich glaube es fast,“ sagte Kathinka.

„Merkwürdig ist das Wetter übrigens,“ bemerkte Huus.

„Ja,“ sagte Bai, „diese Kälte schon vor Weihnachten.“

„Und die hält über Neujahr hinaus.“

„Meinen Sie . . .“

Dann trat Schweigen ein, und als sie wieder sprachen, war die Unterhaltung ähnlich.

Bei der Biegung des Weges verabschiedete sich das Ehepaar.

Frau Bai summte auf dem Heimweg eine Melodie vor sich hin. Als sie nach Hause kamen, blieb sie in der Thür stehen, während Bai die Handlaterne holte und die Weiche für die Nacht inspizirte.

Er kehrte zurück. „Nun,“ sagte er.

Kathinka sog tief atmend die Luft ein.

„Wie herrlich doch die Kälte ist,“ sagte sie, indem sie mit der Hand ihren eigenen Athem in der Luft zertheilte.

Sie traten ein . . .

Bai lag im Bett und rauchte einen Cigarrenstummel. Dann sagte er, „Ja — Huus ist ein netter Mensch . . . aber er ist ein Philister.“

Frau Bai saß vor dem Spiegel. Sie lächelte.

Aber Bai theilte Kjär bei Gelegenheit mit, daß er in der That nicht glaube, Huus verstehe sich auf Frauenzimmer.

„Ich fühle ihm bei Gelegenheit auf den Zahn — sehen Sie,“ sagte er, „des Abends, wenn er bei uns ist . . . Aber ich glaube bei Gott nicht, daß er sich überhaupt auf Frauenzimmer versteht.“

„Na, alter Bai,“ erwiderte Kjär, indem sie sich gegenseitig auf die Schulter schlugen und lachten, „es können ja nicht alle Kenner sein.“

„Nein — glücklicher Weise nicht . . . Und Huus — ich glaube bei Gott nicht . . .“

Sie wurden zum Kaffee gerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe Richard Wagner's an Emil Heckel.

Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Herausgegeben von **Karl Heckel.**

Vorwort.

Auf Anregung der Redaction der „Neuen Deutschen Rundschau" schrieb mein Vater im vergangnen Jahr seine Erinnerungen an Richard Wagner nieder. Da Frau Wagner kurze Zeit darauf in dankwürdigster Weise die Herausgabe sämmtlicher Briefe des Meisters an meinen Vater gestattete, so lag es nahe Briefe und Erinnerungen gemeinsam zu veröffentlichen.

Ich übernahm deren nachträgliche Vereinigung.

Um eine einheitliche Darstellung zu erzielen, war hierbei eine vollständige Umgestaltung der „Erinnerungen" nicht zu vermeiden. Jedoch blieb deren subjektiver Charakter strengstens gewahrt. Auch dort, wo ihnen als Erzählungen aus Kampfeszeiten eine agitatorische Färbung anhaftete.

Nur in sehr wenigen Fällen waren Auslassungen in den Briefen Wagners und seiner Bayreuther Kämpen erforderlich. Sie sind jeweils im Texte angedeutet.

Da nach Bismarcks zutreffendem Wort die Veröffentlichung von Privatbriefen deren Verfasser fast immer „in Hemdsärmeln auf den Balkon hinausstellt," so war manche ausführliche Erläuterung unwesentlicher Züge geboten, um hämischen Nachbarn nicht gar zu viele Gelegenheiten zu „Mißverständnissen" zu bieten.

Die Wiedergabe solcher Einzelheiten rückt andererseits den Erzähler selbst näher in den Vordergrund als der eigene Wunsch es zulassen möchte.

Bei einem Memoirenwerk dürfte dieser Uebelstand jedoch nicht leicht zu vermeiden sein. Bedarf er einer Entschuldigung? — Am wenigsten wohl dann, wenn ich auf den ursprünglichen Titel der vorliegenden Erinnerungen verweise. Dieser lautete: „Im Dienste der Kunst."

Derselbe bezeichnet, in welchem Sinne die Wiedergabe vieler persönlicher Erinnerungen aus dem Verkehr mit dem Meister, sowie dessen Anerkennung der Bethätigung seines „Strategen" bei dem Werke von Bayreuth aufgefaßt sein will.

Mannheim, 1. Januar 1898.

Der Herausgeber.

* * *

„Im Jahre 1853 hörte ich, zweiundzwanzig Jahre alt, zum erstenmal unter Liszts Leitung in Karlsruhe die „Tannhäuser Ouverture." Ich war aufs äußerste empört über diese „entsetzliche" Musik, die allem was ich

Digitized by Google

bis jetzt „schön" gefunden hatte auf das heftigste widersprach. Ich ließ meinem Unmuth eben so freien Lauf wie mein Begleiter H. M. Schletterer — der bekannte spätere Gegner Wagners — seiner überschwänglichen Begeisterung.

Gelegenheit zur Bekehrung ward mir so bald nicht geboten. Denn in meiner Vaterstadt Mannheim fand zu jener Zeit die neue Kunst keine Pflege. Hofkapellmeister Vincenz Lachner war ihr entschiedener und mächtiger Gegner. Wohl sah er sich genöthigt „Tannhäuser" und später auch „Lohengrin" aufzuführen, aber die Stillosigkeit der Wiedergabe war wenig geeignet für Wagner einzunehmen.

Dagegen hörte ich zehn Jahre nach jenem Konzert abermals in Karlsruhe, den „Ritt der Walküren" von Wagner selbst dirigirt. Diesesmal empfand ich einen mächtigen Eindruck und gewann die Ueberzeugung, daß durch ähnliche Konzerte unter persönlicher Leitung Wagners auch in Mannheim der winterliche Bann zu brechen wäre. Wohl regte sich in mir das Verlangen diesem Ziel zuzustreben, aber noch war meine Begeisterung nicht lebhaft genug, um mich zu thatkräftigem Eintreten zu bestimmen.

Doch blieb mir die Sehnsucht wach, ein Wagner'sches Bühnenwerk in mustergiltiger Aufführung kennen zu lernen.

Mit meiner Frau auf der Heimreise von Italien begriffen, las ich im Sommer 1868 in Venedig die Ankündigung der ersten Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg" in München. Mein Entschluß war rasch gefaßt: Auf nach München.

Diese vollständige und vollendete Aufführung unter Wagners persönlicher oberster Leitung, mit Hans von Bülow als Dirigent des Orchesters und Hans Richter als Leiter auf der Bühne, wirkte auf mich wie eine Offenbarung und — ließ mich meine Lebensaufgabe erkennen.

Nach Mannheim zurückgekehrt, veranlaßte ich meinen Vater, als Präsident des Hoftheater-Comité's*) die „Meistersinger" zur Aufführung zu bringen. Ein lebhafter Kampf entspann sich mit Lachner, der zwar nicht die Aufführung selbst zu hintertreiben vermochte, wohl aber im ersten Akt 171 Zeilen der Dichtung, im zweiten Akt 137 und im dritten Akt gar 345 Zeilen, darunter Sachsens „Monolog" mit Ausnahme der Anfangsworte, sowie den Chor „Wach' auf", in der Partitur strich.

Trotzdem blieb der Erfolg nicht aus.

Im nächsten Jahre bewirkte ich die Gründung eines „Concertvereins" zur finanziellen Unterstützung musikalischer Aufgaben. Mußte hierbei auch auf die Beseelung durch eine gemeinsame entschiedene Tendenz verzichtet werden, so hoffte ich doch immerhin eine Grundlage für die Reform der musikalischen Verhältnisse gewonnen zu haben und verfaßte einen Brief an Wagner, um ihn zur persönlichen Leitung eines Concertes einzuladen.

Aber mein Enthusiasmus war doch der Zeit vorausgeeilt. Mein Plan konnte auf keine Zustimmung rechnen, und die Absendung des Briefes mußte unterbleiben.

Auch bei den Freunden der neuen Kunst zeigte sich zu jener Zeit in den meisten gesellschaftlich angesehenen Kreisen eine geheime Scheu sich offen zu Wagner zu bekennen. Die Verunglimpfungen seiner Person und die Entstellungen seines Zieles, wie sie in einem ungleich geführten Kampfe allenthalben zu Tage traten, warfen ihren Widerschein auch auf seine Anhänger und benachtheiligten deren Stellungen im bürgerlichen Leben.

---

*) Das Mannheimer Hof und Nationaltheater wurde während 50 Jahren (1839—1890) von einem bürgerlichen Comité geleitet.

Digitized by Google

Nur langsam bildete sich eine kleine Gemeinde unerschrockener Bekenner. Diese traten am 30. April 1871 zum erstenmal im Musiksaal meiner Pianofortehandlung an die Oeffentlichkeit, indem sie Wagners „Kaisermarsch" wenige Wochen nach seiner Entstehung, auf zwei Flügeln zum Vortrag brachten. Die Ausführung wurde von den Herren A. Hänlein, Dr. Zeroni, Ernst Bassermann und Rud. Artaria unter Leitung von Ferd. Langer übernommen. Mitglieder des Hoftheaters und mehrerer Gesangvereine sangen den Schlußchor. Bei einer Wiederholung wurden die Thüren und Fenster geöffnet; die lebhafte Begeisterung setzte sich auch auf die Straße fort und die zahlreichen Zuhörer stimmten in jener patriotisch bewegten Zeit lebhaft in den Schlußgesang ein.

Die erste Aufführung des „Kaisermarschs" hatte am 14. April 1871 in Berlin unter Bilse stattgefunden, ihm war am 23. April Gungl in Leipzig gefolgt. Unter Wagners Leitung wurde er am 5. Mai in Berlin zum Besten der „Kaiser-Wilhelm-Stiftung" gespielt.

Die Wiedererstehung des deutschen Reiches stärkte bei Wagner den Glauben an die Entwickelung einer deutschen Kultur und Kunst. Von diesem Vertrauen erfüllt erließ er unter dem Titel „Ueber die Aufführung des Bühnenfestspieles: Der Ring des Nibelungen" eine öffentliche Aufforderung, in welcher er die Freunde seiner Kunst ersuchte durch einfache Anmeldung ihrer förderlich gewogenen Gesinnung sich ihm namhaft zu machen.

In Folge dieser Aufforderung schrieb ich am 15. Mai 1871 (leider als der einzige) an den mir persönlich unbekannten Meister, er möge mich zu den Freunden seiner Kunst zählen und mir mitteilen, was von diesen zunächst zu thun sei, um zum Gelingen des großen nationalen Unternehmens nach Kräften beizutragen.

Schon nach wenigen Tagen traf Wagners Antwort ein.

Geehrtester Herr!

Für Ihre mir erwiesenen Freundlichkeiten herzlich dankbar, begrüße ich Sie zunächst auch wegen Ihres soeben mir gemeldeten Entschlusses, an der Ermöglichung meiner großen Unternehmung theilnehmen zu wollen, mit voller Anerkennung seines Wertes, und ersuche Sie nur, für das Weitere in dieser Angelegenheit sich an Herrn K. Tausig, 35 Dessauer Straße in Berlin, gütigst zu wenden. Dieser hat die vorläufige Geschäftsführung bis zur Constituirung eines Patronat-Ausschusses übernommen, und wird derselbe Sie genau davon unterrichten, in welcher Weise Ihre Theilnahme wirksam zu sein hätte.

Mit den verbindlichsten Grüßen

Ihr

ergebener

Richard Wagner

Luzern,
19. Mai 1871.

Ich reiste nunmehr persönlich zu Tausig und wurde von ihm über den Plan unterrichtet, die erforderlichen Geldmittel durch Vergebung von tausend Patronatscheinen zu je dreihundert Thalern zu beschaffen.

Mein Vorschlag durch Gründung von „Wagner-Vereinen" auch dem minder Bemittelten die fördernde Erwerbung solcher Scheine zu ermöglichen fand seinen Beifall.

Nach Mannheim zurückgekehrt, unternahm ich sofort die Begründung·

Digitized by Google

des Vereins. Dessen Entstehung und Entwickelung ist in ausführlicher Darlegung enthalten in einem Buche meines Sohnes.*)

Bei Uebersendung der Statuten an Tausig frug ich gleichzeitig an, ob es wohl möglich wäre, Wagner zur persönlichen Leitung eines Concertes in Mannheim zu veranlassen. Auch über die Absicht in anderen Städten die Gründung von Wagner-Vereinen anzuregen, unterrichtete ich Tausig und fand seine Zustimmung. Er schrieb:

Geehrtester Herr,

Ihr „Wagnerverein" ist eine vortreffliche Idee, und das Resultat muß bei so ernster und anhaltender Förderung ein erfreuliches sein. Ich werde Wagner über die Direktion eines Concertes in Mannheim schreiben, ich glaube aber kaum, daß er sich entschließen wird, noch einen solchen Ausflug zu machen. Der engere Ausschuß für das Patronat besteht, wie ich Ihnen schon früher mitteilte, aus Fr. Liszt, Frau von Muchanoff, Baronin von Schleinitz und mir; das ganze Comité kann erst in einigen Monaten veröffentlicht werden.

Sobald ich von Wagner eine zustimmende Antwort erhalte, schreibe ich Ihnen eine Zeile darüber. Die unterzeichneten Coupons**) senden Sie freundlichst an mich nach Berlin.

Hochachtungsvollst

Weimar
7. Juni 1871.

Carl Tausig.

Geehrter Herr,

Ich habe nichts gegen die Ausführung Ihres Planes „Wagnerverein" einzuwenden, als daß wir auf Schwierigkeiten und Verzögerungen mit der Flüssigmachung der Patronatsgelder stoßen werden. Da das Theater, d. h. der Bau und andere Vorbereitungen, schon Ende dieses Herbstes in Angriff genommen wird, so müssen wir bald über bedeutendere Mittel disponiren können. — Herr Wagner würde zu jeder andern Zeit Ihre Einladung, in Mannheim ein Concert zu dirigiren, angenommen haben; aber die Composition der Nibelungen gestattet ihm nicht, auf irgend welche Weise sich zu zersplittern und von seiner Arbeit zu trennen.

Bestens grüßend

Ihr ergebener

Berlin,
17. Juni 1871.

C. Tausig.

Eine günstigere Aussicht betreff des Concertes eröffnete ein Brief Wagners, nachdem ich ihm von der erfreulichen Entwickelung des Vereins Nachricht gegeben hatte.

Geehrter Herr!

Sehr erfreut über Ihre angenehmen Nachrichten, antworte ich Ihnen sogleich eben nur auf den von Ihnen mir ausgesprochenen Wunsch. Gewiß

*) Karl Heckel „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth" Authentischer Beitrag zur Geschichte ihrer Entstehung und Entwickelung. (E. W. Fritzsch, Leipzig.)

**) Anmeldungen zu Patronatscheinen.

Digitized by Google

bin ich überzeugt, daß es unter Umständen mir sogar eine recht angenehme Diversion für mein so sehr zurückgezogenes Leben bieten kann, für einige Tage mich aufzumachen, um vor Freunden selbst so eine Art von Concert zu dirigiren. Nur möchte ich jetzt mich nicht für eine gewisse Zeit binden, weil ich — nach vielen äußeren Anstrengungen — eben jetzt erst dazu komme, mich für meine Arbeit zu sammeln. Machen Sie sich aber gefaßt, daß ich mich — etwa im Herbst — schnell einmal melde, und sorgen Sie dann nur, daß es etwas Ordentliches wird.

Mit ergebenstem Gruß

Luzern, Richard Wagner.
21. Juni 1871

In Tausig, der am 17. Juli 1871 plötzlich starb, verlor Wagner einen der fähigsten und vorsorgendsten Anhänger. Tausig hatte beabsichtigt in Berlin ein eigenes Orchester zu bilden und im Concertsaal geeignete Theile aus dem „Ring des Nibelungen" aufzuführen. Dieser Plan verfolgte einen doppelten Zweck: Das Publikum sollte in das Werk eingeführt, und die ausübenden Musiker sollten mit dessen Stil vertraut gemacht werden, um später den Kern des Bayreuther Orchesters zu bilden.

Einige Fragen, die ich an Wagner wegen Vorbereitungen zum Mannheimer Concert gerichtet hatte, beantwortete freundlicher Weise Frau Wagner. Sie hatte mir bereits in einem früheren Briefe mitgetheilt, es verstehe sich von selbst, daß Wagner auf jedes Honorar für das Concert verzichte.

Sehr geehrter Herr,

Mein Mann ersucht mich jetzt neuerdings, Ihnen in seinem Namen bestens zu danken; Ihre Organisation des Wagners Vereins dünkt ihm ausgezeichnet, und er bittet Sie die Güte zu haben ihm noch zwei Prospekte zu schicken, die beiden ersten hat er bereits als Muster versendet.

Was das Concert anbetrifft, so nimmt er an, daß das Interesse desselben eben darin bestehen wird daß er es dirigirt, folglich dünken ihm Gesangsnummern überflüssig. Das Orchester wie Sie es ihm darstellen ist ihm recht und so wird das Programm aus einer Beethoven'schen Symphonie, den zwei Märschen (König- und Kaisermarsch), dem Lohengrin oder Tristan Vorspiel und der Tannhäuser-Ouverture, gebildet werden. Vierzehn Tage vor dem Concert wird Ihnen mein Mann die genaueren Bestimmungen noch wissen lassen. Die durch die Einnahme des Concertes erworbenen Patronatsscheine wären nicht nur zu Gunsten des Orchesters zu verloosen?*)

Wie wäre es, sehr geehrter Herr, wenn Sie sich mit verschiedenen Städten in Verbindung setzten, und von Mannheim aus der Wagner Verein sich über Deutschland verbreitete? Mich dünkt es wäre gut, wenn diese Angelegenheit ihr Centrum bei Ihnen behielt. Ist dies ihre Ansicht auch, so bitte ich Sie mir es nur zu melden, und ich würde Ihnen die Adressen in den verschiedenen Städten angeben, an die die Aufforderung mit Versicherung eines guten Erfolges zu versenden wäre.

Den freundlichsten Grüßen meines Mannes, füge ich, sehr geehrter Herr, die Versicherung meiner Hochachtung bei.

Tribschen bei Luzern. Cosima Wagner
16. Juli 1871. geb. Liszt.

*) Die Orchestermitglieder beanspruchten keine Bezahlung. Dagegen nahmen dieselben an der Verloosung der Patronatsscheine theil, indem sie in alle Rechte der Vereinsmitglieder eintraten.

Digitized by Google

Dieser Brief wurde mir nach Partenkirchen nachgeschickt, von wo aus ich mich nach Wien begab, um bei Herrn Dr. Kofka daselbst an der Bildung eines Wiener Vereins mitzuwirken.

In der an Frau Wagner gerichteten Antwort erklärte ich mich bereit, die Centralleitung der Vereine zu übernehmen. Zugleich frug ich an, ob zur Besprechung der Concertvorbereitungen der Besuch des Vereinsvorstandes Hänlein aus Mannheim in Tribschen willkommen sei.

Die Beantwortung dieser Anfrage erfolgte in einem von Frau Wagner niedergeschriebenen Brief des Meisters.

Tribschen bei Luzern 12. August 1871.

Sehr geehrter Herr,

Ich werde mit Vergnügen den Pianisten Herrn Hänlein empfangen und ihm die gewünschten Details über das Concert geben.

Ich habe dem Hofpianofortelieferanten Herrn Karl Bechstein in Berlin geschrieben und ihn ersucht an Karl Tausigs Stelle einzutreten*); bis ich eine Antwort erhalten habe, darf man sich an Ihre Excellenz der Freifrau von Schleinitz, Ministerium des k. k. Hauses, Wilhelmstraße Berlin wenden. —

Ein öffentlicher Aufruf ist vom Berliner Ausschuß deshalb nicht aufzunehmen, weil in erster Linie dort festgestellt wurde, daß alles auf privatem persönlichem Wege vorgehen würde. Mit bestem Dank und freundlichstem Gruß

Richard Wagner.

Herr Hänlein berichtete begeistert von seiner Unterredung mit Wagner, der oft „wie ein Hellseher" gesprochen habe und theilte mir mit, daß Wagner beabsichtige, sich an den Großherzog von Baden zu wenden, um die Betheiligung des Karlsruher Orchesters bei unserem Concert zu bewirken.

Um zwischen den Vereinen und dem Patronat-Ausschuß einen gemeinsamen Operationsplan herzustellen, wandte ich mich an Freifrau von Schleinitz, welche jeder Zeit privat auf das erfolgreichste für das Unternehmen thätig war.

Salzburg, den 17. August 1871.

Geehrter Herr!

Ihre Zeilen vom 14. d. M. habe ich in diesem Augenblick hier in Salzburg erhalten — ich eile Ihnen mitzutheilen, daß wir heute über München nach Luzern reisen, von wo aus ich Ihnen ausführlich schreiben werde, nachdem ich mit Wagner gesprochen habe. — An Herrn Dr. Kofka in Wien habe ich bereits geschrieben wie wünschenswerth es mir erschiene, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, den geschäftlichen Theil des großen Unternehmens ganz und gar zu übernehmen und daß der von Ihnen gegründete Verein in Mannheim als Centralpunkt betrachtet würde. —

Mit den lebhaftesten Wünschen für den Erfolg Ihrer Bemühungen bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihre ergebene

Freifrau von Schleinitz.

Anfang September benachrichtigte mich Herr Baron von Loën, Generalintendant des Hoftheaters in Weimar, daß ihm „die oberste Leitung

*) Derselbe lehnte ab.

Digitized by Google

des Patronats" übertragen worden sei, und daß er die Bildung „eines allgemeinen Vorstandes", bestehend aus ihm und den Vorsitzenden der verschiedenen Wagnervereine für nothwendig erachte, um dann eine öffentliche Aufforderung zur Gründung weiterer Vereine zu erlassen.

Ich erklärte mich mit diesem Plane durchaus einverstanden und bat denselben, da sich mittlerweile nach dem Vorbild Mannheims verschiedene Vereine gebildet hatten, seine Absicht möglichst bald auszuführen. Trotz weiterer brieflicher und mündlicher Unterhandlungen mit Herrn Baron von Loën, der seine Aufgabe doch wohl zu sehr rein repräsentativ auffaßte, kam dieser „allgemeine Vorstand" nicht zur Organisation.

Da von Wien aus in den Zeitungen bekannt gemacht wurde, daß Wagner daselbst zwei Concerte leiten werde, frug ich bei dem Meister an, ob auch das Concert in Mannheim nunmehr angekündigt werden könne. Ich wollte ohne seine ausdrückliche Einwilligung nichts öffentlich bekannt geben, legte aber allem große Bedeutung bei, was geeignet erschien der Welt zu zeigen, daß das Unternehmen nicht mehr in der Luft schwebe.

Die aufreibenden Ansprüche, welche die Vorbereitungen an Wagner selbst stellten, ersah ich erst aus den beiden folgenden Briefen des Meisters und vermied in der nächsten Zeit jede drängende Anfrage wegen des Concertes.

Geehrtester Herr!

Entschuldigen Sie die bisherige Versäumniß meiner Antwort! Ich stand gerade in der letzten Zeit in anderweitiger lebhafter Correspondenz wegen der zunächst nothwendigen Schritte für den Angriff meiner Unternehmung, welche einen bedeutenden Aufschub erleiden muß, wenn nicht bereits in diesem Herbst noch die ersten Arbeiten am Aufbau des Theaters begonnen werden können. Es kommt mir darauf an, den jetzigen Bestand der Sammlungen schnell kennen zu lernen, um demgemäß entscheiden zu können, ob ich an den Architecten und den Maschinisten die nöthigen Aufträge ertheilen kann, weil, wenn die von mir angekündigte Zeit eingehalten werden soll, jetzt mit den Vorarbeiten begonnen werden muß. Ich ersuche Sie daher auch meinerseits im Besonderen, Herrn von Loën alsbald von dem vorläufigen Ergebnisse Ihrer Bemühungen in Mannheim in Kenntniß setzen zu wollen, so daß dieser im Stande ist, mir rechtzeitig das maßgebende Resultat anzeigen zu können.

Im günstigen Falle beabsichtige ich dann, mit dem Baumeister und dem Maschinisten, Ende dieses Monates Oktober in Bayreuth zusammenzutreffen, um alles Nöthige zu bestimmen, in Folge dessen die Grundsteinlegung vorgenommen werden könne, zu welcher ich Sie, geehrtester Herr, nebst den Vorständen der anderen Vereine einzuladen gedenke. In jeder Hinsicht würde eine solche Zusammenkunft, von welcher aus ich auch ein Wort an die Oeffentlichkeit zu richten haben würde, dem Fortgange unserer Unternehmung ersprießlich sein, weshalb ich, selbst wenn spätere Verzögerungen eintreten sollten, die Ausführung meines Planes lebhaft wünschen muß. —

Es thut mir leid, daß eine sehr voreilige Ankündigung von Koncerten, welche ich in Wien zu geben beabsichtigen sollte, Sie in einem gewissen Sinne beunruhigt hat. Das Gerücht von meiner Ihnen für Mannheim gegebenen Zusage hat allerdings meinen Wiener Freunden den gleichen Wunsch meiner persönlichen Betheiligung erweckt, und ich konnte nicht anders, als nach Wien die gleiche Bereitwilligkeit, wie nach Mannheim zu erklären. Zu fürchten steht jetzt nur, das jeder der Vereine in den verschiedenen Städten auf deren theilnahmvolle Mitwirkung ich rechnen muß, die gleichen Ansprüche

Digitized by Google

an mich erheben wird, und mir dadurch, daß ich meine Kräfte, welche ich im aller angestrengtesten Maaße der Aufführung meines großen Werkes selbst zu opfern versprochen habe, im Voraus für die Zusammenbringung der materiellen Mittel erschöpfe, eine in ihren Folgen nicht zu berechnende Erschwerung bereitet werden kann. Ich theile Ihnen diese Besorgniß unverholen mit, ohne deshalb mein Ihnen gegebenes Versprechen zurückzuziehen: nur sollte es mich beruhigen, wenn ich Sie zu einiger Geduld stimmen könnte, und wegen des Zeitpunktes meines Concert-Besuches in Mannheim Sie mich nicht zu sehr drängen wollten. Auch nach Wien habe ich nur unbestimmte Zusagen noch zu geben vermocht: am Liebsten wäre es mir, wir träfen Alle bald in Bayreuth zusammen, wo dann auch diese Koncertangelegenheit sofort definitiv fest geordnet werden könnte. —

Mit wärmster Anerkennung Ihrer liebenswürdigsten Verdienste um mich, und mit der Bitte unsren werthen Freunden in Mannheim mich bestens zu empfehlen, verbleibe ich

hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Luzern Richard Wagner

1. October 1871.

Geehrter Herr Heckel!

Erlauben Sie mir, bei starker Beschäftigung, Ihnen hauptsächlich nur das Eine zu berichten, daß nach der eingegangenen Erklärung des Architekten der Bau des Theaters nicht vor März begonnen, somit auch der Grundstein nicht gelegt werden kann. Ich werde mich dagegen Ende dieses Monates nach Bayreuth begeben, um alle Besorgungen im Betreff des Grundstückes u. s. w. zu erledigen. Ich glaube aber, daß eine Zusammenkunft von Vereinsabgeordneten erst bei jener erwünschten Gelegenheit im März einen vorzüglichen Sinn haben wird. Bis dahin müßten wir wohl sehen, was jeder Verein für sich für Resultate erzielt. Ich bleibe stets noch geneigt, in der Zwischenzeit zu Ihnen zu kommen und ein Koncert zu dirigiren: Näheres muß ich mir für eine etwas freiere Zeit, als gerade die gegenwärtige mir vorbehalten.

Herzlichsten Gruß von Ihrem

ergebenen

Luzern, Richard Wagner

3. Novbr. 1871.

Schon vor einiger Zeit hatte ich an Wagner geschrieben: „Ich denke die Beibringung der Mittel durch die Vereine, macht Ihr geniales Unternehmen so recht zu einem Nationalen und wie schön wäre es, wenn sich eine Verbindung der Vereine fände — wonach ich mit ganzem Herzen strebe — damit dieselben auch noch nach den ersten Aufführungen Ihres Bühnenfestspiels in Bayreuth fortbestehen würden, um jeder Zeit fördernd für Ihr weiteres Wirken einzutreten."

Da die Zusammenkunft der Vereinsvorstände verschoben worden war, übersandte ich nunmehr selbst einen Plan zur Organisation eines „Deutschen Wagnervereins" an Wagner. Ebenso nach Eintreffen seiner Antwort, den Entwurf eines „Aufrufes."

Digitized by Google

Geehrtester Herr Heckel!

Ihr Vorschlag ist durchaus vortrefflich: kommt eine solche Vereinigung mit Kraft zu Stande, so ist sie das was ich irgend wünschen konnte. Einstweilen liegt die Stärke der Situation noch ganz in den einzelnen mächtigen Theilen. Einzelne sind es, die für jetzt die ergiebigste Unterstützung bieten. Der Verein „Wagneriana" in Berlin hat kürzlich den Ankauf von sechzig (60) Patronatscheinen, und die Stellung des ganzen Orchesters decretirt. Wien verspricht ebenfalls in besonders ergiebiger Weise im Laufe dieses Winters sich bezeigen zu wollen. In Leipzig ist dagegen bis jetzt $^3/_4$ Patronatschein gezeichnet worden: in München — auf dem Vereinswege — so viel ich weiß, gar nichts. Sie haben sich in Mannheim einzig rüstig bewährt. Nichts desto weniger begreife ich, daß nur auf dem Wege einer großen, allgemeinen Vereinigung das Unternehmen in dauerndem u. folgenreichem Sinne gesichert werden kann: und Ihre Vorschläge halte ich daher für mehr als bloß beachtenswerth.

Ueber die Zeit meiner Reise kann ich für jetzt noch nicht mehr bestimmen, als daß sie spätestens in den ersten Tagen des Dezember vor sich gehen soll, wo ich zunächst mich mindestens zwei Tage in München aufzuhalten gedenke. In Bayreuth regt sich Alles bereits in vertrauenerweckendster Weise; man kommt mir auf das Ernstlichste entgegen. Dort werde ich, namentlich im Betreff des Grundstückes (welches mir sehr vermuthlich die Stadt schenken wird) Alles Nöthige besorgen, damit im März der Bau beginnen kann. Wer sollten nun die Vereinshäupter sein, welche ich dorthin (oder — nach Herrn von Loën's Dafürhalten — nach Leipzig) berufen sollte? Außer Ihrem Verein in Mannheim, wüßte ich keinen, der bisher etwas geleistet, ja nur als Verein sich beachtenswerth gemacht hätte. Herr Dr. Koska will mit seinen Wienern eben auch erst zeigen, was an der dortigen Sache sei. Somit glaube ich, daß eine Zusammenberufung erst im nächsten März in Bayreuth Sinn haben kann. Für jetzt scheint mir dagegen das einzig wichtige, wenn Sie in dem Sinne, welchen Sie mir durch Ihren Entwurf mittheilten, einen lebhaften und stark accentuirten Aufruf erließen. Was sich dem zu Folge bis nächsten März tüchtig erwiesen hätte, würde sich dann zeigen, und dann würde eine Zusammenberufung von mir, nach Bayreuth (zur Grundsteinlegung) einen bedeutenden Sinn haben.

Ich hoffe, Sie sind meiner Meinung, und haben vielleicht auch die Güte, hierüber Herrn von Loën sich mitzutheilen, indem Sie ihn zugleich bestens von mir grüßen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Luzern
9. Novbr. 71.

Richard Wagner

Geehrter Herr!

Ich schicke Ihnen sogleich Ihren Entwurf, welchen ich vollkommen billige, wieder zurück. So möge denn die Sache ihren Lauf nehmen, und der Deutsche zeigen, daß er es endlich versteht, so ernsten und anhaltenden Bemühungen für einen schmachvoll verwahrlosten und dabei so unbegrenzt einflußreichen Zweig der öffentlichen Kunst, an welche ich mein Leben gesetzt habe, auch die nöthige Beachtung zu schenken. Schön ermuthigend ist es, auf Leute Ihres Schlages, bester Herr Heckel zu treffen. —

Digitized by Google

Von der „grünen Broschüre“*) über die Aufführung des Nibelungenringes stehen Ihnen zum Zweck der Austheilung auch von mir noch eine gute Anzahl zur Verfügung. Wollen Sie, so schicke ich Ihnen welche. —

Im Betreff der Geldanlagen u. s. w. bitte ich Sie doch einzig mit Herrn v. Loën zu vernehmen. Der Banquier Cohn hat es aber auch übernommen, für die Verzinsung der eingehenden Gelder bis zu ihrem Gebrauche zu sorgen. —

Hochachtungsvoll grüßt Sie
Ihr ergebener
Richard Wagner

Luzern
13. Nov. 71.

Eine Zeitungsnachricht in Darmstadt, das Hoftheater daselbst sei für die Bühnenfestspiele in Aussicht genommen, veranlaßte mich vor Erlassung des erwähnten öffentlichen Aufrufes bei Wagner in Tribschen telegraphisch anzufragen. Er antwortete auf gleichem Wege:

Darmstadt unbekannt. Bodmer Stadtrath Anerbietungen. Alles aus Unverständniß. Bayreuth wohlerwogen unveränderlich. Aufruf möge unverhindert ergehen. Wagner.

Der vom Mannheimer Wagnerverein unterzeichnete „Aufruf“ wurde nunmehr verschickt. Er fand theils durch directe Versendung, theils durch den Abdruck in deutschen und ausländischen Zeitungen die weiteste Verbreitung und bewirkte, daß sich neue Vereine bildeten.

Einem Briefe an Wagner fügte ich meine Photographie bei und streifte nochmals die Concertangelegenheit.

Ich wurde durch seine freundliche Zusage hoch erfreut.

Die Anfrage, ob er selbst die Betheiligung des Karlsruher Orchesters zu erwirken beabsichtige, beantwortete er telegraphisch:

— Verehrtester! Habe mit Ihnen in Mannheim aber mit Niemand in Karlsruhe zu thun. Besorgung der Mittel muß Ihnen gänzlich überlassen, stehe nur für meine Person. Wagner.

Die Vorbereitungen zu dem Concert machten verschiedene Anfragen nöthig, welche in drei weiteren Briefen an mich ihre Beantwortung fanden.

Hochgeehrter Herr!

Um sogleich zu dem Punkte zu kommen, der Sie doch wohl am lebhaftesten beschäftigt, erlaube ich mir Ihnen zu melden, daß ich vom 16. Dezember Abends an Ihnen zu einem Mannheimer Concert, wenn es denn sein muß, (um einige 5 Fl. Contribuenten noch zu gewinnen!)**) zur Verfügung stehe.

Die Proben könnten am 17. und 18., die Aufführung am 19. oder 20. stattfinden. Da Ihr Saal klein ist, fürchte ich Chor hinzuzuziehen. Wäre ein großes Lokal (und somit starker Chor) möglich, so würde ich am Schluß des Concertes aus den Meistersingen: „Wacht auf!“ und den Schluß:

*) „Ueber die Aufführung des Bühnenfestspieles der Ring des Nibelungen.“ Eine Mittheilung und Aufforderung an die Freunde seiner Kunst von Richard Wagner, Leipzig. Verlag von E. W. Fritzsch, 1871.

**) Der Beitrag zum Mannheimer Wagnerverein betrug fünf Gulden.

Digitized by Google

„Ehrt eure deutschen Meister!“ — mit Barytonsolo (Hans Sachs) vorschlagen. Außerdem 1. Ouverture zur Zauberflöte. (Mozart)
2. Symphonie in A.-dur. (Beethoven)
3. Vorspiel zu Lohengrin.
4. (Unter jener Bedingung) die genannten Bruchstücke aus den Meistersingern. Vorangehend: das Vorspiel zu den Meistersingern.

Das Ganze könnte beginnen mit dem Kaisermarsch. Dies Alles gäbe, glaube ich, genug Musik? —

Frau v. Muchanoff residirt: Warschau, Palais Potocki. —

Uebrigens Alles schön und in Ordnung. Bis 7. Dezember bin ich hier. — Schönsten Dank für Ihre Photographie: in Mannheim soll man meine Physiognomie auch abnehmen, damit ich Ihnen erwidern kann.

Mit hochachtungsvollem Gruße
Ihr ergebenster
25. November 1871. Richard Wagner.

Geehrtester Herr!

Es soll ein Concert sein, — folglich geht nun die Beunruhigung los! Das wußte ich! —

Also! —

Ihre Anordnungen im Betreff der Zeit und den Proben sind vortrefflich.

Daß Sie ein kleines Lokal haben, ist schlimm: was heißt denn das „Theatersaal?“*)

Wenn also keinen Chor, dann bitte ich gar nichts zu singen. Wir nehmen zum Schluß — statt der Schlußscene der Meistersinger — Vorspiel und Schlußsatz aus Tristan und Isolde. Die Stimmen hierzu bitte ich — in meinen Namen — vom Kapellmeister C. Eckert in Berlin sich auszubitten. Sie gehören mir, und sind diesem nur geliehen. —

Demnach das Programm folgendermaßen: Keine Theile. —
Sondern.
Zur Einleitung: Vorspiel zu Lohengrin.
1. Ouverture zur Zauberflöte.
2. A.-dur Symphonie.
3. Vorspiel zu den Meistersingern.
4. Vorspiel und Schlußsatz aus Tristan und Isolde.
5. Kaisermarsch. —

Es sieht nicht sonderlich schön aus, wird sich aber gut anhören. —

Sechs gute Plätze möchten Sie mir jedenfalls aufbewahren. —

Auch für ein gutes Unterkommen hätten Sie wohl die Güte Sorge zu tragen? Da ich mit meiner Frau in Mannheim zusammentreffe, welche sich dorthin von ihrem ältesten Töchterchen begleiten läßt, bedarf ich außer einem Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer mit 3 Betten. —

Ich gratulire Ihnen zu der guten Aufnahme Ihres Aufrufes von Seiten der Zeitungen. Die „Allgemeine“**) hat allerdings noch nichts gebracht — vermuthlich aus triftigen Gründen. —

Grüßen Sie die Freunde, und seien Sie für Alles schönstens bedankt von
Ihrem ergebensten
27. November 71 Luzern. Richard Wagner.

*) Ich hatte in meinem Briefe diese Abkürzung für den Concertsaal im Hoftheatergebäude gebraucht.

*) Die Augsburger „Allgemeine Zeitung.“

Digitized by Google

18. Dezember.
Vormittag 1. (kleine Probe).
Nachmittag 2. dito.

19. Dezember.
Vormittag: Nachprobe.
Abends: Hauptprobe.

20. Dezember. Eine kleine Privatunterhaltung für mich und sehr wenige nächste Freunde zum Durchspielen einer kleinen Privatkomposition. Wird als Gunst und besondere Gefälligkeit erbeten von

6 bis 8 1. } Violinisten.
7 „ 8 2. }
4 . . . . Bratschisten.
4 . . . . Violoncellisten.
2 bis 3 . . Contrabassisten.
1 . . . . Flötisten.
1 . . . . Hoboisten.
2 . . . . Clarinettisten.
2 . . . . Hornisten.
1 . . . . Fagottisten.
und 1 . . . . Trompeter.

Stimmen bringe ich mit.

Aus der Generalprobe so viel Geld schlagen als man will. Um den Charakter einer vorbereiteten Kunstleistung nicht zu verscherzen — finden die vorangehenden Proben jedoch unter uns statt. —

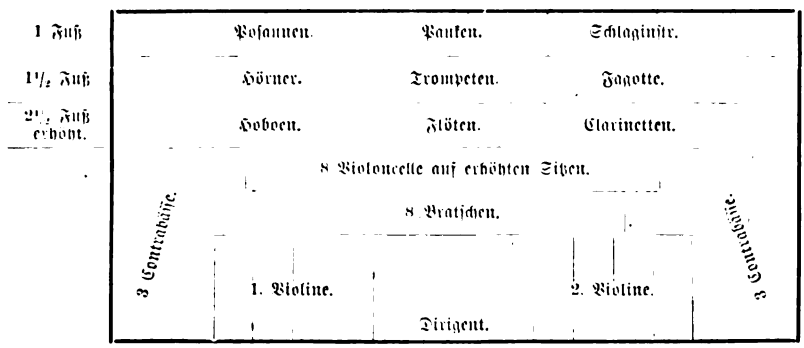
Dies, verehrtester Heckel, wären meine Dispositionen, um welche Sie mich befragen.

Passirt etwas, so bin ich vom 9. bis 12. in München (Adresse: Franz Mrazeck, Wittelsbacher Platz Nr. 3) dann in Bayreuth: Sonne. —

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Luzern, 6. Dezember 1871. Richard Wagner.



Orchester.

Diesen Briefen reihten sich einige Telegramme an, darunter das folgende:

Programm mißverständlich. Bitte Einleitung Kaisermarsch. 3. Lohengrin. 4. Meistersinger. Schluß Tristan. Grund hiervon mündlich. Hoffentlich einleuchtend. Wagner.

Digitized by Google

In der Nacht vom 16. zum 17. Dezember 1871 traf Wagner, von Bayreuth kommend, in Mannheim ein. Die Mitglieder des Wagnervereins hatten sich im Bahnhof versammelt und begrüßten ihm bei der Einfahrt mit einem donnernden Hoch:

„Ich bin doch kein Prinz!" rief er uns belustigt zu. Dann frug er nach mir und im Hotel zum „Europäischen Hof" angekommen, faßte er mich bei beiden Schultern mit den Worten: „Jetzt lassen Sie mich einmal sehen, wie der energische Mann ausschaut."

Die nächsten Tage waren reich an aufregenden Erlebnissen.

Die Orchester-Mitglieder des Mannheimer und des Karlsruher Hoftheaters hatten ihre unentgeltliche Mitwirkung zugesagt. Als ich Wagner mittheilte, daß Vincenz Lachner ihm die vereinigten Orchester vor der ersten Probe vorstellen werde, da schnellte er vom Stuhl auf und rief: — „Heckel, das hätten Sie mir nicht anthun sollen. Ich reise wieder ab! — Menschen, wie diese Lachners, machen nun seit vielen Jahren mich und meine Werke schlecht. Komme ich an ihren Ort, so sind sie wieder die Ersten, die sich an mich heandrängen."

Es währte lange Zeit bis es mir gelang, den mit Recht empörten Mann zu beruhigen. Das Comité des Mannheimer Theaters hatte sich bei der Urlaubs-Gewährung an das Orchester ausbedungen, daß Lachner dessen Vorstellung überlassen bleibe.

Wagner dirigirte auswendig. Bei der ersten Probe brach er plötzlich während des Vorspiels zu „Tristan und Isolde" ab mit den Worten:

— „Was ist das? Ich weiß nicht weiter."

Wir ließen zur nächsten Probe aus Karlsruhe die Partitur kommen. Er schlug aber nur die eine Stelle nach, ohne der Partitur weiter zu bedürfen.

Frau Wagner war wenige Stunden nach des Meisters Ankunft in Begleitung Nietzsches in Mannheim eingetroffen.

Bereits zur Hauptprobe fanden sich nicht nur aus der Umgebung der Stadt, sondern auch aus weiter Ferne Gäste ein.

Das Concert, dem auch Großherzog Friedrich von Baden und die Großherzogliche Familie beiwohnten, erweckte die lebhafteste Begeisterung, welche sich bereits stürmisch nach dem „Kaisermarsch" äußerte.

Diesen hatte Wagner bekanntlich ursprünglich für den Einzug der Truppen in Berlin bestimmt gehabt. Vor dem Kaiser sollte der Volksgesang von den Truppen selbst angestimmt werden. Das militärische Reglement ließ aber die Verwirklichung dieser Absicht nicht zu, so daß Wagner sich genöthigt sah, den Marsch für den Concertsaal einzurichten. Bei der Ausführung im Concertsaal legte er der Veranschaulichung des Einzuges eine besondere Bedeutung bei. Unter seiner Leitung verwandelte sich daher der Marsch gleichsam in eine dramatische Scene.

Ueber das Concert sowohl als über das Festmahl, welches sich demselben anschloß und bei dem Wagner eine längere Ansprache des Vereinsvorstandes Dr. Zeroni eingehend beantwortete, hat Richard Pohl in einem Aufsatz „Ein Wagner-Concert in Mannheim"*) ausführlich berichtet. Mit begeistertem Jubel begrüßten wir Wagners Worte: „Die Mannheimer haben in mir zuerst den Glauben an die praktische Verwirklichung meiner Pläne befestigt, sie haben mir bewiesen, wo für den deutschen Künstler der wahre Boden zu suchen ist: im Herzen der Nation. Schon der Name bezeichnet Mannheim als einen Ort, wo „Männer heimisch" sind. Bayreuth aber ist noch

*) Pohl: Richard Wagner, Studien und Kritiken (Bernh. Schlicke Leipzig.)

Digitized by Google

unentweihter echt jungfräulicher Boden für die Kunst. Aus der Verbindung Beider soll ein neues, jugendlich kräftiges Kunstleben entsprießen. Dies hoffe ich zuversichtlich und bringe ein Hoch aus auf die Freunde meiner Kunst in Mannheim, auf die ersten Gründer und Vorsteher des „Wagner-Vereins!"

Der Eifer der ausübenden Musiker ging während jener Tage oftmals — trotz ihrer so diametral entgegengesetzten Schulung durch Lachner — in die wärmste Begeisterung über. Nur der Concertmeister N. K. des Mannheimer Theaters, ein geborener Holländer, bewahrte seine feindselige Haltung. Nichtsdestoweniger ließ er sich die Leitung der Gesangvereine, welche Wagner gemeinsam ein Ständchen brachten, nicht nehmen, sondern trat an deren Spitze in den Saal, so daß Wagner mich mit komischem Erstaunen frug: „Will man mir denn eine Katzenmusik bringen?!"

Im Gegensatz hierzu zeigte es sich wie wenig auf solche „Wagnerianer" zu rechnen war, die eben nur mit dem Erfolg gingen. Weigerten sich doch verschiedene angesehene Mannheimer Bürger, die zum Festmahl erschienen waren, ihre Plätze am Tische Wagners einzunehmen. Man wollte nicht als zur eigentlichen Gemeinde gehörig betrachtet werden. So saßen die Lauen, Flauen und Grauen hübsch zur Seite, ohne an unserer Begeisterung mit dem Herzen theil zu nehmen. Unsere Hingebung an den Genius mochte uns schon damals und auch in der Folge zu manchem energischen und rücksichtslosen Vorgehen drängen; aber der allgemeine Widerstand verlangte es. Nicht nur der Gewinn neuer Anhänger, sondern auch der ohnmächtige Groll der Gegner galt uns in diesem Kampfe als Siegeszeichen.

Das blieb Wagner nicht verborgen und in diesem Sinne machte er bei dem Bankett, als er von den Förderern seines Unternehmens sprach, indem er mir die Hand drückte, die charakteristische Bemerkung: „— und hier der Heckel, der die Leute ärgert." —

Die in Wagners Brief vom 6. Dezember 1871 erwähnte „Privatcomposition" welche erst sieben Jahre später als „Siegfried-Idyll" in die Oeffentlichkeit gelangte, wurde in Mannheim am 20. Dezember 1871 zweimal unter des Meisters Leitung aufgeführt. Außer Frau Wagner, Nietzsche, Alexander Ritter und Frau, Pohl und Pohl wohnten noch der Vorstand des Wagnervereins, sowie Friedr. Wengler und Kapellmeister Handloser der Aufführung bei.

Im Familienkreise hieß diese Composition die „Treppenmusik." So war sie von den Kindern Wagners bezeichnet worden, als der Meister sie seiner Frau als Morgenständchen (bei dem Hans Richter die Trompete blies und die Vorbereitung leitete) im Treppenhaus der Tribschener Villa aufführte.

Vor seiner Veröffentlichung wurde dieses Idyll wohl nur noch einmal und zwar 1877 am Hofe in Meiningen gespielt.

* * *

Durch einen Brief Pohls wußte ich, daß auch Baden-Baden sich um die Errichtung des Festspielhauses daselbst bewarb, aber Wagner war entschlossen an Bayreuth fest zu halten. Auf einem Plane der Stadt, den er mit sich führte, zeigte er uns den Platz, der für das Theater in Aussicht genommen war und erzählte uns, daß die Thätigkeit des Mannheimer Vereins und dessen öffentliche Ankündigung des Concertes zum Besten einer „Nationalbühne in Bayreuth" daselbst wesentlich das Vertrauen zu seinem Unternehmen befestigt hätten.

Digitized by Google

Schon bei seiner Ankunft in Mannheim hatte Wagner mir mitgetheilt, er habe für mich etwas Besonderes geschrieben, nämlich einen „Bericht an den deutschen Wagnerverein." Dieser Aufsatz hat Aufnahme in den „Gesammelten Schriften" (Bd. VI, 367 ff. und IX, 371 ff.) gefunden mit Ausnahme des folgenden Schlußsatzes:

In diesem Sinne, und indem ich ihm diese Bedeutung zulege, begrüße ich nun den „deutschen Wagner-Verein," von welchem mir berichtet wird, daß er auf die freie Anregung ergebener Freunde meiner Kunst und der von mir vertretenen Idee in der Bildung begriffen sei. Vermeinte ich einst verzweiflungsvoll, auf den Trümmern einer gewaltsamen Zerstörung meine Fahne zur Versammlung der geretteten edlen Bruchtheile einer kunstfeindlichen Kultur aufpflanzen zu müssen, so habe ich jetzt, zu meinem unsäglichen Wohlgefühl, die gedeihlichen Elemente der von mir ersehenen Kunst nur unter dieselbe Fahne zu versammeln, welche über das so hoffnungsvoll wieder erstandene deutsche Reich dahinwehet, um aus den edelsten Bestandtheilen einer lange ungepflegten wahrhaft deutschen Kultur sofort aufzubauen, ja den im deutschen Geiste lange unerkannt vorbereiteten Bau nur zu enthüllen, indem ich von ihm die falsche Gewandung hinwegziehe, die bald wie ein zerlöcherter Schleier in den Lüften zerstieben und als dürftiger Fetzen sich im Dienste einer neuen, reineren Kunstatmosphäre auflösen wird.

Luzern, Richard Wagner.
7. Dezember 1871.

Am Abend des 21. Dezembers reiste Wagner wieder ab.

Der Erfolg des Mannheimer Concertes hatte die Gegnerschaft lebhaft aufgeregt und die Verbreitung verschiedener Gerüchte veranlaßt, von denen sich besonders dasjenige behauptete, Wagner sei auf der Rückreise in Basel lebensgefährlich am Typhus erkrankt. Auf eine Anfrage bei Professor Nietzsche erhielt ich folgende telegraphische Antwort:

Gerücht ganz unbegründet; beste Nachrichten aus Tribschen. Herzlichste Neujahrswünsche an Wagnerverein. Professor Nietzsche.

In seinen nächsten Briefen sendet Wagner wiederholt Grüße an die „fünf Gerechten". Mit diesem Wort pflegte er den Vorstand des Mannheimer Wagnervereins während der Concerttage zu bezeichnen. Außer diesem Collektivnamen hatte er jedem Einzelnen einen Sondernamen verliehen. Dr. Zeroni, dessen beredtes Verständniß in der Ansprache nach dem Concert Wagners freudigen Beifall gefunden hatte, wurde der „Sprecher" genannt; Ferdinand Langer, der um seiner Wagnerfreundlichkeit willen in seiner Stellung am Mannheimer Hoftheater beeinträchtigt worden war, bezeichnete er als den „Gemaßregelten", Hänlein, den er schon in Tribschen kennen gelernt hatte, als den „Tribschener", Koch als den „Zeremonienmeister" und mich als den „Strategen".

Wie bei jeder ernsten Betrachtung, so offenbarte sich auch im zwanglosen Verkehr seine rein künstlerische Anschauung des Lebens, welcher die dogmatische Begriffserstarrung fremd blieb. Mit dem köstlichsten Humor und unmittelbarstem Gegenwartsgefühl pflegte er alle Pedanterie zu bannen und Jedem zum Herzen zu sprechen. —

Digitized by Google

Zum neuen Jahre als „dem Jahre der Grundsteinlegung des Nationaltheaters in Bayreuth" übermittelten wir telegraphische Glückwünsche des Wagnervereins, nachdem wir vorher brieflich unseren herzlichsten Dank für das Concert ausgesprochen hatten. Meiner Bitte, uns eine geeignete Persönlichkeit zur Veranstaltung von Vorlesungen über seine Werke und Ziele zu nennen, entsprach Wagner in seinem nächsten Briefe.

Den fünf Gerechten Gruß und Segen!

Haben Sie Dank, werthe Freunde, für Ihren treuen Eifer! Alles war schön, — nur hätte mein alter Freund R. Pohl sich mitunter etwas besser fassen können. „Selbstverständlich"*) — beweist daß er „deutsche Kunst u. deutsche Politik" nicht genau genug gelesen hat. — Da war der Herr „Sprecher" anders beschlagen!" — Sie werden nun meinen „Bericht" u. s. w. erhalten haben. Ganz besonders wird Sie aber angehen, was ich in einer „Mittheilung" an die W.-Vereine — in der 2. Nummer des Musik. Wochenblattes sage. Ich denke Ihnen — und somit uns — damit förderlich zu sein.

Uebrigens erführe ich gern vom „massiven" Bestand der Dinge. Ich baue da in Bayreuth darauf los, und weiß nicht, ob wir nicht am Ende stecken bleiben. Im Mai müssen sich Alle darauf gefaßt machen, die Gemeindekasse in Bayreuth, bei meinem vortrefflichen Banquier Feustel zu decretiren. Wie ich denn überhaupt nun sehe, daß ich anfangen muß ein Wort mitzureden, um der Sache einen Mittelpunkt zu geben. Ich denke, die „Gerechten" stimmen mir bei. — Der vortreffliche Loën konnte natürlich nur ein Wegweiser für das erste Stadium sein.

Vorlesungen? — Ach, Gott! — Schön! Aber wer soll vorlesen? jedenfalls muß er eine schönere Stimme haben, als der Regierungsrath M. in W., — auch könnte er weniger langweilig sein. Dieses ist ein schreckliches Wesen (unter uns sechs Gerechten gesagt!)

Den Geist u. das Verständniß zu etwas hätte H. Porges in München, pensionirter Faullenzer des Königs v. B. Es wäre möglich, ihn dazu zu bringen. Wenden Sie sich doch an ihn, und sagen Sie ihm, daß ich ihn empfohlen hätte. Ich glaube er steckt jetzt in Augsburg. Franz Mrazeck 3 Wittelsbacher Platz (meine Münchener Adresse) würde wissen, ihn mit einem Briefe aufzutreiben. —

Im Uebrigen lebe ich jetzt der allerhand schönen Erwartungen auf den deutschen Nationalgeist, auf welchen ich angewiesen bin. —

Was mir Freude macht, sind Leute wie Sie, verehrte Freunde: Sie wissen, was — und warum? Das Uebrige möge sich finden, wie die fromme Rede des Herrn Km. Lachner!

Tausend Dank für alle freundlichen Zeichen Ihrer Güte und Liebe, ich habe sie mit großer Rührung empfangen!

Seien Sie nochmals herzlichst gegrüßt

von

Ihrem ergebenen

Luzern, Richard Wagner

3. Jan. 1872. (ehemaliger Pflegling des europäischen Hofes).

P. S. Wenn ich die Gerechten nicht speziell von meiner lieben Frau grüße, so geschieht dies in der Annahme, daß Sie wissen — und zwar aus Er-

*) Pohl hatte dieses Wort, dessen Unzulässigkeit Wagner in „deutsche Kunst und deutsche Politik", nachgewiesen hat, in seinem Concertbericht angewendet.

Digitized by Google

fahrung — daß ich überhaupt nichts ohne sie thue, — sie somit überall mit dabei ist, wo ich etwas von mir gebe.

R. W.

Obige Bemerkung über die „fromme Rede Lachners", zielte auf eine persönliche Aeußerung Lachners, er habe bei der Vorstellung des Orchesters den Faden seiner Rede verloren und verschiedene „Kleinigkeiten" vergessen.

Mit großer Freude begrüßten wir es, daß Wagner in der „Mittheilung an die deutschen Wagnervereine" (Ges. Schriften Bd. X S. 386) in herzlichster Weise „der besonders energischen Freunde seiner Kunst in Mannheim" gedachte.

Die Mahnung Wagners bei der Förderung des Unternehmens, die Vereine niemals „mit einer Assoziation zum Betriebe eines chancengebenden Geschäftes zu verwechseln", wurde hauptsächlich durch Nietzsche angeregt, welcher mit Recht befürchtete, daß durch die geschäftliche Propaganda die Idealität des großen Unternehmens verdunkelt werden könnte.*)

Ich richtete an Wagner die Bitte, mir das Manuskript „Mittheilung" oder aber den „Bericht an den deutschen Wagnerverein" zu überlassen. Auch konnte ich ihm über neue Anknüpfungen in verschiedenen Städten Nachricht geben.

Frau Wagner antwortete auf meine Bitte:

Lieber Herr Heckel! Ich werde Ihnen eines der Manuscripte schicken, wenn auch mit schwerem Herzen, denn ich sammle ein jedes Blättchen meines Mannes für unsern Sohn! — — — Wenn ich sage, daß ich es nur schweren Herzens schicke, so müssen Sie mich nicht mißverstehen; ich wüßte keinen, dem ich es so gern überließe wie Ihnen, der Sie sich so verdient um die Sache gemacht haben." —

Einige Tage nachher übersandte mir Frau Wagner das Manuscript „Eine Mittheilung an die deutschen Wagner-Vereine" Es umfaßt sechs eng beschriebene Quartseiten und erweist sich durch verschiedene Veränderungen als die erste Niederschrift.

Am 22. Januar 1872 empfing ich von Luzern folgendes Telegramm:

„Können Sie sofort als mein Bevollmächtigter eine größere Reise von entscheidender Wichtigkeit antreten, so kommen Sie zuerst für genaue Instruktionen und Vollmachten zu mir."

Wagner

Meine Antwort lautete:

„Wohin? Und welche Zeit erfordert die Reise? Bitte um Andeutungen des Zwecks, um darnach selbst die Zeit zu ermessen, und ob ich überhaupt der ehrenden Mission gewachsen bin. Emil Heckel.

Am 24. Januar telegraphirte ich ferner:

„Nach Empfang Ihres Telegramms alles geordnet. Antwort erwartend, reisefertig sobald Dauer der Reise bekannt." Emil Heckel.

Frau Wagner antwortete hierauf:

„Wagner bereits abgereist. Brief unterwegs, freundliche Grüße."

---

*) Vergl. Karl Heckel „Richard Wagner und Friedrich Nietzsche". Eine Betrachtung aus der Vogelschau. (Neue Deutsche Rundschau 1896 Heft VIII.)

Digitized by Google

Mittlerweile traf auch Wagners Brief ein:

Geehrter Freund!

Ich ersah, daß Sie nicht bereit waren, und reise nun heute selbst — nach Berlin (und zwar — falls Notizen nöthig sind — einer Besprechung mit meinem Architecten wegen.)

Vorläufig ergeht aber meine dringende Aufforderung an Sie, die von Ihnen vermehrten Patronatscheine sofort einzukassiren und die Beträge an Cohn nach Dessau zu schicken. —

Weitere Mittheilung bald.

Berliner Adresse:

Kammergerichtsreferendar Karl von Gersdorff Alexanderstr. 121, 1 Tr. rechts.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

R. Wagner.

Luzern,
24. Jan. 1872.

Ich schrieb dem Meister, daß ich, veranlaßt durch die Worte „größere Reise," angenommen hatte, es sei eine längere Abwesenheit von Mannheim erforderlich. Eine solche aber hätte vorher Dispositionen in meinem Geschäft nöthig gemacht. Zugleich erklärte ich mich bereit, meinen Eifer durch die That zu beweisen, wann immer sich Gelegenheit dazu biete. Aus Wagners nächstem Brief war zunächst noch nicht die Veranlassung zu der Reise zu ersehen. Derselbe enthielt die Antwort auf meine Anfrage, ob die Einsendung der verzinslich angelegten Mitgliederbeiträge sofort erforderlich sei.

Geehrter Freund!

Das baare Geld wird wohl zuvörderst nicht nöthig sein; dagegen bitte ich Sie umgehend eine genaue Specification des Bestandes Ihres Vereines (Sie schrieben mir zuletzt von 16 Patronatscheinen) in der Weise, daß sie genau registrirt werden können, an Herrn Bankier Friedrich Feustel in Baireuth einzusenden. Ich selbst werde in der Zeit der Ankunft Ihres Briefes in Bayreuth [sein], wo ich nun die energische Central-Verwaltung meiner Angelegenheit begründe, da es höchste Zeit war, aus dem bisherigen Dilettantismus herauszukommen.

Herzlichen Dank für Ihre Bereitwilligkeit zur Reise. Sie können uns, wenn Sie diesen Eifer erhalten, uns große Dienste leisten. Vor Allem ersuche ich Sie nach Möglichkeit mir ein genaues Verzeichniß der bestehenden Wagnervereine, nebst deren Adressen ermitteln zu wollen. Werden Besprechungen nöthig, so rechne ich dann auf Sie. Näheres ein ander Mal. Herzliche Grüße den Gerechten!

Ihr

ergebener

Richard Wagner

Berlin,
8. Jan. 1872.

Wagner hatte, als der Bau des Festspielhauses beginnen sollte, sich mit der Frage nach den verfügbaren Mitteln sowohl an Herrn Baron von Loën in Weimar, als auch an Herrn Hofbankier Cohn in Dessau gewandt. Die von beiden Herren mitgetheilte Zahl gezeichneter Patronatscheine übertraf

Digitized by Google

die Erwartungen. Aber bei der Anwesenheit Wagners in Berlin hatte es sich zu seiner großen Enttäuschung herausgestellt, daß von beiden Vertretern die Zeichnungen des andern mit eingerechnet worden waren, so daß sich die verfügbare Summe auf die Hälfte reduzirte.

Ich erklärte mich bereit zu einer Besprechung nach Bayreuth zu kommen und führte diese Absicht aus, nachdem Wagner telegraphisch geantwortet hatte:

Ihr Kommen hierher sehr angenehm. Erwarte Sie.
Richard Wagner.

Der Meister begründete nunmehr die bereits in seinem Briefe aus Berlin erwähnte „Central-Verwaltung" in Bayreuth und schuf damit den so lange erstrebten Mittelpunkt für die Patrone und die Thätigkeit der Vereine.

Er fand in den Herren Bürgermeister Muncker, Bankier Feustel und Königl. Advokat Kaefferlein in Bayreuth diejenigen Freunde seines Unternehmens, welche sich der Mühe der geschäftlichen Centralleitung unterzogen und sich, wie bekannt, vorzüglich bewährten.

Die Vorbereitungen zum Bau wurden nunmehr beschlossen. Der Platz am Stuckberg, welchen die Stadt dem Meister zur Errichtung des Festspielhauses überlassen wollte, für den aber später derjenige an der hohen Warte gewählt wurde, fand seinen vollen Beifall. Als ich von einer Besichtigung des Platzes zu Wagner zurückkehrte und die schöne Lage rühmte, war ihm mein Urtheil zu ruhig. „Entzückend, bezaubernd ist dieser Punkt," rief er lebhaft aus. „Wie ein Mannheimer so nüchtern in seinem Urtheil sein kann!"

Von Bayreuth begab ich mich nach Leipzig zu einer Besprechung mit dem dortigen Wagnervereins-Vorstand und dann nach Berlin. Hier besuchte ich Herrn L . . . ., welcher mir in seinem Notizbuch unverbindliche Zeichnungen für das Unternehmen im Betrage von 60 000 Thalern zeigte, aber durch Andeutungen merken ließ, daß dieselben ohne Erfüllung gewisser Bedingungen, wie Verpflanzung der Festspiele nach Berlin u. s. w., nicht flüssig zu machen seien. Herr L . . . . ., welcher viel Eifer zeigte auf seine Weise der Sache zu nützen, hatte bereits an eine hochgestellte Gönnerin des Unternehmens, Freifrau von Schleinitz, seine Vorschläge gerichtet. Er erbot sich zur Veranstaltung einer Lotterie und ersuchte mich, hierüber, trotz meiner unverhohlenen Antipathie gegen derartige Mittel, an Wagner zu schreiben.

Ich theilte dem Meister brieflich L . . . . .'s Plan mit und erhielt, wie nicht anders zu erwarten war, eine Antwort, welche diesen Vorschlag energisch zurück wies.

Lieber Gerechter!

Haben Sie noch nachträglich Dank für Ihren Besuch in Bayreuth, sowie neuerdings für Ihre Berichte über Ihr Berliner Abenteuer! Um im letzteren Betreff sogleich den ernstlichsten Punkt zu berühren, so ersuche ich Sie — da Herr L. meine Meinung durch Sie zu erfahren erwartet — diesem Gönner mitzutheilen, daß ich zu der von ihm projektirten Lotterie in keinem Falle meine Zustimmung geben werde.

Es kann wirklich nichts demüthigender sein als die Lage, in welche ich durch übertriebene Gerüchte über die Bedeutung einer „Wagneriana" in Berlin verlockt worden bin, indem ich hier eine Hilfe in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, wo ich auf einen Triebsand gerathen mußte.

Wenn man mir 200 000 Th. zur Verwirklichung meiner Ideen anbieten wird, so werde ich Demjenigen, der sie mir auszahlt sehr erkenntlich sein:

Digitized by Google

dagegen, von mir die Autorisation zu einer Loterie zu fordern, hat mir nach den an der „Wagneriana" gemachten Erfahrungen einfach als ein streng zurückzuweisender Schwindel zu gelten, von dem mir lediglich der Skandal, Herrn L. aber die Wichtigkeit seines Verkehrs mit einer hochgestellten Frau bleiben würde, welchem ich meinerseits ein Ende gemacht zu sehen wünsche. —

— Verfrüht, geehrtester Freund, erscheint mir allerdings auch (wenn auch aus anderen Gründen als den Leipzigern) die Aufforderung zu einem Vereine, dessen Tendenz schon über das nächste, so schwierig zu erreichende Ziel der ersten Aufführung meines Bühnenfestspieles hinausverlegt wäre.

Für dieses nächste Ziel zu sorgen, wird bereits alle unsere Kräfte in Anspruch nehmen: ich werde es erreichen, wenn man mir in der Geduld beisteht; meine einzige Sorge ist hier auf meine Abhängigkeit vom König von Bayern gerichtet. —

Für die 9. Symphonie werbe ich bereits, und erwarte im Betreff der Instrumentisten in Kurzem die bestimmenden Nachrichten. Glückt die Grundsteinlegung nach meinem Programm, so verhoffe ich mir von dem Eindrucke davon viel gute Hilfe. —

Nun grüßen Sie bestens die fünf Collegen in der Gerechtigkeit! Auf freundliches Wiedersehen in Bayreuth.

Ihr

herzlich ergebener

Luzern, Richard Wagner.

16. Febr. 1872.

Im Auftrag Wagners ersuchte mich Herr Concertmeister Will aus Karlsruhe, in Mannheim die Mitwirkung verschiedener Musiker bei der Aufführung der „Neunten Symphonie" zu veranlassen. Ich entsprach diesem Wunsch und erlangte durch Herrn Aug. Scipio, Mitglied des Hoftheater-Comité's, die Urlaubsbewilligung für dieselben.

Lieber Freund!

Kurz und bündig!

Ihr seid mir mit sechs Musikern zu wenig: ich hätte gern noch vier, darunter auch einen guten Bratschisten.

Wie sind eure Hörner?

Schönen Dank für die Verwendung von Scipio Afrikanus! —

Die Karlsruher machen mir noch Noth! — Am promptesten war Berlin und Wien; sie schicken mir ihre Elite! —

Zur Herzstärkung: —

Herr H. W. Riehl*) bekommt für seine Mannheimer Vorlesungen nächstens von mir einen Denkzettel zu tragen. Wird Ihnen recht sein. —

Grüßen Sie mir die Gerechten herzlichst. Zeroni soll leben, schon um seines schönen Namen's willen! Ja, wenn wir so hießen: Gelt? Aber so. — „Wagner" „Heckel" — unausstehlich! — Aber Gott segnet uns Alle, Sie werden's erleben! —

Ihr

Luzern, Richard Wagner.

15. März 1872.

*) Riehl hatte in Mannheim die Gründung von „Trutzvereinen" gegen Wagner und seine Freunde empfohlen.

Digitized by Google

Anläßlich der Uebersiedlung des Meisters von Luzern nach Bayreuth übersandten die „Gründer des ersten Wagnervereins" dem Meister ein Begrüßungstelegramm.

Wertheſter Freund!

Den „Gerechten" noch meinen herzlichſten Dank für Ihren ſchönen Gruß, welchen ich in Ueberſiedelungs- und Feſtvorbereitungsnoth nicht ſofort beantworten konnte.

Im Drange der Geſchäfte nur noch, zur Verſicherung unſerer Abmachungen, Folgendes:

Ich rechne aus Mannheim als Orcheſterkontingent auf:

2 Viol. I.
2 Viol. II.
1 Bratſche.
1 Violoncell.
1 Flöte (II.)
1 Pauker.

} Alſo 8 Muſiker, für welche ich unſeren Ausſchuß zu ferneren Mittheilungen an Mdr. Langer weiſen will.

Iſt's ſo in Ordnung?

Können Sie mir ein Paar Pauken (vorzügliche) leihen und mit herſchaffen? — Wohl kaum!)

Herzlichen Gruß an die „Gründer",
Zum Hohne aller „Sünder"! —

Weib und Kind ſind hier glücklicher —

Am 5. geht es nach Wien. Briefe an meinen Verwaltungsrath.

Der Ihrige

Fantaiſie, bei Bayreuth, R. Wagner.
3. Mai 1872.

Wagners Einladung zur Grundſteinlegung am 22. Mai 1872 leiſtete ich in freudigſter Erregung Folge. Ich reiſte ſchon am 16. Mai nach Bayreuth und wohnte mit Hans Richter bei Wagner auf der Fantaiſie.

Der Meiſter war in der heiterſten Stimmung und ſchon auf der gemeinſamen Fahrt von der Stadt nach der Fantaiſie ſprudelte ſein Humor. Sein Lieblingshund Ruß, der ihn auf allen Spaziergängen begleitete, ſprang luſtig neben dem Wagen her. Wagner ſchätzte die treue Anhänglichkeit dieſes Thieres unendlich hoch. Als es geſtorben war, begrub er es in ſeinem Garten, zunächſt der für ihn ſelbſt beſtimmten Gruft und ſetzte ihm einen Stein mit den Worten „Hier ruht Ruß und wartet." Die Liebe Wagners zu den ihn umgebenden Thieren trug in der That einen rührenden Charakter.

Auf der Fantaiſie ſang und ſpielte uns der Meiſter abends am Flügel den eben erſt vollendeten „Aufruf Hagens an die Mannen" vor.

Wagners Stimme klang meiſtens voll und kräftig und erzielte die beabſichtigte dramatiſche Wirkung und draſtiſche Deutlichkeit mit großer Energie.

Im markgräflichen Opernhaus bei den Proben zur „Neunten Symphonie" zeigte ſich wieder ſeine unvergleichliche Macht, die Kräfte der Mitwirkenden über ihr gewohntes Maß hinaus zu ſteigern.

Als Niemann von der ſogenannten „Trompeterloge" aus, wo die Soliſten ſich aufgeſtellt hatten, bei Beginn des Solo-Quartetts hinunter rief: „Meiſter, wenn Sie mir hier keinen Takt ſchlagen, kann ich nicht ſingen," antwortete Wagner: „Ich ſchlage keinen Takt — denn dadurch würde der Vortrag ſteif, Sie müſſen dieſen Satz ganz frei ſingen. Sie ſind ein ſo

Digitized by Google

vorzüglicher Künstler und können es. Darum habe ich Sie und die Andern zum Quartett gewählt. Ich male es Ihnen in die Luft."

Auch bei dem Solo der Cellis und Bässe sagte er: „Meine Herren, das müssen Sie jetzt auswendig können. Sehen Sie mich an. Es giebt kein Taktschlagen. Ich zeichne es Ihnen in die Luft. Das muß sprechen wie ein Rezitativ."

Die Wirkung war eine wunderbare.

Auf Professor Riedels Frage: „Singen wir, was die Mode frei getheilt?" antwortete er: „Wir singen frech getheilt!" und im Nachdruck seiner Betonung lag gleichsam ein Wiederklang des Ingrimms mit dem Beethoven selbst jene Aenderung vorgenommen haben mochte.

Frau Wagner nahm dem Meister, wenn es irgend anging, alle unangenehmen Erledigungen ab. Ein Berliner Journalist hatte eine unwahre Nachricht über Bismarck und das Bayreuther Unternehmen an seine Zeitung telegraphirt. Es war kaum zu erwarten, daß ein einfaches Dementi die Möglichkeit schädigender Folgen ausschloß. Als sich der Berichterstatter vor der Abfahrt zur Grundsteinlegung im Hause des Bankiers Feustel, wo wir uns versammelt hatten, einfand, ersuchte Frau Wagner Nietzsche und mich in den Vorraum zu treten um Zeugen einer Abfertigung zu sein. Hier hielt Frau Wagner mit außerordentlicher Größe und Feinheit dem Betreffenden die ganze Schändlichkeit eines Gebahrens vor, welches, um der Sensation willen, unwahre Gerüchte verbreitet, ohne Rücksicht auf das Schicksal eines großen Unternehmens. Der Zurechtgewiesene verlor vollständig die Fassung. Er fügte sich allen Vorschriften und verließ Bayreuth.

Frau Wagner hatte mit sicherer Beredsamkeit meine innersten Gefühle und Gedanken über das Verhältniß eines Volkes zum Genius seiner Zeit ausgesprochen. Es war ein von heiligem Zorn erfülltes Praeludium zu den Eindrücken, die wir nach der Abfahrt zum Festspielhügel daselbst empfangen sollten.

Ein herrliches Bild bot Niemanns Hünengestalt, als er plötzlich bei der Grundsteinlegung vordrang und, anzusehen wie die lebendige Verkörperung eines Wagner'schen Helden, mit dem Hammer zu gewaltigem Schlage ausholte. Der Meister drückte ihm tiefbewegt die Hand.

Nach der Grundsteinlegung fuhr Wagner mit Nietzsche, von Gersdorf und mir nach der Stadt zurück. Er saß ernst und schweigend und sah, wie Nietzsche es so treffend bezeichnet hat, „mit einem Blicke lange in sich hinein." Wohl mochte in dieser Stunde sich ihm alles Erlebte zusammendrängen und sein inneres Schauen mit seltener Schärfe das Nächste wie das Fernste erkennen. Aber wie in seinen Werken sich jede Stimmung und Reflexion zur Handlung verdichtete, so fühlte er auch diesmal sich gedrängt, was ihn so mächtig erfüllte, durch die That kundzugeben. Er faßte es zusammen in einer telegraphischen Mittheilung an „seinen König", der ihm am Vormittage auf gleichem Wege seinen Gruß mit den Worten: „Ich bin heute mehr denn je im Geiste mit Ihnen vereint" gesandt hatte.

Des starken Regens wegen begab sich die Versammlung in das Markgräfliche Opernhaus.

Hier ergriff Wagner selbst das Wort. Er sprach die „Festrede" (Ges. Schr. Bd. IX S. 388) nach der Grundsteinlegung im festen Glauben an sein deutsches Volk so klar, ruhig und überzeugend, daß sein unerschütterliches Vertrauen sich in das Herz jedes Hörers senkte. Die Bezeichnung „Nationaltheater in Bayreuth", welche ich anläßlich des Mannheimer Conzertes gebraucht hatte, wies er in dieser Rede als unberechtigt zurück, denn wo „wäre die Nation,

Digitized by Google

welche dieses Theater sich errichtete?" Aber er bezeichnete den Bau als geweiht von dem deutschen Geiste der „über die Jahrhunderte hinweg seinen jugendlichen Morgengruß uns zujauchzte."

Nietzsche hat die Eindrücke jener Tage wiedergegeben in seiner „Unzeitgemäßen Betrachtung: Richard Wagner in Bayreuth." Auch später noch, als die Gegensätzlichkeit der Ziele ihren Weg getrennt hatte, gedachte Nietzsche mit Wärme „der unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung und der kleinen zugehörigen Gesellschaft die sie feierte."

* * *

Von Frau Wagner erfuhr ich zu jener Zeit, daß vier vollständige Schauspiele des Meisters vorhanden sind: „Luther," „Friedrich der Große", „Hans Sachs (zweite Ehe)" und „Herzog Bernhard von Weimar".

Frau Wagner führte ein Tagebuch, in welchem sie u. a. auch inhaltsreiche Gespräche Wagners mit bedeutenden Männern, wie Liszt, Nietzsche, Gobineau, Heinr. von Stein u. a. niederschrieb. Herrliches harrt somit noch der Veröffentlichung. Außer Wagners „Selbstbiographie" und dem „Briefwechsel mit seinem König" die erwähnten Schauspiele und Gespräche. Unwillkürlich fließt mir der Wunsch in die Feder auch diese Veröffentlichungen noch erleben zu dürfen!

— — Nach meiner Rückkehr nach Mannheim übermittelte ich Wagner die Angebote zweier begeisterter Musiker und eines mir verwandten Malers zur Mitwirkung bei den Festspielen. Betreffs des Letzteren, dessen Einrichtung des „Fliegenden Holländer" in Mannheim später Wagners vollen Beifall fand, übersandte mir der Meister einen abrathenden Brief Karl Brandt's und fügte folgende Worte hinzu:

Theuerster Freund!

Sehen Sie, so — schreibt mir Brandt! Seien Sie nicht böse, aber — Sie sehen doch, daß ich Ihre Anfrage beachtet habe und mich bei meinem Gewährsmanne deßhalb erkundigte! — Mit den Musikern ist es wohl noch ein bischen zu zeitig! Kinder, Kinder! Ich hab' erst noch andere Lämmer zu hüten! —

Der Aufruf war einstweilen, wie Sie eben schrieben! —

Nächstens bekommen auch die Mannheimer ein Andenken an Bayreuth und meine

Wenigkeit,

welche sich Ihnen und den fünf Gerechten herzlichst empfiehlt.

Fantaisie, 15. Juni 1872, Abend.

Bester Freund!

Man kann doch nicht vorsichtig genug sein! Da ist es mir denn wieder begegnet, daß ich — bis zum Empfange des Briefes von Brandt — es wieder vergessen hatte, daß Ihr Empfohlener Ihr Schwager sei, und nun beging ich — unabsichtlich — die Unzartheit, Sie über einen Mann, der Ihnen nahe steht, in unzarter Weise zu benachrichtigen! —

Aber, Freund, wahrlich: mir — gerade wie ich nun bin, immer aufgeregt und von etwas eingenommen, — kommt zu vieles dergleichen, wie Fragen u. s. w. vor; ich werde dann confus und unwillig, und mache es endlich ab, wie es gerade kommt.

Digitized by Google

Uebrigens — hat es aber mit den Decorationen noch etwas Zeit! Ich brauche noch ein paar Monate für meine eigene Arbeit; dann sehe ich mich selbst in Germanien links und rechts um, und gewiß komme ich dann auch zu Ihnen nach Mannheim, wo dann Gott das Weitere fügen wird. — Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, daran soll vorläufig genügen

Ihrem ergebensten

Bayreuth, Rich. Wagner

22. Juni 72.

Einem früheren Versprechen gemäß schickte mir Frau Wagner Photographien des Meisters für die „fünf Gerechten".

In meinem Dankschreiben lud ich Wagner ein, wenn er nach Mannheim komme, bei mir zu wohnen. Gleichzeitig theilte ich Frau Wagner mit, daß ich bestrebt sei für den Mannheimer Wagnerverein den „Mutterverein", wie ihn Hans Richter getauft hatte, zu seinen 448 Mitgliedern auch die „echtesten Wagnerianer" zu gewinnen. Ich bat Frau Wagner sich ebenfalls in den Verein aufnehmen zu lassen, nachdem Frau von Schleinitz dem gleichen Wunsche entsprochen hatte.

Die freundliche Zusage traf bald ein; ebenso von Franz Liszt, an den ich dieselbe Bitte richtete.

Lieber Herr Heckel!

Von ganzem Herzen trete ich dem Vereine bei; Sie werden mich an meine Verpflichtungen erinnern, wann nämlich ich diesen nachzukommen habe.

Mit großer Freude würde Wagner Ihr Anerbieten, das so freundliche — annehmen, werden Sie aber lieber Herr Heckel, mich mit aufnehmen können? Ich beanspruche zwar durchaus nichts besonderes, ich weiß aber nicht wie es mit dem Raum Ihrer Wohnung steht und ob es Ihrer Frau Gemahlin recht sein wird, zwei Gäste für einen aufzunehmen.

Der Theaterbau geht rüstig vorwärts, und die Erlaubniß, die der Magistrat neulich gab — und zwar feierlich — Wurst auf dem Platz zu verkaufen, hat uns viel Vergnügen gemacht. —

Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Fantaisie, Cosima Wagner.

11. Juli 1872.

Sehr geehrter Herr!

Unabläßige Abhaltungen verspäteten bis heute meinen Dank für ihr verbindliches Schreiben angelegentlich des Mannheimer Wagner-Vereins.

Als mir zuerst, im Mai vorigen Jahres, Tausig Näheres mittheilte von dem großen Vorhaben der Nibelungen-Aufführung in Bayreuth, zeichnete ich sogleich drei Patronat-Scheine. Mein geringes Einkommen gestattet mir leider nicht einen beträchtlicheren Beitrag. Indessen bin ich auch, seit dem vorigen Jahre, als Mitglied des „allgemeinen deutschen Musikverein" dem Leipziger Wagnerverein zugesellt, und da Sie so freundlich sind mich zu ihrem Mannheimer „Mutterverein" aufzufordern, erlaube ich mir anbei den Betrag von 15 Gulden (für die Jahre 1871, 72 und 73 — nach Angabe der Statuten) zu übersenden.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr, die Versicherung meiner besonderen Höchschätzung ihrer thatkräftigen Verdienste um die Wagner-Vereine, und den Ausdruck meiner aufrichtigen Ergebenheit.

Weimar, F. Liszt.

17. September 72.

Digitized by Google

Ich ersuchte Liszt zum Besten von Bayreuth und zur Freude aller Musikfreunde seine Concertthätigkeit nochmals aufnehmen zu wollen, in der Ueberzeugung, daß das Unternehmen auf diese Weise eine große Förderung erfahren würde. Leider ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung.

Um jene Zeit stand ich ferner in regem Briefwechsel mit Hans von Bülow, der bereit war, nach Mannheim zu kommen und an die Stelle Lachners zu treten. Aber dieser entschloß sich in letzter Stunde, sein eingereichtes Gesuch um Pensionirung zurückzuziehen und vereitelte so die beabsichtigte große Reform des Mannheimer Hoftheaters.*)

* * *

Am 10. November 1872 trat Wagner mit seiner Frau eine größere Reise durch Deutschland an, um die Opernkräfte der Theater kennen zu lernen. Außer den hier folgenden Briefen erhielt ich mehrere Telegramme, in denen er mich zunächst von einer Verzögerung seiner Abreise in Würzburg unterrichtete und dann die Stunde seiner Ankunft in Mannheim mittheilte.

Wertheſter Freund!

Wollten Sie mir vielleicht — nämlich wenn Ihnen dies nicht zu beschwerlich ist — das Opernrepertoire von Mannheim — vielleicht auch Carlsruhe — etwa vom nächsten Sonntag ab — anmelden, so würde mich Ihre Notiz in Würzburg, (Conzertmeister A. Ritter), antreffen, wohin ich diesen Mittwoch verreise, um dort zugleich von Darmstadt her eine Notiz zu erwarten. Welches Theater nun auch — je nach dem Anreize, den es mir bietet — zuerst daran kommen möge, jedenfalls sehen wir auch Sie bald, und hoffe ich, daß die lieben Gerechten während der Zeit nicht ungerecht geworden sind.

Mit herzlichstem Gruße

Ihr ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

Montag, 4. Nov. 72.

Lieber Freund!

Nach Ueberrechnung aller mir gebotenen Chancen, für deren Vermehrung ich Ihnen herzlich danke, gedenken wir nächsten Sonntag bei Ihnen den „Fliegenden Holländer" akustisch zu beobachten. Hierzu aber treffen wir bereits am Freitag von Frankfurt her bei Ihnen ein, und verweilen bis Montag früh, so daß Sie für diese Zeit in allgerechter Weise über mich verfügen können.

In alter dankbarer Freundschaft

Ihr ergebener

Würzburg, Richard Wagner.

11. Nov. 72.

Ihre Nachrichten erbitte ich mir Frankfurt poste- oder Stations-restante.

Den 15. November trafen Wagner und seine Frau in Mannheim ein. In meinem Hause angekommen ließ sich Wagner zuerst alle Zimmer zeigen,

*) Vergl. Karl Heckel „Hans von Bülows Plan eines deutschen Nationaltheaters." (Neue Deutsche Rundschau VII 11.)

Digitized by Google

um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß meine Familie sich nicht zu sehr um seinetwillen eingeschränkt habe.

Auf Veranlassung meines Bruders, C. F. Heckel, des Präsidenten der „Liedertafel", brachte dieser Verein am nächsten Morgen Wagner ein Ständchen.

Am Abend besuchten wir Rohl's Vorlesung über „das deutsche Musikdrama".

Die Rohl'sche Bezeichnung „Musikdrama" gab Wagner Veranlassung, sowohl gegen diesen Ausdruck, als gegen die Benennung „musikalisches Drama" in seinem bekannten Aufsatz Verwahrung einzulegen. Ich halte die Bezeichnung Chamberlain's „deutsches Drama" in dem von ihm unterlegten Sinne für die geeignetste. Nur Einer konnte es schaffen! So Viele auch heute glauben mögen, es auch zu können.

Nach der Vorlesung brachte Wagner den Rest des Abends im Familienkreise bei mir zu.

Auch am folgenden Tage wurde ihm ein musikalischer Morgengruß gebracht. Das Hornquartett des Hoftheaters spielte das Preislied und den Chor „Wach' auf" aus den Meistersingern in Bearbeitungen von Ferd. Langer, von denen sich Frau Wagner später wiederholt von mir Abschriften zusenden ließ. Sehr erfreut wurde Wagner durch eine herzliche und verständnißvolle Ansprache des Flötisten Neuhofer, der treu zu seiner Sache stand.

In meinem Musiksaal spielte Wagner uns die kurz zuvor vollendete „Nornen-Scene" und „Siegfrieds Rheinfahrt nach Gibichungen" vor. Als er sah, daß meine Augen auf seinen Fingern ruhten, sagte er lustig: „Merken Sie nur genau auf, sehen Sie, ich mache es nicht wie die gewöhnlichen Clavierspieler, die mit dem Daumen unterschlagen, nein, sehen Sie, ich schlage mit dem Daumen über die Hand".

Auch bei dem „Frühschoppen", den wir täglich um 12 Uhr nahmen, war er stets zu übermüthigen Scherzen aufgelegt.

Wir hatten ihn, ehe er das Theater besuchte, von Lachners Strichen im „Fliegenden Holländer" unterrichtet, aber als diese noch das Maß seiner Erwartungen überstiegen, verließ er das Theater nach dem zweiten Akt aufs äußerste empört. Er achtete nicht auf den lauten Applaus des Publikums, das den Meister zu sehen verlangte. Schon daß Lachner die Ouverture ohne den später beigefügten Schluß spielte, hatte ihn aufgeregt, besonders aber empörten ihn die willkürlichen Auslassungen im zweiten Akt, da er in diesen eine absichtliche Entstellung sah.

Große Aufmerksamkeit widmete er dem Zuhörerraum des Theaters, das von meinem Schwiegervater Joseph Mühldorfer so umgebaut worden war, daß zwischen der Bühne und dem Auditorium ein in den Seiten vertiefter leerer Raum geblieben war, wodurch die Isolirung des scenischen Bildes vorbereitet wurde. Wagner hat sich später ausführlicher (Ges. Schriften IX 402) über diesen „vortrefflichen Gedanken des Baumeisters" ausgesprochen.

In früheren Jahren war Wagner einmal mit Mühldorfer, der 1863 starb, direct in Verbindung getreten. Der Meister erzählte hierüber einem Wiener Freund*) „— — ich entschloß mich dem berühmten Decorationsmaler Gropius in Berlin und dem genialen Theatermaschinisten Mühldorfer in Mannheim (dem Erfinder des Wandeldecoration für den „Oberon") das Buch [die

*) Neue Musikalische Presse Jahrg. V Nr. 29.

Digitized by Google

Dichtung zum Ring der Nibelungen] mit der Anfrage zu schicken, ob das darin Geforderte technisch ausführbar sei. Beide, als ehrgeizige Vertreter ihres Faches, antworteten: „Ja, Alles sei zu machen."

* * *

Wagner besaß das scharfe Auge eines Satirikers für die Lächerlichkeit des Dünkels. Als er bei mir am Fenster saß und die Correctur der Druckbogen zur Dichtung der „Meistersinger" besorgte, amüsirte es ihn köstlich, daß eine lange hagere Gestalt im Hause gegenüber gravitätisch auf und ab ging und seine Aufmerksamkeit durch ein Poesiebuch in leuchtendem hochrothen Einband zu erwecken suchte. Es war der damalige Hoftheaterpräsident R. der es ablehnte, von Wagner Notiz zu nehmen, ehe dieser ihm einen „pflichtschuldigen" Besuch gemacht habe.

So wenig Wagner von einem sich natürlich gebenden naiven Menschen irgend welche Unterwürfigkeit heischte, so scharf geißelte er dagegen den anmaßenden Hochmuth von Leuten ohne eigenen Werth in hervortretender Stellung.

Der deutsche Philister und seine Wortführer haben umgekehrt stets ihren Spott gegen den Genius und seine Werke gerichtet; denn „das Erhabene zu verspotten scheint allerdings leichter, als das Nichtige in seinem lächerlichen Ernste zu zeigen!"

Die Lachner'schen Striche wurden noch oft im Gespräche berührt, manchesmal auch im heiteren Sinne. So fügte es sich eines Abends, daß Musikdirektor Langer uns verließ, um die damals noch übliche „Zwischenaktsmusik" im Theater zu dirigiren. Als Langer auf Wagners Frage, was er denn spielen lasse, antwortete, es seien wohl einige geschickte Arrangements vorhanden, aber die genügten eigentlich nicht, rief Wagner: „Wissen Sie was, lassen Sie doch alles, was man in meinen Werken gestrichen hat, spielen, das reicht für Jahre aus."

Hohes Interesse boten Wagners Erzählungen aus seinem Leben und über seine Begegnungen mit bedeutenden Männern. So sprach er mit mir lange von seinem Besuche bei Bismarck und daß dieser geäußert habe, seine Arbeit nach unten bei der Einigung Deutschlands kenne Jedermann, aber welche Arbeit da und dort nach oben nöthig geworden sei, bis die Pickelhaube ein Loch bekommen habe und der deutsche Gedanken zum Durchbruch gekommen sei, das wüßten nur Wenige.

Bei Tisch stieß Wagner mit mir auf das Wohl Bismarcks an.

Eines Abends speisten wir bei Zeroni. Wagner erwiderte auf dessen Toast in so herzlichem Ton und sprach in so ergreifender Weise, daß uns die Augen feucht wurden. Später sang er verschiedene Theile aus den „Meistersingern." Zuerst allein, dann gemeinsam mit Langer (dessen Vortragsweise seinen vollen Beifall fand) „das Zwiegespräch zwischen Hans Sachs und Evchen." Als Hänlein und Zeroni den „Kaisermarsch" spielten, stimmte er kräftig in den Schlußgesang ein.

Am nächsten Morgen schenkte er mir, nachdem wir verschiedene, das Bayreuther Unternehmen betreffende Fragen besprochen hatten, seine neue Broschüre „Ueber Schauspieler und Sänger" und schrieb auf den Umschlag eine Widmung, welche mir als Zeichen herzlicher Anerkennung gilt. Dieselbe lautet:

Digitized by Google

Hat jeder Topf seinen Deckel,
Jeder Wagner seinen Heckel,
Dann lebt sich's ohne Sorgen,
Die Welt ist dann geborgen!

Richard Wagner,
gestrichener Gast in Mannheim
19. Nov. 1872.

Die in der Unterschrift enthaltene Anspielung auf die Striche im „Fliegenden Holländer" wiederholte sich auch bei den humoristischen Versen, die er auf die Rückseite einer Photographie seiner Frau schrieb.

Frau Cosima in guter Laune
Darüber Niemand erstaune:
Sie hat einen guten Mann,
Der schön componiren kann.
Deßwegen zum Angedenken
Thut sie sich an Heckels schenken!

Mannheimer Gedicht
des Verfassers des Fliegenden Holländers
ohne Striche.

Auf ein anderes nur für den Familienkreis bestimmtes photographisches Bild, das den Meister und seine Frau einander in die Augen blickend zeigt, schrieb er die Worte:

— Die ganze Heckelei soll leben! Richard und Cosima sind alle Beide da!

Wagner erbot sich in Mannheim den „Lohengrin" und die „Zauberflöte" zu dirigiren, wenn ich es so zu Wege brächte, daß es nach seinen Absichten geschehen könne. Auch zu einer öffentlichen Disputation über sein reformatorisch künstlerisches Schaffen erklärte er sich bereit, wenn sich ein geeigneter Widersacher fände.

Beide Pläne kamen nicht zur Ausführung.

In der Regel standen wir morgens vor unsern lieben Gästen auf. Einmal aber trat Wagner in aller Frühe an das Pianino und spielte den Pilgerchor aus dem „Tannhäuser." Es machte ihm große Freude uns damit aus dem Morgenschlummer geweckt zu haben. Ja, ja der ernste Manu konnte übermüthig und ausgelassen sein!

Es ist schwer, die vielen charakteristischen Züge natürlicher Heiterkeit Wagners im täglichen Verkehr schriftlich wiederzugeben, und doch möchte ich gerade auf sie besonders hinweisen, da ich noch in keiner der zahlreichen Biographien Wagners seinen liebenswürdigen Humor und seine künstlerische Eigenart im persönlichen Verkehr genügend gewürdigt fand.

Am 20. November verließen uns Wagner und seine Frau um ihre Reise fortzusetzen, doch begrüßte ich sie nach einigen Tagen nochmals am Mannheimer Bahnhof, da Wagner mich telegraphisch von seiner Durchreise benachrichtigt hatte, um mir von einer Unterredung mit dem Großherzog von Baden zu erzählen.

Der Meister setzte seine Reise zunächst nach Wiesbaden fort und ich sah mit bester Hoffnung der weiteren Entwicklung seines großen Unternehmens entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Massenglück und Einzelglück.

Von **Paul Mongré.**

1.

Was bedeutet, bei Thieren oder Normalmenschen, die Vielheit der Individuen? Was besagt die Syntheſis des Gleichartigen in Fällen, wo nur jedes einzelne Glied der Reihe, nicht die Reihe ſelbſt zu den Realitäten gehört? Stehen Zahl und Werth, Mehrzahl und Mehrwerth, in einem nothwendigen Verhältniß? — Mit ſolchen Fragen, die wir mit Nichts! Nichts! und Nein! beantworten werden, hätte ſchon die antike Skepſis einen Sieg erfechten und etwa jenen römiſchen Kaiſer in Verlegenheit bringen können, der ſeinem Volke Einen Nacken wünſchte, um es mit Einem Streiche zu enthaupten; dieſer naive Fürſt, der aller Wahrſcheinlichkeit nach Wundt's Ethik nicht geleſen hat, träumte bereits einen ſocialen Organismus, ein leibhaftes Collectivum mit der Fähigkeit, Collectivſchmerz zu empfinden. Mit denſelben Fragen möchte ich die modernen Socialethiker in Verlegenheit bringen und ihre Vorausſetzungen ein wenig in Zweifel ziehen, Vorausſetzungen, die ſich gern in die unausgeſprochene Evidenz von Axiomen hüllen. Aber ſelbſt die Axiome der euklidiſchen Geometrie mußten ſich, nach Jahrtauſende langer Unangefochtenheit, eine vorurtheilsfreie Kritik ihres axiomatiſchen Charakters gefallen laſſen, wobei ſich ergab, daß eines unter ihnen, das Parallelenaxiom, nicht viel anderes als eine Erfahrungsthatſache, einen Specialfall unter anderen möglichen Fällen ausſpricht. Warum ſollten wir mit der gleichen Strenge erkenntnißtheoretiſcher Nachprüfung ein Axiom verſchonen, das die Grundlage einer *Moral* abgeben will? Die Grundlage einer Moral nämlich, die nicht von vornherein auf den Ehrgeiz verzichtet, mit den Handlungen, die ſie gebietet, eine weſentliche und einflußreiche Veränderung am Geſamtbilde des Daſeins im Auge zu haben; einer Moral, die an die corrigible Beſchaffenheit der Welt glaubt, an die Fügſamkeit der Dinge und Wirkſamkeit der Thaten, an eine endliche Hebelſtange zwiſchen Wollen und Geſchehen, an die unbedingte Correſpondenz zwiſchen Erſcheinung und Erſcheinendem. Mit einer Ethik, die bewußt illuſioniſtiſch auftritt und erhobenen Blickes nach dem Unmöglichen himmelt, iſt nicht zu ſtreiten; ſie würde auf unſeren Einwand der innerlichen Unhaltbarkeit ihres Ideals mit einem trotzigcoquetten „Eben darum!“ antworten. Ueber dieſe Stufe der Sittlichkeit a priori, die den „Normalgeſetzen“ großmüthig geſtattet, das nach Naturgeſetzen Unerreichbare zu fordern, ſind wir heute wohl hinaus, und wenn Kant daran, daß etwas „geſchehen *ſoll*, ob es gleich vielleicht nie geſchieht“, ſein moraliſtiſches Behagen empfindet, ſo beneiden wir das Kind, dem das Zerſpringen ſeiner Seifenblaſen Vergnügen macht. Daß die Mittel und Wege, die erzieheriſchen Fictionen einer Ethik durch das Gebiet des Imaginären führen, iſt vielleicht nicht zu vermeiden; aber ihre Ziele und Zwecke, das verlangen wir, müſſen

Digitized by Google

im Realen liegen. Indem wir also eine „Kritik des reinen Sozialismus“ unternehmen, rechnen wir auf einen Gegner, an dem etwas zu kritisiren ist, der nicht, auf dem Felde des Wissens geschlagen, mit einer schlangenglatten Wendung zum Gefühl oder Glauben zu entschlüpfen sucht.

Unter allen Räthseln, die sich der Mensch mit sich selber aufgegeben hat — überflüssiger Weise, darf man sagen — steht das der Individualität an der Spitze logischer Vieldeutigkeit; das einfache Identitätsurtheil: „Ich bin Ich“, das bald gesagt und bälder noch gethan ist (jedes Thier, jede Pflanze weiß praktisch damit Bescheid), scheint auf sauberes Denken leider gar nicht eingerichtet zu sein. Man kann hier kaum zwei Schritte ins Objective hinein speculiren, ohne auf einen befremdlichen Dualismus zu stoßen: das Ich kommt zum ichsagenden Subjekt etwa wie der Funke zum Pulver, als Erwecker potentieller Energie zu actueller Bethätigung. Ein geheimnißvoller Vorgang der Realisation muß sich abspielen, damit das bereitliegende Ichbewußtsein wirklich in Erscheinung trete; gewissermaßen schweift ein absoluter Ich-Punkt in der Welt der Subjecte umher, und so oft er mit einem Individualpunkt zusammentrifft, wird das zugehörige Individuum zum Dasein und Ich-Empfinden berufen — sowie auch ein absoluter Gegenwart-Punkt an der Reihe der Weltzustände hingleitend sie zum Wirklichwerden weckt und zwingt. Aber mit welchem Subjectpunkt hat sich, in einem gegebenen Falle, der transcendente Ichpunkt vereint, verschmolzen, identificirt? Darüber kann am wenigsten der glücklich bevorzugte Ichsager selbst Auskunft geben: „mit Mir“, würde er rufen, aber Millionen Andere, Millionen Wesen, die von der gleichen Gnadenwahl der Ver„ich“ung erlesen worden, rufen ebenso „mit Mir“. Jedes Subject sagt Ich, jede Gegenwart nennt sich Jetzt. Hier krystallisiren sich die wunderlichen Speculationen über Seelenwanderung und Wiedergeburt an, die in jedem halbwegs philosophischen Menschengehirn einer geheimen Sympathie sicher sind, und die sich vor dem abendländischen Dogma einer rationalen, untheilbaren, immateriellen Seelensubstanz nicht im mindesten zu schämen haben: beide philosophischen Erdtheile, Asien wie Europa, bemühen sich in ihrer Weise umsonst, den augenscheinlichen Thatbestand „Ich bin“ in eine brauchbare Dialektik zu zerspinnen. Aber was geht uns eigentlich die Ichfrage an, diese schattenhafte Begriffsgespensterei und Kopfangelegenheit? Nun, man erinnert sich, welche Rolle in der Kulturgeschichte unserer Erdbevölkerung gerade die dürrsten Abstractionen zu spielen pflegen, und wie gern am Docht der Studierlampe sich die Flamme des Scheiterhaufens, die Brandfackel der Glaubenskriege entzündet. Wie „ernsthafte Folgen“, milde geredet, hat ein gewisses Jota gehabt, oder der Schulbegriff der menschlichen Willensfreiheit, oder eine Arithmetik, in der Eins gleich Drei ist, oder eine analytische Geometrie mit falsch gewähltem Coordinatenanfang (ich meine die „geocentrische Weltanschauung“)! Es giebt keine flachere Dogmatik als jene, die Geist und Materie als Gegensätze nimmt; es giebt kein dürftigeres Gedankending als das ens realissimum der Ontologie: haben beide darum weniger Geschichte gemacht, Gott und das spiritualistische Ideal? So hat sich auch die theoretische Unklarheit des Ichproblems in einer weltgeschichtlichen Werthverschiebung, einer ethischen Ungerechtigkeit ersten Ranges Ausdruck verschafft; in ihr hat nicht nur der dialektische Mensch, sondern auch der werthschätzende und kulturpraktische Mensch Partei ergriffen, und darum gehört sie zu den Realitäten der Menschheit, nicht bloß zu den Ideologieen der Philosophen. Unser tellurisches Völkchen ist nun einmal so; man erklügele und ergrübele, am Schreibtisch oder im Dachkämmerchen, eine rechte Armseligkeit von Idee oder lieber noch Üdäh (ich citire

Digitized by Google

Schopenhauers Briefe), etwas Spinnewebedünnes, Fadenscheiniges, Ausgeblasenes und Vertracktes — sicherlich werden sich die Menschen darum die Köpfe blutig schlagen. Aber man gebe ihnen, in Kunst, Wissenschaft, Seelen- oder Körperpflege, eine Realität zu beißen, etwas thatsächlich Nahrhaftes und Wohlschmeckendes, und man wird die Dogge knurren hören! Nun, mit einer dummen Menschheit muß man schon dumm thun, und um einem spintisirenden Kopfe etwas auszureden, muß man selber spintisiren. Auf unverdorbene Menschen von einer gewissen intégrité de l'instrument mental würde ich mir nicht getrauen, mit speculativem Apparat Eindruck zu machen; hier aber, wo es sich zunächst um eine Art Rückkehr zur Natur, zu der durch Theorie verbildeten und krummgezogenen Natur handelt, hier ist vielleicht auf dem Wege einer Gegentheorie etwas zu hoffen. Idee gegen Idee, Abstraction gegen Abstraction, vielleicht Unsinn gegen Unsinn!

2.

Die Vielheit von Individuen, die theoretisch ein Problem bedeutet, bedeutet praktisch noch mehr: eine erhebliche Complication des Daseins, das für den Philosophen, wie Schopenhauer, durch ein einziges Lebewesen bereits zur Genüge repräsentirt wäre. Leben heißt Interessen haben: ein individuell differentiirtes Leben ist also nothwendig Interessen-Vielheit, Interessen-Widerstreit, Interessen-Abwägung und -Ausgleichung. Nach welchem Gewichtsystem abgewogen wird, mit welcher muthmaßlichen Verstümmelung oder Integrität das Einzelne in die Gesamtabrechnung eingeht, das entscheidet über den Werth des Ausgleichungsverfahrens, gesetzt, daß es auch darüber einmal zu einer Abschätzung und Ausgleichung kommt — dabei übernehmen wir Philosophen nicht ohne Bescheidenheit das Amt des idealen Marktaufsehers, Gewichte nachzuwägen. Die Natur im engeren Sinne (also das „vernünftige" Menschengethier zunächst einmal ausgeschlossen) hält trotz mancher Verschiedenheiten im Einzelnen doch diejenige Hauptrichtung von Interessenausgleichung fest, die mit der Richtung organischer Verfeinerung und Höherentwicklung zusammenfällt; wir pflegen uns mit Stolz als Mitglieder, wenn nicht gar Endglieder, einer aufsteigenden biologischen Reihe zu fühlen. Mögen wir dabei den Menschen als beabsichtigtes Finale des Weltprocesses und die Natur mit innerer „Zielstrebigkeit" auf diese Marke lospeilend denken, oder mögen wir die scheinbare Zweckmäßigkeit als Nebenproduct aus rein mechanischen Vorgängen ableiten — jedenfalls sieht der „Wille in der Natur", wenn einer vorhanden ist, eher einem Willen zur Erhöhung als einem Willen zur Wohlfahrt ähnlich. So gewiß der Stein das am leichtesten, der Mensch das am schwersten zum Leben gestellte Thier ist, so gewiß konnte die aufsteigende Kreaturenfolge Stein, Pflanze, Thier, Mensch nicht aus blos hedonistischen Triebkräften entspringen; das Bedürfniß nach Wohlbefinden, eine Form psychischer Schwerkraft, wirkt abwärts und fühlt sich erst bei einem Minimum von Leben wohl, beim Anorganischen. Schon der bloße Kampf ums Dasein, der doch im Grunde ein „Kampf um Rom", um Macht und Vorrang ist, macht einen recht dicken Strich durch das utilitarische Bild des Lebens: wie bald würden solche englischen Behaglichkeitsthiere Frieden schließen und auf ihre kostspielige Selbstbehauptung, von der sie so wenig Freude haben, verzichten! Die Natur ist im Grunde aristokratisch und fördert das Entstehen, wenn auch nicht immer das Bestehen, der höher organisirten Gebilde gegenüber den niederen; soviel läßt sich schon in

Digitized by Google

majorem Matris gloriam aufrecht erhalten. — Sehr anders steht es mit derjenigen Natur, die ihre Imperative auf civilisatorischen Umwegen zu Gehör bringt und sich nicht mehr der organischen und instinctiven, sondern der bewußten Intelligenz anvertraut. Hier fehlt es beinahe an Allem, zunächst an jeder Präcision und Sicherheit in der Ausführung, wie an jeder Energie und Consequenz in der Zielsetzung. Das bunte Durcheinander menschlicher Moralsysteme und Institutionen, dieser ewig wechselnde Apparat ungeeigneter Mittel zu unhaltbaren Zwecken unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheil von der Arbeitsweise der Natur; diese hohe Schule der Planlosigkeit, die sich Weltgeschichte nennt, wird selbst von einer modernen Regierung nur unvollkommen nachgeahmt. Man wird zur Entschuldigung sagen, daß die supranaturalistische „Bestimmung" der Menschheit auch eine supranaturalistische Praxis erfordere, die erst gelernt sein will: nun, dann ist zu bedauern, daß wir dieses Pensum nicht bereits absolvirt haben. Indessen handelt es sich noch um etwas Anderes. Die Treffunsicherheit und Unbeholfenheit des von menschlicher Intelligenz bedienten teleologischen Mechanismus ließe sich lächelnd verschmerzen, ja wir müßten sie als Glücksfall begrüßen, wenn sich eines Tages das Schlimmere herausstellte, daß es bisher der zielsetzenden Menschheit nicht sowohl an Geschicklichkeit und Ausdauer im zweckbewußten Handeln, sondern an einem wirklich begehrenswerthen Ziele, an einer brauchbaren Rangordnung der Interessen gefehlt habe, daß jene „höhere Bestimmung", die allein die zahllosen Wirren und Mängel des menschlichen Kulturbetriebs rechtfertigen könnte, der moralschöpferischen Menschheit nie eigen gewesen oder längst abhanden gekommen sei, kurzum, daß die unzulängliche Intelligenz einem mißleiteten Willen Dienste und Gesellschaft leiste. Wenn dieser Verdacht sich bestätigt, so ist die bisherige Vergeudung von Idealismus immer noch eine Ersparniß; mit vollem Dampfe wären wir nur tiefer in die Perversität hineingefahren. Müssen wir umkehren? sind die Ideale der historischen Menschheit haltbare Ideale oder nicht? Oder, wenn wir uns auf die moderne, die demokratische, die Herdenthiermenschheit, wie Kenner sie zeichnen, und ihr specifisch modernes Ideal beschränken, das sich immer fester consolidirt und andere Ideale niederdrückt: giebt der Begriff Societät ein haltbares Ideal, einen gerechten Ausgleichungsmodus im Kampf der Interessen? — Sicherlich nicht, sobald bewiesen ist, daß mit ihm nicht einmal eine Realität, ein erkenntnißtheoretisch greifbares Etwas umspannt wird. Wir stehen nicht so uninteressirt zum Leben und haben es lange nicht leicht genug, uns den Luxus imaginärer Ideale gestatten zu dürfen, die allenfalls, wenn es keine anderen gäbe, Ersatzdienste verrichten könnten. Die Kritik des Socialismus und Altruismus vereinfacht sich also zu der Frage nach der realen Bedeutung des socialen Ideals; fällt die Antwort hierauf ungünstig aus, so ist ihm auch der teleologische Werth abgesprochen, der zu allererst jene Realitätsbedingung als erfüllt voraussetzt.

3.

In der ersten Nummer „Einerleiheit und Verschiedenheit" seines Kapitels von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe läßt sich Kant eine Bemerkung entschlüpfen, an die sich später eine ganze Kette metaphysischer Fabeln gehängt hat. Dort handelt es sich um eine gelegentliche Kritik des Leibniz'schen Satzes von der Identität des Nichtzuunterscheidenden (principium identitatis

Digitized by Google

indiscernibilium), eines Satzes, der vielleicht mehr seines allzuvielsilbigen Namens als seiner oft mißverstandenen Bedeutung wegen unter den Empiristen als eine Verirrung „crasser Scholastik" berüchtigt ist. Ich kann diesen Satz zwar nicht richtig, aber auch nicht gar so absurd finden; ich finde eher Kants Polemik dagegen ungenügend und die Schopenhauers sogar mystisch-sinnlos. Nach Leibniz müssen Dinge, die ihren begrifflichen Merkmalen nach ununterscheidbar sind, identisch sein; nach Kant gilt das zwar für „Gegenstände des reinen Verstandes", nicht aber für Gegenstände der Sinnlichkeit, weil bei diesen empirischen Objecten, z. B. zwei Wassertropfen, die im Uebrigen vollkommen übereinstimmen, die räumliche Verschiedenheit als hinreichende Garantie ihrer Unterscheidbarkeit auftritt. Schopenhauer fügt, als in gleichem Sinne wirksam (nämlich empirisch trennend, was „an sich" sonst identisch ist), die Zeit hinzu und nennt Raum und Zeit das principium individuationis. Man bemerkt hier unschwer die Anknüpfungsstelle für jene höchst pittoresque, aber auch höchst unwissenschaftliche Grundanschauung, die Schopenhauers metaphysisches Denken beherrscht: ihm sind die Erkenntnißformen täuschende Gaukelkünste, die das metaphysisch Eine und Ruhende zum empirisch Vielen und Bewegten zersplittern. Die „platonische Idee" des Löwen steht unerschüttert wie der Lichtstrahl im Sturm, während tausend Löwen als flüchtige Einzelerscheinungen kommen und gehen, auftauchen und schwinden — ganz wie bei Kant die beiden Wassertropfen als Gegenstände des reinen Verstandes identisch sind und nur als Phänomene, als sinnlich angeschaute Objecte differiren. Das Bewußtsein wäre also eine Art Alkoholrausch, ein Doppelt- und Mehrfachsehen des Einfachen, eine Illusionsvorrichtung wie Facettenglas oder Kaleidoskop, und des Philosophen Vorrecht bliebe es, den „Schleier der Maja" zu lüften und das wahrhaft Seiende, das All-Eine hinter dem Zaubertrug des ruhelos Vielen zu erkennen, — sowie es Vorrecht des Künstlers ist, diese Erkenntniß wiederum in den Formen der Erscheinung darzustellen. Von dieser indisch-platonisch-schopenhauerisch-wagnerischen Metaphysik ist allenfalls das Gegentheil wahr, gesetzt, daß sie zur Wahrheit überhaupt in einer Beziehung steht. Nicht alle empirischen Löwen sind „an sich" nur Ein Löwe, sondern umgekehrt: tausend empirische Löwen verlangen als Correlativ mindestens tausend transcendente Löwen, vielleicht aber auch zehntausend oder einige Millionen! Die Bewußtseinsformen zerlegen das metaphysische „Urlicht" keineswegs in empirische Regenbogenfarben, eher noch sammeln sie das transcendent Bunte und Zerstreute zur empirischen Einheit — wenn man überhaupt mit so kindlichen Vorstellungen den Grenzübergang zwischen beiden Welten symbolisiren will. Es läßt sich mit einfachen Mitteln, zu deren Entfaltung hier dennoch nicht der Ort ist, der Satz beweisen, daß inhaltlich congruente (identische) Vorgänge für unser Bewußtsein in einen einzigen zusammenfallen, gleichviel ob und wie oft sie sich im absoluten Raum und in der absoluten Zeit wiederholen mögen. Beispiel: wenn irgend ein Jahr der empirischen Weltgeschichte sich „in Wahrheit" nicht einmal, sondern hundertmal abspielte, so würde uns davon nicht das Geringste zum Bewußtsein kommen; unsere empirische Zeitwahrnehmung würde das hundertste Mal vom ersten durchaus nicht zu unterscheiden vermögen. Ebenso hindert uns nichts, die Erde in hundert identischen Exemplaren den transcendenten Raum durchrollen zu lassen; wenn für einen objectiven Weltbetrachter etwa zwei dieser Erdkugeln einander ihre Pole zukehren, so wäre es irrig, daraus zu schließen, daß nun auch die Grönländer der ersten Kugel nach dem südlichen Eismeer der zweiten herüber- oder hinaufschauen und damit die transcendente Vervielfachung unseres Planeten

Digitized by Google

constatiren müßten. Wo Raum und Zeit zu solchen identischen Wiederholungen herkommt, die transcendent denkbar sind, eben weil sie empirisch unwahrnehmbar bleiben, das braucht uns nicht zu beunruhigen, wofern wir nur des subjectiven Raum- und Zeitdifferentials, das wir selbst erfüllen, vollkommen sicher sind. — Wenn wir dem alten Leibniz die Worte im Munde herumdrehen wollen, so dürfen wir uns erlauben, das eben gestreifte erkenntnißtheoretische Princip als indiscernibilitas identitatum auf den Markt des gelehrten Wortspielzeugs zu bringen, aber mit der dringlichsten Warnung, es nicht wieder zur falschen identitas indiscernibilium zurückzuverdrehen. Was empirisch unterscheidbar ist, ist auch gewiß inhaltlich oder „an sich" nicht identisch, den Einheitsmystikern zum Trotz; umgekehrt aber braucht das für uns Nichtzuunterscheidende an sich gar nicht identisch zu sein, sondern kann um absolute Raum- und Zeitbestimmungen differiren, also auf bloße Congruenz hinauslaufen, ja sogar auf noch weniger, nämlich auf Uebereinstimmung in den uns zugänglichen, Differenz in den uns verschlossenen Theilen. An dieser doch nicht gar so versteckten Klippe wird die Weltanschauung von Peter und Paul, die sich transcendentaler Realismus nennt, immer wieder scheitern, und wenn nach Eduard von Hartmann die Zeit „aus dem Sein, den Hirnschwingungen, direct in die Empfindung übertragen" wird, so ist diesem erkenntnißtheoretischen Plebiscit bündig mit Nein zu antworten — denn congruente Schwingungen im „Sein" erscheinen als eine einzige Schwingung im „Empfinden". Und schon hier würde sich den unbedenklichen Socialethikern eine Falle stellen lassen, denn wenn auch nicht „transcendentalen", so treiben sie doch mindestens transsubjectiven Realismus; sie sprechen von Gesamtwillen, socialen Organismen, von dem lebenden Wesen „Gesellschaft" mit einer Sicherheit, als hätten sie Hörner, Schweif und Klauen dieses mystischen Collectiv-Thieres gesehen oder befühlt. Wie kommt ihr Herren dazu, würde man fragen, jenseits der Sphäre des individuellen Subjects, der einzig als real zu verbürgenden Sphäre — ich setze voraus, daß der Idealismus des Bischofs Berkeley immer noch unwiderlegt und unwiderlegbar ist — von Thatbeständen zu sprechen, denen genau conträre Thatbestände als gleichberechtigte Möglichkeiten gegenüberstehen? Was hat die Vielzahl der Individuen für einen realen Sinn und Werth, wenn selbst das einzelne Individuum vielleicht nur die empirische Coincidenz von hundert transcendenten, durch objective Raum- und Zeitdifferenz getrennten Individuen ist, eine indiscernibilitas identitatum, also die individuelle Erscheinung zu einem „ansichlichen" — Collectivum! Aber ich schmeichle mir nicht, mit diesem erstaunlichen Phänomen eines Einzelwesens, das von der Ding-an-sich-Seite besehen eigentlich eine unproductive Genossenschaft ist, auf empiristisch gefärbte Gemüther Eindruck zu machen — höchstens meldet sich schon jetzt eine vage unbestimmte Skepsis, wie sie beim ersten Hinausdenken über den naiven Allerwelts-Realismus aufdämmert. Bringen wir also unseren speculativen Versuch mit der Wirklichkeit in noch engeren Zusammenhang — wobei es nicht länger zu umgehen sein wird, der Masse, der Societät, dem Collectivthier ein paar Ungezogenheiten ins Gesicht zu sagen.

4.

Wir verlassen also die Sphäre der Wissenschaft, der reinen Üdäh, und wollen uns die dem menschlichen Erkennen typische Ungenauigkeit zu Nutze machen. Denn der Mensch ist, wie angeblich sogar sein Name verräth, ein

Digitized by Google

messendes, wägendes, vergleichendes Thier, folglich, da die Natur mit beiden Enden der Größenscala ins Unendliche verläuft (ins mikroskopisch und teleskopisch Unendliche), ein Thier, das nothwendig Abrundungsfehler begeht und, wie die Psychophysik sagt, eine „Schwelle" besitzt. Für uns ist nicht nur die theoretische Null Null, sondern auch jedes theoretische Etwas, das unter einer gewissen Grenze liegt — einer Grenze, die durch Verfeinerung der Beobachtungsmethode immer tiefer herabgedrückt werden kann, ohne je völlig zu verschwinden. Wenn wir einen Baugrund ausmessen, so kommt es auf ein paar Centimeter nicht an; in der Physik messen wir die Wellenlängen des Lichts nach Millionteln des Millimeters, aber selbst diese allerwinzigste Distanz ist noch ungeheuer groß gegen die Wirkungssphäre der molecularen Kräfte oder die Dimensionen der Molecüle selber. Also irgendwo müssen wir Halt machen und die noch folgenden Stellen des unendlich langen Decimalbruchs abwerfen, sonst bedürften wir unendlich langer Zeit, um auch nur von einer einzigen physicalischen oder astronomischen Größe den correcten Werth zu ermitteln, ja nur niederzuschreiben. Für uns approximative Beobachter also ist ein Thatbestand von dem quantitativ nächstbenachbarten Thatbestand nicht zu unterscheiden; wenn ein bestimmter Bewußtseinseffekt auf irgend einer Linie des Weltgeschehens eintritt, so tritt er auch in der unmittelbaren Umgebung dieser Linie ein. Und jetzt, indem wir also menschlich-allzumenschlicher Weise auf absolute Genauigkeit verzichten, gelingt es uns auch, von der transcendenten Möglichkeit eines Collectivums, das als Individuum erscheint, einen Zipfel zu erfassen: wir thun einen Blick in die Leere und Dürftigkeit jeder bloßen Vervielfältigung individueller Bewußtseinsinhalte, die nicht zugleich mit intensiver Steigerung verbunden ist. Einen menschlichen Bewußtseinsvorgang in hundert identischen Exemplaren abzudrucken ist sicherlich kein Object ethischer Werthschätzung, weil es kein Object möglicher Erfahrung ist, weil die hundert Exemplare empirisch nicht zu trennen und zu zählen sind. Setzen wir denselben Vorgang in hundert beinahe identischen Exemplaren an, so ist allerdings die indiscernibilitas identitatum zur discernibilitas similium und damit sichtbar geworden, der empirische Effect ist theoretisch von Null verschieden und über die Schwelle objectiver Wahrnehmung gerückt — aber auch über die Schwelle gefühlsmäßiger Betonung? Wenn hundert Normalmenschen, jeder in der dumpfen Isolirzelle seines ego quilibet, ein und dasselbe dumpfe Normalmenschenglück genießen, wie hoch steht, realkritisch gerechnet, dieses Centurienglück über seiner Einheit, dem Einzelbehagen des einzelnen Normalmenschen? Beziehungen, deren strenge Erfüllung diese hundert Realitäten zu einer einzigen zusammenschmelzen würde, sind — leider! leider! — eben nicht streng, sondern nur angenähert erfüllt; die Congruenz ist keine absolute, sondern gewährt noch der individuellen Verschiedenheit Raum: das ist der ganze Thatbestand „Societät", der mir nicht schwer genug ins Gewicht fällt, um als Stütze und Verankerung eines Werthvorrangs der Masse vor dem Einzelnen zu dienen.

Vielleicht beleidigt diese Folgerung den individualistischen Stolz des Normalmenschen; vielleicht ist es meiner Beweisführung von Vortheil, wenn ich das principium individuationis noch eine Stufe tiefer verfolge, eine Stufe unter den Normalmenschen. Hier ist es billiger Weise nicht mehr erlaubt, von Löwen zu sprechen; sprechen wir lieber von empirischen und transcendenten Kaninchen. Die Physiologen haben eine Methode, die sie selbst mit dem friedfertigen Worte „Thierversuch" benennen, während eine Gegnerschaft, hauptsächlich aus temperamentvollen Künstlern und Frauen bestehend, wider die blutrünstigen Schauder der „Vivisection" am liebsten den Staat zu Hülfe

Digitized by Google

rufen möchte. Wir enthalten uns des Urtheils; wir bemerken nur beiläufig und mit Ekel, daß in unserem unreinlichen neunzehnten Jahrhundert keine Partei, und sei es an sich die vernünftigste, ohne Flankendeckung durch die Legionen des Obscurantismus sich ins Feld wagt. Impfgegner, Alkoholgegner, Thierschützer, Naturärzte, Friedensfreunde, Keuschheitsapostel, „einige" Christen, Bayreuther und sonstige Weltverbesserer: lauter Menschen, mit denen sich über ihre Sache reden ließe, — mit denen sich aber nicht reden läßt, weil sie mit vier Brettern das Universum einzäunen und von ihrem Conventikel aus die Menschheit erlösen wollen, weil sie im weihevollen Stumpfsinn nicht von ihrem „Eins ist Noth" loskommen, und endlich, weil sie bei dem geringsten Mißerfolg ihrer Propaganda zum Dynamit greifen, ich meine, sich zu den Reactionären und Feinden der Kultur schlagen. Indessen hüten wir uns für heute, dies unappetitliche Thema zu verfolgen. Ohne in dem neuerdings wieder aufgeloderten Streit um die Vivisection Partei zu nehmen, können wir mit der Bosheit des erkenntnißtheoretischen Skeptikers zuhören, wenn sowohl pro als contra mit der „Idiosynkrasie der Zahl", dem bestbeglaubigten aller populären Effectmittel, gearbeitet wird. Mit hundert! hundert zu Tode gemarterten Kaninchen wird die Phantasie des gefühlvollen Laien geängstigt; nein! es waren nur fünf! antwortet der Physiologe. Verehrungswürdige Naivität! Ist es wirklich ein ethischer Unterschied, ob ein, zwei, fünf oder hundert dieser fruchtbaren Nagethiere einem und demselben physiologischen Experiment zum Opfer fallen? Dieselben Instrumente, dieselbe Operation, dieselbe Art und Dauer des Schmerzes — und wäre nicht das mystische Facettenglas, das Illusionscabinet „Zeit und Raum," so könnte die unbestimmte Anzahl von „Kaninchen an sich," die uns hier zufälligerweise in Gestalt von hundert Kaninchen-Erscheinungen sichtbar wird, ebenso zufälligerweise in Ein empirisches Kaninchen zusammenschmelzen. Es bedürfte ganz geringer inhaltlicher Variationen, um die empirische Vielheit nahezu gleichartiger Individuen in die transcendente, d. h. empirisch unwahrnehmbare Vielheit genau identischer Individuen zurückzuverwandeln, aus der man sich jene durch Deformation entstanden denken kann. Von der exacten oder approximativen Gleichheit der Umstände hängt es ab, ob wir statt eines Kaninchens deren zwei oder hundert vor uns haben; sowie jeder Höcker eines ordinären Spiegelglases sich in einem besonderen Spiegelbilde verräth, während beim tadellos geschliffenen Planspiegel die von allen einzelnen Flächenelementen erzeugten Reflexe zu einem einzigen Spiegelbilde coincidiren. Es bedarf so außerordentlich weniger Vorbedingungen zur Herstellung eines empirisch Vielfachen aus einem empirisch Einfachen: der Demiurgos setzt die Gebilde nebeneinander und vermeidet nur den Grenzfall absoluter Congruenz — damit hat er die Aufgabe socialer Multiplication gelöst. Nun, es wäre straffällig, wenn eine kulturpraktische Zielsetzung und Werthrangordnung sich mit so niedrig gestellten Realitätsklassen begnügte, die noch in der unmittelbaren Nachbarschaft des empirisch Irrealen zu finden sind und von den Voraussetzungen, unter denen überhaupt ein „Ding an sich" zur Erscheinung wird, nur die allernothwendigsten nothdürftig erfüllen. Zwei Individuen, die gerade nur um soviel differiren, als unbedingt erforderlich ist, damit das principium individuationis überhaupt ins Spiel trete, zählen für die ethische Werthbemessung nicht mehr als eines. Sie höher anzusetzen, ginge nur in dem Falle an, wenn ihre Art, den Bedingungen der Individuation mit einem Minimum von Arbeitsleistung knapp zu genügen, die einzige im Himmel und auf Erden wäre, wenn die gesamte Lebewelt einen uniformen Froschlaich vorstellte, wo ein Ei dem andern zum Verwechseln ähnelt. So-

Digitized by Google

weit sind wir nun noch nicht; es fehlt nicht an Realitäten, deren Entfernung von der Nullgrenze mehr als jenes winzige Differential beträgt, um das sich die empirische, altruistische Vielfachheit von der empirisch bedeutungslosen, transcendenten Vielfachheit unterscheidet; es fehlt auch nicht an Versuchen, den Titel Individuum kräftiger und merklicher zu repräsentiren als durch eine bloße conditio sine qua non. Dann ist es aber kein unbilliges Verlangen an menschliche Moral und Teleologie, daß sie die Partei der höhern Werthe, der faßbaren Realitäten, des stärker ausgesprochenen Individuums nehme, daß sie nicht das Differential, das eben noch Wahrnehmbare zum ethischen Rangunterschied übertreibe, während endliche Differenzen von handgreiflicher Länge immer noch der Umsetzung in entsprechende ethische Distanzen ermangeln. Das höhere Glück — um in der Sprache einer hedonistischen Moral zu reden — geht vor dem niederen; aber die Höhe bemißt sich nicht, wie der Sozialismus will, nach der Anzahl der Mitgenießenden, sondern nach der individuellen Glücksempfänglichkeit des Bestentwickelten unter ihnen. Der eines hohen Glücks fähige Einzelmensch, der sensible Spätling mit verwöhnten Nerven steht eben so hoch über einer für Durchschnittsleid und Durchschnittsglück organisirten Masse, wie er über jedem einzelnen Exemplar dieser Masse steht — wogegen Niemand den Vorrang der Masse vor dem einzelnen Exemplar bestreiten wird. Zwei Normalmenschen sind freilich noch mehr werth als einer (hier tritt das Differential in sein Recht, weil hier alle Differenzen bloß Differentiale sind!), aber hundert Normalmenschen wiegen immer noch keinen „höheren Menschen" auf. Vielleicht, wenn sie alle auf einer Wagschale Platz fänden! aber auf der Wage animalischer Lust- und Unlustempfindungen wird Individuum gegen Individuum abgewogen, und es ist müssige Frage, welche Schale sich in jenem fingirten Falle senken würde, wenn die Ansprüche mehrerer Individuen zu einem Gesamtgewicht vereinigt werden könnten. Erst wenn die Kunst, ungleichnamige Größen zu addiren und die Societät auf ein Collectiv-Sensorium zu beziehen, erfunden sein wird, käme die Frage nach dem Glücksanspruch der Masse als Masse zur Discussion — bis dahin concurrirt nur Individuum mit Individuum, nicht Individuum mit Gemeinschaft. Ist unter den Mitbewerbern im Kampf ums Glück ein Collectivum, so nehme man das werthvollste seiner einzelnen Exemplare heraus und lasse den Rest ganz aus dem Spiel; das Recht der Gesamtmasse fällt nicht um ein Gran schwerer ins Gewicht als das Recht jenes Einzelnen. Nach dieser Regel, meine ich, sind bei der Abwägung der Interessen Gewichte anzusetzen und Conflicte zu entscheiden, nicht nach der demokratischen Additionsmethode, bei der die Gesellschaft unbesehen als Summe ihrer Einzelnen und fünf Viertelmenschen als mehr denn ein ganzer Mensch gerechnet werden — warum? weil fünf Viertel mehr als Eins ausmachen. Individuelle Lebensinhalte sind aber ungleichnamige Größen und als solche keiner additiven Vereinigung fähig; wären sie es, so würden sie überhaupt empirisch zusammenfallen.

5.

Ich habe hier von Glück geredet wie ein Engländer; sollte die Sprache einer eudämonistischen Moral im gegenwärtigen Zusammenhange etwas hohl klingen, so mag das wohl an dieser Moral selbst liegen. Unsere Betrachtung führt eben weiter, als wir für heute zu gehen gedenken; von ferne dämmert,

Digitized by Google

wie immer als Verschwindungspunkt transcendenter Perspectiven, eine Art Indifferentismus auf, eine tiefe Gleichgültigkeit insbesondere der hedonistischen Forderung gegenüber. Wir können uns beim besten Willen nicht zwingen, die Wohlfahrt der Menschheit so bitter ernst zu nehmen, nachdem sie uns atomistisch in die Wohlfahrt der Einzelnen zerfallen ist, denn es gilt uns mit Recht als unanständig, das Behagen eines Individuums zum Weltangelpunkt und höchsten Ziel einer ganzen Ethik zu machen. Aber selbst wenn wir auf diese letzten Ausblicke verzichten, haben wir nicht nöthig, auf der untersten Stufe primitiver Alltagsmoral stehen zu bleiben und von socialer Frage, socialem Elend, socialem Glück als Realitäten zu phantasiren. Und selbst wenn wir im Grunde jede bloß hedonistische Schätzung der Dinge verlachen, so ist uns nicht zuzumuthen, das, was wir an hedonistischen Triebkräften aufwenden wollen, an imaginäre Objecte zu vergeuden.

Unter dieser Voraussetzung sind die Ergebnisse unserer spaßhaften Metaphysik immerhin nicht ohne einigen normativen Werth, Ergebnisse, die ich mit wenigen Sätzen so zusammenfasse: Die Vielheit von Individuen müßte, um eine ethisch bevorzugte Stellung einzunehmen, sich durch hohen empirischen Realitätsgehalt dazu legitimiren. In Wirklichkeit ist sie neben dem einzelnen Individuum das nahezu Irreale, das als bloße deformatorische Trübung eines empirisch Unwahrnehmbaren, der identischen Vervielfachung eines und desselben Individuums, angesehen werden kann. Zwischen Individuum und Individuum ist allenfalls Werthvergleichung, aber keine Werthsynthesis möglich, vermöge deren die Werthe verschiedener Individuen zu einem Gesamtwerthe zu vereinigen wären. Nicht die Gesellschaft, nur das Individuum ist ethisch zu fördern; wenn sich der Einzelne der Gesamtheit aufopfert, opfert sich ein Reales für die Irrealität auf.

Es versteht sich von selbst, in welchem Falle eine scheinbare Ausnahme von der Regel zulässig ist: aus seiner eigenen Selbstbejahung heraus kann das Individuum mit allen anderen Dingen zwischen Himmel und Erde natürlich auch die Gesellschaft rehabilitiren und neu bewerthen. Nicht die Individuen meiner Außenwelt, wohl aber ihre Abdrücke in meinem Sensorium können sich summiren und zu einem Ton-, Farben-, Gefühlsaccord zusammenklingen, der über die Monophonie des Individuums hinausfluthet. Stimmt mich der Anblick einer jubelnden Volksmenge groß, begeistert einen Künstler die Autosuggestion einer kunsterzeugenden Gemeinschaft, als deren inspirirtes Organ er zu schaffen wähnt, so steht, wenn auch nur für den Augenblick einer solchen Stimmung oder Suggestion, die Vielheit über dem Einzelnen, der solch gesteigerte und rauschartige Zustände nicht zu erregen vermag; denn hier hat das schaffende Individuum von seiner Realität nach außen hin abgegeben und für dies Mal die Erschleichung der Sozialethiker wahrgemacht, daß die Gemeinschaft mehr sei als die bloß begriffliche Combination ihrer einzelnen Glieder. Ohne diese Vereinheitlichung aber, ohne die Beziehung auf ein durch sie gefühlsmäßig erregtes Bewußtsein zerfällt die Gesellschaft sofort wieder in ihre Fragmente, die Synthesis löst sich und es bleibt ein ungekittetes Aggregat incommensurabler Größen — es bleiben die individuellen Lebensinhalte, deren jeder seine eigene Realität, deren Gesamtheit aber kaum empirische, geschweige denn ethische Bedeutung hat. Im Uebrigen wäre zu erwägen, ob jene Erregbarkeit des Individuums durch Sympathie für ein vorgestelltes Collectivum nicht eine im Schwinden begriffene Erbschaft niederer Kulturen ist, eine Rückständigkeit der Seele, die unsere Socialtheoretiker vergeblich am Leben zu erhalten bemüht sind. Dann fiele das letzte Argument, das wir Individualisten zu Gunsten der Gemeinschaft, des Volkes, der Masse

Digitized by Google

anerkennen: es gäbe keine sociale „Stimmung“ mehr! „Todt ist das Volk. — Wohlauf Ich!“ —

Ich bin tief beschämt. Ich bin kein Philosoph. Ich bin dieses großen Zeitalters der Sociologie nicht würdig. Ich verstehe nichts von den modernen Erfindungen eines Gesamtwillens, der ebenso real ist wie der Einzelwille, einer politischen und humanen Gemeinschaft, die mehr als einen contrat social, nämlich eine organische Lebensform darstellt. Ich vermag nicht einzusehen, daß Familie, Klasse, Volk, Staat, Menschheit keine Gemenge, sondern chemische Verbindungen sind. Ich falle in die „schablonenhaften Constructionen“ zurück, mit denen die Aufklärungszeit die gesellschaftlichen Probleme kurzerhand erledigte, während man doch nach Pflicht und Schuldigkeit das Individuum schablonenhaft behandeln und alle analytische Schärfe auf die Vorgänge im Schoß der heiligen Masse verwenden soll. Ich habe die Vermessenheit, von der glorreich überwundenen individualistischen Ethik nicht nur die Methoden, sondern sogar die Ziele wieder aufzurichten. Ich nehme in der Kritik des socialen Verhaltens die Partei des schnöden Augenscheins, der von der organischen Realität der Collectivgebilde nichts weiß. Ich bin Reactionär. Ich bin kein Philosoph. Ich bin tief beschämt.

Herrschaften, wir sind unter uns. Wir kamen unserem guten Geschmack, der nun einmal die individualistische Ethik fordert, mit einiger Speculation zu Hülfe; es war eine neue Form, uns dieses guten Geschmacks wieder einmal bewußt zu werden. Daneben verzichten wir auf den Ehrgeiz, den schlechten Geschmack der Anderen mit erkenntnißkritischen Argumenten zu widerlegen. Wem in der That der Werth der Gemeinschaft den Werth des Einzelwesens übersteigt, wer in das Agitatorengeschrei der ökonomischen Materialisten mit einstimmt, die sich gebärden, als wäre ihre constructive Geschichtsfälschung mindestens der Anfang der Wissenschaft und nicht das Ende der Hegelei, wer sich die von Niemandem geleugnete repräsentative Anwesenheit der Masse im Individuum zu einer selbständigen Realität der Masse außerhalb der Individuen hypostasiren läßt — der mag seine Weltanschauung auf Altruismus bauen: wir können nicht mehr als ihm deutlich machen, daß er eine Riesenschildkröte mit einer festen Insel verwechselt hat. Wir selbst bauen auf den Egoismus, auf das Individuum, das einzig beweisbare und controlirbare Ich; wir halten es nicht für die Aufgabe der Wissenschaft, in unlauteren Wettbewerb mit Kanzel und Polizei zu treten und den strafrechtlichen Ausschreitungen des praktischen Solipsismus vorzubeugen. Wenn wir die erkenntnißtheoretische Realität der Collectivgebilde bestreiten, so liegt uns nur daran, sie als normative Werthe, als Ideale loszuwerden; dabei verkennen wir nicht, daß man in der Analyse historisch dagewesener Moralen vielfach so reden *kann*, *als ob* der Gesamtwille eine Realität neben und über dem Einzelwillen wäre — etwa so, wie wir in der Naturwissenschaft der Wortkürze halber so reden, *als ob* es wirklich Atome, Massen, Kräfte, Aetherschwingungen gäbe. Aber wir werden uns die façon de parler nie zur façon de penser umdeuten lassen, am allerwenigsten, wenn daraus praktische Verbindlichkeiten fließen sollen. In einem ähnlichen Sinne unterlassen wir es, die aus unserer erkenntnißkritischen Negation der Gemeinschaft fließenden praktischen Folgerungen in voller Breite auszuführen; wenige Sätze werden genügen, um eine Moral, die in der Anwendung vieux jeu ist, an unsere befremdliche Metaphysik der indiscernibilitas identitatum anzuschließen. Ich wiederhole also: nicht die Gesellschaft, sondern das Individuum ist ein geeignetes Object hedonistischer Bethätigung, vor allem das überragende, sich abhebende, ausgezeichnete Individuum, wobei als Maßstab des Ueberragens

Digitized by Google

die schärfere Eigenart, die feinere Organisation, die entwickeltere Sensibilität dienen wird, zum mindesten solange kein objectiveres Werthkriterium vorliegt. Wenn also ein plus von Glück erzeugt werden soll, so ist nicht eine Pluralität von Einzelnen, sondern der zum Glücke fähigere und begabtere Einzelne mit den verfügbaren Mitteln zu beglücken: grob geredet, man schaffe Champagner für Einen, nicht Branntwein für Hundert. Im Zusammenhang damit bin ich für starke Concentration der materiellen Mittel, um auch im Gebiete der glückhaften und lustausstrahlenden Dinge das Außerordentliche verwirklichen zu können; tausend kleine Rentner würden keine Villa Albani anlegen, auch nicht als Actiengesellschaft, — das vermag nur die in des Mächtigen Hand centralisirte Million, der fürstliche goldene Reichthum im älteren, individualistischen Sinne, der mit dem modernen „Nationalwohlstand" nicht gerade identisch ist. Sodann ist ein energischer Egoismus anzurathen, wenigstens als faute de mieux, da wo es kein überragendes Individuum zu fördern, keine hero-worship in Praxis umzusetzen gilt. Wer wird in einem solchen Falle seine hedonistischen Bemühungen an eine imaginäre Größe, ein Collectivum zersplittern, wer wird sie an ein beliebiges anderes Einzelwesen verschwenden, wo die Unbekanntschaft mit dem Object, die Ungewißheit der Methode nur zu Kraftverlusten führt — anstatt sie auf den einzig practicablen Angriffspunkt zu voller Activität zusammenzudrängen, auf sein eigenes lenkbares und erforschbares Ich! Man muß schon in hohem Grade Obscurant und Colporteur für „wahre sittliche und humane Gesinnung" sein, um den einzigen leidlich erhellten Bezirk, das eigene Individuum, von der Bethätigung sympathischer Antriebe auszuschließen und diesen das dunkle Gebiet des Transsubjectiven als Arbeitsfeld anzuweisen. Ich möchte diese modernen Obscuranten mit den mittelalterlichen Theologen auf eine Stufe stellen, die uns vom Gebrauch der Vernunft, unserer specifisch menschlichen Leuchte im Weltwirrsal, abriethen, und ihnen das entsprechend variirte Wort Diderots zur Erwägung anheimgeben: Égaré dans une forêt immense pendant la nuit je n'ai qu'une petite lumière pour me conduire. Survient un inconnu qui me dit: „mon ami, souffle ta bougie, pour mieux trouver ton chemin." Cet inconnu est un — socialiste.

Digitized by Google

Jugend.

Eine kleine Nixengeschichte.

Von **Helene Böhlau.**

In dunkler Sommernacht fuhr die alte gelbe Postkutsche auf der Erfurther Chaussee ihrem Ziele, dem Städtchen Weimar zu.

Eine laubduftende, schwere, warme Nacht, der Mond schon untergegangen, die knorrigen Obstbäume am Straßenrand wie dunkle, kaum angedeutete Silhouetten, die weitausgedehnten Kornfelder strömen des vergangenen Tages Wärme und Wohlgerüche aus.

In der Postkutsche sind beide schmale Fenster niedergelassen, und ein einziger Passagier, ein junger Mann, athmet den Ledergeruch, des alten Rumpelkastens, diesen Reisegeruch jener Tage, der sich zu solcher Stunde mit der weichen, geheimnißvollen, nach Korn duftenden Finsterniß mischt.

Aus dem Chausseeeinnehmerhaus blinkt ein trübes Oellämpchen wie ein schläfriges Auge. Der einzig helle Punkt, weit und breit. Der Postillon klatscht mit der Peitsche — klatscht wieder und wieder, spuckt aus.

„Die Luder schlafen, — wie gewehnlich." Er hat sich vom Bock geschwungen und macht sich am Halfter der Pferde zu schaffen.

So ein feuchter, dumpfer, zärtlicher Klatsch durch die Dunkelheit. Er hat dem Handpferd das weiche Maul geklopft. Die zarten mächtigen Lippen schlappen feucht gegen die Trense. Durch das ganze Thier geht ein freudiger Ruck der Genugthuung.

Darauf eine Erschütterung der alten Kutsche. Der Postillon ist wieder aufgesprungen, flucht noch einmal über die verschlafenen Luder — und fort gehts hart und rasselnd; und ein junger Schwärmer wird so der alten, wunderlichen Stadt zugeführt.

Der Postillon denkt bei sich: „Gewiß och wieder Eener von denen die nich alle werden. Du meine Gite! Was hat denn der dervon wenn er och en bar Mal an Herrn von Gethes Haus vorbeimarschiren dhut, oder auch wenns Glicke gut ist un wenn'r rein kimmt! Jesses ne!

Wenn ich Herr von Gethe wär, ich dächte mir: Blost mir in Aermel! Hab ich 'n mehr als zwee Beene, daß 'r so ahngenärrscht kommt?

Nä, mir werds ibel wenn ich denke, mich wulltens Alle zu sehen krieche, die Narrn. Der drinn thät och besser sei Gerschtel firs Studium ahnzuwenden statt von Gettungen rein zu machen, oder woher er kimmt. Na, wenns en freit, mir ganns Wurscht sein."

Damit gab er seinen beiden Braunen ein Aufmunterungswichslein und vorüber rasselte es am Galgenberg, der dazumal sein Warnungszeichen noch trug.

Drin in der düstern Kutsche schlug ein frisches, kühnes Herz, ein Herz voller Schwärmerei, wie jetzt keine mehr schlagen. Jetzt brennen die jungen

Digitized by Google

Herzen, die wirklich brennen, Antracithkohle, ein concentrirtes, bestausgenütztes Brennen, in spitzer, scharfer, blauer Flamme.

Damals aber brannten die jungen Herzen Holzfeuerung, da knisterten Kienäste, da prasselte viel unnütz feuchter Saft in Feuergarben und dunkler, schwermüthiger Rauch schwählte.

Es war ein lustiges, träumerisches, verschwenderisches Brennen.

Ja, ein kleiner Ueberrest von solchen flammenden Holzstößen hat sich in unserer Zeit noch in Backfischherzen hinübergerettet.

Da knistern noch hin und wieder rührende Flämmchen für irgend ein Idol.

Aber was ist das armselige Knistern gegen die Feuersbrunst in jener Postkalesche.

Vorgebeugt, die Hand in die Haare vergraben, saß jetzt der junge Mensch.

Seine Nasenflügel weiteten sich, es war als witterte er Goethe, je näher er Weimar kam.

Er wallfahrte wie zu einem Gott.

Und wenn er sich hätte durchbetteln müssen, einmal in seinem Leben mußte er in Goethes Nähe sein. Da er verstand den Augenblick zu nützen, hatte das erste Geld, das als rundes freies Sümmchen seine Hand berührte, ihn reisefertig gemacht.

Und nun war er da!

Vor dem Erfurther Thor, am Chausseehäuschen, wurden seine Papiere beim Schein einer Laterne, in der zwei jungfräuliche Talgkerzen braunten, begutachtet. Seinen Namen trug er in ein Fremdenbuch ein und wurde dann unbeanstandet mit samt der alten Rumpelpost eingelassen.

Der Postillon bließ liebevoll und falsch: „Muß i denn — muß i denn zum Städtli hinaus — Städtli hinaus." Was geht das einen alten Postillon an ob er hinaus oder hineinfährt.

„Völlig Wurscht ist ihm das."

Er fuhr seinen jungen Passagier bis vor den russischen Hof, weil der doch einmal am Wege zur Post lag.

Und somit stand der Schwärmer alsobald auf heiligem Boden.

„Da missen Se schellen, wenn Se n'ein wollen! — aber dichtig — hären Se, die hären och nich!" rief der Postillon. „Und auf Ihrem Kuffert geben Se Owachtchen! Seit mir gar so viel bedeitende Leite in's Nest kriechen, wär mir Weltstadt."

Damit rumpelte er weiter und nahm sein Stücklein wieder auf, denn er mußte blasend in den Posthof einfahren.

Der junge Mann aber stand in schweigender Nacht mitten in Goethes Stadt.

Ihm war zu Muthe als wäre er in einen geheimnißvollen Tempel gerathen, in dem ein Gott leibhaftig seinen Wohnsitz genommen hatte.

Endlich läutete er und ein verschlafner Hausbursche nahm sich seiner verschlafen und „sachtchen" an.

Es war ein echter und rechter Hausbursche mit Laterne und Zipfelmütze, kräftigen Stallgeruch um sich verbreitend.

„Da sin Se mit der letzten Post rein? — Ja — isn schone nach zwelfe?" frug er bedächtig. „Da wollen Se wohl ä Zimmerchen?"

Und er bekam ein Zimmerchen, ein Riesenzimmer in dem drei weißüberzogene Betten wie Nippsachen verschwanden.

„Se brauchen doch nischt weiter," frug der Hausknecht — und zwar ohne Fragezeichen; zündete eine Talgkerze, die in einem Messingleuchter stand, bedächtig an seiner Laterne an. Die Lichtputzscheere fiel dabei polternd zur Erde.

Digitized by Google

„Daß dich der Deiwel!“ gähnte er und suchte schlaftrunken ihrer wieder habhaft zu werden.

„Da sin Se wohl zum Feste rein?“

„Zu welchem Fest?

„In Diefurth unten.“

„Nein“. Da wußte der Fremde nichts davon.

„Was ist da los? Kann man dahin?

„Fremde von Distinktion schone.“

„Wieso?“

„Was jetzt so hier durch kommt un sich hier aufhält, wenns nicht Handlungsreisende sin, finds alle mal welche von Distinktion. Was soll denn Eens hier duhn?“

Dieser Rede dunkler Sinn wurde dem Fremden nicht sofort klar, wie er es wohl auch dem Hausknecht nicht war, denn was der sich unter „Fremde von Distinktion“ dachte, Gott weiß es. Seiner Erfahrung nach vielleicht Genies, und was von durchreisenden Genies zu halten war, das wußte er eben seiner Erfahrung nach: Unbezahlte Rechnungen, keine Trinkgelder, Scheerereien aller Art, zweifelhafte Leibröcke, nicht solonfähiges Schuhwerk.

Ja, man erzählte sich im Russischen Hof, daß Geheimderath Bertuch jährlich eine gewisse Summe, vom Hof aus, zu verausgaben habe, einzig dazu bestimmt, die Toilettendefekte der durchreisenden Genies zu cachiren. Da gabs Geschichten, es brauchte nur Einer im Russischen Hof und im Elephanten nachzufragen.

Prüfend schaute der Hausknecht, bei der jetzt glänzenden Beleuchtung der Laterne und der Talgkerze, noch einmal auf die Toilettenverhältnisse des Fremden und kam zu der Ueberzeugung, daß dieser kein Genie sei.

„Befehlen der Herr noch was zum Nachtessen?“ geruhte er aus diesem Grunde zu fragen.

Der Fremde bestellte sich eine Flasche Wein, was auf den Hausknecht wieder einen günstigen Eindruck machte.

„Ein Genie hätte sich einen Grog bestellt.“

„Sag er mal, mein Lieber,“ frug der junge Mann und hielt die schlurfende Bedienung im Hinausgehen auf, „wie ist das mit dem Feste?“

„Na, da kommen Se schone hin wenn Se wollen — i worum nich? Da geht morgen Alles was Beine hat und nur irgend was is.“

„Und Herr von Goethe?“

„Der alle Mal. Wo wären der nich derbei? Auffihren dhun se ä Sticke von ihm. Was wees ichn was immer lus is. Fragen Se nur beim Wirth, der verschafft Ihnen ä Bullet so sicher wie's Amen in der Kerche. Gegen Zugereiste sin mer in Weimer immer artig.“

Der junge Fremde, als der Hausknecht ihm den Wein gebracht, und Gut Nacht gewünscht hatte, öffnete weit ein Fenster, goß sein Glas bis an den Rand voll und trank es dem zu, dessen Nähe er hier spürte.

Dann schaute er angestrengt in die Dunkelheit hinaus. Alte Linden, die einen Weg oder einen Wassergraben beschatteten, ein kurzer breiter Thurm, allerlei Unbestimmtes, das aufdämmerte, trügerische Formen und tiefe Stille.

Ein Uhr schlug es jetzt mit traulichem Schlag. Der Nachtwächter machte die Runde und sang sein Lied.

Ob derselbe auch vor Goethes Haus singt?

Der junge Fremde hörte andächtig zu.

Rührung, als wäre er in seiner eigenen Heimath nach langem Umherirren angelangt, überkam ihn. Es wurde ihm so sonderbar zu Muthe als

Digitized by Google

er dachte, daß der große Mann keine Ahnung hatte, was für ein treuer Freund ihm hier angekommen war und daß er wohl nie etwas davon erfahren würde.

Das schmerzvoll einsame Gefühl einer unglücklichen Liebe stieg in ihm auf.

Er war gekommen einen Gott anzubeten, einen Begriff — und fühlte hier die Nähe des Menschen auf sich wirken, des Menschen, von dem er Gegengefühl für seine Begeisterung wollte.

Mit einem Mal kam er sich so unnütz in dem dunkeln alten Städtchen vor; seine Reise erschien ihm lächerlich, was ihm zwingend gewesen war, zerfiel zu Nichts. Ja, er mußte ihn sehen und sprechen — das wars! — das mußte sein! Und aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab.

Doch höchst eigenthümlich, daß er gerade zu diesem Feste kommen mußte!

Seine Phantasie machte die tollsten Sprünge — und er ging schlafen als Goethes ganz unentbehrlicher Freund, als der, den der große Mann längst gesucht und endlich gefunden. Er that dem Verehrten die wichtigsten Dienste, siedelte ganz nach Weimar über und war der glücklichste Mensch.

* * *

Ein wunderbar sonniger Sommertag brach an. Der Student war mit dem Frühsten munter und es währte nicht lange, da durchwanderte er die engen, winklichen Sträßchen Weimars.

An dem großen, gußeisernen Brunnen stand er und starrte auf die lange Reihe schlichter Fenster, hinter denen der Große lebte.

Zufällig erfuhr er, daß Herr von Goethe sein Gartenhaus unten am Stern schon bezogen habe. Er ging sofort dahin und sah sich die Augen halb aus.

Sonnenfrieden über den hohen Baumwipfeln, dem weißen Häuschen mit seiner hohen grauen Schindelmütze, weite Wiesen, Vogelgezwitscher.

Die Wiesenblumen stehn in voller Pracht.

Es ist nichts Lieblicheres zu denken, als dieser grüne, weiche Friede. Nirgends ein Haus. Kein Geräusch — keine Menschenseele.

Hier verbringt also dieser Glücklichste seine Sommertage! Eine Einsamkeit, die er in wenigen Augenblicken mit der reizvollsten Geselligkeit vertauschen kann.

Ihn lieben die Götter! Das steht fest, und zwar Alle ganz einmüthig.

Und so weise diesen stillen Erdenwinkel zu finden — zu halten und zu genießen.

Von hieraus strahlte also das Begeisternde über ganz Deutschland, von hier ging es aus, das frische, starke Leben, das sich in tausende steifer und schlafender Alltagsherzen ergoß und sie lebendig schlagen ließ.

Ja, wahrhaftig, so ein Student vergiebt sich nichts, wenn er hier auf und niederrennt in mächtiger Begeisterung.

* * *

Als er wieder in seinen Russischen Hof sonnendurchwärmt zurückkehrte, hatte der Wirth ihm bereits vom Hofamt ein Billet zur Aufführung in Tiefurth holen lassen.

Mit welcher Weihe, Vorsicht und Eleganz kleidete er sich am Nachmittag an, wie ein Bräutigam.

Digitized by Google

Und stattlich und schön sah er aus, das mußte er selbst zugestehen.

Er war mit sich zufrieden, — ein Fremder von Distinktion.

So machte er sich gegen Abend auf nach Tiefurth zu wandern. Der Wirth wollte ihn bereden, ein Fuhrwerk zu nehmen, der Gast aber wollte gehen, den heiligen Boden berühren und auf Schritt und Tritt hoffen, daß ihm etwas Intimes, Entscheidendes begegne.

„Fehlen können Sie nicht, wo alles hinrennt, laufen Sie mit," sagte der Wirth, als er seinen Gast bis vor die Hausthür begleitete."

„Sehen Sie dort, mein Herr, dort die geputzten Frauenzimmer, denen gehen Sie nur getrost nach, dann sind Sie sicher nicht irregegangen.

Ein ganzer Schwarm junges Volk! Das lachte und schwatzte, flatterte in hellsten lustigsten Farben wie ein wandelndes Blumenbeet, Eifer, Lebenslust, Ausgelassenheit.

Ah, denen wars wohl!

Solche lustigen Vögel wohnten auch in dem engen grauen Nest.

An solches Nebenvolk hatte unser guter Junge noch gar nicht gedacht.

Für ihn thronte hier Goethe, der Gottmensch, daß sich irgend etwas Andres hier noch breit machen konnte! —

Und wie es sich breit machte, nahm die ganze Straße ein, Eine an die Andere gedrängt, eine ganze Kette lustig flatternder Fähnchen, blumengeschmückter Häupter und nickender Hüte — und Lachen und Kichern ohne Ende.

Das waren im Grund ganz annehmbare Führer.

Er beeilte sich, sie nicht aus dem Auge zu verlieren.

Welch schöne schattige Allee, in die sie jetzt einbogen.

O, sie wußten ihren Weg.

Hinter ihnen, vor ihnen wanderte buntes Volk; aber zwischen ihnen und dem Studenten war ein freier, unbetretner Raum.

Er hielt sich tapfer ihnen nah, wenn auch in gemessener Entfernung.

Da war Eine unter den jungen Frauenzimmern, die lachte, wie er noch nie Lachen gehört hatte.

Das war ein Lachen!

Und wenn sie damit anhub, flog ein ganzer Chor von Lachstimmen mit der ihren auf, wie ein Schwarm weißer, sonnenbeschienener Tauben.

So lustig waren sie hier in diesem Nest, da mußte eine gute, leichte Luft sein.

Hier mußte sichs leben lassen.

Es war nicht nur das Lachen, das ihm das fremde, kleiderumflatterte Ding merkwürdig machte, nein, sie war eben ganz Lachen — da war kein Blutstropfen, der nicht mit kicherte.

Bald hing sie der Einen am Hals, bald der Andern. Da hatte sie etwas zu tuscheln, da gab sie einen Schupps als Antwort.

Jetzt nahm sie den Hut ab, da pflogen die lebendigsten, blonden Locken im Sommerwind, — so volle, runde, leichte Locken.

Sie war gegen die andern Frauenzimmer wie nicht bekleidet. Ihre Körperformen drangen muthwillig durch alle Falten hindurch, ließen sich gar nicht verbergen. Es war so etwas Lustiges, Bewegliches in ihnen.

Sie war es auch, die den Fremden zuerst bemerkte.

Er verstand wie sie sagte: „Da steigt uns Einer nach!" und darauf das köstliche Lachen, als wollte sie sich in Lachen auflösen.

Sie schien eine lose Bemerkung geflüstert zu haben.

Den ganzen Schwarm brachte sie in Aufregung.

Digitized by Google

Und nicht lange währte es, da schaute sie sich um und wieder um.

Die Mädchen verlangsamten ihr Tempo, als sollte er an ihnen vorübergehen. Und er ging auf diesen Vorschlag ein, benutzte aber sein Recht als Fremder, zog den Hut und frug die geputzten Frauenzimmer nach dem Tiefsurther Weg.

Das bewegliche Mädchen erwiderte ihm: Da sind Sie ja ganz recht. O, — als ob Sie den Weg nicht wüßten. Wir haben Sie längst gesehn, mein Herr."

Er versicherte aber, daß er völlig fremd hier sei.

„Ihr müßts wissen", wandte sie sich an ihre Begleiterinnen „ob der Herr hierher gehört oder nicht. Ich bin selbst fremd hier."

„Nein, sie hatten ihn noch nie gesehen," kam es schüchtern bestätigend von manchen Lippen.

„Na also, wenns so ist, wie Sie sagen, da gehen Sie nur wo wir gehen. Wir kommen schon an."

So war er also mitgenommen.

Unterwegs hielt er sich zu dem schönen Geschöpf. Die Andern waren mehr oder weniger von jetzt an wie auf den Mund geschlagen, sehr ehrbar und steif.

Ein adrett gekleidetes Demoiselchen sagte: „Ich bin nur begierig, wo wir auf Frau Räthin Tiburtius und die andern ältern Damen treffen."

Die junge Schönheit, die das gehört hatte, wendete sich zu dem Studenten. „Nicht wahr, Sie fressen uns nicht, auch wenn wir ohne alte Schachteln sind?"

„Aber Lorchen!"

„Jawohl, Ihr kommt nie aus dem Steckkissen raus. Sind wir nit Manns genug? Alte Weiber kann i nit leiden, wenns einen immer auf der Nasen sitzen."

Der Student stellte sich auf das Wohlerzogendste vor.

„Hoffentlich tanzen Sie?" frug das schöne, lebhafte Mädchen.

„Zur Noth, Demoiselle."

„Ach was, wenn man tanzt, tanzt man nit zur Noth!"

Sie war Fränkin, das verrieth sich gleich.

„Aus Coburg?" frug er.

„Ja, nit wahr? Und wie alt finds? Sinds verehelicht oder ledig? — Wie auf dem Paßbureau? Ich weiß nit, daß die Leut hier gar so schwerblütig sind."

„Lorchen!" sagte wieder eine Kameradin flüsternd ermahnend.

„Ja, steifleinen sind hier die Leut! Wissens gestern ist mir der Herr von Goeth nachgestiegen — der Oberbonz — der merkte auch, da läuft was nicht Weimarsches."

„Goethe! — Nein!" rief der Student außer sich.

„Na, als ob nit? Freilich und wie! Gestiegen ist er wie noch mal 'n Kavalier. Zu kurze Beine hat er gehabt, — das hatt' ich gleich weck!"

Im Eifer des Gesprächs hatte sich Lorchen in die Arme des Studenten eingehenkt und hatte es so kindlich, reizend und lebhaft gethan, als müßte es so sein. Eine ihrer Kameradinnen sagte zur Anderen: „Kokette Triene, die!"

Die Erwähnung der kurzen Beine gab dem Studenten einen Stich ins Herz. So einem Frauenzimmer ist Nichts heilig.

„Aber Demoiselle," sagte er verweisend.

„Der, wenn nit zu kurze Beine hat und nit zu eingebildet ist, will

Digitized by Google

ich Matz heißen. Kurzbeiniges Mannsvolk ist mir nu ma zuwider. Und wenn eins schreiben kann wie zwanzig Schulmeister zusammengenommen.

Na, und wenn ich denke, wie der abgeschleckt werden würd, wenn Alles schlecken dürft, was wollt! Nein, der könnt schon um ein Busserl vor mir auf der Erde rutschen — nit um die Welt! So'n Aff!"

Der Student hatte einen solchen Aerger über die dumme Gans, daß er sie am liebsten abgeschüttelt hätte; — aber wie er so auf sie niedersah, stieg es ihm glutheiß zu Herzen. Da wogte und vibrirte Alles in und um das herrliche Persönchen. Das Leben jagte sich nur so in ihr. Die Augen hatten einen Glanz, als wären sie an ganz andere Sonne gewöhnt. Ihre Schritte tanzten, der feuchte Mund glänzte und lächelte und die junge Brust hob und senkte sich so lustig, so in süßer Harmonie. Um dies ganze Geschöpf war ein fremdes, sonniges, warmes Klima für sich, das sie von allen Andern absonderte. Sie mochte thun, was sie wollte, sie that es wie in einer eignen Atmosphäre.

Nein, so etwas war dem braven Studenten aus gutem Haus wahrlich noch nicht über den Weg gelaufen.

Unwillkürlich hielt er den warmen, lebendurchströmten Arm fester an sich gepreßt.

„Drückens nit so!" sagte sie schelmisch.

Die meisten der jungen Frauenzimmer schauten schon mißbilligend auf sie.

„Das mochte heute Abend gut werden. Die würde Alles an sich reißen."

„Unverschämte Person."

Die aber kümmerte sich um keine Billigung und keine Mißbilligung, plauderte mit ihrem Studenten und war drolliger Einfälle voll.

Nicht lange währte es, da hatte sie weg, daß er ein Goetheschwärmer war!

Das amüsirte sie köstlich.

„Nein, ein Mannsbild fürs Andre! Daß i nit lach! Sie verrückter Tropf!"

Und sie lachte und guckte ihn so schelmisch von unten herauf mitten in die Augen, als wollte sie sagen: „Da könntest Du wohl was Besseres thun."

* * *

Als sie in Tiefurth angelangt waren, strömte es von erwartungsvollen Menschen das Ilmufer entlang.

Es dunkelte schon. Und bei völliger Dunkelheit sollte die Aufführung beginnen.

Man sprach von einem wirklichen Kahn auf der Ilm und von einer kleinen Freitreppe, die zum Wasser hinunterführt.

Heutigen Tags sind diese paar Stufen noch zu sehen. Von einem chinesischen Tempel, mit kleinen Glöckchen, der Tempel mit Wachstuch überzogen, von da aus sollten die Herrschaften das Schauspiel betrachten.

Der Tiefurther Park mit seinen hohen, herrlichen Bäumen, der plaudernden Ilm, den weiten Wiesen, den bunten, heitern Menschen, machte auf unsern Studenten einen entzückenden Eindruck.

Vom Schlosse her sanfte Musik.

Und so in Goethes Nähe mit dem schönen Mädchen am Arm! Mit

Digitized by Google

dem Mädchen, das sich gestern in Goethes Augen wiedergespiegelt hatte, das, wenn sie wirklich wahr gesprochen hatte, von Goethe bemerkt war, das ihn entzückt hatte.

Ja, eigentlich weshalb denn nicht, war sie denn nicht entzückend!

Und sie hatte ihn — Goethen vorgezogen? Toller, unsinniger Gedanke!

Und dieser Gedanke packt ihn, benebelt ihn. Welch ein sonderbares Schicksal!

Er ging mit seiner heitern Schönen die Ilm entlang, aus dem Bereich der Masse. Und ging, ohne zu denken, daß er ging. Er fühlte sie; — ihr wunderbares, lebendiges Klima erwärmte, verschönte, belebte auch ihn.

Das einzige, was er empfand, war — sie bald — bald zu küssen! Er wollte sie nur ganz von lästigen Spähern abtrennen, und so gingen sie und gingen ins Unbewußte hinein.

Sie an ihn fest angedrängt.

Ja, er durfte wagen sie zu küssen! — und er küßte sie so ganz einfach ohne ein Wort zu sagen, als kennten sie sich schon lange.

Sie trank seine Küsse — ja, sie trank sie durstig.

„Ich weiß nit," sagte sie, „Du bist so ganz mein Gusto — so ganz was ich will; gleich gefielst Du mir.

Und morgen reis' ich, Du gehörst Gott weiß wohin — — und ich, Gott weiß wohin. Frag nit nach mir. Küß mich halt.

Ich möchte so gern grundselig sein heut!"

Ja — und er küßte sie. Die weichen, lebendigen Locken schlangen sich ihm um die Hände.

Der Mond schien, die Ilm rauschte. Sie waren weit, weit vom Festplatz entfernt. Zarter Gesang, eine wundervoll singende Frauenstimme, gedämpfte Musik, fernes Aufleuchten und Flimmern.

„Jetzt spielen sie", sagte sie lustig und dennoch wie hinsterbend vor Wonne.

Die Ilm glitzerte ihnen zu Füßen.

„Die, mit ihrem dummen Kahn", begann das schöne liebestrunkene Geschöpf wieder — „solche Kindereien — Nicht du? und einen Tempel aus Wachstuch! Weißt Du, so am Wasser, wie hier, bin ich aufgewachsen; auf unserm Gut. An der Schulstub, in der wir beim Hauslehrer lernen mußten, floß solch ein Wässerlein vorbei.

Die ganzen Sommertage lebten wir darin. Naß kamen wir durchs Fenster in die Stub, wenn der Lehrer zum zwanzigsten Mal gerufen hatte, ein ganzes Rudel Mädels und Buben.

Triefend standen wir um den Tisch.

Die ganze Stube schwamm.

Er schlug nach uns. Wir lachten.

Ach, weißt Du, das war schön!"

Sie dehnte sich in seinen Armen bei dieser Erinnerung.

Ja, das hatte ihr gefallen, das war so ganz ihr Gusto gewesen, wie es schien.

„Dann kamen böse Zeiten", sagte sie träumerisch.

Mit einem Mal aber war ein ganz übersprudelndes Leben in sie gerathen, als wären irgend wie Lebensschleusen geöffnet worden.

Sie hing an seinem Hals mit einer süßen, wallenden Leidenschaft und sagte flüsternd mit spitzbübischer Freude an einem tollen Streich: „Gehen wir ins Wasser — weißt? — Laß die Dummen dort mit ihrem eingebildeten

Digitized by Google

Zeug! Das wirkliche Leben ist so schön — — so schön! Und hier das Bissel Musik was herüberklingt, ist besser als die ganze Geschichte."

Sie zog ihn mit sich fort. „Hier", flüsterte sie im Laufen, „findet uns keine Menschenseele. Wer käm auf die weite Wiese gegangen? Jetzt glotzen sie Alle. —"

Und wie im Nu waren die flatternden, leichten Kleider abgestreift, nach alter Gewohnheit, kinderhaft leicht. — Und vor ihm stand im nebelhaften flimmernden Mondlicht, unter dichtem Zweiggewirr — ein leuchtender, süßer, lockenumwallter Körper.

Ihm benahm der plötzliche Anblick den Athem.

Das war wie Zauberei geschehen, und so behende wie eine Eidechs, huschte sie das Ufer hinab — und jetzt leuchtete es auf in den Wellen — lockend — silbern — und das süße unwiderstehliche Lachen erklang.

„Komm, dummer Bub, eil Dich."

Ja, und auch er legte seine Kleider ab, wie im Rausch, wie im Fieber mit klopfendem Herzen.

Und sie empfing ihn mit einem tollen Sprühregen, schlug mit den leuchtenden Armen in die Wellen und warf ihm das Wasser händevoll ins Gesicht. Dabei immer das köstliche, halbunterdrückte Lachen.

Dazwischen die ferne singende Frauenstimme, dann Chorgesang und Musik.

„Das thun sie für uns!" lachte sie. „Wenn die das wüßten!"

Sie peitschte ihn mit ihrem Haar, als er sie packte, in die Höhe riß und auf seinen Armen trug.

„Läßt Du mich! ecklicher Bub!" rief sie und schlug und biß um sich wie eine wilde Katze.

So tobten und rangen sie miteinander, in süßer Wuth — und wieder ausgelassen wie zwei Schulbuben, und trieben es endlos.

„Nun noch einen nassen Kuß," flüsterte sie, legte ihr feuchtes Gesicht an das seine und küßte ihn so zierlich wie ein kleines Kind. Dann in ein paar Sätzen war sie beim Ufer hinauf zum Platz geeilt, wo ihre Kleider lagen; wie ein verkörperter Lichtstrahl im Mondenschein leuchtend, schüttelte sie sich, schüttelte ihre Locken und im Nu war sie in ihren Gewändern; dann stand sie und wartete auf ihn, erbat sich sein Taschentuch, um ihr feuchtes Haar zu trocknen, trocknete und rieb, steckte die lustigen Locken zierlich auf; und stand da in ihrem fraulichen Reiz, das festlich gekleidete, junge Mädchen.

Darauf hing sie sich in den Arm ihres hingerissenen, betäubten Begleiters ein, nestelte an ihrem Oehrchen und drückte ihm etwas in die Hand.

„Das behalte zu meinem Gedenken." Das sprach sie würdig wie der Priester beim Abendmahl, schlang nach einmal den Arm um ihn und küßte ihn mit hinsterbender Leidenschaft.

„Du hast mir gleich so gut gefallen," wiederholte sie noch einmal und sagte das so einfach.

„Wann sehen wir uns wieder, Lorchen?" frug er außer sich.

„Nie. — Nein gewiß, nie. Ich reise noch heut in der Früh." Da lachte sie über den Reim — und weinte dazwischen, und lachte wieder.

„Laß Dir ein Ringerl davon machen." Sie tippte ihn auf die verschlossene Hand, in der er das Angedenken hielt.

* * *
*

Als sie an den Festplatz kamen, waren alle Lichter gelöscht, — das Schauspiel aus, die Herrschaften zur Tafel gegangen.

Digitized by Google

Er hatte Goethe zu sehen versäumt!

Und wie er sich dessen inne ward, ganz verblüfft stand, war ihm das feuchte Nixlein schon von der Seite gekommen, entwischt wie ein Zauber — unter einer Gruppe von Leuten verschwunden.

Er lief ihr nach, — er suchte sie — suchte sie bis spät in die Nacht, wie ein Unsinniger. Einmal war es ihm, als sähe er sie auf dem Tanzplatz unter der großen Linde im Gutshof, im Arm eines vornehmen Herrn mit dahinrasen, als er aber näher hinzukam, war sie wieder im Gedräng verschwunden.

* * *

Abgemattet kam er gegen Morgen in Weimar an, mit wirrem Kopf; trostlos etwas Köstliches verloren zu haben und Goethe nicht gesehen zu haben.

* * *

Und er hatte kein Glück, während seines Aufenthalts in Weimar bekam er ihn auch nicht zu sehen.

Das hatte er verscherzt.

Das Angedenken, das ihm Lorchen hinterlassen hatte, war ein rothes ovales Muschelstück mit einer Gemme darauf, ein Apollokopf mit Sonnenstrahlenkrone und er ließ noch in Weimar dieses kleine Pfand zum Ringlein umbilden und trug es sein Lebtag.

Digitized by Google

Zur Litteratur über Gerhart Hauptmann.

Von **Moritz Heimann.**

Jedes der drei Bücher, über die ich hier zu sprechen habe, führt den Titel: „Gerhart Hauptmann" und hat eine Vorrede, die über seine Absicht Aufklärung giebt. Dennoch hätte die Kritik der drei Werke eine zwiefache Aufgabe: die eine zu untersuchen, ob die Verfasser das Ziel, das sie sich gesetzt haben, erreichen, — und die andere, wichtigere, zu untersuchen, ob die Wahl des Themas geeignet ist, dem Gegenstande gerecht zu werden. Aber nur bei Schlenthers Buch wird es nöthig sein, so zu verfahren; bei den andern geht diese ernsthafte und respektvolle Weise nicht an.

Herr Adolf Bartels*) nimmt in seiner Einleitung einen tüchtigen Mund voll. Man erwartet darnach eine Art von Hippolyte Taine oder einen neuen Georg Brandes, zum mindesten. Er vorredet mit selbstbewußter Ruhe, sozusagen aus dem Handgelenk, und mit sehr einschüchternder Souveränität. Soviel merkt man gleich: die Hauptperson in diesem Handel ist Adolf Bartels, Gerhart Hauptmann ist bloß das „Objekt". Dabei passiert inmitten des wichtigen Geredes ein Satz, dessen verrätherische Harmlosigkeit das Buch des Herrn Bartels gründlicher bezeichnet, als sein offizielles Programm. „Gerhart Hauptmann," sagt Bartels, „erscheint als der erste deutsche Dichter der Gegenwart — das ist die Veranlassung dieser Schrift." Also nicht weil Bartels den Dichter liebt oder haßt, hoch oder gering schätzt, nicht weil ihm der Dichter in heil- oder unheilvoller Weise wichtig ist, schreibt er über ihn, sondern weil er ein marktgängiger Artikel ist. Typus einer mesquinen Gesinnung, die für Objektivität genommen sein möchte! Und als ein Typus werthloser falscher Objektivität erweist sich demgemäß das Buch. Der Verfasser waltet in ihm als Gott der Gerechte. Es ist verdrießlich zu sehen, wenn er den Dichter mit Lobsprüchen injuriiert; man zuckt die Achseln, wenn er ihn tadelt; und Lob und Tadel zeugen von derselben schulmeisterlichen Arroganz. Ueber Einzelurtheile zu streiten, ist in jedem Falle mißlich; diesem Buche gegenüber wird es ganz unmöglich. Aber ich will „auch der Gerechte" sein und feststellen, daß Bartels auf seinen 255 Seiten nicht jede gute Bemerkung hat vermeiden können.

Nirgends zeigt Bartels, daß er eine intimere Beziehung zu dem Dichter hat, als die, daß er über ihn schreibt. Er ist also ganz unfähig, ein einheitliches, aus der Ruhe gewonnenes Bild von ihm zu geben; geschäftig und geschäftlich stöbert er an ihm herum. Sein Ton ex cathedra ist nicht zu ertragen. Er gebärdet sich, als ob er einem Schuljungen das Exerzitium nachsähe, und jeden Augenblick bereit sei, ihm das Heft um die Ohren zu schlagen, wenn die Arbeit nichts tauge. Er ist ein Schulfuchs ohne die Würde der Pedanterie. Er giebt Analysen, das heißt primanerhafte Inhaltsangaben der einzelnen Werke, und heftet daran seine Beurtheilungen, die es ihm beliebt, als Urtheile des einzigen Berufenen und Auserwählten einzuführen. Zum Beispiel: „Somit fällt mein Gesamturtheil über den „Florian Geyer" nicht sehr günstig aus," oder: „Doch verdamme ich die „Versunkene Glocke" nicht völlig." Sehr nett vom Herrn Bartels, daß er

*) Weimar. Verlag von Emil Felber. 1897.

Digitized by Google

nicht völlig verdammt und nicht ganz verwirft. — Diese Analysen scheinen dem Zweck zu dienen nachzuweisen, eine wie überflüssige Sache im Grunde die ganze Dichterei ist; sie enthalten nichts von dem Duft und Wesen der Werke. Bartels spürt nichts von dem Einzigartigen, Besonderen, Selbstherrlichen und Tiefpersönlichen eines Dichters oder einer Dichtung; und darum versucht er ein Urtheil auf Schätzungen der Größe aufzubauen. Er hält etwa einen Dichter für charakterisiert, wenn er von ihm sagt, daß er kleiner als Shakespeare, aber größer als Hugo Lubliner sei. Unpersönlich und taub wie er ist, macht er aus dem Kunstwerk einen Mechanismus und scheint dem Dichter ähnliche Maximen zuzutrauen. Es ist ergötzlich zu lesen, wie sich Bartels das Schaffen Hauptmanns denkt. Er zählt eine so umfangreiche Litteratur auf, die den Dichter angeregt und beeinflußt und von der er, wie ein Rabe, gestohlen haben soll, daß, wenn er Recht hätte, Hauptmann gerade nur noch so viel Frische haben könnte, Kommentare zu Herrn Bartels Werken zu schreiben. Und da es dann immer noch ein räthselhafter Vorgang ist, wenn aus tausend fremden Motiven ein neues Drama entsteht, so begiebt sich Bartels in die Gefilde der höheren Psychologie und konstruiert Hauptmann als Willensmenschen. Dabei ahnt Bartels nicht, wie lächerlich er sich überall blamiert, wenn er sich auf Divination einläßt. Zum Beispiel meint er, am Schlusse der Einleitung, es dürfe bei Hauptmanns eigentümlichem Entwicklungsgang nicht Wunder nehmen, daß er nicht, wie sonst in Deutschland üblich, als Lyriker debütiert habe. Nun, das ist nicht schlimm; man sieht es einem Menschen erst dann von hinten an, daß er blind ist, wenn man es weiß; und Bartels wird sich wohl schon aus Schlenthers Buch von der Lyrizität Hauptmanns überzeugt haben. Aber eine andere Stelle ist so komisch, daß ich mir nicht versagen kann, sie abzudrucken. Bartels spricht vom Kollegen Crampton. „Wie die ersten Stücke Hauptmanns hat auch dieses wieder ein litterarisches Entrefilet — ich setze die Stelle her, da sie wohl für die litterarische „Bildung" des Dichters charakteristisch ist: „Ihr lest zu wenig, Ihr jungen Künstler" schilt Crampton auf zwei seiner Schüler, „Ihr seit Ignoranten schlimmster Sorte. Ihr wißt von Gott und der Welt nichts. Kennen Sie Swift? Nein. Kennen Sie Smollet, kennen Sie Thackeray, kennen Sie Dickens? Wissen Sie, daß ein Mann Namens Byron einen Kain geschrieben hat? Kennen Sie E. T. A. Hoffmann? Ihr seid Ignoranten schlimmster Sorte." Lauter spleenige Engländer, und der verrückte E. T. A. Hoffmann — konnte da die Poesie Gerhart Hauptmanns anders ausfallen? Ich mache sämtliche deutsche Litteraturweisen auf diese hochwichtige Stelle nachdrücklichst aufmerksam, hier und nirgends anders steckt der Schlüssel zum Verständnis Hauptmanns — für sie und ihresgleichen." — So Herr Bartels. Ich mache alle Leser des Buches von Bartels auf diese hochwichtige Stelle nachdrücklichst anfmerksam und so weiter. Es ist der reine Unsinn, und die „Bildung" in Gänsefüßchen ist eine Extraunverschämtheit.

Und hiermit wird die moralische Sphäre gestreift, in die auch die Betrachtung des Schlußkapitels von Bartels gehört, welches Hauptmanns Talent und dichterische Persönlichkeit zusammenfassend bestimmen will. Auch hier ist es Herrn Bartels nicht gegeben, von sich aus positiv das Bild Hauptmanns hinzustellen, sondern er hat ein fremdes Urtheil nöthig, um daran oder dagegen zu dem seinen zu kommen. Bartels läßt sich von Konrad Alberti entbinden. Damit ist alles gesagt. Die grotteske Verlogenheit, die verläumderische Gehässigkeit dieses Mannes schrecken Herrn Bartels nicht ab. „Federspritzeln, Ehr beklecken, ungeheueres Geschnatter!" Bartels vertheidigt Hauptmann gegen Alberti, und das ist das Schlimmste. Er fühlt die Beleidigung nicht, die er damit einem Autor anthut, der ihm doch Anlaß zu einem umfangreichen Buche gegeben hat. Bartels vermag nicht grabaus zu empfinden. Man lese folgenden Satz von ihm: „Der Himmel behüte mich davor, Hauptmann den Ehrgeiz abzusprechen, er ist selbst etwas krankhaft bei ihm und hat seiner Kunst in den neueren Stücken sicherlich geschadet, aber ein Mensch, der sich aus Sensationssucht zum Diener, ja, zum Clown des modernen Publikums macht, heute den zielbewußten Sozialisten, morgen den Anarchisten, übermorgen den Mucker spielt, stets nur an das „Plaudite, amici" denkend, ist Hauptmann denn doch noch lange nicht." Die Art, wie hier die Negation

Digitized by Google

den Beschimpfungen nachhinkt, bezeichnet fein und unbeabsichtigt den gewundenen, taktlosen und wesentlich leeren Sinn dieses Schriftstellers. —

Um vieles sympathischer ist die Schrift von A. C. Woerner.*) Sie ist ohne Temperament geschrieben, aber nicht ohne freundlich warme Temperatur. Auch Woerner sieht die Gerechtigkeit mit einer Wage, Ja und Nein in genauen Schalen wägend. Das ist überall unfruchtbar, und besonders gegenüber zeitgenössischen Menschen. Ich hasse die Gerechtigkeit, aber ich ehre den Zweifel. Und möglich muß es sein, den Zweifel, alles Vage und Mißtrauische des Eindrucks, in einer synthetischen Fassung zu geben, und nicht durch eine Balancierung von Lob und Tadel.

Woerner bedient sich eines natürlich anständigen und sachlichen Tones und ist zurückhaltend und gewissenhaft. Er hat mit seiner Schrift eine wissenschaftliche Arbeit liefern wollen, und spricht in einem Vorwort über seine Methode. Es sei nöthig gewesen, statt der strengsten philologisch-historischen Methode eine mehr ästhetisch-psychologische Betrachtungsweise zu wählen. „Freilich verläßt sogleich den sichern Boden, wer sich der philologisch-historischen Methode entschlägt. Sie ist die bewährte und anerkannte, während es weder eine allgemein gutgeheißene Aesthetik giebt, noch einen ohne weiteres anzulegenden psychologischen Maßstab. — Da muß sich denn der Beurteiler, um einen festen, wissenschaftlichen Standpunkt zu gewinnen, das Verfahren der vergleichenden Litteraturgeschichte zu eigen machen, muß Menschen an Menschen messen, Werke an Werken, Wirkungen an Wirkungen. Das Ergebnis solcher Vergleichung kann jeder nachprüfen, und nur was sich nachprüfen und nachrechnen läßt, ist wirklich wissenschaftliches Ergebnis. Alles andre ist Meinung, Mutmaßung, Mode, und der Dichter wird zu leicht, wie fast täglich in der Presse, das Opfer des persönlichen Geschmackes, ja der Laune seines Richters." — Das ist brav und verständig, und langt nicht zu. In „Meinung, Mutmaßung und Mode" ist die Fähigkeit der intimen persönlichen Aeußerung nicht erschöpft. Grade die „Wissenschaft" und der „Maßstab," als Instrumente, die gehandhabt werden, können der Willkür dienstbar sein. Das Urtheil der reinen Persönlichkeit steht wie sie selbst unter strengerer Nothwendigkeit. Was nach Maßstäben und allgemeiner Gültigkeit erzeugt wird, das ist das Indifferente — gegenüber dem Objektiven, das seinen Ursprung im Individuellen hat. Goethe sagt in den Noten zum Divan: „Ueberlasse man doch der gemeinen, unbehilflichen Menge, vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem, unbewundenen Urtheil zu Statten kommt." Da das Wesentliche eines Dichters durchaus einzigartig und sui juris ist, so ist es nicht möglich, es durch Vergleichungen rein herauszubekommen. Dieses aber zu versuchen, ist schon deshalb erforderlich, weil sonst das Einzelurtheil allerwege dem Irrthum verfällt und die Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen nicht zu treffen vermag.

Menschlich hübsch und heiter ist Woerners Vertrauen auf die „Methode". Er glaubt, der Harmlose, daß der Poesie more geometrico beizukommen sei und daß die Ergebnisse der Kritik so ausgerechnet sein müßten, daß jeder sie nachrechnen könne. Durch solche Rechnerei ist aber nicht viel Wesentliches aus einem Dichter herauszuholen, mit dem selbst die von Beruf geistreichen Essayisten nur schwer vertraut werden, weil er zu bildnerisch ist, als daß er in seinen Werken etwas zu seinen Werken sagte.

Woerner also macht nirgends den Versuch, tiefer einzudringen; er analysiert die einzelnen Dramen und macht zuweilen Vorschläge zu ihrer Verbesserung. Bartels hat seine kühnere Absicht durch Charlatanerie verdorben; Woerner, der sich an der Oberfläche der Werke aufhält, ist schließlich nicht interessant genug, um lange zu fesseln.

Paul Schlenther**) hat von vornherein den Kreis seiner Darstellung weiter geschlagen, indem er auch des Dichters Lebensgang hineinbezog. In der

*) München 1897. Carl Haushalter, Verlagsbuchhandlung. Als Nr. 4 der „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker."

**) Berlin. S. Fischer, Verlag. 1898.

Digitized by Google

Widmung des Buches an Paula Conrad, die geniale erste Darstellerin des Hannele, fixiert er seine Absicht: nicht zu urtheilen, sondern nur darzustellen. Und seine genaue und intensive Kenntnis des Dichters beruft ihn dazu.

Was zuerst an Schlenthers Buch auffällt, das ist die Tüchtigkeit seiner Faktur. Es besteht theilweise aus älteren Aufsätzen des Verfassers, ohne daß darunter die Frische irgendwie leidet. Die Unmittelbarkeit der Eindrücke theilt sich dem Leser mit; sie wird dadurch erhöht, daß Schlenther besonders bei den ersten Dramen das ganze Für und Wider, das sie erregten, den seltsam erbitterten Streit der Meinungen dokumentarisch festlegt. Freilich geht er darin etwas zu weit und theilt manche belanglose Aeußerung mit, während er andrerseits wichtigere Dinge vergißt und zum Beispiel die für den Stil des Werkes bedeutungsvolle Musik zum Hannele von Marschalk nicht erwähnt.

Schlenther analysiert nicht die Werke, sondern stellt sie dar. Das ist selber eine künstlerische Thätigkeit; und darum ist, wenn er den Inhalt eines Dramas entwickelt, das Eigentümliche im Gefüge des Werkes und die Atmosphäre, die es umhüllt, erkennbar. Ein feines Belebendes ist in dem Buche, was dem protzigen Litteraten und dem kühlen Gelehrten fremd ist; es geht von dem Menschen aus — einem behaglichen Menschen ohne Zweifel, und bei dem die Probleme aufhören. Aber die weltkluge Bonhommie ist dem Dichter gastlich gesinnt und freut sich seiner Gegenwart.

Für die Gesammterscheinung des Buches ist es günstig, daß Schlenther den Lebensgang und die Entwicklung des Dichters vorführt. Besonders dankenswerth ist es, daß er auf das Promethidenlos und die in dem „bunten Buch" gesammelten lyrischen Gedichte, als auf die ersten litterarischen Aeußerungen des Dichters, vielfach Beziehung nimmt. Auch die jugendlich-kühnen Pläne von der Breslauer Akademiezeit sind wichtig, weil sie lehren, welche strenge Selbstzucht Hauptmanns späterer Realismus bedeutet. Schlenther hat nachgewiesen, wie mancherlei in Hauptmanns Werken durch Eindrücke aus der Jugendzeit, aus den Lehrjahren, die zugleich Wanderjahre waren, hervorgerufen ist. Insofern ist die Biographie von Interesse. Aber darüber hinaus sind starke Einwendungen gegen sie zu machen.

Das Leben eines ausgezeichneten Menschen bedeutet mehr als die Gelegenheit zu litterarischen Eindrücken. Es bringt irgendwie neue Wahrheit hervor, es hat sein eigenthümliches Ethos. Es ist darum vor dem Abschluß seiner Kämpfe schwer überschaubar; und Bruchstücke daraus können nur einer kleinen bürgerlichen Neugierde willkommen sein. Für eine Biographie Hauptmanns ist es zu früh, so hätte sie unterbleiben sollen.

Jenes Hauptmann eigenthümliche Ethos hätte in seinen Werken aufgespürt und nachgewiesen werden können. Auch das hat Schlenther unterlassen, der Aufgabe gemäß, die er sich gestellt hat und die sich demnach als zu eng erweist. Aber er verweilt mit besonderer Liebe bei dem Werke Hauptmanns, das in diesem Zusammenhang das wichtigste ist: bei den „Einsamen Menschen." Wie in diesem Drama die Menschen zu einander stehen und sich zu einander verhalten, so steht Hauptmann zu den Menschen, mit denen er lebt, und zu denen, die er dichtet. In keinem seiner andern Werke findet sich diese ganz besondere Dramatik. Um es mit einem Worte anzudeuten: die Liebe verwischt nicht die Konturen dieser Menschen. Sie fassen den Nebenmenschen mit aller Kraft, aber sie verlieren sich nicht, sie bleiben in sich bestehen, und sie sind von so gutem Gewissen, daß sie durch das bewußteste Urtheil über einen Menschen ihn nicht entwerthen. Weil sie von feinster innerer Unschuld sind, so brauchen sie nicht einen Menschen um den andern aufzugeben. Johannes leidet nicht in seiner Seele an der Treue gegen Käthe. Dieser Johannes ist wahrhaft ein neuer Mensch; wahrhaft neu sind in ihm die Bedingungen, nach denen die Kämpfe der Seele ausgefochten werden. Ihn als einen Schwächling und Jämmerling zu verunglimpfen, ist so flach wie anmaßend und beinah nichtswürdig. Man hat es schlecht motiviert genannt, wie Anna Mahr in das Haus der Vockeraths kommt, und hat gar ihre spätere Rückkehr taktlos gescholten; aber in beiden Zügen drückt sich der wesentliche Charakter Hauptmanns als frei, unkonventionell und gütig aus. Der Menschentypus, der hier durch das Werk hindurch sichtbar

Digitized by Google

wird, ist auf eine neue Weise frei; er ist so christlich, daß er das Christenthum nicht mehr nöthig hat, er spürt es gar nicht mehr in sich. Darum ist hier auch in der reinen Liebe zu den Menschen jene Härte im Wesen des Dichters, auf die vor Jahren schon Ola Hansson sehr fein aufmerksam gemacht hat.

Diese Dinge weisen den „Einsamen Menschen" ihre unvergleichliche Stellung auch unter den übrigen Werken Hauptmanns an, und die Aehnlichkeit mit der „Versunkenen Glocke", auf die Schlenther hinweist, beruht nur auf der Aehnlichkeit des offenkundigen dramatischen Konflikts.

Bei der Besprechung der „Versunkenen Glocke" hält Schlenther die Annahme fest, daß das Schicksal des „Florian Geyer" und Hauptmanns Schmerz darüber wesentliche Motive zur Gestaltung des Märchendramas abgegeben habe. Diese Vermuthung wurde mehrfach ausgedrückt, sie ist aber nicht richtig, und Schlenther hätte Gelegenheit gehabt, sich eines Besseren zu belehren. Da es mir vergönnt war, die Entstehung des Dramas von Tag zu Tag zu verfolgen, so bin ich vielleicht berechtigt, mit Gewißheit über einen Gegenstand zu sprechen, an den man sonst nur mit Muthmaßungen herangehen könnte. In der ersten Conzeption des Dramas war nicht die Rede von einer Glocke und einem Meister Glockengießer. Da wars noch ein rechter Märchenprinz, der um Rautendelein warb. Es würde mich an dieser Stelle zu weit führen, wenn ich erzählte, mit welcher Logik und sanften Unerbittlichkeit sich der Stoff unter den Händen des Dichters wie von selber formte. Nur soviel sei gesagt, daß es eines Tages notwendig schien, aus dem Prinzen eine bürgerlichere Existenz zu machen. Aber auch da wurde er nicht gleich zum Glockengießer, sondern einfach zu einem jungen Menschen, der sich in den Bergen verirrt hatte. Dann wurde es als ein glücklicher Fund gepriesen, ihn zum Glockengießer zu machen, weil dadurch die Möglichkeit gegeben war, die drei Themen des Werkes auf die ungezwungenste Art aus der einen Wurzel zu entwickeln und ineinander zu fügen. Diese drei Themen sind: das Naturleben vom Frühling bis zum Herbst, die Liebesleidenschaft und das Künstlerschicksal. Erst als Heinrich der Glockengießer, der irgendwie in den Bergen verunglückt war, feststand, ergaben sich, theils unter der Nothwendigkeit der Motivierung, theils durch freie Ausgestaltung der Situation, die anderen Züge. Es ist also gerade das Umgekehrte der Fall, als was Schlenthers Vermuthung rechtfertigen könnte.

Die weitere und immer reichere Ausbildung des einmal festgestellten Motivs bis zu Heinrichs Phantasie und Plan des wunderbaren Glockenspiels gründet sich auf den tiefen Eindrücken, die Hauptmann von einem Werke der bildenden Kunst erhalten hatte. Peter Vischers Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg hatte sie ihm gegeben, und Vischers Porträt hängt deß zum Zeugniß an der Wand in Heinrichs Haus. Die herrliche, unsäglich vollendete Architektur des Werkes hatte wie Klang und Ton, wie Musik auf den Dichter gewirkt; und Heinrichs Jubelhymnus im dritten Akt der „Versunkenen Glocke" ist sicherlich eine Umsetzung der inneren Anschauung Hauptmanns von Vischers Monument. Uebrigens hat noch ein anderes Bildwerk dem Dichter eine wirklichere Anregung gegeben, als die unzähligen litterarischen, die man ausgeschnüffelt hat, nämlich eine in Dresden befindliche farbige Plastik, wenn ich nicht irre, von Dietz, die ein Mädchen darstellt, das, die Augen voll Thränen, in die Ferne starrt, während ein zwergigter Wassermann mit schmerzlichstem Gesichtsausdruck sich zu ihm wendet; eine nicht besonders geniale Arbeit, deren Situation aber dem mit seinem Stoff beschäftigten Dichter einen festen Punkt für seine ringende Phantasie gab.

Anschauung und Empfindung, nicht papierene Reminiszenz, hat die „Versunkene Glocke" geschaffen. Ein Falke, der hoch über unsern Häuptern schwebte, als wir an einem so schönen Abend, daß die Gedanken sich in die Mystik der ewigen Wiederkunft verloren, vom Monte Salvatore, dem graziösesten Berge, herabstiegen, den fernen, stillen Lichtern Luganos zu, hat dem Waldschrat mehr Wesenheit gegeben, als alle litterarischen Erinnerungen ihm hätten geben können.

Schlenther scheint mir die grundsätzliche Bedeutung, die die „Versunkene Glocke" für Hauptmanns Schaffen hat, zu verkennen. „Es ist leichter", sagt er in einer Parallele zu den „Einsamen Menschen", „an der Hand mythischer Ueberlieferungen störende Naturkräfte von außen her körperlich wirken zu lassen, als

Digitized by Google

unsichtbare Mächte, die im eignen Busen walten, nur aus ihrer innern Seelenkraft heraus unkörperlich zur dramatischen Anschauung zu bringen." Gewiß, — aber darauf kommt es nicht an, ob es leichter ist, sondern nur darauf, ob es tiefer führt. Hauptmann hat das empfindlichste Künstlergewissen gegenüber dem Leben. Er verschmäht vollständig die Experimente mit dem Herzen und mit dem Hirn. Darum ist er als Dramatiker mit der größten Sorgsamkeit den Erscheinungen des Lebens nachgegangen. Dann kam eine Stelle, wo es ihm plötzlich schien, als seien die Mächte des Lebens zu zersplittert in den Erscheinungen, und nun folgte er ihnen in ihrer reinsten, der mythischen Form. Wenn er sich wieder der realen Welt zuwendet, so wird sich zeigen, daß ihm der Ritt ins alte romantische Land mehr war als eine Sonntagslaune, und daß er etwas daraus heimgebracht hat, was er seiner ganzen Natur nach nicht mit zerstörerischer Hast ergreifen konnte, sondern als langsam reifende Frucht vom Baume seines Lebens pflücken mußte: die überzeugte und überzeugende reife Kraft, das Elementarische der menschlichen Seele darzustellen.

Tobias Mindernickel.

Von **Thomas Mann.**

I.

Eine der Straßen, die von der Quaigasse aus ziemlich steil zur mittleren Stadt emporführen, heißt der Graue Weg. Etwa in der Mitte dieser Straße und rechter Hand, wenn man vom Flusse kommt, steht das Haus No. 47, ein schmales, trübfarbiges Gebäude, das sich durch nichts von seinen Nachbarn unterscheidet. In seinem Erdgeschoß befindet sich ein Krämerladen, in welchem man auch Gummischuhe und Ricinusöl erhalten kann. Geht man, mit dem Durchblick auf einen Hofraum, in dem sich Katzen umhertreiben, über den Flur, so führt eine enge und ausgetretene Holztreppe, auf der es unaussprechlich dumpfig und ärmlich riecht, in die Etagen hinauf. Im ersten Stockwerk links wohnt ein Schreiner, rechts eine Hebamme. Im zweiten Stockwerk links wohnt ein Flickschuster, rechts eine Dame, welche laut zu singen beginnt, sobald sich Schritte auf der Treppe vernehmen lassen. Im dritten Stockwerk steht linker Hand die Wohnung leer, rechts wohnt ein Mann Namens Mindernickel, der obendrein Tobias heißt. Von diesem Manne giebt es eine Geschichte, die erzählt werden soll, weil sie rätselhaft und über alle Begriffe schändlich ist.

Das Aeußere Mindernickels ist auffallend, sonderbar und lächerlich. Sieht man beispielsweise, wenn er einen Spaziergang unternimmt, seine magere, auf einen Stock gestützte Gestalt sich die Straße hinaufbewegen, so ist er schwarz gekleidet, und zwar vom Kopfe bis zu den Füßen. Er trägt einen altmodischen geschweiften und rauhen Cylinder, einen engen und altersblanken Gehrock und in gleichem Maße schäbige Beinkleider, die unten ausgefranst und so kurz sind, daß man den Gummieinsatz der Stiefeletten sieht. Uebrigens muß gesagt werden, daß diese Kleidung aufs reinlichste gebürstet ist. Sein hagerer Hals erscheint um so länger, als er sich aus einem niedrigen Klappkragen erhebt. Das ergraute Haar

Digitized by Google

ist glatt und tief in die Schläfen gestrichen, und der breite Rand des Cylinders beschattet ein rasiertes und fahles Gesicht mit eingefallenen Wangen, mit entzündeten Augen, die sich selten vom Boden erheben, und zwei tiefen Furchen, die grämlich von der Nase bis zu den abwärts gezogenen Mundwinkeln laufen.

Mindernickel verläßt selten das Haus, und das hat seinen Grund. Sobald er nämlich auf der Straße erscheint, laufen viele Kinder zusammen, ziehen ein gutes Stück Wegs hinter ihm drein, lachen, höhnen, singen: „Ho, ho, Tobias!“ und zupfen ihn wohl auch am Rocke, während die Leute vor die Thüren treten und sich amüsieren. Er sebst aber geht, ohne sich zu wehren und scheu um sich blickend, mit hochgezogenen Schultern und vorgestrecktem Kopfe davon, wie ein Mensch, der ohne Schirm durch einen Platzregen eilt; und obgleich man ihm ins Gesicht lacht, grüßt er hie und da mit einer demütigen Höflichkeit jemanden von den Leuten, die vor den Thüren stehn. Später, wenn die Kinder zurückbleiben, wenn man ihn nicht mehr kennt und nur wenige sich nach ihm umsehen, ändert sich sein Benehmen nicht wesentlich. Er fährt fort, ängstlich um sich zu blicken und geduckt davonzustreben, als fühlte er tausend höhnische Blicke auf sich, und wenn er unschlüssig und scheu den Blick vom Boden erhebt, so bemerkt man das Sonderbare, das er nicht im Stande ist, irgend einen Menschen oder auch nur ein Ding mit Festigkeit und Ruhe ins Auge zu fassen. Es scheint, möge es fremdartig klingen, ihm die natürliche, sinnlich wahrnehmende Ueberlegenheit zu fehlen, mit der das Einzelwesen auf die Welt der Erscheinungen blickt, er scheint sich einer jeden Erscheinung unterlegen zu fühlen, und seine haltlosen Augen müssen vor Mensch und Ding zu Boden kriechen . . .

Was für eine Bewandnis hat es mit diesem Manne, der stets allein ist und der in ungewöhnlichem Grade unglücklich zu sein scheint? Seine gewaltsam bürgerliche Kleidung sowie eine gewisse sorgfältige Bewegung der Hand über das Kinn scheint anzudeuten, daß er keineswegs zu der Bevölkerungsklasse gerechnet werden will, in deren Mitte er wohnt. Gott weiß, in welcher Weise ihm mitgespielt worden ist. Sein Gesicht sieht aus, als hätte ihm das Leben verächtlich lachend mit voller Faust hineingeschlagen . . . Uebrigens ist es sehr möglich, daß er, ohne schwere Schicksalsschläge erlebt zu haben, einfach dem Dasein selbst nicht gewachsen ist, und die leidende Unterlegenheit und Blödigkeit seiner Erscheinung macht den peinvollen Eindruck, als hätte die Natur ihm das Maß von Gleichgewicht, Kraft und Rückgrat versagt, das hinlänglich wäre, mit erhobenem Kopfe zu existieren.

Hat er, gestützt auf seinen schwarzen Stock, einen Gang in die Stadt hinauf gemacht, so kehrt er, im Grauen Weg von den Kindern johlend empfangen, in seine Wohnung zurück; er begiebt sich die dumpfige Treppe hinauf in sein Zimmer, das ärmlich und schmucklos ist. Nur die Kommode, ein solides Empire-Möbel mit schweren Metallgriffen, ist von Wert und Schönheit. Vor dem Fenster, dessen Aussicht von der grauen Seitenmauer des Nachbarhauses hoffnungslos abgeschnitten ist, steht ein Blumentopf, voll von Erde, in der jedoch durchaus nichts wächst; gleichwohl tritt Tobias Mindernickel zuweilen dorthin, betrachtet den Blumentopf und riecht an der bloßen Erde. — Neben dieser Stube liegt eine kleine, dunkle Schlafkammer. — Nachdem er eingetreten, legt Tobias Cylinder und Stock auf den Tisch, setzt sich auf das grün überzogene Sofa, das nach Staub riecht, stützt das Kinn in die Hand und blickt mit erhobenen Augenbrauen vor sich nieder zu Boden. Es scheint, daß es für ihn auf Erden nichts weiter zu thun giebt.

Was Mindernickels Charakter betrifft, so ist es sehr schwer, darüber zu urteilen; der folgende Vorfall scheint zu Gunsten desselben zu sprechen. Als der sonderbare Mann eines Tages das Haus verließ und wie gewöhnlich eine Schar von Kindern sich einfand, die ihn mit Spottrufen und Gelächter verfolgten, strauchelte ein Junge von etwa zehn Jahren über den Fuß eines anderen und schlug so heftig auf das Pflaster, daß ihm das Blut aus der Nase und von der Stirne lief und er weinend liegen blieb. Alsbald wandte Tobias sich um, eilte auf den Gestürzten zu, beugte sich über ihn und begann mit milder und bebender Stimme ihn zu bemitleiden. „Du armes Kind,“ sagte er, „hast Du Dir wehgethan? Du blutest! Seht, das Blut läuft ihm von der Stirn herunter! Ja, ja, wie elend

Digitized by Google

Du nun daliegst! Freilich, es thut so weh, daß es weint, das arme Kind! Welch Erbarmen ich mit Dir habe! Es war Deine Schuld, aber ich will Dir mein Taschentuch um den Kopf binden ... So, so! Nun fasse Dich nur, nun erhebe Dich nur wieder ..." Und nachdem er mit diesen Worten dem Jungen in der That sein eigenes Schnupftuch umgewunden hatte, stellte er ihn mit Sorgfalt auf die Füße und ging davon. Seine Haltung und sein Gesicht aber zeigten in diesem Augenblicke einen entschieden anderen Ausdruck als gewöhnlich. Er schritt fest und aufrecht, und seine Brust atmete tief unter dem engen Gehrock; seine Augen hatten sich vergrößert, sie hatten Glanz erhalten und faßten mit Sicherheit Menschen und Dinge, während um seinen Mund ein Zug von schmerzlichem Glücke lag ...

Dieser Vorfall hatte zur Folge, daß sich die Spottlust der Leute vom Grauen Wege zunächst ein wenig verminderte. Nach Verlauf einiger Zeit jedoch war sein überraschendes Betragen vergessen, und eine Menge von gesunden, wohlgemuten und grausamen Kehlen sang wieder hinter dem geduckten und haltlosen Manne drein: „Ho, ho, Tobias!"

II.

Eines sonnigen Vormittags um 11 Uhr verließ Mindernickel das Haus und begab sich durch die ganze Stadt hinauf zum Lerchenberge, jenem langgestreckten Hügel, der um die Nachmittagsstunden die vornehmste Promenade der Stadt bildet, der aber bei dem ausgezeichneten Frühlingswetter, welches herrschte, auch um diese Zeit bereits von einigen Wagen und Fußgängern besucht war. Unter einem Baum der großen Hauptallee stand ein Mann mit einem jungen Jagdhund an der Leine, den er den Vorübergehenden mit der ersichtlichen Absicht zeigte, ihn zu verkaufen; es war ein kleines gelbes und muskulöses Tier von etwa vier Monaten, mit einem schwarzen Augenring und einem schwarzen Ohr.

Als Tobias dies aus einer Entfernung von zehn Schritten bemerkte, blieb er stehen, strich mehrere Male mit der Hand über das Kinn und blickte nachdenklich auf den Verkäufer und auf das alert mit dem Schwanze wedelnde Hündchen. Hierauf begann er aufs neue zu gehen, umkreiste, die Krücke seines Stockes gegen den Mund, dreimal den Baum, an welchem der Mann lehnte, trat dann auf den letzteren zu und sagte, während er unverwandt das Tier im Auge behielt, mit leiser und hastiger Stimme:

„Was kostet dieser Hund?"

„Zehn Mark," antwortete der Mann.

Tobias schwieg einen Augenblick und wiederholte dann unschlüssig:

„Zehn Mark?"

„Ja," sagte der Mann.

Da zog Tobias eine schwarze Lederbörse aus der Tasche, entnahm derselben einen Fünf-Mark-Schein, ein Drei- und ein Zwei-Mark-Stück, händigte rasch dieses Geld dem Verkäufer ein, ergriff die Leine und zerrte eilig, gebückt und scheu um sich blickend, da einige Leute den Kauf beobachtet hatten und lachten, das quiekende und sich sträubende Tier hinter sich her. Es wehrte sich während der Dauer des ganzen Weges, stemmte die Vorderbeine gegen den Boden und blickte ängstlich fragend zu seinem neuen Herrn empor; er jedoch zerrte schweigend und gelangte glücklich durch die Stadt hinunter.

Unter der Straßenjugend des Grauen Weges entstand ein ungeheurer Lärm, als Tobias mit dem Hunde erschien, aber er nahm ihn auf den Arm, beugte sich über ihn und eilte verhöhnt und am Rocke gezupft durch die Spottrufe und das Gelächter hindurch, die Treppen hinauf und in sein Zimmer. Hier setzte er den Hund, der beständig winselte, auf den Boden, streichelte ihn mit Wohlwollen und sagte herablassend:

Digitized by Google

„Nun, nun, Du brauchst Dich nicht vor mir zu fürchten, Du Tier; das ist nicht nötig."

Hierauf entnahm er einer Kommodenschieblade einen Teller mit gekochtem Fleisch und Kartoffeln und warf dem Tiere einen Anteil davon zu, worauf es seine Klagelaute einstellte und schmatzend und wedelnd das Mahl verzehrte.

„Uebrigens sollst Du Esau heißen," sagte Tobias; „verstehst Du mich? Esau. Du kannst den einfachen Klang sehr wohl behalten . . ." Und indem er vor sich auf den Boden zeigte, rief er befehlend:

„Esau!"

Der Hund, in der Erwartung vielleicht, noch mehr zu essen zu erhalten, kam in der That herbei, und Tobias klopfte ihn beifällig auf die Seite, indem er sagte:

„So ist es recht, mein Freund; ich darf Dich loben."

Dann trat er ein paar Schritte zurück, wies auf den Boden und befahl aufs neue:

„Esau!"

Und das Tier, das ganz munter geworden war, sprang wiederum herzu und leckte den Stiefel seines Herrn.

Diese Uebung wiederholte Tobias mit unermüdlicher Freude am Befehl und dessen Ausführung wohl zwölf- bis vierzehnmal; endlich jedoch schien der Hund ermüdet, er schien Lust zu haben, zu ruhen und zu verdauen, und legte sich in der anmutigen und klugen Pose der Jagdhunde auf den Boden, beide langen und feingebauten Vorderbeine dicht nebeneinander ausgestreckt.

„Noch einmal!" sagte Tobias. „Esau!"

Aber Esau wandte den Kopf zur Seite und verharrte am Platze.

„Esau!" rief Tobias mit herrisch erhobener Stimme; „Du hast zu kommen, auch wenn Du müde bist!"

Aber Esau legte den Kopf auf die Pfoten und kam durchaus nicht.

„Höre," sagte Tobias, und sein Ton war voll von leiser und furchtbarer Drohung; „gehorche, oder Du wirst erfahren, das es nicht klug ist, mich zu reizen!"

Allein das Tier bewegte kaum ein wenig seinen Schwanz.

Da packte den Mindernickel ein maßloser, ein unverhältnismäßiger und toller Zorn. Er ergriff seinen schwarzen Stock, hob Esau am Nackenfell empor und hieb auf das schreiende Tierchen ein, indem er außer sich vor entrüsteter Wut und mit schrecklich zischender Stimme ein Mal über das andere wiederholte:

„Wie, Du gehorchst nicht? Du wagst es, mir nicht zu gehorchen?"

Endlich warf er den Stock beiseite, setzte den winselnden Hund auf den Boden und begann tief atmend und die Hände auf dem Rücken mit langen Schritten vor ihm auf und ab zu schreiten, während er dann und wann einen stolzen und zornigen Blick auf Esau warf. Nachdem er diese Promenade eine Zeit lang fortgesetzt hatte, blieb er bei dem Tiere stehen, das auf dem Rücken lag und die Vorderbeine flehend bewegte, verschränkte die Arme auf der Brust und sprach mit dem entsetzlich kalten und harten Blick und Ton, mit dem Napoleon vor die Compagnie hintrat, die in der Schlacht ihren Adler verloren:

„Wie hast Du Dich betragen, wenn ich Dich fragen darf?"

Und der Hund, glücklich bereits über diese Annäherung, kroch noch näher herbei, schmiegte sich gegen das Bein des Herrn und blickte mit seinen blanken Augen bittend zu ihm empor.

Während einer guten Weile betrachtete Tobias das demütige Wesen schweigend und von oben herab; dann jedoch, als er die rührende Wärme des Körpers an seinem Bein verspürte, hob er Esau zu sich empor.

„Nun, ich will Erbarmen mit Dir haben," sagte er; als aber das gute Tier begann, ihm das Gesicht zu lecken, schlug plötzlich seine Stimmung völlig in Rührung und Wehmut um. Er preßte den Hund mit schmerzlicher Liebe an sich, seine Augen füllten sich mit Thränen, und ohne den Satz zu vollenden, wiederholte er mehrere Male mit erstickter Stimme:

„Sieh, Du bist ja mein einziger . . . mein einziger . . ." Dann bettete er Esau mit Sorgfalt auf das Sofa, setzte sich neben ihn, stützte das Kinn in die Hand und sah ihn mit milden und stillen Augen an.

Digitized by Google

III.

Tobias Mindernickel verließ nunmehr das Haus noch seltener als früher, denn er verspürte keine Neigung, sich mit Esau in der Oeffentlichkeit zu zeigen. Seine ganze Aufmerksamkeit aber widmete er dem Hunde, ja, er beschäftigte sich vom Morgen bis zum Abend mit nichts Anderem, als ihn zu füttern, ihm die Augen auszuwischen, ihm Befehle zu erteilen, ihn zu schelten und aufs menschlichste mit ihm zu reden. Allein die Sache war die, daß Esau sich nicht immer zu seinem Wohlgefallen betrug. Wenn er neben ihm auf dem Sofa lag und ihn schläfrig vor Mangel an Luft und Freiheit, mit melancholischen Augen ansah, so war Tobias voll Zufriedenheit; er saß in stiller und selbstgefälliger Haltung da und streichelte mitleidig Esaus Rücken, indem er sagte:

„Siehst Du mich schmerzlich an, mein armer Freund? Ja, ja, die Welt ist traurig, das erfährst auch Du, so jung Du bist . . .“

Wenn aber das Tier, blind und toll vor Spiel- und Jagdtrieb, im Zimmer umherfuhr, sich mit einem Pantoffel balgte, auf die Stühle sprang und sich mit ungeheurer Munterkeit überkugelte, so verfolgte Tobias seine Bewegungen aus der Entfernung mit einem ratlosen, mißgünstigen und unsicheren Blick und einem Lächeln, das häßlich und ärgervoll war, bis er es endlich in unwirschem Tone zu sich rief und es anherrschte:

„Laß nun den Uebermut. Es liegt kein Grund vor, umherzutanzen.“

Einmal geschah es sogar, daß Esau aus der Stube entwischte und die Treppen hinunter auf die Straße sprang, woselbst er alsbald begann, eine Katze zu jagen, Pferdekot zu fressen und sich überglücklich mit den Kindern umherzutreiben Als aber Tobias unter dem Applaus und Gelächter der halben Straße mit schmerzlich verzogenem Gesichte erschien, geschah das Traurige, daß der Hund in langen Sätzen vor seinem Herrn davonlief . . . An diesem Tage prügelte Tobias ihn lange und mit Erbitterung.

Eines Tages — der Hund gehörte ihm bereits seit einigen Wochen — nahm Tobias um Esau zu füttern, ein Brotlaib aus der Kommodenschieblade und begann mit dem großen Messer mit Knochengriff, dessen er sich hierbei zu bedienen pflegte, in gebückter Haltung kleine Stücke abzuschneiden und auf den Boden fallen zu lassen. Das Tier aber, unsinnig vor Appetit und Albernheit, sprang blindlings herzu, rannte sich das ungeschickt gehaltene Messer unter das rechte Schulterblatt und wand sich blutend am Boden.

Erschrocken warf Tobias alles beiseite und beugte sich über den Verwundeten; plötzlich jedoch veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes, und es ist wahr, daß ein Schimmer von Erleichterung und Glück darüber hin ging. Behutsam trug er den wimmernden Hund auf das Sofa, und niemand vermag auszudenken, mit welcher Hingebung er den Kranken zu pflegen begann. Er wich während des Tages nicht von ihm, er ließ ihn zur Nacht auf seinem eignen Lager schlafen, er wusch und verband ihn, streichelte, tröstete und bemitleidete ihn mit unermüdlicher Freude und Sorgfalt.

„Schmerzt es sehr?“ sagte er. „Ja, ja, Du leidest bitterlich, mein armes Tier! Aber sei still, wir müssen es ertragen“ . . . Sein Gesicht war ruhig, wehmütig und glücklich bei solchen Worten.

In dem Grade jedoch, in welchem Esau zu Kräften kam, fröhlicher wurde und genas, ward das Benehmen des Tobias unruhiger und unzufriedener. Er befand es nunmehr für gut, sich nicht mehr um die Wunde zu bekümmern, sondern lediglich durch Worte und Streicheln dem Hunde sein Erbarmen zu zeigen. Allein die Heilung war weit vorgeschritten, Esau besaß eine gute Natur, er begann bereits wieder, sich im Zimmer umherzubewegen, und eines Tages nachdem er einen Teller mit Milch und Weißbrot leergeschlappt hatte, sprang er völlig gesundet vom Sofa herunter, um mit freudigem Geblaff und der alten Unbändigkeit durch die beiden Stuben zu fahren, an der Bettdecke zu zerren, eine Kartoffel vor sich her zu jagen und sich vor Lust zu überkugeln.

Tobias stand am Fenster, am Blumentopfe, und während eine seiner Hände, die lang und mager aus dem ausgefransten Aermel hervorsah, mechanisch an dem

Digitized by Google

tief in die Schläfen gestrichenen Haare drehte, hob seine Gestalt sich schwarz und sonderbar von der grauen Mauer des Nachbarhauses ab. Sein Gesicht war bleich und gramverzerrt, und mit einem scheelen, verlegenen, neidischen und bösen Blick verfolgte er unbeweglich Esaus Sprünge. Plötzlich jedoch raffte er sich auf, schritt auf ihn zu, hielt ihn an und nahm ihn langsam in seine Arme.

„Mein armes Tier" ... begann er mit wehleidiger Stimme — aber Esau, ausgelassen und gar nicht geneigt, sich ferner in dieser Weise behandeln zu lassen, schnappte munter nach der Hand, die ihn streicheln wollte, entwand sich den Armen, sprang zu Boden, machte einen neckischen Seitensatz, blaffte auf und rannte fröhlich davon.

Was nun geschah, war etwas so Unverständliches und Infames, daß ich mich weigere, es ausführlich zu erzählen. Tobias Mindernickel stand mit am Leibe herunterhängenden Armen ein wenig vorgebeugt, seine Lippen waren zusammgepreßt, und seine Augäpfel zitterten unheimlich in ihren Höhlen. Und dann, plötzlich, mit einer Art von irrsinnigem Sprunge, hatte er das Tier ergriffen, ein großer, blanker Gegenstand blitzte in seiner Hand, und mit einem Schnitt, der von der rechten Schulter bis tief in die Brust lief, stürzte der Hund zu Boden — er gab keinen Laut von sich, er fiel einfach auf die Seite, blutend und bebend ...

Im nächsten Augenblicke lag er auf dem Sofa, und Tobias kniete vor ihm, drückte ein Tuch auf die Wunde und stammelte:

„Mein armes Tier! Mein armes Tier! Wie traurig alles ist! Wie traurig wir beide sind! Leidest Du? Ja, ja, ich weiß, Du leidest ... wie kläglich Du da vor mir liegst! Aber ich, ich bin bei Dir! Ich tröste Dich! Ich werde mein bestes Taschentuch" ...

Allein Esau lag da und röchelte. Seine getrübten und fragenden Augen waren voll Verständnislosigkeit, Unschuld und Klage auf seinen Herrn gerichtet — und dann streckte er ein wenig seine Beine und starb.

Tobias aber verharrte unbeweglich in seiner Stellung. Er hatte das Gesicht auf Esaus Körper gelegt und weinte bitterlich.

Digitized by Google

Bedarfskunst?!

Ausblicke von **Richard Dehmel.**

Ein Wort kann viel thun. Es ist seit Jahren so wirksam für das Kunstbedürfnis gekämpft worden, daß man allmählich wohl wagen darf, den Spieß umzudrehen und von einer Bedarfskunst zu reden. Decorative Kunst, Zierkunst, Kleinkunst, angewandte Kunst, Kunsthandwerk oder gar Kunstgewerbe: diese Worte decken das längst nicht mehr, worauf die Künstler hinauswollen und was den Laien noth thut. Es *soll* nicht mehr blos decorirt werden, blos so zum Staat verziert werden. Klein sind die meisten Gegenstände, die uns das Schöne zur Gewohnheit machen sollen, z. B. unsre Wohnungen, gewiß nicht; wenigstens nicht im Hinblick auf die sogenannte große Kunst. Auch ist es ja durchaus nichts Kleines um die wirklich „kleinne guten vollkommenen Dinge", deren „goldene Reife" Nietzsche pries, weil „Vollkommenes hoffen lehrt". Angewandt aber wird Kunst noch immer aeuf recht Vieles, was sich dann leider keineswegs als anwendbar erweist. Und ein Kunsthandwerk, das den Namen verdient, werden wir erst wieder haben, wenn es nicht mehr vom Kunstgewerbe geknechtet ist.

Aus dem alltäglichen Bedürfnis, aus dem gemeinen Zweck, dem rohen Stoff heraus soll wieder eine Schönheit wachsen, die unverhüllt dem Leben dient und ihren Ursprung liebevoll verrät: der Mensch soll aufhören, sich seiner Natur zu schämen. Fassen wir also all die schlicht reizvollen Dinge, die uns die menschliche Notdurft als Anreiz zur Veredelung des Lebens enthüllen, unter dem Namen *Bedarfskunst* zusammen! Wenn die Leute erst hören, daß es so etwas giebt, werden sie's bald auch haben wollen. Sie werden dann nicht mehr auf Stühlen sitzen wollen, deren angeleimte Verzierungen ursprünglich zwar der echte Ausdruck eines höfisch prunkenden Zeitalters waren, heut aber nichts als seelenlose Unbequemlichkeiten sind. Sie werden dann ein gediegenes Kaufhaus, das mit metallischem Schwung und elektrischem Glanz den Geist des heutigen Weltverkehrs ausdrückt, nicht mehr als bloßes Werk der Reclame bestaunen, sondern mit höherer Andacht als manchen schwülstigen Dom. Sie werden auch lernen, den Zierrat des menschlichen Körpers wieder als Etwas betrachten, das einem Bedürfnis des Lebens entspricht und über die Seele des Trägers mehr aussagt, als insgemein der Europäer ahnt, im Unterschied von jedem Indianer. Kurz, man wird lernen, daß man alldem nicht mehr als schnöder Laie gegenüberstehen soll, sondern daß *Jeder* zum *Liebhaber* berufen ist.

Auf diesem Wege wird dann auch vielleicht die sogenannte große Kunst den Leuten endlich zum Bedürfnis. Ich weiß nicht, wann sich das Wort „Laie" in die Kunstwelt eingeschlichen hat; fraglos aber erst, nachdem die zünftlerische Einpferchung der Künstler denselben Grad erreicht hatte, wie in der kirchlichen Welt die Ueberhebung der Priester. Erst als aus der Religion

Digitized by Google

der Liebe ein Dogma der Knechtung geworden war, hat ja das Mönchslatein dem edlen Griechenwort λαος, das einst das Volk der freien Mannen bezeichnete, den Stempel des profanum volgus aufgedrückt. Wieviel Unheil hat es seitdem gestiftet! In Kunst wie Wissenschaft schiebt es sich zwischen Die, von denen der Geist ausgeht, und Alle, über die er kommen soll. Der Mensch ist das bedürftigste der Tiere; das adelt und veredelt ihn, das hat ihn auch zur Sprache beseelt. Und grade was sein menschlichstes Bedürfnis ist, was Jeder sich aneignen kann, auch ohne daß nur Er es besitzt, was mehr als alles „den Menschen zum Menschen gesellt": die Güter des Geistes: die grade sind durch solch ein Wörtchen wie mit einem Bann belegt. Nichts hindert so die seelische Gütergemeinschaft — und sie ist gleichbedeutend mit dem Frieden der Menschheit, der Eintracht des Volkes — wie dieses Papsttum des „hehren Meisters", auf das der „blöde Laie" zuerst mit trotzigem Unglauben schmäht, um schließlich in Ehrfurcht davor zu ersterben, statt daß man in Liebe einander erlebt.

Ist Liebreiz nicht das Wesen der Schönheit?! Danken wir also den bildenden Künstlern, daß sie sich wieder darauf besinnen, wie edel es ist, zur Liebe zu reizen! Ob nun im Kleinen, ob im Großen: die Kunst allein hat Lebenskraft, die uns das Leben lieb macht. Wenn erst die Dinge, die das gewöhnliche Leben mit Liebreiz erfüllen, zum allgemeinen Bedürfnis geworden sind, wird man auch bald den Werken mehr Liebe zollen, deren der Mensch für ungewöhnliche Stunden bedarf. An der Bedarfskunst praktischen Stils wird sich das ideale Kunstbedürfnis steigern, und dann wird endlich auch vielleicht die langersehnte „Kunst fürs Volk" im höchsten Sinne ins Leben treten. Das ist nun freilich nicht der Weg, den uns der hehre Meister Richard Wagner vorgezeichnet hat, trotzdem die Tonkunst allererst berufen scheint, durch ihre sinnliche Macht Gemeingut der Menschen zu werden. Aber der große Künstler Wagner war nicht der große Menschenfreund, als den er sich gern aufspielte; und was er als Kulturmagister geleistet hat, das Spielhaus in Bayreuth nicht ausgenommen, war viel zu sehr das Werk des höfischen Famulus, als daß es so ins Volksleben wirken könnte, wie seine Opern ins Leben der Kunst. Die menschliche Gesellschaft wird vom Künstler stets nur insoweit beeinflußt, als er den reinen, d. h. unverstellten Menschen zum Ausdruck bringt; alles Andre bleibt Zunftkuddelmuddel. Das ist es, was zu schauen uns stets von neuem noth thut: der Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, am wenigsten das Allzumenschliche: der sich nicht übermenschlich stellt, und auch nicht übermenschenfreundlich: der vor dem Tier in seiner Brust dieselbe reine Andacht hat wie vor dem Gott: der seine Notdurft liebt als Quelle seiner Tugend: damit wir endlich Unser Leben lieb gewinnen, nicht das von irgend einem Jesus, Zarathustra oder — Rothschild!

Denkt aber unsre „große" Kunst daran, dies große seelische Bedürfnis zu befriedigen? Am meisten, sollte man vermuten, strebt wohl die Kunst des Wortes danach; hat sie doch in der Sprache das eigentlichste Ausdrucksmittel, um Sinnlichkeit und Geistigkeit der Menschenseele in ein vollkommenes Gleichgewicht zu bringen. Es war einmal ein griechischer Cyniker — auf deutsch: ein hundsgemeiner Kerl — der ging bei hellem Tage mit einer brennenden Laterne auf offnem Markte Menschen suchen. Wenn Der heut unsern Dichtern in die Augen leuchtete, wieviele könnten wohl den Blick aushalten? Wie sie sich alle Mühe geben, uns etwas Großes vorzumachen, all diese einsamen Eckensteher! Erhabenstes Vorbild jener Uebermensch, der einen Christus stürzen wollte und selbst dem Heilandswahnsinn erlag; er aber wenigstens ein Ikarus der Menschheit. Wenn aber nun auch noch die Gottbegnadeten zweiter

Digitized by Google

Güte als große Einsame auftreten, diese Mode-Brahminen und Cercle-Bonzen, die selig sind, sobald ein Litteraturprofessor sich gnädig ihrer annimmt: dann ist das zwar ein Schauspiel für Götter, indessen kein erhabenes. Es ist ja freilich auch was wert, wie schön die Menschen dadurch lernen, einander ein X für'n U vormachen. Wir haben es herrlich weitgebracht in dem erhebenden Kunstgriff, den Eindruck eines simpeln Stück Tropfsteins zu einem Palaste des Heliogabal, den eines zerschlagenen Spiegels zu einer Revolution aufzubauschen. Von der Kunst aber, auch in der schlechtesten Gesellschaft — wie Goethe wünschte — Mensch unter Menschen zu sein, d. h. ein freudiger Mensch: von dieser schwersten, eigentlichsten Lebenskunst hat selbst der Liebesdichter aus Nazareth uns erst ein schwaches Liedlein gesungen.

Jetzt höre ich, wie einer meiner lieben Feinde im Stillen Folgendes über mich sagt: Er scheint sie doch recht nötig zu haben, die Liebe und die schlechte Gesellschaft! Was hat denn die Kunst mit der Menschheit zu thun, da hört ja alle Vornehmheit auf! — Darauf erwidre ich Folgendes: Mein lieber Feind und Kopfverstecker! Verkünden Sie das nur recht laut, dann werden Sie mir Freunde erwecken, selbst unter der guten und besten Gesellschaft. Es giebt nämlich vornehme Menschen, die manchmal nicht umhin können, mit unvornehmen in Berührung zu kommen. Ich selbst z. B. bin zuweilen genötigt, in guten Kleidern durch Straßen zu gehen, wo schlechtgekleidete Leute hausen. Ich fühle dann, wie mir der Scheelblick die Seele befleckt, mit dem sie meinen fleckenlosen Kleidern nachsehn. Ich kann sie nicht einmal des Unverstandes bezichtigen; denn es ist kein sehr passender Anblick, ein sauberes Bild in schmutzigem Rahmen. Ich kann nur wünschen, die Leute möchten empfinden lernen, daß ein mit Sorgfalt gekleideter Mensch auf alle Fälle ein liebenswerter Anblick ist. Und diese Empfindung, mein lieber Feind, die uns vornehmen Seelen viel häßlichen Haß ersparen würde, die kann der Menschheit nur durch Steigerung des Kunstbedürfnisses eingeimpft werden. Da aber nichts von selber sich steigert, und da unsre Kleider nur unser Gemeinstes sind, so sehet zu, ihr Künstler und Kunstfreunde! —

Allmählich scheint ja allerdings, auch außerhalb der bildenden Künste, die Einsicht Raum zu gewinnen, daß auf den höchsten Stufen der Kultur, ganz wie beim sogenannten Naturvolk, alle Kunst wieder Kunst fürs Leben, also Bedarfskunst zu werden sucht; selbst die Sixtinische Kapelle zeugt ja vom weltlichen Machtbedürfnis des Christentums. Die Losung l'art pour l'art kennzeichnet sich als echter Auswuchs einer Zeit voll eingebildeter Parvenüs, die es sehr nötig haben, vornehm zu thun; die selbstverständliche Vornehmheit war jederzeit leutselig, sie kann sich das erlauben! Es sind jetzt Zeichen der Wandlung zum Bessern vorhanden. Als solch ein Zeichen erscheint es mir, daß kürzlich eine Leipziger Zeitschrift — „Die redenden Künste" — sich an die Schaffenden mit einer umfangreichen Rundfrage gewendet hat, die den Bedingungen für eine hohe und volkstümliche Kunst gern auf den Grund kommen möchte. Zwar steht sie auf dem windigen Boden des Bayreuther Baumeisters, der hehren Sinnes wähnte, ein Haus von der Spitze aus bauen zu können. Aber die Zielpunkte sind erfreulich, die Zweckfragen wohlmeinend: ob nicht jedwede wahre Kultur, als vollbewußter Zustand des instinktiven Zusammenhanges zwischen Einzelnem und Allgemeinstem, recht eigentlich in der Kunst gipfle? ob es nicht höchste Mission der Schaffenden sei, die Kunst zum Gemeingut des Volkes zu machen? ob nicht die Wahl der Stoffe aus Sage und Legende das dienlichste Mittel sei, um diese Mission zu erfüllen? Weniger erfreulich und wohlmeinend ist es allerdings, daß einem zugemutet wird, auf diese Hauptfragen und noch ein Dutzend Nebenfragen, über deren

Digitized by Google

jede man ein Buch schreiben müßte, gratis zu antworten. Das heißt Ausbeutung treiben und zur Flachschreiberei verführen! Die Herren Redaktöre und Verleger sollten sich doch klar darüber sein, daß die vornehmste Bedingung für eine lebenskräftige Kunst die ist, den Künstler endlich in Stand zu setzen, daß er der Kunst wirklich leben, will sagen von ihr leben kann. Solange das noch nicht von Volkswegen geschieht, hat eben der Einzelmensch die Pflicht, ob Fürst ob Arbeitsmann, jedwede Leistung eines Künstlers nach Kräften zu belohnen. Dafür hat doch der Meister von Bayreuth ein recht vorbildliches Einsehn gehabt.

Um aber auf das Ideale der Sache zurückzukommen, so muß man sich vor allem klar sein, daß „Volk" hier nur der seelische Inbegriff der menschlich strebsamsten Volksgenossen ist, d. h. ein Unterbegriff der Menschheit. Wer ein vollkommener Mensch sein könnte, der wäre natürlich auch im Besitze aller Vollkommenheiten seines Volkes. Den Künstlern irgendeine volkstümliche Mission aufzudrängen, ist also völlig überflüssig: die alte lehrhafte Thorheit. Kunst ist sinnlich überzeugendes Sinnbild einer Weltanschauung; und alle Kunst, die liebevoll, die allumfassend die Welt anschaut, wird früher oder später volkstümlich. Liebe aber läßt sich nicht lehren, und ein von vornherein volkstümliches Kunstwerk hat es nie gegeben. Auch Sage und Legende sind nur dadurch entstanden, daß einem Einzelnen ein Sinnbild allgemeinen Schicksals aufstieg, dem andre Einzelne im Laufe der Jahrhunderte die bleibende Gestalt verliehen. In Zeiten, wo sich die Kulturgemeinschaft noch mit der blutsverwandten oder herzensbrüderlichen Urgemeinde deckte, wo sich noch keine geistige Arbeitsteilung ausgebildet hatte und Eigentum noch kein empfindlicher Begriff war, vollzog sich der gesellige Austausch solcher Seelengüter natürlich mit einmütiger Leichtigkeit. Dagegen in Kulturen, die schon den eigentlichen Künstler von Beruf gezeitigt haben, sodaß die Stammes- oder Volksgenossen nicht mehr an der Ausgestaltung der ursprünglichen Sinnbilder mitarbeiten, kommt selbstverständlich die volkstümliche Wirkung umso schwieriger zustande, je sinnreicher das Werk des Einzelnen die Welt verbildlicht. Michelangelo und Shakespeare sind fraglos heut volkstümlicher als während ihres Lebens. Und auch die griechische Kunst, die man gewöhnlich als das Muster einer hohen Volkskunst individuellen Stils anpreist, war dies nur scheinbar und in höchst beschränktem Umfang; denn das „Volk", dem dort der Künstler wirklich nahte, war lediglich die eingesessene Bürgerschaft sehr weniger alter Stadtgemeinden, die ihre vornehme Geistesfreiheit auf Kosten einer sehr unfreien Landbevölkerung und noch unfreieren Sklavenmasse bestritt.

Eine Volkskunst in dem freien und umfassenden Sinne Unserer Zeit ist demzufolge ein frommer Wunsch an die Zukunft. Soll er in Erfüllung gehen, müssen alle Schranken fallen, die der natürlichen Liebe zwischen den Menschen im Wege sind. Ob die Künstler ihre Stoffe aus der Zeitgeschichte oder aus Sage und Legende oder sonstwoher aus der gegebenen Welt entnehmen, ist für dies Ziel vollkommen einerlei; denn es kommt überall nur darauf an, was der Mensch hinein legt in die Welt. Jede Schöpfung ist Umgestaltung; dies gilt für Sage und Legende wie für die Welt der Stoffe überhaupt. Was einst die Dichter der Urgemeinden im Laufe der Geschlechter mühelos vollbrachten, vollbringt der arbeitsame Berufskünstler heut im Laufe eines Menschenalters. Dafür tritt die gesellige Wirkung, die damals fast gleichzeitig und ohne Aufsehn erfolgte, jetzt erst nach langen Meinungskämpfen bei den Nachgeborenen ein. Je wirksamer der Einzelne die Ueberlieferung für die gemeinsame Zukunft umgestaltet, umso geteilter sind

Digitized by Google

naturgemäß die Meinungen der Zeitgenossen über ihn. Eins aber steht fest: einzig der Menschheitswert des Künstlers, die Tiefe seiner Menschlichkeit, die Höhe seines Menschentums, bestimmt auch seine volkstümliche Macht, dem Grade wie der Dauer nach.

Was ist denn überhaupt Volkstümlichkeit? Doch etwa nicht, daß man in Jedermanns Mund und Händen ist! Der Name der Marlitt und ihre fünfzehn Romane sind sicher in Deutschland heut weiter verbreitet als jener eine Cervantes; aber das Bild des Ritters von der Mancha, der Name Don Quixote, wird in der Seele der Völker noch leben, wenn längst kein Deutschland mehr existirt. Und über die Geistesgebilde der Machtvollsten lebt noch ihr eigenes Bildnis hinaus. Es werden Zeiten kommen, wo die Kultur des Abendlandes begrabener als Egypten daliegt; dann wird vielleicht kein Buch von heute, kein Notenblatt mehr in Ansehen stehn, aber das Seelenbild Dante, das Paradiese und Höllen umarmt, der Geist Beethoven, den die Verzweiflung zum Freudenschrei trieb, wird dann der Menschheit noch ebenso heilig sein wie Orpheus oder Prometheus. Denn nur das Eine bleibt übrig von uns: Das, was den Andern Vorbild wird für ihre Fühlung zum Weltall: die That unsrer Liebe! Das ist es, wessen das Leben bedarf; Alles, was sonst noch der Sterbliche zeugt, ist Schnee in der Sonne, ist Dreck! — Um aber dies unsaubre Bild zu verscheuchen, will ich mit ein paar Versen schließen, die hier vielleicht auf fruchtbaren Boden fallen:

Es ist in uns ein ewig Einsames,
es ist Das, was uns Alle eint;
es thut sich kund als Urgemeinsames,
je eigner es die Seele meint.
Die kämpfenden Mächte feiern Versöhnung
im Schooße der Allmacht, zu ihrer Verschönung;
drum will der Mensch, je mehr allein,
mit aller Macht ein Allmensch sein,
drum will der Menschenseele Sinn
mit allen Sinnen zur Menschheit hin.

Digitized by Google

Rundschau.

Zeitschriften-Rundschau.

Frankreich.

In der jüngsten aber sehr einflußreichen und vielgelesenen Tageszeitung Le Journal veröffentlichte der Dichter François Coppée einen warmherzigen Aufruf zu Gunsten der von Unwettern arg heimgesuchten Elsässer, allein der Erfolg einer für die verlorenen Brüder veranstalteten Sammlung entsprach so wenig den Erwartungen des patriotischen Schriftstellers, daß er sich genötigt sah, die Idee der Unterstützung aufzugeben und den vereinzelten Spendern ihre Beiträge wieder zurückzuerstatten. Der absolute Mißerfolg dieser von einem der angesehensten Schriftsteller in einem der angesehensten Blätter gegebenen Anregung veranlaßte den Mercure de France, über die dieser Enttäuschung der Patrioten zu Grunde liegenden Stimmungen eine Umfrage zu veranstalten. Die einzelnen Unterfragen sind sehr scharf präzisiert worden: Hat sich in Betreff des Frankfurter Friedens eine Beruhigung in unseren Geistern vollzogen? — Denkt man weniger an Elsaß-Lothringen, obgleich man, entgegen dem Rate Gambettas, so viel davon spricht? (Gambetta hatte geraten, von der Revanche wenig zu sprechen, aber immer daran zu denken) — Kann man sich einen Zeitpunkt vorstellen, wo man den Krieg von 1870/71 nur noch als ein historisches Ereignis betrachten wird? — Wenn ein Krieg zwischen den beiden Nationen ausbräche, würde er heute in Frankreich eine günstige Aufnahme finden? — Der Mercure erwartet auf diese Fragen den Ausdruck der persönlichen Meinung, der der Jugend und des Landes im Allgemeinen.

Es ist natürlich, daß das Gesammtresultat dieser Enquête weit von dem Bilde abweicht, welches unsere zu sensationellen Berichten verpflichteten Zeitungskorrespondenten seit Jahren entwerfen, andrerseits darf man sich angesichts der meist sehr friedlich gestimmten Antworten der Einsender nicht verhehlen, daß gerade die Ansichten vieler die Presse beherrschenden Revanchepatrioten und Chauvinisten in einem Blatte unvertreten geblieben sind, das als ein den Künsten gewidmetes Organ, seiner Natur nach, nur internationalen und den Frieden fördernden Bestrebungen dienen kann. Es ist wohl der charakteristischste Zug an dieser innerhalb der angegebenen Grenzen noch sehr interessanten Umfrage, daß die in amtlichen Stellungen befindlichen Männer, die mit député de, membre de, professeur à — zeichnen, durchaus die offiziell geduldeten Gesinnungen eines von politischen Rücksichten gemäßigten Revanchepatriotismus offenbaren, während die unabhängigen Schriftsteller und Politiker mit wenigen Ausnahmen allen Kriegegelüsten sehr scharf entgegentreten.

Sehr häufig wird die von den Brüdern Paul und Victor Margueritte vertretene Meinung ausgedrückt, daß mit der Generation, die die Greuel des Krieges noch mit Augen gesehen hat, auch die Empfindlichkeit des nationalen Schmerzes verschwinden wird.

„Seit der Veröffentlichung von „Désastre," des Romans den wir dem Kriege von 1870 gewidmet haben, empfangen wir noch zu viel bewegte Briefe um an das Eintreten einer endgültigen Beruhigung glauben zu können. Wir halten sie für möglich, wenn die letzten Augenzeugen des schrecklichen Jahres verschwunden sein werden. Es bedarf gewiß mehr als einer Generation, bis das den Söhnen gegebene Beispiel alle Kraft verloren hat. Aber, im Grunde, nichts bewegt als die individuelle Erregung. Lebhaft bei denen, die die fiebernden Stunden noch mit erlebt haben, wird die blutige Erinnerung sich abschwächen; und man kann sicher den Augenblick voraussehen, wo Sedan und Metz die Geister nicht mehr berühren werden, als historische Ereignisse wie Waterloo oder Paris in den Händen der Alliierten. Was uns betrifft, die nur ein friedlicher Triumph freuen würde, — vielmehr Revanche des Geistes als der That — wir können uns nicht denken, daß ein zwischen beiden Ländern ausbrechender Krieg in Frankreich eine günstige Aufnahme

Digitized by Google

finden wird, wohlverstanden abgesehen von solchen unüberlegten Ausbrüchen, die das Seelenleben eines Volkes umwälzen."

Der Deputierte Henry Maret ist ein Bekehrter, der die persönliche Geschichte seines Patriotismus mit erbitterten Worten erzählt. „Keiner hat mehr als ich an die Revanche geglaubt," schreibt der Veteran von 1870, „keiner hat mehr patriotische Kampagnen gemacht, keiner hat Frankreich mehr geliebt. Zu dieser Stunde glaube ich an Nichts und an Niemand mehr. Die Versumpfung ist allgemein, die Feigheit ist überall. Einer Regierung, deren Heuchelei nur ihre Dummheit gleichkommt, gehorcht eine weibliche Nation, die nichts mehr erregt und außer Fassung bringt. Nirgends eine Spur von irgendwelcher Leidenschaft. Ueberall die Sorge um miserable kleinliche Interessen. Wir können es uns nicht mehr verhehlen. Wir sind aus einem schönen Traum aufgewacht. Mit diesem Volke ist es vorbei.

Hier also meine Antwort:

Für die ungeheure Mehrheit ist Elsaß-Lothringen nur eine Störung. Diese Frage ist eine alte Leier. Man will den Frieden um jeden Preis, und man hat die Schande als ein gutes Kopfkissen genommen, um darauf zu schlafen. Noch einige Jahre, einige Monate vielleicht, und wir werden mit den Deutschen anstoßen. Giebt es eine Jugend? ich weiß nicht. Ich sehe noch viele Alte sich ereifern und begeistern, aber die wenigen jungen Leute, die ich kenne, sind ernsthafter und beschäftigen sich nur mit dem Kampfe ums Dasein, wie man heute sagt. Und soll man sie deshalb tadeln? Vielleicht haben sie Recht. Wenn einige von ihnen dumm genug wären, um sich einem Ideal zu widmen, so würden sie mit Geifer und Schmutz belohnt werden. Die gute vorteilhafte Prosa, die zu Ehre und Geld verhilft, ziehen sie dem poetischen Heroismus vor, der nur zu Elend und Tod führt. Es sind Weise."

Die früherworbene Weisheit dieser unerschütterlichen jungen Generation wird durch die kecke Zuschrift von Paul Léautaud in höchst origineller Weise illustriert. Die Schuljugend wird mit heißem Patriotismus genährt, die Regierung, die Verwicklungen fürchten muß, erhält ihn in lauwarmem Zustande, und er erkaltet gänzlich, sobald sich der junge Mann mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. „Was mich betrifft, so interessieren mich diese Dinge nicht. Ich habe das Vergnügen, einen Patrioten zum Vater zu haben: das gehört zu seinem Alter. Bei Abwesenheit von persönlichen Motiven hätte schon die Mittelmäßigkeit seiner patriotischen Argumente genügt, um mir den Geschmack an seinem Enthusiasmus zu verderben. Oft habe ich ihm gesagt: „Der Patriotismus ist hauptsächlich die Furcht der Besitzenden. Er geniert mich nicht. Du besitzt; wenn es dir Vergnügen macht, wirst du dein Gut verteidigen, ich der ich nichts habe, werde versuchen, ruhig zu bleiben." Diese wenig intime aber logische Auseinandersetzung ist vielleicht allgemeiner als man glaubt. Es fehlt nur Vielen die nötige Verachtung, um so zu sprechen. Und dann, ich erkenne nur die Intelligenz an; sie kennt keine Grenzen, und gern würde ich das Leben von hundert französischen Dummköpfen dem eines Intelligenten von irgendwoher opfern. Die Integrität des Bodens beschäftigt mich nicht; die Ecke zum Nachdenken genügt mir; man kann das Land, das mich umgiebt, erobern: niemals wird man mein Denken angreifen, und ich werde mich nicht von der Stelle rühren."

In ähnlicher Weise, allerdings nicht mit dieser absoluten Sicherheit vergnügter Unreife äußert sich Adolf Retté, Verfasser von mehreren Bänden lyrischer Gedichte. „Ich schätze die Künstler und Philosophen nicht nach ihrem Geburtslande, sondern nach der Bewunderung, die sie in mir erweckten, und nach dem Vorteil, den ich aus ihren Werken zog. In dieser Hinsicht fühle ich mich vollständig als Landsmann von Goethe, Heine, Wagner, Schopenhauer, Nietzsche, während ich durchaus nicht unterlassen kann, die Herren Coppée und Déroulède als Feinde zu betrachten, weil sie täglich in einem jämmerlichen Kauderwelsch Ansichten aussprechen, die ich für minderwertig halte."

Léon Riotor, der ein Epos „Le sage empereur" geschrieben hat, in dem die Idee der allgemeinen Abrüstung verherrlicht wird, spricht über das Verhältnis der gebildeten Jugend zur Armee, das durchaus kein freundliches ist. In dem demokratischen Frankreich hat die wohlhabende Bourgeoisie nicht wie in Deutschland für ihre Söhne den einjährigen Dienst durchsetzen können, der von den unangenehmsten Seiten des Kasernenlebens, vor allem von dem heerdenweisen Zusammenleben befreit und nach kurzer Laufbahn die verlockende Aussicht auf das soziale Uebermenschentum des Reserveoffiziers eröffnet. Da Bildung und Besitz bei unseren Nachbarn weniger privilegiert sind, so ist auch die Begeisterung für die Armee eine entsprechend geringere, wenn auch die tiefgehende Abneigung sich nicht immer offen zu äußern wagt. Riotor, der sich selbst auf einen fünfjährigen Dienst verpflichtet hatte, erzählt typische Beispiele von Schriftstellern, Künstlern, durchaus kräftigen und mutigen Leuten, die sich verstümmelten und sogar eine Kugel vor den Kopf schossen, um sich der drohenden Einberufung zu entziehen. Er meint, daß die französische Tapferkeit nur auf dem Enthusiasmus beruht und gerade am Enthusiasmus

Digitized by Google

fehle es der nervösen, verweiblichten Jugend mehr als je.

Die Schuld an dieser Entartung der Jugend schreibt Maurice Gurnonsky, der katholisch sozial zu sein scheint, den materialistischen Tendenzen der älteren Generation zu. „Unsere Väter haben positive und praktische Männer sein wollen — was ihnen nicht recht geglückt zu sein scheint . . . Sie haben uns eine Philosophie hinterlassen, die jedes Ideal verleugnet, sie haben uns die Flügel beschnitten, sie haben versucht, Glauben und Träumen in uns zu töten. Haben sie ein Recht sich zu wundern, daß die Idee des Vaterlandes heute bestritten wird, wie sie die anderen bestritten haben? Der töricht gleichmacherische und antiklerikale Geist unserer Gesetzgeber ist auch von starkem Gewicht für den gegenwärtigen Zustand der Dinge. Um die Priester zu ärgern, hat man alle Intellektmenschen in die Armee gesteckt, d. h. ein zerstörendes Element von Skeptizismus und Ironie. Während die deutschen Studenten nur einige Stunden täglich in der Kaserne verbringen und dort eine kleine Gruppe für sich bilden, sind unsere Künstler, unsere Gelehrten, Schriftsteller, Denker in brutaler Weise allen Unannehmlichkeiten und Knechtschaften des militärischen Daseins unterworfen. Man hat sie die Rückseite der Dinge sehen lassen, sie haben beobachtet, begriffen . . . Und ein Soldat soll niemals begreifen . . . persönlich wäre ich über die Wiedereroberung des Elsaß glücklich, um nicht mehr davon zu hören. Es giebt so viel große Dinge zu thun, und die soziale Frage ist immer noch nicht ganz gelöst . . . Kommt der Krieg, so bin ich überzeugt, daß alle Welt marschieren würde . . . und daß unser zu ironischem Scherze aufgelegter Geist uns gestatten würde, ohne zuviel Brutalität zu siegen und nötigenfalls mit Eleganz zu sterben . . ."

Eine derbere Abfertigung erhalten die patriotischen Sänger von Jules Renard: „Ich muß wohl an Elsaß-Lothringen denken; ich muß wohl an den längst vergangenen Krieg denken und an die 28 und 13 Tage (der Reserveübungen), da ich Soldat bin. Und ich habe das Recht davon zu sprechen, weil ich Soldat bin. Aber Herr François Coppée hat nicht das Recht, weil er niemals Soldat gewesen ist und auch keine Aussicht mehr hat, es zu werden. Worin mischt er sich? Ein Gesetz müßte den Drückebergern (pékins) jede patriotische Kundgebung verbieten. Und Herr François Coppée, berühmter Dichter und guter Journalist, ist ein Drückeberger. — Nein, nein, wenn ein Krieg ausbricht, verspreche ich, ihn nicht liebenswürdig zu begrüßen. Aber ich werde mich schlagen müssen, — wenn ich noch Soldat bin. Und den ganzen Weg entlang werden brave Leute, in erster Reihe unsere alten Meister nationaler Rhetorik mich marschieren sehen und mich mit ihrem Schreien, mit Gesang und Hutschwenken ermutigen. Mit diesen braven Leuten würde ich mich mit dem besten Willen schlagen, um die Hand gelenkig zu machen."

Die Sozialisten unter den Beiträgern sprechen sich natürlich prinzipiell gegen die Revancheidee wie überhaupt gegen Chauvinismus und Militarismus aus. Maurice Chaonays stellt fest, daß das arbeitende Volk einen physischen Ekel gegen alle patriotischen Schlagwörter empfindet, er meint, daß eine massenhafte Desertion die Reihen der Kämpfer im Falle eines Krieges lichten würde, der aber durch die Furcht der Regierungen vor einer Revolution im Rücken der Armee auf absehbare Zeit vertagt sei. Wenn durch diesen Krieg der blutige Klassenkampf entfesselt werden sollte, würden die französische Bourgeois Elsaß-Lothringen und ihre gesammten nationalen Bestrebungen sehr schnell vergessen.

Eine nationale Abneigung wird in diesen Antworten öfters ausgesprochen, aber nicht gegen Deutschland sondern gegen England. „Im Grunde ist es nur der Engländer, den wir in Frankreich nicht lieben. Nein, nein, wir verabscheuen den Deutschen nicht" schreibt R. de Bonnières. Und der schon genannte Riotor ist mit dieser Ansicht völlig einverstanden. England ist der Feind des ganzen kontinentalen Europas, und die Politik der großen Militärstaaten scheint ihm nur der Vorbereitung einer Liga gegen die größte Seemacht dienen zu wollen.

Es sind natürlich nicht alle vom **Mercure** veröffentlichten Kundgebungen von dieser gegen Deutschland nicht unfreundlichen Gesinnung erfüllt, aber die große Mehrzahl neigt sich doch auf die Seite des Friedens, und wir haben gerade von diesen Ansichten einige wiedergegeben, weil sie meistens in interessanterer Weise begründet werden als die Kundgebungen nationaler Leidenschaft, die ja als kriegerische Fanfaren keiner Argumente bedürfen. — Nachdem man uns im vorigen Jahre mit einer frischen Auflage des brünstigsten Patriotismus beimgesucht, nachdem man das für solche Zwecke stets vorhandene „deutsche Volk" in Kriegervereinen und allem, was Fahne und Schärpen trägt, zu protzigen Erinnerungsfesten mobil gemacht hat, ist es fast beschämend zu sehen, wie sich die Stimmen des Friedens jenseits des Rheines vermehrt haben: es scheint zuweilen, als ob die Nationen durch die offiziellen Veranstaltungen der Regierenden sich nicht mehr hindern ließen, nach kurzem Rausche wieder zur Ruhe und Besonnenheit zu gelangen.

Die **Revue de Paris** setzt die früher schon erwähnte Herausgabe des Briefwechsels von Renan und Berthelot fort; die letzten Veröffentlichungen sind weniger ergiebig,

Digitized by Google

da Renan selbst, der sich ganz in den archäologischen Forschungen seiner ersten Orientreise verloren hat, die Pflege der freundschaftlichen Beziehungen seiner schreiblustigeren Schwester Henriette überläßt. Diese neue Serie von Briefen hat einen sehr intimen und familiären Charakter, sie zeigt Berthelot als den trotz der Sprödigkeit und Schweigsamkeit Renans in seiner Anhänglichkeit unerschütterlichen Freund und die Schwester Henriette als die verständnisvolle und tapfere Gefährtin des großen Gelehrten.

Ein würdiges Seitenstück zu dieser Veröffentlichung geben die bisher unbekannten Briefe Lamenais' an den Grafen Montalembert aus den Jahren 1830—36, in denen sich nach langen verzehrenden Zweifeln der Abfall des Priesters von der katholischen Kirche vollzieht. Seinem treuesten und feurigsten Schüler erzählt der Einsame hier das innere Drama seines Lebens, von dem man bisher nur die öffentliche Katastrophe gekannt hat.

In der **Revue Bleue** verbreitet sich Sarcey durch mehrere Hefte über „Die Menge im Theater." Der alte Kritiker, der auf die reifen Erfahrungen von Jahrzehnten zurücksieht, kommt zu dem Schlusse, daß sich über den Gegenstand nichts genaues sagen läßt, und daß das Publikum aller Berechnungen spottet und spotten wird.

Die Revue Blanche beginnt einen „Eine Circassierin" unterzeichneten Roman „Im Schatten des Harems," der mit einem wehmütigen Lobe dieser orientalischen Einrichtung anhebt. „Lange Jahre habe ich im Harem gelebt. Ich habe die süßesten Erinnerungen bewahrt, und die Vergleiche, die ich anstellen kann, seitdem die Wechselfälle des Lebens mich an der Existenz der europäischen Frauen haben teilnehmen lassen, haben nur die Melancholie dieser Erinnerungen belebt. Die natürlichsten Gefühle der Frauen, Zuneigung, Ergebenheit, Decenz entwickeln sich im Harem, in einer weichen und günstigen Athmosphäre." Die Schilderungen scheinen wirklich auf eigenster Sachkenntnis zu beruhen.

In der **Revue Socialiste** erscheint der bekannte Abgeordnete Gustave Rouanet mit einer ausgezeichneten Studie über den katholischen Sozialismus. Nach einem historischen Rückblick auf die Kreuz- und Querfahrten dieser Bewegung gelangt er zu der Ansicht, daß Katholicismus und Sozialismus sich innerlich nicht vereinigen könnten, und er schließt mit der Anwort, die sein Fraktionsgenosse Jules Guesde dem talentvollen Führer der Klerikalen, dem Grafen de Mun, im Parlament gegeben hat. „Die Katholischsozialen sind die natürlichen Rekruten des Sozialismus, gerade weil das Vorgehen der Kirche denen, die an die Wirksamkeit ihrer Vermittelung glaubten, eine bittere Enttäuschung bereitet hat."

Die **Revue des Revues** veröffentlicht sehr hübsche Kuriosiäten aus einem Album des Märchenerzählers Andersen, das Léon Pincau bei einer Kopenhagener Familie gefunden hat. Es enthält Autographen, Dedikationen und eigene Erinnerungen des Dichters von seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, England, er konnte seinen Nächsten nicht ansehen, ohne seines Autographen zu begehren. Heine schrieb ihm von seinen Versen auf, Auguste Barbier giebt ihm ein Sonnet auf Theodor Körners Heldentod, der Dramatiker Paul Duport eine Uebersetzung von Schillers „Teilung der Welt", Balzac endlich widmet ihm einen Hymnus auf die Macht des Gedankens. „Meiner Meinung nach ist der Politiker wenig gegen den Dichter und Schriftsteller. Das Buch ist einflußreicher als die Schlacht. Rousseau hat mehr gethan, hat stärker auf die französischen Sitten eingewirkt als Napoleon. Die Schlacht bei Austerlitz ist eine Nebensache, ein Augenblickstriumph. Die Geschichte hat es bewiesen, während Paul und Virginie zum Beispiel täglich für Frankreich die Schlacht gegen Europa gewinnt."

A. Eloesser.

Deutschland-Oesterreich.

Der vorige Monat gehörte Heine. Zum 13. Dezember brach, in idealer Konkurrenz mit dem Jubiläum des Professor Freuzel, eine wahre Tintenflutüberschwemmung über Deutschland herein. Ein Versuch, von all diesen Artikeln und Anekdoten, diesen Hymnen und Verunglimpfungen wenigstens Einsicht zu nehmen, war wohl unmöglich. Wenigstens drei Aufsätze entschädigten reichlich für all den Graus.

Ernst Heilborn in der „Nation" vom 11. Dezember spricht fein und eingehend über das Naturgefühl Heines, welches in seiner Lyrik so machtvoll zum Durchbruch kommt. Jede Liebesempfindung setzte sich bei diesem Dichter ja immer sofort in eine Landschaft um. Aber auch alles andere, zum Beispiel die Begeisterung für große Menschen, ist bei ihm nicht möglich, ohne daß er sie in innigsten Kontakt mit der Natur versetzt. Gedenkt er des großen Kaisers, dann taucht vor seinem inneren Auge die schnurgerade, lange Baumallee auf, zu deren beiden Seiten sich scheu und angstvoll die Menschen drängen. Nun reitet Napoleon langsam hindurch und flüsternd neigen sich die Menschen, neigen sich die Bäume und huldigen dem Gewaltigen. Und wieder der Name Shakespeare weckt die Erinnerung an einen dunklen Strom, auf

Digitized by Google

welchem, nächtlicher Weile bei Fackelschein zahllose Boote schwimmen. In diesen Booten sitzen maskirte, vornehme Damen, um deren Häupter lieblich die Narrenglöcklein klingeln. So wird ihm alles und jedes zu einer Landschaft, auch die Musik, das Geigenspiel des Paganini. Trotzdem blieb Heine dem modernen, pantheistischen Naturgefühl noch fern. Er verließ im Grunde nicht den Boden der Romantik, er vermenschlichte, ironisirte alles. Das Tier als Tier existirt gar nicht bei ihm. Aber er erfand den schönen Mythus, daß ein gequältes Tier durch Leiden zum Menschen würde. Die Bäume bei ihm schluchzen und singen, oder auch — schnupfen Taback. Im Walde tanzen die Elfen, im Meeresgrunde liegen versunkene Städte, und silberarmige Nixen umspielen das Schiff. Aber gerade in den Meeresgedichten tritt auch eine Abkehr von der Romantik hervor. Die Natur wird dort schon vielfach um ihrer selbst willen geschildert, und die traditionellen Figuren der Romantik, die trotzdem nicht fehlen, werden in das Derbe, Seemännische hinübergespielt, so daß sie ein wenig als echte Kinder dieser Landschaft erscheinen. Mitunter — in dem Gedicht vom toten Heiland, der, mit der roten Sonne im Herzen, über Land und Meer wandelt — wird sogar etwas von moderniter Naturempfindung erreicht, indem sich die Gesammtstimmung der Landschaft zu einem leise schwebenden Symbol verdichtet. — Sehr schön ist ferner auch eine Studie von Richard Schaukal in der Wiener Rundschau vom 1. Dezember. Für Schaukal ist Heine der ewige Jüngling, natürlich nicht in dem veilchenblauen, unschuldigen Sinn, den frühere Jahrzehnte mit diesem Begriff verbanden. Sondern ein blutdurchwogter, heißsinnlicher Jüngling, keine große, aber echte, reiche Natur. Also Heine steht vor ihm — „als der ewige Jüngling, der nicht lernen kann, einzusehen und zu verzichten; als ein Unfertiger, der an seinem überwuchernden Reichtum zu ersticken fürchtet, als ein deutscher Liedersänger, dem die deutschen Lieder fehlen und die deutsche Hausfrau." — Da Heine vor hundert Jahren geboren und sechzig Jahre berühmt ist, so war auch der Professor Frenzel im Stande, ihn gebührend zu würdigen. Im Dezemberheft von Cosmopolis hat er einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er fleißig und sauber das Wesen des Dichters analysirt.

In der Deutschen Rundschau (Dezember) berichtet Paul Schlenther über die Schauspielkunst der Réjane, die er ihrem innersten Wesen nach als madame sans gêne bezeichnet, wiewohl sie zuweilen noch unendlich mehr ist.

Die „Neue Zeit" vom 1. Dezember bringt eine Studie von H. Ströbel über den letzten Roman von Max Kretzer. Der kleine Aufsatz enthält eine unbefangene Würdigung dieses früher ungeheuer überschätzten, jetzt aber schon stark unterschätzten Romanschriftstellers. Kretzer ist bei Zola in die Schule gegangen, kann aber mit dem großen Meister nicht entfernt verglichen werden. Er beobachtet gut, kennt vollkommen die mittleren und unteren Schichten der Reichshauptstadt, die Destillen, die Vergnügungsorte, die Höllen der Hausindustrie, die Lokale der Heilsarmee, die Arbeiterkasernen und die Villenviertel des Westens. Aber er ist in Wahrheit, was man von Zola mit Unrecht behauptete, nur ein Reporter, welcher Einzelzüge sorgsam zusammenträgt und doch den zwingenden Bann des Milieus nicht heraufzubeschwören vermag. Kretzer liebt daneben grelle Kontraste und eine sensationelle Handlung, so daß er weit mehr an Dickens, als an Zola erinnert. Wo er ganz einfache, soziale oder psychologische Verhältnisse zu schildern hat, wie im „Meister Timpe", gelingt ihm ein gutes Buch. Geht er aber darüber hinaus, zu schwererern Problemen oder gar zur Mystik, wie im „Gesicht Christi", dann sinkt er zum Sensationsschriftsteller herab.

Die letzten Nummern der „Zukunft" enthalten einige sehr interessante Arbeiten. Im letzten Novemberheft verteidigt der Wiener Naturforscher Theodor Beer in eingehender, überzeugender Weise die Vivisektion, die bekanntlich wieder heftig angegriffen wurde. Das wichtige Problem der Schmerzensfähigkeit wird berührt und der wirkliche Vorgang im Laboratorium bei einer Vivisektion genau geschildert. Sehr interessant ist ferner ein Aufsatz von Kurt Breyßig über die „Liebe zum Ich und die Liebe zum Anderen". Der Aufsatz enthält eine Fülle feiner Bemerkungen, die in das Zentrum des Problems hineinführen. Gut und interessant ist im folgenden Heft (1. Dezember) die Studie des Moskauer Professors Nikolaus Grot. Er behandelt Nietzsche und Tolstoi, diese beiden großen Antipoden, die sich doch so vielfach berühren. Den echten Menschen, der ja an sich schon ein Ueberwesen wäre, will der eine, der andere aber erstrebt einen phantastischen Uebermenschen. Nietzsche ohne es zu ahnen und zu wollen, schöpft seine Kraft aus der verwegenen Kultur und ungeheuren Technik des Westens, während die Ansichten Tolstois aus der melancholischen Schwarzerde des heiligen Rußland erwachsen sind. —

Ueber „Nietzsches Herrenmenschentum und die Naturwissenschaft" spricht Kurt Grottewitz im „Magazin" vom 18. Dezember. Nach ihm war Nietzsche zunächst der radikale Revolutionär, der einer extremen Weltanschauung das entgegengesetzte Extrem erbittert gegenüberstellte: Egoismus contra Altruismus. Aber die Voraussetzung Nietz-

Digitized by Google

sches, der Egoismus wäre das Erste und Ursprüngliche in der Menschennatur gewesen und der Altruismus nur eine sekundäre Folge, läßt sich vor dem Forum der Naturwissenschaften nicht aufrecht erhalten. In den Thierkolonien, bei Bienen und Ameisen, in den primitiven Zuständen wilder und halbwilder Völkerschaften offenbart sich, daß der Altruismus ein mindestens ebenso ursprünglicher und angeerbter Instinkt ist, als sein feindlicher Bruder, der Egoismus. Grottewitz feiert das Verdienst Nietzsches, der immerhin durch seine extreme Begeisterung für den Egoismus dazu beitrug, die Freude am Leben mächtig zu steigern; zugleich aber beklagt er, daß wir in einem Zeitalter der Extreme und absoluten Wahrheiten leben und verlangt einen Reformator, einen Vermittler der Gegensätze. „Ohne Zweifel wäre es jetzt die Aufgabe eines Reformators, zwischen den zahllos in der Welt umhergeschleuderten und in und an die Köpfe der Menschheit fliegenden Extremtheorien zu vermitteln, unbarmherzig aus ihnen herauszuschneiden, was gesund ist, die einzelnen Stücke zu ordnen und zu vernähen und daraus einen großen, wunderbar einheitlichen Gobelin herzustellen, und allen, die „Plagiat“ und „Nachahmung“ rufen und „Einflüsse“ nachweisen, eine Nase zu drehen. — So vermittelte Goethe. Und der war auch kein ganz unbedeutender Mensch.“

Das Dezemberheft der Deutschen Revue bringt einen interessanten, bisher noch nicht gedruckten Briefwechsel zwischen Friedrich Hebbel und Karl v. Holtei, dem Verfasser der „Vagabunden.“ Holtei hatte durch seine Wiener Shakespeare-Vorlesungen die Gunst Hebbels gewonnen, der nun in Korrespondenz mit ihm trat. Hebbel sandte an Holtei ältere und neuere Dramen, damit dieser sie durch öffentliche Vorlesungen dem Publikum vermittelte. Aus diesen Briefen ergiebt sich, daß es Holtei war, welcher Hebbel zum Nachspiel zur Genoveva veranlaßt hat. Das Golo-Drama ohne versöhnenden Schluß erschien dem alten Praktiker bedenklich, und so beschwor er in einem tollen, drastischen Brief vom 24. Dezember 1850 den Meister, ihm doch ja noch seine „Hirschkuh“ zu liefern. Hebbel ging darauf auch wirklich ein. Interessant ist Holteis Urteil über die „Genoveva“ und die Dichtungsweise Hebbels überhaupt: „Vor Ihren Anforderungen bebe ich doch zurück. Da soll man nicht nur sagen, was da steht, und woran man, will man sich die drängenden Gedanken klar machen, vollauf zu thun hat; man soll auch ahnen lassen, was nicht da steht, weil es dem gewaltigen Denker gefiel, zwischen ein lautes Wort und ein halbes aparte eine junge Bevölkerung von erst-empfangenen, noch nicht geborenen Gedanken zu zwängen, die da drin wimmelt, wie ein Aalnest.“

Im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. XI, Heft 3—4, findet sich ein Aufsatz des rühmlich bekannten Ehepaares Sidney und Beatrice Webb über die englischen Gewerkvereine nach ihrem volkswirthschaftlichen Wert. Was vor allem erstrebt ein englischer Gewerkverein? Die Festsetzung eines Minimallohnes, einer Minimalarbeitszeit und die Herstellung hygienischer Bedingungen in den Fabrikräumen. Dieses Quantum von mehr oder minder gesetzlich festgelegten Forderungen bezeichnen die beiden Autoren als die gemeinsame Regel. Was nun, so fragen sie, ist für die Volkswirtschaft die Folge dieser gemeinsamen Regel? Im allgemeinen eine Vermehrung des Nationalreichthums und eine Verbesserung der Industrie. So lange der Unternehmer noch nicht an eine bestimmte Lohngrenze gebunden ist, erliegt er immer wieder der Versuchung, gerade die schlechtesten und minderwertigen Arbeiter, die sich mit dem erbärmlichsten Lohn begnügen, in seiner Fabrik zu beschäftigen. Dadurch wird die Auslese der besten illusorisch gemacht, und ein ganz unfähiger Unternehmer, der schlechte Waaren herstellt, ist im Stande, durch seine geringen Arbeitskosten die besten und gediegensten Mitbewerber aus dem Feld zu schlagen. Ist dagegen der Arbeitgeber an eine bestimmte Lohngrenze gebunden, die herabzudrücken er nicht hoffen darf, so wird er seine Mitbewerber zu schlagen suchen, indem er sich die tüchtigsten Arbeiter und besten Maschinen aussucht und rastlos sorgt und sinnt, wie er den Produktionsprozeß verbessern könnte. Dadurch wird der Wettbewerb vom Arbeitslohn auf die Qualität der Waare, der Arbeiter und Unternehmer übertragen. Denn nur ein gut situirter, wirklich kapitalkräftiger Unternehmer, der zugleich die intellektuelle Fähigkeit besitzt, die Lage seiner Industrie zu überschauen und die Arbeitsmethoden rechtzeitig zu verbessern, kann sich unter solchen Umständen dauernd behaupten. Gleichzeitig aber bewegen sich die Löhne in aufsteigender Linie, indem der intelligente Unternehmer den tüchtigen Arbeiter durch höhere Preise anzulocken sucht. Dadurch wird eine durchschnittliche Steigerung des standard of life bewirkt, und dieser Durchschnitt wird schließlich so allgemein, daß kein Unternehmer mehr unter ihn herabzugehen wagt — eine neue Minimalgrenze, eine neue gemeinsame Regel wird hervorgebracht. In dieser fortschreitenden Weise müßte sich logischer Weise der standard of life immerfort heben. Aber es zeigt sich daß die Fortschritte der Gewerkvereine ihre Grenze haben, welche ja teilweise durch die Entwicklung der Technik, die neue Maschinen und neue Arbeiter einstellt, und durch den veränderten Geschmack des Publikums, das neue

Digitized by Google

Artikel verlangt, bewirkt wird. Auch die Konkurrenz des mit Hungerlöhnen arbeitenden Auslandes scheint mitzuwirken. Aber in feiner, überzeugender Weise zeigen die beiden Autoren, daß die Hauptursache im sweating-System liegt, in der Hausindustrie, die der Fabrikgesetzgebung nicht unterworfen ist. Darum verlangen schließlich die Autoren die Herstellung einer gemeinsamen Regel für alle Arbeitgeber des Landes — ganz gleichgültig, ob sie Fabrikanten sind oder mit Hausindustrie arbeiten. Dann erst wird eine permanente Steigerung des standard of life und eine wirkliche Auslese der Besten stattfinden.

Bücher.

Bei Karl Henckell & Co., Zürich erscheint eine Lieferungsausgabe der Gesammelten Dichtungen von John Henry Mackay, die unsere Leser besonders interessieren wird.

Verlag von Albert Langen, München: einige neue Prévost-Bücher. Die Indianer, ein hübsches Kinderbuch vom Simplizissimus-Zeichner J. B. Engl. Die wertvolle Zusammenstellung der „Bilder aus dem Familienleben" von Th. Th. Heine.

Verlag von Fontane & Co., Berlin: Wilhelm Hegeler, Pygmalion, ein Novellenband, dessen Titelnovelle unsere Leser kennen. Ein amüsanter Sammelband: E. v. Wolzogen, Geschichten von lieben süßen Mädeln.

Bei Georg Bondi, Berlin giebt Geiserstam eine skandinavische Bibliothek heraus, in der er selbst, Tavastjerna und Strindberg (auf den wir zurückkommen) bis jetzt erschienen.

Bei Schuster & Löffler, Berlin: eine deutsche Übersetzung des bekannten Huysman'schen Romans A Rebours: „Gegen den Strich."

Bei Engelhorn, Stuttgart: E. v. Wolzogen, der Kraft-Mayr: eine Musikantengeschichte nach lebenden Modellen, künstlerisch weniger bedeutend, aber sehr unterhaltsam zu lesen.

* * *

Dr. Michel Revon. Die Philosophie des Krieges. Übersetzt von Alfred Hermann Fried. München und Leipzig. (Aug. Schupp). VIII. und 86 S. I. Bd. der Publikationen des „Deutschen Vereins für internationale Friedenspropaganda von 1874."

Der Friedensverein macht durch diese Übersetzung dem deutschen Publikum die Einleitung des vom Institut de France mit den Prix Bordin gekrönten Werkes Revons über internationale Schiedsgerichte bekannt. Der Verfasser ist Professor des Völkerrechts in Tokio.

Revon schließt ein Kompromiß. Er erklärt den Krieg für eine Notwendigkeit der Vergangenheit und für überwindbar in der Zukunft. Dieser Standpunkt, der die Vereinigung von These und Antithese nicht wie Hegel, logisch, sondern historisch zu erreichen sucht, ist durchaus modernen Geistes. Sind wir doch lange gewohnt, die Geschichte biogenetisch aufzufassen, als Entwicklungsgeschichte des großen Organismus: Menschheit; und sind wir doch damit einverstanden, Anthropophagie, Sklaverei, Krieg und Chauvinismus als notwendige Entwicklungsstufen zu betrachten. Aber diese Modernität findet sich nur im Großen, nicht im Kleinen. Wir vermissen eine genügende Berücksichtigung der entscheidenden Wirksamkeit wirtschaftlicher Dinge und namentlich der durch sie geschaffenen Klassenverschiedenheiten, die von Alters her die bewegenden Ursachen der Fehden und Kriege gewesen sind. Ebenso wenig wirken oft Stil und Darstellung. Ein feiner, klarer Kopf spricht zu uns, der das Wissen seiner Zeit aufgenommen hat, und dem es ein Vergnügen ist, zuzuhören; aber er spricht im Stile des seligen Dubois-Reymond, mit viel Pathos und Pektus und mit starkem Zusatz von Sentimentalität; aber beides ist nicht echt, sondern wohlstudierte Wirkungspose.

Alles in Allem ein Übergangsbuch zwischen der absterbenden Bourgeoisie und der neuen Zeit, aber zu $^9/_{10}$ doch noch bourgeois in Auffassung, Stil und Haltung.

Werner Sombart. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Jena. (G. Fischer.) 143 S.

Acht Vorträge, gehalten in Zürich vor den Sozialreformern. Eins der köstlichsten Büchlein, die mir lange vorgekommen sind. Solidestes Wissen, tiefstschneidende Kritik, echte, aber männlich-selbständige Liebe für das werdende Recht und das werdende Volk der Zukunft gesellen sich zu einem seltenen Gerechtigkeitsgefühl in der Verteilung des ungeheuren Stoffes und namentlich in der Wertung der einzelnen Helden dieser großen Epopöe des Sozialismus. Dies Buch hat kein „Spezialist" geschrieben, sondern einer der immer seltener werdenden Männer, die das beste Wissen einer ganzen reichen Zeit in sich aufgenommen und sich daraus eine Weltanschauung gebaut haben. Der Historiker und Philosoph, der Nationalökonom und Politiker Sombart haben den Stoff gesammelt und bemeistert, der Schriftsteller, man ist zuweilen versucht zu sagen, der Dichter Sombart hat ihn in eine Form gegossen, die den meisten seiner Kollegen zu wünschen wäre. Wir verraten nichts von dem Inhalt, weil wir wünschen, daß unsere Leser sich an das Schriftchen selber halten. Es wäre auch unmöglich, von der Quintessenz eine andere Quintessenz zu geben.

Nicht, als ob wir bedingungslos auf Sombarts Standpunkt ständen. Es giebt einen Punkt, wo er stutzt — gerade von

Digitized by Google

diesem Punkt aus gehen wir in anderer Richtung. Er fragt S. 55: „Hat der kleinbäuerliche Charakter des französischen Agrarwesens einen Einfluß auf die Ausgestaltung, sagen wir gleich der modernen anarchistischen Bewegung gehabt? Ich meine, ein Zusammenhang müsse bestehen."

Diesen Zusammenhang finden wir in folgendem: Nur da, wo Großgutsbesitz besteht, es also ländliche, besitzlose Arbeitermassen giebt, da giebt es eine überstarke Abwanderung in die großen Städte. Sollten sich die Unterschiede in der Arbeiterbewegung Frankreichs, Englands und Deutschlands nicht aufs einfachste aus den Unterschieden ihrer Agrarverfassung erklären? Frankreich hat keinen Großbesitz, folglich eine minimale Abwanderung, folglich eine, wie auf S. 52 hervorgehoben wird, vorwiegend „handwerkmäßige, kleinbetriebliche Industrie". Deutschland hat in Ostelbien starken Großbesitz, eine sehr starke Abwanderung, infolge dessen Großindustrie mit ausgesprochen proletarischer Arbeiterbevölkerung; Großbritannien hatte denselben Zustand vor fünfzig Jahren. Seitdem aber ist sein plattes Land so ausgeblutet und seine Industriebevölkerung so angewachsen, daß die Abwanderung absolut, aber noch viel mehr relativ gesunken ist. Wanderte um 1800 der Überschuß einer Landbevölkerung ab, welche 75% des Volkes ausmachte und verdarb dem einen Viertel der Industriearbeiter den Markt, so wandert heute nur noch ein kleiner Teil des Überschusses einer Landbevölkerung ab, welche 25% des Volkes beträgt, und wirkt naturgemäß viel schwächer auf den Arbeitsmarkt der übrigen 75%. So, meinen wir, erklärt sich gewiß ein großer Teil der Besserung der englischen Arbeiterverhältnisse und ihrer veränderten, antirevolutionären Haltung. —

Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis oder ein Blick hinter die Koulissen. Von Theodor Lorentzen, Arbeiter auf der Kaiserl. Werft zu Kiel. Kiel und Leipzig. 112. S.

Unter jeder Kritik.

Dr. Johannes Menzinger. Friede der Judenfrage. Mit einem Anhang: Zur Geschichte des Antisemitismus. Berlin (Schuster und Loeffler) 247 S.

Sehr verständig, sehr logisch, sehr gründlich, sehr angenehm in Stil und Haltung. Das Werk eines hochgebildeten Mannes, der sich ehrlich um Unparteilichkeit bemüht. Aber man fragt bekümmert: Wozu? Glaubt der Verfasser selbst, daß mit Logik, Verstand und Gründlichkeit einer Massenbewegung beizukommen ist, in der sich ererbte Instinkte und modern-soziale Beklemmungen verschlingen und verstärken? Der Antisemitismus ist der Sozialismus der dummen Kerls. Ehe nicht die soziale Reform die Beklemmungen mit der Dummheit beseitigt haben, wird das beste Buch nichts helfen.

M. von Egidy. Ueber Erziehung. Bern (A. Sieberts).

Der liebenswürdige, tapfere und offene Egidy stellt sich immer „linker". Das thut gut. Man fühlt aus dieser Verschiebung die Kraft des großen Stroms, der durch unsere Zeit fließt. Was seine ganze Stellung anlangt, so besteht einfach folgende Frage: Ist das sittliche Elend der oberen und unteren Klassen Ursache oder Folge der materiellen, ökonomischen Verhältnisse? Der Carlylismus, dem sich auch Sombart energisch gegenüber stellt, glaubt das erstere und versucht daher logischerweise die Heilung durch „Erziehung". Wir Anhänger der „materialistischen Weltauffassung" stehen auf dem entgegengesetzten Standpunkte und können Dutzende von Beispielen vorweisen, wo die „Sittlichkeit" auch ohne Erziehung sofort da war, wenn die ökonomischen Verhältnisse normal wurden. Erziehung und Sozialreform verhalten sich wie Suggestionstherapie und Chirurgie; beide haben ihre volle Berechtigung bei geeigneten Fällen; aber wir sehen die Carlylisten ihre „Einwirkung auf den Willen" (Suggestion) da versuchen, wo nach unserer Meinung ein Fremdkörper sitzt, der einfach herausgeschnitten werden muß. —

Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. Allgemeine Wehrpflicht, Öffentlichkeit des Strafgerichts. Stuttgart.

Wäre das schön, wenn es viele Offiziere mit derartigen Gesinnungen im deutschen Heere gäbe. Freilich ist er z. D. und das „von" fehlt ihm auch. Das erklärt vieles, besonders aber die „demokratische Verlogenheit", mit der er die Zeit von 1806 und nach 1817 schildert, wie sie in Wahrheit gewesen. Bekanntlich giebt es kein größeres Verbrechen, als zu behaupten, daß sich im Jahre 1806 der preußische Adel als feige, verlumpt und vaterlandslos herausgestellt, daß 1813 das „Volk" den Staat gerettet, und daß 1817 der Adel stillschweigend seine politischen Stellungen wieder zu besetzen angefangen habe. Pfister begeht dieses Verbrechen. Er sagt nicht viel Neues, aber es ist doch schön. —

Dr. E. Rappaport. Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. III.) Bern 1896. 106 S.

Ein gutes und scharfsinniges Büchlein, welches die Orientierung auf diesem schwierigen Gebiete wohl erleichtern kann.

Adolf Damaschke. Soziale Streitfragen auf kommunalem Gebiete. I. Vom Gemeinde-Finanzwesen. Berlin (ohne Jahr). 24 Seiten.

Der bekannte Bodenbesitz-Reformer und

Digitized by Google

Nationalsoziale giebt hier in knappster Vortragsform die bodenreformerischen Vorschläge: Fundierung der Gemeinde-Etats auf eigenen, unveräußerlichen Grundbesitz, der entweder selbst bewirtschaftet oder in Pacht ausgegeben werden soll, damit die Bodenwertsteigerung, wie sie durch die Allgemeinheit geschaffen wurde, auch der Allgemeinheit erhalten bleibe. Das neueste, statistische Material ist geschickt verarbeitet, die wertvollen Daten des herrlichen Laveleye-Bücherschen Werkes „Ureigentum" verwertet. Zur ersten Einführung in den Georgeschen Gedankenkreis; zur Aufklärung über eine praktische kommunale Steuerpolitik ist das Schriftchen sehr zu empfehlen.

Franz Oppenheimer.

Berichtigung.

Mein in der vorigen Nummer veröffentlichter Aufsatz über Richard Dehmel enthält ein paar Druckfehler, die ich um so mehr bedauere, weil sie sich in einem von mir citierten Gedichts Dehmels befinden und auf diese Weise zugleich das Gedicht verunstalten und mein tadelndes Urtheil wohlfeiler erscheinen lassen, als mir lieb ist. Es ist (Seite 1283, 2. Strophe des Gedichtes) zu lesen:

. . . Geht und holt die Anemone,
die du einst ans Herzchen drücktest,
geht umklungen von dem Tone
einst des Baums . . .

statt geh und hol (im 1. Vers) und geh umklungen (im 3. Vers). Mein Urtheil bezieht sich natürlich auf das richtig gelesene Gedicht.

Ferner verbessere man (Seite 1287, 5. Zeile): „Nacht der blinden Früchte" in „Nacht der blinden Süchte."

Moritz Heimann.

Unverlangte Manuskripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Zur Soziologie der Religion.

Von **Georg Simmel.**

Die vieldeutige Dämmerung, die den Ursprung und das Wesen der Religion für uns umgiebt, wird sich nicht lichten, solange man in ihr nur ein Problem, das eines Lösungswortes bedürfte, zu sehen glaubt. Niemand vermochte bisher eine Definition zu geben, die uns, ohne vage Allgemeinheit und doch alle Erscheinungen einschließend, sagte, was „Religion" ist, die letzte Wesensbestimmtheit, die den Religionen der Christen und der Südseeinsulaner, Buddhas und Vitzliputzlis gemeinsam ist. Weder gegen blos metaphysische Spekulation auf der einen Seite, noch gegen Gespensterglauben auf der anderen, ist sie sicher begrenzt, nicht einmal so, daß ihre reinsten und tiefsten Erscheinungen davor geschützt wären, auf den Beisatz dieser Elemente hin geprüft zu werden. Solcher Unbestimmbarkeit ihres Wesens entspricht die Vielheit der psychologischen Motive, aus denen das Nachdenken sie entspringen ließ. Mag man die Furcht oder die Liebe, die Ahnenverehrung oder die Selbstvergötterung, die moralischen Triebe oder das Abhängigkeitsgefühl als die innere Wurzel der Religion ansehen — ganz irrig ist jede dieser Theorieen sicher nur dann, wenn sie den Ursprung, berechtigt aber, wenn sie einen Ursprung der Religion anzugeben behauptet. Darum wird man sich der Lösung des Problems nur so nähern, daß man alle Impulse, Ideen, Verhältnisse, die auf diesem Gebiet wirksam werden, inventarisirt, aber mit dem ausdrücklichen Verzicht darauf, die Bedeutung einzelner Motive über die Fälle ihrer Festgestelltheit hinaus zu allgemeinen Gesetzen des religiösen Wesens zu erweitern. Und nicht nur dieses Vorbehaltes bedarf es für den Versuch, aus Aeußerungen des sozialen Lebens, die ganz jenseits aller Religion liegen, dennoch für diese ein Verständniß zu gewinnen; sondern auf das entschiedenste muß betont werden, daß, auf welche sehr irdische, sehr empirische Weise auch das Zustandekommen der Vorstellungen vom Ueberirdischen und Ueberempirischen erklärt werde, dadurch weder der subjektive Gefühlswerth der zustandegekommenen Vorstellung noch die Frage nach ihrem objektiven Wahrheitswerth überhaupt berührt wird. Das Reich beider Werthe liegt jenseits der Grenzen, an denen unsere nur genetische, nur psychologische Untersuchung ihr Ziel findet.

Wenn wir so versuchen, die Ansatzpunkte für das religiöse Wesen in Beziehungen der Menschen untereinander, die an sich noch garnicht Religion sind, zu finden, so folgen wir damit nur einer sonst schon anerkannten Methode. In Bezug auf die Wissenschaft ist längst zugegeben, daß sie nur eine Steigerung, Durchbildung, Verfeinerung aller der Erkenntnißmittel ist, deren niedrigere und trübere Grade uns auch zu den Einsichten und Erfahrungen des täglichen, praktischen Lebens verhelfen. Zu einem genetischen Verständniß der Kunst werden wir erst kommen, wenn wir die ästhetischen Momente in den Lebensgestaltungen, die selbst noch nicht Kunst sind, analysirt haben werden: in der Sprache, im konkreten Empfinden, im praktischen Handeln, in den sozialen

Digitized by Google

Formungen. Alle solche hohen und reinen Gestaltungen treten zunächst gleichsam versuchsweise, keimhaft, in Verwebung mit anderen Formen und Inhalten auf; aber in diesen unausgebildeten Stadien müssen wir sie aufsuchen, um sie in ihren höchsten und selbständigen zu begreifen. Ihr psychologisches Verständniß hängt daran, daß man ihren Platz in einer Reihe finde, deren Glieder durch allmählige Entwicklung in einander übergehn, gleichsam mittels eines organischen Wachsthums durch eine Mannigfaltigkeit von Stufen hindurch, so daß das Neue und Eigne in jeder als die Entfaltung von Keimen in der vorangehenden erscheint. So mag es uns zur Einsicht in das Entstehen und in den Bestand der Religion verhelfen, wenn wir in allerhand Beziehungen und Interessen, die jenseits, oder vielmehr diesseits ihrer stehen, gewisse religiöse Momente entdecken, die Ansatzpunkte zu demjenigen, was als „Religion" Selbständigkeit und Geschlossenheit erlangt hat. Ich glaube nicht, daß die religiösen Gefühle und Impulse sich nur in der Religion äußern; vielmehr, daß sie sich in vielerlei Verbindungen finden, als ein bei vielerlei Gelegenheiten mitwirkendes Element, in dessen Aufgipfelung und Isolirung nur die Religion als selbständiger Lebensinhalt, als ein Gebiet eigenster Begrenzung besteht. Um nun die Punkte zu finden, wo innerhalb der Wechselbeziehungen zwischen Menschen Fragmente des religiösen Wesens — sozusagen: der Religion, bevor sie Religion ist — entstehen, bedarf es des Umweges über einige, auf den ersten Blick ganz abseits liegende Erscheinungen.

Es ist schon lange bekannt, daß die soziale Lebensform in niedrigeren Kulturverhältnissen die Sitte ist. Eben dieselben Lebensbedingungen der Gesellschaft, die später einerseits als Recht kodifizirt und von der Staatsgewalt erzwungen werden, andererseits der Freiheit des kultivirten und gezüchteten Menschen überlassen sind — werden in engeren und primitiven Kreisen durch jene eigenthümliche, unmittelbare Aufsicht der Umgebung über den Einzelnen garantirt, die man Sitte nennt. Sitte, Recht, freie Sittlichkeit des Einzelnen sind verschiedene Verbindungsarten der sozialen Elemente, die alle ganz dieselben Gebote zum Inhalt haben können, und bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten auch haben.*) So können manche Normen und Resultate des öffentlichen Lebens gleichmäßig von dem freien Spiel konkurrirender Kräfte wie von der reglementirenden Bevormundung niederer Elemente durch höhere getragen werden; so werden vielerlei soziale Interessen zu Zeiten von der Familienorganisation gewahrt, um später oder anderswo von den rein beruflichen Vereinigungen oder der staatlichen Verwaltung übernommen zu werden. Allgemein ausgedrückt: die Wechselbeziehungen, die das Leben der Gesellschaft ausmachen, erheben sich immer auf Grund bestimmter Zwecke, Ursachen, Interessen; und indem diese letzteren, gleichsam die Materie des sozialen Lebens, beharren, können die Beziehungsformen, in denen sie verwirklicht werden, sehr verschiedene sein — wie andererseits die gleiche Form und Art der sozialen Wechselwirkung die mannigfaltigsten Inhalte in sich aufnehmen kann. Es scheint mir, als ob unter diesen Formen, die die Beziehungen der Menschen unter einander annehmen und die die Träger sehr verschiedener Inhalte sein können, sich eine befände, die man nur als die religiöse bezeichnen kann — freilich eine Bezeichnung, die den Namen des reifen Gebildes für seine Anfänge und Vorbedingungen vorwegnimmt. Denn nicht von schon bestehender Religion soll auf jene Be-

*) Dieser funktionelle Unterschied kann natürlich von sehr großer Bedeutung sein: Sokrates mußte darüber sterben, weil er dieselben sittlichen Lebensinhalte, die das Alt-Griechenthum durch die Strenge von Sitte und Konvention schützte, durch das frei prüfende Gewissen der Einzelnen realisirt wissen wollte.

Digitized by Google

ziehungen die Färbung überstrahlen, die ihr Recht, so genannt zu werden, begründet; sondern die Menschen entwickeln in ihren Berührungen, in dem rein Psychologischen ihrer Wechselwirkung, den bestimmten Ton, dessen gesteigerte, losgelöste, zu eigner Wesenheit erwachsene Entwicklung Religion heißt.

Wir können nämlich feststellen, daß vielerlei Verhältnisse von Menschen untereinander ein Element des Religiösen enthalten. Die Beziehung des pietätvollen Kindes zu seinen Eltern, des enthusiastischen Patrioten zu seinem Vaterland oder des enthusiastischen Kosmopoliten zur Menschheit; die Beziehung des Arbeiters zu seiner sich emporringenden Klasse oder des adelsstolzen Feudalen zu seinem Stand; die Beziehung des Unterworfenen zu seinem Beherrscher, unter dessen Suggestion er steht, und des rechten Soldaten zu seiner Armee — alle diese Verhältnisse mit so unendlich mannigfaltigem Inhalt, können doch auf die Form ihrer psychischen Seite hin angesehen, einen gemeinsamen Ton haben, den man als religiös bezeichnen muß. Alle Religiosität enthält eine eigenartige Mischung von selbstloser Hingabe und eudämonistischem Begehren, von Demuth und Erhebung, von sinnlicher Unmittelbarkeit und unsinnlicher Abstraktion; damit entsteht ein bestimmter Spannungsgrad des Gefühles, eine specifische Innigkeit und Festigkeit des inneren Verhältnisses, eine Einstellung des Subjektes in eine höhere Ordnung, die es doch zugleich als etwas Innerliches und Persönliches empfindet. Dieses religiöse Moment scheint mir in den oben genannten Verhältnissen und manchen anderen enthalten zu sein; es verleiht ihnen eine Note, die sie von den auf reinen Egoismus oder reine Suggestion oder rein äußerliche oder sogar rein moralische Kräfte gegründeten Beziehungen noch unterscheidet. Selbstverständlich tritt dieses Element in größerer oder geringerer Stärke auf, es kann jene Beziehungen nur wie ein leichter Oberton begleiten, es kann ihnen aber auch die entscheidende Färbung verleihen. In vielen und wichtigen Fällen wird dadurch ein Entwicklungsstadium von Verhältnissen charakterisirt werden; d. h. eben derselbe Inhalt, der vorher und nachher von anderen Formen der Beziehung zwischen Menschen getragen wird, nimmt in einer Periode die Form der religiösen Beziehung an. Am deutlichsten wird dies bei Gesetzgebungen, die zu gewissen Zeiten oder an gewissen Orten theokratischen Charakter zeigen, völlig unter religiöser Sanktion stehen, um anderwärts von der Staatsgewalt oder von der Sitte garantirt zu werden. Ja, es scheint, daß die nothwendige Ordnung der Gesellschaft vielfach von einer ganz undifferenzirten Form ausgegangen wäre, in der die moralischen, die religiösen, die juristischen Sanktionen noch in ungeschiedener Einheit geruht hätten; so das Dharma der Inder, die Themis der Griechen, das fas der Lateiner — und daß dann, je nach den verschiedenen historischen Umständen, bald die eine bald die andere Bildungsform sich zum Träger solcher Ordnungen entwickelt habe. Auch im Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtgruppe bemerken wir solchen Wechsel: in Zeiten eines erregten Patriotismus nimmt dies Verhältniß eine Weihe, Innigkeit und Hingebung an, die wir als religiös bezeichnen, während es zu andern Zeiten von der Konvention oder vom Staatsgesetz geleitet wird. Für uns ist das Wichtige, daß es sich hier doch überall nur um Beziehungen zwischen Menschen handelt, und daß es nur eine Aenderung gleichsam des Aggregatzustandes dieser Beziehungen ist, wenn sie aus dem rein konventionellen in den religiösen, von dem religiösen in den rechtlichen, von dem rechtlichen in den Zustand freier Sittlichkeit übergehen; wie denn thatsächlich viele sozial schädliche Unsittlichkeiten erst durch die Ahndung innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft hindurch ihre Stelle im Strafgesetzbuch gefunden haben; oder wie der Antisemitismus uns zeigt,

Digitized by Google

daß eine sozial-ökonomische oder rassenhafte Beziehung zwischen gewissen Abtheilungen der Gruppe in die religiöse Kategorie gehoben werden kann, ohne doch inhaltlich etwas anderes als ein soziales Verhältniß zu werden; oder wie vermuthet wird, daß die Kultprostitution nur die religiöse Formung einer früher oder anderwärts durch reine Konvention getragenen Ordnung des Sexuallebens war.

Nun ist angesichts dieser Beispiele ein vorhin angedeutetes Mißverständniß ausführlicher abzuwehren. Nicht das ist der Sinn der hier auseinanderzusetzenden Theorie, daß gewisse soziale Interessen und Vorgänge dem für sich schon bestehenden religiösen Wesen unterstellt werden. Das kommt zwar oft genug vor, schafft Kombinationen von der größten historischen Wichtigkeit und besitzt solche auch für die angeführten Beispiele. Allein was ich meine, ist gerade die umgekehrte, freilich viel unscheinbarere und schwerer herauszulösende Verknüpfung: daß in jenen Beziehungen der Sozialelemente die Färbung, welche wir nachher oder wegen der Analogie mit anderwärts bestehender Religiosität religiös nennen, spontan auftritt, als eine rein sozialpsychologische Konstellation, eine der möglichen Verhaltungsweisen des Menschen zu anderen. Die Religion, als ein selbständiges, an die Vorstellung eigenartiger Substanzen und Interessen angebautes Gebiet, ist dem gegenüber erst etwas Abgeleitetes, ungefähr wie der Staat im römischen und im modernen Sinne, als ein objektives und für sich bestehendes Wesen, etwas sekundäres ist gegenüber den ursprünglichen Wechselwirkungen, Bindungen und Ordnungen, die zwischen den Sozialelementen unmittelbar herrschten und die die Bewahrung und Exekutive ihres Inhaltes erst allmählig auf das besondere, nun jenseits ihrer stehende Gebilde, den Staat, projizirt oder abgegeben haben. Die ganze Geschichte des gesellschaftlichen Lebens wird von diesem Prozeß durchzogen: daß die unmittelbar gegenseitigen Bestimmungen der Individuen, mit denen ihr Zusammenleben beginnt, zu gesonderten und selbständigen Organen aufwachsen. So entstehen aus den zur Selbsterhaltung der Gruppe erforderlichen Verhaltungsweisen einerseits das Recht, das sie kodifizirt, andrerseits der Richterstand, dem die Anwendung desselben arbeitstheilig obliegt. So bildet sich aus der gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, die zuerst in unmittelbarer Kooperation Aller und nach der rohen Empirie des Tages geleistet wurde, einerseits die Technik heraus, als ein ideales System von Erkenntnissen und Regeln, andrerseits der Arbeiterstand, der nun der differenzirte Träger der entsprechenden Leistungen ist. In ähnlicher Weise — obgleich in diesen unendlich komplizirten Dingen die Analogie immer von unzähligen Abweichungen umspielt wird — mag es sich mit der Religion verhalten. Der Einzelne in einer Gemeinschaft verhält sich zu anderen oder zu der Gesammtheit in jener beschriebenen Weise, seine Beziehung hat jenen charakteristischen Grad von Erhebung, Hingabe, Weihe, Innerlichkeit. Daraus kann sich einerseits ein idealer Inhalt entwickeln: Götter, welche die Beschützer der so gestimmten Beziehungen sind, welche als die Erreger dieser Gemüthsverfassungen erscheinen, welche durch ihr Wesen das gleichsam gesondert darstellen, was bis dahin als bloße Beziehungsform und in Verschmelzung mit realeren Lebensinhalten existirt hatte. Und dieser Komplex von Ideen oder Phantasievorstellungen gewinnt nun in der Priesterschaft gleichsam eine Exekutive und arbeitstheiligen Träger, wie das Recht im Richterstand oder die Erkenntnißinteressen im Gelehrtenstand. Ist diese Verselbständigung und Substantialisirung der Religion erst erfolgt, so wirkt sie von sich aus auf die unmittelbaren psychischen Verhältnisse der Menschen untereinander zurück und giebt ihnen die nun bewußte und benannte Färbung

Digitized by Google

der Religiosität. Damit giebt sie ihnen aber nur zurück, was sie ihnen ursprünglich selbst verdankt. Und man kann vielleicht sagen, daß die oft so wunderlichen und abstrusen religiösen Vorstellungen ihre Macht in den menschlichen Verhältnissen garnicht hätten erlangen können, wenn sie nicht die bloße Formel oder Verkörperung schon vorher vorhandener Verhältnißformen wären, für die das Bewußtsein nur noch keinen geschickteren Ausdruck gefunden hat.

Das Gedankenmotiv dieser Erörterung ist ein sehr allgemeines und läßt sich als eine weitgreifende Regel ausdrücken, von der die materialistische Geschichtsauffassung einen Einzelfall darstellt. Indem diese die gesammten Inhalte des historischen Lebens aus den Formen der Wirthschaft herleitet und Sitte wie Recht, Kunst wie Religion, Wissenschaftsbetrieb wie sozialen Aufbau von der Art bestimmt sein läßt, in der die Gruppe ihre materiellen Existenzbedingungen produzirt — so wird damit eine Theilerscheinung eines sehr umfassenden Prozesses zum alleinigen Inhalt desselben übertrieben. Die Entwicklung nämlich der Formen und Inhalte des sozialen Lebens, durch alle Mannigfaltigkeit ihrer Gebiete und Erscheinungsweisen hindurch, erfolgt derart, daß der gleiche Inhalt in vielerlei Formen, die gleiche Form an vielerlei Inhalten sich auslebt. Die Ereignisse der Geschichte ordnen sich so, *als ob* in ihr die Tendenz herrschte, mit jeder gegebenen Summe von Momenten solange wie möglich auszukommen. Dies ist ersichtlich der Grund, aus dem die Geschichte nicht in eine Summe aphoristischer Momente auseinanderfällt, der vielmehr das Nebeneinander wie das Nacheinander verwandtschaftlich verbindet. Daß die einzelne Form des Lebens — des sozialen, literarischen, religiösen, personalen — ihre Verbindung mit einem einzelnen Inhalt überlebt, und sich auch dem neuen ungeändert leiht; daß der einzelne Inhalt seinen wesentlichen Bestand durch eine Fülle einander ablösender Formen hindurchretten kann — das eben läßt die Continuität im historischen Geschehen nicht reißen, das verhindert es, daß irgendwo ein unverständlicher Sprung, ein Abbrechen des Zusammenhanges mit allem Früheren geschehe. Da nun die Entwicklung der Gattung im Allgemeinen vom Sinnlichen und Aeußerlichen zu der Betonung des Geistigen und Innerlichen vorschreitet, — um dann freilich diese Richtung der Beeinflussung oft wieder umzukehren — so werden Momente des ökonomischen Lebens sehr häufig in die Form der Abstraktheit und Geistigkeit aufsteigen, die Formen, die die wirthschaftlichen Interessen ausgebildet haben, werden sich in ganz anders geartete Lebensinhalte hineinerstrecken. Aber das ist doch nur *einer* der Fälle, in denen sich die Continuität und das Sparsamkeitsprinzip in der Geschichte darstellen. Wenn sich etwa die Form des Staatsregimentes in der Familienverfassung wiederholt; wenn die herrschende Religion den künstlerischen Leistungen Stimmung und Ideen leiht; wenn häufige Kriege den Einzelnen auch im Frieden brutal und offensiv machen; wenn die Linie, die die politischen Parteien trennt, sich auch durch ganz unpolitische Gebiete hindurch fortsetzt und die divergenten Tendenzen des Kulturlebens an jene Parteien auftheilt — so sind dies Aeußerungen des hervorgehobenen Charakters alles geschichtlichen Lebens, von dem die materialistische Geschichtstheorie nur eine einzelne Seite beleuchtet. Und eben dieser bezeichnet die Entwicklung, die uns hier beschäftigt: Formen der sozialen Beziehungen verdichten oder vergeistigen sich zu einer religiösen Vorstellungswelt, oder leiten der schon bestehenden neue Elemente zu; oder anders angesehen: ein spezifischer Gefühlsinhalt, in der Form inter-individueller Wechselwirkung entstanden, überträgt sich auf das Verhältniß zu einer transscendenten Idee; diese bildet die neue Kategorie, an der sich Formen oder Inhalte

Digitized by Google

ausleben, die in den Beziehungen zwischen Menschen ihren Ursprung haben. — Ich will versuchen, diesen allgemeinen Gedanken an einigen speziellen Seiten des religiösen Wesens zu bewähren.

Der Glaube, den man als das Wesentliche und als die Substanz der Religion angesprochen hat, tritt zunächst als ein Verhältniß zwischen Menschen auf: denn es handelt sich um den praktischen Glauben, der keineswegs nur eine Unterstufe oder Abschwächung des theoretischen Fürwahrhaltens ist. Wenn ich sage: ich glaube an Gott — so bedeutet dieses Glauben etwas völlig anderes als in den Sätzen, daß ich an die Existenz des Lichtäthers, an die Bewohntheit des Mondes oder an die Unveränderlichkeit der Menschennatur glaube. Es bedeutet nicht nur, daß ich das Dasein Gottes, obgleich es nicht streng beweisbar sei, dennoch annehme; sondern es bedeutet zugleich ein bestimmtes innerliches Verhältniß zu ihm, eine Hingebung des Gefühls an ihn, eine Dirigirung des Lebens auf ihn zu; in alledem eine einzigartige Mischung des Glaubens, im Sinne einer Erkenntnißart, mit praktischen Impulsen und Empfindungszuständen. Und nun die Analogie dazu in der Vergesellschaftung der Menschen. Wir bauen unsere gegenseitigen Beziehungen keineswegs nur auf dem auf, was wir von einander beweisbar wissen. Vielmehr, unsre Gefühle und Suggestionen drücken sich in gewissen Vorstellungen aus, die man nur als glaubensmäßige bezeichnen kann, und die ihrerseits wieder auf die praktischen Verhältnisse zurückwirken. Es ist eine ganz spezifische, schwer zu definirende psychologische Thatsache, die wir damit bezeichnen, daß wir an jemanden glauben: das Kind an die Eltern, der Untergebene an den Vorgesetzten, der Freund an den Freund, der Einzelne an sein Volk, der Unterthan an seinen Fürsten. Die soziale Rolle dieses Glaubens ist noch garnicht untersucht, aber soviel steht fest, daß ohne ihn die Gesellschaft auseinanderfallen würde. Auf ihn gründet sich z. B. vielfach der Gehorsam. Das Gehorsamsverhältniß beruht unzählige Male nicht auf dem bestimmten Wissen von Recht und Ueberlegenheit, aber auch nicht auf der bloßen Liebe oder Suggestion, sondern auf jenem psychischen Zwischengebilde, das wir den Glauben an einen Menschen oder an eine Kollektivität von Menschen nennen. Man hat oft die Unbegreiflichkeit davon betont, daß Individuen und ganze Klassen sich unterdrücken und ausbeuten lassen, während sie Kraft genug zu ihrer Befreiung hätten. Das eben bewirkt der gutwillige, unkritische Glaube an die Macht, das Verdienst, die Ueberlegenheit und Güte der Uebergeordneten, der sich keineswegs nur als eine ungesicherte theoretische Annahme, sondern als ein eigenartiges, aus Wissen, Instinkt und Gefühl zusammengewachsenes Gebilde darstellt, das man einheitlich und einfach als den Glauben an jene bezeichnet. Daß wir, entgegen allen verstandesmäßigen Beweisen, allem noch so nachdrücklichen gegentheiligen Scheine an dem Glauben an einen Menschen festhalten — das ist eins der festesten Bänder, die die menschliche Gesellschaft zusammenhalten. Dieser Glaube ist nun entschieden religiösen Charakters. Ich meine das nicht so, daß Religion vorhanden wäre, von der dann jene soziologischen Verhältnisse ihren Charakter borgten. Ich glaube vielmehr, daß dieser ohne jede Rücksicht auf religiöse Daten entsteht, als eine rein inter-individuelle psychologische Beziehungsform, die sich dann in dem religiösen Glauben ganz rein und abstrakt darstellt. In dem Glauben an Göttliches hat sozusagen der reine Prozeß des Glaubens sich verkörpert, losgelöst von seiner Bindung an einen sozialen Gegenpart; aus dem subjektiven Glaubensprozeß wächst hier umgekehrt erst sein Objekt heraus. Der Glaube, der an den Verhältnissen der Menschen, als eine soziale Nothwendigkeit lebt, wird nun selbst-

Digitized by Google

ständige, typische Funktion des Menschen, die sich spontan, von innen heraus bewährt; wie es denn auch sonst keine seltene Erscheinung ist, daß erst ein bestimmtes Objekt in uns einen bestimmten psychischen Vorgang produzirt, nachher aber dieser Vorgang, selbständig geworden, sich ein entsprechendes Objekt selbst bildet. Die Praxis des menschlichen Verkehrs in seinen alltäglichen wie in seinen höchsten Inhalten, zeigt so vielfach die psychologische Form des Glaubens als ihren Träger, daß in ihr wohl das Bedürfniß, überhaupt zu „glauben" aufwächst und sich an eignen, dadurch und dazu kreirten Objekten eine Bewährung schafft — ungefähr wie der Trieb der Liebe oder der Verehrung sich aus sich selbst heraus auf Objekte werfen kann, die an sich solche Gefühle keineswegs hervorrufen würden, sondern deren Qualifizirung hierzu nur von dem Bedürfniß des Subjektes auf sie reflektirt; oder wie, von der anderen Seite gesehen, der weltschaffende Gott als das Produkt des menschlichen Kausalbedürfnisses bezeichnet worden ist. Mit dieser letzteren Behauptung ist natürlich in keiner Weise geleugnet, daß diese Vorstellung auch objektive Wahrheit besäße, eine Wirklichkeit ihr entspräche; nur das Motiv, aus dem sie von innen heraus als Vorstellung entstanden ist, steht in Frage. Man nimmt an, daß die unendlich häufige Anwendung der Kausalität auf ihrem Ursprungsgebiet, dem empirisch-relativen, das Bedürfniß nach ihr schließlich zu dem alleinherrschenden gemacht habe; so daß sie sich die Befriedigung, die ihr auf dem Gebiet des Absoluten eigentlich versagt ist, mit der Idee des absoluten Wesens, das die Ursache der Welt sei, selbst verschafft habe. Der gleiche Prozeß mag den Glauben über sein soziales Ursprungsgebiet zu einem gleichsam organischen Bedürfniß steigern und ihm in der Vorstellung des Göttlichen seinen absoluten Gegenstand erzeugen.

Eine zweite Seite des sozialen Wesens, die sich zu einer entsprechenden innerhalb des religiösen Wesens emporbildet, liegt im Begriffe der Einheit. Daß wir die zusammenhangslose Mannigfaltigkeit der Eindrücke von den Dingen nicht einfach hinnehmen, sondern nach ihren Verbindungen und Wechselwirkungen suchen, die sie zu einer Einheit zusammenschlössen; ja, daß wir das Vorhandensein höherer Einheiten und Zentren der Einzelerscheinungen eigentlich überall voraussetzen, um uns durch das Gewirr der Erscheinungen hindurchzufinden — das ist sicher eine an den sozialen Wirklichkeiten und Nothwendigkeiten großgewordene Eigenschaft. Nirgends stellt sich so unmittelbar und so fühlbar aus einzelnen Elementen ein Ganzes her, nirgends wird die Getrenntheit und freie Beweglichkeit derselben so energisch von der dennoch vorhandenen Zentralisation beherrscht, wie es in der Gens, in der Familie, im Staate, in jedem Zweckverbande geschieht. Wenn primitive Vereinigungen so oft als Zehentschaften organisirt sind, so deutet dies vernehmlich an, daß das Verhältniß der Gruppenelemente dem der Finger gleicht: eine relative Freiheit und selbständige Beweglichkeit des Einzelnen, der dennoch mit den andern in einer Einheit des Zusammenwirkens und Untrennbarkeit der Existenz verbunden ist. Indem alles soziale Leben Wechselwirkung ist, ist es eben damit Einheit; denn was anderes heißt Einheit, als daß das Viele gegenseitig verbunden sei und das Schicksal jedes Elementes kein anderes unberührt lasse. Gerade die Thatsache, daß gegen diese Einheit der Gesellschaft gelegentlich angekämpft wird, daß die Freiheit des Individuums sich ihr zu entziehen trachtet, daß sie sich selbst bei den engsten und naivsten Bindungen nicht so selbstverständlich durchsetzt, wie die Einheit eines Organismus in seinen Bestandtheilen — gerade das muß sie in das menschliche Bewußtsein emporgetrieben haben, als eine besondere Form und einen be-

Digitized by Google

sonderen Werth des Seins. Die Einheit der Dinge und der Interessen, die uns zunächst auf dem sozialen Gebiete nahegebracht wird, findet ihre reine und gleichsam von aller Materie gelöste Darstellung in der Idee des Göttlichen — am vollkommensten natürlich in der monotheistischen, relativ aber auch in den niedrigeren Religionen. Es ist das tiefste Wesen der Gottesidee, daß in ihr die Mannigfaltigkeit und Entgegengesetztheit der Dinge Zusammenhang und Einheit findet — mag es nun die absolute Einheit des einen Gottes, oder mögen es die partiellen, auf einzelne Provinzen des Seins bezüglichen Einheiten des Polytheismus sein. So hat z. B. die soziale Lebensform der Alt-Araber mit ihrem allbeherrschenden Einfluß der Stammeseinheit, schon den Monotheismus präformirt; bei semitischen Völkern, wie den Juden, Phöniziern, Kanaaniten hat die Art ihrer sozialen Vereinheitlichung und deren Wandlungen sich deutlich in dem Charakter ihres göttlichen Prinzips gespiegelt: so lange die Familieneinheit die herrschende Lebensform war, bedeutete Baal nur den Vater, zu dem die Menschen wie Kinder gehören; in dem Maaße, in dem die soziale Gemeinschaft fremdere, nicht blutsverwandte Zweige zusammenschließt, wird er der in objektiver Höhe thronende Herrscher; sobald die soziale Einheit den Charakter der Verwandtschaftlichkeit verliert, thut es auch die religiöse, so daß diese gleichsam als die reine abgelöste Form jener erscheint. Ja sogar die Vereinheitlichung, die sich über der Differenzirung der Geschlechter erhebt, bildet einen besonderen religiösen Typus. Das psychologische Verwischen der Geschlechtsgegensätze, das im sozialen Leben der Syrer, Assyrer und Lyder bedeutsam auftrat, vollendete sich in der Vorstellung von Gottheiten, die diese Gegensätze in sich einheitlich zusammenfaßten: der halbmännlichen Astarte, des mann-weiblichen Sandon, des Sonnengottes Melkarth, der mit der Mondgöttin die Symbole des Geschlechtes austauscht. Es handelt sich hier nicht um den trivialen Satz, daß sich der Mensch in seinen Göttern malt, der in seiner Allgemeinheit nicht erst eines Beweises bedarf; sondern darum, die einzelnen Züge des Menschlichen aufzusuchen, deren Entwicklung und Steigerung über das Maaß des Menschlichen hinaus die Götter schafft. Und es gilt zu erkennen, daß die Götter nicht nur in einer Idealisirung individueller Eigenschaften, der Kraft, der sittlichen oder auch unsittlichen Charakterzüge, der Neigungen und Bedürfnisse der Einzelnen bestehen, sondern daß die interindividuellen Formen des sozialen Lebens vielfach den religiösen Vorstellungen ihren Inhalt geben. Indem gewisse Seiten und gewisse Intensitätsgrade der sozialen Funktionen ihre reinste, abstrakteste und zugleich doch verkörperte Gestaltung annehmen, bilden sie die Objekte der Religion, so daß man sagen kann, Religion bestehe, — außer allem, was sie sonst etwa ist — in sozialen Beziehungsformen, die in ihr, von ihren empirischen Inhalten gelöst, verselbständigt und auf eigene Substanzen projizirt werden.

Wie sehr gerade die Einheit der Gruppe zu den religiös auszugestaltenden Funktionen gehört, können noch zwei Ueberlegungen klar machen. Daß die Gruppe eine Einheit bildet, das wird, insbesondere in primitiveren Epochen, durch die Kampf- und Konkurrenzlosigkeit innerhalb ihrer, im Gegensatz zu allem Verhältniß zu Außerhalbstehenden, bewirkt oder markirt. Es giebt nun vielleicht kein Einzelgebiet, auf dem diese Existenzform des konkurrenzlosen Nebeneinander, die Gleichheit der Ziele und Interessen, sich so rein und restlos darstellte, wie auf dem religiösen. Der hervorgehobene Friedenscharakter des inneren Gruppenlebens ist doch nur ein relativer. Mit der Mehrzahl der Strebungen auch innerhalb dieser ist doch auch die Bemühung verbunden, Mitstrebende von dem gleichen Ziel auszuschließen, das Mißverhältniß zwischen

Digitized by Google

Wünschen und Befriedigungen möglichst, wenn auch auf Kosten Anderer, zu verbessern, zum Mindesten in dem Unterschied gegen Andere den Werthmaaßstab eigenen Thuns und Genießens zu suchen. Fast allein auf religiösem Gebiet können die Energieen der Einzelnen sich voll ausleben, ohne miteinander in Konkurrenz zu gerathen, weil nach dem schönen Worte Jesu, für Alle Platz in Gottes Hause ist. Obgleich das Ziel Allen gemeinsam ist, gewährt es doch Allen die Möglichkeit der Erreichung und hat nicht ein gegenseitiges Sich-Ausschließen, sondern im Gegentheil ein Sich-Aneinander-Anschließen zur Folge. Ich erinnere an die tiefsinnige Art, in der die Kommunion es zum Ausdruck bringt, daß die Religion ein für Alle gleiches Ziel mit einem für Alle gleichen Mittel erreichen will, ich erinnere vor allem an die Feste, die die Einheit aller in der gleichen religiösen Erregung Befaßten zur äußerlichsten Sichtbarkeit bringen — von den rohen Festen primitiver Religionen, wo die Verschmelzung zur Einheit sich schließlich zur sexuellen Orgie aufzugipfeln pflegt, bis zu jenem reinsten und über die Einzelgruppe weithinausreichenden Ausdruck des Pax hominibus. Die Konkurrenzlosigkeit, die die Einheit als die Lebensform der Gruppe bedingt, in ihr aber immer nur relativ und partiell herrscht, hat auf dem religiösen Gebiet absolute und intensivste Verwirklichung gefunden. Man könnte hier, wie beim Glauben, sagen, daß die Religion das in Substanz darstelle, ja gewissermaßen in der Substantialisirung dessen bestände, was als Form und Funktion das Gruppenleben regulirt. Und dies gewinnt nun wieder personale Form im Priesterthum, das, trotz seiner historischen Verbindung mit bestimmten Ständen, doch seinem Grundgedanken nach über allen Einzelnen steht, eben dadurch den Schnittpunkt und die Einheit ihrer idealen Lebensinhalte bildend. So befreit der katholische Zölibat die Priester von jeder speziellen Beziehung zu diesem und jenem Elemente und Elementenkomplex, um ihm so die gleichmäßige Beziehung zu jedem zu ermöglichen — wie die „Gesellschaft" oder der „Staat" über allen Einzelnen als die abstrakte Einheit steht, die die Verbindungen unter jenen an sich gezogen hat. Und um etwas ganz Einzelnes zu nennen: die Kirche bot das ganze Mittelalter hindurch allen Wohlthätigkeitstrieben die große Bequemlichkeit, daß sie das Reservoir war, in dem jede milde Spende fraglos einmündete. Wer sich zu Gunsten Andrer eines Besitzes entäußern wollte, hatte nicht noch zu überlegen, in welcher Weise es am besten geschähe, sondern es war dazu ein allumfassendes Zentralorgan zwischen den Spendenden und den Bedürftigen da. Die Wohlthätigkeit, eine Form der sozialen Beziehung innerhalb der Gruppe, gewann in der Kirche eine über-individuelle Organisation und Einheit.

Gleichsam die Rückseite dieses Zusammenhanges, aber auf den gleichen Kern hinweisend, bildet das Verhalten zu den „Ketzern." Was namentlich große Massen in den Haß und die moralische Verurtheilung den Ketzern gegenüber treibt, ist gewiß nicht der Unterschied in dem dogmatischen Inhalte der Lehre, den sie unzählige Male gar nicht verstehen — sondern die Thatsache der Opposition Einzelner gegen die Gesammtheit. Die Verfolgung der Ketzer und Dissidenten entspringt dem Instinkte für die nothwendige Einheit der Gruppe. Besonders bezeichnend aber ist es nun, daß in vielen Fällen dieser Art die religiöse Abweichung sehr wohl mit der Einheit der Gruppe in allen vitalen Angelegenheiten zusammenbestehen könnte. Allein der soziale Einheitstrieb hat in der Religion so reine, abstrakte und zugleich substantielle Gestalt angenommen, daß es der Verbindung mit realen Interessen nicht mehr bedarf, sondern das Dissidententhum die Einheit, d. h. die Lebensform der Gruppe als solche und ihrer Idee nach zu

Digitized by Google

bedrohen scheint. Wie ein Palladium oder ein sonstiges Symbol der Gruppeneinheit mit dieser direkt garnichts zu thun hat, dennoch aber jeder Angriff auf dasselbe die heftigste Reaktion hervorruft, so ist die Religion die reinste und über alle konkrete Einzelheit erhobne Einheitsform der Gesellschaft, die diesen Charakter durch die Energie beweist, mit der jede inhaltlich noch so irrelevante Ketzerei bekämpft wird.

Und endlich bieten diejenigen inneren Verknüpfungen zwischen dem Individuum und seiner Gruppe, die man die moralischen nennt, so tiefe Analogieen mit dem Verhältniß zu seinem Gott dar, als wäre dieses nichts anderes als Verdichtung und Umformung jener. Die ganze geheimnißvolle Fülle der ersteren spiegelt sich in der Vielfältigkeit der Wirkungen, in denen wir das Göttliche empfinden. Die zwingenden und strafenden Götter, der liebende Gott, der Gott Spinozas, der unsre Liebe nicht erwiedern kann, der Gott, der uns die Direktive des Handelns und zugleich die Kraft zu ihrer Befolgung verleiht oder nimmt — das eben sind ja die Zeichen, unter denen auch das ethische Verhältniß zwischen der Gruppe und ihren Individuen seine Kräfte und seine Gegensätze entfaltet. Ich hebe etwa das Gefühl der Abhängigkeit heraus, in dem man das Wesen aller Religion erblickt hat. Das Individuum fühlt sich an ein Allgemeines, Höheres gebunden, aus dem es fließt und in das es fließt, aber von dem es auch Hebung und Erlösung erwartet, von dem es verschieden und doch auch mit ihm identisch ist. Alle diese Empfindungen, die sich in der Vorstellung Gottes wie in einem Brennpunkt begegnen, lassen sich auf das Verhältniß zurückführen, das der Einzelne zu seiner Gattung besitzt, und zwar einerseits zu den vergangenen Generationen, die ihm die hauptsächlichen Formen und Inhalte seines Wesens überliefert haben, andrerseits zu der mitlebenden, die ihm die Gestaltung derselben und das Maaß ihrer Entfaltung bestimmt. Wenn die Theorie richtig ist, nach der alle Religion vom Ahnenkultus ausgeht, von der Verehrung und Versöhnung der weiterlebenden Seele des Vorfahren, insbesondere des Helden und des Anführers — so mag sie diesen Zusammenhang bestätigen: denn wir hängen inderthat von dem ab, was vor uns war, und was sich am unmittelbarsten in der Autorität der Väter über die Nachkommenschaft konzentrirt. Die Vergötterung der Vorfahren, und insbesondere der thatkräftigsten und wirkungsreichsten ist gleichsam der zweckmäßigste Ausdruck für die Abhängigkeit des Individuums von dem zeitlich vorangegangenen Leben der Gruppe — so andre Motive dafür auch das Bewußtsein der Völker zeigen mag. So läßt sich jene Demuth, in der der Fromme, alles was er ist und hat, Gott zu verdanken bekennt, in ihm die Quelle seines Wesens und seiner Kraft erblickt, richtig auf das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit übertragen. Denn auch nicht schlechthin nichts ist der Mensch Gott gegenüber, sondern nur ein Staubkorn, eine schwache, aber immerhin doch nicht völlig nichtige Kraft, ein Gefäß, das jenem Inhalt aufnahmefähig entgegenkommt. Wenn eine geklärte Gottesidee ihr Wesen darin hat, daß alle bunten Mannigfaltigkeiten, alle Gegensätze und Verschiedenheiten des Seins und des Wollens und insbesondere unserer inneren Lebensinteressen in ihm ihren Ursprung und zugleich ihre Einheit finden, so können wir ohne Weiteres die soziale Gesammtheit an seine Stelle setzen; denn sie ist es, aus der die ganze Fülle der Triebe fließt, die sie uns als Resultate wechselnder Anpassungen vererbt, die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in denen wir stehen, die Ausbildung der Organe, mit denen wir die verschiedenen und oft schwer zu vereinigenden Seiten der Welt auffassen — und doch ist die soziale Gruppe etwas hinreichend Einheitliches, um als realer Einheitspunkt dieser

Digitized by Google

divergenten Ausstrahlungen angesehen zu werden. So ist ferner der göttliche Ursprung der Fürsten nur der Ausdruck für die völlige Konzentrirung der Gewalt in ihren Händen; sobald die soziale Vereinheitlichung, die Objektivirung des Ganzen dem Einzelnen gegenüber einen gewissen Grad erreicht hat, erscheint sie diesem als überirdische Macht, und ihr gegenüber, mag sie noch unmittelbar als soziale bewußt sein oder sich schon in das Gewand der Gottesidee gehüllt haben, erhebt sich in genau gleicher Weise das Problem, wieviel der Einzelne thun könne oder müsse, um seinem Sollen zu genügen, und wieviel von dem ihm jenseitigen Prinzip dazu geschieht. Die Selbständigkeit des Individuums im Verhältniß zu der Macht, von der es doch die Kraft der Selbständigkeit empfangen hat und die dieser Ziele und Wege bestimmt, ist hier wie dort die Frage. So versetzt Augustin das Individuum in eine historische Entwicklung, der gegenüber es ebenso unselbständig und ohnmächtig ist, wie es nach ihm Gott gegenüber ist; so geht die Frage des Synergismus durch die ganze Kirchengeschichte ebenso hindurch, wie sie die Geschichte der inneren Politik bestimmt. Wie nach der streng religiösen Auffassung der Einzelne nur ein Gefäß der Gnade oder des Zornes Gottes ist, so nach der sozialistischen ein Gefäß der von der Allgemeinheit ausgehenden Wirkungen; beide Fälle wiederholen die gleiche ethische Grundfrage nach dem Wesen und dem Rechte des Individuums, und in beiden Formen bietet die Hingabe desselben an das ihm jenseitige Prinzip oft die letzte noch mögliche Befriedigung, wenn die auf sich selbst angewiesene Individualität keine innere Bestandsfähigkeit mehr besitzt.*)

Es ist für diese Rangirung der religiösen und der ethisch-sozialen Vorstellungen sehr bezeichnend, daß Gott direkt als Personifikation derjenigen Tugenden aufgefaßt wird, die er von den Menschen verlangt; die Eigenschaften der Güte, der Gerechtigkeit, der Langmuth ꝛc. hat er weniger, als daß er sie ist; er ist, wie wir es ausgedrückt finden, die Vollkommenheit in Substanz vorgestellt, er ist „die Güte selbst", „die Liebe selbst" ꝛc. Die Sittlichkeit, die Imperative über das Verhalten der Menschen zu einander, haben in ihm sozusagen Dauerform gewonnen. Wie der praktische Glaube ein Verhältniß zwischen Menschen ist, das über diese Relationsform hinaus ein Absolutes bildet; wie die Einheit eine Beziehungsform zusammenlebender Menschen ist, die sich zu jener Einheit der Dinge in personaler Form steigert, als die das Göttliche auftritt; so enthält die Moral jene Formen des Verhaltens von Mensch zu Mensch, die das Interesse der Gruppe sanktionirt hat, so daß der Gott, der die relativen Inhalte in absoluter Gestalt darstellt, einerseits die Rolle der fordernden und gewährenden Gruppe dem Einzelnen gegenüber repräsentirt, andrerseits die ethisch-sozialen Verhaltungsweisen, die der Einzelne zu leisten hat, der Relativität entrückt und in absoluter Substantialität in sich vorstellt. Die Verhältnisse der Menschen zu einander, den mannigfaltigsten Interessen entsprossen, von den entgegengesetztesten Kräften getragen, in die verschiedensten Formen gegossen, gelangen eben auch in den Aggregatzustand, dessen Verselbständigung und Beziehung auf ein außerhalb stehendes Wesen wir Religion nennen — indem sie abstrakt und doch zugleich konkret werden, in welcher Doppelentwicklung eben die Stärke beruht, mit der die Religion auf jene Verhältnisse zurückwirkt. Die alte Vorstellung, daß Gott das Absolute wäre, während alles Menschliche relativ ist, kommt hier zu einem neuen Sinn: es sind die Relationen zwischen

*) Ich entnehme diese Ausführung meiner „Einleitung in die Moralwissenschaft", I. Bd.

Digitized by Google

den Menschen, die in der Vorstellung des Göttlichen ihren substantiellen und idealen Ausdruck finden.

Wenn solche, auf die Fundamente des Weltbildes hinstrebende Untersuchungen sonst der Wunsch begleitet, daß ihr Geltungsbereich nur umfassend genug verstanden werde, so muß hier umgekehrt die Sorge sein, daß die behaupteten Zusammenhänge nicht als Prätendenten auf Nachbargebiete, jenseits ihrer sehr bestimmt gezogenen Grenzen, aufzutreten scheinen. Den historischen Hergang der Religionsschöpfung können sie nicht beschreiben, sondern nur eine ihrer vielen Quellen aufweisen, völlig dahingestellt, ob dieselbe, mit anderen sich begegnend, die gleichfalls den Gebieten des Noch-Nicht-Religiösen entspringen, nun durch den Zusammenfluß mit diesen Religion erzeugt; oder ob diese ihr Wesen und ihren Bestand schon gefunden hat, wenn die hier betrachteten Quellen des religösen Wesens als Nebenflüsse in ihren Strom einmünden — ihre Wirksamkeit ist an keinen bestimmten historischen Moment gebunden. Auch ist Religion als seelische Wirklichkeit ja kein fertiges Ding, keine feste Substanz, sondern ein lebendiger Prozeß, den, bei aller Unerschütterlichkeit überlieferter Inhalte, doch jede Seele und jeder Augenblick selbst hervorbringen muß; gerade in dieser Anforderung, das religiös Gegebne fortwährend in den Fluß des Gefühles zu ziehen, dessen Bewegungen es stets neu zu formen haben, wie die stets wechselnden Wassertröpfchen doch das feste Bild des Regenbogen erzeugen — darin liegt die Kraft und Tiefe der Religion. Deshalb darf ihre genetische Erklärung nicht nur den historischen Ursprung ihrer Traditionen umfassen, sondern auch die Kräfte jeder Gegenwart, die uns, was wir an religiösen Schätzen von den Vätern geerbt haben, erwerben lassen, um es zu besitzen; so daß es in diesem Sinne wirklich „Ursprünge" der Religion giebt, deren Auftreten und Wirksamkeit lange nach der Zeit des „Ursprunges" der Religion liegt.

Wichtiger aber noch, als die Insinuation einer historischen Entstehungstheorie hier abzuwehren, ist es für diese Untersuchungen, jegliche Frage nach der objektiven Wahrheit der Religion von ihren Zusammenhängen auszuschließen. Wenn es gelingt, das Zustandekommen der Religion als eines Ereignisses im Leben der Menschen aus den inneren Bedingungen eben dieses Lebens zu begreifen, so ist insoweit das Problem noch gar nicht berührt, ob die sachliche, außerhalb des menschlichen Denkens gelegne Wirklichkeit das Gegenstück und die Bestätigung jener psychischen Wirklichkeit enthalte oder nicht. So sucht die Psychologie des Erkennens begreiflich zu machen, wieso unser Weltbild ein räumlich ausgedehntes, nach drei Dimensionen sich erstreckendes ist, und überläßt es ganz andersartigen Untersuchungen, auszumachen, ob jenseits unseres Vorstellens eine Welt der Dinge an sich in den gleichen Formen bestehe oder nicht. Freilich mag überall ein Punkt erreicht werden, an dem die Erklärung der inneren Thatsächlichkeit aus bloß inneren Bedingungen nicht mehr zulangt, sondern erst eine äußere Wirklichkeit den Ursachenkreis der inneren zu schließen vermag. Allein diese Möglichkeit oder Nothwendigkeit muß nur denjenigen treffen, der Wesen und Entstehung der Religion in Vollständigkeit ergründen will, nicht aber uns, die wir nur einen der Strahlen, die sich im Fokus der Religion treffen, in seiner Richtung zu verfolgen hatten.

Und endlich das Wichtigste: die Gefühlsbedeutung der Religion, das heißt, die in das innerste Gemüth zurückstrahlende Wirkung der Vorstellungen vom Göttlichen ist völlig unabhängig von allen Annahmen über die Art, wie diese Vorstellungen zustande gekommen seien. Das ist der Punkt des stärksten Mißverständnisses aller historisch-psychologischen Herleitung idealer Werthe. Noch immer empfinden weite Kreise so, als wäre der Reiz eines

Digitized by Google

Ideals entblättert, die Würde eines Gefühls deklassirt, wenn seine Entstehung nicht mehr ein unbegreifliches Wunder, eine Schöpfung aus dem Nichts ist — als ob das Begreifen des Werdens den Werth des Gewordnen in Frage stellte, als ob die Niedrigkeit des Ausgangspunktes die erreichte Höhe des Zieles herabzöge, und als ob die reizlose Einfachheit der einzelnen Elemente die Bedeutsamkeit des Produktes zerstörte, die in dem Zusammenwirken, der Formung und Verwebung dieser Elemente besteht. Das ist die thörichte und verworrene Gesinnung, die die Menschenwürde entheiligt glaubte, weil der Mensch von einer niederen Thierart abstamme; als ob diese Würde nicht auf dem beruhte, was er in Wirklichkeit ist, ganz gleichgültig dagegen, von welchem Anfange aus er es geworden ist; es ist dieselbe, die sich immer dagegen sträuben wird, das Verständniß der Religion aus Elementen heraus zu gewinnen, die für sich noch nicht Religion sind. Grade ihr aber, die die Würde der Religion durch Zurückweisen ihrer historisch-psychologischen Ableitung aufrecht zu erhalten glaubt, wird man Schwäche des religiösen Bewußtseins vorwerfen können. Denn die innere Festigkeit und Gefühlstiefe desselben kann nur eine geringe sein, wenn es sich durch die Erkenntniß seines Werdeganges gefährdet, ja überhaupt nur berührt glauben kann. Denn wie die echte und tiefste Liebe zu einem Menschen durch die nachträgliche Klarheit über ihre Entstehungsgründe nicht angefochten wird, ja, ihre triumphirende Kraft darin zeigt, daß sie den Fortfall all jener einstmaligen Entstehungsgründe ungebrochen überlebt — so wird alle Stärke des subjektiven religiösen Gefühls erst durch die Sicherheit erwiesen, mit der es in sich ruht und seine Tiefe und Innigkeit ganz jenseits aller Ursprünge stellt, auf die die Erkenntniß es zurückleiten mag.

Digitized by Google

Am Wege.

Roman von **Hermann Bang.**

(1. Fortsetzung.)

Während der letzten Tage vor Weihnachten ging es auf der Station sehr heiß zu. Das war ein Bringen und Holen. Niemand wollte auf den Postboten warten.

Die Fräulein Abel sandten kleine Karten mit Glückwünschen ab und fragten nach Packeten.

Fräulein Jensen brachte eine Cigarrenkiste, zu deren Verschluß sie eine ganze Stange Siegellack verbraucht hatte.

„Handarbeiten, Frau Bai," sagte Fräulein Jensen. Diese Handarbeiten waren für ihre Schwester bestimmt.

Frau Bai sagte: „Frau Abel war ja gestern in der Stadt . . ."

„Das war wohl wegen ihrer Zinsen," sagte Fräulein Jensen spitz, „die jetzt ins Haus gekommmen sind . . . sie war so beladen, als sie heimkehrte."

„Das glaube ich wohl. Am Weihnachtsabend . . . Sie sind wohl bei Abels?"

„Nein . . . wir wohnen zwar Thür an Thür, Frau Bai . . . aber Abels denken stets nur an sich . . . Früher bin ich ja zu Weihnachten immer bei Lindes im Pfarrhof gewesen . . . aber Abels" fuhr Fräulein Jensen fort, — „ach nein, nicht Alle sind —"

Frau Bai lud Fräulein Jensen ein, doch bei ihnen am Weihnachtsabend fürlieb zu nehmen.

Am Abend, als Bai von seiner Nachtinspektion eintrat, sagte sie zu ihm: „Matthias". — Bei gewagten Mitteilungen nannte Frau Bai ihren Mann „Matthias" — „ich habe das kleine Fräulein Jensen zum Weihnachtsabend einladen müssen . . . sie kann ja nicht zu Lindes gehen . . ."

„Na — meinetwegen." — Bai haßte den kleinen Perrückenstock, wie er Fräulein Jensen nannte — „ja, wenn Du nur Altejungfern-Gesellschaft haben willst."

Bai ging im Zimmer auf und nieder.

„Will sie nicht zu Abels gehen?" fragte er.

„Das ist es ja gerade — sie haben sie nicht eingeladen, Matthias . . ."

„Ja, daran haben sie bei Gott recht gethan," erwiderte Bai, indem er die Stiefel von sich warf. „Na — das ist ja nun einmal Dein Vergnügen."

Frau Bai war glücklich, daß sie es ihrem Mann gesagt hatte. — —

Fräulein Jensen kam am Weihnachtsabend um halb sechs Uhr mit einem Spahnkorb und ihrem Mops.

Sie bat um Entschuldigung wegen ihres Bel-Ami.

Digitized by Google

„Er ist ja sonst bei Abels — ich lasse ihn ja sonst bei Abels .... aber heute Abend ... das begreifen Sie wohl — hätte ich es sehr ungern gethan ... Aber das arme Vieh stört Niemanden ... denn es ist ein stilles Thier."

Bel-Ami wurde auf einer Decke in der Schlafkammer untergebracht. Dort blieb er. Er litt an Schlafsucht und machte sich nur durch sein Schnarchen bemerkbar.

„Das süße Vieh schläft mit gutem Herzen," sagte Fräulein Jensen, indem sie Manschetten und Kragen aus ihrem Spahnkorb hervornahm.

Bel-Ami war nur beschwerlich, wenn er nach Hause sollte. Er hatte absolut jede Lust zur Bewegung verloren. Bei jedem zehnten Schritt stand er still und heulte, indem er den Schwanz zwischen die Beine kniff.

Wenn es Niemand sah, nahm Fräulein Jensen ihn auf dem Arm und trug Bel-Ami.

Bei Bais wurde um 6 Uhr gegessen. Der „Baum" stand in einer Ecke. Der kleine Bentzen hatte sein Stirnhaar wie einen Hahnenkamm emporgestrichen und trug seinen Konfirmationsrock.

Er aß wie ein Wolf.

Bai füllte fortwährend die Gläser und stieß mit Fräulein Jensen und Bentzen an.

„Na — Prost, Fräulein Jensen. — Prost, mein guter Bentzen — es ist nur einmal Weihnachten im Jahr," sagte er. Er fuhr fort, die Gläser zu füllen.

Der kleine Bentzen wurde roth im Gesicht wie eine Hummer.

„Wir trinken ja wie die Heiden," sagte Fräulein Jensen.

Die Thür zum Bureau stand offen. Der Telegraph hämmerte unablässig.

Die Kollegen wünschten einander ein fröhliches Weihnachtsfest längs der Linie. Bai ging hin und her und antwortete.

„Grüße von mir," sagte Kathinka.

„Fröhliches Fest von Mundstrup," rief Bai vom Apparat.

„Ja," sagte Fräulein Jensen, „das ist es, was ich meinen Schülern immer sage: „Unsere Zeit hat die Entfernung aufgehoben." Das sage ich so oft zu ihnen."

Beim Dessert wurde Fräulein Jensen sehr lebhaft. Sie nickte kindlich sich selbst im Spiegel zu und sagte „Prost!"

Fräulein Jensen trug einen neuen Chignon, den sie sich selbst zu Weihnachten geschenkt hatte. Sie trug jetzt Haare in drei Nuancen.

Fräulein Jensen wurde nach und nach vergnügt über sich selbst.

Nach Tisch, während der Christbaum angezündet wurde, versuchte der kleine Bentzen in der Küche über Marie, das Dienstmädchen, Bock zu springen.

Kathinka bewegte sich sehr ruhig und ließ sich gute Zeit beim Anzünden des Baumes. Sie wollte wohl auch ein wenig allein sein.

„Gott mag wissen, ob Huus unser Packet bekommen hat," sagte sie. Sie stand auf einem Stuhl und zündete mit einer Wachskerze die Lichter an.

Im letzten Augenblick nahm sie ein Fichu von ihrem Tisch — sie hatte es von einer ihrer Schwestern bekommen — und legte es für Fräulein Jensen hin. Es sah so ärmlich aus auf Fräulein Jensens Platz; sie theilte das Sopha mit dem kleinen Bentzen.

Kathinka öffnete die Thür zum Bureau, und alle kamen zum Baum herein.

Sie gingen umher und besahen ihre Geschenke und dankten halb ver-

Digitized by Google

schämt. Fräulein Jensen holte kleine Packete in Seidenpapier aus ihrem Spahnkorb und legte sie ringsherum auf die Plätze.

Marie, das Mädchen, trat ein, sie trug eine weiße Schürze. Sie ging mit ihren eigenen Geschenken im Arm herum und befühlte die Gegenstände.

Der Achtuhrzug wurde expediert, und sie saßen wieder in der Stube. Der Christbaum brannte noch immer in seiner Ecke.

Es war sehr warm und die hellen Lichter am Baum verbreiteten einen unangenehmen Duft.

Bai kämpfte fast mit dem Schlaf und sagte: „Man wird schachmatt von all dem Festieren, Fräulein Jensen. Die Weihnachtsfreude sättigt," fügte er hinzu.

Sie waren alle schläfrig und sahen nach der Uhr. Die beiden Damen begannen immer wieder von den Geschenken zu sprechen und wie dieselben gearbeitet seien.

„Ich glaube, ich werde hineingehen und sehen wie man die Welt regiert hat:" Er schlüpfte in sein Bureau. Der kleine Bentzen saß auf einem Stuhl unter dem Pfeifenbrett und schlief.

Die beiden Damen blieben allein, sie saßen in einer Ecke am Klavier vor dem Baum und waren sehr schläfrig.

Sie waren einen Augenblick eingeschlummert und fuhren bei einem Knistern am Baum erschreckt auf. Einer der Zweige brannte.

„Die Lichter sind bald heruntergebrannt," sagte Kathinka, indem sie das Feuer löschte.

Die Lichter begannen nach und nach auszubrennen und der Baum wurde dunkel. Sie saßen wieder ganz wach da und blickten auf den erloschenen Baum — nur ein paar Lichter brannten noch schwach.

Sie wurden beide von derselben stillen Schwermuth ergriffen, indem sie die letzten kleinen Lichter ansahen, denn es war ihnen, als ob diese den dunklen, toten Baum nur noch mehr hervorhoben.

Fräulein Jensen begann zu sprechen . . . Anfangs hörte Kathinka kaum, was sie sagte; sie hing ihren eigenen Gedanken nach über ihr Heim und über Huus.

Kathinka wußte nicht, weshalb sie den ganzen Abend soviel an Huus gedacht hatte — während der ganzen Zeit war er nicht aus ihren Gedanken gewesen.

Während der ganzen Zeit. — —

Sie nickte Fräulein Jensen zu und that, als ob sie zuhöre.

Fräulein Jensen sprach von ihrer Jugend und fing dann urplötzlich an, die Geschichte ihrer Liebe zu erzählen. Sie war bereits mitten in der Erzählung, als Kathinka erst aufmerksam wurde und sich darüber wunderte, wie Fräulein Jensen dazu kam, dies jetzt und gerade ihr zu erzählen . . .

Es war die ganz einfache Geschichte einer Liebe, die nicht erwiedert wurde. Sie hatte geglaubt, sie sei es, die er erkoren, und dann war es ihre Freundin gewesen.

Fräulein Jensen sprach halblaut in einem und demselben ruhigen Ton. Das Taschentuch hatte sie in der Hand und mitunter schluchzte sie ein wenig und führte es über die Wangen.

Kathinka wurde nach und nach gerührt. Dann dachte sie daran, wie die kleine, runzelige Person wohl in ihrer Jugend ausgesehen haben mochte . . . vielleicht hatte sie doch eine nette, kleine Figur gehabt.

Und jetzt saß sie hier verlassen und allein.

Kathinkas Herz wurde ganz beklommen und sie ergriff Fräulein Jensens Hände und streichelte sie sanft.

Digitized by Google

Das alte Fräulein weinte heftiger unter dieser Liebkosung; Kathinka fuhr fort, ihre Hände zu streicheln.

Die letzten Lichtstumpfe brannten herab und nunmehr stand der Christbaum ganz finster da.

„Und doch muß ein einsames Weib sich durchs Leben schlagen," sagte Fräulein Jensen, „gleichviel welche Schlingen man ihrem Fuße auch legt."

Fräulein Jensen war wieder bei dem Prediger und seinen „Worten" angelangt.

Kathinka ließ Fräulein Jensens Hand los . . . Es schien ihr, als sei es ganz kalt und unheimlich um den erloschenen Baum geworden.

Bai schlug die Thür zu dem hell erleuchteten Bureau auf. Es war ein reitender Bote gekommen, der ein Packet von Huus brachte.

„Die Lampe, Marie!" rief Kathinka und lief in das Bureau mit dem Packet.

Dieses enthielt einen sehr fein gehäckelten Shawl mit Goldfäden darin — einen großen Shawl, der zusammengelegt doch nur wenig Raum einnahm. — Kathinka stand starr mit dem Shawl in der Hand; sie freute sich gar sehr darüber. Sie hatte einen ganz ähnlichen gehabt, der vor einigen Wochen versengt worden war . . .

Aber dieser war viel feiner . . .

Und blieb immer noch mit dem Shawl in der Hand stehen.

Bai war jetzt wieder munter. Er hatte das Festmahl ausgeschlafen und sie tranken alle einige Gläser echten Rum im Thee.

Der kleine Bentzen wurde so selig, daß er nach seiner Kammer lief und einige Gedichte holte, die er auf viele kleine Stückchen Papier, hinten auf alte Tarife und Rechnungstabellen geschrieben hatte.

Er las sie laut vor, sodaß Bai sich vor Lachen auf den Magen schlug. Kathinka saß da und lächelte, in Huus' feinen Shawl gehüllt.

Fräulein Jensen spielte schließlich einen Tiroler Walzer und der kleine Bentzen eilte in die Küche hinaus und walzte mit Marie, bis sie stöhnte.

Sie mußten alle helfen, Bel-Ami aus dem Schlaf zu erwecken, als Fräulein Jensen nach Hause gehen wollte; er wollte durchaus nicht von seiner Decke und Bai trat ihn auf den Schwanz, als Fräulein Jensen sich umdrehte.

Der kleine Bentzen sollte sie nach Hause bringen, aber Fräulein Jensen, die sonst im Dunkeln so ängstlich wie ein Hase war, wollte allein gehen.

Fräulein Jensen mochte ihren Bel-Ami nicht tragen, wenn es Jemand sah.

Sie gaben ihr alle das Geleite bis zur Perronthüre und riefen „Fröhliche Weihnacht! Fröhliche Weihnacht!" hinaus über die Hecke.

Bel-Ami heulte mitten auf dem schneebedeckten Wege. Er rührte sich nicht von der Stelle.

Als Fräulein Jensen sah, daß sie alle wieder ins Haus getreten waren, beugte sie sich hinab und nahm Bel-Ami unter den Arm.

Fräulein Jensen war wie eine Eskimofrau eingehüllt, als sie in der Christnacht heimwärts ging.

Kathinka öffnete die Fenster in der Wohnstube, sodaß die schneidende Luft hereinströmte.

„Hm, die kleine Kruse!" sagte Bai. Er war ganz erfreut darüber, die kleine Jensen heute Abend bei sich gehabt zu haben.

„Die Aermste!" sagte Kathinka. Sie blieb am Fenster stehen und sah über die weißen Felder in die Nacht hinaus.

„Man sollte nicht glauben, daß Du über Husten klagst," sagte Bai. Er schloß die Thür zum Schlafzimmer.

Digitized by Google

Bentzen ging über den Perron nach seiner Kammer.

„Sie nahm den Mops auf," sagte er. Er hatte sich hinter der Hecke verborgen, um diese Begebenheit zu sehen. „Fröhliche Weihnacht, Frau Inspektor . . ."

„Fröhliche Weihnacht, Bentzen!"

Es wurden einige Thüren geschlossen und dann war es ganz still.

Nur hin und wieder vernahm man ein Sausen in den Telegraphendrähten.

* * *

Kathinka stand draußen und fütterte die Tauben, ehe sie in die Küche ging. Der Himmel war hoch, die Luft ruhig und vom Walde her ertönten die Glocken. Ringsumher auf den weißen Feldern sah man die Bauern, die auf den gebahnten Wegen einer nach dem anderen zum Opfer nach der Kirche gingen.

Sie warteten in Gruppen vor der Kirche und wünschten einander ein fröhliches Fest. Die Frauen reichten sich die Spitzen der Finger und flüsterten mit einander.

Dann standen sie still und blickten sich gegenseitig an, bis eine Neue in ihren Kreis trat.

Bais kamen etwas spät, und die Kirche war schon voll. Kathinka nickte Huus, der dicht an der Thür stand, einen „Weihnachtsgruß" zu, und begab sich dann auf ihren Platz.

Sie theilte den Kirchenstuhl mit Abels dicht hinter der Familie des Pastors.

Die Küken der Witwe Abel verschwanden in Schleiern und phantastischen Schleifen.

Frau Linde hatte an den großen Opfertagen die Augen sozusagen im Nacken. Sie „kleidete" sich und ihr Fräulein Tochter für die Eingänge an den Opfertagen und für die als Opfer geschenkten jungen Kälber.

Das Fräulein ging nie in die Kirche, wenn ein Tellerwalzer am Altar stattfand.

Die Bauern sangen die alten Weihnachtslieder und nach und nach fiel Groß und Klein mit ein. Es klang so stark und so fröhlich unter den Gewölben. Die Wintersonne schien durch das Fenster auf die weißen Wände. Der alte Linde sprach von den Hirten auf dem Felde und von den Menschen, denen heute der Heiland geboren sei, in einfachen schlichten Worten, die als Friedensbotschaft auf die Einfalt seiner Zuhörer wirkten.

Kathinka blieb in der festlichen Weihnachtsstimmung, während der Opferzug der Bauern sich in langer Reihe um den Altar hinzog. Die Männer gingen steif und schwer auf den Fliesen und kehrten auf ihren Platz zurück, ohne eine Miene verzogen zu haben.

Die Frauen gingen geniert und mit gerötheten Wangen, starr auf das zusammengelegte Taschentuch schauend, vorüber.

Frau Lindes Augen hafteten unablässig auf den ausgestreckten Händen am Altar.

Frau Linde war seit fünfunddreißig Jahren Predigerfrau und an unzähligen Opfertagen war sie anwesend gewesen. Sie sah es den Händen an, wieviel jeder erlegte.

Diese Hände kommen mit einer anderen Bewegung aus den Taschen, wenn sie wenig und wenn sie viel auf den Altar niederlegten.

Frau Linde schlug die Opfer auf die eines Mitteljahres an.

Digitized by Google

Vor der Kirche trafen Bais den Verwalter. Man athmete in der frischen Luft wieder auf und allgemein wünschte man sich von Neuem ein fröhliches Weihnachtsfest.

„Der Pastor" kam mit dem Opfergeld in einem zusammengebundenen Taschentuche, und alle grüßten und knixten.

„Nun, Fräulein Jensen, dann wünschen wir einander wohl fröhliche Weihnachten," sagte der „alte Pastor."

Kathinka ging mit Huus durch die Kirchhofspforte. Bai blieb mit dem Gutsbesitzer Kjär ein wenig zurück, sodaß die beiden ersteren allein auf dem Wege dahin gingen.

Die Sonne schien über die hell glitzernden Felder; hier und dort auf den Höfen hatte man Flaggen aufgezogen.

Ringsumher zogen die Kirchgänger in Schaaren heim. In Kathinkas Ohren ertönten noch die Weihnachtslieder, sie fühlte alles wie eine frohe Festlichkeit.

„Weihnachten ist ein schönes Fest," sagte sie.

„Ja," sagte Huus, indem er seine ganze Ueberzeugung in dieses „Ja" hineinlegte. „Und der Prediger sprach auch recht schön," fügte er nach einer Weile hinzu.

„Ja", sagte Kathinka, „es war eine schöne Predigt."

Sie gingen eine Strecke, dann sagte Kathinka: „Aber ich habe Ihnen noch gar nicht gedankt für den Shawl . . ."

„O — keine Ursache!"

„Freilich! ich habe mich so gefreut . . . Ich hatte früher einen ähnlichen Shawl und der ist halb verbrannt."

„Ja, das wußte ich . . . Sie trugen den Shawl an dem Tage, als ich ankam!"

Kathinka wollte erwidern: „Wie ist es möglich, daß Sie das sahen?" — aber sie sprach es nicht aus. Sie wußte auch nicht, weßhalb sie plötzlich erröthete und zum ersten Male merkte sie, daß sie nichts sagte und doch nach etwas suchte, um das Stillschweigen zu unterbrechen.

Sie kamen hinab zum Walde und die Glocken der Filialkirche ertönten. Es war, als ob die Glocken heute garnicht zu klingen aufhören wollten.

„Sie gehen doch mit uns," sagte Kathinka, „und stören uns nicht das Weihnachtsfest."

Sie standen auf dem Perron und hörten dem Glockengeläute zu, während sie auf Bai warteten.

Huus blieb während des ganzen Tages.

Als Bai sich zu Tisch setzte, der im Schmuck des glänzend weißen Damasttischzeuges und der vielen Glasschalen erglänzte, sagte er: „Ja — man hat es am besten in der Familie."

Der kleine Bentzen rief: „Ja!" und lachte vor Vergnügen.

Huus sagte nichts. Er saß, wie Kathinka zu sagen pflegte, nur da und schaute freundlichen Blickes drein.

Und während des ganzen Tages ruhte eine stille Freude über dem Hause.

Abends spielten sie Whist. Der kleine Bentzen war der vierte Mann. — —

Im Pfarrhof nahm man das Opfergeld aus den Papieren und zählte es. Frau Linde war enttäuscht. Das Opfer war bedeutend *unter* einem Mitteljahr.

„Woher kommt das, Linde?" fragte sie.

Der Pastor sah nachdenklich auf die vielen *kleinen* Münzen.

Digitized by Google

„Woher kommt das? Die Leute glauben wir können wie die Lilien leben . . .“

Frau Linde machte eine Pause und zählte zum letzten Mal die ganzen Kronenstücke.

„— mit Familie,“ schloß Frau Linde.

„Na, mein Kind,“ sagte der alte Linde, „laß uns wenigstens dem Herrn danken für die Kapiteltaxe des Zehnten.“

Das Pfarrerfräulein und Pastor Andersen amüsirten sich damit, die Möbel im Salon umzustellen. Sie spielten Croquet damit.

„Ich hüte mich, Mutter nahe zu kommen,“ sagte Fräulein Agnes. „Alle unedlen Elemente sind an den großen Opfertagen bei Mutter in Aufruhr.“

* * *

Das Weihnachtsfest verrann, Kathinka meinte seit lange, seitdem sie daheim bei ihrer Mutter gewesen war, keine so schöne, gemüthliche Weihnachtszeit verlebt zu haben. Nicht weil etwas Besonderes oder mehr als sonst geschehen war: sie waren mit Huus bei Lindes und einigen anderen Leuten gewesen und Fräulein Linde und der Kaplan kamen eines Abends mit Kjär und Huus zu ihnen. Die Fräulein Abel waren zum Nachmittagszug dagewesen und wurden auch ins Haus gebeten und nach dem Achtuhrzug tanzten sie im Wartesaal und sangen dazu.

Etwas Besonderes war also nicht geschehen, aber es war, als ob alles einen so glücklichen Verlauf genommen hätte.

Der Einzige, der etwas „murrte“, war Huus gewesen. Er saß während der letzten Zeit oft in Gedanken versunken da.

„Huus,“ sagte Kathinka, „schlafen Sie?“

Huus fuhr aus seinen Gedanken auf.

Bai wurde von der allgemeinen Zufriedenheit im Hause völlig angesteckt.

„Einen verteufelten Einfluß kann doch das Wetter haben,“ sagte er, als er auf dem Perron stand und den Nachmittagszug expediert hatte.

„Fühle mich bei Gott verdammt wohl in dieser Zeit — erstaunlich wohl . . .“

Und ihre Ehe war während dieser Zeit wie verjüngt, und die Jahre waren gleichsam vergessen. Das äußerte sich jedoch keineswegs auf gewaltsame, hitzige Weise, sondern in Vertraulichkeit und Zufriedenheit.

Es war am Sylvesterabend gegen zwölf Uhr. Bais waren noch auf, um das neue Jahr mit einem Glas Wein zu begrüßen.

Da ertönte ein gewaltiger Lärm an der Einfriedigung . . .

„Was zum Kuckuck!“ rief Bai; er so wie auch Bentzen, mit dem er Sechsundsechzig spielte, fuhren zusammen. „Peter könnte das Pulver lieber sparen.“

Es klopfte an's Fenster und Huus Stimme rief: „Prosit Neujahr!“

„Was zum Teufel — ist das Huus,“ sagte Bai, indem er aufstand.

„Ich dachte es mir gleich,“ sagte Kathinka. Sie hatte von dem Geräusch Herzklopfen bekommen.

Bai ging hinaus und schloß auf. Huus hielt draußen im Schlitten.

„Aber kommen Sie doch herein und trinken Sie ein Glas aufs neue Jahr.“

„Guten Abend, Huus,“ rief Kathinka, die in der Thür erschien. „Wir trinken doch auf ein glückliches neues Jahr.“

Sie banden das Pferd im Waarenschuppen an und Kathinka gab ihm

Digitized by Google

Brod. Sie leerten die Gläser als es zwölf schlug und beschlossen, bis zum Nachtzug aufbleiben zu wollen, der um zwei Uhr vorüberfuhr.

„Spiele ein Stück, Tik," sagte Bai.

Kathinka spielte eine Polka und Bai brummte dazu. „Ja," sagte er, „man war seiner Zeit ein tüchtiger Tänzer, nicht wahr, Tik?" Er kitzelte sie am Halse.

Sie gingen auf den Perron hinaus. Der Himmel war finster, zum ersten Mal seit langer Zeit. „Es giebt mehr Schnee," sagte Bai. Er nahm ein wenig losen Schnee auf und warf ihn dem kleinen Bentzen ins Gesicht. Es entstand eine Weile ein allgemeines Gefecht.

„Da haben wir den Zug," rief Bai, als man fernes Brausen vernahm, „verdammt dunkel, heute Abend."

Das Geräusch näherte sich. Jetzt ging die Lokomotive über die Brücke, das kleine Licht kam näher und wuchs; dann brauste die Lokomotive gleich einer großen, helläugigen Bestie aus dem Dunkeln hervor und sie standen alle vier still, während der Zug schnell vorüberfauste, — Dampf hinter sich zurücklassend. Aus den Wagen fiel Licht über den Schnee.

Lärmend eilte der Zug hinaus in die Finsterniß.

„Hm," sagte Kathinka, „so gehn wir ins neue Jahr hinein." Sie hatten einige Minuten schweigend dagestanden.

Sie lehnte sich an ihren Mann und strich ihr Haar an seiner Wange.

Bai war von der Situation ergriffen. Er beugte sich hinab und küßte sie.

Der Zug brauste in der Ferne. Sie wandten sich alle um und traten ins Haus.

Huus war grausam gegen das Pferd, als er im Schlitten heimfuhr. Es mußte die Peitsche fühlen und Flüche obendrein.

Finster war es und es begann sich ein Sturm zu erheben.

Kathinka konnte nicht schlafen, sie weckte Bai.

„Bai!" rief sie.

„Was giebt's?" fragte er, indem er sich im Bette umdrehte.

„Es ist ein böses Wetter . . ."

„Na — wir befinden uns ja nicht auf dem Wasser," sagte Bai schlaftrunken.

„Aber es ist ein fürchterliches Schneegestöber," sagte Kathinka. „Glaubst Du, daß Huus jetzt zu Hause sein kann, Bai?"

„Ach was. — Unsinn!"

Bai schlief wieder ein.

Aber Kathinka schlief nicht. Sie war besorgt um Huus, der sich in diesem argen Wetter auf dem Heimweg befand . . . Es war so finster — und er war ein Neuling in der Gegend.

Wie sonderbar zu denken, daß erst drei Monate verflossen waren, seit Huus hierher gekommen war . . .

Ob er wohl jetzt schon zu Hause war? . . . Kathinka lauschte wieder nach dem Sturm, der immer mehr zunahm . . . Er war heute Abend auch betrübt gewesen — hatte so still dagesessen — sie kannte ihn — er hatte so niedergeschlagen ausgesehen. . . Etwas mußte ihn bedrücken.

Es bedrückte ihn etwas in der letzten Zeit . . . Aber wenn er jetzt nicht zu Hause war — dann — das Unwetter nahm immer mehr zu.

Kathinka schlummerte ein und schlief neben ihrem Mann.

Am zweiten Neujahrstage fand eine Gesellschaft im Pfarrhause statt. Die halbe Gegend erschien und es war ein Geplauder und ein Ge-

Digitized by Google

murmel durch alle Zimmer bis in die Gänge hinaus. So ging es immer zu, alle Welt sprach lebhaft, wenn man in's Pfarrhaus kam.

Die Familie Abel kam, als das Sprüchwörterraten begonnen hatte. Sie kamen stets zu spät.

„Die Zeit enteilt uns," sagte Frau Abel, „wir können uns niemals von unserem Neste trennen."

Wenn die Fräulein Abel in Gesellschaft wollten, gingen sie vom Mittag an im Frisiermantel umher und zankten sich. Frau Abel mußte sich dann in der letzten Minute ankleiden und sah immer aus, als ob ein Sturm sie heimgesucht hätte.

Man spielte Sprüchwörterraten, sodaß nicht der geringste Gegenstand in irgend einem Kleiderschrank im Pfarrhof unberührt blieb.

Fräulein Agnes machte einen dicken Mann in den Hosen eines Käthners und dann einen Grönländer mit Kathinka als Grönländerin.

„Schöne Frau," sagte sie zu ihr, „Sie sind durchaus nicht prüde."

Sie tanzten den grönländischen Tanz Pingasut, sodaß Kathinka ganz wirr im Kopfe wurde, aber sie war so vergnügt, daß sie fast übermüthig wurde.

Ida die Jüngste gehörte zur anderen Partei. Bei dieser handelte es sich immer um einen Harem oder um einen großen Badeort. Aber wo auch immer es war, Ida die Jüngste wurde allemal von einem hagern, blonden Sekondelieutenant umarmt und gedrückt.

In den Thüren standen die älteren Herrschaften beisammen und sahen dem Spiele zu. Vor den Fenstern des Saales im Garten standen der Großknecht, zwei Käthner und die Knechte und lachten über ihr „fesches" Fräulein.

Der alte Pastor Linde ging von der einen Gruppe zur anderen:

„Sie amüsieren sich, sie amüsieren sich," sagte er, indem er zu den älteren Herrschaften hintrat.

Frau Abel blickte dem Pastor nach; sie saß neben der Frau des Müllers.

„Nicht wahr — hier ist es lebhaft."

„Ja," erwiderte die Frau des Müllers, „ein lebhafter Pfarrhof," und dabei legte sie auf das Wort „Pfarr" einen streng klingenden Nachdruck.

Ihre Tochter Helene stand neben der Mutter. Sie wollte am liebsten nichts mit dem Spiel zu thun haben.

Der Müller hatte sich ein neues Wohnhaus gebaut und strebte vorwärts. Dort gab man jährlich zwei Gesellschaften, bei denen die Leute im Kreise umher saßen und die neuen Möbel anschauten. Dort blieb alles neu.

Auf allen Möbeln befanden sich Decken und Gegenstände, die Fräulein Helene gearbeitet hatte.

Alltäglich wohnte die Familie in einem Zimmer in dem alten Wohnhaus. Einmal in der Woche wurde in dem neuen Hause geheizt, damit die Möbel nicht leiden sollten.

Fräulein Helene war das einzige Kind. Sie war von Fräulein Jensen mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in fremden Sprachen erzogen worden, sie war die eleganteste Dame der ganzen Gegend mit ausgeprägtem Geschmack für Goldschmuck. Zu allen Toiletten trug sie innerhalb der vier Wände graue Filzschuhe und weiße, baumwollene Strümpfe.

In Gesellschaft war sie leicht verletzt und stellte sich neben ihre Mutter mit einem süßsauren Gesicht.

„Ja," sagte Frau Abel, „meine Küken finden es hier ja mitunter zu lebhaft. . ."

„Mama," sagte Ida die Jüngste, „gieb mir Dein Taschentuch. — —"

Digitized by Google

„Sogleich. . .“ Ida die Jüngste nahm es etwas unsanft aus den Händen der Mutter.

Ida sollte mit der Nachtmütze spielen nnd hatte entdeckt, daß ihr eigenes Taschentuch etwas defekt war.

„Sie sind so eifrig beim Spiel,“ sagte Frau Abel zur Frau des Müllers.

Das Sprüchwortspiel war zu Ende und vor dem Abendtisch spielte man noch schnell „Blindekuh.“ Es herrschte ein Gekreische im Saal und ein Stürmen, sodaß der alte Kachelofen sich unter demselben neigte.

„Der Ofen!“ schrieen sie. „Der Ofen!“

„Hier — hier!“

Ida die Jüngste war so ermattet, daß sie auf einen Stuhl sank. Sie vermochte vor Herzklopfen nicht zu athmen: „Fühlen Sie,“ sagte sie, indem sie die Hand des Lieutenants auf ihre Brust legte, — „Wie mein Herz klopft.“

Kathinka war die Blindekuh und wurde rund herum gedreht, sodaß sie kaum zu stehen vermochte.

„Nein — sehen Sie doch die schöne Frau,“ rief Fräulein Agnes. „Hier hier!“ — —

Kathinka fing Huus.

„Wer ist da?“

Sie beugte sich vor und befühlte sein Haar: „das ist Huus!“ rief sie.

Der alte Pastor Linde klatschte in die Hände, womit er anzeigen wollte, daß man zu Tisch gehen sollte.

„Huus,“ sagte Kathinka, „was ist Ihnen? . . . Fehlt Ihnen etwas?“

„Wie kommen sie darauf?

„Sie sind während der letzten Zeit — nicht — so fröhlich . . . wie früher . . .“

„Mir fehlt nichts, Frau Bai . . .“

„Und ich,“ sagte Kathinka, „bin gerade so außerordentlich fröhlich.“

„Ja,“ sagte Huus, „das sieht man.“

Bai kam vom Spieltisch: „Aber mein Gott, wie siehst Du aus?“ sagte er.

Kathinka lachte: „Ja — wir haben einen grönländischen Tanz aufgeführt.“

Huus führte sie zu Tisch.

Der Inspektor schnappt Ida die Jüngste dem Lieutenant weg, der mit dem Sohn des Schullehrers hinter ihm geht.

„Hansen,“ sagt der Lieutenant, „wer ist das Mädchen?“ . . .

„Ach die Mutter, die schiefe, dort mit dem Pastor, die lebt hier . . . auf dem Hofe, auf dem Altentheil.“

„Verteufeltes Mädchen!“ sagt der Lieutenant. „Sie hat bei Gott eine forsche Büste . . .“

Alle hatten sich gesetzt. Der Pastor saß am Tischende. Er brachte während des Essens zwei Toaste aus „auf die Abwesenden“ und „auf den guten Geist in der Gesellschaft“. Diese beiden Toaste waren mit denselben Worten während siebenzehn Jahre im Pfarrhof ausgebracht worden. Schließlich wurde ein Kranzkuchen mit Knallbonbons herumgereicht. Der Pastor knallt mit Fräulein Jensen.

Der Lieutenant hat einen Stuhl neben Ida der Jüngsten eingeschoben und dort ist der Platz so eng, daß sie sich fast auf dem Schoß sitzen.

Man kann kein Wort verstehen, denn alle lachen und knallen und lesen die Devisen laut vor.

Digitized by Google

„Ja," sagt der alte Linde, „das ist die Jugend."

„Huus, jetzt kommen wir," sagt Kathinka indem sie ihm einen Knallbonbon hinreicht.

Huus faßt an. „Sie haben die Devise," sagt Kathinka. Huus liest das kleine Papier: „Dummer Schnack," sagt er, indem er es zerriß.

„Aber Huus — was stand denn darauf?" . . .

„Alle Konditorgehülfen schreiben von Liebe," ruft Ida die Jüngste über den Tisch.

„Fräulein Ida," sagt der Lieutenant, „wollen wir beide?"

Ida die Jüngste dreht sich um und knallt mit dem Lieutenant: „Mein Gott — das ist doch unpassend," ruft sie. Sie hatte eine Devise erhalten, in der von Küssen die Rede war und welche der Lieutenant mit dem kleinen Knebelbart dicht an Idas Wangen vorlas.

Man schiebt die Stühle ein wenig vom Tisch ab und die Damen fächeln sich mit den Servietten. Die Jungen sind von der Hitze und dem Milchpunsch, der in großen grauen Kannen herumging, warm geworden.

Ein kleiner, nüsterbleicher Student läßt daß partriarchalische Heim des Pastor Linde hoch leben und alle erheben sich und rufen: „Hurrah!", der kleine Student stößt noch besonders mit dem Pastor an.

„Sie kleiner „roter" Mensch," sagt der alte Linde, „trinken Sie auf mein Wohl! . ."

„Man kann ja Achtung vor den Personen haben," sagt der kleine Nüsterbleiche.

„Ja, ja," sagt der alte Linde, „ja, ja . . . Ja, die Jugend muß doch etwas zu bekämpfen haben, meine gute Frau . . ."

Frau Abel wurde von ihrer Ida in Anspruch genommen. Diese ist so lebhaft, sie liegt fast in den Armen des Lieutenants.

„Ja, Ew. Hochehrwürden," sagt sie.

„Ida mein süßes Kind (aber das süße Kind hört es nicht,) Ida — stoße doch einmal mit Deiner Mutter an," sagt Frau Abel.

„Hoch!" rief Ida die Jüngste . . . „Lieutenant Nielssen" — sie reicht ihm ihr Glas — „stoßen Sie mit Mama an."

Die Wittwe Abel lächelt: „O — o — was meine Ida doch für Einfälle hat . . ."

Der kleine Student will wissen, ob Fräulein Helene die Werke des Dichters Schandorf gelesen hat . . .

Fräulein Helene liest die „Lesemappe."

„Schandorf hat Vorzüge — aber ihm fehlt der große Blick." Der kleine Student fühlt sich veranlaßt, zu sagen, daß Gjellerup sein Dichter sei:

Fräulein Helene erinnert sich nicht, ob Herr Gjellerup sich in der Lesemappe befindet.

„Bei ihm findet man die großen Gesichtspunkte," fährt der Student fort, „die Wissenschaft in der Poesie . . . Ich nenne ihn die echteste Frucht unseres mächtigen Brandes . . . der Geistesfreiheit . . ."

„Brandes, meinen Sie den Juden?" fragte Fräulein Helene. Auf der Mühle — gab es keine andere Vorstellung von „Geistesfreiheit."

Der Student kommt auf den großen Darwin zu sprechen.

Bai hat etwas gesagt, worüber Fräulein Jensen ganz rot geworden ist.

„Sie sind sehr schlimm," sagt die kleine Jensen, indem sie ihn auf die Finger schlägt.

„Aber Huus," sagt Kathinka, „man muß ja das Leben nehmen, wie es fällt . . . und . . ."

Digitized by Google

„Und?"

„Und eigentlich ist doch das Leben so voll von Glück . . ."

„Aber Herr Lieutenant . . . Sie sind häßlich . . ."

Der alte Pastor Linde sitzt an seinem Tischende mit gefalteten Händen und nickt mit dem Kopfe.

„Gesegnete Mahlzeit!" ruft er, indem er sich erhebt.

Alle erheben sich und es entsteht ein Geräusch und ein Wirrwarr von Rufen: „Gesegnete Mahlzeit!" Drinnen im Saal war Agnes bereits am Klavier: es soll getanzt werden.

„Ich weiß nicht, ob Du Ida gesehen hast," sagt Luise die Aelteste zur Mutter. „Man muß in die Erde sinken über sie."

Ida die Jüngste bildet mit dem Lieutenant das erste Paar.

„Aber jetzt recht lebhaft," ruft Fräulein Agnes vom Klavier her. Sie spielt „Auf meinem Kanapee," sodaß es in den Saiten klirrt.

Bai tanzt mit Kathinka, bis sie die Runde durch die Zimmer machen, einander an der Hand haltend galoppieren sie durch die Thüren.

Der alte Linde ist an der Spitze mit der stöhnenden Jensen.

„Linde! Linde!" ruft seine Frau. „Denke doch an Deine alten Beine."

Fräulein Agnes schlägt auf die Tasten, so daß es dröhnt.

„Ach mein Gott — ich sterbe," sagt Helene aus der Mühle . . .

Plötzlich wird die Kette gesprengt und athemlos sinken die Paare auf die Plätze ringsumher.

„Puh — das macht warm," ruft Bai dem Lieutenant zu, indem er sich die Stirn trocknet. . . „Ob wir wohl ein Glas Bier finden werden?"

Der Lieutenant ist mit dabei. Sie gehen durch die Zimmer. Im Eßzimmer stehen die Flaschen in einem Fenster aufgestellt.

„Ist das hiesiges Bier?" fragt der Lieutenant.

„Nein, das ist Karlsberger."

„Nun, dann bin ich dabei. . ."

„Hier ist eine hübsche Ecke," sagt Bai. Sie gingen in das Studierzimmer des Pastors, ein kleines Zimmer mit Oehlschlägers und Mynsters gesammelten Schriften auf grün gestrichenen Regalen und Thorwaldsens Christus über dem Schreibtisch.

Sie setzen sich mit den Bierflaschen an den Tisch.

„Ja — ich merkte es sehr wohl," sagt Bai, „um was es sich handelte. . . aber ich dachte — laß ihm nur das Vergnügen. . . dachte ich — und auch ihr."

„Ja — ein verteufeltes Mädchen. . . sie hat bei Gott eine forsche Büste — und schmiegt sich brillant an, wenn sie tanzt. . . Inspektor."

„Was zum Teufel sollte sie auch anders thun — das arme Mädchen?" erwiderte Bai, indem er sein Glas leert.

„Aber was für ein Mädchen ist die da?" fragt der Lieutenant weiter. Er meinte Fräulein Agnes. . .

„Ein nettes Mädchen," sagte Bai, „aber mit der ist nichts zu machen," sagte er, „eine Freundin meiner Frau."

„Ach so," sagt der Lieutenant. . . „ja, ich dachte es mir schon: eine Plaudertasche, trockene Race, — kennen die Sorte — —"

Die Konversation ging ins Allgemeine über. „Diese Dorfmädchen — im Ganzen genommen," meinte der Lieutenant, „sind gut genug . . . ich meine . . . aber — sehen Sie, Inspektor — keine Bildung . . . nein — Stadtmädchen — wissen Sie — das ist doch etwas ganz anderes."

Der Lieutenant hatte „etwas gefunden." — —

Digitized by Google

„Sehen Sie — man wohnt ja im Quartier. . . dort haben sie ja das Schloß hin gelegt — man muß ja dort wohnen. . . So recht mitten drin!"

„Aber was sind das für Mädchen?" fragte Bai.

„Kecke kleine Mädchen — bei Gott kecke kleine Mädchen. . ."

„Ja — ich weiß es ja nicht. . . man ist ein verheiratheter Mann, Lieutenant . . . Wenn man auch ein paar Tage drüben ist, so sind es ja nur bloße Scheingerichte . . . Scheingerichte," wiederholte er noch einmal.

„Glauben Sie mir, kecke Mädchen," sagte der Lieutenant, „gebildete Mädchen" . . .

„Aber man sagt, sie gehen nach Rußland."

„Ja, das sagt man . . ."

Pastor Linde trat ein: „Na — Sie sitzen hier, Inspektor," sagte er, indem er durch das Zimmer ging.

„Ja, Herr Pastor, wir sitzen hier und philosophieren ein wenig in aller Stille . . . bei einer gestohlenen Flasche Bier."

„Genieren Sie sich nicht. — Nicht wahr, hier ist es gemüthlich?" sagte der Pastor, indem er sich in der Thür nochmals umdrehte. „Drinnen spielen sie Pfänderspiele."

Bai und der Lieutenant gingen hinein zum Pfänderspiel. Sie waren gerade dabei, in den Brunnen zu fallen. Der kleine Student mit der echtesten Frucht kniete vor Kathinka.

„Jetzt wird geküßt," rief Fräulein Agnes.

Kathinka reichte ihre Wange hin damit die „Frucht" sie küssen könne. Er war ganz roth im Gesicht und kam nur dazu, ihr die Nase zu küssen. Kathinka lachte und klatschte in die Hände. „Ich falle . . . ich falle . . . vor Huus," sagte sie.

Huus kam hin zu ihr und beugte sich hinab. Er küßte sie aufs Haar.

„Ich falle vor Fräulein Jensen," sagte er, indem seine Stimme überschnappte, als ob er heiser sei.

Fräulein Jensen dachte noch an den Kuß, als sie daheim ins Bett zu Bel-Ami gekommen war.

— — —

Die Gäste waren gegangen.

Fräulein Agnes stand im Saal und sah sich auf dem Wahlplatz um. Es befand sich nicht ein einziger Gegenstand an seinem rechten Platz; Gläser standen in den Ecken auf dem Boden und die Kuchenteller hatte man auf den Bücherschrank gestellt.

„Huh!" sagte sie, indem sie sich setzte, „das sieht dem Vorzimmer eines gewissen Mannes ähnlich."

Pastor Andersen war eingetreten: „Nun", sagte sie, „o, Sie sind heute Abend wirklich sehr nett gewesen."

„Fräulein Agnes, haben Sie sich amüsiert?"

„Nein."

„Weßhalb thun Sie es denn?"

„Das will ich Ihnen sagen, weil die anderen sich amüsieren. Aber Sie wollen stets allein sein, um Unheil stiften zu können — helfen Sie mir jetzt," fuhr sie fort, „daß wir hier ein wenig Ordnung schaffen . . ."

Sie begannen die Möbel auf ihre Plätze zu stellen.

— — —

„Ich gehe nicht mehr mit Ida aus, Mama," sagte Luise die Aelteste, „ich thue es nicht — sage ich Dir — das ist ein Skandal für alle Menschen."

Digitized by Google

„Weil man Dich sitzen läßt — ich sollte Dir wohl Gesellschaften leisten — nicht wahr?"

Die Witwe mischte sich nie in die Streitigkeiten, denn sie wußte, daß dieselben doch nicht aufhören würden, solange ihre Töchter damit beschäftigt waren, die Papillaten in's Haar zu wickeln. Sie ging still umher und legte die Sachen der Küken zusammen.

— — —

„Man wird verdammt müde von all den vielen Festen," sagte Bai. Er war ganz steif in den Beinen, beim Gehen.

Kathinka antwortete nicht. Schweigend gingen sie heimwärts, den Weg entlang.

Drittes Kapitel.

Es war Frühling geworden.

Am Nachmittag holte die Pfarrerstochter Kathinka ab und beide gingen zum Flusse hinab. Am Ufer unter ein paar Weidenbäumen dicht an der Eisenbahnbrücke hatte der kleine Bentzen eine Bank aufgeschlagen. Dort saßen sie und arbeiteten, bis der Nachmittagszug kam. Die Kondukteure der Strecke kannten sie und grüßten.

„Das Beste wäre, fortzureisen," sagte Agnes Linde, indem sie den Zuge nachschaute. „Ich denke jeden Tag daran."

„O — aber — Agnes . . ."

„Ja — das wäre das Beste — für uns beide — entweder er oder ich . . . davonzugehen."

Und sie sprachen zum tausendsten Mal über dasselbe Thema.

Es war eines Tages mitten im Winter. Agnes Linde und der Kaplan kamen vom Teiche, wo sie Schlittschuh gelaufen hatten, vorüber und da mußte der Kaplan mit einem Briefe zur Station und gerieth dabei ins Gespräch mit Bai.

Agnes kam in die Wohnstube die Schlittschuhe überm Arm. Sie war sehr kurz angebunden und sagte nur „Ja" und „Nein" zu allem, was Kathinka sie fragte. Sie hatte eine Weile am Fenster gestanden und hinausgeschaut, als sie plötzlich zu weinen begann.

„Was haben Sie, Fräulein Linde, sind Sie krank?" fragte Kathinka, indem sie zu ihr hintrat und den Arm um sie legte. „Was haben Sie nur?"

Agnes kämpfte mit dem Weinen, aber es wurde immer heftiger; sie schob Kathinkas Arm fort.

„Lassen Sie mich hier eintreten," sagte sie, indem sie auf das Schlafzimmer zuschritt.

Dort drinnen warf sie sich auf das Bett und erzählte Kathinka alles in einem Zuge, wie sie Andersen liebe, und daß er nur mit ihr spiele und daß sie es nicht länger zu ertragen vermöchte.

Von dem Tage an war Kathinka die Vertraute der Pfarrerstochter.

Kathinka war gewohnt, „Vertraute" zu sein. Sie war es auch daheim als junges Mädchen stets gewesen. Zu ihr kamen alle blutenden Herzen. Es lag wohl an ihrem stillen Wesen und daran, daß sie selber nie viel sagte. Sie eignete sich vorzüglich dazu, andern zuzuhören.

Die Pfarrerstochter kam fast jeden Tag und blieb stundenlang bei Kathinka. Das Gespräch drehte sich immer wieder um dasselbe Thema: um

Digitized by Google

ihre Liebe und um ihn. Und jeden Tag erzählte sie als etwas Neues, was schon tausendmal gesagt worden war.

Wenn sie so drei, vier Stunden dagesessen und erzählt und schließlich geweint hatte, packte Agnes ihre Arbeit zusammen: „Ja — wir sind ein paar nette Vögel," sagte sie zum Schluß.

Jetzt als der Frühling gekommen war, saßen sie unten am Flusse.

Agnes sprach und Kathinka hörte zu. Diese saß da, die Hände im Schoß und blickte über die Wiesen hinaus. Es wurde etwas neblig und die Niederung glich einem großen blauen See. Man sah nicht, was Wasser und was Himmel war; alles war nur ein dämmeriges Blau — mit den Weidengruppen als Inseln im Meer.

Agnes erzählte von der ersten Zeit, als sie aus der Residenz heimkam und Andersen traf. Es waren Monate vergangen und sie wußte selbst nicht, daß er ihr lieb war.

Kathinka hörte und hörte auch nicht, denn sie kannte das Thema und nickte schweigend.

Aber sie bekam nach und nach ihren Antheil an dieser fremden Liebe. Sie kannte sie mit allen ihren Gemüthsbewegungen. Sie theilte sie, als sei es ihre eigene. Es wurde ja nie von etwas anderem gesprochen.

Und alle Worte der Liebe fanden eine Heimstätte bei ihr.

Ihre Gedanken wurden mit allem vertraut, was es an Liebe gab bei den beiden fremden Menschen.

Denn wenn sie Agnes Linde ein Stück Weges begleitet hatte und zurückgekehrt war, konnte sie halbe Stunden lang im Lusthause im Garten sitzen, und alle diese Liebesworte umflossen sie dann gleichsam in der Luft und sie hörte sie wieder und dachte darüber nach.

Es lag in ihrer stillen, etwas laxen Natur, daß Worte und Gedanken, die sie einmal in sich aufgenommen hatte, auf dem Wege zu ihr wieder umkehrten.

Und diese Gedanken und Worte *umspannen* sie. Sie wurden zu Träumen, die sie weit fortführten, sie wußte kaum wohin.

Es war auch in der letzten Zeit sehr still bei ihnen gewesen. Huus kam jetzt während des Frühlings nicht mehr so oft. Es gäbe soviel zu thun, sagte er.

Wenn er kam, war er auch so ungleich in seiner Stimmung. Es schien sehr oft, als ob er garnicht sah, wie froh Kathinka bei seinem Anblick wurde, und er sprach fast ausschließlich mit Bai, obgleich Kathinka ihm soviel zu sagen, nach so vielem zu fragen hatte.

Gerade jetzt im Frühling, wo überall soviel einzurichten und zu ändern war . . . fehlen thut ihm etwas, vielleicht war er auch auf dem Gute bei Kjer nicht zufrieden; man sagte, es sei sehr schwer, bei Kjer zu arbeiten.

Uebrigens litt sie auch selbst mitunter an Schwermuth.

Das kam vielleicht daher, daß sie zu wenig schlief.

Sie blieb des Abends im Zimmer, während Bai sich auszog. Er ging immer solange halbnackt umher oder saß auf der Bettkante und redete und wurde niemals fertig.

Es war Kathinka sehr unangenehm, daß er nie zur Ruhe kam und fertig wurde.

Und wenn sie selbst zu Bett gegangen war und im Dunkeln neben Bai lag, der fest schlief, vermochte sie nicht einzuschlafen. Sie fühlte ein Unbehagen, sodaß sie wieder aufstand und ins Wohnzimmer ging. Dort saß sie an ihrem Fenster. Der Nachtzug brauste vorüber und die große Stille

Digitized by Google

breitete sich wieder über die Felder aus. Nicht ein Laut, nicht ein Hauch während der Sommernacht. Die erste graue Dämmerung des Tages kam und eine kalte, feuchte Luft stieg aus den Wiesen empor.

Es wurde lichter und immer lichter, während die Lerchen zu singen begannen.

Huus liebte es sehr, es Morgen werden zu sehen, pflegte er zu sagen.

Er hatte erzählt, wie es auf den Bergen sei, wenn es Morgen würde. Es sei wie ein mächtiges goldigrothes Meer, sagte er, halb von Gold und halb von Rosen — um alle Gipfel. Und die Bergspitzen leuchten wie Inseln aus dem großen Meer auf „Und nach und nach," sagte er, „stehen alle Bergspitzen in Feuer . . . und dann kommt die Sonne — steigt empor und verjagt die Finsterniß aus den Thälern gleichsam mit einem großen Flügel."

Er erzählte jetzt oft so etwas von seiner Reise.

Er sprach im Ganzen jetzt mehr — w e n n er überhaupt sprach.

. . . Es wurde ganz hell und Kathinka saß noch am Fenster . . . aber sie mußte wohl jetzt zur Ruhe gehen.

Die Luft im Schlafzimmer war dumpf und Bai hatte die Decke abgeworfen.

— — —

Wenn Huus des Abends kam, saßen sie gewöhnlich in der Hollunderlaube.

Sie sahen den Achtuhrzug fahren. Ein vereinzelter Bauer war auf dem Perron ausgestiegen und grüßte sie, wenn er vorüberging und heimwärts schlenderte.

Dann gingen sie in den Garten hinab. Die Kirschbäume standen in Blüthe. Die weißen Blätter glitten wie ein hellglitzernder Regen durch die Sommerluft auf den Rasenplatz herab.

Sie saßen still nebeneinander und blickten auf die weißen Bäume. Es war, als ob das weiche Schweigen des Abends, das über der Ebene lag, alle Gegenstände umhüllte. Oben im Dorf hörte man ein Thor zuschlagen. Das Vieh brüllte über die Felder hin.

Kathinka sprach von ihrem Elternhaus. Von den Freundinnen und den Brüdern und dem alten Hof, der voll von Tauben war.

„Und später, in der neuen Wohnung, mit der Mutter — als der Vater gestorben war. —

Ja — das war eine glückliche Zeit . . .

Aber dann verheirathete ich mich ja."

Huus sah auf den weißen Schnee der Blüthen, der so weich auf den Rasen fiel.

„Thora Berg, wie die lustig war: . . . des Abends wenn sie aus der Gesellschaft kam, die ganze Garnison hinter sich her, und Sand in alle Fensterscheiben der ganzen Stadt warf."

Kathinka schwieg eine Weile. —

„Sie ist jetzt auch verheirathet," sagte sie.

„Mehrere Kinder soll sie haben."

Auf dem Wege draußen ging ein Mann vorüber. „Guten Abend!" rief er ihnen über die Hecke zu.

„Guten Abend, Christian!"

„Gutin Abend!" sagte Kathinka.

„Hm," sagte Kathinka nach einer Weile „ich sah sie zuletzt auf meiner Hochzeit. Sie sangen, die jungen Mädchen, sie standen vor der Orgel oben auf dem Chor — ich sehe sie noch alle, alle diese Gesichter — alle . . .

Digitized by Google

O, wie ich weinte . . ."

Huus schwieg ununterbrochen. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Er saß so gebeugt und schien etwas auf der Erde zu untersuchen.

„Es sind seitdem fast elf Jahre verflossen," sagte Kathinka. „Ja, die Zeit vergeht . . ."

„Wenn man glücklich ist," sagte Huus, ohne sich zu bewegen.

Kathinka hörte es anfangs nicht und dann war es, als ob die Worte sie plötzlich einholten.

„Ja," sagte sie und zuckte leicht zusammen.

Und nach einer Weile: „Hier hat man ja — sein Heim."

Sie saßen wieder schweigend da.

Bai kam in den Garten. Man konnte ihn schon von weitem hören. Er machte stets soviel Lärm — und bisher war es so stille in der Dämmerung gewesen.

„Ich will die Gläser holen," sagte Kathinka.

„Herrlicher Abend," bemerkte Bai, „herrlicher Abend im Freien . . ."

Kathinka kam mit den Gläsern und Flaschen zurück.

„Ich habe Besuch gehabt," sagte Bai.

„Von wem?"

„Von Fräulein Ida . . . sie reist jetzt . . ."

„Wie, Ida?"

„Ja," sagte Bai und lachte, „Fräulein Luise ist wohl aufgegeben . . . Jetzt setzen sie alle Segel auf, — bei der leichtern Schute. Sie wird den ganzen Sommer fortbleiben. — Nun ja, wenn es doch nur der Einen gelänge!"

Bai saß eine Weile schweigend da.

„Ja — zum Teufel — solch ein Mädchen muß sich ja verheirathen."

Bai erging sich oft des längeren über das Heirathen und die Ehe; er war eine Art Philosoph, auf diesem Gebiet.

„Ich ging in den Eisenbahndienst," sagte er. „Glauben Sie, daß ich das aus Neigung that — aber als Lieutenant konnte ich nicht heirathen — So ist es, — es giebt ja kein Pardon — die Mädchen *wollen* ja vor den Altar — — Und so geht es dann — man sieht es ja, sie leben sich in einander ein — sie haben Haus und Hof und dann kommen Kinder . . ."

„Bei den meisten," schloß Bai mit einem halben Seufzer.

Sie saßen nun schweigend da; es wurde ganz finster unter dem Hollunderbaum — — — —

Der Juni ging zu Ende. — — — —

„Die schöne Frau ist so bleich," sagte Agnes Linde, wenn sie auf die Station kam.

„Ja — ich kann wohl die Hitze nicht vertragen," erwiderte Kathinka. Es war, als habe sie Unruhe im Blut, und fortwährend nahm sie etwas anderes vor und gab es dann gleich wieder auf.

Am liebsten saß sie mit Agnes am Flusse. Sie blickten über die Wiesen hinaus und hörte stets dasselbe.

Agnes Linde bekam eine ganz andere und sanftere Stimme, wenn sie von ihm, „*dem Manne*," wie sie ihn nannte, sprach . . .

Kathinka blickte sie an, wenn sie so mit gebeugtem Kopf und lächelnd dasaß.

„Und dann weint man," sagte Agnes, „wegen dieses Ungeheuers, weil es so ist, wie es ist — und doch ist *dies* vielleicht das Beste, was einem je geboten wird."

„Ja," sagte Kathinka und sah Agnes unverwandt an.

Digitized by Google

Wenn Agnes Linde nicht zu ihr kam, ging Kathinka nach dem Pfarrhaus. Sie sehnte sich förmlich danach, Agnes sprechen zu hören.

Und dann sah sie Andersen auch. Sie sah sie beisammen, Agnes und ihn.

Sie stand dabei, wenn sie auf dem großen Rasenplatze Croquet spielten, sie stand da und sah sie an, diese beiden, die einander liebten.

Sie hörte ihrem Geplauder zu und sah sie neugierig an — fast wie ein großes Wunder. —

Und eines Tages weinte sie, als sie heimging.

Huus kam jetzt so unregelmäßig. Bald kam er zweimal des Tages und hatte sich kaum in die Laube niedergesetzt, als er auch schon wieder zu Pferde mußte. Bald vergingen halbe Wochen, wo sie ihn garnicht auf der Station sah.

Man sei in der Heuernte, sagte er.

Das Heu war gemäht und stand jetzt in Schobern auf den Wiesen. Die ganze Luft war von würzigem Duft erfüllt.

Eines Abends war Huus in besonders guter Laune und schlug vor, eine Waldpartie nach dem großen „Jahrmarkt" zu machen. Man sollte im Wagen dahin fahren, zuerst im Walde rasten und dann alle Herrlichkeiten des Marktes beschauen.

Bai war ganz damit einverstanden und die Fahrt wurde beschlossen. Man wollte früh am Morgen fahren, während es noch kühl sei, und erst in der nächsten Nacht oder des Morgens heimkehren.

Nur Bais und Huus.

— — —

Kathinka hatte während des ganzen Tages mit Zubereitung der Speisen zu thun.

Sie studierte das Kochbuch und dachte während der Nacht darüber nach. Sie reiste selbst nach der Stadt, um einzukaufen.

Huus kam gerade, als der Zug abfuhr, um die Post zu holen.

„Huus!" rief sie aus dem Coupé.

„Aber wo wollen denn Sie hin?" rief er.

„Einkaufen — — Marie ist mit." Und sie zog Marie ans Fenster, um ihm ihr Gesicht zu zeigen. „Adieu!"

„Hm," sagte Bai, „Kathinka ist wirklich ein bischen verrückt. Sie kocht und brät zu dieser Fahrt, als ob sie uns für die Cholera präparieren wolle."

In der Stadt hatte man begonnen, ringsumher in den Straßen Zelte zu errichten; oben auf dem Marktplatz standen die Karousselpferde in einer Reihe an die Kirchenmauer gelehnt. Kathinka ging zwischen den Marktleuten umher, die hämmerten und klopften, und beschaute alles. Sie starrte die Kasten an und gerieth in Erstaunen über jedes Stück Segeltuch, das aufgespannt wurde. „Will das kleine Fräulein nicht ein wenig aus dem Wege gehen!" . . . Sie mußte über Bretter und Stricke springen.

„Sie nennen mich Fräulein," sagte sie. — „Marie, wenn nur das Wetter sich halten wollte!"

Sie gingen durch die Straßen nach dem Städchen hinaus. Dort hielt der Wagen einer Seiltänzergesellschaft. Die Männer schliefen am Grabenrande, die Frauen wuschen die Trikots in einer Wanne auf der heruntergeschlagenen Treppe. Drei Paar weiße Unaussprechliche hingen lang gestreckt herab und wehten auf einer Schnur hin und her.

Kathinka guckte neugierig die Frauen und die Männer an.

„Wünschen Sie etwas?" rief die Frau mit fremden Accent.

„Ach je" rief Kathinka. Sie wurde ganz ängstlich und lief ein Stück davon.

Digitized by Google

„Das war die starke Frau," sagte sie.

Sie gingen weiter den Weg entlang. Am Rande des Waldes legten Zimmerleute einen Tanzboden. Es war kühl unter den Bäumen nach dem sonnigen Weg. Kathinka setzte sich auf eine Bank.

„Hier werden wir tanzen," sagte sie.

„Ja — er muß schön tanzen, Herr Huus," sagte Marie. Sie war in fortwährender treuer Bewunderung dieses Mannes. Sein Bild stand in Sammetrahmen auf der Kommode und eine alte Visitenkarte mit seinen Namen lag als Lesezeichen im Gesangbuch.

Kathinka antwortete nicht. Sie schaute unabläßig die arbeitenden Leute an.

„Wenn nur das Wetter sich halten wollte," sagte sie zu einem derselben.

„Ja," antwortete er und sah zu den Bäumen empor — den Himmel sah er nicht — während er sich den Schweiß mit dem Aermel abwischte — „darauf kommt es an."

Kathinka und Marie gingen zurück. Es war die höchste Zeit. Sie kamen über den Markt; die Abendglocken schallten vom Thurm auf den Lärm des Marktes herab.

Am letzten Tage buken sie. Kathinka hatte die Aermel aufgestreift und knetete, sodaß ihr Haar mit Mehl bepudert war wie bei einem Müller.

„Niemand kommt herein — Niemand kommt herein," rief Kathinka — es klopfte an der verschlossenen Thür —

Kathinka glaubte, daß es Huus sei.

„Ich bin es," rief Agnes Linde. „Was geht denn hier vor?"

Sie trat ein und half beim Backen. Es war ein sogenannter Pfundkuchen, der bis ins Unendliche gerührt werden mußte: „Es ist Huus' Schuld," sagte Kathinka, „der Leckermund will Pfundkuchen haben."

Agnes Linde rührte so, daß der Teig Blasen warf. „Die Männer müssen auch Pfundkuchen haben," sagte sie.

Kathinka nahm die Kuchenplatte aus dem Ofen: „Kosten Sie mal," sagte sie. „Sie sind glühend heiß." Sie war von der Ofenhitze roth wie ein Kupferkessel.

Fräulein Jensen und Luise die Aelteste kamen zum Nachmittagszuge nach der Station. War das ein Klopfen und Parlementieren vor dem Küchenfenster!

„Weiß Gott, das haben sie gerochen!" sagte Agnes Linde. Sie ließ die Arme müde herunterfinken und saß sehr ungraziös mit dem Teiggefäß zwischen ihren ausgespreitzten Beinen.

Marie brachte einen Teller voll Kuchen zum Kosten auf den Perron hinaus. Luise sprang vor Freude auf die Perronbank, sodaß ein paar Handelsreisende im Zuge einen bedeutenden Theil ihrer Schönheit sahen.

Nachdem der Zug abgefahren war, öffnete sie in der Küche die Fenster. Luise die Aelteste und die kleine Jensen knupperten draußen auf der Bank. „Wie köstlich sie Ihnen geraten sind, Frau Bai — ausgezeichnet."

„Ja, Frau Bai versteht sich auf die Wirtschaft!" sagte Fräulein Jensen.

„Jetzt geht die Mühle wieder," sagte Agnes drinnen in der Küche. Sie fing von neuem an zu rühren.

Bai öffnete das Bureaufenster oberhalb der Perronbank.

„Ja," sagte er, „und ich sitze hier mit trocknem Munde."

„Wollen Sie was abhaben, Herr Inspektor?" sagte Luise. „Mögen Sie auch gern Süßes?"

Digitized by Google

„Wenn mir Jemand etwas Süßes gönnen will!“ sagte Bai in seinem alten Klubton.

Es entstand ein Lärmen und ein Kreischen auf dem Perron.

„Was ist denn da los?“ rief Agnes aus der Küche heraus.

„Wir füttern den Vogel,“ sagte Luise die Aelteste. Sie war mit ihrer Schönheit auf die Bank gesprungen und steckte Bai Kuchen in den Mund.

„Pfui! er beißt,“ rief sie.

Bei solchen Gelegenheiten pflegte Frau Abel zu sagen:

„Sie bleiben ewig die reinen Kinder — wenn man nichts von der Welt kennt.“

Luise brachte den leeren Teller zurück. Die Krümel tippte sie mit den Fingerspitzen auf. Die Fräulein Abel waren stets so: sie ließen nichts umkommen.

Sie stand am Küchenfenster und sah hinein. „Das sollte die Mutter nur wissen,“ sagte sie liebenswürdig.

„Na, sie hat es also nicht gerochen,“ sagte Agnes über den Pfundkuchen gebeugt.

Luise die Aelteste bekam eine Düte mit Kuchen durch das Fenster gereicht: Das sei etwas Rechts zum aufheben!“ sagte sie, als sie sich mit der kleinen Jensen auf dem Heimwege befand.

Sie und Fräulein Jensen hatten die Kuchen schon verschlungen, ehe sie noch den Wald erreicht hatten. Luise warf das Papier fort.

„Ach mein Gott, liebe Luise . . . Fräulein Linde mit ihren scharfen Augen, sie könnte es sehen.“

Fräulein Jensen nahm das Papier auf. Unten in der Tasche wickelte sie es um drei Kuchen für Bel-Ami.

Kathinka wurde müde. Sie saß auf dem Fleischblock mit den aufgestreiften Aermeln und sah ihr Werk an: „Aber das ist nichts gegen früher daheim — nichts — wenn wir zu Weihnachten Kuchen buken.“

Sie erzählte, wie sie buken — ihre Mutter und die Schwestern und das ganze Haus . . . Sie formten Ferkel aus Spritzkuchenteig und dann barsten diese, wenn sie ins Fett gethan wurden.

Und die Brüder, die stahlen so, daß die Mutter mit dem großen Löffel den Pfefferkuchen-Teig in der großen irdenen Schüssel schützen mußte, und die geschälten Mandeln, sodaß nicht fünfzig Stück auf ein Pfund blieben . . .

Es klopfte an die Thür. Es war Huus.

„Hier kann Niemand herein,“ sagte Kathinka an der Thür. „In einer Stunde . . . kommen Sie in einer Stunde wieder.“

Huus trat unter das Fenster: „Sie können im Garten warten,“ sagte Kathinka, die nun Eile hatte, ihre Arbeit zu vollenden und Agnes in den Garten hinaussandte, um Huus Gesellschaft zu leisten.

Agnes blieb wohl eine halbe Stunde, dann ging sie.

„Verwalter Huus ist zu leicht zu unterhalten,“ sagte sie zu Andersen, „er verlangt nur, daß man schweige, damit er in Ruhe pfeifen kann.“

„Wo ist Agnes?“ fragte Kathinka, als sie in den Garten hinauskam.

„Sie ging, glaube ich.“

„Aber — wann? . . .“

„Es ist wohl eine Stunde her.“

Huus begann zu lachen: „Fräulein Linde und ich haben einander sehr gern,“ sagte er. „Aber wir haben uns nicht viel zu sagen.“

„Wir müssen einpacken,“ sagte Kathinka.

Sie gingen hinein und begannen den großen Korb zu packen. Sie stopften Heu zwischen die Kruken, damit sie fest stünden.

Digitized by Google

„Fester," sagte sie, „fester!" und drückte auf Huus Hände.

Sie öffnete den Sekretär und nahm Löffel und Gabeln aus dem Silberfach.

„Und dann will ich den Fächer mitnehmen," sagte sie.

Sie begann zu suchen: „Ah, der liegt in der Schublade."

Es war die Schublade mit den Cotillonsschachteln und dem Brautschleier.

Sie öffnete den Kasten mit den alten Bandschleifen. „Sehen Sie," sagte sie, „all den alten Tand." Sie griff mit der Hand in die Schachtel und hob Bänder und Orden bunt durch einander heraus: „Der alte Tand!"

Sie suchte wieder nach dem Fächer: „O, da ist mein Schleier," sagte sie. Sie legte den Brautschleier und einen echten Schawl auf Huus' Arm: „Da ist er," sagte sie. Der Fächer lag auf dem Boden der Schublade.

„Und hier das Tuch von Ihnen," sagte sie. Es lag zur Seite in Seidenpapier eingepackt. Sie nahm es heraus.

Huus hatte den gelb gewordenen Brautschleier zerknittert, sodaß Spuren davon im Tüll zu sehen waren.

Der Abendzug kam und sie traten auf den Perron hinaus.

„Hu!" sagte der schlanke Zugführer mit den indiskreten Unaussprechlichen, „den Zug in diesen Ferientagen zu fahren . . . dreißig Minuten verspätet . . ."

„Auf der nächsten Station steht ein Zug," sagte Bai.

Kathinka sah auf die Wagenreihe. Es zeigte sich ein schweißtriefender Kopf an jedem Fenster.

„Daß Leute in solcher Hitze reisen mögen," sagte sie. Der Zugführer lächelte.

„Ja," sagte er, „dazu sind die Eisenbahnen ja da." Er reichte ihr zwei Finger und sprang auf den Wagentritt.

Der Zug fuhr ab.

Der junge Zugführer blieb vorüber gebeugt auf dem Tritt stehen, lachte und nickte.

Kathinka winkte mit dem blauen Schawl und aus allen Coupéfenstern wurde plötzlich mit den Taschentüchern gewinkt und die Feriengäste nickten, lachten und grüßten.

Kathinka rief, winkte mit dem ganzen Shawl und aus dem Zuge antworteten sie, solange sie sehen konnten.

Nach dem Thee fuhr Huus nach Hause. Er wollte sich am nächsten Morgen um sechs Uhr auf der Station einfinden.

Kathinka stand im Garten hinter der Hecke und sah sich um, ob es morgen wohl gutes Wetter sein werde.

Der Duft der Bäume in dem nahen Hain strömte ihr entgegen. Sie lächelte und sah in die blaue Luft hinein.

„Das Blau kleidet die kleine Frau doch gar zu schön," dachte der Zugführer mit den Plastischen. Er sah alles was auf der Strecke vor sich ging.

„Wir müssen um fünf Uhr aufstehen," rief Bai in die Küche hinein.

„Ja, ja, Bai, jetzt komme ich, man muß doch fertig sein."

Sie packte den Pfundkuchen ein und sah zum letzten Mal nach dem Korbe. Sie öffnete die Thür nach dem Hofe und blickte hinaus. Oben auf dem Dache girrten die Tauben. Das war der einzige Laut, den man vernahm.

Am Himmel gegen Westen verschwand das letzte blasse Roth. Der Fluß schlängelte sich zwischen den duftenden Wiesen dahin.

Digitized by Google

Wie sie doch dies Fleckchen Erde liebte!

Sie schloß die Thür und ging hinein.

Bai hatte seine Uhr neben das brennende Licht vor dem Bett gelegt. Er wollte kontrollieren, wann sie endlich fertig geworden sei.

Aber er war eingeschlafen und lag schwitzend da und schnarchte beim Schein des Lichts.

Kathinka löschte es in aller Stille aus und entkleidete sich im Dunkeln.

— — —

Kathinka war im Garten, als der Wagen kam. Ihr blaues Kleid war schon bei der Biegung des Weges sichtbar.

„Guten Morgen — guten Morgen . . . Sie bringen gutes Wetter mit."

Sie lief auf den Perron: „Er ist da!" rief sie.

„Die Körbe, Marie!" . . .

Bai zeigte sich in Hemdärmeln am Fenster des Schlafzimmers: „Guten Morgen — Huus — Kriegen heute wohl'n Sonnenstich, wie?"

„Na — der Wind geht ja etwas," sagte Huus, der vom Wagen gestiegen war.

Sie banden die Körbe auf den Wagen und tranken auf dem Perron Kaffee. Der kleine Bentzen war so schlaftrunken, daß Bai ihn dreimal „wie zum Sturm gefällt" auf dem Perron auf und nieder laufen ließ, um ihn wach zu bekommen.

Kathinka versprach ihm, ein Pfefferkuchenherz mitzubringen, und sie kamen endlich auf den Wagen. Bai wollte selber fahren und saß auf dem Vordersitz mit Marie, die so gesteift war, daß es knisterte, sobald sie sich nur rührte.

Kathinka sah mit ihrem großen, weißen Schutzhut aus, wie ein junges Mädchen.

„Vom Krug kommt Essen für Sie," rief Kathinka dem kleinen Bentzen zu.

„Jetzt fahren wir," sagte Bai. Der kleine Bentzen lief in den Garten und wehte und winkte mit dem Taschentuch.

Sie fuhren eine Strecke auf einem Nebenwege über die Felder. Es war noch kühl, es wehte ein frischer Sommerwind; der Klee und das feuchte Gras dufteten.

„Wie ist die Luft doch erfrischend!" sagte Kathinka.

„Ja, ein schöner Morgen," sagte Huus.

„Herrliche Luft, es weht," Bai trieb die Pferde ein wenig an.

Man fuhr auf die Chaussee, an Kjärs Feldern vorüber. Die Hütte des Kuhhirten stand auf ihren Rädern mitten unter dem weidenden Vieh, der Hund bellte in der Ferne nach einem verlaufenen Rind; die großen Kühe erhoben die dicken Hälse und brüllten träge und gesättigt.

Kathinka schaute über die grünen Felder mit dem zerstreut weidenden glänzenden Vieh, das die Sonne beschien.

„Wie schön ist es doch!" sagte sie.

„Ja, nicht wahr," sagte Huus, indem er den Kopf ihr zuwandte. „Schön ist es . . ."

Kathinka und er begannen sich zu unterhalten. Sie sahen alles und freuten sich über dieselben Dinge. Sie hatten stets die Augen auf denselben Gegenstand gerichtet und dann nickte entweder er oder Kathinka.

Bai sprach mit den Pferden wie ein alter Kavallerist.

Es war noch keine Stunde verflossen, als er davon zu sprechen begann, etwas „in den Magen zu bekommen."

Digitized by Google

„Die Morgenluft zehrt, Du, Tik," sagte er, „man muß wirklich etwas haben, um dagegen an zu kommen".

Kathinka konnte doch jetzt wirklich die Körbe nicht auspacken. Wo sollten sie auch sitzen?

Aber Bai hörte nicht auf und sie machten auf einem Felde Halt, wo der Roggen in Hocken stand.

Einer der Körbe wurde vom Wagen gehoben. Sie setzten sich in eine Hocke dicht am Wegerande.

Bai aß, als ob er seit acht Tagen kein Essen gesehen hätte.

„Prost, Huus," sagte er. „Auf einen angenehmen Tag!"

Sie plauderten, reichten die Töpfe und Schalen herum und aßen.

„Es geht doch runter, Tik," sagte Bai.

Leute kamen an dem Wege vorüber und schielten zu ihnen hinüber.

„Mahlzeit!" sagten sie, indem sie vorübergingen.

„Prost, Huus! Auf gutes Amüsement", sagte Frau Bai.

„Ich danke, Frau Inspektor."

„Das hat gestärkt," rief Bai befriedigt, und bald waren sie wieder auf dem Wagen.

„Aber heiß ist es, nicht wahr, Marie?"

„Ja," erwiderte Marie, die vor Hitze glänzte, „heiß ist es."

„Jetzt kommen wir bald in den Wald" sagte Huus.

Sie fuhren weiter. In der Ferne lag der Waldessaum, von der Hitze in blauen Dunst gehüllt.

„Riechen Sie wohl, wie die Tannen duften, sagte Kathinka.

Sie erreichten den Waldessaum und dichte Tannen warfen Schatten über den Weg. Sie athmeten alle wieder auf, aber sie sprachen nicht, während sie langsam durch den Wald fuhren. Die Tannen standen am Wege in langen, geraden Reihen, sodaß es drinnen dunkel erschien. Kein Vogel, kein Gesang, kein Geräusch.

Nur die Insekten summten über den Tannen im Lichte.

Sie kamen aus dem Walde wieder heraus.

„Kolossal feierlich da drinnen — nicht wahr?" unterbrach Bai das Schweigen.

Gegen Mittag erreichten sie den Buchenwald und hielten am Waldhüterhause.

„Es thut wohl, sich hier ein wenig zu recken. Man muß die Beine strecken, Huus," sagte Bai, indem er nach einem Baum ging und sich unter demselben zum Schlaf setzte.

Huus half beim auspacken.

„Sie haben eine so leichte Hand, Huus," sagte Kathinka. Marie ging hin und her unb wärmte die Kruken in heißem Wasser drinnen in der Küche.

„Das sagte meine Schwiegermutter auch stets," erwiderte Huus.

„Ihre Schwiegermutter . . .?"

„Ja," sagte Huus, „die Mutter meiner Braut . . .

Kathinka entgegnete nichts . . . Die Messer und Gabeln rasselten aus dem Papier heraus, das sie in der Hand hielt.

„Ja — sagte Huus — Ich hatte bisher nie darüber gesprochen."

„So? — Das wußte ich nicht."

Kathinka legte die Messer herum. Marie kam zurück.

„Wir können nach dem Teich hinabgehen," sagte Huus.

„Ja — wenn Marie rufen will" . . . Sie gingen auf einem Steig in den Wald hinein. Der Teich war ein Gewässer tief drinnen im Moor, die Bäume streckten ihre großen Kronen über das dunkle Wasser.

Digitized by Google

Sie hatten auf dem ganzen Wege kein Wort gesprochen. Jetzt saßen sie auf einer Bank vor dem See neben einander.

„Nein," sagte Huus, „ich habe noch nie davon gesprochen."

Kathinka blickte schweigend über das Wasser hinaus.

„Meine Mutter," fuhr er fort, „wünschte diese Partie . . . der Zukunft wegen."

„So?" sagte Kathinka.

„Und so kam es denn auch . . . Wir waren es ein Jahr lang . . . bis sie die Verlobung aufhob."

Huus sprach diese Worte abgebrochen — mit langen Pausen — gleichsam verschämt oder erzürnt.

„So geht es ja," begann er wieder, „mit Verlobungen und Ehen."

Ein Vogel ließ seine Triller im Walde ertönen. Kathinka hörte jeden Ton in der jetzt herrschenden Stille.

„Und dann ist man obendrein feig und kann sich nicht entschließen, der Sache ein Ende zu machen, nein," sagte Huus wieder, „so recht jämmerlich feig . . . Tag für Tag."

„Ich konnte mich nicht entschließen," fuhr er fort, — die Stimme war leise — „bis sie ein Ende machte. —

Weil sie mich liebte."

Kathinka legte ihre Hand leise liebkosend auf die seinige, die er fest auf die Bank stützte.

„Armer Huus," sagte sie nur und fuhr liebkosend über seine Hand, leise und besänftigend: der Aermste, was mag er doch gelitten haben, dachte sie bei sich.

Sie saßen nahe bei einander. Die Mittagshitze strömte über das Wasser des kleinen Sees herab. Mücken und Fliegen summten in Schwärmen.

Sie sprachen nicht mehr. Maries Ruf weckte sie.

„Wir werden gerufen," sagte Kathinka.

Sie erhoben sich und gingen schweigend auf den Steg zurück. — — Sie wurden alle so lustig bei Tisch. Schließlich tranken sie alten Portwein zum Pfundkuchen.

Bai saß in Hemdärmeln da und sagte jeden Augenblick: „Ja, Kinder — hier ist es herrlich in dem grünen Wald."

Er bekam einen Anfall von Zärtlichkeit und wollte Kathinka durchaus auf den Schoß nehmen. Sie riß sich los: „Aber Bai!" sagte sie, indem sie bald blaß, bald roth wurde.

„Man geniert sich wohl vor den Fremden?" sagte Bai.

Es trat eine Stille ein. Kathinka begann die Körbe wieder einzupacken und Huus erhob sich.

„Ja," sagte Bai, wenn wir jetzt einen Spaziergang nach dem Essen machten . . ." Er zog seinen Rock an. „Man muß der Verdauung nachhelfen."

„Ja" sagte Kathinka, „Ihr könnt ein wenig gehen, während ich einpacke."

Huus und Bai gingen den Weg entlang. Bai ging mit dem Hut in der Hand und war warm von der Hitze und dem alten Portwein.

„Sehen sie, Huus: das nennt man Ehe, Freundchen!" sagt er; „so ist es und nicht anders.

Es kann zum Henker nichts nützen — was sie auch alle zusammenschreiben mögen und was man auch aus der „Lesemappe" in sich hineintüllt über die Ehe und die Keuschheit und was es sonst noch ist — — und die Treue — und „die Forderungen" die sie alle an den Fingern herzählen können, wie der alte Pastor Linde, sein „Vaterunser" — — —

Digitized by Google

Das ist ja alles ganz gut gesagt, und es klingt ja auch ganz nett — und giebt den Leuten etwas, worüber sie schreiben können. Aber sehen Sie: das alles berührt nicht die Sache, Huus . . ."

Er hielt inne, und fuchtelte mit seinem Strohhut vor Huus hin und her.

„Sie sahen es ja: ich hatte Lust und Kathinka wollte nicht . . . Schöner Sommertag, wo man im Grünen gut gegessen hat, und trotzdem — nicht mal einen Kuß. — So ist es mit den Frauenzimmern . . . man weiß nie, wie ihnen der Kopf steht. Sie haben es so mit Perioden, Huus."

„Unter uns gesagt," Bai schüttelte den Kopf, „es ist oft verteufelt schwer für den Mann in seinen kräftigsten Jahren . . ."

Huus schlug die Brennnesseln mit seinem Stock ab. Er schwang ihn so, daß sie knickten, als würden sie gemäht.

„Ja — das ist die Sache," sagte Bai, der eine ganze Weile nachdenklich dreingeschaut hatte . . . „aber darüber sprechen sie nicht in der Mappe — aber wir Ehemänner unter uns, wir wissen, wo der Schuh drückt."

Sie hörten, daß Kathinka hinter ihnen her rief, und Huus antwortete mit einem „Hallo!", das laut durch den Wald schalte.

Kathinka war wieder heiter: sie müßten jetzt wohl unter den Bäumen Mittagsschlaf halten, sagte sie. Sie wisse einen herrlichen Platz unter einer großen Eiche — und sie ging voraus, um ihn zu suchen.

Huus ging ihr nach. Er rief „Kuckuck!", sodaß es zwischen den Bäumen wiederhallte. Bai hörte ihn lachen und jodeln.

„Ja," sagte er vor sich hin, „er kann wohl lachen — er ist unverheirathet."

Etwas später schlief Bai unter der großen Eiche, die Nase nach oben und den Hut auf dem Magen.

„Jetzt sollen Sie schlafen, Huus," sagte Kathinka.

„Ja—a," erwiderte Huus, sie saßen jeder auf einer Seite des Eichenstammes.

Kathinka hatte den Strohut abgenommen und lehnte den Kopf gegen den Baum. Sie blickte fortwährend zur Eiche empor. Ganz, ganz oben an der Krone fielen die Sonnenstrahlen wie sickernde Goldtropfen in das Grüne hindurch . . . und die Vögel sangen im Unterholz.

„Wie schön es hier ist," flüsterte sie, und beugte den Kopf vor.

„Ja — hier ist es schön . . ." flüsterte Huus zurück. Er saß mit den Armen um seine Kniee und starrte ebenfalls in die Krone hinauf.

Es war so still. Sie hörten beide Bais Athemzüge; ein summendes Insekt, das sie mit den Blicken bis zu der grünen Krone hinauf verfolgten, und die Vögel, die bald nahe, bald ferne zwitscherten.

„Schlafen Sie? flüsterte Kathinka.

„Ja," sagte Huus.

Sie schwiegen wieder. Huus lauschte, erhob sich dann vorsichtig und trat vor sie hin: ja — sie schlief. Sie sah aus wie ein Kind, den Kopf zur Seite geneigt und den Mund ein wenig geöffnet zu einem Lächeln im Schlaf.

Huus stand lange da und sah sie an. Dann kehrte er leise zu seinem Platz zurück, und glücklich, die Augen zur Krone der Eiche erhoben, lauschte er ihrem Schlaf.

Als Marie sie mit einem lauten „Heida!" zum Kaffee rief, hatte Bai sowohl den Aerger wie den alten Portwein ausgeschlafen.

„Ein Cognac thut gut im Grünen," sagte er, „ein kleiner guter Cognac im Grünen."

Digitized by Google

Zu dem kleinen Cognac konnte Bai wieder ein Stück Pfundkuchen zu sich nehmen, denn Bai besaß eine stark zehrende Natur.

„Herrlicher Kuchen!“ sagte er.

„Das ist Huus' Kuchen,“ erwiderte Kathinka.

„Ja, meinetwegen,“ sagte Bai, „wenn wir anderen ihn nur verzehren dürfen . . .“

Nach dem Kaffee fuhren sie weiter. Bai hatte es satt, die Zügel zu halten, und nahm daher Huus' Platz auf dem Hindersitz bei Kathinka. Sie waren alle ein wenig schläfrig, die heiße Sommersonne sandte ihre Strahlen herab und es war auch viel Staub auf dem Wege —; Kathinka saß da und betrachtete Huus' Nacken, der breit war und stark von der Sonne gebräunt.

Auf dem Hofe des Gasthofs befand sich eine dichte Masse von ausgespannten und verlassenen Wagen. Frauen und Mädchen, die soeben von den offenen Wagen herabgestiegen waren, schüttelten und glätteten ihre Röcke. Im Gastzimmer waren alle Fenster geöffnet; der Kaffeepunsch wurde reichlich beim Kartenspiel getrunken. Auf einem sistelstimmigen Klavier vom Tanzsaal her hinter den herabgelassenen Gardinen erscholl: „O, Du mein Waldemar!“

„Das ist eins von Agnes Stücken,“ sagte Kathinka.

„Das sind die Nachtigallen,“ rief Bai. „Heute Abend müssen wir hinein und sie zwitschern hören.“

Kathinka hielt sich dicht an der Saalthür, als sie gingen. Aber man sah nichts.

„Nicht gucken!“ sagte Bai. „Man zahlt Entrée an der Kasse . . .“

Drinnen hinter den Gardinen begann eine schrille Frauenstimme „ihren Charles“ anzurufen . . .

„O mein Charles,
Du hast mir nicht geschrieben,
Wo Du mein Schatz geblieben.“

„Ach,“ sagte Kathinka, indem sie am Fenster stehen blieb und mit dem Kopfe nickte, „ja das ist das Stück — Agnes kann es . . .“

„Du hast mir nicht geschrieben —
Wo Du mein Schatz geblieben. — —“

„Komm jetzt, Tik,“ sagte Bai . . . „Geh Du mit Huus, ich werde den Weg bahnen, wenn es Gedränge giebt.“

„Aber wir wissen immer nur den ersten Vers,“ sagte Kathinka, die fortfuhr zu lauschen, während sie Huus' Arm nahm.

Wo Du, mein Schatz, geblieben — —

gellte die Stimme dadrinnen.

„In den anderen Versen steht gewöhnlich immer nur dasselbe,“ meinte Huus.

„Kommt Ihr nun?“ rief Bai.

Vor dem Hause sang ein hageres Weib von dem Massenmörder Thomas, und bearbeitete sein aufgehängtes Konterfei mit einem Rohrstock. Die Zuschauer umstanden sie und schauten beklommenen Herzens auf das Bild und stimmten in den Refrain ein, der gerade so lang gezogen war wie ein Amen in der Kirche.

Die Mädchen gingen in langen Reihen Arm in Arm mit ernsten Gesichtern an den Burschen vorüber, die mit Pfeifen im Mund, die Hände in den Hosentaschen, in Haufen vor den Zelten standen und sich das „schöne Geschlecht“ anschauten. Ein Bursche trat vor.

„Guten Tag, Marie,“ sagte er. Und Marie reichte ihm die Spitzen ihrer Finger.

Digitized by Google

„Guten Tag, Sören," erwiderte sie, und die ganze Mädchenreihe blieb stehen und wartete.

Sören stand eine Weile vor Maria und sah zuerst auf seine Pfeife und dann auf seine Stiefel und sagte endlich: „Adieu, Marie".

„Adieu, Sören."

Sören ging zurück zu seinem Kreis und die Mädchenreihe schloß sich wieder und ging weiter mit zugekniffenem Munde.

„Verdammte Manier, die ganze Straße auf solche Weise zu abzusperren," sagte Bai.

Die Frauen sammelten sich in Haufen und standen mit betrübten Gesichtern da, als ob sie zu einem Begräbniß gingen, und musterten einander. Wenn sie sprachen, flüsterten sie unhörbar, als ob sie den Mund nicht recht öffnen könnten. Und wenn sie zwei Worte gesprochen hatten, standen sie wieder schweigend da und sahen still beleidigt aus.

Man kam nicht vorwärts. „Ich gebrauche die Ellenbogen," sagte Kathinka. Jeden Augenblick wurde sie gegen Huus gestoßen.

„Halten Sie sich nur dicht an mich," sagte Huus.

Man hörte keinen einzigen Laut wegen der schreienden Massenmördersängerin und einiger Leierkasten, die General Bertrand's Abschiedslied in trauiger Weise mit dem Duett der Ajaxe vermischten. Die Gymnasiasten schoben hin und her und pfiffen auf den Fingern und träge Bauernjungen bliesen Schreiballons auf und ließen sie schreien, während sie mit unbeweglichen Gesichtern in die Luft starrten.

Die Sonne schien senkrecht auf die Straße herab und buk sowohl die Menschen wie die Honigkuchen.

„Wie das warm ist!" sagte Kathinka.

„Hier wollen wir Waffeln kaufen," rief Bai.

„Waffeln — meine Damen — Waffeln — von der braunäugigen Tochter des Südens . . ."

„Waffeln — Huus — Waffeln," sagte Kathinka. Sie schob sich durch eine Mauer von Mädchen, welche die Straße sperrten.

Die Mädchen kreischten. Die Gymnasiasten hatten ihnen die Röcke zusammengenäht . . . „Das sind die Jungen vom Gymnasium gewesen," schrien ein paar Bengel aus der Bürgerschule; diese benutzten nur Stecknadeln dazu.

Die Mädchen liefen in Schaaren zusammen, um sich wieder frei zu machen: „Herr je!" heulten sie. „Herr Jemine!" Die Gymnasiasten hatten auf diesen Augenblick gelauert und brachen jetzt wie der Blitz über die Mädchen herein, um sie in die Beine zu kneifen.

„Herr je!" heulten sie. Kathinka stimmte aus reinem Uebermuth in das Geheul ein.

„Waffeln, Waffeln, meine Damen!"

Sie gelangten endlich zu dem Ofen: „drei Waffeln, mein Herr — holländische — fünfzehn Pfennige."

„Streuzucker, Du Braunäugige."

Diese streute mit bloßen Fingern Zucker auf die Waffeln: „Ja, meine Damen," sagte der Mann — „Sie hat bessere Tage gekannt . . . Geben Sie ein Trinkgeld" — und er schrie so, daß man es über die ganze Straße hören konnte — „für die braunäugige Tochter des Südens."

Die Braunäugige rasselte automatisch mit einer vorgestreckten Sparbüchse und sah aus, als ob sie weder hören noch sehen könne.

„Zucker, Du Braunäugige!"

Digitized by Google

Die Finger der Braunäugigen griffen wieder in den Zucker hinein.

Bai, Huus und Kathinka gelangten endlich auf den Markt. „Man wird förmlich taub," sagte Kathinka, indem sie sich die Ohren zuhielt. Der große Zauberprofessor Le-Tort kämpfte auf einer hohen Tribüne mit zwei Pauken gegen die Musik von drei Karoussels an. Ein weiß bemalter Pierrot schleppte eine große Trommel vor der „größten Arena der Welt."

„Die größte Arena, meine Damen und Herren, die weltberühmteste Arena . ."

Er musizierte, indem er sich mit seinem hintersten Körpertheil hart auf seine Trommel setzte.

„Miß Flora — Miß Flora auf dem hohen Trapez!" . . .

Unsere Gesellschaft stand gerade vor der Arena: „Miß Flora, die Königin der Luft — meine Herren — zehn Pfennige!" . . . Der Ausrufer schwang mit seinem rechten Arm eine Alarmglocke.

„Die Königin der Luft — zehn Pfennige!"

Professor Le-Tort war erbittert. Er schrie von allen Wundern der Welt, sodaß seine Stimme überschnappte, und er beschloß, gratis ein seidenes Band von fünfhundert Ellen Länge zu fabrizieren . . . Er begann auf seiner Tribüne aufzustoßen und einen Streifen Seidenpapier aus seinem Hals herauszuziehen, wobei er dunkelroth wurde, als ob er einen Schlaganfall bekäme.

„Die Königin der Luft — zehn Pfennige!" . . .

In der größten Arena der Welt stand der Pierrot-Kopf auf der Trommel und klopfte das Trommelfell mit seinem Gehirnkasten . . . Die Karoussels drehten sich bei Hörnerklang und Leierkasten . . .

„Meine Damen — die Königin der Luft . . . Die Königin der Luft — zehn Pfennige!"

Es herrscht eine glühende Hitze und ein Duft von Honigkuchen und ein Hin- und Herstoßen und Lärmen.

„Wie herrlich das ist!" sagte Kathinka, indem sie zu Huus aufschaute und sich wie ein junges Kätzchen ein wenig krümmte. „Das ist die Frau."

„Wer?" fragte Huus.

„Die Frau, die neulich das Zeug wusch."

Es war die Königin der Luft, die die Treppe erklomm mit hellrothen Beinen in Schnürstiefeln und hin und her watschelndem Hintertheil.

„Miß Flora — die sogenannte Königin der Luft."

Die Königin der Luft trug einen Fächer, den sie als Feigenblatt hantierte; sie aß Pflaumen, bevor sie in die Arena treten und das Trapez besteigen sollte.

„Wollen wir hineingehen?" sagte Kathinka.

„Tik!" rief Bai. Er wollte die „Schlangendame" sehen. Sie arbeiteten sich durch das Gedränge und kamen an einem Karoussel vorüber. Marie, das Mädchen, fuhr auf einem Löwen halb auf dem Schoß eines Kavalleristen.

Kathinka wollte auch Karoussel fahren. Bai bedankte sich, er wolle kein Geld ausgeben, um sich seine Eingeweide im Leibe herumdrehen zu lassen. Kathinka bekam ein Pferd auf der Innenseite neben Huus. Sie begannen zu fahren, erst langsam und dann schneller. Sie nickte Bai zu und lachte allen Gesichtern zu, die sich rund herum drehten.

„Welch ein Gewimmel!" sagte sie; sie konnte von ihrem Platze aus über alle Köpfe hinwegsehen.

Sie fuhren zum zweiten Mal. „Greifen Sie doch den Ring," sagte Kathinka, indem sie sich zu Huus hinüber beugte.

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht fallen," sagte er, indem er sie umfaßte.

Digitized by Google

Kathinka lächelte und beugte sich zurück. Die Gesichter vor ihr begannen zu verschwimmen, alles erschien ihr als ein schwarzer Punkt — schwarz und weiß — der sich herumdrehte.

Sie lächelte fortwährend, und schloß die Augen.

Es war ihr, als ob der Lärm des Marktes, die Musik und die Stimmen und die schmetternden Hörner zu einem Brausen in ihrem Ohr zusammenschmolzen, während alles leise wogte.

Sie öffnete die Augen ein wenig: „Ich sehe nichts," sagte sie, indem sie sie wieder schloß.

Die Glocke ertönte und das Karoussel begann langsamer zu gehen.

„Noch einmal!" sagte sie. Sie fuhren wieder. Huus hatte sich nach innen hinüber gebeugt — sie wußte es nicht, sie stützte sich an seine Schulter. „Greifen Sie den Ring," sagte sie, indem sie daran vorüberflogen, und sie lächelte ihm zu.

Sie saß mit halbgeöffneten Augen da und schaute in den Kreis hinaus. Es war ihr, als ob alle Gesichter auf eine Schnur gezogen wären.

Halbschwindelig erkannte sie Marie, die wieder das Karoussel bestiegen hatte, in einem Wagen mit ihrem Kavalleristen, . . . Sie saß auf seinem Kniee.

Wie sie aussah — fast ohnmächtig. . . .

Und all die anderen — als lägen sie wie Halbtodte — in den Armen der Burschen . . . Kathinka richtete sich plötzlich auf — alles Blut war ihr zu Kopf gestiegen. Das Karoussel hielt an.

„Kommen Sie," sagte sie, indem sie vom Pferde stieg.

Bai stand am Ringpfahl; Kathinka ergriff seine Hand: „Man wird schwindlig," sagte sie, als sie die Erde betrat. Sie war vom vielen Rundfahren ganz blaß geworden.

„Huus, nehmen Sie Tik," sagte Bai. „Ich bin Euer Leuchthurm." Er kniff Marie in den Arm, die gerade mit ihrem Kavalleristen vom Karoussel herabstieg.

Marie fühlte sich ein wenig geniert, ihre Herrschaft zu sehen, sie schmiegte sich an den Blauen.

„Brillant, wie sie mit ihm abzieht," sagte Bai, indem er voranschritt.

„Hier ist es ja," rief Kathinka, der Huus wieder seinen Arm geboten hatte.

Die Schlangendame, Fräulein Theodora, zeigte ihre trägen Thiere neben einem der Karoussels. Das waren einige fette, schleimige Thiere, die sie aus einem Kasten, der mit wollenen Decken gefüllt war, herausnahm. Fräulein Theodora kitzelte sie unter dem Schwanz, um sie etwas lebhafter zu machen.

„Sie verdauen, Fräulein," sagte Bai in seinem alten Klubton.

„Was thun Sie?" sagte Fräulein Theodora. „Glauben Sie etwa nicht, daß die Thiere lebendig sind?" Fräulein Theodora faßte die Verdauung als eine Beleidigung auf.

Sie legte eine Schlange um ihren Hals, kraute ihr den Kopf, sodaß sie den Rachen öffnete und es zu einem Zischen brachte.

Fräulein Theodora nannte die Schlange ihren Liebling und barg sie an ihrer Brust. Fräulein Theodora hatte einen Riesenumfang und war in Pagentracht.

Die Schlange ließ ihren Schwanz leise zwischen den Knieen des Fräuleins hin und her schlagen.

„Kommen Sie, sagte Kathinka, „das ist ekelhaft." Sie hatte in ihrem Widerwillen Huus' Arm ergriffen.

„Ja," sagte der Budenbesitzer, der es für Angst hielt und sich ge-

Digitized by Google

schmeichelt fühlte: „Riesige Bestien, kleine Dame . . . Aber sie hat dasselbe mit Löwen gemacht . . .“

Kathinka stand wieder draußen.

„Daß man so etwas thun kann,“ sagte sie; es schauderte sie.

„Ja,“ sagte Bai und befühlte alles sachverständig. Der Besitzer hatte den „Herrn“ aufgefordert, sich zu überzeugen, daß die Thiere sich wirklich so gut wie auf bloßen Körper „bewegten.“ „Ja,“ sagte Bai, „Fleisch hat sie . . .“

Die Schlangendame Fräulein Theodora lächelte versöhnt, während sie ihre Lieblinge in den Kasten legte.

„Ja,“ sagte der Besitzer, „sie hat dasselbe mit Löwen gemacht, mein Herr.“

„Acht Jahre lang,“ fügte Fräulein Theodora hinzu.

Huus und Kathinka standen bereits jenseits des Marktplatzes. Es begann nach und nach finster zu werden und alle Ausrufer heulten um die Wette auf ihren Tribünen mit dem Eifer der Verzweiflung.

„Herabgesetzter Preis — herabgesetzter Preis — meine Dame,“ rief der Proffessor Kathinka zu und trocknete sich den Schweiß mit dem seltsamen „Taschentuch“ — zwanzig Oere mit dem Geliebten . . .“ Kathinka ging schneller, sodaß Bai sie kaum einzuholen vermochte.

Die Leute begannen lustiger zu werden. Haufen herumschlendernder Burschen liefen singend auf die Mädchenreihen zu, die sich mit einem Schrei auflösten; und nach und nach begannen sich Paare längs der Budenstraße zu bewegen.

Aus den Bewirthungszelten und von der Braunäugigen, wo Cognac zu den Waffeln ausgeschenkt wurde, ertönte lauter Lärm.

Die drei Polizisten hinkten an Stöcken von dannen. Sie waren in den Kämpfen, die sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung abhielten, leicht verwundet worden; ringsumher hinter den Zelten und in den gedrängten Haufen hörte man das plötzliche Fingerpfeifen der Gymnasiasten durch den Lärm hindurchgellen.

Es wurde immer finsterer, während Kathinka und Huus die Budenreihe entlang gingen und Einkäufe machten.

In den Buden wurden bereits die Laternen angezündet, die auf Herzen und Honigkuchen sparsam herableuchteten. Die Frauen hinter den hohen Tischen polierten die Honigkuchen mit der flachen Hand, sodaß sie glänzten, und reichten sie Huus und Kathinka auf einer langen Schaufel heraus. Bai kam hinzu und kaufte auch welche.

Huus hatte Kathinka ein kleines japanisches Theebrett als Marktgeschenk gekauft. Sie schenkte ihm einen Honigkuchen.

„Was,“ sagte Bai, „giebst Du Huus Honigkuchen? — Gieb ihm wenigstens ein Herz . . . Madame,“ rief er der Verkäuferin zu, „hier ein Herz . . .“

„Ein Herz — mein Herr — mit Versen . . .“

„Bai!“ sagte Kathinka.

„Wir bekommen einen Regenguß,“ sagte Huus hinter ihm.

„Zum Teufel auch!“ rief Bai, indem er sich von der Bude abwandte.

Die ersten Tropfen fielen: „Das wird ein ordentlicher Guß,“ sagte Bai.

„Im Panorama finden wir Schutz,“ sagte Huus.

„Gut,“ rief Kathinka, indem sie Bais Arm nahm. „Kommen Sie,“ sagte sie.

Es herrsche ein Rennen nach allen Thüren. Frauen und Mädchen

Digitized by Google

schlugen die Röcke über die Köpfe und liefen, die Taschentücher im Viereck über den neuen Hüten, von dannen.

„Hallo," rief Bai, „jetzt kommen die Unterröcke zum Vorschein."

Die Mädchen standen in den Hausthüren mit blauen Strümpfen und isländischen, wollenen Unterröcken um die Beine.

Die Verkäufer nahmen ihre Waaren schnell herein und fluchten und schalten. Die Gymnasiasten liefen schreiend herum und ließen sich durchweichen.

„Hier ist es," sagte Kathinka.

„Ganz Italien, meine Herrschaften, für fünfzig Pfennige!"

Der Mann war heiser und in wollene Tücher gewickelt. — dreimal. — „Bitte!" — — —

„Wie es gießt," sagte Kathinka — sie schüttelte sich und blickte auf den Marktplatz hinaus.

Der Regen goß wie mit Mollen. Der ganze Marktplatz war bereits überschwemmt. Die Leichtverwundeten liefen hinkend unter Regenschirmen umher und hoben die Rinnsteinbohlen auf. In allen Buden und Thüren stand das halbnasse Frauengeschlecht und sah mitgenommen aus.

Drinnen im Panorama war es leer und ganz still. Man hörte den schweren einförmigen Fall des Regens auf das Dach, und es war auch sehr kühl geworden.

Es war, als ob Kathinka nach all dem Lärm wieder aufathmete.

„Wie einem das wohl thut," sagte sie.

„Es sind Landschaften," sagte Bai, der bereits angefangen hatte, in die Gucklöcher zu schauen. — „Das blaue Wasser," sagte er, indem er weiter ging. Er zog es vor, in den Vorraum zu gehen und zu sehen, was sich unter den isländischen Unterkleidern zeigen möchte.

Kathinka blieb sitzen. Sie fühlte sich hier drinnen wie neu geboren, allein mit Huus in der Stille unter dem fallenden Regen.

„Sie spielen nicht," sagte sie.

„Nein — des Regens wegen" . . . Sie lauschten beide dem Fall des Regens.

„Der Lärm war doch fürchterlich," sagte sie. Kathinka wäre am liebsten hier ruhig sitzen geblieben und hätte dem Fall des Regens gelauscht, aber sie erhob sich doch und fragte: „Ist das Italien?"

Er bejahte es.

Sie guckte in ein Glas. „Ja," rief sie, „das ist Italien."

Es war künstliches Licht drinnen vor den Bildern, die in kräftigen Farben strahlten.

„Wie ist das doch hübsch . . ."

„Das ist der Golf," bemerkte Huus, — „der Golf von Neapel."

Das Bild war nicht schlecht. Glänzende Sonne lag über Golf, Ufer und Stadt. Boote flogen hin und her über das Blau des Wassers.

„Neapel," sagte Kathinka leise.

Sie fuhr fort durch das Glas zu sehen. Huus sah durch das Guckloch neben ihr dasselbe Bild,

„Sind Sie dort gewesen?"

„Ja — zwei Monate."

„Ach, dort segeln zu können!" sagte Kathinka.

„Ja — nach Sorrento."

„Sorrento." Kathinka wiederholte das fremde Wort leise und zögernd. Ja," sagte sie — „reisen zu können" . . .

Digitized by Google

Sie gingen längs der Gläser und sahen nebeneinander hinein. Der Regen fiel schwächer auf das Dach — schließlich nur träufelnde Tropfen.

Sie sahen Rom, das Forum und das Kolosseum. Huus erzählte davon.

„Es ist so großartig," sagte Kathinka, „daß man förmlich bange wird."

„Ich liebe Neapel am meisten . . ."

Draußen begannen die Leierkasten zu spielen nnd die Karoussels klingelten. Kathinka hatte fast vergessen, wo sie sich befand.

„Es regnet scheinbar nicht mehr."

„Nein, es ist vorüber."

Kathinka sah sich in dem Raum um: „Dann erwartet Bai uns," sagte sie.

Sie ging zurück und sah noch einmal durch das Glas auf die Bucht von Neapel mit den dahineilenden Booten.

Bai kam herein und sagte, daß die Straße wieder dem planmäßigen Verkehr übergeben sei.

„So gehen wir wohl nach dem Walde," sagte er.

Sie gingen. Die Luft war kühl und rein. Große fröhliche Schaaren schritten auf dem Wege zum Walde hin.

Der Wald und die Dornenhecken dufteten nach dem Regen.

Die Sonne ging unter und in der Ferne am Eingang des Waldes zündete man die farbigen Lampen an der Ehrenpforte an. Die Burschen gingen mit den Mädchen, den Arm um das Mieder gelegt, alle Bänke am Wege waren besetzt; in sentimentalen Stellungen saßen sie da und liebkosten sich verstohlen.

Man hörte bereits Musik vom Tanzplatz her und den summenden Laut der vielen Stimmen.

„Jetzt wollen wir tanzen," sagte Bai.

Außerhalb der Tanzestrade stand eine Menge halberwachsener Burschen und Mädchen, die über das Geländer hinweg zuschauten. Auf dem Tanzboden stampfte man einen Trippelwalzer, sodaß es dröhnte.

„Komm, Tik," sagte Bai, „wir eröffnen den Ball."

Bai tanzte wie rasend fortwährend zwischen den Paaren hin und her.

„Aber Bai!" rief Kathinka. Sie war ganz athemlos.

„Man kann noch immer eine Dame schwingen," sagte Bai. Er tanzte links herum im Schiebetakt.

„Aber Bai . . ."

„Man kann also noch warm werden," sagte Bai.

Sie kamen zu Huus.

„Man muß jetzt in der Uebung bleiben," jagte er, indem er die Hacken, wie auf den Klubbällen zusammenschlug, „und die Damen ein wenig bewegen."

Kathinka fühle sich durch Bais Benehmen sehr gedrückt.

„Bai ist so übermüthig," sagte sie, als er sie verlassen hatte.

„Wollen Sie einmal mit mir tanzen?" fragte Huus.

„Ja, — gleich — lassen Sie uns ein wenig warten . . ." Sie sahen Bai mit einem üppigen Bauermädchen, in einer Sammetjacke davonfliegen.

„Wir wollen ein wenig gehen," sagte Kathinka.

Sie gingen von der Estrade hinab, ein Stück auf dem Wege entlang, wo die Musik fast erstarb.

Kathinka setzte sich: „Setzen Sie sich," sagte sie, „man wird so müde."

Es war so still im Walde. Nur ein paar einzelne Töne drangen hin und wieder bis zu ihnen.

Sie saßen schweigend nebeneinander. Huus wühlte mit seinem Stock in der Erde.

Digitized by Google

„Wo ist sie jetzt?" fragte Kathinka plötzlich, indem sie vor sich niedersah.

„Wer?"

„Ja — — Ihre — Braut."

„Sie ist verheirathet — Gott sei Dank . . ."

„Gott sei Dank?"

„Ja — man meint doch immer, man habe eine Verantwortung, wenn sie — wenn sie sitzen geblieben wäre . . ."

„Das wäre doch nicht ihre Schuld gewesen . . ," Kathinka schwieg ein wenig: „Hat sie Sie geliebt?"

„Sie liebte mich," sagte Huus, „das weiß ich jetzt."

Kathinka erhob sich. „Hat sie Kinder?" fragte sie, als sie sich wieder auf dem Wege befanden.

„Ja, einen kleinen Knaben."

Sie sprach nicht mehr, bis sie an die Estrade kamen. „Jetzt wollen wir tanzen," sagte sie dann.

Ringsumher waren nur kleine Lichter angezündet und verbreiteten ein spärliches Licht über die Bänke an der Seite. Die Paare schwangen sich hinaus ins Licht und wieder zurück ins Dunkle; auf dem Tanzboden bewegte sich das Ganze wie etwas Unruhiges, Schweres, das hin und her glitt.

Huus und Kathinka begannen zu tanzen. Huus tanzte ruhig und führte sicher. Es war Kathinka, als ob sie hier in seinen Armen zur Ruhe käme.

Sie hörte alles — die Musik, die Stimmen und das Stampfen — wie etwas ganz Fernes; sie fühlte, daß er sie sicher hin und her führte.

Huus fuhr fort, auf dieselbe ruhige Art und Weise zu tanzen. Kathinka fühlte ihr Herz klopfen und ihre Wangen brannten, aber sie bat ihn nicht, aufzuhören, und sprach auch nicht.

Sie tanzten noch immer.

„Kann man den Himmel sehen?" fragte Kathinka plötzlich.

„Nein," erwiderte Huus, „die Bäume verdecken ihn."

„So, die Bäume verdecken ihn?" flüsterte Kathinka.

Sie tanzten. „Huus," sagte sie; sie sah zu ihm auf und wußte nicht, weshalb sich ihre Augen mit Thränen füllten, „ich bin müde."

Huus hielt inne und stützte sie mit dem Arm im Gedränge.

„Wir amüsieren uns," sagte Bai, indem er an ihnen vorübersauste.

Sie gingen die Stufen hinab und betraten einen Pfad.

Es war ganz finster zwischen den Bäumen; es war, als ob es nach dem Regen wieder wärmer geworden wäre, und die blühenden Dornbüsche sandten ihnen einen durchdringenden Duft entgegen.

Ringsumher zwischen den Bäumen und dem Unterholz flüsterte es, bewegte es sich und eng umschlungen verbargen sich die Paare auf den Bänken im Finstern.

„Huus — Bai erwartet uns gewiß," sagte Kathinka — „kommen Sie".

Sie kehrten um.

„Ja," sagte Bai, „jetzt gehen wir zu den Schreihälsern. Es sind einige „Sängerinnen" dort im Pavillon — nette Mädchen, sagen die Leute . . . Ich muß mich nur erst von der kleinen Landdame da hinten verabschieden. Schwingen Sie Kathinka einmal herum, Huus, damit sie nicht still sitzt."

Huus schlang den Arm um Kathinka, und sie tanzten wieder.

Kathinka wußte nicht ob sie eine Minute oder eine Stunde getanzt hatten, als sie durch den Wald nach dem Pavillon gingen.

Der Gesang von fünf Damen klang ihnen aus der Thür entgegen.

Digitized by Google

Sie schlugen mit den Absätzen ihrer hohen Schnürstiefeln zusammen und hielten zwei Finger auf das Herz:

„Wir treten an, gebt Acht,
Die frohe Fahnenwacht,
Gegen der Männer Tyrannenmacht."

„Hier ist eine reizende Ecke," sagte Bai, „hier können wir die Damen sehen . . ."

Sie setzten sich. Man sah kaum die Gesichter ringsumher vor Rauch und Dunst. Die fünf Damen sangen von Bajonetten und Unerschrockenheit. Als sie fertig waren, tranken sie Punsch und kokettierten, indem sie Rosenblätter unter ihren Brustausschnitt steckten und hinter ihren Fächer kicherten.

„Nette Mädchen," sagte Bai.

Kathinka hörte kaum; Huus saß mit dem Kopf zwischen den Händen und starrte auf den schmutzigen Fußboden.

Ein kleiner Pianist, der aussah wie ein Grashüpfer, hopste über ein Klavier, als wolle er mit seiner dünnen Nase spielen.

Die Damen zankten sich darüber, „welche von ihnen jetzt dran sollte." —

„Du bist dran, Julie," wurde in wütendem Ton hinter den Fächern geflüstert. „Das weiß Gott — Julie ist dran."

„Der Schornsteinfeger," rief Julie laut über die Zuhörer hinaus.

„Der ist verboten" — riefen ein paar Damen hinter den Fächern zum Pianisten hinab — „sie singt, was die Polizei verboten hat."

Unten im Saal schlugen sie mit den Gläsern auf die Tische.

„Pah! weil Josephine das Lied nicht singen kann."

Die Dame Julie sang den Schornsteinfeger:

„Der Schornsteinfeger August
Den Besen trägt als Schild . . . ."

Bai klatschte, so daß er fast die Groggläser auf dem Tisch zerschlagen hätte.

„Was sagst Du dazu, Tik?" fragte er.

Kathinka erschrak. Sie hatte garnicht hingehört. „Ach ja," sagte sie.

„Sehr gut," sagte Bai. Er klatschte wieder.

„Die Romanzensängerin Fräulein Mathilde Nielssen," rief Fräulein Julie.

Die Romanzensängerin Fräulein Mathilde Nielssen trug lange Kleider und sah sehr feierlich aus. Die anderen Damen sagten: „Mathilde hat Stimme." Mathilde war als Kind gefallen und hatte eine flache Nase.

Sie legte gleich während des Vorspiels die Hand aufs Herz.

Es war das Lied von Sorrent:

Wo die dunkle Pinie zur Mittagszeit
Dem Garten des Winzers Schatten verleiht;
Wo am blauen Golf der Orangenhain
Balsamisch duftet im Abendschein;
Wo am Strand die Boote sich schaukeln und schwingen,
Wo die Stadt sich erfüllt mit Jauchzen und Klingen,
Wenn zum Tanzplatz eilen die Mädchen und singen
Der Madonna Lied, die das Heil verhieß; —
Ach niemals vergeß ich, wohin ich gehe,
Die Thäler und Höhen, die hier ich sehe,
Die Sternennächte voll Himmelsnähe,
Neapel, dein irdisches Paradies.

Fräulein Mathilde Nielssen sang sentimental mit langen, tremolierenden Tönen.

Digitized by Google

Als der Gesang beendet war, applaudierten die „Damen", indem sie mit den Fächern auf die flachen Hände schlugen.

Die Romanzensängerin „Fräulein" Nielssen dankte sich verneigend.

Ich glaube gar, Tik weint über den „Vortrag," sagte Bai. Kathinka hatte wirklich Thränen in den Augen.

Sie kamen heraus: „Jetzt gehen wir über den Kirchhof nach Hause," sagte Bai.

„Ueber den Kirchhof?" fragte Kathinka.

„Ja, das ist der bequemste Weg — und er ist sehr schön."

Kathinka nahm Huus' Arm und sie folgten Bai. Sie kamen in den Wald und gingen durch eine Allee. Lärm und Musik verklangen hinter ihnen.

„Ja", sagte Bai, „ein bewegter Tag — ein gut angewandter Tag." Er fuhr fort zu plaudern über den Tanz — wie die Mädchen sich schmiegten, die Dorfmädchen — und die „Damen" — Fräulein Julie, fesches Mädchen — und Marie — „na, wir werden ja sehen, wie es ihr gegangen ist . . . ich kenne sie . . ."

Die beiden anderen sprachen nicht und auch keines von beiden hörte, was Bai sagte. Es war so still, daß sie ihre eigenen Schritte auf der Erde hören konnten. Am Ende der Allee erhob sich die eiserne Pforte des Kirchhofs mit ihrem großen Kreuz.

„Aber Bai!" rief Kathinka.

„Glaubst Du, daß es hier Gespenster giebt," sagte Bai, indem er eine Seitenpforte öffnete. Sie gingen hinein. Kathinka ergriff Huus' Arm in der Pforte. Der Kirchhof lag in der Dämmerung wie ein großer Garten da. Rosen und Buchsbaumhecken, Jasmin und Linden dufteten schwer, und graue und weiße Steine erhoben sich zwischen den Hecken.

Kathinka klammerte sich an Huus' Arm, während sie hier gingen.

Bai schritt voran. Er trabte an den Bosquets entlang und schlug mit den Armen um sich, als wenn er Hühner aufjagen wollte.

Kathinka blieb stehen und rief: „Seht doch!"

Es befand sich zwischen den Bäumen ein Aushau, sodaß man über die Felder den Fjord sehen konnte. Die Dämmerung schwebte gleich einem Schleier über dem dunklen, blanken Wasserspiegel, still und träumerisch.

Es herrschte eine Stille, als ob das Leben in der dufterfüllten Luft erstorben wäre . . . Unbeweglich standen sie dicht neben einander.

Langsam schritten sie weiter. Kathinka blieb hin und wieder stehen und las die Inschriften auf den Steinen, welche in der Dämmerung hervorleuchteten. Sie las sie, Namen und Jahreszahlen mit leiser und zitternder Stimme.

„Geliebt und entbehrt."

„Geliebt bis in das Grab hinaus."

„Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes."

Sie trat näher und hob die Zweige der Trauerweide: sie wollte den Namen auf dem Stein lesen.

Da raschelte es hinter der Weide. — „Huus," sagte sie, und umklammerte seinen Arm krampfhaft.

Es entfloh etwas über die Ecke.

„Es waren ein Paar Menschen," sagte Huus.

„Wie ängstlich ich wurde," sagte Kathinka und preßte die Hände auf die Brust.

Sie ging weiter dicht neben ihm, während ihr Herz klopfte.

Sie sprach nicht mehr. Hin und wieder raschelte es in dem Gebüsch, sodaß Kathinka erschrak.

Digitized by Google

„Aber liebes Herz — liebes Herz!" flüsterte Huus wie zu einem Kinde. Kathinkas Hand zitterte in der seinigen.

Bai stand am Ende des Ganges.

„Seid Ihr da?" fragte er.

Er öffnete die Pforte. Sie fiel hinter ihnen wieder in's Schloß.

Draußen in der Allee nahm Bai Huus bei Seite.

„Es ist bei Gott doch ein Skandal," sagte er . . . „daß so etwas geschehen kann — eine Entweihung des heiligen Ortes . . . Kjer hatte es mir freilich gesagt . . . wie sie es treiben, diese Räuber . . . aber ich glaubte bei Gott doch nicht, daß das möglich sei . . . Nicht einmal Pietät gegen die Todten! — — im Garten des Todes — pfui Kuckuk . . . Man kann, hol mich der Teufel, nicht einmal auf den Bänken in Frieden sitzen . . ."

Huus hätte ihn prügeln können.

— — —

Sie gelangten wieder auf die Straße. Die Buden standen geschlossen und öde da. Nur hier und dort packte ein Verkäufer bei einer einsamen Laterne seine Waaren zusammen.

Der Lärm aus dem Wirthshause drang bis auf die Straße. Schläfrig und zusammengesunken schleppte man sich paarweise nach Hause.

In dem Thorweg des Gasthofes wurde Marie sichtbar; sie war schlaftrunken und müde.

Kathinka wartete am Wagen. Ueberall wurden die Wagen angespannt und fuhren dann fort. Die „Nachtigallen" sangen so laut, daß man es auf der Straße hörte. Unsere Gesellschaft bestieg endlich den Wagen. Bai wollte fahren und saß neben Marie.

Man hörte aus dem Pavillon:

„O Du — mein Waldemar
— Jetzt wird's mir sonnenklar — —"

„Die haben Ausdauer!" sagte Bai; Sie fuhren durch die Nacht; an dem Walde vorüber; hin über die flachen Felder.

Marie hing schlafend krumm gebeugt über dem Korb auf ihrem Schoß. Huus und Kathinka saßen schweigsam neben einander in die Gegend hinausschauend. Nur hin und wieder sprach Bai.

„Oho — ihr alten Knaben. Nun — nun, Langsam!" — Und wieder wurde es still wie zuvor.

Bai wollte eine „Ermunterung" haben und stieß Maria an, bis sie erwachte und eine Flasche Portwein fand.

„Wollt Ihr auch etwas haben?" fragte er sich umdrehend.

„Nein, ich danke," erwiderte Huus.

„Das ist unrecht Huus!" Bai nahm die Flasche vom Munde. „Ein Magen muß etwas gegen die Nachtluft haben." Bai nahm noch einen herzhaften Schluck. „Das lernt man im Felde," sagte er. Dann begann er von dem letzten Kriege und den Preußen zu sprechen.

„Gutmüthige Leute," sagte er, „das heißt jeder für sich genommen — schwere Esser, schneidige Kerle, gutmüthig — herzensgute Menschen — das heißt jeder für sich genommen — aber in Reih und Glied — da mag der Teufel sie holen . . ."

Keiner antwortete. Maria nickte wieder.

Kathinka wünschte nur, daß er schweigen möchte.

„Aber starke Fresser," fuhr Bai fort.

Er begann patriotisch zu werden und sprach von dem alten Dänemark

Digitized by Google

und seinem blutrothen Banner. Dann verfiel er, als Niemand ihm antwortete, in schweigsame Betrachtungen.

Man hörte nur das Rasseln des Pferdegeschirrs und hin und wieder hörte man über die Felder einen Hahn krähen.

„Nehmen sie den Shawl um," sagte Huus, „es ist kalt."

Vorsichtig legte er den blauen Shawl um Kathinkas Schultern.

Nach und nach graute der Tag über den Feldern.

— — —

„Nun bekommen wir wohl etwas Frühstück," sagte Bai. Sie waren zu Hause angekommen und standen übernächtig auf der Treppe in dem grauen Morgen.

„Ja wenn Du es wünscht" sagte Kathinka.

Huus mußte aber nach Hause. Es sei die höchste Zeit.

„Na — wie Sie wollen," sagte Bai, er gähnte und ging ins Haus; Marie hatte die Körbe hineingeschleppt.

Huus und Kathinka blieb allein. Sie lehnte sich an den Thürpfosten. Sie schwiegen eine Weile.

„Vielen Dank für den schönen Tag!" sagte sie. Es kam leise und unsicher heraus.

„Als ob ich nicht allein zu danken hätte," erwiderte Huus. Es kam gleichsam wie ein Ausbruch hervor, und im nächsten Augenblicke hatte Huus ihre Hand ergriffen und sie zweimal — dreimal — mit heißen Lippen geküßt. Dann bestieg er schnell den Wagen und fuhr davon.

„Wo zum Tensel bleibt denn Huus?" sagte Bai, indem er heraustrat. „Ist er schon fort?"

Kathinka stand noch auf demselben Fleck: „Ja," erwiderte sie, „er ist nach Hause gefahren."

Sie lehnte sich an die Thür und ging still ins Haus.

— — —

Kathinka saß am offenen Fenster. Der Tag war angebrochen. Lerchen und alle Vögel jubelten über der weiten Gegend. Es herrschte lauter Gesang und Sonne und Zwitschern über den sommerlich prangenden Feldern.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe Richard Wagner's an Emil Heckel.

Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Herausgegeben von **Karl Heckel.**

(1. Fortsetzung.)

Wagners nächste Mittheilungen nach seiner Abreise von Mannheim trafen aus Wiesbaden und Köln ein:

Wiesbaden, den 28. November 1872.

Lieber Freund und Genosse!

Ich ruhe einen Augenblick aus um zu sehen, wohin ich etwa zu schreiben habe, und da finde ich denn, daß es gut sei, wenn ich Sie noch einmal recht angelegentlich daran erinnere, in möglichst erfreulicher Weise sich mit Feustel in Bayreuth in Mittheilung zu setzen. Wir besprachen das schon. Melden Sie ihm genau, was Sie jetzt zu seiner Verfügung haben und was zu Ostern ihm des Weiteren zur Disposition steht. Wenn Zahlungen an Sie erfolgen, wie die kürzliche durch Fräulein Nietzsche, so übermachen Sie diese doch sogleich an Feustel. Ich weiß aus seiner neuesten Mittheilung, daß er dem Fortschritte unserer Unternehmung mit Bangen entgegen sieht, wenn er nicht tröstliche Zusicherungen und überhaupt Zuschüsse empfängt.

Heute Abend werde ich mit dem Mainzer W. V. zusammenkommen. In Cöln bereitet sich eine gleiche Zusammenkunft vor. (In Mainz heute Abend: Zauberflöte.) Wahrscheinlich gehe ich erst Sonnabend nach Cöln. Dorthin (Lesimple) erbitte ich mir etwaige Mittheilungen. Herzliche Grüße an Sie, die Frau, die Freunde von meiner Frau und ihrem Manne.

Richard Wagner.

* *

Cöln, 1. Dezember. 72.

Lieber Freund Heckel,
Meines Werktopf's Deckel!

Hier schick' ich die Schriften zurück,
Und wünsch' uns Allen viel Glück!

In Mainz,
war es kein Klein's,
im Schooße des Wagnerverein's —
Musikcorps hinten und vorn
bliesen in das Bayreuther Horn!
In Cöln geht's ebenfalls los,
man erwartet sich Dinge gar groß:

Digitized by Google

Dem Wagnervereinlichen Chor
les' ich wohl gar etwas vor:
Bis Donnerstag bleib ich hier,
Dann geht's in's östliche Revier.
Für alle eure Sünden
Sollt Ihr nun Ablaß finden,
wenn Ihr brav sammeln thut,
Dann gehts der Seele gut!

R. W.
als Mönch Detzel.

In den nächsten Monaten gingen geschäftliche Mittheilungen meist direct an den unermüdlichen Feustel, während verschiedene persönliche und häusliche Angelegenheiten im Briefwechsel mit Frau Wagner zu Wort kamen.

Als ich den Meister benachrichtigte, daß Lachners Nachfolger in Mannheim, Ernst Frank, auf meine Veranlassung den „Lohengrin" unverstümmelt, aufgeführt habe, schrieb er am 17. März 1873 von Bayreuth:

Aufgepaßt!, Jetzt kommt ein schönes Gedicht!
Also —: —

Hoch lebe Kapellmeister Frank!
Die von des Streicher's Sitze stank,
er rein'ge die Orchesterbank,
und sitze drauf zu unsrem Dank!
Selbst Wagner's Partituren-Schrank
steh' ihm dann offen, frei und frank:
wär's auch für Vinzenz übler Trank,
und würd' er selber drüber krank, —
in's Grab einst selbst Patroclus sank:
ich ruf': es lebe P. P. Frank!

R. W.
(Poëta!)

Frank hat dann auch zahlreiche Striche in den Meistersingern entfernt und sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er die Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" von Götz, auf die Bülow mich aufmerksam gemacht hatte, zur ersten Aufführung brachte. Später allerdings fand Ernst Frank es für opportun, seinen Eifer für Wagner und die neue Kunst erkalten zu lassen.

Dem „Hebefest" in Bayreuth wohnte ich nicht bei. Wagner hatte von persönlichen Einladungen abgesehen, weil außer dem eigentlichen Hebefest keine Veranstaltungen stattfanden. Eine öffentliche Einladung an die Patrone war durch eine Anzeige in Zeitungen ergangen, aber von mir, wie von den meisten, übersehen worden.

Mit der Mittheilung, daß er mich zum Hebeschmauß erwartet und dabei vermißt habe, ließ der Meister zugleich bei mir anfragen, ob ich ihn nicht im Laufe des Sommers besuchen und das zu Stande Gekommene in Augenschein nehmen würde.

Leider sah sich Wagner genöthigt, die für 1874 angesetzten Festspiele zu verschieben. Die ursprüngliche Hoffnung, daß sich 1000 Kunstfreunde finden ließen, die durch Zahlung von je 300 Thalern sich zu

Digitized by Google

Patronen des Unternehmens erklären würden, ging nicht in Erfüllung. Die „wirklich Reichen" in Deutschland brachten mit wenigen Ausnahmen dem Unternehmen weder opferfreudiges künstlerisches, noch nationales Interesse entgegen. Die Wagnervereine aber vermochten, da sie sich in erster Linie an die weniger Bemittelten wenden mußten, nur in einzelnen Städten einigermaßen beträchtliche Summen zu erzielen, (der Mannheimer Wagnerverein übersandte für das Unternehmen 51 000 Mark) ohne damit vollen Ersatz für die Theilnahmslosigkeit derjenigen zu bieten, die vermögend gewesen wären, die Aufführung der Festspiele schon 1874 zur That werden zu lassen.

Wagner unterrichtete die Vereine und Patrone in einem Rundschreiben von dem Stand der Angelegenheit.

Diese vertraulichen Mittheilungen gelangten wider Erwarten sofort in die Presse. Wagners Andeutung, daß sich eine Umwandelung der ursprünglichen Tendenz als nothwendig ergeben könne, wurden als Absicht einer Umgestaltung in ein „Actien-Unterehmen" mißverstanden.

Auf meine Mittheilung, daß die Mannheimer „Gerechten" für ein unbedingtes Festhalten der ursprünglichen Tendenz einträten, erwiderte Wagner:

Lieber Freund Heckel!

Wer einmal gerecht ist, der bleibt doch auch immer gerecht! Haben Sie Dank für Ihre liebenswürdigen Mittheilungen. Louis XIV. sagte zu Jean Bart: „ich wünschte mir 500 Menschen wie Sie!" worauf dieser erwiderte: „Sire, das glaub' ich wohl!" So hätten Sie mir etwa zu entgegnen, wenn ich nur ein Dutzend Heckels mit seinen Gerechten mir in Deutschland wünschte. —

Im Uebrigen seid Ihr doch alle sonderbar steife Leutchen! Da glaubt Ihr nun mich eindringlich davon abmahnen zu müssen, meine Sache auf dem Wege der Actien-Unternehmung durchführen zu wollen? Das scheint also der ganze Sinn meines Circular's gewesen zu sein? Nun, weiß Gott! Ich habe die Sache nicht so verstanden; was ich in diesem Sinne andeutete, war doch wahrlich nur zur Beschämung des germanischen Publikum's gesagt. — Die widerwärtigste Erfahrung für mich war einmal wieder, daß, ehe ich noch von irgend Einem, dem das Circular zugeschickt war, die mindeste Notiz erhielt, Alles sogleich in die schöne Presse gerathen war. Was sind meine Patrone für Leutchen! Nur zu allererst gleich zum Zeitungsschreiber laufen: Alles ist nur dafür da!

Nun haben Sie in Ihrer Art — wieder gegen diesen Unfug zu arbeiten, und Sie thun daran sehr gut. Ich aber werde für die Zukunft immer zurückhaltender werden. Schreiben und Klatschen kann das Volk, — auch allenfalls hundert u. tausend Rathschläge geben. Etwas thun — thun aber nur die Gerechten! —

Hauptsache aber ist, daß wir uns baldigst über einen verbesserten Angriff der Sache einigen: es müssen Subscriptionen aufgelegt u. colportirt werden; wenige können (sagen wir: für einen nationalen Zweck) 100 Thlr., mancher aber 50, noch mehrere 20, viele 10 Thlr. geben, nämlich solche, die so etwas Großes zu unterstützen beredet werden können, ohne im Uebrigen das Interesse speciell dafür zu haben, welches sie bestimmen könnte, dereinst die Reise nach Bayreuth zu den Aufführungen selbst zu machen.

Sie sollten einen Entwurf zu einer Agitation in diesem Sinne, gehörig organisirt, ausarbeiten, diesen von sich aus mir gleichsam zur Beistimmung zuschicken, und dann, mit dieser Genehmigung meinerseits versehen, die Sache

Digitized by Google

in das öffentliche Feuer bringen, und zwar mit furchtbarer Publizität, so daß Keines sagen kann: „ja, ich weiß ja davon noch gar nichts" — wie es jetzt so häufig mir entgegnet wird.

Nun! Bald hoffe ich Sie hier zu sehen. Conzerte gebe ich nicht mehr. Sie schaden nur: anstatt nun zu Weiterem anzuregen, glaubt Alles eben mit dieser Conzerteinnahme genug gethan zu haben, und die Sache ist nun aus. So in Köln, wo der Wagner-Verein auch noch nicht das Mindeste in Folge des Conzerts zu Stand gebracht hat. Ueberhaupt —!

Jetzt grüßen Sie die Gerechten, namentlich unsern Wunderdoctor,*) herzlichst von mir, wie Sie mit Ihrer lieben Frau von mir und der meinigen gegrüßt seien!

Ihr

Bayreuth, 19. Septbr. 1873. Richard Wagner.

Nach Empfang dieses Briefes machte ich Wagner den Vorschlag, solche Subscriptionslisten in sämmtlichen Buch- und Musikalienhandlungen auflegen zu lassen und erbot mich, dieselben nebst einer öffentlichen Aufforderung des „Mannheimer Wagnervereins" zur Versendung zu bringen.

In diesem Aufruf wollte ich besonders auf die beschämende Thatsache hinweisen, daß Chicago und London sich Wagner zur Errichtung eines Theaters nach seinen Angaben erboten hatten, während man in Deutschland es noch immer an Theilnahme fehlen ließ. Die Erwiderung Wagners verdient besondere Beachtung, da sie seine Absichten und Ziele in voller Klarheit zeigt und dadurch eine Antwort enthält auf die Frage: warum Bayreuth?

Liebster Freund!

Die Beantwortung Ihres Briefes — oder vielmehr: Vorschlages — erforderte wirklich einige Besinnung. Ich habe kein Wort dazu zu sagen, in welcher Weise der Mannheimer Verein für gut findet, dem Zwecke, für den er sich begründet hat, energisch zu dienen: jedenfalls, wie er überhaupt die Idee von W.-Vereinen in das Leben gerufen hat, ist er auch im Rechte, wenn er ferner die Initiative ergreift, und die Ehre, der Vorkämpfer in dieser Sache zu sein, wird ihm niemand bestreiten dürfen. Nur seien Sie behutsam im Prahlen von mir: wir können Chicago und London nicht so unbedingt für uns anziehen; in beiden Städten war ein neues Theater bereits erbaut, und sollte — allerdings, — wenn ich dies persönlich in meine Hand nehmen wollte, nach meinen Wünschen eingerichtet, auch das Personal der Darsteller nach meiner Wahl berufen werden. Dies galt meinen Opern im Allgemeinen. Nun kommen wir aber auf den entscheidenden Punkt: in Berlin hatte sich eine „Wagneriana" mit 220 000 Thlr. bereits geleisteter Zeichnungen gebildet, um mir eine Million in Aussicht zu stellen, wenn ich Bayreuth — (mit Modificationen) nach Berlin verlegte; das Gleiche wäre in und für Wien unendlich leichter gewesen, als dort Beiträge für Bayreuth zu erhalten. Es ist somit nicht nachweisbar, daß man mir in einer großen deutschen Hauptstadt mein Theater nicht auch gebaut haben würde, der Brennpunkt liegt somit darin, daß ich an einem neutralen Orte eine Unternehmung für das ganze deutsche Publikum, nicht für das Publikum einer Hauptstadt in das Auge gefaßt habe. Städte (wie Chicago

*) Dr. Zerrenner.

Digitized by Google

u. s. w.) würden sich vielleicht auch in Deutschland finden, aber — das deutsche Publikum findet sich nicht.

Was nun aber die Aufstellung und Aufforderung zu einer Subscription betrifft, so wäre es doch vielleicht empfehlender, wenn diese von einem Consortium von einflußreichen Männern aus den verschiedenen deutschen Orten ausginge. Hierin bin ich auch schon etwas gebunden, indem ein reicher und thätiger Hamburger Kaufmann (Zacharias. Fontenay 1 (oder 2) — Hamburg) beabsichtigt, für den 15. October eine solche Vorversammlung zusammenzuberufen. Wollten Sie sich mit ihm nicht in das Einvernehmen setzen? Er wollte sich jedenfalls auch an Sie wenden.

Wenn Sie zu einem Manifeste schreiten (was eine sehr gute Wirkung haben kann) so möchte ich doch bitten, für dessen Abfassung Nietzsche in Basel zu Rath zu ziehen; jedenfalls könnten Sie ihn zu allernächst auffordern, Ihnen ein solches Manifest zu entwerfen. Ich habe hierfür ganz besonderes Zutrauen zu ihm — gerade zu ihm. —

Nun, wir werden ja sehen! —

Ein „Max Pauer" aus Steyermark (Schloß Gutentag) schrieb mir dieser Tage, er schicke Ihnen noch 200 Thlr. um seinen — bei Ihnen genommenen — 1/3 Patronatschein zu ergänzen. Hat er's gethan? —

Müde bin ich, weiß Gott, aber herzlich grüße ich Sie mit allen Ihrigen!

Ihr ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.
23. Sept. 1873.

Nach Empfang meiner detaillirten Angaben über die beabsichtigte Propaganda ließ mich Wagner ersuchen, zuerst die Conferenz, die Herr Bankier Zacharias aus Hamburg einberufen wolle, abzuwarten. Es war anzunehmen, daß sich bei dieser Versammlung ein Patronats-Consortium bilden würde. Entschloß sich dieses zu eigener Zeichnung bedeutender Unterstützungen, so fiel ihm mit gutem Fuge auch das Recht zu, sich in einem Aufruf an das deutsche Publikum zu wenden, um zur Befolgung seines Beispiels aufzufordern. Auch sollten dem Consortium, für das Wagner mich als Mitglied vorgeschlagen hatte, noch eine Reihe anderer Befugnisse zuertheilt werden.

Am 12. Oktober erhielt ich jedoch folgendes Telegramm:

Emil Heckel, Mannheim.

Conferenz unterbleibt. Trotz schwächlichen Antheils: Zusammenkunft der Gerechten 31. October, worüber Circular ergehen wird.

Gruß

Richard Wagner.

Herr Zacharias, der die Conferenz zuerst angeregt hatte, hielt sich plötzlich nicht für berufen, sie anzuberaumen und zu organisiren. Das ganze vielversprechende Anerbieten zerplatzte als eine Seifenblase.

Wagner schrieb mir auf ein Rundschreiben an die Patrone:

Mein lieber Freund!

Die „Conferenz" war wieder einmal ein — Hierüber mündlich! —

Lassen wir es jetzt bei der Delegirten-Versammlung bewenden. Werden wir auch wenig sein, so repräsentiren wir immer doch etwas — nämlich: die Wagner-Vereine. Im Namen derselben kann sehr schicklich auch ein Manifest erlassen werden. Meine Frau hat Ihnen hierüber geschrieben.

Digitized by Google

Jetzt kommen Sie nur, und bringen Sie womöglich Zeroni mit. Meine Meinung ist, daß es am Ende doch gehen wird.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Bayreuth, Rich. Wagner.
17. Octbr. 73.

Ich schrieb auf Veranlassung von Wagner nunmehr an Nietzsche, wegen eines Aufrufes und erhielt seine freundliche Zusage.

Geehrtester Herr Heckel,

das, was Sie von mir verlangen, wird besorgt.

Ihr Entwurf für die Buchhändler scheint mir vortrefflich, wie überhaupt der ganze Plan wieder für seinen Urheber spricht. Lassen sie mir den Entwurf zu näherer Prüfung noch ein paar Tage*); vielleicht kann ich dann den meinigen mitschicken. Ich komme, falls meine Gesundheit irgendwie es zuläßt, am 30. d. M. nach Bayreuth. Von meinem Entwurfe will ich hier eine Anzahl gedruckte Abzüge machen lassen: er ist dann besser zu übersehen und nöthigenfalls zu revidiren.

Treulich Ihr

Basel, Nietzsche.
19. October 1873.

*) Nein: ich schicke ihn gleich und habe ihn bereits durchgesehen.

Nietzsche schrieb einen kräftigen, zielbewußten „Mahnruf an die Deutschen"*), dessen Versendung die Delegirten-Versammlung zu unserem großen Erstaunen und Bedauern jedoch nicht für opportun hielt und daher Herrn Prof. Stern aus Dresden mit der Abfassung eines anderen Aufrufes betraute.

Im Uebrigen wurden die Anträge, eine Lotterie ꝛc. zu veranstalten, abgewiesen und meine bereits erwähnten Vorschläge angenommen.

Wagner wohnte in der Stadt (Dammallee). Ich brachte wieder viele schöne Stunden, gemeinsam mit Fräulein von Meysenbug (Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin") und „Tasso-Nietzsche" bei Wagner im trauten Kreise zu.

Den Rückweg nahm ich gemeinsam mit Nietzsche über Heidelberg.

In den nächsten Tagen erhielt ich folgendes Telegramm:

Bitte um möglichst schleunige Zusendung des Stern'schen Aufrufes. Gute Heimkehr! Fröhliches Wiedersehen allen Gerechten.

Richard Wagner.

Ich führte die Beschlüsse der Versammlung aus und versuchte noch auf verschiedenen anderen Wegen dem Unternehmen zu nützen. Wie sehr Wagner für jede fördernde Bestrebung dankbar war, bewies mir wieder sein nächster Brief.

O, Sie allervortrefflichster Mann!

Nehmen Sie meinen gerührtesten Dank für das, was Sie thun, und was ich Ihnen nicht weiter aufzuführen habe! Sie können sich sagen, daß,

*) Abgedruckt: Förster-Nietzsche: „Das Leben Friedrich Nietzsche's" Bd. II.

Digitized by Google

führen die von Ihnen eingeschlagenen Wege und Bemühungen nicht zum Ziel, nichts anderes — Ehrenvolles — dazu verhelfen würde.

Gott weiß, vielleicht erfahren Sie auch an den Zeitungsredactionen manches Gute: ich habe bemerkt, daß der Unverstand oft mehr verwirrt als die reine Bosheit! —

Jetzt reise ich morgen nach München, um zu sehen, ob noch Hoffnung auf ein Einschreiten des Königs ist. Im schlimmeren Falle ist das Einhalten des Jahres 1875 noch möglich, sobald dieser Winter gute Früchte trägt. Kann ich im Frühjahr mit Brandt und Hoffmann definitiv abschließen, so haben diese dann — früheren Erklärungen nach — immer noch Zeit fertig zu werden. Mit Beiden werde ich Ende d. M. hier conferiren.

Somit — hoffen wir denn! Auf dem von Ihnen mit energischer Umsicht beschrittenen Wege, lernen wir am Ende doch noch verborgene Kräfte des deutschen Wesens kennen: hierauf kommt es an, fast mehr als auf das Gelingen der Unternehmung selbst.

Tausend herzliche Grüße an Sie und die Ihrigen von mir und meinem lieben Weibe!

Ihr

Bayreuth, 19. Nov. 1873 Richard Wagner.

Nietzsche theilte mir brieflich seine Absicht mit, einen „Schweizerischen Wagner-Verein" zu begründen, und Fräulein von Meysenbug berichtete mir in nachstehendem Brief über die technischen Vorbereitungen zu den Festspielen.

Bayreuth, 1. Dezember 1873.

Sie werden sich wundern, lieber Herr Heckel, schon wieder einen Brief von mir zu erhalten, diesmal ist es im Auftrag höherer Mächte. Wir haben nämlich die Herren Brandt und Hofmann hier gehabt und Letzterer hat seine Skizzen zu den Dekorationen für den Ring des Nibelungen vorgelegt. Sie haben den Meister in höchstem Grade befriedigt und freudig überrascht, denn sie sind Werke eines wahren Künstlers, der mit tiefem Verständniß die Dichtung erfaßt hat und ihr den würdigen Hintergrund geben wird, auf den Wagner rechnete. Wo noch kleine Meinungsverschiedenheiten Statt fanden und der Autor, um seiner poetischen Intention willen, vom bildenden Künstler ein Opfer der einen oder anderen malerischen Absicht fordern mußte, da wurde dieses auf das Liebenswürdigste gebracht, und man hatte hier ein Vorspiel dessen, was einst beim Kunstwerk der Zukunft sich verwirklichen soll: das Zusammenwirken aller Künste zu dem einen vollendeten Ganzen ohne anspruchsvolles Hervortreten der Einen oder der Andern. Das schönste Verständniß wurde erzielt, und man kam überein die Arbeiten im Januar zu beginnen, zunächst in Darmstadt, unter Brandts Mitwirkung die Modelle zu fertigen und im März oder April hier in Bayreuth die Malerei der Dekorationen in Arbeit zu nehmen, zu welchem Zweck Herr Hofmann hierher übersiedeln wird.

Ich gebe Ihnen diese kurze Notiz, weil Wagner wünscht, daß Sie dieselbe (d. h. mit besserem Wortlaute) in einige Zeitungen bringen, um dem Publikum zu zeigen, daß die Sache vorwärts schreitet, und daß die absurden lähmenden Nachrichten, die in den Blättern überall verbreitet werden, falsch sind.

Vielen Dank für Uebersendungen der Aufrufe und Ihren Brief.

Mit bestem Gruß in dem Zeichen in dem wir siegen.

Ihre

M. v. Meysenbug.

Digitized by Google

Auf eine Mittheilung, daß ich 81 deutsche Theater durch ein Rundschreiben aufgefordert habe, ihr Interesse für die deutsche Kunst durch Aufführungen zum Besten von Bayreuth zu beweisen, sowie auf die Bitte, mir in einem Concert die Aufführung von Bruchtheilen aus der „Walküre" und aus „Tristan und Isolde" (mit dem Vogl'schen Ehepaar) zu gestatten, erhielt ich im Auftrage Wagners die Antwort:

„Ein für alle Mal werther Gerechtester, Sie können thun und lassen was Sie für gut halten, nur verlangen Sie keine Approbation, oder Zustimmung zur Aufgebung eines Princips (wie z. B. die Epistel an die Theater-Intendanten, und Walküren-Bruchstücke); dankbar aber werden wir Ihnen sein für Alles, was Sie unternehmen, denn wir wissen gut, daß es Ihnen selbst schwer genug fällt, von den Principien abzugehen, und Sie es nur thun, in der Ansicht, die Sache dadurch zu fördern; auch sind Ihre Erfolge groß und unerwartet genug, um daß Sie Ihrem Gefühl unbedingt folgen dürfen. Nur wie gesagt, fordern Sie des Meisters Zustimmung nicht, weil er mit seinen Grundsätzen steht und fällt (die Concerte, obwohl sie viel eingebracht, waren vielleicht doch von übel); seinen Dank haben Sie für Alles."

Während der nächsten Zeit machte sich die plötzlich eingetretene Geldkrisis in Oesterreich und Deutschland für das Unternehmen ungünstig fühlbar; die Mittel flossen immer spärlicher. Weder die Briefe an die Theaterintendanten, noch die in allen Buch- und Musikalienhandlungen aufgelegten Subscriptionslisten entsprachen den gehegten Erwartungen. Wohl fehlte es von den verschiedensten Seiten nicht an Rathschlägen und begeisterten Episteln, aber nur in den wenigsten Städten entwickelte sich auch die entsprechende Thatkraft.

Wagner hoffte, daß der König von Bayern eine finanzielle Garantie übernähme, aber Feustel hatte mir geschrieben, daß leider eine Verstimmung des Königs gegen Wagner bestehe, deren Ursache er brieflich nicht mittheilen könne.

Ich ahnte daher nichts Gutes, als von Wagner nachstehendes Telegramm eintraf, dem ich sofort Folge leistete:

Erbitte dringend ihren Besuch zu wichtiger Besprechung. Genauestes Einverständniß zwischen uns unerläßlich.

Pflichtschuldig

Richard Wagner.

Ich reiste sofort nach Bayreuth. Während ich sonst nur einer schaffensfreudigen Heiterkeit begegnete, fand ich jetzt tiefste Niedergeschlagenheit.

Wagner beabsichtigte in einem „Offenen Brief", den er an mich richten wollte, zu erklären, daß das Unternehmen gescheitert sei und daß bessere Zeiten abgewartet werden müßten, um den Bau fortzusetzen.

Er sagte: „Ich will die noch offenen Seiten des Festspielhauses mit Brettern zuschlagen lassen, damit sich doch wenigstens die Eulen nicht darin einnisten, bis wieder weitergebaut werden kann."

Ich erwiderte ihm sofort: „Das darf nicht sein!"

Seine Bayreuther Freunde hatten alle Hoffnung verloren. Ich nicht. Und ich bin heute stolz darauf, daß es mir möglich war, von neuem Wagners Vertrauen und Zuversicht zu wecken, obwohl ich nur Pläne und Vorschläge, die neue Aussichten eröffneten, bieten konnte.

Digitized by Google

Von größter Wichtigkeit war es, daß mir Feustel bei meiner Ankunft mündlich die Ursache der Verstimmung des Königs mitgetheilt hatte.

Wagner hatte eine Aufforderung eines deutschen Schriftstellers, dessen Hymne „Macte Imperator" zu componiren, energisch abgelehnt. Ob man Wagner überhaupt nicht mitgetheilt hatte, daß diese Aufforderung einem Wunsche des Königs entsprang, ob man Wagners Ablehnung am Hofe entstellt wiedergegeben hatte, oder welche sonstigen Umstände einer kleinen Ursache zu großer Wirkung verhalfen, erfuhr ich nicht. Da Feustel sein Ehrenwort hatte geben müssen, dem Meister nichts in dieser Sache mitzutheilen, so konnte ich Wagner nur ein Ende des Fadens in die Hand geben, dessen Entwirrung zu neuen Hoffnungen führte.

Von Mannheim aus schrieb ich zunächst an einen Freund und Gönner Wagners wegen Gründung eines „Garantiefonds", ohne jedoch eine zweckdienliche Zusage zu erhalten.

Ferner waren wir in Bayreuth übereingekommen, daß ich auf Grund einer brieflichen Darlegung Wagners versuchen solle, die Vermittelung des Großherzogs von Baden zu Kaiser Wilhelm zu gewinnen, damit die Festspiele als „Lustralfeier des Friedens" vom Reiche nationale Förderung erführen.

Wagner schrieb demgemäß nachstehenden ausführlichen Brief, den ich mit einem Begleitschreiben nach Karlsruhe an das Geheime Cabinet des Großherzogs einsandte, indem ich zugleich um eine Audienz bat.

Geehrter, lieber Freund!

Es geziemt mir, an Sie, den Thätigsten und meist erwirkenden Begründer und Pfleger eines Vereines zur Förderung der von mir beabsichtigten Bühnenfestspiele, mich zu wenden, wenn es sich hierfür um einen entscheidenden Schritt handelt, welcher geeigneter von einem verständnißvollen und bewährten Freunde meiner Unternehmung, als von mir, der diese Unternehmung als die Seinige zu betrachten hat, selbst ausgeführt werden darf. Eine mächtige Hilfe ist uns nöthig geworden, wenn das begonnene Werk einer baldigen Vollendung entgegen geführt werden soll; an dieser baldigen Ausführung ist aber alles gelegen, weil sie von der Rüstigkeit meiner persönlichen Lebenskraft abhängt. Wir sind im Laufe zweier Jahre dahin gelangt, von näheren Freunden meiner Kunst mit Einhunderttausend Thalern versehen zu werden: mit diesem Gelde haben wir den dauernden Grund der ganzen Unternehmung durch Errichtung eines Bühnenfestspielhauses gelegt, dessen bauliche Solidität es für eine undenkliche Zeit als nutzbar sichert. Allein, gerade jetzt, wo allerspätestens die bestimmten Aufträge für die Herstellung der Bühnenmaschinerie und der Dekorationen zu ertheilen waren, sind die Kräfte der bisherigen Förderer der Unternehmung erschöpft, der Fortgang derselben ist nothwendig aufgehalten, und sie selbst somit einem bedenklichen Loose verfallen, wenn keine entscheidende Macht hilfreich hierfür eintritt. —

Meine hiesigen Verwalter sind der Meinung, es sei das Unternehmen um jeden Preis nun bis zu dem Punkte seiner wirklich bevorstehenden Ausführung zu fördern, um dann mit Sicherheit aus dem Ertrage der uns von weit her zuströmenden Antheilnahme für das ganz außerordentliche Kunstereigniß die Deckung der aufgewendeten Kosten zu erwarten. In diesem Sinne bedurften wir nur einer genügenden Garantie hierfür, um durch nöthig werdende Anleihen uns der Mittel zur ununterbrochenen Fortführung des Begonnenen zu versichern. Um die Leistung einer solchen Garantie ging

Digitized by Google

ich zuletzt meinen erhabenen Wohltäter, den König von Bayern an; aus mir unklar bleibenden Gründen hat Seine Majestät mich jedoch abschläglich beschieden.

Sie wissen nun, daß wir eine solche Garantie neuerdings unter besonders vermögenden geneigten Freunden aufsuchen. Sollte uns auch von dieser Seite her noch eine, jedoch wohl nur vorübergehend dienliche Hilfe erwachsen, so bin ich dagegen nun entschlossen, das Heil der so bedeutenden Angelegenheit an der Stelle aufzusuchen, von welcher ihr die einzig entsprechende Würde zuertheilt werden kann.

Wenn ich hiermit an das „Reich" denke, so ist Ihnen nicht unbekannt geblieben, daß ich bisher stets vor dem Gedanken, meine Unternehmung und den ihr zu Grunde liegenden Kulturwillensakt von den Abgeordneten zu unserm Reichstage discutirt zu sehen, zurückschreckte, weil ich unter allen diesen nicht einen Einzigen herauszufinden wußte, welcher, der schmählichen Verunglimpfung meines Vorhabens durch die gänzlich unwissende, herrschende große und kleine Presse gegenüber, die richtige Bedeutung desselben überzeugend darlegen und vertreten könnte. — Hingegen bin ich nun auf den Gedanken gekommen, unsrem siegreichen Kaiser selbst die ersten Aufführungen meines Werkes zu einer Lustral-Feier des im Jahre 1871 abgeschlossenen ruhmreichen Friedens mit Frankreich anzubieten. — Es käme hierbei darauf an, das von mir unter so neuen, dem deutschen Wesen eigenthümlich entsprechenden Umständen aufgeführte Nibelungenwerk in einen Vergleich mit den theatralischen Festaufführungen zu stellen, durch welche bisher, einem nicht sehr rühmlichen Herkommen gemäß, solche erhabene Erinnerungstage gefeiert werden: ich sollte vermeinen, daß mit der Annahme meines Anerbietens dann zugleich auch die Anerkennung eines wichtigen deutschen Kulturgedankens ausgesprochen sein dürfte. — Hierüber sich kräftig und überredend zu äußern, kann aber nicht mir zukommen; ich muß durchaus unter den Freunden meiner Kunst, unter den Gönnern meiner Unternehmung, die Fürsprecher suchen, welche, gestützt auf die von mir verfaßten ausführlichen Anleitungen zu einem Urtheile hierüber, an der entscheidenden Stelle die Bedeutung meines Vorhabens in das erforderliche Licht zu setzen vermögen.

In diesem, sowie in jedem Sinne, gereicht es mir zur schönen Ermuthigung, Sie, lieber geehrter Freund, für die Wahl eines ersten Fürsprechers an Ihren eigenen Landesfürsten, den von mir so hoch verehrten Herrn Großherzog von Baden, verweisen zu können. Dieser musterhafte deutsche Fürst war es, der, als ich im Jahre 1861 nach langer Verbannung Deutschland zuerst wieder betrat, mit wahrhaft erleuchtetem Wohlwollen mir und meinen künstlerischen Unternehmungen entgegen kam. Ich habe seitdem keinen Grund erhalten, dieselben hochherzigen Gesinnungen, welche mich damals begrüßten, für erkaltet zu halten, und glaube daher, daß Sie auf eine tief vorbereitete, ernstlich geneigte Stimmung bei Seiner Königlichen Hoheit treffen, wenn Sie den Herrn Großherzog im Namen aller Derer, welche meinem Unternehmen bereits ihre Kräfte liehen, und unter denen ich mit besonderer Genugthuung meinen durchlauchtigsten Gönner ja selbst zu zählen habe, um die Vermittlung einer entscheidenden Hilfe auf dem zuvor von mir bezeichneten Wege angehen.

Es kann mir nicht zustehen, für die Beschreitung dieses Weges, wenn sie von dem Herrn Großherzog beschlossen werden sollte, nähere Maaßnahmen anzugeben, da es sich denn wohl von selbst verstehen würde, daß die Mitwirkung seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches als die allerwirksamste sofort von meinem Durchlauchtigsten

Digitized by Google

Gönner in das Auge gefaßt werden dürfte. Nur würde ich mir erlauben, auf die Herren Großherzöge von Sachsen-Weimar und Mecklenburg, sowie den Herrn Herzog von Dessau, welche sich bereits im persönlich geneigten Sinne an meinem Unternehmen betheiligten, als vermuthlich zu einer Mitwirkung gestimmt aufzuführen.

Wollte ich nun genau bezeichnen, welches Resultat ich mir als das, alle meine Bestrebungen und Wünsche krönende Ergebniß einer so mächtigen Bemühung für mein Unternehmen vorstelle, so wäre dies der hierdurch zu erwirkende Auftrag des Deutschen Kaisers an mich, gegen die hierfür zu gewährende Unterstützung von Einhunderttausend Thalern, also des Drittheiles der Gesammtkosten derselben, drei vollständige Aufführungen meines Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen" auf dem eigens hierzu erbauten Festtheater zu Bayreuth, zur ersten Lustral-Feier des mit Frankreich abgeschlossenen Friedens, im Sommer des Jahres 1876 zu veranstalten.

Da in Folge hiervon es ein Leichtes sein würde, die Berechtigung zur Verfügung über die jener Summe entsprechende Anzahl von Zuschauerplätzen, nach Maaßgabe der bisherigen Patronats-Berechtigungen, in deutlichen Ziffern zu bezeichnen, übergehe ich in dieser Mittheilung an Sie jede nähere Ausführung dieses geschäftlichen Theiles der Angelegenheit, und ersuche Sie nun, im Vereine mit unseren werthen Freunden in Mannheim, den ersten Schritt zur Verwirklichung des mir vorschwebenden Gedankens zu thun, den ich gerne als Ihren eigenen Ihnen hiermit zurückgebe.

Mit hochachtungsvoller Freundschaft

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth,
16. Januar 1874.

Der Großherzog von Baden war Wagner und seiner Kunst alle Zeit sehr gewogen. Besonders das Mannheimer Wagner-Conzert hatte bei ihm große Eindrücke hinterlassen, so daß von seinem Wohlwollen die gewünschte Förderung bestimmt zu erwarten war. Aber die Ungunst gewisser parteipolitischer Verhältnisse veranlaßte nachstehende Ablehnung.

Hochgeehrter Herr!

Ihr sehr geschätztes Schreiben, womit Sie dem ergebenst Unterzeichneten den Brief des Herrn Richard Wagner, datiert Bayreuth den 16. Januar, mittheilen und damit das Ansuchen verbinden, dieses Schriftstück zur Kenntniß Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu bringen und Höchstdemselben die Bitte vorzutragen, Ihnen behufs der Ergänzung des Inhaltes der an Ew. Hochwohlgeboren gerichteten Zuschrift des Herrn Richard Wagner eine Audienz zu gewähren, ist mir seiner Zeit zugekommen. Ich habe nicht gesäumt Ihrem Wunsche zu entsprechen. Seine Königliche Hoheit haben von dem bezeichneten Briefe Einsicht genommen und beauftragen mich Ew. Hochwohlgeboren hierauf auszusprechen, daß Höchstdieselben aufrichtig bedauern, dem Begehren des Herrn Richard Wagner, die Angelegenheit des Bühnenfestspieles in Bayreuth Sr. Majestät dem deutschen Kaiser zum Zwecke der Erlangung einer die Ausführung des Unternehmens sichernden Unterstützung seitens des Reiches zu empfehlen, nicht entsprechen zu können. Der Großherzog mußte nach eingehender Prüfung aller hier in Betracht kommenden Verhältnisse die Ueberzeugung gewinnen, daß durch Seine Empfehlung das nicht erreicht

Digitized by Google

werden würde, was Herr Richard Wagner zu erlangen hoffe, weil zur Zeit, wie Ew. Hochwohlgeboren zugeben werden, andere hochwichtige und tiefgreifende Fragen Alles in Anspruch nehmen, so daß man für die vorwürfige Angelegenheit nur einer sehr beschränkten Theilnahme gewärtig sein könnte. Eine Empfehlung aber eintreten zu lassen, ohne jede Aussicht auf entsprechenden Erfolg, dies glaubte Seine Königliche Hoheit in richtiger Werthschätzung der Aufgaben, welche sich Herr Richard Wagner gestellt hat, nicht unternehmen zu sollen.

Indem ich durch diese Mittheilung dem mir ertheilten Höchsten Auftrage nachkomme, beehre ich mich Ew. Hochwohlgeboren im Anschlusse den Brief des Herrn Richard Wagner zurückzugeben und verharre unter Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren
ganz ergebener Diener
von Ungern-Sternberg.

Karlsruhe,
den 1. Februar 1874.

Seiner Hochwohlgeboren
dem Herrn Emil Heckel,
Vorstand des Richard Wagnervereins
in Mannheim.

Unsere letzte Hoffnung blieb der König von Bayern. Wie das deutsche Volk ihm es verdankt, daß Wagner sein Werk vollenden konnte, so war auch er es wieder, der die Fortsetzung des Baues und später die Aufführung ermöglichte.

Lieber, guter Freund Heckel!

Jetzt faßt nur Muth!
S'wird Alles noch gut! —

Mit Sr. Maj. ist die Sache in Ordnung: Das Unternehmen, an dem Sie so herrlich ernsten Antheil nehmen, ist gesichert.

Näheres alsbald! —

— — — Ich wußte, daß das Alles vergebens sein würde: für meine Sache gehört ein „weiser Thor!" — aber wer ist denn heut zu Tage thörig? —

Dies in Eile! Bald mehr!

Von ganzem Herzen

Ihr

Bayreuth,
9. Febr. 1874.

Rich. Wagner.

Und Zeroni?? Ah ha!!

Ich antwortete sofort:

Mannheim, 11. Februar 1874.

Lieber guter Meister!

Eine größere Freude, als mir Ihr heute empfangener Brief machte, ist mir nicht denkbar! Ein dreifaches Hoch Sr. M. dem König Ludwig dem Zweiten von Bayern! Nach so vielen Mißerfolgen endlich wieder einmal Freude! Bitte mich doch recht bald das Wie wissen zu lassen und in Allem, wo ich Ihnen helfen kann, über mich zu verfügen. — —

Der Meister ließ mir mit dem Zusatze „Sie sind der erste an den wir denken bei Freud' und Leid unserer Sache" mittheilen, daß bei den Bestellungen noch das Jahr 1875 für die Festspiele in Aussicht genommen sei;

Digitized by Google

nur wenn die Arbeiten bis dahin nicht zu beendigen seien, werde der Termin geändert werden.

Die Unterzeichnung des Vertrags durch den König erfolgte Anfang März.

Lieber Freund!

Soeben traf die Unterschrift des Königs hier ein. Er gewährt uns einen Kredit von 100,000 Thalern aus seiner eigenen Kabinettskasse, um damit die Kosten der Bühneneinrichtung, Decorationen und Gasherstellung für jetzt bestreiten zu können: während der Dauer des Kredites sollen alle eingehenden Patronatgelder der K. Kabinettskasse zugeschrieben werden, bis zur Tilgung der gemachten Vorschüsse, bis zu welcher die bezeichneten Anschaffungen Eigenthum des K. Hofsecretariates bleiben.

Dies der Vertrag.

Sie sehen hieraus, daß wir eben nur in den Stand gesetzt sind, vorwärts zu gehen, keineswegs aber einen Zuschuß erhalten, daß wir somit nach wie vor darauf angewiesen bleiben, das ganze Unternehmen durch die Theilnahme des Publikum's in Wahrheit erst zu ermöglichen.

Ich ersuche Sie nun, in Ihren Mittheilungen und Veröffentlichungen mit derjenigen Behutsamkeit und Vorsicht zu verfahren, deren es zu den beiden Zwecken bedarf:

1. Die eingetretene Erleichterung als Gewährleistung für das Zustandekommen der Unternehmung gelten zu lassen.
2. Die Leute nicht glauben zu machen, daß nun nichts mehr dafür zu thun sei.

Wir halten es daher für das Beste, einfach nur zu berichten, was Thatsache ist, nämlich:

Daß mit dem Maler Hofmann in Wien, sowie mit dem Hoftheatermaschinisten Brandt soeben die bestimmtesten Verträge für die Herstellung der Decorationen und der Bühneneinrichtung in möglichst kurzer Zeit abgeschlossen worden seien.

Ich denke, dies wirkt genügend und schlägt Alles nieder. Ebenso werde ich nun an die von mir ausgewählten Sänger schreiben, auch wegen des Orchesters Aufträge geben, was Alles wohl der Sache bald ein anderes Ansehen geben wird.

Mich soll es um so mehr freuen, wenn Ihnen, lieber Freund, dies Alles wahre Freude macht, als ich leider wenig mehr von dieser Freude genieße, da ich durch alles Vorangehende so sehr ermüdet und zernagt bin, daß der Erfolg mich endlich ziemlich kalt, und nur meiner Pflichten eingedenk findet.

Herzlichste Grüße von Haus zu Haus!

Ihr

Bayreuth,
5. März 1874.

Richard Wagner.

Die definitive Abschließung der Verträge mit Hofmann und Brandt begrüßte ich um so freudiger, da Wagner wenige Wochen vorher, als er mich telegraphisch zu sich berief, entschlossen war, die Bestellungen zurückzunehmen. Er schrieb später in einem Briefe an Hofmann: „Was mich wieder hiervon zurückhielt, war, daß vertraulich mir mitgetheilt wurde, der Grund der momentanen Verstimmung des Königs gegen mich sei, daß ihm etwas berichtet worden, was er mir übel genommen habe. Ueber die (sehr störige) Veranlassung konnte ich nun den König sofort zu meinen Gunsten aufklären..."

Digitized by Google

Als ich Wagner auf den Tenoristen Georg Unger und dessen etwas ungleiche Leistungen als Lohengrin und Tannhäuser am Mannheimer Hoftheater aufmerksam machte, antwortete er:

Wertheſter Freund!

Schönſten Dank! — Wir ſind jetzt mit der Einrichtung unſeres Hauſes und dem bevorſtehenden Umzuge beläſtigt. Meine Frau an Erkältung anhaltend leidend, und ich — guter Dinge wartend und die üblen dahinnehmend. Mit Anfang Mai erwarte ich Richter zur Hilfe für 4 Monate. Der ſoll ſich dann auch nach ihrem Tenoriſten umſehen. — — — An Männern wird mir's nicht fehlen, — von Frauenzimmern habe ich nicht viel aufzuweiſen. Der Sommer wird das Alles klar machen: für jetzt habe ich den Winter noch etwas in den Gliedern!! —

Herzlichſten Gruß Ihnen und den Freunden von Ihrem

ergebenſten

Bayreuth, Richard Wagner

17. April 74.

Die Gegner Wagners am Hofe in München hatten bekanntlich ſchon 1864 ihre Kraft erprobt. Sie ſuchten auch ſpäterhin ſtets Wagners Pläne zu durchkreuzen, im Großen wie im Kleinen.

Ein charakteriſtiſches Beiſpiel hierfür bietet die Hartnäckigkeit, mit der die betreffende Inſtanz das Geſuch Wagners zurückwies, ihm von ſeinem Garten aus den directen Eingang in den öffentlichen Hofgarten zu ermöglichen.

Als der König im Mai 1874 Wagner, wie alljährlich um Mittheilung eines „Geburtstagswunſches" erſuchte, da bat der Meiſter nunmehr den König ſelbſt: ihm geſtatten zu wollen, daß er in den Zaun, der ſein Beſitzthum vom Hofgarten trennte, ein Loch ſchlage, nur ſo groß, daß er durchſchlüpfen könne, um von dort aus den Weg nach dem „Feſtſpielhaus" zu nehmen. Die Genehmigung dieſes Wunſches erfolgte ſofort.

Das iſt die Geſchichte der kleinen einfachen Zaunthüre, die jetzt alljährlich während der Feſtſpielzeit in den Mittagsſtunden geöffnet wird, damit die Feſtſpielgäſte vom Hofgarten aus das ſtille Grab des Meiſters beſuchen können.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Prinz Wiedwitt.

Novelle von **Emil Strauß.**

„Daß Sie so ledig bleiben!“ sagte ich und streifte ihn mit einem kurzen Blick, dann sah ich in das wirbelnde, gelbe Wasser des angeschwollenen Stromes. Wir hatten gebadet, mit den launischen, von Tag zu Tage wechselnden Strömungen gekämpft und lagen nun zwischen den dunkelbraunen Felsen in blühender Nacktheit auf dem Ufersand. Eine Embahuba, die einige Schritte vom Ufer sich auf ihrem geschweiften Wurzeldreifuß mastgleich in die Luft hob und erst ganz oben den Kronenkandelaber trug, warf ihr bißchen Schatten auf uns herab, die schmalen, spitzen Blättchen der riesigen Bambuswedel daneben zitterten kaum und die großen Blätter der Bananen hingen wie zerfetzte Fahnen still in der Luft; aber der Strom rauschte ungebärdig.

„O diabo! er steigt!“ brummte mein Gefährte. „Morgen wird es kein Fährmann wagen und ich werde am Rodeio absatteln und bei Mutter Paupitz liegen bleiben müssen. —

„‚So ledig‘“ ist übrigens gut. Sie haben recht: ledig sein ist hier scheusäliger als sonst wo. Eine Familie ist hier zulande eine geringe Last, leicht wie für die Schnecke ihr Haus und könnte dabei der sicherste Schlupfwinkel sein. Könnte —!

Man hat Ihnen noch nichts von mir erzählt? Sie sind halt erst kurze Zeit in der Kolonie und haben auch so eine beneidenswert süffisante Art, mit den Leuten umzugehen. Fragt mich da gestern der Lehrer Gyger, mit dem Sie vorgestern ein Stück Weges heraufritten, was Sie denn eigentlich für ein Mensch seien; Sie hätten so gemütlich und teilnemend ausgesehen, daß er warm geworden sei und sich Mancherlei vom Herzen heruntergeredet habe — auf Deutsch: geklatscht und gestänkert — als er aber im besten Zug war, hätten Sie ihn so unsäglich verwundert und gelangweilt angeschaut, daß er einen ganzen halben Satz verschluckte und seine Zunge am liebsten noch dazu hinunter geschluckt hätte.“

„Ach was?! ich erinnere mich garnicht; hab ihm garnicht zugehört.“

„Daß ich so ledig bleibe —?“ er lächelte mit dem bitterspöttischen Zug um Oberlippe und Nüstern, der verhüllte Scham ist, und blickte zu Boden, dann reckte er sich nach seinen Kleidern, langte aus der Rocktasche einen schwarzen Gummitabaksbeutel, nahm ein Blättlein Maisstroh — das im Urwald das Cigarettenpapier vertritt — schüttete sich ein wenig Tabak auf die Hand, warf dann mir den Beutel zu und begann, während er den schwarzen Tabak in der Hand zerrieb:

„Also — warum ich so ledig bleibe! Nur ruhig! ich fasse Ihre Worte durchaus genau so auf, wie sie gemeint sind: nicht als Neugier oder indiscrete Frage, sondern als unmittelbaren Ausdruck Ihres Mitempfindens meiner Halbheit. Ich bin hier, habe mich eingewöhnt und bleibe in Brasilien, ich habe genug erworben, um mich irgendwo anzukaufen, selbständig etwas anfangen oder auch behaglich auf einer Besitzung leben zu können, habe meine Abenteuerlust und Unruhe längst gebüßt, habe an diesem Reiseleben an und für sich gar keinen Gefallen

Digitized by Google

mehr — und bleibe doch seit Jahren in derselben unansehnlichen ruhelosen Stellung, dahinter muß natürlich etwas stecken. Quem sei? man schwatzt wohl allerhand.

Es sind jetzt ja erst ein paar Tage, daß wir einander kennen; aber zwei „Menschen" finden einander aus dem Haufen bald heraus. Wir hausen miteinander, wir reiten, rauchen und baden miteinander wie alte Schulkameraden, die sich wiederfanden, und freuen uns über einander. Morgen, übermorgen scheiden wir wieder, vielleicht sieht Keiner den Andern mehr, hört Keiner mehr was vom Andern, selten nur kommt Einen das warmsonnige Bild dieser paar Tage unversehens ins Herz und er murmelt: „Ein netter Kerl! Schade!" und starrt in die Ferne und läßt die paar fernen Tage langsam zur Schau aufziehen und sucht nach dem Inhalt, der ihn so bewegt, und findet nichts als Ruhen, Essen, Rauchen, Reiten, Baden, Plaudern wie sonst auch; aber in Gemeinschaft nicht mit den tausend Anderen, Vergessenen, sondern mit dem Einen, und sagt wieder: „Ein netter Kerl! halt einmal ein Mensch!"

Gestern dachte ich einmal: „Wenn ich doch garnicht seinen Namen wüßte! Welcher Wesenszug mich dann wohl zum Benamsen drängen würde? Ich sann eine Cigarre lang darüber nach, fand aber das Richtige nicht. Und jetzt will ich Ihnen erzählen, warum ich so ledig bin; dann werden wir einst nicht lang zu suchen haben nach dem Herzschlag dieser Tage — ich werde gleich wissen: „Der Mensch, dem ich so was erzählen konnte!" und Sie: „Der Mensch, der mir das erzählen mochte!"

Vor fünf Jahren ritt und fuhr ich noch für ein großes Rio-Haus in halb Brasilien herum und verkaufte Kleiderstoffe und hauptsächlich Pallen. Sie haben hier sicherlich schon Manchen in dunkelbrauner Palla herumreiten sehen, auf der die ganze Zoologie in weißen Silhouetten aufgedruckt oder eingewebt war — diese Decken habe ich hier eingeführt und damit ein ganz erkleckliches Quantum von zoologischen Anschauungen.

Nun, eines Nachmittages ritt ich die Kolonie herab, ich war droben im Pommerland gewesen und brachte eine herzliche Freude mit zurück über die unermüdliche Rührigkeit der Leute, über den stolzen, schmucken Stand ihrer Besitzungen, die damals schon wie heute die schönsten waren im ganzen Municipo. Ein prächtiges Kolonistenmaterial, diese Pommern! Daß ich sonst nicht für den hiesigen Kolonisten schwärme, haben Sie ja auch schon gemerkt. Unser Ideal eines Ansiedlers stammt aus Nordamerika — nicht wahr? — und hat, so sehr Cooper und Sealsfield und Genossen auch Schönfärberei getrieben haben mögen, doch sicherlich genug Wirklichkeit in sich; aber der nordamerikanische Farmer stand nicht blos im Kampf mit der Natur, und gar tropischer Natur, sondern auch mit den Rothäuten, mit Franzosen und Engländern. Und nur der Kampf mit dem Menschen entwickelt die menschliche Größe, die moralische. Der Kampf mit der Natur kann das nicht. Drum ist der „Mensch" hierzulande so minus! Vielleicht, wenn einmal der Deutsche hier stark genug ist, wenn der Rassenkampf beginnt: „Hie Germane, hie Luso-Brasilianer!" vielleicht dann — vielleicht. Ich glaube es nicht einmal. Es ist schon zu viel Vermischung, Rassenragout! Zu wenig Rassen- und Farbeninstinkt und -stolz! Was ich erzählen will, wird nebenbei ein Beispiel dafür sein.

Wie ich also ganz nach Laune meines Pferdes stromabwärts trabte in der Sonnenhitze und im Vogelgeschrei und an die freundliche Pommerstraße zurück dachte, gewahrte ich auf einmal dicht vor mir einen leeren Bretterwagen, auf dem vorne ein halbwüchsiges Mädchen saß und lenkte. Das ist nichts so seltenes, und ich trabte vorbei. Als ich aber beim Gruß das Kind anschaute, hielt ich unwillkürlich das Pferd zurück; doch gleich wie ichs merkte, schnalzte ich mit der Zunge und setzte es wieder in Trab. „Die kommt auch gerades Wegs aus Grimms

Digitized by Google

Märchen! Rapunzel mit den goldenen Haaren! Was sie doch für glückselige Kinderaugen hat, blaue! Die noch Alles verstehen! Ein dunkelgrünes Tannenkränzlein müßt sie tragen im goldenen Haar! Was will die hier?" Ich hieß mein Tier langsamer thun, um von dem Kind überholt zu werden und es noch einmal zu sehen. Ich konnte sie nur anlächeln, als sie an mir vorbeifuhr. Nachher aber schlug ich wieder Trab an, um das schöne Spiel zu wiederholen. Und als ich nun mit ihr in einer Linie war, da stand sie auf im Wagen und trieb die Pferde mit dem Leibseil an und nickte mir seelenvergnügt zu. O mit welcher Lust sie dastand auf dem rüttelnden Wagen und die Pferde hetzte, im flatternden, blauen Kattunkleid und wehenden Goldhaar! Und mit welcher Lust ich sie ansah im Wettrennen. Schließlich gab ich meinem Gelben einen leisen Schenkeldruck und mit ein paar Sätzen war ich weit voraus. Ich schwang den Hut und rief „Gewonnen!" und wartete auf das Fuhrwerk. Lustig lachten ihre blauen Augen aus dem geröteten Gesichtlein heraus und sie rief:

„Ja — wenn ich auf Ihrem Gelben säß, tät ich auch gewinnen!" —

„Das kannst Du ja versuchen!" gab ich zurück und sprang ab, „wir wollen wechseln! Was kriegt — (wer gewinnt?" wollte ich sagen, es kam mir aber zu abgedroschen vor und ich verschluckte es.) Sie schaute verlangend meinen Gaul an und bedauerte:

„Ja aber — auf den Herrensattel —?"

„Kannst ruhig wie auf einem Damensattel draufsitzen; ich mache den linken Steigbügel kürzer. Wenn ich Dich hinaufsetze, wirft Dich der Gelbe nicht ab. Freilich schlagen oder reißen darfst Du nicht; das ist er nicht gewöhnt." Ich hob sie wie ein Kind von ihrem Wagen herunter. Es lüstete mich einen Moment, mir meinen Preis zu nehmen; aber unsere Unbefangenheit war mir doch viel köstlicher, über Alles köstlich! Dann stellte ich mich neben das Pferd, bot ihren Füßchen meine Hände und meine Schulter ihrer Hand, und sie saß droben, ich hatte sie nicht gespürt. Während sie hin- und herrückte und das Kleid zurecht zog, guckte der Gelbe langsam zurück und dachte: „Das ist mir ein schöner Reiter!" Da klopfte ich ihm den Hals und sagte: „Benimm dich höflich, Gelber!" —

Sie lachte: „Wenn jetzt aber Eines käm und mich säh; Sie sagen mir immer, ich sei jetzt erwachsen und sagen mir auch schon „Sie"!" —

„So? sie sagen Dir „Sie"?" In der Tat, ihr Körper war schon recht jungfräulich mit seinen vierzehn Jahren; ich hatte immer nur das Kindergesicht betrachtet. „Sie sagen Dir „Sie"? Wem gehörst Du denn?" ich stand auf ihren Wagen und fuhr neben ihr her. Sie sah mich groß an und lachte:

„Ja — kennen Sie mich denn nicht? Sie waren ja vorgestern ganz lang bei uns in der Venda!"

„Hab Dich noch mein Leben nicht gesehen! Bei wem denn?" —

Holzwart? — O, ich kenn Sie aber ganz gut mit Ihrem langen Bart und Ihrem Gelben. Und Sporen haben Sie auch nie und auch keine Reitpeitsche! Und den Gelben füttern Sie immer selbst. Gelt, ich weiß!"

Ich nickte nachdenklich: ich hatte das Kind noch nie bemerkt und wie oft war ich schon in Holzwarts Laden gewesen! „Wie heißt Du denn?" fragte ich.

„Christina."

„Christel?" widerholte ich.

„So sagt auch die Mutter und so heiß ich viel lieber? Christina ist so langweilig lang. — Hopp!" sie schnalzte mit der Zunge, der Gelbe lief gehorsamsten Trab und unser Wettrennen begann. Dies Mal verlor ich. Hätte wohl auch auf dem Gelben verloren. Ich war nicht dabei. So lernte ich die Christel kennen.

Und Das hielt mich im Land. Denn ich war damals Brasiliens schon gründlich überdrüssig, war heimwehkrank wie ein angeketteter Jagdhund wollte zum

Digitized by Google

deutschen Sommeranfang zurück. Wie sollte es auch ein rechter Kerl ohne ganz besonders schmerzlichen Zwang, ohne — mindestens! — eine große Wut und Entrüstung im Herzen länger, als nötig ist, fern von der Heimat aushalten können! „Ubi bene ibi, patria“ ist ja doch die schamloseste Würmerdevise! —

Ich wollte nun bleiben, bis ich Christel mit heimnehmen könnte. Es mochte mir jetzt nicht weiter behagen, durch alle brasilianischen Breiten zu streifen, während hier dieses liebe Menschenkind in unbegreiflicher Unberührtheit aufwuchs und sich entfaltete. Ja, wär es mir auch nicht näher gegangen, so hätte mich schon das Staunen, die Wißbegier festgehalten. Wie selten ist ein verstehendes Herz da, um solch einem Wunder zuzuschauen, und wie selten ist so ein Wunder!

Es hatte sich damals gerade in Rio eine Compagnie gebildet zur industriellen Ausbeutung der Kraft des Stromfalles da unten, hatte die Ländereien um den Salto herum angekauft und wollte eine Ramiespinnerei hinbauen. Ich hatte Beziehungen, bewarb mich und arrangierte mich, wie man hier sagt, d. h. ich bekam die Leitung der Vorarbeiten: Abholzen, Planieren, Weganlagen — ganz mein Geschmack. So saß ich hier fest, hatte eine lustige erregende Beschäftigung mit dem zuchtlosen Arbeiterpack, kehrte häufig in Holzwarts Venda an, ward bald ein gern gesehener Familienfreund, und da ich die Christel weiterhin duzte, wie ein Kind behandelte und in Allerlei unterrichtete, so argwöhnte Niemand etwas und unsere Unbefangenheit wurde durch nichts gestört.

Rücken Sie ein Wenig! Wir wollen im Schatten bleiben. Die Geschichte macht mir heiß genug. Und die Cigarre, die Sie grad fertig gedreht haben, geben Sie mir und machen sich eine neue!

O — in diesem eklen Dasein, wo man von allen Töchtervätern und Töchtermüttern und mannbaren Töchtern auf seine Heiratsfähigkeiten, seine Ehemannsqualitäten hin abgeschätzt und beschnüffelt wird, ein Mädchen zu finden im jungfräulichen Alter — hier sind sie mit fünfzehn so weit wie drüben mit achtzehn — in der noch Alles schlummert oder noch nichts schlummert, die noch nichts von Geheimnissen weiß, noch nichts von Mann und Weib, die noch ihr Kindeswissen hat, ihr klarsichtiges, ungetrübtes, unirdisches, und noch weiß, daß der Geschlechtsunterschied nur eine Zufällige Aeußerlichkeit ist, — der Kamerad dieses gesegneten Wesens sein zu dürfen, o, Sie können sich einbilden, welche Seelenerquickung und Reinung das war und Verjüngung!

Ich hatte mich bis dahin oft und immer öfter gefragt, was ich denn in Brasilien wollte, hoffte und wartete, so gewöhnlich und erlebensunwert war mir Alles erschienen — nun hatte ich die Antwort, und die war wieder einmal ganz anders, als ich mir hätte träumen lassen!

Ich gab ihr portugiesischen Unterricht — der Alte sprach immer davon, er wollte seine Venda verkaufen, nach dem Hafen hinunter ziehen und Despachante werden — ich erzählte ihr von Deutschland, lehrte sie deutsche Volkslieder singen und auf der Guitarre klimpern. Es kam fast nichts vor, was sich erzählen ließe.

Einmal hatte eine Altersgenossin von ihr in der Nachbarschaft Geburtstag und wir waren Beide eingeladen. Ich forderte sie zum Tanze auf, und mir schlug sie es nicht ab, wie den Jünglingen, die „Fräulein“ und „Sie“ zu ihr sagten. Sie hatte nämlich noch nicht getanzt; aber sie hüpfte mit so viel Geschick und rhytmischem Gefühl dahin, daß wir einen ganz famosen Walzer zu Wege brachten, Als ich aufhören wollte, rief sie: „Weiter! o weiter!“ und preßte sich so wild zitternd an mich und riß mich fort, daß ich erschrack, und mich zum ersten Male neben ihr ein Schauer überlief. Aber sie war harmlos glückselig und, als nachher die Geige schwieg und wir aufhören mußten, griff sie in ihren Schwindel und Taumel so unbefangen nach mir und hielt sich lachend fest, daß ich mich vor mir selber schämte. Aber ich mußte doch denken: wenn nun dieses Aufflackern einen

Digitized by Google

Andern angeglüht hätte? und dieser Gedanke schüttelte mich; denn was ein junger Mensch ist, wußte ich, weiß Gott!

„Kann ichs?“ fragte sie nachher, als sie feststand, und ihre Augen sprühten vor Wonne. „Aber doch ein Bißchen?!“ Nein, aber, daß man so schwindelig wird! Wird man das immer? Ja! wenn ich mit einen Andern getanzt hätte! — ich wäre ja gerade hingeschlagen! Gewöhnt man sich daran?“ —

Ich habe sie in jenen Zeiten genau beobachtet, freilich ohne eigentliche Absicht dazu; es war mehr so ein Angaffen, ein verwundertes Zuschauen. — Eine Venda, dies Zwitterding von Handlung und Schenke ist ja doch sicherlich auch der ungeeignetste Boden für so eine Blüte. Jede äußere Bedingung war doch vorhanden, um das Kind bei Zeiten mit allen Verhältnissen bekannt zu machen — daß sie nicht gern im Verkaufsraum war und ihn mied, wann sie nur konnte, will dabei wenig heißen; denn sie mußte immer noch häufig genug darin sein. Sonderbar war ihre Zutunlichkeit und Unbefangenheit allen denen gegenüber, die noch „Du“ zu ihr sagten und sie als Kind nahmen; da war sie wirklich noch ein harmloses Kind. Redete sie einer mit „Sie“ an, so war sie gleich verscheucht, kam ungern zum Vorschein, war kleinlaut, gedrückt und schämte sich. Ein paar Mal geschah es in meiner Gegenwart, das einer in seiner Schnapslaune das Gelüste nicht unterdrücken konnte, das aufblühende, schämige Kind mit derben Witzen verlegen zu machen. Das erste Mal sprengte mich die Wut, so daß ich gräßlich dazwischen fluchte und dem Kerl das Wort wie ein Knebel im Mund stecken blieb; doch hatte ich noch genug Geistesgegenwart, meinem Auffahren eine Schwindeldeutung zu geben, so daß ich mich nicht lächerlich und das Kind nicht noch gar erst recht auf den verborgenen Sinn aufmerksam machte. Ihr schmerzliches Erschrecken aber bei meinem Ausbruch, ihr ungläubiger Angstblick — das war bei mir wie ein chirurgischer Eingriff, als werde mir wildes Fleisch weggebraunt, oder eine dicke Hornhaut von der Seele gelöst, so daß ich plötzlich meiner Verrohtheit inneward, meiner jahrelangen bequemen Hartfühligkeit, und mich wieder schämte und quälte, wie bei meiner ersten Lüge — vor langen, langen Jahren!

Nun, übrigens merkte ich, daß Christel von solchen Reden gar nichts verstand und auch nichts hinter ihnen suchte; und darum konnte ich ein ander Mal ruhig sein.

Manchmal, wenn ich mich so um das Kind sorgte, kam mir auch fast der Wunsch, es möchte ihm gerade durch so einen besoffenen Ekel die Binde vom Auge gerissen werden; der Verlust würde so doch weniger schmerzen als von lieber Hand.

Viele würden über meine Worte lachen und trompeten: naturalia non sunt turpia! aber eine Plattheit wird dadurch nicht besser, daß sie lateinisch ist. Hat mich eine Klapperschlange gebissen und kreist das Gift in meinem Blut, so kann ich einen Liter Schnaps hinunterstürzen, ohne im geringsten trunken zu werden; bin ich aber nicht gebissen, so tötet mich der Liter Schnaps! Drum wünschte ich ihr manchmal so einen Giftbiß.

Im Allgemeinen aber schaute ich nur staunend zu, wie sie sich ohne Schaden durchs Gedränge schob in ihrem kostbaren Gewand, und ich mußte immer an einen Jugendgespielen denken, einen Schulkameraden. Der war voll Musik schon als Kind. Er summte oder sang fortwährend vor sich hin, was er von Melodien nur irgendwo erlauschte, und eigene dazu, und lebte so tief in den Klängen, daß er Alles um sich vergaß, und ihn nichts störte. Einmal holte ich ihn nach der Schule ab, es war Jahrmarkt und wir gingen auf den Meßplatz. Ich hatte schon Alles ausgekundschaftet und erzählte ihm von dem blauen Handelstürken mit dem roten Fez über dem gelben Gesicht, von den waschechten Indianern, ganz wahrhaftigen Irokesen wie im Lederstrumpf, und er trottelte nebenher, den schweren Kopf auf die rechte Seite geneigt, und sang und sang ohne Aufhören. Wir kamen auf den

Digitized by Google

Meßplatz, und es war ein Heidenlärm von Ausrufern, Marktschreiern, Trommeln und Becken, Drehorgeln, Trompeten und Caruſſels; unzählige robuſte Melodien robuſter Inſtrumente rangen mit einander und erwürgten einander in dem tollen Getöſe; ich verſtand mein eigen Wort nicht mehr und ſchwieg, der Heinerle aber ging dahin und ſang klar und ſicher ſeine Weiſe, eine ganz weltfremde Weiſe, und wurde durch all den Lärm nicht beirrt, er ſang, als ſei er im ſtillen Wald: mir fiel es auf und ich lauerte darauf, daß er endlich darauskäme, und ſchließlich graute mir vor ihm, wie vor einem Nachtwandler. Ich wagte nicht, ihn zu wecken, und wir durchquerten teilnahmlos den Meßplatz, verließen ihn am andern Ende und gingen in den Wald und Heinerle ſang, und ſang. Das war die erſte Wirkung des Genies auf mein Gemüt, ohne daß ich ſchon den Begriff „Genie“ kannte. Von Stund an war mir der Heinerle etwas übermenſchliches, ehrfurchtgebietend, heilig. Er war trotz unſäglichem Fleiße ein ſchlechter Schüler — was ſoll auch die lebendige Muſik auf dem Gymnaſium! — und ich Lausbub mit Leichtigkeit einer der beſten und hatte ſonſt auch einen gehörigen Stolz darauf und die übliche Geringſchätzung für Die am Schwanz; aber den Heinerle hab ich von dem Tag an nicht mehr zu bemitleiden gewagt, ich war ſtolz, wenn er mir eine Rechnung oder einen lateiniſchen Stil abſchrieb oder wenn ich ihm eine geometriſche Zeichnung machen durfte; und wenn ein Lehrer einmal ungeduldig und grob mit ihm war, fühlte ich dieſelbe Beklommenheit und Angſt, wie wenn ich oder eins der Geſchwiſter gegen Vater oder Mutter ungezogen war.

Er ſtarb früh. Das Gymnaſium hat ihn auf dem Gewiſſen.

Nun, an den Heinerle mußte ich denken bei Chriſtel und die Aehnlichkeit ging mir nicht mehr aus dem Kopf, und ich ſagte mir immer: keine Angſt! auch ſie durchſchreitet das wüſte Gewühl, verſunken in ihre reine Melodie, und erkennt es nicht und wird nicht wach und verläßt es am andern Ende; wenn ich ſie nur dann auch in die Stille begleiten darf, wo ihr kein Schlafwandel mehr nötig iſt! Und mit dieſer Ausſicht ſchmeichelte ich mir auch.

Und einmal genoß ich auch ſchon im Voraus jenen heiligen, wunderbaren Märchenfrieden im Walde, jenſeits des drohenden Gedränges. Sagen Sie, ob das nicht ſchön war!“ —

Er legte ſich der Länge nach auf den Rücken, zog ein Bein an, daß ſein Knie in die Höhe ſtand, und ſchaute ſchweigend zum Himmel auf. Ich betrachtete nachdenklich den ſtraffen Manneskörper, der vom Bad und Sonnenſchein leicht gerötet, ſo warm leuchtete auf dem dunklen Felsgrund; über das Geſicht und die obere Bruſt wehte ein Blätterſchatten hin und her, daß der lange rotblonde Vollbart wie rinnende Goldfäden ſchimmerte. Ich dachte: wozu ſollte auch die Natur ſo einen feſten, zähen Menſchen gemacht haben, wenn ſie ihm nichts zu tragen gäbe?! Alles empfinden und Alles überwinden, und ſchön überwinden — nicht Jeder macht ihr das vor!

„Eben haben Sie etwas verſäumt!“ unterbrach er mich, ohne ſich zu bewegen. „Ueber mir, weit, weit über mir ſtand ein leuchtend weißes Wölklein im Blauen, wie eine ungeheure Schneeflocke. Ich ſah ihm zu und wunderte mich, wie es ſtill hielt und ſich nicht veränderte, — und nun auf einmal iſt es hinweggeſogen, vergangen, urplötzlich wie ein Licht ausgeblaſen wird. So etwas geht mir durchs Herz mit einer Sehnſucht, als müßt ich es nachmachen können.

Nein! der Himmel iſt zu gefährlich! ich will lieber die Augen zumachen, damit ich weitererzählen kann und noch fertig werde in dieſem Leben.

Was doch Alles aufwacht, wenn man die Augen ſchließt! Wie der Strom nun auf einmal erbrauſt, wie die Bambus- und Bananenblätter ziſcheln und raſcheln, die habens wichtig! und wie die Anus im Gebüſche ſchreien! Das ſind

Digitized by Google

diese großen schwarzen Vögel und immer am ärgsten in der frühen Nachmittagsglut. Und andere, deren Namen ich nicht weiß, gerade so groß und so gestaltet, aber gelb mit braun und schwarz — der Hufschlag schreckte sie auf und nun flatterten sie mit unendlichem Geschrei vor mir her von Busch zu Busch und von einer Seite zur andern. Das fuchste mich und ich trieb den Gelben an; aber das Geschrei jagte mit uns wie das Echo eines Tunnels mit dem Zug, nur daß ein Tunnel ein Ende hat. Ich ritt nun wieder langsamer und warf mir selber vor, daß ich Pans Schlummer, die glühende, müde, verschnaufende Stille störte, und wäre am liebsten abgestiegen und hätte mich unter den Baum gelegt und mitgeträumt; aber ich mußte doch meinen Arbeitern auf die Finger sehen. Als ich an der Venda vorbeikam, saß Christel im Schatten auf der Veranda bei einer Näharbeit. Da sprang ich denn ab, nur um guten Tag zu sagen, und ließ mein Pferd unter einer der Palmen vor dem Hause stehen.

„Da sehen Sie!" rief mir Christel zu, schon ehe ich auf der Veranda war, und zeigte mir an dem Kleid, das sie gerade flicken wollte, einen ellenlangen Riß.

„Selbstgemacht?" frag ich.

„Ja, von der Leiter gefallen beim Caffeepflücken, so hoch runter, und hängen geblieben!" sie sah sehr stolz aus.

„Jetzt gut' Nacht!" lachte ich. „Ist das der einzige schaden?"

„Ha ja! auch noch! Mutter war so schon erschrocken. — Wohin reiten Sie?"

„Hinunter in die Schwarzbachtiefe, (— die Seitenthäler heißt man Tiefen —) nach dem Burkart sehen; der fehlt schon seit gestern; will wissen, ob er krank ist oder blauen macht."

„Oo —" sie fuhr auf „darf ich mit? darf ich mit? — Schon so lang haben Sie mirs versprochen! O bitte, nehmen Sie mich nun endlich doch einmal mit! Wozu hab ich denn jetzt auch den Sattel zum Geburtstag gekriegt? O gelt?"

Ich gab nicht gleich Antwort und schaute sie lächelnd gehaltenen Herzens an, wie sie vor Freude und Verlangen glühte und sprühte und zu mir heraufbettelte.

„O Sie —! Sie geben auch gar keine Antwort! Darf ich?"

„Von mir aus schon." Ich strich ihr scheu mit zitternder Hand über die Wange und wiederholte langsam: „ja, meinetwegen kannst Du schon mitgehen!"

„Hurrah!" jubelte sie und sprang an mir empor und riß mir mit beiden Händen den Kopf hernieder und setzte mir einen Kuß auf die linke Backe, unter das Auge, und lief davon: „ich bin gleich fertig" rief sie noch aus der Ferne.

Ich blieb gerade so stehen, wie ich stand, und fühlte noch die flüchtige Berührung ihres Körpers, und den Druck ihrer weichen Hände im Nacken und den herzhaften Kuß und den warmen Atem und strich mit dem Zeigefinger über die geküste Stelle und küßte den Zeigefinger und hatte lauter selige ungeschickte Gedanken; ich zitterte vor Glück. Und was ich doch nur dachte, klang mir im Ohr, als hätt ichs mit den höchsten Fisteltönen gesprochen.

Sonderbar! diese Fisteltöne!

Dann kam ihr Vater heraus, eine Mehlkelle in der Hand, begrüßte mich, fragte, ob mich das Mädel auch nicht stören würde, und forderte mich auf einzutreten. Dazu hatte ich keine Lust und er ging nach ein paar Worten, geschäftig seine Mehlkelle schwingend, wieder hinein.

Ich schritt um das Gebäude herum nach dem Pasto, dem großen baumreichen Weideplatz, der dahinter lag. Es war ganz still und ich that ganz langsam. Im heißen Sande des Hofes hockten die Hühner und sonnten sich und bemerkten daß ich sie behutsam umkreiste, und blieben ruhig sitzen. Ich holte ein Halfter vom Pflock und trat über den Zaun auf den Pasto. Da regte sich nichts. Die gelb-

Digitized by Google

lichgrüne Rasenfläche, die gleichmäßigen, dunkelgrünen Kuppeln der Tangerinenbäume, die aus dem dunkeln Laub herausleuchtenden reifenden Früchte, die Baumschatten gerade unter den Bäumen, alles hielt still in der Gluthitze, als fürchte es, bei der geringsten Regung der Glut zu nahe zu kommen und sich zu verbrennen. Und unter den niedrigen Bäumen standen die Pferde, ließen die Köpfe tief herabhängen und schliefen. Ich blieb auch stehen und rührte mich nicht, mitten in der Sonne, und mir ward, als sei ich auf einer Heimlichkeit und fürchte, dabei ertappt zu werden.

Ich dachte an das Mädchen und den Kuß und befühlte meine Wange.

Ein Pferd schlug im Schlafe träg mit dem Schweif um sich nach Fliegen, gleich danach ein anderes, und standen wieder ohne Regung. Das rührte mich, daß die Tiere im Schlafe keine Ruhe hatten und sich wehren mußten, und ich wartete, ob sie wieder gestört würden, und ich dachte: wenn mir Fräulein Hauschner oder sonst eine Appetitliche um den Hals gefallen wäre, hätte ich sie gepackt und verküßt und nicht so schnell losgelassen. Sonderbar!

Da gab es einen dumpfen Laut, eine überreife Orange plotzte herab ins Gras, und nun war es noch stiller.

Ich stand noch eine Weile, dann glitt ich vorsichtig über den kurzen Rasen und zwischen die Pferde und hatte Christels Marchador schon um den Hals gefaßt, als er seinen Satz machte, um mir zu entgehen. Die andern Tiere aber stoben erschreckt auf und davon; nicht weit, dann schauten sie her und begriffen, daß es nur auf den Fuchs abgesehen war, trottelten langsam unter den nächsten Baum und nickten wieder ein. Mir tönte immer noch das jäh ausbrechende, dumpfe Hufgehämmer über die weiche, stille Wiese hin im Ohre nach, während ich den Fuchs hinter mir herzog. Diesmal gackerten die Hühner nach allen Seiten auseinander und ließen ihre Sandnester; der Gelbe aber schaute ganz mißtrauisch nach dem Kumpan, den ich neben ihn stellte.

Gleich kam auch Christel mit ihrer Mutter; sie sah aus wie eine kleine Prinzessin. Sie trug ein leichtes moosgrünes Kleid, das bis zum Boden reichte und noch nachschleifte und erschien ganz erwachsen. Das goldblonde Haar war zu mächtigem Knoten am Hinterhaupt aufgesteckt und ein großer, runder, weißer Strohhut beschattete ihr glühendes stolzes erwartungsfrohes Gesicht. Nur die hohen Absätze —! die klapperten, als sie über die Veranda eilte; aber sie gelten heute noch für fein in der Kolonie.

„Mm„ sagte ich, indem ich sie aufs Pferd hob, „der Schwarzbach wird Augen machen!"

„Nicht wahr?" die Mutter, eine zarte, blonde Frau, der man immer noch ansah, welch harte Zeiten sie hatte durchmachen müssen, lächelte und schaute voll inniger Freude das blühende Kind an. Ich blieb neben meinem Pferd stehen und sah nur den Blick der Frau und dachte: ist Die dem Herrgott dankbar!

„Ja," fuhr sie fort, „ich meinte, sie sollte ein helles, leichteres Kleid anziehen bei der Hitze; aber nein! das neue Reitkleid muß es sein! Nun wenns ihre Freude vergrößert — was kann mir lieber sein?! — Eine Freude stören — Jemandem — Gott soll mich bewahren!" Die letzten Worte klangen so ernst und tief heraus, daß ich die Frau dafür hätte küssen mögen. Und nun wandte sie ihre tiefliegenden, blauen, stets wie halbgeblendet hervorleuchtenden Augen auf mich und bat: „Nicht wahr — ich weiß ja, daß es unnötig ist, aber ich muß doch! — bitte, geben Sie Acht auf sie! Sie ist manchmal so übermütig. Ich lege sie Ihnen ans Herz!"

Ich dachte gut heimatlich: „Au lätz! Da liegt sie schon, wenn du wüßtest, wie —!" gab der Mutter beruhigend die Hand und schwang mich hinauf. — —

Das war ein fröhliches Reiten. Ich fühlte mich so jung, wie ich nie war. Und so reich, wie ichs nie geträumt hatte! Ich hielt meinen Gelben zum flottesten

Digitized by Google

Trab an und wäre am liebsten gleich im rasendsten Lauf davongejagt, um möglichst schnell außer Hörweite zu sein und nicht mehr zurückgerufen werden zu können. Und das Kind war so glücklich!

„Noch ein Wenig schneller?“ bat sie immer fragend, und ich konnte es ihrem Blick nicht abschlagen. „Wie der Fuchs laufen kann!“ jubelte sie. „Gelt, fauler Kerl, Dich kriegen wir jetzt mal dran! — Wenn ich allein reite, muß ich ihm fortwährend die Peitsche geben, damit er nur wenigstens ordentlichen Marsch läuft, der faule, hartmäulige Kerl! — Jetzt, gelt jetzt kannst Du ausgreifen! — Er ist nämlich ehrgeizig und will nicht zurückbleiben. Das ist noch ein Glück, sonst könnt ich nie in Gesellschaft reiten. — O ist das schön! ist das schön! Ich möchte reiten, reiten, reiten wie der Wind und ohne Aufhören, weit, weit, so weit man sehen kann, bis zum Sargberg ganz dort vorn und hinauf und wieder hinab und bis ans Meer und dann am Meer entlang und immer weiter! — Kann man am Meer entlang reiten? Gelt, da ist Sand —? O wie schön! wie weich muß sichs da reiten! Das thät Dir schmecken, Fuchs! — O — rechts wär das Meer — was hat das für eine Farbe? — blau? — das blaue Meer und schäumt manchmal dem Fuchs bis über die Hufen, das er erschrickt und einen Satz läßt mit seinen alten Knochen, und links der hohe grüne Urwald, und Papageien drin und Brüllaffen und dahinter der Sargberg — sieht man den vom Meer aus? — und andere, ganz fern und blau — ih, warum reiten wir nicht dorthin! — Hätt nicht gedacht, daß Ihr Gelber so bald in Schweiß kommt! — Ach ja, mein Fuchs ist ja auch ganz naß! Man sieht es nur besser auf den hellen Haar! — Das Kleid ist gar nicht wärmer als ein Waschkleid, es sieht nur so aus. Nun hab ichs schon so lange und hab es noch nie benutzt. Wozu hab ich's denn? Nicht? — — Haben Sie eben den großen, blauen Schmetterling gesehen —? Dooh — so groß wie eine Schwalbe, noch größer und blau und goldschillernd und schwebte so still durch die Luft, man begreifts gar nicht, so still! und regt so sacht die Flügel, als hätt er Angst, die Luft aufzuwecken —“

So plauderte sie ohne Unterlaß, das Verschiedenste durch einander, was ihr gerade an die Seele rührte. Ich fing unmerklich an langsamer zu reiten; ich hätte den Ritt gerne ins Unendliche gedehnt. Ich dachte, Lieblicheres könnt ich nicht mehr erleben. Und der Strom rauschte so atemkräftig und flackerte in der Sonne und der blaue Himmel troff von Sonnenglanz und Glut und die Wälder standen still und ließen es schauernd über sich rinnen, Gold und Silber über ihr Grün, und die Schatten ruhten so heimlich, so zufrieden im Schutz der Bäume aus. — —

Wir ritten stumm dahin.

„Christel!“ rief ich auf einmal ganz unbewußt.

„Was denn?“ fragte sie.

„Was denn?“ wiederholte ich und merkte es nun erst. „Nichts weiter! Es ist so schön, ich hab was sagen müssen.“ — — —

Ehe wir zu dem Bache kamen, in dessen Thal wir einbiegen mußten, führte die Straße über eine Höhe. Da oben hielten wir an. Der Strom rauschte tief unten herauf, jenseits lag ununterbrochener, endloser Urwald, soweit man auf- und abwärts sehen konnte, unstörbare Stille und grüne Einsamkeit; dahinter hoben sich Waldberge und stiegen immer höher und gestaltenreicher, und das Grün ging in Schwarz über und das Schwarz in Blau und am höchsten und weitesten dehnte sich der Sargberg.

„Ist das —“ sagte sie leise und atmete tief und setzte noch leiser hinzu, „— heilig!“

„Dort droben —“ fragte sie, „war noch kein Mensch?“

„Wenige!“

Digitized by Google

„Schade!“ — —

Wir ritten stumm, langsam bergab. Natürlich langsam! Und dann in das schmälere Seitenthal, in die Schwarzbachtiefe hinein. Ein schlechter, schmaler Fahrweg windet sich, bald näher, bald ferner, am Bach hinauf, über kleinere Seitenbäche führen lotterige, wackelige Brücken, die Kolonieen stehen weit auseinander, manchmal durch Urwald von einander getrennt, und taugen nicht viel.

Als ich in mein Ziel einbog, blieb das Kind auf der Straße, und ließ es sich an der vollhängenden Tangerinenhecke wohlsein. Ich war gleich fertig mit meinem Besuch und dachte, indem ich auf die Straße zurückritt: Schade, daß nun schon der Rückweg kommt!

Christel streckte mir mit saftglänzenden Händen zwei geschälte Orangen entgegen und lächelte pfiffig. Ich aß und fragte nicht.

„Nicht wahr,“ sagte sie nun, „es heißt doch: erst die Pflicht und dann das Vergnügen! nicht? Mutter sagt das immer.“

Ich nickte: „Eigentlich ja!“

„Dann müssen wir unbedingt noch weiterreiten! Bis jetzt war's ja noch Pflicht!“ und sie lachte über ihre Schlauheit und gab dem Fuchs einen Schlag. Ich lachte mit und beugte mich gern ihrer Logik. So ritten wir denn weiter, thalauf.

„Bis zur letzten Kolonie! eher kehren wir nicht um! O ich möchte gar nicht mehr aufhören!“ rief sie und schwang lustig die Reitgerte. Im Nacken hatten sich ein paar Löcklein gelöst und wehten über den niedern Stehkragen ihres Kleides herab, und ich hielt eine ganze Zeit lang mein Pferd um Nasenlänge zurück, um das Flimmerspiel des feinen, krausen Goldhaars auf dem grünen Stoff zu betrachten. Lieblicher, feiner, nobler, distinguierter konnte ich mir's nicht denken.

Wir ritten aufwärts, der Bach blieb tief unter dem Weg, und ich konnte sie leicht immer einen Schritt voraus lassen, da ihr Fuchs bergan jeweils stürmte. Ich wurde seltsam still und nachdenklich, während ich so das Mädchen halb von hinten betrachtete; ich weiß jetzt noch nicht, woran es eigentlich lag. Es geht wohl auch Andern ab und zu so, daß ihnen selbst das Vertrauteste plötzlich ganz neu und fremdartig erscheint.

„Au, wie schön!“ rief Christel und hielt an. „Wer da wohnt —!“

Rechts unten hinter einem großen, baumreichen Weideplatz hob sich aus einer dichten, schönen Baumgruppe ein ungewöhnlich hohes Holzhaus, hinter dem der Bach hart vorbeitrieb. Jenseits war wieder verwilderte Wiese und dann aufschießender Wald, Capoeira, an die sich steiler Urwald anschloß. Ich war schon früher vorbeigeritten und auch stehen geblieben.

„Wer dort wohnt? Niemand. Das ist die alte, verlassene Mühle, die Du ja aus dem Liede kennst. Die ist aus dem Schwarzwald hierhergezaubert. Der Müller hat das Wunschhütlein des Fortunat besessen und ist mitsamt der Mühle übers Meer herübergeflogen. Vor zwei Jahren ist er gestorben und seine Kinder wollten nichts mehr von ihr wissen, weil sie zu einsam steht und hier hinten nicht weiter kolonisiert wird, und ließen das seltsame Ding und zogen eine Tagereise weit stromaufwärts und bauten eine neue. Noch ein paar Jahre, und sie ist ein fauler Holzhaufen, und noch ein paar Jahre und es steht wieder Wald hier wie seit Jahrtausenden. Was soll auch hier eine Schwarzwaldmühle! Der Mann hätte damit zu Haus bleiben sollen an der Enz oder Murg oder Kinzig. Nun hat sie's und muß elend verkommen.!“

Das Kind schaute mich an und verstand mich nicht; aber sie sagte, was ich dachte: „Wir wollen hinunter!“ Wir mußten noch ein Stück weit der Straße, die im Bogen um das Mühlenthal herumzog, folgen, dann zweigte ein verwachsener Weg ab. Die Pferde brachen sich Bahn, am Haus stiegen wir ab und ließen die Tiere grasen.

Digitized by Google

Es sah wüst aus! Ein Teil des Daches fehlte, der Fußboden faulte, Thüren und Fensterläden waren schon ausgefallen oder hingen schief in einer Angel, und das Rad hatte nur noch ein paar morsche vermooste Bretter, die sinnlos ernst aus lustiger Blüten- und Blätterfülle auftauchten. Der Bach aber tollte übermütig drunter und drüber und ärgerte sich nicht über das Radgetrümmer, das ihm im Weg lag, und wirbelte vorbei und lachte die Mühle aus: „Wieder mal was überlebt!“ und spuckte nach ihr.

Wir setzten uns dann im Schatten eines Orangenbaumes ins Gras und freuten uns der Kühle. Und wir schauten einander mit Herzenslust an und sie rief: „Ist das heut aber schön! Gelt aber, das war ein guter Einfall! Jetzt möcht ich eigentlich baden können?“

„Kannst Du ja!“ sagte ich. „Dazu langt der Schwarzbach noch reichlich!“

Sie sah mich einen Moment überlegend an, dann lachte sie: „Ja, aber wenn Sie gucken!“

„Mußt mirs halt verbieten, Prinzessin Goldhaar!“

„Ja — wenn Sie folgen!“

„Tappigs Tappele, kannst mich ja anbinden!“

„Anbinden! womit denn? Haben Sie Schnur?“

„Rapunzel, Rapunzel! laß Dein Haar herunter!“

Sie sah mich erstaunt an, nach und nach begann ihr Gesicht zu lachen und sie rief: „Au ja! das wird fein!

Rapunzel! Rapunzel!
Laß Dein Haar herunter!

Ja, wart nur, Du alte Hexe! ich will Dich kriegen!“

Sie löste den Haarknoten und schüttelte den Kopf, da floß das gesponnene Gold herunter an ihr, auf den grünen Rasen. Sie teilte eine Strähne ab und lachte: „So! Gefangener, wozu hast Du auch so einen langen Bart! Her damit!“ und verflocht nun ihre Locke in meinen Bart und befahl: „Zieh mal, Gefangener!“

Ich that einen Ruck mit dem Kopf und schrie: „Autsch, mein Backen!“

Sie sprach ernst: „Merk Dir das, Gefangener, und ziehe nun nicht mehr! Nun nimm Dein Messer und schneide mir das Haar ab, hier zwischen meinen Fingern! Pfui, hast Du ein schlechtes Messer! Au — u! Ist das eine Froschkicks!“ Darauf band sie das freie Ende der Locke an eine blaublühende Staude, die neben mir wuchs, stand auf und drohte mir:

„Sei hübsch ordentlich und fromm,
bis nach Haus ich wiederkomm!“

Sie wollte gehen.

Da faßte ich ihre Hand und kitzelte ihre hohle Hand und bat:

„Schickele, Mückele, aus mei'm Haus!
Hab kein Bröfele Brot im Haus!“

Sie brach sechs Tangerinen vom Baum und schälte sie, legte sie auf Schalenstücken neben mich hin und sagte:

„Keine Angst, Gefangener! ehe Du die sechste gegessen hast, bin ich wieder da.“

„Laß Dich auch nicht von einer Schlange beißen, Prinzessin Rapunzel!“

Sie schüttelte ihr Goldhaar und verschwand um das Haus herum.

Ich saß da und fing an meine Ration zu verzehren. Nach Kurzem rief es in hohen Tönen hinter der Mühle her: „huhu!“ und starkes Geplätscher erklang. Ich antwortete: „Ja ich komme schon!“ Da grillte sie wie im Schrecken laut hinaus und plätscherte wieder. Ich aß fünf Apfelsinen.

Als sie dann zurück kam, griff ich zu der sechsten und sagte: „Pünktlich wie eine Fee! Eben will ich die sechste essen.“

Digitized by Google

„Was krieg ich, Gefangener, wenn ich dich befreie?"

„Die sechste, Rapunzel."

„Das ist zu wenig! Mein Haar ist naß, erzähl eine Geschichte, damit es schneller trocknet! Das soll Dein Lösegeld sein." Sie legte sich so ins Gras, daß ihr Haar weit um ihren Kopf herum den grünen Grund bedeckte. Da und dort schnellte ein keckes Kräutlein und Ständlein zwischen den Locken in die Höh. Sie biß mächtig in die Frucht, die sie trotzdem angenommen hatte, hinein, daß der Saft spritzte und ein großer honigfarbiger Tropfen über ihre rote zartflaumige Wange bis unter das Ohr rann, und sagte im Kauen und Saugen:

„Wenn ich fertig bin, Gefangener, mußt Du anfangen!"

„Es war einmal die schöne Magelone —" begann ich.

„Nein — das weiß ich. Was neues! was ganz funkelnigelnagelneues!"

„Was neues?" Ich legte mich vorsichtig neben meiner Staude zu Boden, auf die rechte Seite und machte zum Nachdenken die Augen zu: da kam mir plötzlich in den Sinn, wie wir Buben zu Hause vor dem Einschlafen, wenn die Schlacht zu Ende und Friede geschlossen war, einander Geschichten erzählten und zwar häufig, wenn uns gerade keine einfiel, die räubermäßig genug war, in der Eile selbst eine erfanden. Das war eine liebe Erinnerung und ich vergaß meine Aufgabe und träumte mich zurück und war ganz erstaunt, daß es mit einem Male neben mir hieß:

„Nun, wirds bald, Gefangener?" und ich Christel daliegen sah als ich die Augen aufthat.

„Ja — es war einmal — es war einmal —" hob ich an,

Wie oft seitdem hab ich mir verwundert wieder vorerzählt, was ich dem Kinde damals zusammenfabulierte! —

Also, es war — ein — Mal — — ein Bach — der hatte eine Farbe, wie dünner schwarzer Caffe und darum hieß er Schwarzbach. Dem war es lange, lange Zeit gut gegangen und kein Mensch hatte ihm seinen verträumten Wandel gestört, so daß er es gar nicht anders kannte. Da kam auf einmal ein Müller von fern, fern her und baute eine Mühle an den Schwarzbach und der Bach mußte nun das Rad drehen und konnte sein eigen Wort nicht mehr verstehen vor dem Geklapper und Gesäge und Gepolter in der Mühle und es war kein Wunder, daß er vor Wut spie und schäumte, sobald er ihr nahe kam. Gar zu gerne hätte er sie umgerannt und zerrissen und stückweis mitgeschleppt und versuchte es auch manchmal, hielt eine Zeit lang an sich und schlich matt und friedselig vorbei, daß man glauben konnte, er höre schon die Engel im Himmel; dann aber kam er plötzlich mit gesammelten und verdoppelten Kräften herangebraust und stieß und rüttelte am Haus und brüllte in die ängstliche Nacht hinein, daß der Müller kein Auge zuthat und allfort mit der Laterne herumlief. Aber die Mühle stand fest und der Bach mußte es immer wieder verschieben.

Und der Müller hatte ein Töchterlein, das hieß nur das Goldele, weil es lange goldene Locken hatte. Wie das nun größer wurde, und schwimmen lernte, da spielte es am und im Wasser und am liebsten schwamm es im Bach herum und kannte keine Angst. Seitdem aber das Goldele so viel im Bach herumschwamm stieg oft eine Nixe heimlich aus dem Wasser; das war der Schwarzbach selbst, der am Neumond Gestalt annahm. Die Nixe setzte sich nun neben dem Mühlrad, das sie drehen mußte, in den dunkeln Winkel unter den Busch und lauerte auf das Goldele. Niemand merkte es; lange Zeit; bis eines Tages, es war ein Feiertag, ein Müllerbursch, der sich neben dem Busch zum Mittagsschlaf ins Kühle legen wollte, hinter dem Busch eine Stimme vernahm und, wie er behutsam durch die Zweige lugte, die schwarze Nixe sah, die mit der Faust drohte und bruttelte und ins Wasser schlug; und oberhalb der Mühle schwamm das Goldele umher. Da

Digitized by Google

begriff der Bursch, das die Nixe es auf das Kind abgesehen haben müßte, glitt verstohlen zurück und sagte es dem Meister. Und nun wurde dem Goldele verboten, jemals dem Rad nahe zu schwimmen, damit es nicht einmal gefaßt und herumgeschleudert und fortgerissen würde. Goldele hatte zwar keine Angst vor dem Rad, aber es folgte und schwamm weiter oben. Lange Zeit. Und die Schwarznixe, die immer an den Neumondtagen unter dem Busch am Rad hockte, lauerte vergebens. Da brachte sie, um das Goldele heranzulocken, von nun an einen kleinen garstigen Fischknaben mit; den hing sie an einen Zweig, damit er unausgesetzt schrie und durch seinen Jammer das Mädchen zum Herschwimmen verleiten sollte, und kümmerte sich garnicht darum, daß er in der Angst sich seinen Fischschwanz an den Aesten mürb und weh schlug; wenn er nur recht schrie! Auch das nützte lange nichts, weil die Mühle zu laut klapperte und sägte.

Mit der Zeit aber schwamm Goldele doch wieder dem Mühlrad näher; es war ja noch nie etwas passiert, und ein wenig neugierig und wunderwitzig war es auch in seinem furchtlosen Kinderherzen. Und als es nun schon öfter nahe hingeschwommen war, wo der Bach enger wird und in Schuß gerät, da hörte es, einmal durch das Klappern und Poltern und Rauschen hindurch ein Kindergeschrei. Das kam aus dem Busch? Es schwamm ganz am Rand hin und hielt sich an der Wand, um nicht ins Rad gerissen zu werden, und fand schließlich die schwarze Nixe und den Fischbuben, der am Ast hing und schreiend die Zähne zeigte und mit dem Schwanz schlug. Das Mädchen schrak natürlich zurück vor den schwarzen Ungeheuern und wollte fort; aber das Wasserweib, das eifrig das Rad drehte hielt es mit schmeichelnder Stimme zurück:

„O liebes Goldele, hab auch Mitleid mit uns! wir treiben Euch ja auch die Mühle! Denke, wie ich gerade mein Kind an der Brust habe, kommt ein Unhold angeschwommen, der mir nachstellt, und hängt das Kind dort an den Ast; und ich kann nicht weg, ich muß das Rad drehen. Und nun wenn mir Niemand hilft, muß es noch hängen bleiben, bis der Mond wieder eine Sichel ist, und das währt noch zwei Tage; dann erst werd ich abgelöst. Süßes Goldele, ich bitte Dich, nimms vom Ast und wiege mirs ein! Ach Gott, es wird sich noch die Schwindsucht an den Hals schreien, o, mein Kind! mein Kind! Und ich muß daneben stehen und zusehen und Eure Mühle treiben. O Goldele —!" und sie sah das Mädchen so flehentlich an mit ihren großen, weißen Augäpfeln und zwei Thränen rollten ihr über die fetten, schwarzen Wangen herab. Sie dachte aber: nimm ihn nur, den Schreihals! Sowie Du ihn im Arm hast, läßt er Dich nicht mehr los, hinunter mußt Du mit ihm und seine Magd werden und seine Frau, wenn Ihr größer seid.

Goldele ging zaghaft näher und mochte nicht recht zugreifen, so groß auch ihr Mitleid war; bis zum Bauch war er ein schmutziger, häßlicher Negerknabe und abwärts ein Fisch und roch abscheulich, halb wie ein Tatú, halb wie Fischthran.

„Goldele! Bist auch ein liebes Kind und ich bring Dir beim nächsten Mal ein Perlenband mit. O mein armes Kind, mein armes!"

Das Mädchen erbarmte sich, machte ihn los und nahm in ihre weißen Hände, hielt ihn aber noch weit von sich und sah ihn an: er schluchzte und schrie und in seinen breiten Mund hinein, der von einem Ohr zum andern ging, flossen aus der breiten, platten Nase zwei Bächlein und aus den Augen zwei Bächlein herab ins Maul hinein und da schluckte und schmatzte er gierig und machte dabei die weißen Glotzaugen auf und zu und strampelte vor Lust mit dem Schwanz und traf das Mädchen, glitschig und kalt, daß es sich schüttelte vor Schauder und Widerwillen, und als die Schwarznixe gerade noch sagte: „Nimm ihn an die Brust und wieg ihn ein! Ach, wenn ich nur könnt! Wenn Du ihm einen Kuß gäbst, gleich wäre er still!" — Da ging dem Goldele doch der Kreisel aus und

Digitized by Google

mit einem Schrei schlenkerte sie den wüsten Krampen von sich und wollte zurück; aber die Schwarznixe verließ das Rad und war hurtiger gegen die starke Strömung als das Mädchen und vertrat ihm den Weg:

„Hast Du gemeint —!? Nur dageblieben, mein Töchterlein! Hab ich Dich endlich, Du Milchfratz! Wart!"

Goldele erschrak und schrie — aber Niemand hörte sie — und fuhr hin und her, um zu entkommen, und da das Mühlrad, seit die Nixe es verlassen hatte, nur ganz träg und langsam ging, wand sich das Mädchen hindurch. Die Schwarznixe wütend hinterdrein und bekam gerade noch ihr langes Goldhaar zu fassen, das über die Radschaufel nachschleppte, und schlang die Locke um die Faust und riß aus Leibeskräften und trieb das Rad, so schnell sie konnte, daß es wie ein Spinnrad lief, und peitschte das Wasser mit dem Schwanz und schrie und schimpfte; das Mädchen in seiner Todesangst zog und zerrte und ließ die ganze, dicke Locke mitsamt einem Stück Kopfhaut in der Hand der bösen Schwarznixe und schwamm hastig weiter. Aber von dem entsetzlichen Schmerz verlor es das Bewußtsein und wäre versunken und ertrunken, wenn nicht das Haar sich auf der Oberfläche des Wassers nach allen Seiten auseinandergebreitet hätte, daß es aussah, als schwimme eine goldene Sonne auf dem schwarzen Bach dahin. Die Sonne am Himmel aber dachte: wie klar und scharf mein Spieglein heute ist; so schön hab ich mich noch mein Lebtag nicht gesehen! Die Nixe lachte hinterdrein, es klang wie ein Pferdegewieher, und schwang in der schwarzen Hand die goldene Locke mit der blutenden Kopfhaut und rief ihrem Söhnlein und strich dem schwarzen Wasserteufelchen mit dem Blute die Backen und die Nasenspitze rot an und schlang ihm das Haar als goldenes Halsband um und sagte: „Hin ist sie doch! und heute Nacht, wenn die Stromnixen tanzen und für nichts Augen und Ohren haben, witsch ich hinunter in den Strom und seh, ob sie nicht hängen geblieben ist in der Totenkralle drunten am Sargberg. Das Goldhaar möcht ich alles haben, 's ist ein Zauber drin. Wenn nur das Loch in der Kopfhaut ihn nicht verdorben hat! — Wenn Du Dich nicht so jämmerlich dumm angestellt hättest, Du Nichtsnutz, Du — —" und damit gab sie ihm mit dem Schwanz eines hinter die Ohren, daß er in steilem Bogen über das Mühlrad hinwegflog und unterhalb schreiend ins Wasser klatschte. Das Halsband aber war schwer wie Gold und zog ihn hinab bis zum Grund. Tag und Nacht mußte er nun ganz am Boden hinschwimmen und konnte nicht herauf, bis ihn am dritten Tag seine Mutter fand und erlöste. Das Haarband aber konnte auch sie nicht behalten: solange sie es in Händen hatte, vermochte sie nicht vom Grund aufzusteigen; so mußte sie es fahren lassen und es schwamm dem Goldele nach. Die wurde von ihrem Haar an der Oberfläche gehalten, und trieb unversehrt hinab in den Strom und den Strom hinab dem Sargberg zu. Als sie nahe bei dem war, da drehte sich die goldene Sonne auf dem Wasser einige Male, als sei sie in einen Wirbel geraten, und schwamm dann dem stillen Ufer zu. Da verwickelte sich das Haar in die Totenkralle und das Mädchen blieb langgestreckt im Strome hängen und die grünen Wellen wiegten seinen weißen Leib weich und zärtlich hin und her. Die Totenkralle aber war ein vieläftiger knorriger Baum, der aus dem Sargberg herauswuchs und ins Wasser hing; seine Wurzel aber saß im Herzen des Prinzen Wiedewitt, der verwunschen im Sargberg schlief, seit langen, langen Jahren. Als nun Goldeles Haar in der Totenkralle hängen blieb, ging ein Ruck durch den Baum bis in die kleinste Wurzel und ein Zucken durchs Herz des Prinzen Wiedewitt, daß er aufwachte und emporsprang und mit seinen schlaftrunkenen Kopf die Decke des Sargberges ausschlug. Er brach das Wurzelende, das in seinem Herzen saß, vom Wurzelstamm los und schwang sich aus der Höhlung hinaus auf die Fläche des Berges, wirbelte sich auf dem Absatz herum, und nach welcher Seite sein Gesicht

Digitized by Google

schaute, als er stehen blieb, da rannte er den Berg hinab. Er kam gerade zur Totenkralle und sah das Mädchen auf dem Wasser schwimmen. Da riß er sich die Wurzel aus dem Herzen und berührte mit ihr die linke Brust des Mädchens und Goldele that die Augen auf. Er nahm sie auf die Arme und löste ihr Haar aus der Totenkralle und trug sie ans Land und legte sie im Schatten ins Gras und strich ihre Wunde. Als sie sich erholte, klagte sie über ihr Haar und hätt es gern wieder gehabt; er sagte aber:

„Laß gut sein! Laß es schwimmen und ins Meer sinken! Bist ja noch reich genug!"

„O ich muß garstig sein mit der großen, roten Wunde! Kannst Du mich denn ansehen, Liebster?"

Da faßte er ihren Kopf mit seinen weichen Händen und küßte die blutige Wunde. —

Und dann zog er mit ihr über die Berge in sein Reich und machte sie zu seiner Königin, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch."

„Warum war der Prinz verwunschen?" fragte Christel nach einer Weile.

„Das ist wieder eine Geschichte für sich — und für ein ander Mal! Ist Dein Haar noch nicht trocken? So gieb mich nun frei!"

„Ja, aber ein ander Mal vom Prinzen Wieduwitt! Bald! Wieduwitt — Wieduwitt — ist das ein Name!" und sie band die Locke von der Staude los. „Au! wie die Schwarznixe mit ihrem Fischschwanz Dem die Ohrfeige giebt, daß er ganz übers Mühlrad hinausfliegt! das hätt' ich sehen mögen! — Ist die Geschichte vom Prinzen Wieduwitt auch so schön?"

„Freilich! Jetzt hab ich Durst vom vielen Reden und es ist auch Zeit für den Heimweg. Vor Nacht kommen wir schon nicht mehr an." Ich stopfte mir die Taschen voll Tangerinen und sah nach den Pferden, während Christel ihr Haar in Ordnung brachte.

Der Heimritt durch das letzte Licht des Tages, durch die kurze Dämmerung, in die sternlicht-durchzitterte Tropennacht hinein, an fernen, einsamen, erleuchteten Fenstern vorbei, beim Tosen des nahen oder entfernteren Stromes, beim Geschrei der Brüllaffen in den Wäldern, dem Trommeln der Hammerfrösche, dem Pfeifen der Eisenbahngrille und bei jenen seltsamen, vereinzelt auftönenden Urwaldslauten, die uns die Schauer der Fremdheit und Heimatlosigkeit durchs Herz treiben, daß es sich bergen möchte wie ein fremdelndes Kind, und denen es doch mit Gier nachgeht und lauscht, — und beim unbefangenen Geplauder des lieben Kindes, seinen entzückten Ausrufen und erstaunten Fragen — — — — na ja —!"

Er war die ganze Zeit gestreckt auf den Rücken gelegen; bei dem letzten Wort setzte er sich mit einem Ruck auf und starrte, etwas vornübergebeugt an mir vorbei ins Leere und seine weitgeöffneten Augen waren voll Trostlosigkeit. Dann zog eine böse Härte durch das Gesicht, die Kinnladen bissen aufeinander, der Blick ging schräg zur Erde und rechts von der langen, geraden, schmalen Nase schnitt eine senkrechte Falte scharf in die glatte Stirn hinein — und wieder wars, als drücke eine große Ermattung seinen Oberkörper nach vorn und als sähen die Augen, soweit sie schauten, nichts mehr in der Welt.

„Nun —" er atmete schwer auf — „so wars! Ein glückseliges Kinderleben! — — —

Wenn ein gütiger Gott so wohl will, daß er ihm unverhofft nach harten bittren Reife- und Verhärtungsjahren nun noch eine weiche, zarte und doch

Digitized by Google

so unbegreiflich zuversichtliche, glückessichere Jugendzeit aufblühen läßt, daß er mit Bewußtsein genießen darf, was ihm schon nur noch wie ein sehnsuchtaufwühlender, seliger Traum durch das enttäuschte Herz leuchtete, — daß er noch einmal kinderjung und kinderrein, unwissend und harmlos sein darf — ach ja! muß der nicht sein Herz weit aufthun und lüften und ausfegen, daß alles Spinnweb, und Staub, Scherben und Unrat, alles Licht- und Luftscheue des Manneslebens flieht und verweht! Sagen Sie! —

Und wie sollte Dem einfallen, diese Märchenseligkeit abkürzen zu wollen?! Und ich hätte sie abkürzen müssen!

Also hören Sie! Nach weniger Zeit bot sich dem Vater der Christel eine Gelegenheit, seine Venda glatt zu verkaufen, und fast zugleich bekam ich von einem Freunde aus Rio ungünstige Nachrichten über meine Companie; man munkelte von faulen Sachen. Ich hatte in den letzten Monaten ganz gegen meine Gewohnheit sorglos in den Tag hineingelebt, hatte mein Salär stehen lassen, kurz einige geschäftliche Unbegreiflichkeiten begangen, doppelt unbegreiflich in Brasilien, wo im Geschäft auch zwischen Vater und Sohn das Vertrauen aufhört. Verkrachte die Gesellschaft, so verlor ich einige tausend Mark an unbezahltem Gehalt und gemachten Auslagen. Sich betrügen lassen, galt mir von jeher für nicht viel besser als selbst betrügen, — so fuhr ich kurzer Hand nach Rio, um womöglich dem Verluste noch vorzubeugen, und gedachte in vierzehn Tagen wieder zurück zu sein. Aber mein Geschäft kostete mich mehr Zeit, erforderte viel Behutsamkeit und Vorsicht, damit die Leute nicht scheu würden, und schließlich kam ich doch nur durch energische List zu meinem Geld. Das ist ein interessanter Fall, — er giebt Ihnen ein durchsichtiges Bildchen brasilianischer Geschäftsbräuche und ich will ihn darum ein ander Mal nachholen; jetzt mag ich mich nicht damit aufhalten.

Als ich nach der Kolonie zurückfuhr, fand ich die Familie Holzwart schon ins Hafenstädtchen übergesiedelt, und Christels Vater war stolz und hoffnungsfreudig dabei, sein Lebensideal zu verwirklichen, ein Import- und Export-, Agentur- und Speditionsgeschäft einzurichten, mit einem Wort: Despachante zu werden. Christel hatte Heimweh nach der Kolonie, es wollte ihr in dem schmutzigen Hafenstädtchen mit den ärmlichen, lotterigen Negerhütten, unter Brasilianern und Schwarzen gar nicht gefallen. Doch half ihr neugieriges Kindesinteresse an allem Ungewohnten ihr auch wieder über Vieles hinweg und, als ich sie an den zwei Tagen meines Aufenthaltes in großen Spaziergängen aus dem Brackwasserdunst hinaus an das Meer führte und mit ihr auf den Felshügeln der Küste herumkletterte, da war sie so glücklich wie je und fast ausgesöhnt mit den Wechsel. Ich sah uns noch auf dem kahlen braunen Felsvorsprung sitzen und über das mittagsblaue Meer hinschauen, das in unendlichen Kolonnen heranrollte und in unendlicher, in unendlich geduldiger Wut am steilen Felshang emporschäumte. Soweit wir sehen konnten, wand sich zwischen der blauen See und der braundunklen Felsküste eine schneeigschimmernde Schaumschlange. Lange vergnügten wir uns damit, eine ferne Woge ins Auge zu fassen und auf ihrem Weg zu begleiten, bis sie am Ufer aufsträubte, und meist hatten wir **nicht** dieselbe im Auge und wenn das Eine rief: „Da, jetzt zerbrandet sie!" sagte das Andere: „Nein, erst die zweite, die dritte!" Und Christel fand es gespaßig, daß wir trotz aller Mühe, die ferne Welle, die wir meinten, dem andern genau zu bestimmen und kenntlich zu machen, es fast nie vermochten.

Und dann saßen wir lange still da und ich erzählte mit gedämpfter Stimme von einem Lande hinter dem Meer — — —

Ich hatte noch etwa einen Monat in der Kolonie zu thun, um die Arbeiten im Auftrag der Gesellschaft zu einem unauffälligen, vorläufigen Abschluß zu bringen;

Digitized by Google

dann stand ich wieder einmal vor der Frage: was nun? Und diesmal wollte ich die Frage, so weit, tief und ernst fassen, wie es mir nur möglich war.

Unterdessen ritt ich jeweils am Samstag Abend hinab zur Barra und verbrachte den Sonntag in der gewohnten lieben Gesellschaft. Als ich zum zweiten Male hinunterkam, war es noch früher am Abend als sonst wohl und ich ging, nachdem ich im Hotel Dom Pedro mein Pferd versorgt hatte, noch zu Holzwarts. Ich weiß noch genau, daß mein Anlaß dazu eigentlich nur in dem mir unerträglichen Wesen der Hotelwirtin lag. Sie kennen das gezierte, vornehmthuende Weib mit ihren verzognen Kindern und dem unterdrückten, kleinlauten Mann ja auch: damals war sie noch etliche Krautherbste jünger, ihre Tochter zählte noch nicht neben ihr, und sie kokettierte, schmachtete und posierte unerträglich. Die Vornehmheit der gelehrigen deutschen Herrschaftsdienstmagd im Sonntagsstaat, gehöht durch dies ekelhafte Brasilianischgethue und Portugiesischgeplapper!

Nun — als ich an das Haus kam, saß Holzwart vor der Thür und neben ihm ein Neger. Ohne dem letzteren mehr Beachtung zu schenken, als eine zoologische Erscheinung, die einem längst nichts Neues mehr ist, eben in Anspruch nimmt, wollte ich, nach einem Händedruck mit Christels Vater, ins Haus hinein, wurde aber mit den Worten: „Darf ich die Herren miteinander bekannt machen?" zurückgehalten. Ich habe mich seit der Lektüre der Fünfundzwanzigpfennigbüchlein, d. h. seit ich persönlich mit den Schwarzen in Berührung kam, nicht mehr um ihre Bekanntschaft gerissen. Es ist ein instinktiver, physischer Widerwille. Ich habe mit ihnen nicht gerade sehr viel schlechtere Erfahrungen gemacht, als mit irgend einem andern minderwertigen Menschenschlag; aber das erste Negerweib, das ich anno damals in Bahia sah und mit der ganzen werbenden Neugier des jungen entdeckungslustigen Abenteurers aus nächster Nähe betrachtete und studierte, stieß meine Augen, meine Nase, meine Gesamtsinne so unerbittlich zurück, daß alle Onkeltomshüttengefühle für die schwarzen Brüder und Schwestern schreiend und zappelnd wie die Freier im Kampf mit Odysseus totwund zu Boden schlugen. Und die lange Gewöhnung hat daran nichts geändert. Mein physischer Widerwille blieb immer derselbe. Ich kann einen wohlgebauten Neger, ein schönes Negerweib bewundern; aber doch nur ungefähr so wie ich einen schönen Löwen, einen schönen Aasgeier bewundere; Mitmensch, Weib werden sie mir nie und der Gedanke an die Lust nach einer Negerin schüttelte mich stets mit demselben Ekel wie etwa die Lust nach einer Aeffin. Seit ich in Brasilien bin, schätze ich den Stolz des Nordamerikaners gegenüber dem Nigger und ich freue mich, daß es germanische Rasse ist, die den Abstand fühlt und erhält und bekennt, im Gegensatz zu den Romanen Südamerikas, die eben durch ihre Vermischung mit allen Farben, ob gelb, ob schwarz, durch ihren ekelhaften Rassenmischmasch, zeigen, daß sie halt nur Romanen sind.

„Herr Domingos da Perreira," sagte Holzwart beim Vorstellen und setzte voll Hochachtung und Wichtigkeit dazu: „der Bananenkönig!" Ich grüßte höflich mit dem Hut, beachtete aber nicht die schwarze Bruderhand, die sich mir darbot, und ging nach einigen Worten ins Haus. Ich hatte auch schon von dem Bananenkönig gehört. Ein intelligenter Kerl! Früher war er im Hafen Stauer gewesen und sprach daher ganz gut Deutsch. Einmal hörte er von den hohen Bananenpreisen zu Buenos Ayres, wurde unternehmend und fuhr mit einem Kahn voll Bananen hinunter, er machte gute Geschäfte, blieb dabei und wurde grundreich. Natürlich, über daß Schweinehüten zu Roß kam er so wenig und noch viel weniger hinaus als die Fabrikanten- und Krämerprotzen in unserer deutschen Heimat.

Auch am andern Tag sah ich ihn im Haus und dachte halt, er wolle mit Holzwart in Geschäftsverbindung treten, und freute mich für diesen.

Nicht mehr aber freute ich mich bei meinem folgenden Besuche. An dem

Digitized by Google

Sonntag war irgend eine Kirchenfeier, es war Tag des Schutzheiligen oder so was, und die Brasilianer verpafften, während die Glocken klangen und die Prozession umging, zahllose Raketen in den hellblauen Vormittagshimmel hinein. Ich fand dies Feuerwerk am hellen Tag, von dem nichts als der Knall und für gute Augen hoch in der weißblauen Luft ein blauweißes Pulverrauchwölklein wahrzunehmen ist, stets außerordentlich sinnreich. Ganz im Ernst: seitdem ich diese Begleitung des katholischen Festritus hier kennen lernte, ist mir, als hätte ich eben sie drüben von jeher unbewußt vermißt.

Also ganz und gar nicht nur weil Christel auch in der Prozession mitging, lief ich an jenem Sonntag dem Glockenklang und Raketenknallen zu! Das Leben aber bietet einem alleweil und allenthalben mehr, als man verlangt: zu dem Zischen und Paffen und den verblasenen Qualmwölklein des Feuerwerks, zu dem in Demut und Andacht gesenkten Köpfchen des Mädchens gab es mir noch den Senhor Domingos da Perreira drein, und ich konnte es leider nicht machen wie in jenen höheren Knabenjahren, wo uns der Stolz wuchs, und wir dem Apotheker die Pfeffermünzküchlein, die er uns zur Medizin dreingeben wollte, dankend auf dem Marmortisch liegen ließen! Der Bananenkönig, der mit vergnügtem Negergesicht freundschaftlich neben Holzwart im Zuge lief, mußte angenommen, verschluckt und verdaut werden und zwar nicht nur jetzt in seiner zweifelhaften Andacht, sondern auch nachher in immer unzweifelhafteren Stimmungen. Es war ganz sichtbarlich Sonntag in seinem Bananenkönigsherzen, als er nach dem Gottesdienste mitten durch die Straße mit der Familie Holzwart nach Hause zog, und in sein elegantes Auftreten schien er nicht den mindesten Zweifel zu setzen: sein Cylinder war neueste Façon, der schwarze Anzug saß prächtig, in der weißen Cravatte stack ein funkelndes Mineral von beträchtlichem Umfang, vom obersten Westenknopf ging nach der rechten und nach der linken Westentasche je eine feingliederige goldene Uhrkette, die Hand stack in tadellosem braunen Handschuh von ziemlich hoher Nummer und trug ein zierliches Frauenzimmerregenschirmchen mit perlmuttergeschmücktem Elfenbeingriff, und an den Füßen leuchteten so feine Goldkäferschuhe, wie nur je an Mädchenfüßen durch einen Ballsaal flogen.

Ich schaute ihn immer wieder an, nach und nach sogar voll Entzücken, und ich hätte sein Lob hinter ihm dreingesungen, nachdem er am Hause sich von uns getrennt, — *wenn* er sich von uns getrennt hätte! Aber er blieb. Und das störte mich seltsamer Weise, so wenig ich mich sonst durch zufälligen andern Besuch stören ließ. Ich wurde zitterig, unruhig, konnte nicht auf meinem Platze bleiben, es war mir immer, als würde ich, wenn ich in seiner Nähe bliebe, im nächsten Moment über ihn herfallen, ihn beschimpfen und verhauen müssen; ich war wütend, daß Christel dasitzen, auf sein Geschwätz horchen, mit ihm plaudern und lachen konnte, daß sie nicht fühlte, wie unerträglich mir der Mensch war. So war ich fortwährend auf dem Wege hinaus und wieder herein und wußte mir nicht zu helfen;

Als ich einmal die Frau Holzwart in der Küche sah, setzte ich mich zu ihr.

„Drückt Der sich nicht bald?“ fuhr ich heraus. „Was will Der denn hier? — der Schwarze da?“

Sie sah nicht auf von ihrer Arbeit und sagte: „Das ist ja der Bananenkönig! der Herr Perreira.“

„Das ist aber doch kein Grund dafür, daß er daher hockt und einem mit seinem schwarzen Gesicht und seinen porzellanigen Augen und Zähnen den Sonntag verdirbt!“

Da schaute sie mich nun ruhig und ernst an und sprach: „Gehen Sie, so müssen sie nicht reden! Er will unsere Christel heirathen.“ Nun senkte sie aber doch wieder den Kopf.

Digitized by Google

„Will Der —!“ plapperte ich mechanisch; dann sprang ich auf und schrie: „Die Christel?! Und Sie schmeißen den Hund nicht 'naus! den frechen Hund?! den schwarzen!“

Wieder blickte sie mir mit ruhiger Tapferkeit ins Auge und schüttelte den Kopf und bat: „Nicht so laut! Wie können Sie überhaupt nur so reden! Er ist ein tüchtiger, braver, guter Mensch, und ist ganz närrisch auf Christel, und sie wird glänzend versorgt!“

„Glänzend schwarz!“ lachte ich. „Etwas besseres haben Sie nicht für Ihr Kind finden können, als so einen — so einen — Neger?“

„Dafür daß er schwarz ist, kann er nichts; so hat ihn Gott geschaffen, und wenn er ein ordentlicher Mensch ist, dürfen wir ihn nicht um seine Farbe ansehen. Im Gegenteil!“

„So —?!“ weiter brachte ich nichts heraus. Was wollte ich auch darauf sagen.

„Ja! Und der Pater Gregorio sagte, es sei eine rechte heilige Pflicht der Weißen, die Verachtung und Knechtung, die das Negervolk Jahrhunderte lang hat erleiden müssen, nun auf jede Art gut zu machen. Und dies sei die edelste und gottgefälligste!“

„— sagt der Pater Gregorio?!“ Weiter wußte ich wieder nichts.

„Und Wer dürfte etwas Gott wohlgefälliges ungethan lassen? Wir gewiß nicht!“ und leiser fügte sie hinzu: „Wir — müssen — Gott danken — daß er uns so eine Gelegenheit schickt!“ und das klang so schlicht und wahr aus demütigem, wundem Herzen herauf, daß ich schweigen mußte. Erst nach langer Stille brachte ich die Frage heraus:

„Ja — und Christel —? kann denn Die?“

„Warum denn nicht? Sie ist ja im Herzen noch ein Kind und will, was die Eltern wollen. Aber wir haben ihr weiter gar nicht zuzureden brauchen, ich hab ihr nur seinen Antrag gesagt, daß er nicht mehr ohne sie leben kann und daß ihm all sein Reichtum wertlos geworden ist ohne sie; daß er sie auf seinen Händen tragen will und daß sie viel Gutes wird wirken können. — — — — — — — Freilich — ich leugne nicht — wenn es nötig gewesen wäre, hätt ich hinzugesetzt: thu es für Deine Eltern! und das hätte sicherlich genügt.“

„Ja — der Herrgott sagte ja: ich will heimsuchen der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber — glauben Sie, daß er dazu Ihre Hilfe braucht, Frau Holzwart? — — — — Wenn Sie Ihr eigen Kind heimsuchen in seinem Namen, glauben Sie, er dankt ihnen diesen Eingriff und läßt sich diese Ueberhebung gefallen?“

„Ich überhebe mich nicht!“ sie schüttelte sanft den Kopf. „Ich thue in diesem Falle einfach nach meinem Gewissen; wie ich halt muß! — — — — Aber Sie — bitte, ich bitte Sie, widerraten Sie es dem Kind nicht! machen Sie es nicht abwendig! Thun sie mir die Liebe und lassen Sie sie! Sie wissen nicht, wie viel Sie mir damit thun!“

Es kostete viel Mühe zu antworten: „Nein, Frau Holzwart! Das versprech ich Ihnen nicht! Ich würde es am Ende doch nicht halten können.“

Ihre tiefliegenden, blauen Augen mit jenem feuchten Schimmer schauten mich einen Moment so bang an, und einen Moment so traurig und ergeben; dann aber schüttelte sie den Kopf und sagte fast lächelnd: „Nein, von Ihnen fürcht ich nichts. Sie thun halt doch, was Sie müssen!“

Ich ging dann nicht mehr ins Zimmer. Ich lief fort an dem Strom entlang. Träg und still, unmerklich schob er dahin. Grell blendete der muschelreiche Ufersand, in den mich die bleischwere Glut der Sonne hineindrückte. Und die Brackwasserluft, faulende Fische, faulende Wasserkräuter stanken — aber nicht zum Himmel; der

Digitized by Google

Gestank blieb schwer auf der Erde sitzen. Das wurde mir übrigens damals im Dahinschreiten nicht bewußt, später erst, als ich einmal den Gang zurückdachte, sah und roch und fühlte ich das Alles mit. Ich lief, ich rannte geradezu voran, achtete auf gar nichts, überklomm den Strandhügelzug und saß, wo ich jüngst mit Christel gesessen, und sah auf die See. Und es war nur immer dieselbe Welle, die unaufhörlich heranstürmte und sich in schäumendem Zorn erhob und am Felsen zerschlug. Dieses Zerschellen fühlte ich am ganzen Leib und endlich hielt ich es nicht mehr aus und schrie, daß ich meinte, ein wildes Tier hätte geschrieen, und riß die Kleider ab und stürzte ins Meer und schwamm mit sinnloser Hast hinaus und hin und her, bis ich nicht mehr konnte, und dann auf eine Felsenbrandung zu und ließ mich von der Woge gegens Gestein schmeißen, daß mir die Knochen krachten und dicke Striemen aufschwollen und die Haut riß und mein Blut im Schaum der Brandung zerfloß. Das war die glühendste Wollust meines Lebens. Nachher lag ich lange totmatt in der Sonne und ließ das Blut auf meinen Wunden trocknen. Ich dachte eigentlich nichts und noch viel weniger kam ich zu irgend einen Entschluß: ich sah nur immer das goldhaarige, rosige, reine Mädchen und diesen Nigger.

Als ich ins Städtchen zurückkam, ging ich geraden Weges wieder zu Holzwarts. Christel wunderte sich, daß ich beim Essen gefehlt hatte. Ich war müde, fast gleichgiltig und sagte, ich sei unwohl gewesen und habe einen Erholungsgang an den Strand gemacht.

„Am Strand gewesen? O da wär ich auch mit!

„Ja — ich konnte Dich aber doch nicht gut mitten aus der Unterhaltung mit dem Besuch wegnehmen!" entschuldigte ich mich und schaute sie seltsam ruhig an. Sie wurde nicht rot, nicht verwirrt, sie warf die Locken aus dem Gesicht und lächelte mich halb belustigt, halb geheimnisvoll an, als wollte sie sagen: Du wirst spicken! und ich fragte:

„Ist der Herr wieder fort? Der kommt nun, scheints, öfter zu Euch?"

Sie nickte eifrig und sagte: „Denken Sie nur, Der will mich ja heiraten! Mich! denken Sie nur!" und sagte das so harmlos und unbefangen und glücklich wie Eine etwa ihre neue Weihnachtspuppe zeigt. Diese Unschuld — — ich mußte die Zähne zusammenbeißen, das Wasser stieg mir in die Augen.

„Was Du nicht sagst! was Du nicht sagst!" plapperte ich. „Hast ihn denn auch recht gern?"

„Ha ja! Er ist ja so ein guter Mensch! Und so lustig! Und hat mir schon eine wunderschöne Brosche geschenkt! Sieh mal! und der Mutter eine goldene Uhrkette, um den Hals, eine ellenlange. Und der Pater Gregorio sagte, er gäbe immer zuerst und am meisten bei jeder Sammlung. Und daß er schwarz ist, macht doch nichts! 's ist erst noch ganz nett, das schwarze Gesicht und die weißen Augäpfel und weißen Zähne und der weiße Stehkragen. Nicht? — Und der liebe Gott hätte mich ja auch schwarz machen können, wenn es ihm gefallen hätte, und ich hätte dann auch nicht gern, daß man mich deswegen nicht wollte. Nicht?"

Was sollte ich da antworten? Es kostete mich wahrhaftig Anstrengung, nicht Ja zu sagen.

„Aber da werd ich Dich nicht mehr duzen dürfen, Christel! Und mit den Spaziergängen und Ausritten wird es nun auch anders werden. Die müssen nun auch ein Ende haben — Schade! Schade! Es war doch schön, wenn wir zwei zusammen ritten und umherstreiften! Es vergeht halt Alles! Dagegen läßt sich nichts machen! — So — so?"

Sie schaute mich schmerzlich erschreckt an und war dem Weinen nahe. Sie glich in diesem Augenblick auffallend ihrer Mutter. „Ja, warum denn aber?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Wir haben doch nichts miteinander gehabt! Sind Sie mir denn böse? Ich weiß doch gar nichts — — —! Aber warum denn?"

Digitized by Google

„Warum —? Jetzt hast Du den Bräutigam zum Begleiter und er wird es nicht leiden, daß ein anderer mit Dir geht. Und er hat ja auch ganz recht! Das ist so, wenn man sich verlobt. Jetzt gehörst Du ihm!"

Während dieser Worte hatte sich ihre Miene aufgeheitert, und nun schüttelte sie lächelnd den Kopf und rief: „O — das glaub ich gar nicht von ihm. Ich werd ihn fragen, sobald ich ihn sehe! Das wäre ja garstig! Wir zwei kennen einander doch schon viel länger! Und es ist auch ganz garstig, daß Sie so etwas von mir denken! Das thät ich doch nicht!"

Ihre Haltung war auch in der That fast genau wie früher, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen, gänzlich frei und unbefangen. Ein wenig wichtiger kam sie sich vor.

Ich ritt an diesem Tage sehr früh nach Hause und habe es nur meinem trefflichen Gelben zuzuschreiben, daß ich rasch und wohlbehalten anlangte: ich hing fast bewußtlos auf dem Gaul. Am andern Tag kam mir mit der körperlichen Frische auch Zorn und Empörung und Wut wieder, die trieben mich aufs Pferd und auf den Weg; aber mittendrin sagte ich plötzlich laut zu mir: Daraus werden sie ja nur erkennen, daß Du ein überholter Freier bist, und der Nigger wird sich einen Ast lachen! und ich warf den Gaul herum und zerriß ihm das Maul und trieb ihm die Absätze in die Flanken, daß er satzte.

Das war ja sicher: wenn ich vor dem Bananenkönig gekommen wäre und angefragt hätte, sie wäre mir nicht verweigert worden. Das hatte ich nun verscherzt in dem versunkenen, blinden Genießen unseres seltenen Verhältnisses. Ich war zu erpicht, es auszukosten, war zu selbstisch auf meine Wonne bedacht — meinetwegen; ich geb es zu. Allein es war doch Andacht! Aber nun — durfte ich das liebe Kind dahineintappen lassen? Doch wie sollte ich sie zurückreißen? Den Nigger totschießen? Dann hätte sie mich verabscheut! Als Wettbewerber auftreten —? Es hätte nichts mehr genützt und überhaupt — mit einem Schwarzen zu konkurrieren, dazu war ich doch auch zu stolz! Ich hoffte, es würde sich doch irgend eine Möglichkeit finden, das rollende Rad zu fesseln, und ritt nach drei Tagen hinab. Sie empfing mich strahlend: ich hätte doch Unrecht gehabt, ihr Bräutigam freue sich über unsere Freundschaft und wünsche nur, mir auch näher zu treten. Der Kerl war verflucht schlau und ich mußte vorsichtig sein, um neben seinem Edelmut nicht schlecht zu bestehen.

Die Zeit verging, ich blieb in der Kolonie, auch nachdem ich meinen Posten verlassen hatte, und ward in meiner Beschäftigungslosigkeit umsomehr von Aengsten gequält, da ich bald fühlte, daß ich nichts mehr ändern und verhindern könnte. Einmal jagte ich sinnlos hinunter. „Ich sag ihr, was Ehe heißt! ich sags ihr! dann wird sie ihn verabscheuen! — Nein! ich zeigs ihr! Verführen! Verführen! dann ist sie mein! dann nimmt er sie nicht!" Aber als ich zu ihr kam, überwältigte mich die Scham und die Schande, ich ertrug ihren kindlichen Blick und Anblick nicht, lief davon und brauchte lange, bis ich ruhige Haltung wieder gewann. Ich hatte nicht umsonst die vielen Monate hindurch die reine Luft eingesogen, mich von ihr erquicken und beseligen lassen, — sie war eine Macht in mir geworden! Verführen —? wären ihre Sinne dazu reif gewesen, — warum nicht? Ich hätt es als mein Recht gefühlt! Aber so? —

Ihre Unschuld wirkte ja sogar einigermaßen auf den Schwarzen. Ich sah die Beiden einmal im Zimmer sitzen, seine schwarzen Finger spielten zurückhaltend in ihrem Goldhaar, streichelten ihre Wange, ihre Hand, ihren Arm und er flüsterte dazu. Da lachte sie auf und streifte seinen Aermel bis zum Ellbogen zurück und strich mit der Hand über die braunschwarze Haut und rief: „Nein, aber so eine weiche Haut, eine zarte! Dagegen ist ja meine ein Reibeisen!" und fuhr mit der Wange über seinen Arm hin und her. Seine Augen flammten. Eine gefesselte

Digitized by Google

Bestie! Ich konnte nicht mehr, ich trat in das Zimmer. Er fuhr etwas zusammen, während sie ganz unbefangen mir zurief:

„Was Domingos für eine weiche Haut hat! Sammt ist rauh dagegen! wie ein Rosenblatt so zart!"

Ich sah aber doch die Bestie neben ihr lauern und hätte das Kind lieber tot gesehen.

So gab ich jeden Versuch auf und tröstete mich mit der Hoffnung, daß Christel, wenn ihr die Mutter vor der Hochzeit die Erklärung und Belehrung gäbe, sicherlich zurückschrecken müßte. Ich wartete geradezu darauf, und Zweifel und Bängnis, die mich noch manchmal quälen wollten, wies ich als Verbrechen gegen Christels Natur unschwer zurück. Ich kannte ja das Kind!

Die Hochzeit wurde festgesetzt, die Wochen verrannen; ich fühlte meinen Triumph näher kommen; ich zitterte; ich war mehr als je in Holzwarts Haus.

Die letzten Tage vergingen. Die Mutter verschiebts auf den letzten Abend! redete ich mir vor. Es muß ja ein bitteres Stück Arbeit sein, dem eigenen Kind den Schleier zu zerreißen.

Der Hochzeitsmorgen kam und wuchs, — und die Hochzeit wurde nicht abbestellt. Als die Glocken klangen, als die Kirche sich füllte, da war ich fertig. Ich rannte davon, hinaus nach den Strandbergen, und was ich den langen, langen Tag dort getrieben habe, weiß ich heute noch nicht.

Nachts im blauen Vollmondschein, im schwülen Duft der weißen Blüten des wilden Ingwer, der am Rand des Wassergrabens wucherte, stand ich dem Haus des Senhor Domingos da Perreira gegenüber — ob schon lange oder erst angekommen, weiß ich heute auch noch nicht! — als ein Schrei, ein wilder Klageschrei im Haus ertönte und dann ein Geschrei, — die Hausthür aufgerissen wurde, eine weiße Gestalt herausstürzte und über die Straße rannte. Ich vertrat ihr den Weg und sagte:

„Christel! Christel! kommst Du?"

Sie hielt einen Augenblick vor mir und starrte mich mit großen, abwesenden Augen an, es schüttelt sie, und sie wimmerte: „Pfui! — Pfui, pfui, pfui!" Ihr Gewand war zerrissen.

„Christel! ich bins ja! Was ist Dir? Wohin?"

Sie stieß mich zur Seite und stöhnte:

„Ja, Du — Du! Konntest Du nicht —? Du?! — Oh — Pfui!" und stürmte davon. Ich faßte ihren Arm. Sie riß ihn los. Hinter uns rief es:

„O Donna Christina! Christinha!" und kam näher mit einer Flut von portugiesischen Bitten und Beteuerungen und Versprechungen. Ich wandte mich wütend und gab dem Bananenkönig eine Ohrfeige, daß er sich drehte, und einen Tritt hintenauf, daß er zu Boden stürzte, und schrie ihm zu: „Keinen Schritt mehr! —" und kehrte mich um — und sah Christel nicht mehr.

Ich dachte, sie sei nach Hause gerannt, und jagte dorthin. Sie war nicht dort. Ich raste zurück, Vater und Mutter hinterdrein wir suchten die ganze Umgebung ab, jeden Busch oder Baum, jedes Haus, jeden Winkel — Wir fanden sie nicht. Daß sie in dem Augenblick, als ich den Schwarzen niederwarf seitab verbarg, bis ich außer Sicht war, ist leicht begreiflich; kaum glaublich aber ist, daß alle Nachforschungen nichts nützten. Ich streifte wochenlang die weite Umgegend ab. Da und dort, ganz selten, war einmal eine Spur, die stets sofort aufhörte. Ganz vereinzelt in unglaublich weiten Abständen hatte Der und Jener so ein Mädchen gesehen, aber nur in den ersten Wochen.

Seit dem such ich sie. Deshalb reit ich immer und immer in unserm Staat umher." — — —

„Wer weiß, ob sie noch lebt! ob sie sich nichts anthat!" fragte ich nach einer Weile.

Digitized by Google

„Nein. Sie lebt noch!“
„Ja, Warum?“
„Darum! — — — Ich fühl es.“ — — — — — — — — — — — —
„Und ihre Eltern?“
Quälen sich tot mit Vorwürfen. Geschieht ihnen aber ganz recht! Sogut wie mir mein — Elend!“

Er legte sich zurück und schloß die Augen und atmete tief auf. Nach einiger Zeit fragte ich weiter:

„Und der Bananenkönig?“
„Ist ein Tropf. Zweimal kurz nach jener Nacht pfiffen mir Kugeln um die Ohren. Das zweite Mal ging ich sofort in sein Haus, wartete auf ihn und sagte ihm, wenn er noch einmal einen Fehlschuß thäte, würde ich ihm zeigen, wie man trifft. Seitdem spart er Pulver und Blei.“

Er sprang auf und stand da in der Ruhe seines schlanken, strammen Körpers, schaute über den Strom und das jenseitige Gebirge hinweg und sprach langsam mit schlichtem Nachdruck:

„Ich sagte vorhin: ‚mein Elend‘; das war weichliche Anwandlung, weiter nichts! Ich frage mich oft, ob ich denn wirklich ein schöneres Leben haben könnte Ist mir das Beste denn nicht geblieben?“

Digitized by Google

William Morris und die Entwicklung des modernen dekorativen Stils in England.

Von **Georg Swarzenski.**

Die gesammte historische Entwicklung der modernen kunstgewerblichen Bewegung, wie die spezielle Stellung Englands innerhalb derselben, lassen es heute für ganz selbstverständlich erscheinen, bei Erörterung einschlägiger Fragen von diesem Lande auszugehen. Denn bekanntlich hat England nicht nur die Anregung zu der dekorativen Bewegung auf dem Continent gegeben, sondern diese ist auch während ihres ganzen weiteren Verlaufes in einer so starken Abhängigkeit von England geblieben, daß jetzt bereits eine bewußte Auflehnung gegen die Auffassung des englischen Stiles als „des" modernen Platz zu greifen beginnt. Zumal in Frankreich erhebt sich in diesem Sinne der Mahnruf: soyons Français; — freilich, wir in Deutschland müssen es im Allgemeinen noch immer als das höchste der Gefühle betrachten, wenigstens gut ausgeführten und verstandenen Copien „englischen Stiles" zu begegnen. Persönliche Leistungen Einzelner auf einzelnen Gebieten vermögen an dem Bestehen der Thatsache nichts zu ändern. Selbst in Belgien, das durch eine große Zahl vollkommen originaler Künstler eine so vorgerückte Stelle in der Bewegung einnimmt, sind die modernen Erzeugnisse der allgemeinen kunstgewerblichen Produktion durchaus im englischen Geschmack gehalten: die vorjährige Brüsseler Ausstellung hat dies in geradezu erstaunlicher Weise bewiesen. Nur die nordische und holländische Bewegung trug von vornherein ein mehr ausgesprochen nationales Gepräge.

Die bedeutsame Frage nach der Wesenheit und Berechtigung des englischen Einflusses darf natürlich nicht in der weisen Erwägung gipfeln, daß Selbstständigkeit besser ist als Abhängigkeit. Denn thatsächlich liegt in dem englischen arts and crafts movement eine solche Consequenz der Entwicklung, eine so zielbewußte Anerkennung bestimmter Stilgesetze, ein schließlich so prinzipiell gewordenes Streben, diese zum Ausdruck zu bringen, daß der „englische Stil" sehr wohl geeignet sein konnte, ohne in einer charakterlosen Nachahmung absorbiert zu werden, gleichsam selbst ein stilbildender Faktor für das continentale Kunstgewerbe zu werden. Daß derselbe regelmäßig nicht in dieser innerlichen Weise aufgegriffen wurde, muß erkannt und bedauert werden. Immerhin mag gesagt sein, daß selbst die Erzeugnisse jener ausschließlich nachahmenden Thätigkeit eine gewisse Bedeutung erfüllt haben und somit, als Thatsache genommen, doch nicht so zu beklagen sind, wie es immer behauptet wird: Sie haben bei guter Ausführung den Vorzug, ein gebildetes Auge nicht zu verletzen, und sofern sie nicht nur die äußere Form des fremden Vorbildes in ihren besonders auffallenden Eigentümlichkeiten, sondern wirklich die ihm innewohnenden construktiven Gedanken zum Ausdruck bringen, dürfen sie sogar die positive Bedeutung eines wesentlichen Erziehungsmittels wohl in Anspruch nehmen. In diesem Sinne können wir speziell in Deutschland auch auf den vielen Gebieten, die keinerlei originale, selbstständige Züge tragen, von einem Aufschwung, von einer Hebung des Geschmackes reden, der jetzt bereits eigene Früchte zu zeitigen beginnt.

Wenden wir uns nun zu einer Betrachtung des complizierten Dinges, das

Digitized by Google

gewöhnlich unter dem einen einfachen Begriff des modern-englischen Stiles zusammengefaßt wird.

Der große Mann, an dessen Namen die englische Bewegung geknüpft wird, ist William Morris; und wenn es überhaupt in der Geschichte erlaubt ist, große Bewegungen als das Werk eines Einzelnen zu bezeichnen, dürfen wir es in diesem Falle thun. — Die Geschichte und Kritik dieses Werkes wird zugleich seine beste Würdigung sein. Eine eingehende Betrachtung ist aber hierfür notwendig, weil wir nur so einen richtigen Standpunkt gewinnen und nur so von Ueberschätzung, und was bei der jetzigen Lage der Dinge näher liegt, von Unterschätzung fernbleiben können.

Der Beginn der Thätigkeit William Morris liegt bereits weit zurück. Er fällt in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre oder um eine seit dem Queen's Jubiläum beliebte chronologische Bestimmung zu gebrauchen, in die early Victorian era. Diese Periode der furchtbarsten Verwahrlosung des Stilgefühls mit ihren naturwidrigen Verdrehungen des Mobiliars, ihren Verzierungen in gegossenem Messing und vergoldetem Stuck, ihren Stoffen mit den schwülstigen Mustern, die naturalistisch sein wollen und nicht können, mit falschen Schatten und zum mindesten falsch angewandter Perspektive, — dies alles ist ja auch heute selbst uns, der jüngeren Generation leider noch immer nicht unbekannt. Die Wirksamkeit William Morris erfolgte nun von vornherein im engen Anschluß der praktischen, gemeinsamen Arbeit sowohl, wie des Ideenkreises an die als Praeraphaelitenschule bezeichnete Künstlergruppe und ihren geistigen Führer J. Ruskin. Ohne diesen Zusammenhang ist ein Verständnis der Thätigkeit William Morris unmöglich. Das volle Bewußtsein der Unzulänglichkeit des bestehenden, die Empörung gegen das akademische System, ein großer Teil theoretischer Ueberzeugungen haben diese Künstler vereinigt, — weniger eine originale, selbstständige, eigene Kunstweise. Aehnlich verhält es sich, wie wir sehen werden, mit der Stellung William Morris. Aber auch die spezielle Auffassung der Malerei, wie sie das Praeraphaelitentum pflegte, mußte Morris zu ihnen führen, — die Auffassung, daß „ein Gemälde mehr sein muß als die Wiedergabe eines Stückes Natur oder die Erzählung eines Ereignisses, daß jedes Bild, ought also to have a definitif, harmonious, conscious beauty, — ought to be ornamental, — ought to be possible for it to be part of a beautyful whole in a room or church or hall." Wie vollkommen deckt sich diese Auffassung mit William Morris Kunstweise, wie natürlich war es, daß er in erster Linie mit dem Künstler, dessen Werke am ausgesprochensten diese dekorative Tendenz als eine innerlich wesentliche, nicht blos accidentielle zeigten, — mit D. G. Rossetti sich zu gemeinsamer Arbeit verband.

Als zweiter wichtiger Umstand für das Verständnis der Morris'schen Bestrebungen ist zu beachten, daß in ihrem Mittelpunkt der spezifisch englische Begriff des home steht. Eine Reform des englischen Wohnhauses mußte daher den Ausgangspunkt seiner Thätigkeit bilden. Die drei üblichen Wohnhaustypen, „pedantische Nachahmungen klassischer Architektur, lächerliche Travestien gothischer Häuser, und die rein utilitären schieferbedeckten Ziegelbauten ohne jeglichen äußeren Schmuck" mußten ihm gleich hassenswert erscheinen. Als Anfangsdatum der modernen Bewegung könnte man daher das Jahr 59 annehmen, in dem Morris mit seinem Freund, dem Architekten Phil. Webb das sogenannte red house als erste Heimstätte seines Wirkens baute. Dies umsomehr, als der Charakter des Hauses vorbildlich geworden ist für die noch heute oft am meisten verbreitete Art des Villenbaues und zugleich auch in ihm in ausgesprochener Weise der Grundzug der Morris'schen Geschmacksrichtung zu erkennen ist, die das Allheilmittel für alle Uebel in einem Wiederaufleben mittelalterlicher Kunstweise zu erblicken sucht. Wie sehr Morris in dieser Auffassung durch Ruskin, besonders dessen berühmten Aufsatz in den stones of Venice: on the nature of Gothic and the function of the workman therein bestimmt wurde, ist bekannt.

Zu einem energischen Betrieb der Arbeit erfolgte nun die Vereinigung der gleichgesinnten Kräfte in der Gründung der Firma: Morris, Marshall und Faulkner, — selbstverständlich eine mehr freundschaftliche Vereinigung, als eine Handelsfirma im gewöhnlichen Sinne. Außer den in der Firma Genannten waren

Digitized by Google

von vornherein noch eine Reihe anderer Künstler für dieselbe thätig: F. Madox Brown, D. G. Rossetti, Burne-Jones, Phil. Webb, A. Hughes. Anfangs der sechziger Jahre kamen noch hinzu A. und H. Goodwin, Weigand und besonders Charles Holloway, dessen Thätigkeit als meisterhafter Glasbläser der Firma außerordentlich werthvoll sein mußte, da zumal nach der officiellen Anerkennung ihrer Leistungen auf der Londoner Weltausstellung 1862 (goldene Medaille!) die Lieferung von Glasfenstern die Hauptthätigkeit der Firma bildete.

Die eigentliche innere Reform des privaten Wohnhauses begann in richtiger Erkennung ihrer für den Charakter eines Innenraumes grundlegenden Bedeutung mit der Tapete. Sie ist es, die durch Morris die intensivste Umgestaltung erfahren hat, die zuerst das von ihm so glänzend gelöste Problem der eigentlichen Flächendekoration zum Ausdruck bringt. Auf keinem anderen Gebiet der dekorativen Kunst zeigt sich gleich offenkundig der Einfluß der Morris'schen Bestrebungen, auf wenigen Gebieten allerdings auch gleich deutlich der tiefe Ernst seines Arbeitens und die stilvollendete Reinheit seines Geschmackes. Die ursprüngliche Absicht, das Handprinting der Tapeten durch Anwendung gravierter und geätzter Zinkplatten zu bewirken, mußte allerdings, weil zu zeit- und geldraubend, aufgegeben werden. Der übliche Holzstock blieb in seinem Recht und wurde mit vollendeter Sorgfalt, regelmäßig unter Morris eigener Leitung, angewendet. Die großen technischen Fortschritte, zumal in der Anwendung transparenter Farben, sind zum größten Teil der Firma Jeffrey u. Co. zu danken, speziell ihrem technischen Leiter Metford Warner, unter dessen Leitung die Firma eine besondere Abteilung zur ausschließlichen Ausführung von Morristapeten unterhielt. Die Zeichnungen rühren größtenteils von Morris selbst her und sind von geradezu absoluter Schönheit. Schon das erste Muster: the daisy steht auf ganz neuem Boden, obgleich es durchaus frei ist von allen Spuren eines Suchen und Ringen nach dem Neuen: Kleine Blumenbündel, selbst formvollendet gebildet, und in regelmäßigen, rhythmisch notwendig erscheinenden Intervallen hingesetzt! In den Farben reich und lebhaft, dabei anspruchslos und voller Wohlklang. Dem Daisy folgt das Fruit pattern und diesem das besonders oft imitierte Trellis: Ein Gitter mit Rosenhecken umwachsen und durch zahlreiche kleine Vögel belebt bildet das Muster. Hellblau ist der Grund, silbergrau das Gitter, mattgrün die Hecke, rosa die Rosen! Es ist zwecklos und unmöglich die zahlreichen folgenden Muster zu beschreiben und aufzuzählen. Sie alle sind hervorragend in Ton, Rhythmus und Ausführung. Als besonders gelungen seien nur genannt das jasmin-, marigold- und apple dessign, das kompliziertere wild tulip und pink and rose, sowie das stark gothisch stilisierende, durch seinen mächtigen Fluß imponierende bruges-pattern.

Der nächste Zweig der Innendekoration, dem die Thätigkeit Morris sich zuwandte, war das große Gebiet der textilen Kunst. Alle technischen Arten der Herstellung wie der Dekoration wurden von ihm angewandt und auf ihre eigentümliche Formensprache zurückgeführt. Er studierte die Eigentümlichkeiten des verschiedenen Materials, der Wolle, der Seide, des Brokates, u. s. w. und brachte ihren spezifischen Charakter zum vollendeten Ausdruck. Wir bewundern dies am meisten bei den Geweben, deren Textur sich aus verschiedenem Material zusammensetzt, wie dem dove and rose und tulip-rose pattern. Hier erscheinen die Woll- und Seidenfäden in ihrer substantiellen, körperlichen Verschiedenheit, ihrer Verschiedenheit der Licht- und Schattenwirkung, in ihrer gesuchten Behandlung das Zustandekommen des betreffenden Musters selbst bestimmt zu haben. Ausschließlich in Seide ausgeführte Gewebe sind unter anderem das St. James und das Kennet dessign, — letzteres wohl eines der schönsten Erzeugnisse Morris'scher Arbeit: In feiner Linie fließt die Zeichnung in einen grünlichen Ton gehalten über die ganze Fläche des Stoffes hin. Der Grund ist Mattgelb und selbst durch ein zartes, fast verschwindendes Muster in weiß belebt. Von den in reiner Wolle ausgeführten Geweben begnügen wir uns die Namen des bird and vine, des peackock and dragon, und des jüngeren Trail pattern zu nennen.

Es ist bereits gesagt, daß auch den übrigen Dekorationsweisen textiler

Digitized by Google

Erzeugnisse neue Anregung gegeben wurde. Bereits Mitte der siebziger Jahre begann Morris mit der Herstellung bedruckter Sammet- und Cretonne-Stoffe. Von dem einfachen fast einfarbigen bird and anemone dessign, dem mehr farbigen strawberry thief bis zu den reifen, complicierten Mustern wie Honeysuckle und Wandle läßt sich eine fortlaufende Entwicklung in stilistischer und technischer Beziehung verfolgen. Vor allen aber ist es die vornehme Kunst des Stickens, welche Morris aus der Geistlosigkeit einer Hausfrauenmuße zu einem wirklich künstlerischen Ausdrucksmittel erhob. Neben den üblichen Qualitäten Morris'scher Arbeiten, der reichen harmonischen Wahl der Farben, dem hohen Gefühl für Raum und Linie, der Ehrlichkeit und Consequenz der technischen Behandlung, reizen uns diese Arbeiten durch eine feine Mannigfaltigkeit und Abwechslung in der Wirkung der Einzelheiten, die zu nicht geringem Teil auf gewissen beabsichtigten Unregelmäßigkeiten in der Färbung der angewandten Fäden selbst beruht. Denn auf das Färben, auf den technischen Prozeß sowohl, wie auf die Vorzüglichkeit der Farben legte Morris den allerergrößten Werth; er bezeichnete es sogar als das fundament of all the ornamental character of textile fabrics! Es ist außerordentlich verlockend die Morris-Stickereien mit den so grundverschiedenen Erzeugnissen der japanischen Nadel zu vergleichen, und die Aeußerungen, die Morris selbst hierzu gethan hat, sind zur Beurteilung seines Stiles und seiner künstlerischen Persönlichkeit von ganz hervorragend charakteristischer Bedeutung. Er bewundert die Japaner als admirable naturalists, er würdigt sie als geschickte Zeichner und erkennt sie auch als great masters of stile an, — in gewissen engen Grenzen, denn er vermißt in ihren Werken „allen architektonischen und somit auch dekorativen Instinkt"; ihre „Rutine" scheint ihm werthlos für einen guten workman seiner Race: he has other things to do, then the making of — toys!! Die Ausführung der Arbeiten, — größtenteils für den häuslichen Gebrauch bestimmter Gegenstände, Kissen, Tischdecken und anderes — ruhte regelmäßig in den Händen von Morris Tochter, Miß May Morris (Mrs. Sparkling.) Einige Muster wurden jedoch der Royal school of Art Needlework überlassen, deren Gründung 1872 erfolgte, und zu gutem Teil der Morris'schen Initiatife zu danken ist.

Bei seiner unschätzbaren Bedeutung für die Innendekoration ist es nur natürlich, daß sehr bald auch der Zweig der textile fabrics, auf dem die Prinzipienlosigkeit der Arbeit wohl die krassesten Exemplare zu zeitigen pflegte, — die Teppichwirkerei, in das Gebiet der Morris'schen Thätigkeit gezogen wurde. Anfangs freilich beschränkte sich Morris auf das Zeichnen von Mustern, die in Kidderminster, Axminster und Brüsseler Fabriken ausgeführt wurden. In stilistischer Beziehung sind diese Arbeiten den bisher besprochenen textilen Erzeugnissen der Morris-Co. nahe verwandt; sie zeigen dasselbe Prinzip der Flächendekoration wie diese und sind aus ihrem Geiste empfunden. (grass pattern, Lily.) Der Wunsch aber die Teppichwirkerei zu einem selbstständigen Zweig der Firma zu gestalten, führte Morris bald zu einem systematischen Studium der „klassischen" Produkte dieses Gewerbes, und es waren besonders die altpersischen Teppiche, die ihm die vollkommenste Lösung des Stil-Problemes boten. Jedes Detail analysierend untersuchte er die Eigentümlichkeiten ihrer Herstellung, bis er selbst mit eigener Hand in gleicher Technik zu arbeiten verstand. Eine Anzahl Frauen wurden angestellt, die unter seiner Leitung und Mitwirkung die als Hammersmith carpets berühmt gewordenen Arbeiten nach seinen Zeichnungen, auf eigen konstruierten Webstühlen, mit eigen gefärbter Wolle herstellten. Aber die Bewunderung für ihre Vorbilder ließ aus diesen Werken die Selbstständigkeit der früheren Morris-Arbeiten schwinden: Ihre Muster seien nach wissenschaftlichen Prinzipien gezeichnet, und jeder gute Zeichner könne sie anwenden, ohne sein Gewissen mit dem Vorwurf des Plagierens zu belasten, — sagt Morris selbst von diesen vorbildlichen Arbeiten des Orients. Bei aller Anerkennung der wunderbaren technischen Ausführung und ihres hohen Stilgefühls sind diese Morris-Arbeiten für uns daher von geringerem Interesse. Die hohe ästhetische Wirkung des „little tree pattern" ist eben die eines alten Perser-, des „black tree" die eines indischen Teppichs. In manchen Arbeiten treten allerdings einigermaßen selbständige Züge

Digitized by Google

hervor: die Gegenüberstellung gewisser feingebrochener Töne, die Vorliebe für bestimmte Wirkungen der Linienführung läßt oft den Morris eigentümlichen modernen Geschmack erkennen. Alles in allem ist aber die vollkommenste Abhängigkeit auf diesem Gebiete zu konstatieren und von ihm selbst eingestanden worden. Gerade dadurch werden uns auch diese Arbeiten wichtig zur Charakteristik seiner künstlerischen Persönlichkeit.

Die vornehmste aller textilen Künste, die Gobelinweberei, mußte als eines der ergiebigsten, mannigfaltigsten Ausdrucksmittel, an eine kaum noch mechanisch zu nennende Technik gebunden, Morris dekorativen Instinkt besonders reizen. Mit all seiner Energie wandte er sich gegen die traditionelle Stillosigkeit der in England damals Ton angebenden royal tapestry works at Windsor, wie auch der französischen Gobelinmanufakturen in Paris, Beauvais, Aubusson, die trotz der hohen technischen Qualitäten ihrer alteingelebten Arbeiter mit ihren sich ewig wiederholenden „Landschaften und anderen realistischen Darstellungen" in gleich corrumpierender Weise auf die gesammten textilen Gewerbe wirkten, sodaß von Morris mit gewissem Recht ihre Thätigkeit als the most idiotic vaste of human labour an skill bezeichnet wurde. Das stilistische Problem der tapestry hat Morris zumal durch ein eingehendes Studium der flandrischen Arbeiten voll und ganz erkannt. Wir bewundern bei seinen Vorwürfen die lineare Reinheit, Kraft und Eleganz der Silhouette, die als die Grundlage aller Wanddekoration erscheint, — wir finden nichts unklares, unbestimmtes, schwankendes, das ihrem dekorativen Zweck, wie der notwendigen Peinlichkeit der Arbeit widersprechen würde. Erstaunlich ist die Tiefe der Farben, die feine Abstufung der Töne, wie die geradezu prächtige „crispness and abundance of beautiful detail", die so vollkommen in Einklang steht mit dem notwendigerweise liebevollen Charakter dieser Arbeiten. Da Morris mit Recht als die eigentliche Aufgabe des Gobelins das „woven picture" ansah, trägt die Zeichnung der meisten Arbeiten figurlichen Charakter; sie rührt daher nur in wenigen Fällen von Morris selbst her. Die erste größere Darstellung ist das bekannte goose girl, das nach W. Crane's Carton 1881 ausgeführt wurde. Die folgenden Arbeiten sind dagegen wohl ausnahmslos von Burne-Jones entworfen. Nur die Composition der Umrahmung und die eigentliche Ausarbeitung des Hintergrundes blieb stets dem Morris'schen Stifte überlassen und bildet durch die Schönheit der durchaus originalen Stilisierung, wie die Vorzüglichkeit der eigentlichen Composition eine Glanzleistung der Morris'schen Zeichenkunst. Die vollendete Einheitlichkeit der Arbeit, das bewußte Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte, der Mangel jeder Divergenz zwischen Ausführung und Entwurf muß diese Arbeiten zu wirklichen Meisterwerken machen. Wir beschränken uns an dieser Stelle nur einige der Hauptwerke zu erwähnen, wie den wood pecker, den forest, und den wunderbaren Gobelin im Exeter College zu Oxford: the star of Bethlehem (1890). Aus noch späterer Zeit stammt der gleich hervorragende Orchard. Nur die letzten Werke der Morris-tapestry, die nach Burne-Jones-Morris'schen Glasfenstern angefertigt sind, ebenso der Gobelin nach Botticellis primavera (1896) müssen als wenig erfreulich bezeichnet werden.

Wie die ganze Thätigkeit der Morris-Co. im Dienste des home stand, ist es nur selbstverständlich, daß auch dem Möbel im eigentlichen Sinne größte Beachtung gewidmet wurde. Der wenig auf das eigentlich plastische gerichtete Sinn Morris, dessen Stärke durchaus auf dem Gebiete der Flächendekoration lag, erklärt es, daß von ihm selbst keinerlei Entwürfe für Möbel vorhanden sind. Die Zeichnungen zu den ersten Morris-Co-fournitures rühren von Madox Brown und D. G. Rossetti her, von denen der erstere bereits einige Zeit vor der Gründung der Firma Möbel-Entwürfe für eine Ausstellung des damals maßgebenden Hogarth Club geliefert hatte; diese waren aber vollkommen unverstanden geblieben, und als nicht „fine and proper" refüsiert worden. Wer sich der naheliegenden Hoffnung hingiebt, daß heute, nach beinahe 50 Jahren so etwas nicht mehr möglich sei, lese das jüngst veröffentlichte Reglement für die Pariser Weltausstellung 1900! Außer Brown und Rossetti, und besonders nach derem Tode, waren es Phil. Webb und dessen Schüler George Jack, die die Zeichnungen zu dem Mobiliar der Firma lieferten. Der allgemeine Charakter dieser Arbeiten

Digitized by Google

ist zu gut bekannt, als daß eine doch nur oberflächliche Besprechung von Nutzen sein könnte. Ihr ornamentaler Schmuck ist oft in Intarsia oder Malerei ausgeführt; die Zeichnung ist stets hervorragend gut und in stilistischer Uebereinstimmung mit den übrigen Morris-Arbeiten gehalten.

Ehe wir uns nun zu einer kritischen Besprechung der Bedeutung der Morris Co wenden, erübrigt es noch eines Gebietes zu gedenken, dessen intime Reize, heute jedem Feingebildeten ein Bedürfnis, zuerst von Morris wieder erkannt und gewürdigt wurden. Es ist die feine, in sich geschlossene Kunst des Buches, die Morris aus einer nur nach Billigkeit strebenden Concurrenzproduktion der Aesthetik zurückgewann. Nicht das ist hierbei das wesentliche seines Verdienstes, daß er den einzelnen Zweigen des Buchgewerbes neue Anregung verlieh, sondern daß er, — wie ihm in gleicher Weise bei seinen weitverzweigten Arbeiten auf dem Gebiet der Innendekoration stets der eine Begriff des home vorschwebte — als der erste für die Idee des Buches als eines Ganzen, eines für sich bestehenden Kunstwerkes ein Auge hatte. Daß er auch hier in der Lage war, auf allen Einzelgebieten die Sachkenntnis zu gewinnen, die nöthig war, um selbstständig arbeiten zu können und die Arbeitskraft anderer in seine Bahnen zu leiten, bildet die nothwendige Voraussetzung des Erfolges seiner reformierenden Thätigkeit auch auf diesem Gebiete. Bereits Anfang der sechziger Jahre begann er im Anschluß an Dürersche Arbeiten den Holzschnitt zu lernen. Eine beabsichtigte Herausgabe seiner beiden Gedichte the earthly paradise und love is enough als decorative volumes, zu denen Morris selbst Initialen und Ränder nach eigenen Zeichnungen, sowie Illustrationen nach Burne-Jones geschnitten hatte, kam jedoch nicht zu Stande. Wenige Zeit nach diesen Arbeiten begann er der äußeren Ausstattung des Buches, dem Einband seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er schnitt einen Satz von Lederbänden, der jedoch ehe er zur Ausführung gelangte, verloren ging. Teilweise schon vordem waren, von Morris angeregt, andere Künstler in diesem Sinne thätig, wie Benj. Ferrey, D. G. Rossetti, Phil. Webb. Von Morris selbst stammt ein Einband (zu seinem Gedicht love is enough) aus dem Jahre 1872; seinem künstlerischen Charakter nach schließt er sich diesen Arbeiten durchaus an. Doch der nächste, freilich erst aus dem Jahre 1890 herrührende Morris-Einband, für die Gesammtausgabe seines earthly paradise bestimmt, zeigt wesentlich andere Züge; er erinnert in der Linienführung stark an arabische Vorbilder. Die Einbände zu den nun folgenden eigentlichen „Morris-Drucken" sind ohne allen äußeren Schmuck. Weiße, biegsame Pergamentdecken, die durch zwei Seidenbänder zusammengehalten werden und nur durch die Schönheit des Materials wirken. Während der letzten Jahre begann nämlich Morris in der richtigen Erkenntnis, daß der Kunstwerth des Buches in erster und letzter Instanz von dem „Druck" selbst, der Beschaffenheit der einzelnen Type sowohl wie des gesammten Satzes — abhängt, dieser Kunst in ausgedehntem Maße sein Interesse zuzuwenden. Gemeinsam mit seinem Freund Emil Walker studierte und sammelte er, was er an alten Drucken auftreiben konnte. Er untersuchte sie auf ihre technischen und formalen Eigentümlichkeiten, bis es ihm gelang nach den gewonnenen Gesetzen ein eigenes Alphabet zu konstruieren, dessen sämmtliche Lettern einzeln von ihm gezeichnet und unter seiner Aufsicht geschnitten wurden. In dieser Weise stellte er drei verschiedene Typen her, — eine lateinisch-romanische: the golden legend type und zwei, nur in der Größe von einander verschiedene, im gothischen Charakter: the Troy- und Chaucertype. Die Bücher sind mit der Handpresse gedruckt; die auf besondere Weise hergestellte Schwärze ist mit dem Handballen aufgetragen; ein eigenes Papier wurde in Batchelor's Fabrik angefertigt. Das erste in dieser Weise „auf der Kelmskott-Presse" gedruckte Werk ist Morris story of the glittering plain (1891.) Von den verschiedenen nun folgenden Arbeiten, — größtenteils Drucken eigener Werke, sowie Neudrucken von Gedichten Shelleys und Rossettis, des früheften Druckes in englischer Sprache: des request of the historyes of Troy, Uebersetzungen französischer Romane aus dem 13. Jahrhundert, der utopia des Thomas Morus u. a. — sind die Hauptwerke der dreibändige Neudruck (nicht etwa Copie!) der golden legend des Meisters William Caxton, 1892 in der nach diesem Werke benannten lateinischen

Digitized by Google

Type gedruckt, und das 1894 begonnene, 1896 vollendete Riesenwerk, die einbändige Gesammtausgabe des Chaucer, the noblest book ever printed, wie es Morris Biograph Aymer Vallance*) nennt. Aus diesem Werke spricht die Aesthetik des künstlerischen Buches ihre eindringliche, logische Sprache. Die substantielle Wesenheit der Materialien, wie all das, was Morris die „architektonischen" Gesetze des Buches nennt, ist in überzeugender Reinheit zum Ausdruck gebracht. Der Gegensatz des black and white wirkt durch die besondere Qualität der Schwärze, durch die peinliche Art ihres Auftragens, durch den enormen Druck, wie er thatsächlich nur durch die Handpresse erzielt wird, in unübertrefflicher Weise auf dem eigentümlich dünnen, etwas zähen, festen Papier, das durch die Reinheit seines weißlichen Tones, durch die transparente Erkennbarkeit seiner feinen Textur Auge und Hand in gleicher Weise entzückt. Hierzu kommt die vollendete Durchführung der formalen Gesetze des Buchdruckes: Der Abstand zwischen den einzelnen Buchstaben, Worten, Zeilen, — das Verhältnis der bedruckten Fläche zum Rande, der einzelnen aufgeschlagenen Seite zu der ihr entsprechenden, — die Wirkung der Illustration und des dekorativen Beiwerks als „part of the whole scheme of the page or book", — dies alles bringt es mit sich, daß dem Auge, das zu sehen versteht, die Betrachtung dieses Buches einen künstlerischen Genuß erster Ordnung bedeutet.

Der Charakter dieser Morris-Drucke wurde, abgesehen von dem Studium alter Druckwerke, speziell was die erwähnten „architektonischen" Gesetze betrifft, von dem Stil spätmittelalterlicher Manuskripte beeinflußt. Wir erkennen dies sowohl in der zuletzt kurz angedeuteten Auffassung der Illustration, die im vollen Gegensatz zu der während des XVIII. Jahrhunderts zur höchsten künstlerischen Blüthe gelangten „selbstständigen" Illustration steht, und die auch für die Illustrationskunst des XIX. Jahrhunderts etwas durchaus neues bedeutet, — als auch in den Einzelheiten der Ornamentik, deren Composition und Stilisierung an französische und burgundische Manuskripte des XIV. und XV. Jahrhunderts erinnert. Thatsächlich hat denn auch Morris in den siebziger Jahren *Manuskripte* selbst angefertigt: eine kleine Sammlung eigener Gedichte, englische Uebersetzungen altnordischer Sagen und des rubâiyât des Omar Khaygam. Andere wurden begonnen und nicht vollendet. Die Illumination derselben wurde ebenfalls von Morris eigener Hand nach Zeichnungen von Burne-Jones und Fairfax Murray ausgeführt, soweit diese nicht selbst die Ausführung derselben übernommen hatten. Das Fesselnde, das für Morris gerade in der Ausführung der Schrift im engsten Sinne, ihrer Verteilung im Raume, ihrer Stellung zu einem reichen, schmückenden Beiwerk lag, — dieses Erstreben eines persönlichsten, wie etwa nur noch die Medaille zur intimsten Betrachtung einladenden Kunstwerkes vermag von dem, der ein Verständnis für Morris Persönlichkeit hat, voll nachempfunden zu werden. Es spricht aus dieser Vorliebe für solche Arbeiten ein so hoher Grad vornehmer Feinsinnigkeit, daß es geradezu naheliegt, in diesem Punkte William Morris mit einer ihm so fremden Künstlernatur, wie Gabriele d'Annunzio zu vergleichen.

Als vor nunmehr einem Jahre Morris starb, und die Kritik sich in kühlerer Weise, als es nach dem begeisterten Wiederhall, den seine Thätigkeit in England gefunden hatte, zu erwarten war, seines Werkes bemächtigte, konnten gerade die zuletzt besprochenen Arbeiten all denen als überzeugendstes Argument dienen, die den Grundzug seiner Kunstweise als innerlich gebrechlich erkennen und aus diesem Grunde verurteilen wollten. Dieser Grundzug, der zugleich die Bedeutung, wie die Schwäche der von ihm und seinen Geistesverwandten vertretenen Richtung ausmacht, ist die Ueberzeugung, daß die Verwirklichung des künstlerischen Ideals in der *Vergangenheit* zu suchen sei, und es daher nur der Geist jener Vergangenheit zu sein scheint, dessen künstlerische Schöpferkraft aus seinen Werken,

*) Auf dessen glänzendes Werk: the art of William Morris, welches vor kurzem erschienen, die vollendetste Quelle für die Geschichte des Lebens und Wirkens William Morris bietet und zugleich selbst eine Glanzleistung des englischen Buchgewerbes darstellt (Verlag George Bell) sei besonders aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

wie durch ein vermittelndes Milieu auf uns wirkt. Der psychologische Grund, der abgesehen von dem stilistischen und technischen, diese Auffassung bestimmte, und der auch in Morris politischer Ueberzeugung wiederkehrt, ist das Sehnen nach einem großen Schönheitsideal, das Leben und Kunst mit einander verwachsen läßt, — nach einer Harmonie, wie sie thatsächlich nur in der tiefen Innerlichkeit eines volkstümlichen Kunstschaffens vergangener Epochen zu finden ist. Und doch, — ist es nicht gerade diese wundersame Harmonie, welche uns, die heutigen Kinder einer neuen Zeit, eine in der Vergangenheit fußende Kunst nie empfinden lassen kann? Freilich, eine Wahrheit, die gerade durch die Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts zur Trivialität geworden ist, — eine Wahrheit, die zu gemein ist, um wirklich vollkommen zu sein. Auf einen Künstler, wie William Morris, ist sie nicht anzuwenden, so sehr sie sich in ihrer vollen lähmenden Schwere an dem Werke der Epigonen, die seinen Spuren folgend, das heutige Niveau englischen Kunstgewerbes ausmachen, gezeigt hat. Denn William Morris war eine jener seltenen Naturen, die eine tiefe Veranlagung und reiche Geistesbildung in das Leben einer Vergangenheit geführt hatte, deren künstlerischer Sinn aber in dieser Vergangenheit ruhen durfte, ohne sich in dem Copieren ihrer Werke zu verlieren. Er besaß die Fülle des Geistes, die ihn nicht fürchten ließ, im innerlichsten Hingeben an das, was er liebte und als Ideal verehrte, seine eigene Persönlichkeit zu verschwenden, jene reinste Objektivität der ästhetischen Betrachtung, die das bewußte Streben, die Eigenheit seiner Persönlichkeit im Kunstwerk auszudrücken, thatsächlich überwunden hatte. Von einem eigentlichen Archaismus der Morris'schen Arbeiten kann daher, wenn wir von einigen Ausnahmen (Teppiche und gewisse Kelmskottdrucke) absehen, nicht gesprochen werden. Seine Werke sprechen eine besondere Sprache, deren Grammatik allerdings aus den Meisterwerken früherer Epochen gewonnen ist. Diese Grammatik ist aber die Grundlage alles künstlerischen Schaffens, das Naturgesetz des objektiven Stiles. Nur in diesem Sinne ist eine Vorbildlichkeit jener Werke bestehend, — in gleichem Sinne etwa, wie Diderot einmal die Vorbildlichkeit der Antike für die große Kunst als berechtigt formuliert: qu'il faudrait l'étudier, pour apprendre à voir la nature. (Salon de 1765.) So sind wir durchaus berechtigt, Morris als den Begründer eines neuen eigenen Stiles zu betrachten. Er ist thatsächlich derjenige, der den heut herrschenden Gedanken, die Anerkennung gesunder Gesetze in aller künstlerischen Arbeit zuerst wieder durchgeführt hat. Materiell unabhängig, mit einer erstaunlichen Energie begabt durchtränkte er alle Gebiete der gewerblichen Produktion mit dem neuen Geiste, sodaß heut sein Einfluß in jedem Schaufenster, in jedem englischen drawing room bemerkbar ist. Daß Morris hierbei durchaus Hand in Hand ging mit den ihm verwandten Künstlern, besonders Brown, Rossetti, Burne-Jones, Crane, wie daß er vor allem auch eine jüngere Generation, die mit teilweise durchaus anderen künstlerischen Instinkten begabt war, inspirierte, läßt ihn im vollsten Sinne als den Vater der modernen englischen dekorativen Bewegung erscheinen. Alle, sowohl die, welche in vollkommener Abhängigkeit von ihm seine Prinzipien bald in diesem bald in jenem Sinne ad absurdum treiben, als auch die, welche durch neue Formen und Gedanken der zur beschränkten, individualitätslosen Schulformel gewordenen Bewegung neues Blut einflößen, stehen in ihrem Ursprung auf seinen Schultern.

Man muß sich die ganze Eigenart des gewerblichen Unterrichts in England vergegenwärtigen, um den gegenwärtigen Stand der dortigen dekorativen Bewegung zu verstehen. Durch das Fehlen eines einzigen, wirklich allein maßgebenden, offiziellen Instituts gewinnt in den einzelnen Schulen, guilds 2c. die Persönlichkeit des Leiters wie der einzelnen Lehrer eine ganz hervorragende Bedeutung und verleiht so durch das Zustandekommen bestimmter, charakterisierter Gruppen dem Gesammtbilde ein gewißes mannigfaltiges Gepräge. Andererseits bringt es der enge Anschluß der gemeinsamen Arbeit, die nur sympathische Elemente nebeneinander duldet, mit sich, daß von einem wirklich freien, schrankenlosen Ausleben einer Individualität keine Rede ist, und daher das Gros der englischen Arbeiten zwar durch gute Arbeit und guten Geschmack, aber zugleich durch das Fehlen jeglichen persönlichen Interesses charakterisiert ist.

Digitized by Google

Vor allen sind es zwei große Richtungen, die sich bewußt gegenüber zu stehen beginnen, obgleich noch zahlreiche Fäden die eine mit der anderen verbinden. Die eine, welche hervorgegangen aus dem gothic revival des Präraphaelitentums sich in einer oft unerträglichen Antiquitäten-Krämerei verliert, und in geradezu verhängnisvoller Weise auf der dekorativen Bewegung lastet, — ohne daß es übrigens durch die Anerkennung dieser Thatsache gerechtfertigt werden soll, William Morris als den intellektuellen Urheber hierfür zur Verantwortung zu ziehen! Die zweite Gruppe, die persönlichere, durchaus in der Minderheit befindliche, schließt an den Architekten Charles Voysey an. Auch sie geht trotz aller Gegensätzlichkeit ebenfalls auf das gothic revival zurück, indem sie zwar die äußere Formensprache desselben vermeidet, aber den in dieser Bewegung liegenden Kern strenger Grundsätze echter künstlerischer Arbeit zu einem eigenen selbstständigen stilistischen Prinzip steigert, und somit ein neues Stadium der englischen Bewegung gegenüber der Morris Co. darstellt. Es ist der konstruktive Gedanke an sich, der hier zum allein ausschlaggebenden Faktor wird: das reine Verhältnis der einzelnen Teile zu einander, die klarste Hervorhebung ihrer struktiven Bedeutung, die rhythmische Verteilung der Massen, — das architektonische Gesetz als solches ist es, das hier zum einzig maßgebenden ästhetischen Werth wird. Einer Ornamentik und Dekoration im eigentlichen Sinne ist daher nur geringer Raum gelassen. —

Es ist gewiß ein ästhetischer Werth, der hier zum Ausdruck gebracht wird, und gewiß ist Charles Voysey eine der hervorragendsten Kräfte, vielleicht die bedeutsamste Persönlichkeit der gegenwärtigen englischen Bewegung. Und doch! Auf die Spitze getrieben muß dieses Prinzip als vollkommen verfehlt erkannt werden. Es führt zu einem Purismus krassester Art, der mit seinem ängstlichen Vermeiden alles „Ueberflüssigen" bald an einen Primitivismus grenzt, dessen Prätension den lächerlichsten Erzeugnissen der ultra-gothic-dessigners nahe kommt, bald durch eine bis zur Aufdringlichkeit gesteigerte Hervorhebung des logischen, zweckentsprechenden, das keine Linie als unbeabsichtigt erscheinen lassen will, einen Stil erzeugt, dessen Charakter bedenklich an die Modernität des steamboat erinnert. Die „reinigende" Tendenz dieses Stiles hat natürlich ihre Wirkung nicht verfehlt; denn so wenige Künstler man als unbedingte Nachfolger und Genossen Voyseys bezeichnen kann, ist doch sein Einfluß in vielen Arbeiten auf fast allen Gebieten der dekorativen Kunst bemerkbar. Vor allem ist es natürlich die Architektur selbst, die durch Voysey eine wichtige Anregung empfing. Zumal das Landhaus ist während der letzten Jahre in ein Stadium der Entwicklung getreten, die gegenüber den Leistungen der auf Morris'schem Boden in engerem Sinne stehenden Architekten, George and Peto, H. and J. Cooper, Reginald Blomfield, W. Owen und anderer etwas neues, und was die Erfassung des eigentlichen Problems des Cottage anlangt, — als einer Combination städtischen Comforts und ländlicher Einfachheit — einen Fortschritt bedeutet. Daß Hand in Hand mit der Architektur auch der Garten eine Entwicklung nach der formalen Seite hin durchzumachen beginnt, sei nur beiläufig bemerkt: Eine nur um weniges ältere naturalistisch veranlagte Generation, von starken „landschaftlichen" Instinkten durchtränkt, hätte wohl für die Schönheit des „unnatürlichen" Kunstgartens, der uns den Reiz und die Annehmlichkeit eines persönlich gestalteten, eigenen home auch unter Blumen und Vögeln, in freier Luft und unter blauem Himmel empfinden läßt, kein Verständnis gehabt! —

Es ist selbstverständlich, daß der Einfluß einer so prinzipiell tendierenden Richtung, wie der Voyseys auf dem ganzen Gebiet der Innendekoration bemerkbar ist. Vor allem ist das Mobiliar selbst der strengen Logik und Sachlichkeit seiner Construktionen unterworfen worden. In allen einigermaßen persönlichen Arbeiten, die sich aus dem Durchschnittsniveau der Morris'schen Schulformel erheben, sind daher verwandte Ziele zu bemerken. Freilich bleiben auch die meisten dieser Arbeiten in der Aeußerlichkeit einer stark antikisierenden Formensprache stecken, (W. Cave, R. S. Lorimer, Townsend und andere) und oft ist es selbst dem mit dem besten Willen ausgestatteten Beschauer schwer, durch die Vorzüge einer erstrebten ehrlichen, klaren Construktion und einer bis zur

Digitized by Google

Aengstlichkeit durchgeführten „Richtigkeit" der Materialbehandlung, die Lächerlichkeiten einer geschmacklosen Alterthümelei zu übersehen. (B. Scott, Edgar Wood, W. Rawnsley 2c.) Ein Künstler jedoch, der auch von der Gothik ausgeht, dessen Werke aber durchaus frei von diesen Fehlern sind und durch ihren persönlichen Charakter weit aus den Kategorieen englischen Gewerbes hervortreten, ist H. Wilson. Die Vorzüglichkeit seiner Construktion, der feine Geschmack seiner Ornamentik, die originalen, neuen Wirkungen, die er durch eine gewählte Materialbehandlung erzielt, stellen seine Arbeiten unter die erfreulichsten Erscheinungen des englischen Kunstgewerbes. Zumal in der Geschichte des modernen Kirchenmobiliars dürfte ihm eine dauernde Bedeutung zugesprochen werden. Von den übrigen zahlreichen Künstlern, deren Thätigkeit mehr oder minder ausschließlich im Dienste der Innendekoration steht, begnügen wir uns als die einflußreichsten Namen G. Frampton und W. R. Lethaby, die Leiter der Central school of arts and crafts, sowie Ashbee, der Gründer der guild of handicraft in London zu nennen. Die Bedeutung des letzteren beruht jedoch weniger auf seinem Mobiliar, das in dem Streben nach einfacher, „echter" Wirkung oft zu nahe an eine etwas biedermäßige Nüchternheit grenzt, sondern auf den wunderbaren Arbeiten, die sein Stift auf dem arg vernachlässigten Gebiet des Edelmetall-Werkes, — vom vornehmen Tischgeräth bis zur Juwelierarbeit — ins Leben gerufen hat. Die Schönheit einer strengen Linienführung, die leichte Sicherheit der Composition, der unzweideutige und oft doch recht feine Ausdruck ihrer zweckl ichen Bestimmung lassen aus diesen Arbeiten den Geistesverwandten Voyseys erkennen. — Die gleiche Stellung auf dem Gebiete des Nicht-Edelmetall-Werkes nimmt R. B. Rathbone ein, der jetzt als Lehrer nach Liverpool berufen, eine Stätte einflußreichsten Wirkens gefunden hat. Die einfache Formensprache seiner Arbeiten, größtenteils in Messing und Kupfer ausgeführtes Zubehör zu Möbeln und architektonischen Stücken, — Thürklopfer, Schlösser, Handgriffe 2c. — ist ohne in Uebertreibung zu verfallen, wirklich aus der Wesenheit des Metalles empfunden und aus dem Zweck, dem sie dienen, hervorgegangen. Sein Werk gehört zu dem einwandfreiesten, das die „jüngere" Richtung der dekorativen Bewegung in England hervorgebracht hat.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle die einzelnen Gebiete der dekorativen Kunst einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Sie alle zeigen dieselben beiden Charakterzüge, die wir als wesentlich für die gegenwärtige Lage bisher verfolgt haben — bald in ihrer Gegensätzlichkeit, bald in einer rückwirkend beeinflußten Combination, — hier in Uebertreibung, dort in einer Abschwächung ihres prinzipiellen Formengehaltes, — regelmäßig durch fremde, Renaissance-, orientalische, französisch-belgische Einflüsse mitbestimmt, und nur selten wirklich persönliche Momente zeugend. (Onslow Whiting, Adele Shaw, L. V. Solon.) Besonders auf dem Gebiete, das die Stärke des Morris'schen Werkes ausmacht, und auf dem sein Einfluß am ungebrochensten bestehen geblieben ist, — der Flächendekoration im engeren Sinne, ist der Mangel irgendwie persönlicher Leistungen ein geradezu erschrecklicher. All die zahlreichen Zeichnungen für Tapeten, Cretonnes, Gewebe, Stickereien, die als persönliche Leistungen ausgegeben werden, erscheinen nur als Ausdruck einer und derselben, dem Erstarren nahen Schulformel, — als langweilige Variationen eines Themas. Erfreulicher gestaltet sich der Einfluß W. Morris' auf dem Gebiet des Buchgewerbes und den verwandten Zweigen der Buchillustration und des decorative black-and-white. Allerdings ist auch hier der Einfluß der Kelmskottdrucke ein außerordentlicher. Aber Namen wie Charles Ricketts, Anning Bell, F. W. Sargent dürfen als die wirklich persönlicher Künstler hier genannt werden. Vor allem sind es die Drucke der Vale press (Ricketts and Hacon), die als in jeder Beziehung hervorragende Erzeugnisse des Kunstdruckes zu gelten haben. Die klare Disposition des Druckes, die Freiheit von allem Alterthümlichen, der große Schwung und persönliche Charakter des ornamentalen Beiwerkes und der Illustration sind Qualitäten, die sie vor den „over-laboured" Kelmskottdrucken auszeichnen, obgleich sie die geradezu überwältigend geschlossene Wirkung eines Chaucer nicht auszuüben vermögen. — Anning Bell ist in seinen Illustrationen stark von W. Crane beeinflußt, — doch graziöser,

Digitized by Google

leichter, — auch kleinlicher als dieser. Vollkommen vom Geiste Morris' beherrscht sind dagegen die maßgebenden Leistungen auf dem Gebiet des Bucheinbandes. Die führende Rolle spielen hier die Arbeiten der Doves bindery (Cobden-Sanderson und Genossen), die durch Zeichnung und Ausführung gleich hervorragend sind, aber wenig persönliche Eigenart zeigen. Zu den bedeutendsten Leistungen des englischen Druckgewerbes und speziell der Buchillustration gehören die Arbeiten der Birmingham Guild. Viele der Künstler stehen allerdings auch hier stark unter dem Einfluß der Morris-Gruppe, besonders Burne-Jones' und W. Crane's (z. B. Treglown, Tarling, Paine); aber es heben sich von diesen einige Persönlichkeiten ab, deren Wirken durchaus andere Ziele verfolgt, und deren Individualität der Birmingham-Schule einen selbstständigen Charakter verleiht. Das Problem der decorative page ist auch hier in gleicher Weise vorherrschend geblieben; aber eine mehr naturalistische Beobachtung und Durchführung der Einzelheiten, eine stärkere dramatische Behandlung der Gesammtscene lassen das erzählende, eigentlich illustrierende Moment selbstständiger hervortreten und nie zu einem blos noch ornamental wirkenden arrangement of black and white werden, wie dies bei den Arbeiten Morris' und selbst Ricketts der Fall ist. Nur die Namen einiger Künstler seien hier genannt: Fred. Mason, A. J. Gaskin, Newill sowie als besonders auffallende Persönlichkeit Inglis Sheldon Williams, dessen zum Bizarren neigender Realismus stark an die Arbeiten unseres Sattler erinnert. Der Charakter der Bestrebungen der Birmingham guild ist in einem von ihr selbst herausgegebenen Organ, the Quest, niedergelegt worden. Leider ging jedoch diese Zeitschrift nach kurzem Bestehen wieder ein.

Als die moderne englische Malerei — von der Landschaftsmalerei abgesehen — zu der tiefen Stufe herabgesunken war, die sie heute zweifellos einnimmt, zu einem von dem Präraphaelitentum beeinflußten Akademiestil, von dessen Fürchterlichkeit und Gefahren man thatsächlich nur eine Vorstellung bekommen kann, wenn man ihn in der kompakten Macht seines Einflusses in England selbst kennen gelernt hat (denn der aus dem Naturalismus und Impressionismus herausstrebenden kontinentalen Malerei bot er gewisse große formale Qualitäten, die ihn anerkennen und schätzen ließen), — war es die junge Gruppe schottischer Maler, die sogenannten Glasgow boys, die aus dem flachen Niveau britischer Malerei als selbstständige, neue, bedeutende Persönlichkeiten vor wenigen Jahren hervortraten. Die parallele Erscheinung kehrt auf dem Gebiet der dekorativen Kunst wieder. Seit jüngster Zeit beobachten wir in Glasgow eine Reihe gewerblicher Künstler, deren Arbeiten, selbstständig von einander, gewisse gemeinsame Charakterzüge tragen, die etwas grundsätzlich neues bedeuten und als das Ergebnis einer „jüngsten" Stilentwicklung der dekorativen Bewegung aufgefaßt werden müssen. Was diese Künstler wollen, ist etwas so neues, kühnes, fast unerhörtes, daß es allerdings außerordentlich schwer wird ihnen gegenüber einen sicheren Standpunkt zu gewinnen und den Faden der Entwicklung weiter zu führen. Aber, — sei man doch nicht allzu skeptisch, und auch nicht allzu streng gegen die allerdings bestehende Extravaganz ihres persönlichen Geschmackes! Begrüße man doch wenigstens die Thatsache des Bestehens eines solchen innerhalb der so vollkommen unpersönlich, nüchtern gewordenen englischen Bewegung mit Freuden! — Wir hatten als eine „jüngere" Richtung, die sich gegenüber dem gothic revival mehr oder minder gegensätzlich abhob, jenen „konstruktiven" Stil Charles Voysey's bezeichnet. Von diesem ausgehend dürften wir am ehesten den Schlüssel zum Verständnis dieser „jüngsten" Richtung, wie sie die Glasgowschule vertritt, gewinnen. Denn auch bei dieser ist die konstruktive Linie der zu Grunde liegende ästhetische Faktor, — aber nicht wie bei Voysey, die konstruktive Linie als alleiniger, beabsichtigter Endzweck, sondern als die fast unbewußte Grundlage eines freien, reinen Linienspiels, — nicht als vollendetste, klarste Form eines Objektes, sondern als künstlerischer Ausdruck einer Persönlichkeit. Daher ist nicht die zwingende Logik der Konstruktion, sondern eine wirkliche Struktur-Symbolik das Endziel dieser Kunst. Und ähnlich wie wir als Consequenz des Voysey'schen Prinzipes einen „Steamboat-Stil" bezeichnet haben, sind die Glasgow-dessigners infolge einer angeblichen Neigung zum Unklaren und zum Mysticismus als Gespensterschule (spook school) bezeichnet worden.

Digitized by Google

Allerdings zeigen sich in der eigentlichen Dekoration und Ornamentik ihrer Werke außerordentlich kühne, oft zweifellos extravagante, absonderliche Züge; aber diese tragen so durchaus nichts forciertes an sich, sie zeigen soviel dekorative Methode und Consequenz, daß es nur engherzig wäre, ihr Streben, etwas wirklich neues zu schaffen aus diesem Grunde zu verurteilen. Ebenso falsch ist es, in ihrer freien Stilisierung des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Teile, ihrer prinzipiell durchgeführten Anwendung in der Dekoration, ihren bizarren, kuriosen Thiergestalten ein Streben nach einem à tout prix originellen Mysticismus erblicken zu wollen. All' diese eigenartigen, „grotesken" Formen sind leicht aus dem spezifisch modernen Stilisierungsprinzip, das auf der rhythmischen Schönheit eines freien, nur sich selbst gebenden Linienspiels beruht, zu erklären. Sie zeigen außerdem ein gut Teil von dem, was durch einen allerdings nur allzu berechtigt gewesenen Purismus aus unserer Dekoration fast ganz verschwunden war, und wofür daher so wenig Verständnis vorhanden ist, — ein gutes Stück originellen, persönlichen Humors. Man sehe nur zu, was für eine Rolle in der Geschichte der dekorativen Kunst der stilisierte menschliche und tierische Körper, zumal in seiner grotesken Gestaltung stets gespielt hat, — und lerne daraus! Zur Erklärung der „unerhörten" Formensprache dieser Schule hat die Kritik altägyptische, indische, coloniale Einflüsse angenommen. Dies ist aber durchaus nicht richtig. Eine Verwandtschaft, freilich durchaus nicht eine Beeinflussung, scheint mir mit dem Stil der früh-irischen Ornamentik vorzuliegen, die ja ebenfalls auf rein linearer, geradezu kalligraphischer Grundlage beruhend, auch äußerlich ähnliche Formen erzeugt hat.

Das wesentliche Verdienst der Glasgowschule liegt nicht in ihrer Dekorationsweise, die durchaus modifikationsfähig noch zu sehr in dem Ringen und Streben nach dem Neuen steht. Wohl aber bedeutet ihre Constructionsmethode selbst, wie sie sich in dem Aufbau, in ihren neuen Problemen und Wirkungen der Verteilung der Linien und Massen zeigt, ein bereits feststehendes, unbedingtes Verdienst. Auch bei ihnen bewundern wir den reinen Ausdruck des constructiven Gedankens, die Richtigkeit der Materialbehandlung, die vernünftige Unterordnung unter den Zweck, — all das, was wir als „*sachliche*" Grundlage einer gesunden Arbeit betrachten müssen. Aber es erscheint dies nicht mehr als Zweck, als letztes Ergebnis, sondern eben als das, was es wirklich ist, — als Grundlage und Voraussetzung eines prinzipiell *persönlichen* Stiles. Während das Mobiliar eines Voysey uns zuzurufen schien: benutz' mich, sonst bin ich werthlos, erzählen uns die Arbeiten der beiden *Misses Macdonald*, eines *Mackintosh*, *Mc. Nair* u. s. f. in erster Linie von dem Geschmack ihrer Verfertiger, von einem exquisiten künstlerischen Taktgefühl, von der Schönheit einer Linie, dem Rhythmus der Verhältnisse, — von Eleganz, Vornehmheit, Persönlichkeit. Diese rein künstlerischen Qualitäten lassen uns aus diesen Arbeiten nicht nur den Hauch eines *persönlichen* Empfindens, sondern zugleich die Sprache ihrer eigen *objektiven* Wesenheit vernehmen. Diese Sprache ist eine diskrete, andeutende, die in der Construktion nur noch einen *symbolischen* Ausdruck finden will. Sie setzt uns ähnlich wie die gestickten Dekorationen Obristscher Arbeiten in jene vertrauliche Beziehung zu dem Objekt, die uns seine zweckliche Bestimmung, sein inneres formales Bedingtsein als etwas unbewußtes ahnen läßt. Daß all diese Wirkungen gerade durch die Construktion als solche, nicht durch das dekorative und ornamentale Beiwerk erreicht werden, ist hierbei das wirklich neue Verdienst. Denn von der irrigen Tendenz der gesammten übrigen englischen Bewegung, die auf eine konstruktive, logische Gestaltung des Ornaments und der Dekoration hinzielt, — von dieser Tendenz, die schließlich zu einer fast gänzlichen Verbannung alles eigentlich dekorativen Beiwerkes, als etwas überflüssigen hinführen mußte (denn thatsächlich folgt dieses *niemals* mit logischer Consequenz aus der Construktion!) — sind diese Künstler vollkommen frei. Und so ist auch ihre Dekoration und Ornamentik das, was sie sein soll, eine freie Beigabe, die aber durch das Schönheitsgesetz des Rhythmus und der Raumverteilung dem Ganzen innerlich verwachsen erscheint. Ohne die Zukunft dieser Schule fixieren zu wollen, ohne die Auswüchse ihres Strebens zu verkennen, stehen wir doch nicht an, sie als die bedeutendste Erscheinung innerhalb der gegenwärtigen englischen dekorativen Bewegung zu betrachten. Ihre

Digitized by Google

Arbeiten sind so recht dem modernen Empfinden entsprechend. Ohne durch innere Fehler unser Auge zu beleidigen, ohne durch die Logik einer Zwecklichkeit uns zu tyrannisieren, ohne durch tendenziöse Aufdringlichkeit uns zu quälen, bieten sie uns das, was ihre Umgebung werthvoll machen muß, — eine wirkliche „Umgebung", mit der wir verwachsen können, die zu uns spricht, und in uns lebt. Wir sagten es schon: es ist nicht die Modernität des Steamboat, die in diesen Werken empfunden ist, — es ist die Modernität eines Maeterlinck, Khnopff, Ludwig von Hofmann.

„Johannes."

Von **Alfred Kerr.**

— — Ich habe diese Kritik beendet und finde daß ihre Länge in keinem Verhältnis zur Größe des Objekts steht. Vielleicht auch die „Schärfe" des Tons nicht zur Wichtigkeit der Sache. Sollte ich einen Irrtum begangen haben?

Man würde diesen Sudermann auf einer halben Seite und mit gleichgiltigen Worten erledigen, wenn es darauf ankäme, seinem Wert proportional zu bleiben. Aber der Mann stellt einen Machtfaktor dar. Sowahr seine Sache von keinem inneren Belang ist, sowahr ist sie von starker äußerer Geltung. Es ist der Kampf gegen einen Zaunkönig. Man kämpft weniger gegen ihn, als vor Denen, die auf ihn blicken. Das rechtfertigt eine Ausführlichkeit, die in zwanzig Jahren niemand begreifen wird.

Mein Instinkt war ganz richtig, also los.

I.

Was die Legende und die Historie zweier Jahrtausende geschaffen, daraus mußte sich etwas Abendfüllendes machen lassen. Sudermann hatte vorwiegend in bürgerlichen Bereichen gearbeitet. Jetzt galt es, aufwärts steigend, an den größten Objekten der Menschheit seine Leere bringender zu beweisen. Er machte sich über das neue Testament her. Johannes entstand.

Manchem Kenner seiner Eigenart eröffneten sich da von vornherein schäkerige Perspektiven. Es schienen ein Stoff und ein Bearbeiter zusammenzukommen, die nicht eigentlich ganz adäquat waren. Hier ein Dekorateur, dort die biblische Schlichtheit: so ein Kontrastchen hatte selbst dieser Dramenunternehmer nie ausgeträumt. Sei dem, wie ihm sei. Es drängte ihn ernsthaft, mal was Innerliches, Copyright 1898, zu dichten. Nicht bloß der ewige Theatraliker zu sein. Ein jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht. Vorsichtig beschloß er, Christi Glorie für seine Unternehmung heranzuziehn. Am Ende des Stücks konnten Palmen geschwungen werden, Hosiannah ertönen, der Erlöser einziehn. Pikfein und religiös. Freilich

Digitized by Google

die Schlußangelegenheit „Herodes den einziehenden Heiland grüßend“ erwies sich in gewissem Sinn als verfehlt. Daß dieser Herodes — nämlich nicht der Große, der Kindermörder, sondern ein Nachfolger, ein kleiner, schwächlicher — die neue Weltreligion „grüßt“, ist eine sinnlose Pantomime. Doch dem Autor schwebten kurz die Begriffe Herodes, Christus, Aktschluß vor.

Um gleich bei diesem Schluß zu verweilen: zum lautersten Kunstbewerb gehört er nicht. Bei Wildenbruch erscheint dem sterbenden Christoph Marlowe der größere William Shakespeare. Die Absicht ist: zu ergreifen. Das etwa Ergreifende dieser Szene rührt daher, daß wir aus der Schule wissen, wer Shakespeare ist. Der Dichter bedient sich einer Wirkung, die er nicht geschaffen hat. Er erschüttert durch ein Mittel, das außerhalb seiner Arbeit liegt. So etwas lieben die Macher. Der Macher Gutzkow verwertet im Angesicht Uriels den Baruch Spinoza. Laube verwertet die bekannte Persönlichkeit Schillers. Und so weiter. Hauptmann hat es im Florian Geyer vermieden etwa Luther auftreten zu lassen.

Sudermann scheint sich auf den ersten Blick mit Hebbel zu berühren. Der schließt sein Herodes-Drama mit dem Befehl zum legendenhaft bedeutsamen bethlehemitischen Kindermord; allein es handelt sich um einen wesentlichen Zug zur Charakteristik des Herodes, wie er nach Mariamnens Tod übrig bleibt; eines blutdürstigen Despoten, dem bloß an der Erhaltung seiner gefährdeten Herrschaft liegt. Bei Sudermann bildet Christi Einzug zweifellos die Erfüllung des Johannes: aber wichtiger als sein Einzug ist vorher sein Nahen. Und dieses Kommen des Heilandes, der leuchtende Glanz und des holden Galiläers heitere Lieblichkeit erhält nirgends Gestalt. Das müßte duften und singen und schweben, allen Sinnen zugleich mit allen Seelen fühlbar werden. Er brauchte ja bloß den Renan zu dramatisieren. Doch unser Stückemacher, der sonst so blendend sein kann, fand sich hier traurig ab. Er ließ etwa erzählen, Christus besuche Hochzeiten und feire Feste. Es war nichts. So wirkte der Schlußeffekt als etwas wesentlich Dekoratives. Sudermann kann äußeren Glanz geben, inneren nicht. Der äußere Glanz aber war das Primäre an diesem Stück, nicht das Religiöse. In einen Namen ist er zusammenzufassen: Salome.

II.

Tejas Schicksal war es, am Vesuv zu fallen und von Sudermann dramatisiert zu werden. Er führte, dramatisiert, ein Liebesgespräch mit einer Gothin: unter den seltsamsten Umständen, in der Nacht vor dem Sterben. Das Gespräch war der Clou. Um dieses Szenchen zu ermöglichen, mußten fünftausend geschlagene Gothen in den bittren Tod ziehn. Dies haben wir hier betrachtet.

Das tanzende Weib mit dem Haupte des Täufers auf der Schüssel versprach nicht minder ein packendes Bühnenbild. Es wurde jetzt der Clou. Um aber diese Szene zu ermöglichen, schrieb der Dichter vorher ein Religionsdrama. Es ließ sich, meine lieben Freunde, auf diese Art viel Angenehmes mit vielem Nützlichen verbinden. Man konnte mit zuverlässigen Mitteln wirken und zugleich ein wahrhaft innerlicher Poet sein. An der feinen Familie des Herodes hielt man sich schadlos für das „Psychologische“. Die Langweiligkeit der seelischen Wahrheitsucher stellte sich in der That spielend ein. Der Autor atmete erschöpft auf, als ein Eheweib zu ihrem Schwager entlief, als der Schwager sinnliches Gelüsten nach der Stieftochter trug, während sich das Mädchen an einem Prediger ergeilte. Hier war man Mensch, hier durfte man's sein. Dereinst war Magda, das sündige Sängerweib, dem asketischen Pastor Hefterdingk gegenübergestellt worden. Jetzt, aus der Confrontation eines Bibelriesen und einer Tiergartenisraelitin, ließ sich das Doppelte 'rausholen. Kurzum: es einte sich das Heilige mit dem Weltlichen, das Tiefschlichte mit dem Gerissenen, die Religion mit der Geilheit, die Psychologie mit der Knallerbse. Ehre sei Gott in der Höhe.

Die Religion mit der Geilheit: mir fällt wieder Meyerbeer ein. Nach den

Digitized by Google

Morituridramchen riskierte ich einen Hinweis. Und obschon kurz darauf der alte, ehrliche Maximilian Harden diesen Vergleich wiederholte, halt' ich ihn noch heute nicht für unwahr. Das Meyerbeerige tritt im Johannes deutlicher hervor. Man denke an die Mischung in den Hugenotten. Wörtlich was Schumann über sie sagt, gilt für ihn. Hier Freudenhaus, dort Kirche — es stimmt. Religionsgeschichte zur Jahrmarktsfarce gemacht, Geld und Geschrei damit zu erheben — es stimmt. Aber das Wort von der lächerlich-gemeinen Heiligkeit stimmt nicht; denn die religiösen Teile des Johannes sind vorwiegend bloß stumpf und matt und langweilig. Auch hört die Vergleichsmöglichkeit auf, wenn Meyerbeer der „Erzkluge aller Komponisten" genannt wird. Wir haben Gründe, Hermann Sudermann heute nicht einmal als geschickten Theaterschriftsteller mehr anzusehn. Sein Werk zeigt auch als Theaterstück hervorragende Mängel, neben allem Mangel an Hervorragendem. Warum etwa die Herodias in einem bestimmten Zeitpunkt den Tod des Täufers krampfhaft begehrt, ein Hauptmoment, bleibt strenges Geheimnis ihres Dichters. Er scheint ein bischen verlegen und behindert, weil die Sache mit der Innerlichkeit stört. Man darf sich nicht geben. Geradezu Kräfte raubt es, die Allüren künstlerischer Anständigkeit bewahren zu müssen. O Freiheit, die ich meine! Er war ja viel echter, als er viel unechter war.

III.

Um gerecht zu urteilen: die Widerlichkeiten sind diesmal dünner gesät. Sudermann hat anscheinend mit Bewußtsein Wandel geschaffen. Es ist alles versteckter. Immerhin endet ein Akt auf die stimmungsvollen Worte: „Sagte er nicht: die Liebe?" Uäh. Feuilletonistische Wiederholung von Sätzen soll ergreifend wirken. Daß er in Feuersflammen kommen könne, sagt Salome zu Johannes. Und sie schließt den Akt geschickt epigrammatisch: Du kamst in Feuersflammen. Das geht noch, wir sind keine Unmenschen. Als aber dem Johannes die große Erkenntnis dämmert, ruft zufällig ein Wächter: gen Hebron hellet es sich auf. Das wird nun bloß dreimal gesagt. Es ist zugleich ein Denkmal der eigenartigen und der tiefen und der neuen Symbolik unsres Dichters. Böse sudermännisch wirkt gar Salome. Sie benimmt sich als Feuilletonmädchen, trotz katzenhafter Züge; und auf den Worten „Ich bin eine Rose zu Saron, eine Blume im Thal" reitet sie. Sie braucht sie einmal trällernd, das andremal in koketter Anwandlung, ein drittesmal aber im tiefsten Elend. Sie giebt auch mit der Bereitwilligkeit seltsamer Geschöpfe über das Diabolische ihres Wesens Aufschluß und betont nachdrücklich: „Süß wie die Sünde — so bin ich." Gewiß doch. Johannes ist im Gespräch mit ihr nicht ganz frei von der Schwermut interessanter Männer. Schon beim ersten Zusammensein mit der Blume von Saron murmelt er Einiges, dahingehend, daß er nicht Sonne sein könne und nicht König; er flüstert, daß er einen Weg zwischen den Dornen suche; und als ungemein innerlicher, aber doch geübter Melancholiker offenbart er ihr Zweifelsqualen und Gebrochenheit. Es ist ein Spiel von Sudermann, von Sudermann, von Sudermann.

IV.

Geschrieben steht: „Zu der Zeit kam Johannes der Täufer und predigte in der Wüste des jüdischen Landes, und sprach: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen . . . Er aber, Johannes hatte ein Kleid von Kamelshaaren, und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; seine Speise aber war Heuschrecken und wilder Honig. Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem

Digitized by Google

und das ganze jüdische Land und alle Länder an dem Jordan; und ließen sich taufen von ihm im Jordan und bekannten ihre Sünden. . . ."

Johannes spricht dann zornig: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Ich taufe Euch mit Wasser zur Buße; der aber nach mir kommt, ist stärker denn ich, dem ich auch nicht genugsam bin seine Schuhe zu tragen; der wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen. Und er hat seine Worfschaufel in seiner Hand; er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheunen sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer."

Man lese zehn Zeilen im Evangelium: und man weiß, welchen Schmarren Sudermann geschrieben hat. Eine ungeheuere Gestalt hat er versüßlicht, vermelancholisiert, verkleinlicht. Ein großer Schimpfer ist Jochanan gewesen: er hat ihn zu einem Wimmerer gemacht. Ein jüdischer Prophet ist er gewesen: er hat ihn zu einem Tenoristen erniedrigt. Ein Wasserfreund war er, ein Lebensreformer: er gab ihm die unsichtbare Schmachtlocke. Der Täufer fraß Heuschrecken: er ließ ihn nur den Honig fressen. Weß Inhalts aber dieser Held im Einzelnen ist, weiß niemand. Man sieht, daß er sehr gesprächig ist. Daß er groß, daß er gut, daß er berückend sei, nehmen die Mitspieler auf ihr Ehrenwort. Der Unterschied des Täufers von anderen Menschen, das Wesen seines Führertums wird nicht erkennbar; nicht die Ahnung von einem Religionsstifter dämmert auf. „Feuerbrände gehen aus seinem Munde," sagt Salome. Nein, sie gehn nicht aus seinem Munde. Was ist seine Entwicklung? Diese: er erfaßt den Begriff der Liebe, wie ihn nachmals Christus lehrt. Daß er ihn erfaßt, sagt er. Das Erfassen eines theoretischen Satzes durch eine Bühnengestalt genügt nicht, diesen Satz dramatisch lebendig zu machen. Bis zum Ekel wird bei Sudermann das Stichwort Liebe gebraucht. Es tönt und tönt und bleibt ein Stichwort. Aus den Reden eines Galiläers, aus den Reden der Herodias, aus dem Schooß einer darbenden Familie wird es vernehmbar, das alte Weib Mesulemeth verkündet dieselbe Botschaft, und zwei galiläische Fischer verkünden sie zum Ueberfluß nochmals. Doch mit diesem Gerede ist kein Hund vom Ofen zu locken. Nicht auf das Verkünden kommt es an, sondern darauf: wie in Johannes das Verkündete Leben erhält. Das erhält es nicht; der unterlassene Steinwurf trifft den Hörer unvorbereitet; er verpufft: Johannes bleibt ein Redner. Der Grund seines Trauerns ist auch unklar. Er hat von vornherein den Heiland gesehn, als er ihn taufte, er glaubt von vornherein, daß er kommen wird, weiß von vornherein, daß er ein Größerer sein wird. Also was weint der Mensch? Wäre seine eigne Lehre unfehlbar, er müßte selbst der Heiland sein. An den aber glaubt er als einen Größeren. Was weint der Mensch!!

V.

Die Sage bringt den Täufer in erotische Beziehungen zur Herodias, meinetwegen zur Salome. Es ist ein Moment, das mit der Religionsstiftung nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht. Ein feiner Künstler hätte beides nicht so unproportional verquickt, wie es Sudermann thut. Vielleicht war immer nur eines von beiden zu schreiben: entweder das Drama der religiösen Bewegung; oder das Salome-Drama mit ganz allgemeinem religiösen Hintergrund. Gebt entweder einen Florian Geyer, wo das Weibliche auf ein Botenmädel reduziert ist; oder gebt ein perverses Liebesstück mit Intriguen zwischen einem Asketen und einem sybaritischen Schlangenkind. Sudermann aber gab ein Religionsdrama mit Romanhaftigkeit. Daß den Helden die Tochter der Gegenpartei liebt, paßte ihm sehr. Er that ein weiteres. Auch eine gewisse Mirjam mußte den Heiligen lieben. Diese Mirjam wurde, gar zufällig, zur Gespielin der Anderen gemacht. Die Gespielin

Digitized by Google

verkehrt sowohl in der Wüste wie im Palaste, Fäden knüpfend. Auch eine Eifersuchtsszene wurde so ermöglicht. Kurz: Roman.

In der Behandlung biblischer Historie erinnert er an Wildenbruch. Man weiß, wie der die patriotische Historie behandelt, mit Prophezeihungen als treppenwitziger Kopf. Jemand der später in der Geschichte eine Wichtigkeit erlangt, wird „schon damals" in besonderem Licht gezeigt; der Name mit besonderer Ehrfurcht ausgesprochen. Sudermann verschärft das mit Kniffen. Johannes hört von Fischern den Namen Jesu. Zwar weiß er noch garnicht, ob das der Ersehnte ist, denn er erwartet nur allgemein aus Galiläa das Heil. Trotzdem ist er gleich „erschüttert". Und es beginnt nun folgender grobe Unfug, in gerissener Spekulation. Erster Galiläer: „Ah, Du meinst den Jesus von Nazareth?" Johannes (in Erschütterung halblaut): „Jesus von Nazareth." Josaphat und Mathias (beklommen fragend): „Jesus von Nazareth?" Die dreimalige Nennung dieses Namens ist der Gipfel. Es geschieht, wohlgemerkt, bei dunkler Beleuchtung. Diese dreimalige Nennung sollte der Angelpunkt des Stücks sein. Aber das aufdringlich Berechnete bleibt auf dem Theater wirkungslos. Die äußerlichen Absichten eines Feuilletontragikers werden klar und alles versagt.

Und da wir bei der Historie sind: köstlich ist die Art, wie Sudermann das Wachsen und Werden der christlichen Bewegung darstellt. Es herrscht völlige Impotenz. Sein Theaterstück bringt in Zwischenräumen den Florian Geyer in die Erinnerung, dem es nachgestümpert ist. Nun verlangt man nichts Unmögliches von Sudermann. Man erwartet nicht, daß etwa durch naturalistische Kraft eines Genies versunkene Zeiten leibhaftig auferstehn, gestorbene Menschen lebend emporsteigen als unsre Brüder, Träger unsrer Schmerzen, Genossen unsrer Hoffnungen. Aber was er da bietet, regt denn doch den Betrachter zu lebhaftem Sinnen an. Gewisse Grundlagen nimmt er von außen in Angriff und bedichtet sie. Ein paar römische Soldaten, zwei Kaufleute, ein Pharisäer, und jeder mit nichts: es ist unglaublich. Feine Charakteristik einer weltkritischen Zeit, da eine Menschheit, ausgesogen von dem Raubtier Rom, im Sterben lag und eine neue geboren werden sollte: die Weltgeschichte hat er verdünnt, und Sudermann ist in diesem Stück der eigentliche Täufer.

Das ganze Drama, das in der schlichten Mirjam immerhin die tiefste der bisherigen Gestalten dieses Schriftstellers bietet, erscheint trüb und müde. Soll man es zusammenfassend beurteilen, so wäre zu sagen: es ist ein kurioser Versuch, der Innerlichkeit aufgrund äußerer Erwägungen beizukommen; theoretisch etwas zu erreichen, das man nicht in sich hat. Und vielleicht liegt hier für Sudermann, was seinen Dramen ewig fremd blieb: die Tragik.

Vielleicht.

Digitized by Google

Zwei Menschenkinder.

Von **Birger Mörner.**

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Die alte Frau des Küsters hatte eben fertig gefegt, und mit tief in den Nacken gerutschtem Shawl ging sie nun in der Kirche umher und putzte und wischte. Sie hatte gehackte Wachholderreiser auf den Boden gestreut, die Bänke geordnet, den weißen Ueberwurf beim Altare geplättet und die weißen Meßgewänder des Pfarrers durchgesehen. Durch die geöffnete Thüre strömte der Duft der Linden herein, die draußen blühten; drunten von den Wiesen her hörte man den Wachtelkönig, und hie und da klingelte eine Kuhglocke.

Es war eine wunderliche alte Kirche. Obgleich der Sonnabend in strahlendem Lichte dastand und gleichsam nach der Hitze des Tages tief Athem schöpfte, war es dort drinnen kühl und dunkel. Durch die kleinen blauschwarzen Fensterscheiben kam das Licht grün von den Bäumen davor, aber in den obersten Scheiben leuchtete es rot — das war der Abendhimmel. Aus dem Porträtrahmen über dem Eingang zur Sakristei starrte der erste Graf auf Hohva mit grimmiger Miene herab; und unter dem Bilde hing sein Degen in verblichenem Trauerflor aus Tüll. Gewaltige rot und weiß gemalte Engel bliesen von der Wölbung aus lautlos in große, geschwärzte Posaunen; das Altargemälde im Hintergrunde und die Ziffern an den schwarzen Nummerntafeln hatte das Alter nachgedunkelt, und die großen Psalmbücher, die hier und dort auf den Bänken lagen, waren seit mehr als fünfzig Jahren durchgesungen.

Da war es der Alten plötzlich, als hörte sie Pferdegetrappel. Es klang, als ritte man über den geweihten Kirchhof! O du Herrjemine! Die Elstern lachten so häßlich in den Bäumen und flatterten hin und her. Ah, Du Grundgütiger! das ist ja die junge Gräfin selbst, die junge Gräfin auf Hohva; arme Kleine, sie, die ein bloßes Kind ist, während der Graf schon Zähne und Haare verloren hat. Und dann der Baron auf Berga, der lustige Kauz, der eben hineingekommen ist, er, der in Reich und Land umherwanderte, er, der Alles weiß, aber Nichts kann, der Nichts hat und zu Nichts kommt, wenn Gott ihm gleich hundert Jahre das Leben schenkt.

Er band sein Pferd an den Kirchenschlüssel an, und dann reichte er ihr die Hand; leicht, wie ein Sperling, hüpfte sie auf die Erde. Ihre Stute ließen sie frei, denn so war sie es gewohnt. Sie blieb stille stehen, wo sie stand und scharrte mit dem einen Vorderhuf.

Sie gingen in die Kirche hinein. Sie war warm vom Ritt. Wie sie mit ihrem blonden Haar im Gange stand, wurde es mit einem Male gleichsam heller in der Kirche.

Die Frau des Küsters stand da drinnen und kniete. Dann ging sie in den Turm hinauf, um den Feiertag einzuläuten.

Er führte das zarte junge Weib zum Altar hin.

— Hier hätten wir stehen sollen, sagte er.

Sie senkte den Kopf.

— Wir stehen ja jetzt hier, sagte sie mit leiser Stimme.

— Hier hätten wir stehen sollen, sagt er noch einmal, und da würde der alte Probst, der jetzt dort draußen liegt, gestanden sein, das Buch in der Hand

Digitized by Google

und das schwarze Band des Nordsterns auf der Brust. Und da wäre Cousin Adolf gestanden mit dem Kepi unter dem Arm und hätte meinen Degen gehalten, während Fredrik mit Deinem Bouquet in der Hand gerade von hier aus mit einem Auge der jüngsten Brautjungfer hinter uns zugeblinzelt hätte.

— Es ist nicht so gekommen, sagte die kleine Gräfin langsam.

— Hörst Du, jetzt spielen sie den Hochzeitsmarsch, er ist aus dem Sommernachtstraum; jetzt klappen sie die Bankthüren zu, die Säbel rasseln, es rauscht von Seidenschleppen. In der Hohvabank sitzt Dein Vater in der verblaßten Adelsuniform mit den geschwärzten Epauletten, und neben ihm sitzt die Mutter in ihrem schwarzen Seidenkleid und mit ihrer großen Brosche. Siehst Du, wie sie sich die Augen trocknet? Und dort drüben sitzt der Hofmarschall mit seinem gewichsten Schnurrbart und dem Toupé wie Oskar I., und da der Graf auf Hohva mit rotem Gesicht nach dem Diner, und dann weiter weg Ekeberga, Mauriteborg und Aesbykolm. Hörst Du das Kichern dort drüben; das sind die Mädchen aus dem Pfarrhof und der Lieutenant auf Brotorp. Nun ist der Marsch zu Ende; still, jetzt fängt der Probst seine Traurede an.

— Gott selbst will es, sagte er, Gott, der die Ehe gestiftet hat — hörst Du, die Pharisäer kommen — sieh, wie schon die Lichter unter all den Bäumen am Altare brennen. Nun fragt er uns, ob wir einander haben wollen, ob wir wollen, wir, die wir es wollten, seit wir so groß waren; hörst Du, jetzt fragt er Dich, so, das war schön, daß Du nicht mit der Stimme gezittert hast, danke, Marie Julie, nun fallen wir auf die Knie, Marie Julie, mein Täubchen; nun fallen wir auf die Knie; der Herr segne Euch, sagt er, der Herr bewahre Euch, hörst Du, der Herr bewahre Euch und lasse sein Angesicht — — aber Du weinst ja, Marie Julie, mein einziges Mädchen, Du weinst, und das heute — — jetzt spielt die Orgel, hör', wie es unter der Wölbung braust, jetzt stoßen die Engel dort oben in ihre Posaunen und schlagen mit den Flügeln, jetzt erheben sich die Gäste, es raschelt in den Bänken, steh' auf, Du Liebe, nun bist Du mein — mein! —

— Amen, flüsterte die kleine Gräfin. Ihre Augen standen voll Thränen. Er schlang die Arme um ihren Leib und half ihr auf. Dann nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie. Sie drückte ihre Stirne an seine Brust und da küßte er ihr Haar. Vom Thurme hörte man Feiertagsläuten, und zur Thüre hinaus schritten sie langsam, Hand in Hand, als würden die Tasten der Orgel zu einem gravitätischen Festmarsch angeschlagen.

Digitized by Google

Rundschau.

Zeitschriften-Rundschau.

Deutschland-Oesterreich.

In der Wiener „Zeit" schreibt seit dem 11. Dezember vorigen Jahres ein gewisser Poller ausführlich über die Vorgeschichte des Prozesses Dreyfus. Es ist eine sehr gute kritische Zusammenstellung und Beurteilung aller treibenden Kräfte, welche das unheilvolle Ereignis bewirkt haben. Es ist unmöglich, diese Artikelserie, die sich zu einer Psychologie des modernen Frankreich ausgewachsen hat, in alle ihre Einzelheiten zu zerlegen, um so weniger, als der Artikelschreiber mit seinem Material noch lange nicht zu Ende ist. Nur eine Thatsache sei hier hervorgehoben, die sicherlich manchem überraschend kommen wird, da die Tagespresse diesen Punkt gar nicht berührt hat. An der Katastrophe Dreyfus ist nämlich letzten Endes die Insel Madagaskar Schuld. Wie das? Nun, im Jahre 1894 veranlaßte der Kriegsminister, General Mercier, den Feldzug zur Eroberung der Insel Madagaskar, deren Königin das französische Protektorat nicht anerkennen wollte. Statt für den Feldzug ein afrikanisches, an Strapazen gewöhntes Zuavenregiment auszusuchen, verfiel der General Mercier auf die phantastische Idee, künstlich ein Regiment aus allen Truppenteilen zusammenzusetzen, auf daß die ganze französische Armee Anteil an dieser ruhmreichen Eroberung hätte. Die Folge war, daß die schlecht disziplinirten und an ein afrikanisches Sumpfklima nicht gewöhnten Soldaten erst nach ungeheuren Verlusten ihr Ziel erreichten. Darüber war in Paris die Erbitterung gegen den Kriegsminister sehr groß, und sein Sturz schien bevorzustehen. Er sann auf eine Ablenkung und verfiel auf den Fall Dreyfus. Der Artikelschreiber stellt fest, daß die abhanden gekommenen Geheimnisse des Generalstabes gar nicht der Art waren, sich sonderlich darüber aufzuregen. Solche Dinge kommen bei dem vorzüglich organisirten Spionagewesen der Militärstaaten heute alle Tage vor, und die Kriegsminister nehmen solche kleinere Kalamitäten wenig Ernst. General Mercier aber benahm sich in diesem Punkt wesentlich anders, da er eben als Blitzableiter für seine eigene gefährdete Stellung durchaus einen „Verräter" brauchte. — Interessant ist ferner in der „Zeit" eine Auseinandersetzung des bekannten Sozialpolitikers Karl Jentsch mit den Nationalsozialen. In der Nummer vom 11. Dezember spricht Jentsch geradezu aus, daß die Nationalsozialen kein Recht hätten eine besondere Partei zu bilden, sondern sich der Sozialdemokratie anschließen müßten. Ihm antwortet sehr temperamentvoll Paul Göhre in der Nummer vom 8. Januar. —

In der gleichen Nummer der „Zeit" steht noch ein sehr schöner Aufsatz von Ricarda Huch über die „Romantiker und das Unbewußte." Noch immer hat sich ja die landläufige Meinung nicht ausrotten lassen, daß die Romantiker lebensflüchtige, phantastische Schwärmer und geistige Finsterlinge waren, die Vernunft und Wissenschaft verachteten und im abgestorbenen Mittelalter alles Heil erblickten. Dieses Letzte ist nicht einmal ganz falsch. Denn das Mittelalter, wie überhaupt das Christentum, lehrte dem Menschen zum ersten Mal die ungeheure Bedeutung des Individuums, welches losgelöst wurde von Vaterland, Geschlecht und Gesellschaft und ganz allein der Welt gegenüberstand, vielmehr in sich selbst eine Welt entdeckte. Das thaten die Romantiker auch. Sie drangen immer tiefer in diese Welt ein, bis sie zum Unbewußten hingelangten. Darin unterschieden sie sich von den Aufklärern. Aber sie dachten durchaus nicht daran, dieses Unbewußte unangetastet zu lassen. Im Gegenteil, sie suchten es sich zu unterwerfen und seine geheimen Kräfte planmäßig zu lenken und zu leiten. „Trieb in Kunst zu verwandeln, das Unbewußte in Wissen, war das Studium der Romantiker." Freilich hatte das Hinaussegeln auf das Meer des Unbewußten seine Gefahren, und es konnte nicht vermieden werden, daß die Epigonen der Schlegel, Tieck und Novalis der wissensfeindlichen Gefühlsschwelgerei verfielen.

Endlich wollen wir noch aus dieser Nummer vom 8. Januar eine geistreiche Causerie Hermann Bahrs über den Zionismus hervorheben. Er nahm das in Wien aufgeführte Stück Theodor Herzls zum

Digitized by Google

Anlaß, um dem Zionismus eine Verbeugung zu machen. Natürlich kümmert er sich gar nicht um die politischen, sondern um die künstlerischen Triebe in dieser Bewegung. Er erkennt in ihr ein Bestreben, uralte, prächtige Rasseninstinkte mit höchstentwickelter, europäischer Kultur zu vereinigen.

In der Nation vom 25. Dezember bespricht Alfred Kerr ausführlich die Hauptmann-Biographie Paul Schlenthers. Er stellt fest, daß dieses Buch von einer ungewöhnlichen propagandistischen Kraft ist und sicherlich dem Dichter neue Anhänger und Freundesschaaren werben wird. Ganz prachtvoll adäquat wäre die Darstellung dem Genrehaften in Gerhart Hauptmanns Wesen, während das viele Dunkle und Leidenschaftstiefe in dieser Dichternatur bei Widerspiegelung in einer mehr positiven nordischen Art ein wenig zu kurz käme. Im gleichen Heft findet sich ein prächtiger Essay von Felix Poppenberg über den interessanten und bedeutsamen russischen Dichter Lugowi.

Das „Magazin für Litteratur" hat mit dem neuen Jahre eine etwas andere Gestalt angenommen; indem ein Teil dieser Zeitschrift fortan als „dramaturgische Blätter" erscheint, welche sowohl aktuelle Theaterfragen (sozialpolitische Stellung der Schauspieler), als auch theoretische Probleme des Theaterwesens zur Debatte stellen wollen. Das Heft vom 15. Januar (Nr. 2) bringt einen hübschen Aufsatz über das sogenannte Hänneschen-Theater in Köln, eine rheinländische Volksbühne, die Dialektstücke bringt, an welchen auch der Gebildete seine Freude hat. In der gleichen Nummer, im rein litterarischen Teil, findet sich eine vorzügliche Uebersetzung von Maeterlinks L'intruse, welche der kunstfertigen Feder Otto Erich Hartlebens entflossen ist.

Eduard Bernstein vertritt unter der Sozialdemokratie die Richtung, welche vom Generalisieren abmahnt, sich wenig mit dem zukünftigen Kladderadatsch beschäftigt, desto mehr aber mit den Verhältnissen der Gegenwart. Natürlich ist er als Sozialdemokrat kein unbedingter Anhänger der kapitalistischen Kulkur von heute. Aber er gesteht ihr immerhin einen relativen Werth zu im Vergleich mit den Zuständen des Orients oder des dunkelsten Afrika. Das aber hat ihm den Zorn des englischen Sozialisten Belfort-Bax zugezogen, der in der kapitalistischen Kultur ein Uebel an sich erblickt, und behauptete, daß die Neger und Marokkaner unter ihren heimischen Fürsten viel glücklicher wären, als unter der Oberhoheit der europäischen Kultur. Bernstein dagegen kritisirt (Neue Zeit, 15. Januar) eine von Bax konstruirte marokkanische Idylle, indem er ihr die marokkanische Wirklichkeit mit ihren furchtbaren Sklavenjagden und ihrem Despotismus anschaulich gegenüberstellt. Im Vergleich dazu wäre doch der europäische Kapitalismus mit seiner organisirten Arbeiterschaft, die sich langsam eine bessere Lebenshaltung erkämpft, ein ungeheurer Fortschritt. Auch die afrikanischen Neger hätten sich über die Herrschaft der Weißen im allgemeinen nicht zu beklagen. Trotz mancher Grausamkeit von Seiten einzelner Kolonialpolitiker überwiegt der Nutzen für die Neger weitaus den Schaden. Sie erhalten zum ersten Mal Friedensschutz, eine gesichrte Rechtsordnung, und vor allem werden die Möglichkeiten der Ernährung ungeheuer gesteigert. So hat sich unter britischen Schutz die Negerbevölkerung des Schira-Gebietes — zwischen dem Nyassa-See und dem Zambesi — binnen weniger Jahre verzehnfacht. Freilich ist die heutige Kolonialpolitik um vieles humaner, als die der spanischen Konquistadoren, oder zum mindesten stehen die Kolonialpolitiker unter der Kontrolle der öffentlichen Meinung und etwaige Vergehungen werden streng geahndet. Das aber ist eine Folge davon, daß die heutige europäische Kultur keineswegs nur auf Kapitalismus beruht, sondern auf einer Wertschätzung der menschlichen Persönlichkeit wie nie zuvor. Das kommt nun auch dem Neger zu Gute, in dem man nun nicht mehr eine Sache erblickt, sondern ein Individuum. Dieser Aufsatz Bernsteins ist der Beginn einer Artikelserie, welche die Umwandlung der englischen Sozialdemokratie in eine radikale Reformpartei schildern soll.

Ein sehr merkwürdiger Artikel in der Gegenwart vom 22. Januar verdient die Aufmerksamkeit unserer Leser. Herr Richard Wulckow schreibt über Heinrich Bulthaupt und adressirt seine Ausführungen an die Hofkanzlei in Wien, welche ja mit der „provisorischen Anstellung eines Berliner Rezensenten" die Krise im Burgtheater noch keineswegs genügend gelöst habe. Zwischen den Zeilen steht deutlich zu lesen, daß Heinrich Bulthaupt der rechte Mann für den Posten eines Burgtheaterdirektors wäre. Wir erfahren Wunderdinge von diesem einzigartigen Manne, der von früher Jugend auf den Gesetzen des Theaters mit scharf angespannten Sinnen und unerhört feinem Verständniß nachgegangen wäre. Dann habe er erstaunlich wertvolle, dramaturgische Werke geschrieben, unter andern über Shakespeare, die nicht nur von Bulthaupts Bewunderung für diesen Dichter, sondern auch von seiner strengen Gerechtigkeit zeigen sollen. Wenn zum Beispiel Shakespeare dem Sittengesetz nicht vollauf Genüge leiste, dann hebe Herr Bulthaupt tadelnd seinen Finger empor und rüge mit Würde. In „Viel Lärm um Nichts" beschimpft Claudio auf eine bloße Verläumdung hin seine Braut am Altar, ohne daß der Dichter

Digitized by Google

sich darüber moralisch entrüstet zeigt. Herr Bulthaupt ist gerecht genug, den Dichter darum zu tadeln, und Herr Wulckow ist über diesen Tadel und diese Gerechtigkeit hoch entzückt. Hoffentlich haben nun die Herren in Wien ein Einsehen und ernennen den gestrengen, hochmoralischen Herrn Bulthaupt zum Burgtheaterdirektor. Allerdings muß Wulckow mit vielen milden und spaltenlangen Umschreibungen schließlich zugeben, daß die eigene, dramatische Produktion seines Helden klägliches Epigonentum bekundet. Aber wenigstens — wieder ein Wink nach Wien — gereiche es Herrn Bulthaupt zu hohem Ruhm, daß er niemals mit dem abscheulichen Naturalismus geliebäugelt habe. Sondern immer und ewig erblickte er in dem „Bühnenkonterfei der gemeinen Wirklichkeit" — vermutlich ist die Liebesszene in „Vor Sonnenaufgang" gemeint — nur ein Zerrbild der Kunst. Sicherlich ist diese Thatsache von der Art, um in gewissen Wiener Kreisen einen gewaltigen Eindruck zu machen. Und nun spielt Herr Wulckow noch seinen letzten, entscheidenden Trumpf aus. Der arme Heinrich Bulthaupt, so belehrt er uns, könnte vielleicht ganz Außerordentliches, auch als Dichter, noch leisten, wenn er sich nur konzentriren möchte. Das kann er aber nicht, leider, da er ja der Mittelpunkt des geistigen Lebens in der alten Hansastadt Bremen ist. Dort muß er musiziren, rezitiren, den Schauspieler machen und den allgemeinen Geschmack heben, so daß seine Kräfte zum Schaden der deutschen Litteratur schmählich zersplittert worden. Aber dem kann abgeholfen werden — meint Herr Wulkow. Als Direktor des Burgtheaters würde der zersplitterte Bulthaupt sich zusammennehmen und sich konzentriren — meint Herr Wulkow. Und dann könnte er vielleicht noch ein echtes, eigenartiges Drama hervorbringen — meint Herr Wulckow. Dieser Wink mit dem Zaunpfahl nach Wien ist sehr deutlich, und jedenfalls beweist dieser Artikel, daß der provisorisch ernannte Paul Schlenther noch einen harten Kampf hinter den Koulissen zu bestehen haben wird, ehe er sich „definiren" kann.

Dem scheidenden Burgtheaterdirektor Burckhardt wird von F. Schick in der Wiener Rundschau vom 1. Januar kein sehr schmeichelhafter Nachruf gewidmet. Er wird ein unerfahrener Dilettant genannt, und als Mann behandelt, der durch forzirten „Freisinn" und „Satire" in seinen Theaterstücken und seinen Romanen sich in eine scheinbare Oppositionsfechterstellung zu den höheren Kreisen brachte, welche genügt hat, dem Burgtheater zu schaden. Der Herr Artikelschreiber meint, daß die modernen Stücke, je innerlicher und psychologischer sie die Zeitprobleme anfassen, desto weniger in einen direkt politischen und oberflächlich aktuellen Gegensatz zu den regierenden Gewalten geraten. Nach diesem Prinzip soll der neue Burgtheaterdirektor die Stücke auswählen, wofern er sich nicht gleichfalls die Ungnade des allerjüngsten Wien zuziehen will.*)

Gleichfalls die Krise im Burgtheater behandelt ein anonymer Artikel im Kunstwart vom 1. Januar. Der Verfasser geht aber von diesem Einzelfall sofort über zu der großen Krise in der modernen dramatischen Produktion. Er konstatirt, vor hundert Jahren, als Schiller seine bürgerlichen Schauspiele schrieb, vertrat er die Forderungen einer aufstrebenden Klasse, der er selbst angehörte. Das Theater von Mannheim wurde von eben den Bürgern besucht, deren Wortführer Schiller war, so daß Dichter und Publikum sich ganz von selbst zusammenfanden. Heute ist das anders. Der vierte Stand strebt wohl empor, und die modernen Dramatiker versuchen auch, seine Forderungen zu formuliren. Aber diese Dichter entstammen einmal nicht der proletarischen Klasse, so daß sie sich instinktiv zu ihr herablassen, statt sie zu führen, und dann ist das Proletariat auch nicht im Stande, ein zahlungsfähiges Theaterpublikum zu liefern. Ferner steht der Dichter nicht selbst mitten im Kampf, teilt nicht die Hoffnung und Siegeszuversicht, und kann daher auch seine Zuschauer nicht in einer gehobenen hoffnungsvollen Stimmung entlassen. Alle diese Umstände tragen dazu bei, das Proletarierdrama der Zukunft in immer weitere Fernen hinauszurücken. Höchstens, wenn das Proletariat genügend geistige Machtmittel in seine Hände bekommen wird, um eigene Poeten hervorzubringen, wird auch wieder ein modernes Drama im großen Stil erstehen.

Das vor einiger Zeit erfolgte Zurücktreten Jastrows von der Redaktion der „Sozialen Praxis" wird unsern Lesern schon bekannt sein. Es ist anzuerkennen, daß der neue Herausgeber Dr. Ernst Francke bemüht ist, die bewährten Traditionen seines Vorgängers aufrecht zu erhalten. Nach wie vor tritt die „Soziale Praxis", an welcher gegenwärtig Herr v. Berlepsch und v. Rottenburg mitarbeiten, für eine moderne, fortschrittliche Sozialpolitik und für die Organisationsfreiheit der Arbeiter ein. Hervorgehoben sei hier aus den Nummern vom 16. und 23. Dezember der Aufsatz Lujo Brentanos über die „atomistische Reaktion in England." Er giebt eine genaue Geschichte des Maschinenbaustrikes, aus welcher unumstößlich hervorgeht, daß die Arbeitgeber von vornherein darauf ausgingen, die Gewerkvereine zu zerschmettern. An Stelle der kollektiven

*) Während der Korrektur fällt mir die neue Nummer der „Zeit" (22. Januar) in die Hände, in welcher Hermann Bahr pikante Enthüllungen über die Burgtheaterkrise zum Besten giebt.

Digitized by Google

Vereinbarung sollte der individuelle Vertrag des einzelnen Arbeiters mit seinem Arbeitgeber treten, wobei dann natürlich der Arbeiter dem Unternehmer auf Gnade und Ungnade preisgegeben war. Bekanntlich wurde, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, in den Vorkonferenzen von den Arbeitgebern das Prinzip des kollektiven Vertrages zugestanden. Aber Brentanos Freude darüber erwies sich leider als verfrüht, da es trotzdem zum Streik kam, der zweifellos mit der Niederlage der Arbeiter und Zerstörung des Gewerkvereines enden wird. Wir haben uns also darauf gefaßt zu machen, daß die Flutwelle der Reaktion auch über England hereinbricht.

England.

Die lange erwartete Biographie Alfred Tennysons, die der Sohn des Dichters herausgegeben hat, ist für seine Verehrer eine Enttäuschung geworden. Diese Lebensbeschreibung ist, wie Francis Thompson in der *New Review* nachweist, ein offizielles Dokument mit allen den Mängeln, die offiziellen Kundgebungen nun einmal anhaften müssen. Tennyson selbst hat, schon bei Lebzeiten das Material sichtend, testamentarisch bestimmt, in welcher Gestalt er auf die Nachwelt kommen wollte, nicht als ob seine glänzende Persönlichkeit einer Inszenierung bedurft hätte, aber er hatte eine Scheu gegen ein zu tiefes Eindringen in sein innerstes Leben und so hat er sehr charakteristische und aufschlußgebende Züge von der Veröffentlichung ausgeschlossen. Da der Sohn in begreiflicher Pietät diese Einschränkungen als bindendes Vermächtnis respektiert hat, so konnte seine Arbeit den Kennern des Dichters kaum etwas Neues oder Ueberraschendes mitteilen. Diesem Bilde fehlen die Schatten des Menschlichen, die Gestalt des Dichters löst sich ganz in Licht auf als des poeta laureatus, wie ihn die jungen Mädchen sich vorstellen.

Tennyson, im Jahre 1809 zu Somersby in der Grafschaft Lincolnshire geboren, hatte von dem Vater schöne Männlichkeit und Gesundheit, von der thränenreichen Mutter eine äußerst reizbare Empfindlichkeit geerbt. Ueber die frühen Aeußerungen seiner Begabung werden die üblichen schlecht verbürgten Anekdoten berichtet. „Wenn Alfred stirbt, wird einer unserer größten Poeten hingegangen sein“ soll der Großvater von dem Knaben gesagt haben, der eben wie andere Knaben auch Verse machte. Das poetische Talent schien allerdings ein Familiengut zu sein. An seiner ersten Gedichtsammlung ist sein Bruder Charles und auch Frederick, der sich nicht genannt hat, beteiligt. Das Beste an diesem gemeinsamen jugendlichen Versuch ist die poetische Liebe, mit der die Brüder die öde und monotone Landschaft ihrer Heimat verklärt haben. Die Hälfte des erhaltenen Honorars benutzten sie, um ihre Lieblingsplätze in Lincolnshire mit dankbarer Erinnerung aufzusuchen.

Ueber Tennysons Aufenthalt in der alten Universitätsstadt Cambridge giebt das Buch keine neuen Aufschlüsse; er gehörte mit Arthur Hallam, Spedding u. A. zu den „Aposteln,“ aber von seinem Anteil an ihren künstlerischen Bestrebungen, von seinen Beziehungen zu den einzelnen Enthusiasten dieses Bundes erfahren wir nichts genaues. — Es beginnt die düstere von kleinlichen Sorgen erfüllte Periode seines Lebens, da er sich mit Emily Sellwood verlobte, ohne sie heiraten zu können, hatte er doch sein kleines Vermögen bei einer kunstgewerblichen Unternehmung im Verein mit einem etwas schwindelhaften Dr. Allan verloren. Immer wartend und wartend sieht er die Braut verblühen, von der fortwährenden Intervention ihrer Familie gedrängt giebt er sie förmlich auf, um sie endlich nach seinem ersten schriftstellerischen Erfolge doch zu heiraten. Die treue Gefährtin in Not und Erwartung teilt nun mit ihm die Früchte beispielloser Erfolge, aber die Frühlingsblüte ist ihrer Liebe versagt geblieben.

Wertvoller als die hier zurückhaltende Darstellung des Sohnes sind die Schilderungen bedeutender Männer und Frauen, die dem Dichter nahe standen, die seinen in Manuskripten lange zirkulierenden Gedichten eifrige Bewunderer, aber auch kritisch prüfende Berater waren. „Ein sehr schöner Mann und ein hochherziger Mann, mit etwas zigeunerhaftem in seiner Erscheinung, das für mich vollständig bezaubernd ist.“ So urteilt Frau Carlyle, und Thomas Carlyle selbst schildert mit Begeisterung diese mächtige mehr dem Jupiter als dem Apollo ähnliche Erscheinung, in der sich doch die zarte von der Mutter empfangene Sensitivität nicht verbirgt, sein sonores zum befreiendsten Lachen gemachtes Organ, seine imposante ans Zynische streifende Behaglichkeit. Wenn er sich seine Umgebung vergessend in die Rauchwolken der unentbehrlichen Pfeife einhüllte, dann schien er über einem inneren Chaos zu schweben, dessen streitende Gewalten auch die Nächsten unter seinen Freunden nur ahnen konnten. Es scheint, daß das Schweigen Tennysons, der so ausgezeichnet plaudern konnte, auf den Freundeskreis etwas bedrückend gewirkt hat.

Als Carlyles Interesse für Poesie immer mehr zurückging, fand Tennyson reichen Ersatz in dem Umgang mit Thackeray, von dem eine hübsche Anekdote berichtet wird. Nach einem guten Mittagessen weigerte sich

Digitized by Google

der große Humorist, die Bewunderung des Lyrikers für seinen römischen Kollegen Catull zu teilen und er erklärte trocken: „Ich könnte selbst besseres machen.“ Am nächsten Tage entschuldigte er sich demütig mit der Bemerkung, er hätte zuweilen, aber nur after dinner Momente, wo er es mit den Größten aufnehmen zu können meinte.

Der alte Wordsworth, der zuerst den aufgehenden Stern ignoriert hatte, nannte ihn den ersten der lebenden Lyriker, Swinburne huldigte ihm nach dem Erscheinen der „Atalanta in Calydon“ mit einem enthusiastischen Schreiben, am schönsten aber hat ihm der junge Rudyard Kipling geantwortet, als er ihm für die freundliche Aufnahme seines „English Flag“ zu danken hatte. „Wenn der Soldat in Reih' und Glied von seinem General belobt wird, darf er sich nicht erlauben, ihm zu danken, aber er schlägt sich den nächsten Tag um so besser.“

Die Biographie hat einen wahren Schatz an Urteilen und Schilderungen bedeutender Zeitgenossen, an Briefen über und an Tennyson, aber der Dichter selbst kommt wenig zu Worte, denn er war karg im Briefschreiben und seine seltenen Selbstbekenntnisse sind durch seinen eigenen Willen zu einem großen Teile ausgeschlossen. Es ist noch eine definitive Biographie zu erwarten, welche die innere Geschichte von Alfred Tennyson darzustellen hat.

* * *

Ueber eine Erscheinung, die auch in anderen Ländern bemerkt wird, über das Zurückgehen des parlamentarischen Ansehens spricht Jamos Annand in derselben New Review. Er geht von der Bemerkung aus, daß der Politiker dem Nichtpolitiker niemals besonders sympatisch gewesen sei. Dem Gelehrten, dem Künstler erscheint er als ein Mensch, der weder exakt denken noch seine Gedanken rückhaltlos aussprechen darf, der niemals in voller Uebereinstimmung mit sich selbst ist. Allerdings haben solche Kritiker, wenn sie wie in Frankreich zu politischen Rollen berufen waren, an sich selbst keine anderen Erfahrungen gemacht. Für die Gegenwart stellt Annand eine Verschlechterung des Materials an Politikern fest, sie hätten den Respekt vor sich selbst verloren, und die große Zahl, auf die sie sich berufen, sei zum Ersatz für persönliche Verantwortung und Gewissen geworden. Der parlamentarische Kampf spielte früher offen zwischen den beiden großen Parteien der Whigs und Torys, deren Programme mit dogmatischem Eifer vertreten wurden; jetzt geht er auf Schleichwegen, er löst sich in Erfindungen und Ueberraschungen auf, mit denen man namentlich die Arbeiterstimmen einander wegzukapern sucht. Der Politiker geht auf den Markt, um seine Arbeit zu verdingen, um sich als unberufener Makler in alle Angelegenheiten des sozialen Lebens zu mischen, die er mit laienhafter Ignoranz verwirrt und verpfuscht.

Gladstone wird hier als der erste Minister der neudemokratischen Aera bezeichnet, welche die größte Zahl anstelle der Selbstverantwortung gesetzt hat; er machte sich zum Sprecher populärer Forderungen, um seine eigene Popularität immer wieder aufzufrischen. Der Lärm der öffentlichen Zustimmung muß die Stimmen etwaiger Zweifel und Bedenken betäuben. Im vorigen Jahrhundert schrieb Burke, daß der Repräsentant des Volkes seinen Auftraggebern alles zu opfern hätte, Zeit, Ruhe, Vergnügungen, nur nicht Intelligenz und Gewissen, heute, meint der moderne Kritiker, hätten sich alle Parlamentarier an die erste Bedingung des sacrificium intellectus gewöhnt und auch an die unsauberen Geschäftskniffe, an die offenen und geheimen Bestechungen, mit denen ein Mandat erworben wird.

Die parlamentarische Laufbahn sei für die Leute anziehend, die auf andere Weise, in Kunst und Wissenschaft, zu keinem Namen kommen könnten. Sie gewährt eine Beschäftigung ohne Verantwortung und ohne persönliches Risiko, sie verspricht Erfolge ohne die Anstrengung des eigenen Kopfes, Gewinne ohne Einsatz, wenn man nur mit den Bestrebungen Anderer zu spekulieren versteht. So behauptet Annand, daß von allen Ministern, die jetzt gegen die Forderungen der Arbeiter so entgegenkommend sind, auch kein einziger vor seiner eigenen Ueberzeugung bestehen könnte, am heftigsten aber beschuldigt er die popularitätssüchtigen Leiter der Verwaltung, die mit der Hand im Staatssäckel die kostspieligen Ansprüche der Trade Unions leicht befriedigen können, wodurch sie die Widerstandsfähigkeit der privaten Unternehmer gegen ihre Arbeiter völlig vernichten.

Dieser rücksichtslose Kritiker, der sich parteiergreifend auf den Standpunkt des Unternehmertums stellt, kann uns wohl von seiner antidemokratischen und antisozialistischen Gesinnung überzeugen, nicht aber von seinem Hauptsatze, daß die parlamentarischen Verhältnisse in England früher reinlicher gewesen seien. Wenn man sich erinnert, welche Rolle die Bestechung früher im parlamentarischen Leben gespielt hat, wie der Hof, der sich zu seinem eigenen Heile aus dem Kampfe der Parteien zurückgezogen, die Stimmen einflußreicher Politiker ganz offen gekauft hat, so kann man getrost das Gegenteil dieser Behauptungen annehmen. Wenn die Rolle des Parlamentariers nicht mehr so glänzend wie früher erscheint, so liegt das jedenfalls an der wachsenden Einsicht in die beherrschende Macht des Klassenkampfes. Anstelle der abergläubischen Be-

Digitized by Google

wunderung angeblich führender Geister ist die materialistische Kritik getreten, welche in dem lärmenden politischen Kampfe die wirtschaftliche Entwicklung sich mit Notwendigkeit darstellen sieht. Die Anschauung, welche die führenden in Wahrheit aber geführten Persönlichkeiten in ihrer Abhängigkeit von den ökonomischen Verhältnissen sieht, ist sicherlich prosaischer aber gesunder, da sie die politischen Angelegenheiten ihrer ideologischen, sei es nationalen, religiösen oder humanen Verbrämung entkleidet und sie auf das Maß bescheidenerer Wahrheit und Wahrhaftigkeit zurückführt.

* * *

Im Century beschäftigt sich M. Lewis Fraser liebevoll eingehend mit der religiösen Malerei Fritz von Uhde's. Im Gegensatze zu den Illustratoren der Bibel bezeichnet er ihn als den wahrhaft christlichen Maler der modernen Zeit. „Von Uhde ist ein Homilet und daneben ein ausgezeichneter Prediger. Sein Streben war, den göttlichen Begründer des Christentums vom Weihrauchduft zu befreien, von priesterlicher Tradition und sacerdotaler Thronerhöhung, ihn wieder so hinzustellen, wie er vor 1900 Jahren lebte — als den heimlosen Wanderer, den Mann der Kümmernisse. Aber ist das der eigentliche Zweck der Kunst? Wenn man ihn allein von der malerischen Seite nehmen will, so ist er ein großer Maler, mit starkem Einfluß; denn er hat in dem streng bewachten Reiche deutscher Kunst das Banner „Freilicht" aufgepflanzt, wie es die Deutschen nennen, und er hat den Sonnenschein in die pechdunklen Ateliers eingeführt." Die sorgfältige Analyse der einzelnen Bilder wird durch eine zuverlässige Biographie des deutschen Künstlers ergänzt.

A. Eloesser.

Unverlangte Manuskripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Majestätsbeleidigung.

Von **Ludwig Fuld.**

„Im juristischen Begriffshimmel" betitelt sich ein Kapitel des prächtigen Buches R. von Iherings „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz", das freilich den Durchschnitts-Juristen abgesehen von der Ueberschrift vollständig unbekannt zu sein pflegt; mit kräftigem Humor, mit einer nicht alltäglichen satyrischen Beanlagung hat hierin der große Meister die Verirrungen der zivilistischen Rechtslehre gegeißelt, welche vor drei bis vier Jahrzehnten in Deutschlands Rechtswissenschaft als Zeichen vollendeten Scharfsinns und höchster juristischer Ausbildung galten, trotzdem sie im Grunde genommen nur auf haarspaltende Subtilitäten und spitzfindige Sophismen hinauskamen, bei welchen vollständig vergessen wurde, daß das Recht auf die Fälle des praktischen Lebens angewendet sein will. Heute bedürften wir abermals einer Schilderung des juristischen Begriffshimmels, aber nicht des zivilrechtlichen, sondern des strafrechtlichen. Denn die neuesten Erkenntnisse stellen auch die verwegensten Theorien und Kombinationen der Zivilrechtslehrer früherer Zeiten in Schatten, sie bewegen sich in einem Gedankengang, den vollständig zu verstehen nur dann möglich ist, wenn man den realen Boden verläßt und sich dem abstrakten Begriffskultus mit bedingungsloser Verehrung hingiebt. Vielleicht hat seit vielen Jahren kein Urtheil eines deutschen Strafgerichts in gleichem Maße Aufsehen erregt wie das Erkenntniß, durch welches Johannes Trojan wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt wurde, es sind nicht nur die politischen und juristischen Kreise, welche durch diese Entscheidung, noch mehr aber durch ihre Begründung im höchsten Maße betroffen wurden, sondern auch die litterarischen und weiter alle, welche an dem geistigen und kulturellen Leben des deutschen Volkes in irgend einer Weise und irgend einer Form betheiligt sind. Diese Erregung ist wohlbegründet und kann kein Erstaunen hervorrufen, wohl uns, daß sie vorhanden! Ein Volk, welches derartige Erkenntnisse mit Gleichgültigkeit und mit jenem Gefühl des **Nil admirari** aufnimmt, das in den meisten Fällen aus der Indolenz oder der Blasiertheit hervorgeht, würde hierdurch beweisen, daß es allen höheren Interessen gegenüber abgestumpft ist und lediglich auf die Fragen der materiellen Bedürfnißbefriedigung reagiert, wohl uns, daß das Urtheil gegen den „Kladderadatsch" allenthalben Proteste hervorgerufen hat, denn es wird hierdurch doch dargethan, daß ungeachtet aller Einschränkungen, welche das freie Wort sich gefallen lassen muß, eine Rechtsprechung doch noch als eine Unhaltbarkeit betrachtet wird, welche schließlich dazu führen muß, die Aeußerungen des Monarchen ohne jeden Kommentar wiederzugeben, weil schon jede, auch die ehrerbietigste Kritik, wenn sie nicht zustimmend ist, zu einer Verfolgung und Verurtheilung führen kann. Als O. Mittelstädt seine bekannten Aufsätze über die gegenwärtigen Zustände in Deutschland veröffentlichte war die deutsche Rechtsprechung noch nicht um dieses jüngste Ergebniß kriminalistischer Gedankenarbeit bereichert, es ist dies recht zu bedauern, denn dasselbe würde ohne Zweifel dem geistvollen Manne,

Digitized by Google

der so lange Mitglied des obersten Gerichtshofs war, Veranlassung gegeben haben, seine Feder noch schärfer zu spitzen und noch wuchtigere Worte des Unmuths über den Interpretationseifer der deutschen Gerichte auszusprechen, welcher es glücklich soweit gebracht hat, daß ein Delikt, das die neuere Gesetzgebung absichtlich nicht aufgenommen hat, wieder auf dem Umwege der Gesetzesauslegung seine Anerkennung in Deutschland findet. Denn dahin ist es in Ansehung der Majestätsbeleidigungen gekommen, daß das Verbrechen der Ehrfurchtverletzung, **crimen laesae venerationis**, welches dem früheren Rechte bekannt war, an der Schwelle des zwanzigsten Säkulums im Lande der Denker und Dichter wieder zur Geltung gekommen ist; bei Licht besehen ist Johannes Trojan wegen Ehrfurchtverletzung verurtheilt worden.

Die ausdehnende Entwicklung des Begriffs der Majestätsbeleidigung weist verschiedene Etappen auf, von welchen der spätere Jurist und Historiker wohl eine eigenthümliche Anschauung haben wird; zuerst hat man mit dem Eventualdolus operirt und zwar zunächst nur schüchtern, dann freier und unmittelbarer; schon die Verwerthung dieses Begriffes hat zu einer höchst empfindlichen Einschränkung der Kritik geführt; eine Aeußerung, lediglich zu dem wohlüberlegten Zwecke ausgesprochen, um eine Majestätsbeleidigung zu vermeiden, wurde gleichwohl von dem erkennenden Gerichte als solche betrachtet, weil sie vielleicht (!) bei dem einen oder andern Leser oder Hörer den Eindruck hervorrufen konnte, daß der Redner eine Beleidigung beabsichtigt habe. Welches Urtheil in wissenschaftlichen Kreisen über dieses Erkenntniß gefällt wurde, zeigt die überaus scharfe, aber nicht zu scharfe Bemerkung Franz von Liszts in seinem dem deutschen Juristentag erstatteten Gutachten; wenn der soeben genannte Rechtslehrer darauf hinweist, daß auf Grund dieses Erkenntnisses auch die Verurtheilung Heinrich von Treitschkes wegen seiner berühmten Aeußerung über Friedrich Wilhelm IV. im vierten Bande seiner Deutschen Geschichte hätte erfolgen können, so ist dies vollkommen zutreffend, man kann noch viel weiter gehen nnd behaupten, daß unter dem Gesichtspunkte dieses Urtheils auch manche Aeußerungen Bismarcks sich zum Gegenstande einer Anklage geeignet haben würden. Treitschke hat die neueste Blüthe der deutschen Strafrechtspflege nicht mehr erlebt, sonst wäre der deutschen Nation vielleicht noch das erhebende Schauspiel zu Theil geworden, den Historiographen des Hauses Hohenzollern, den glühenden Kämpen für den preußisch-deutschen Einheitsstaat und ein machtvolles Kaiserthum, wegen Beleidigung des Kaisers auf der Anklagebank zu sehen! Der Verwerthung des Eventualdolus folgte, wie natürlich, ein weiterer Schritt auf der schiefen Ebene, nunmehr genügt nach Ansicht des Gerichtes schon die Möglichkeit (!), daß der Leser aus einer Zeichnung den Eindruck gewinnen **kann**, eine Auslassung des Monarchen **könne** zu lächerlichen Konsequenzen führen, um den Thatbestand der Majestätsbeleidigung als vorhanden zu betrachten; auf die Absicht zu beleidigen oder das Bewußtsein, daß eine Aeußerung beleidigend ist, kommt es nicht mehr an, mit jeder, auch noch so entfernten Möglichkeit der Mißdeutung und des Mißverständnisses muß gerechnet werden, der Redner darf nicht auf verständige und vernünftige Hörer zählen, er muß vielmehr den Unverstand und die Dummheit, selbst den bösen Willen derselben in Betracht ziehen, will er sich vor der Strafverfolgung vollständig sichern. Nachdem die Rechtsprechung den Begriff der Majestätsbeleidigung bis zu dieser Grenze ausgedehnt hat, bleibt ihr kaum noch eine fernere Erweiterung übrig, sie müßte sich denn auf den Standpunkt stellen, daß jede nicht zustimmende Kritik der Aeußerungen des Monarchen eine Beleidigung sei. Es klingt vielleicht wie ein schlechter Witz, wenn wir behaupten, daß die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Rechtsprechung auch noch hierzu kommen wird, und doch sind in Wirklichkeit die Voraussetzungen hierfür

Digitized by Google

vorhanden; in dem Erkenntniß des Berliner Landgerichts gegen Trojan sind die Keime dieser Konsequenz bereits enthalten. Warum soll es keine Leute geben, welche in jeder nicht zustimmenden kritischen Besprechung einer Aeußerung des Monarchen bereits eine Majestätsbeleidigung erblicken?

Es hat solche gegeben und giebt sie heute noch. Heine erzählt in seinen Schilderungen aus Paris irgendwo von seiner Begegnung mit einem Grenadier der alten Garde, einem jener „braves vieux", wie Napoleon zu sagen pflegte, wenn er gutgelaunt die Ohrlappen seiner Getreuen tüchtig preßte; der Alte, welcher die sämmtlichen Kampagnen des Imperators mitgemacht hatte, sah mit Entsetzen seinem Tode entgegen, weil er fest davon überzeugt war, daß im Jenseits seiner die Qualen der ewigen Verdammniß harren würden. Er hatte eine schwere Sünde, eine Todsünde begangen, für die kein Ablaß und keine Absolution existierte, er hatte auf Napoleons Befehl sein Bajonett gegen den Papst gezückt, um ihn am Weitergehen zu hindern. Und doch, fügte der alte Soldat bei, welcher mit innerem Schaudern dem deutschen Dichter diese Erzählung mittheilte, und doch würde ich — Gott verzeihe mir die Sünde — mein Gewehr auf den Heiland selbst erhoben haben, wenn „Er" es befohlen hätte. Menschen, deren Royalismus diesen Grad fanatischer Vergötterung erreicht hat, welche ihnen den Herrscher als ein unfehlbares, dem Irrthum nicht unterworfenes Wesen erscheinen läßt, Menschen, die bereit sind ohne zu zaudern jeden Befehl ihres Herrschers auszuführen, mag derselbe auch sich auf eine Handlung beziehen, die nach ihren religiösen Begriffen und Anschauungen eine gotteslästerliche ist und die ewige Verdammniß nach sich zieht, solche Menschen halten überhaupt jede Kritik des Monarchen für eine Beleidigung desselben; wie kann der gewöhnliche Sterbliche, dieser Pygmäe sich erfrechen, eine Ansicht des Monarchen unrichtig, eine Anschauung desselben bedenklich, ihre Konsequenzen gefährlich finden zu wollen? Ist es nicht eine Anmaßung sonder gleichen, eine Antastung der Herrscherstellung, wenn der einfache Mann sich zum Richter über die Aeußerungen dessen aufwerfen will, der über Millionen gebietet und über Leben und Tod entscheidet? Diese Auffassung hat nicht nur unter den schlachtgewohnten Grenadieren der alten Garde gelebt, sie hat auch in der Geschichte der alten und neuen Welt ihre Rolle gespielt; die Kritik des Monarchen in den orientalischen, auf dem Boden der Theokratie beruhenden Staaten ist als Verbrechen betrachtet und geahndet worden, wie es heute noch in der Türkei und den übrigen islamitischen Staaten der Fall ist; aber auch in dem Römerreiche hatte es der bis zur Gotteslästerlichkeit ausgebildete Cäsarismus schließlich dahin gebracht, daß die abfällige Besprechung der Thaten und Reden des Imperators als crimen laesae majestatis galt; welche Schandthaten mit Hülfe dieses Delikts und seiner Anwendung Dank den Denunzianten und Delatoren ausgeübt wurden, wissen wir aus Sueton und Tacitus zur Genüge, das berühmte Wort von dem ruere in servitium ist nicht in letzter Linie hierauf zurückzuführen. Auf den Grundlagen des Cäsarismus entwickelte sich der Byzantinismus und es konnte nicht erwartet werden, daß unter demselben eine freiere Auffassung bezüglich der Kritik des Kaisers Platz greifen werde. Und doch waren es byzantinische Kaiser, welche trotz des betäubenden Dunstkreises, der sich an ihrem Hofe in Folge der Schmeicheleien und Apotheosen der Höflinge und Hofjuristen entwickelte, mit Klarheit die Gefahr erkannten, die für den Staat und die Krone aus diesem System entstehen müßte. Es ist in den letzten Jahren vielfach angeführt worden, jenes Gesetz der Imperatoren Honorius und Arkadius aus dem Jahre 393, das Justinian in seine Gesetzessammlung aufnahm und auf Grund dessen viele Jahrhunderte hindurch die Erhebung einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung von der vor-

Digitized by Google

gängigen Ermächtigung des angeblich beleidigten Herrschers abhängig gemacht wurde, auch Johannes Trojan hat dasselbe vor der Strafkammer des Landgerichts Berlin erwähnt, ohne Erfolg. Es waren keine sentimentalen Schwächlinge, die ebengenannten Kaiser, oder von Altruismus beseelte Menschen, welche die Verhängung von Strafen überhaupt eine Ueberwindung gekostet hätte, nein, es waren harte, mit eiserner Hand regierende Männer, die durch andere Gesetze zeigten, daß sie für die „Sklavenmoral" im Nietzsche'schen Sinne kein Verständniß hatten, Herrennaturen, die, wenn das Wohl des Staates in Frage kam, kein Erbarmen und kein Mitleid kannten. Dieselben Kaiser, welche sich gegenüber der Majestätsbeleidigung in einer für alle Zeiten vorbildlichen Weise aussprechen, erließen ein Gesetz gegen den Landesverrath, das an raffinierter Grausamkeit ebenfalls als Vorbild dienen kann. Man darf hieraus wohl schließen, daß nicht persönliche Empfindungen, sondern staatlich-politische Erwägungen sie zu dem Entschluß veranlaßten, dem Uebereifer ihrer Organe bei der Verfolgung von Beleidigungen dadurch eine Schranke zu setzen, daß sie sich die Entscheidung darüber vorbehielten, ob überhaupt gegen den angeblichen Beleidiger einzuschreiten sei. Wie die Verhältnisse sich bei uns entwickelt haben, muß es bedauert werden, daß unser Strafgesetzbuch nicht auf dem gleichen Standpunkte steht; man darf überzeugt sein, daß, soweit es sich um Beleidigungen des Kaisers handelt, die Ermächtigung zur Verfolgung nur selten ertheilt würde, ganz gewiß dann nicht, wenn eine Kritik der kaiserlichen Reden in angemessener Form in Betracht kommt. Der Kaiser ist eine moderne Natur, er liebt es, seine individuellen Ansichten kund zu geben und dieselben in scharf pointierter Form zum Ausdruck zu bringen; er ist viel zu begabt, um den Widerspruch dagegen unterdrücken zu wollen. Jede große Natur verträgt den Widerspruch, sie liebt ihn sogar, weil sie wohl weiß, daß erst durch den Widerspruch die Richtigkeit der eignen Ansicht geprüft und festgestellt werden kann.

Ausweislich der Strafstatistik ist die Zahl der Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung in den letzten Jahren in sehr erheblichem Maße gestiegen; in den siebziger Jahren, mit Ausnahme des Jahres, in welchem die Attentate gegen Kaiser Wilhelm I. verübt wurden, bewegte sich die Zahl der Jahr für Jahr zu verzeichnenden Verurtheilungen innerhalb enger Grenzen; der Ausländer, welcher mit den Wandlungen der Rechtsprechung nicht vertraut ist, muß durch die Ergebnisse der Strafstatistik zu ganz falschen Schlüssen kommen, er wird aus denselben die Folgerung ableiten, daß der monarchische Sinn im deutschen Volke nicht mehr so stark wäre, wie früher. Und doch ist gerade das Gegentheil der Fall. Auch um deßwillen ist die ausdehnende Auslegung diese Begriffserweiterung überaus zu beklagen. Daß dieselbe dem Ansehen der Monarchie nützlich und förderlich ist, dürfte selbst von den extremsten Konservativen nicht behauptet werden.

Die neueste Phase der Entwickelung der Rechtspraxis über Majestätsbeleidigung schädigt das politische Leben, sie schädigt die intellektuelle und auch die ethische Entwickelung. Historiker, welche sich den Ausspruch Rankes zur Richtschnur bei ihrer Thätigkeit machen, werden durch sie überaus beengt; die Dinge so zu beschreiben, wie sie gewesen sind, ist unter der Herrschaft einer derartigen Rechtsauffassung einfach unmöglich. Es wird dadurch aber weiter die unwahre Schmeichelei befördert, die Ludwig II. von Bayern in den Tagen, in welchen er dem deutschen Volke noch als die Verkörperung germanischen Männerideals erschien, einmal höchst treffend kennzeichnete; wenn freie Kritik unmöglich, dann bleibt nur die Wahl zwischen Schweigen und bedingungsloser Zustimmung zu Allem, was der Monarch sagt und was er thut. Es hieße aber die Menschen schlecht kennen, wollte man bezweifeln, daß die Mehrheit

Digitized by Google

derselben der bedingungslosen Zustimmung den bedingungslosen Vorzug vor dem Schweigen geben würde, das sacrificium intellectus wiegt ja für den Durchschnitt wenig im Hinblick auf äußere Vortheile jeder Art. Die Kammerdienernatur ist verbreiteter als man glaubt und wenn ihre Entwicklung durch gewisse Momente begünstigt wird, kann es nicht fehlen, daß an Stelle der freien Gesinnung jenes unterwürfige, den Rücken krümmende Verhalten tritt, dessen Ausbreitung zu allen Zeiten eine Begleiterscheinung geistigen Rückgangs war. Hat aber der Staat, hat der Monarch ein Interesse daran, daß lediglich die Höflings- und Dienergesinnung zum Ausdruck kommen kann, ohne befürchten zu müssen, zur Strafe gezogen zu werden? Die Frage stellen, heißt sie verneinen.

Das Aufsehen, welches das jüngste Urtheil in Majestätsbeleidigungssachen verursacht hat, kann den Anstoß zu einer heilsamen Entwicklung bilden; die Konsequenzen desselben, welche das erkennende Gericht vielleicht selbst nicht in ihrer Gesammtheit und ganzen Tragweite berücksichtigt hat, werden nunmehr auf keiner Seite und bei keiner Partei verkannt; sollte nicht auch das oberste Gericht in Deutschland dies erkennen, sollte es nicht der Meinung sein, daß es seine Pflicht ist, der das Gesetz ausdehnenden Rechtsauslegung ein Halt zu gebieten? Sollte es eine unberechtigte Täuschung sein, wenn in weitesten Kreisen gehofft wird, daß das Reichsgericht endlich den Rubikon mit fester Hand bezeichnen wird, der auch in Majestätsbeleidigungssachen von den Gerichten nicht überschritten werden darf, wollen sie nicht in die Sphäre des Gesetzgebers eingreifen?

Am Wege.

Roman von **Hermann Bang.**

(2. Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Kettenhund schlief in dem heißen Hof und ließ sich nicht erwecken. Einige gescheuerte Milchfässer waren zum trocknen in die Sonne gestellt.

Kathinka öffnete die Dielenthür; man hörte nur das Summen der Fliegen durch die hellen, kühlen Zimmer.

Sie ging durch das Gartenzimmer in den Garten hinaus.

Dort war Niemand und es war ganz still. Auf dem Croquetplatz lagen Kugeln und Hämmer verlassen. Die Rosenbüsche ließen in der Hitze die Zweige hängen.

„Sind Sie es, liebe Frau Bai?“ Diese Anrede kam halblaut aus dem Lusthaus, und Frau Linde nickte: „Ja, — Linde studiert seine Predigt.“

„Die anderen sind alle draußen im Hintergarten — Kjers kamen mit einem ganzen Wagen voll Besuch . . . das kommt ja etwas ungelegen, wenn Linde seine Predigt studiert.“

Digitized by Google

„Sind Kjers hier?“ fragte Kathinka.

„Ja . . . sie kamen zum Kaffee — — sie sind im Hintergarten — und der neue Doktor auch . . . Und Sie sind zum Markt gewesen . . . Huus erzählte uns davon.“

„Ja, — es war ein herrlicher Tag,“ erwiderte Kathinka, der es schwer fiel, diese Worte hervorzubringen, da ihr Herz gewaltig klopfte.

Der alte Pastor Linde erschien in der Gartenthür. Er hatte ein Taschentuch um den Kopf gebunden, das jeden Freitag Abend hervorgenommen wurde, wenn Pastor Linde an seiner Predigt zu studieren begann..

„Da ist ja die kleine Frau Kathinka,“ sagte er. „Und Sie befinden sich wohl?“

Der alte Pastor kam bis an die Thür des Lusthauses. Er wollte von ihrer Marktfahrt hören.

Kathinka wußte kaum, was sie selbst sagte. Während sie sprach, fühlte sie nur eine plötzliche unbeschreibliche Sehnsucht nach Huus.

„Ja — er ist ein prächtiger und guter Mensch,“ sagte Frau Linde, als Kathinka eine Zeit lang gesprochen hatte; und Kathinka wurde purpurroth.

„Ja,“ bemerkte auch der alte Pastor, „Huus ist ein seltener Mensch.“

Er nahm das Taschentuch vom Kopfe und legte es vor sich auf den Tisch im Lusthause. Er fuhr fort sie über den Jahrmarkt auszufragen: „Unsere Leute kamen erst gegen Morgen nach Hause,“ sagte er. „Einmal müssen sie sich ja auch amüsieren,“ fügte er hinzu . . . Der alte Pastor fuhr fort zu plaudern und Kathinka antwortete, ohne auch nur ein Wort verstanden zu haben.

„Lieber Linde — Deine Predigt . . .“

„Ja, Mütterchen — ja, liebe Frau Bai,“ sagte er, „es ist heute bereits Sonnabend.“

Der alte Pastor trottete von dannen, das Taschentuch in der Hand.

„Wollen Sie nicht zu den anderen Gästen hinabgehen, liebe Frau Bai?“ begann Frau Linde . . . „Wenn ich Ihnen helfen kann . . . bei irgend etwas . . .“

„Ach, ich danke . . . ich gebe ihnen nur, was ich habe . . . Erbsen und Schinken . . .“ Kathinka erhob sich.

„Gehen Sie durch den Hof,“ sagte Frau Linde.

Kathinka hatte Huus während der drei Tage nach dem Markte nicht gesehen. Wie sie doch gewartet und gehofft hatte und gefürchtet, was sie hoffte. Jetzt sollte sie ihn sehen.

Gelächter und Lärm drangen vom Hintergarten bis weit über die Felder. Kathinka öffnete die Pforte und trat ein.

„Die schöne Frau kommt,“ rief Agnes. Sie spielten „Eins zwei drei, das letzte Paar herbei!“ auf dem großen Rasenplatz.

Kathinka hatte nur Huus gesehen. Er stand dort mitten in dem Haufen. Wie bleich war er doch und wie bekümmert er aussah!

Kathinka dachte bei sich: er hat auch gewiß nicht schlafen können, so wie ich, und sie lächelte ihm furchtsam zu mit leicht gebeugtem Kopf wie ein junges Mädchen.

Agnes stellte sich mit Kathinka auf, sie kamen vor Huus zu stehen.

„Ach was,“ sagte Agnes, „man kennt das: Sie haben natürlich einen Katzenjammer gehabt . . . deshalb sind Sie drei Tage unsichtbar gewesen. Und wir haben Sie erwartet . . .

Gestern wollte uns Frau Bai gar keinen Kaffee geben, weil wir auf auf Sie warten sollten.“

Digitized by Google

Kathinka blickte zur Erde, aber Agnes schonte sie nicht.

Es war ihr, als ob sie es ihm selbst gesagt hätte, wie sehnsüchtig sie auf ihn gewartet hatte.

„Und was ist das für ein Betragen, wenn man Gevatter bei einem Paar echter Kropftauben stehen soll," sagte Agnes.

Weder Huus noch Kathinka vermochten ein einziges Wort hervorzubringen, aber Kathinka fühlte Huus Blick auf sich gerichtet und blieb mit gebeugtem Kopfe vor ihm stehen.

Sie fuhren im Spiele fort. Sie sah nur ihn. Sie wechselten nur die Worte des Spiels mit halblauter Stimme; keiner von ihm wäre im stande gewesen, laut zu sprechen.

Kathinka wußte nicht, daß ihre Hände im Spiel in den seinigen ruhten, und sie ließ sie zaudernd los.

Es sollte zum Abendessen im Lusthause gedeckt werden. Der alte Pastor und der Kaplan Andersen kamen mit Luise der Aeltesten und der kleinen Jensen.

„Na," sagte Agnes, „dann haben sie also wirklich den Schinken gerochen."

Bevor die Gäste zu Tische gingen, hatte Luise die Aelteste sich bereits an den neuen Doktor herangemacht und ihm ihre Schönheit gezeigt.

Als sie alle im Lusthause Platz genommen hatten, rief der alte Linde zur Thür hinaus, ob nicht ein Paar auf der Liebesbank vergessen worden sei.

Die „Liebesbank" war eine alte, morsche Bank zwischen zwei Bäumen unten am Teich.

„Dort ist es so hübsch finster," bemerkte Frau Linde. „In alten Tagen," fuhr sie fort, „als unsere Söhne schwärmten — da kam stets ein Paar von da unten her — das heißt — jeder schlug seinen eigenen Weg um das Lusthaus ein . . . ja — damals —"

„Die Liebesbank" war Frau Lindes liebstes Thema.

„Ja — ja — Linde — da sind gar manche glücklich geworden," sagte sie.

Sie begann alle diejenigen aufzuzählen, die sich im Pfarrhof verlobt hatten . . . Es entstand am ganzen Tisch ein allgemeines fröhliches Geplauder über Liebe und Verlobung . . .

„Ja — — in dem Sommer, als sowohl Richard wie Hans Beck sich verlobten . . . Agnes rasselte stets mit dem Drücker, ehe sie die Thür öffnete . . . und nun gar die Nußallee . . . Na — ja, man war stets der Gefahr ausgesetzt, zu stören . . . Es raschelte stets etwas zwischen den Zweigen . . . Fräulein Horten trug einen krasgelben Rock . . . der schien!"

„Ja," bemerkte der alte Pastor, „man muß sich hüten, grelle Farben zu tragen."

„Aber es ist wunderschön in der Nußallee," platzte ein junges Mädchen heraus. Alle lachten so, daß sie sich über den Tisch warfen.

„Linde, Linde," rief Frau Linde, „vergiß auch nicht, daß heute Sonnabend ist . . ." Der alte Pastor lachte so, daß er einen Husten bekam. „Aber es war damals wirklich so, als wenn man ein ewiges Küssen in allen Ecken vernahm . . . Ja, ja," sagte Frau Linde, die die Sache praktisch nahm, „sie sind alle sehr gut angekommen . . ."

„Prost, liebe Frau Kathinka — wir wollen ein Glas trinken, wir beiden Alten," sagte der Pastor.

Kathinka fuhr zusammen: „Ich danke . . ."

Es wurde von einem jungen Paar gesprochen . . . dem letzten von der Liebesbank. Sie hatten bereits einen Knaben bekommen.

„Haben sie einen Jungen bekommen?"

Digitized by Google

„Ja — einen prächtigen Knaben."

„Acht Pfund," sagte Frau Linde.

„Und ein Heim!" —

„Alles wie geleckt! Und ein Girren, als ob sie noch in den Flitterwochen wären."

Die Mahlzeit war beendet und Frau Linde machte dem Pastor ein Zeichen.

„Ja, ja," sagte der alte Pastor, „trinken wir Mutters Gesundheit."

„Gesegnete Mahlzeit!"

Alle erhoben sich und bald darauf hörte man ein Summen im Garten. Kathinka lehnte sich an die Wand. Das Lärmen und Reden da draußen erschien ihr wie in weiter, weiter Ferne, und sie sah nur Huus bleiches, bewegtes Antlitz, sein geliebtes Antlitz.

Ein Paar Mädchen kamen, um den Tisch abzuräumen, und Kathinka ging in den Garten hinaus. Man wollte Verstecken spielen. Agnes war dabei abzuzählen:

„Ene bene Tintenfaß
Geh zur Schul und lerne was."

Der alte Pastor verabschiedete sich. Es sei ja Sonnabend, sagte er. Er begegnete Bai in der Gartenpforte: „Guten Abend — Inspektor . . . Ja, ich muß zu meiner Predigt."

Luise die Aelteste stand bei dem großen Jasminbusch. Da war ein Huschen und Verstecken hinter allen Büschen.

„Sie sieht, sie sieht," rief einer der Mitspielenden, welcher an dem Jasminbusch vorüber lief.

Und dann wurde es still.

„Ich komme," rief Agnes.

Kathinka trat ins Lusthaus. Sie schloß die Thür hinter sich: sie war so müde. Alle Worte, welche bei Tisch gefallen waren, hatten sich gleichsam um sie gelagert wie ein großer und hülfloser Schmerz.

Sie saß still da, als die Thür geöffnet und geschlossen wurde:

„Huus . . .!"

„Kathinka — aber Kathinka . . ." Die Worte ertönten mit verzweifelter Stimme und fast unter Weinen. Er riß ihre Hände an sich und küßte sie immerfort, während er zu ihren Füßen lag.

„Ja, mein Freund — ja, mein Freund."

Kathinka machte ihre Hände los und stützte sich einen Augenblick auf seine Schulter, während er vor ihr kniete: „Ja — Huus, ja."

Die Thränen liefen ihr an den Wangen herab; so unbeschreiblich zärtlich ließ sie die Hand durch das Haar des Schluchzenden gleiten.

„Ach lieber Huus — die Zeit wird alles mildern . . . bei Ihnen . . . wenn Sie," fuhr sie fort, indem sie die Hände von seinem Haar nahm und sich auf den Tisch stützte, „jetzt reisen . . . und wir uns nicht mehr sehen . . ."

„Nicht mehr sehen . . ."

„Ja — Huus — — sowie es auch sein muß . . ."

„Nein, ich werde mich Ihrer stets erinnern — immerdar und ewig . . ."

Sie sprach so sanft mit tausend kummererfüllten Liebkosungen in ihrer Stimme.

„Kathinka," rief Huus; er wandte das Gesicht, das in Thränen gebadet war, zu ihr empor.

Kathinka sah auf sein Gesicht hinab. Wie sie jeden dieser Züge liebte. Die Augen, den Mund, seine Stirn — die sie nie mehr wiedersehen sollte; denen sie nie mehr nahe sein sollte.

Digitized by Google

Sie that einen Schritt, gleichsam um zu gehen. Dann wandte sie sich zu Huus um, der am Tisch stand.

„Küssen Sie mich," sagte sie, indem sie den Kopf an seine Brust lehnte.

Er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und flüsterte unter Küssen wieder und wieder ihren Namen.

— — Draußen im Garten liefen sie hin und her. Luise die Aelteste stürzte durch die Nußbaumallee hinter dem neuen Doktor drein, sodaß sie Bai und Kjer fast über den Haufen gerannt hätte.

„Ja — wir waren auf dem Jahrmarkt," sagte Bai, „ein gemüthlicher Tag . . . Ein paar verteufelt nette Mädchen im Walde — flinke Mädchen in hohen Stiefeln, ein förmlich frischer Hauch, alter Freund Kjer . . ."

„Huus erzählte mir es schon," erwiderte Kjer.

„Huus," rief Bai, hielt aber plötzlich inne und sprach mit halbgedämpfter Stimme, „Huus — was habe ich gesagt? Ach, der Mensch versteht sich, weiß Gott, nicht auf Frauenzimmer. Er saß so geniert wie ein junges Gössel da und sah die „Nachtigallen" an . . . ein wahrer Jammer, alter Freund Kjer, das mit anzusehen — ein wahrer Jammer — —"

Luise die Aelteste fiel dem neuen Doktor vor dem Jasminbusch in die Arme.

Es begann zu dämmern. Rings umher im Garten promenierte man paarweise. Ein Name wurde laut durch den Gang gerufen: „Ja—a," ertönte es dann aus der Gegend am Teiche.

Und dann, während die Glocken den Sonntag einläuteten, wurde es stiller und stiller. Schweigend ging man zusammen nach der großen Grasbank und dort sprach man in kurzen gedämpften Sätzen.

Kathinka saß neben Agnes. Die Pfarrerstochter machte „der schönen Frau" immer den Hof.

„Singen Sie ein wenig, Fräulein Emma," sagte Agnes.

Eine kleine Dame fing an zu singen, während die anderen rings umher auf der Grasbank saßen. Es war der Gesang von Herr Peter.

All die jungen Mädchen fielen in den Refrain ein.

Agnes wiegte die schöne Frau leise hin und her, während sie sang:

„Schöne Worte
Schaffen kurze Freud',
Schöne Worte
Schaffen langes Leid',
Schöne Worte!"

Und es wurde wieder still. Sie sangen ein Lied nach dem anderen. Bald erklang nur eine Stimme, bald fielen mehrere ein.

Kathinka blieb bei Agnes sitzen, schweigsam an sie gelehnt.

„Siegen Sie mit, schöne Frau," sagte Agnes, indem sie das Gesicht zu Kathinka hinabbeugte.

Es war völlig Abend geworden. Die Büsche ringsum standen wie große Schatten da. Und nach dem warmen Tag war die Luft thaufrisch und voller Duft.

Ein Herr redete Huus an und er antwortete. Kathinka hörte seine Stimme.

„Marianne" wollen wir singen, das ist sehr hübsch," sagte Fräulein Emma.

Ja . . . „Marianne."

Digitized by Google

Agnes und Fräulein Emma sangen. „Bleiben Sie doch sitzen," sagte Agnes zu Kathinka.

„Unter des Grabes Rasen schlief
die arme Marianna,
Kam die Maid und beklagte tief
die arme Marianna.
— — —
Um das Herz sich die Schlange schlingt;
Nimmer die Erde dir Frieden bringt; —
Arme Marianna

„Frieren Sie, schöne Frau?"

„Wir müssen wohl nach Hause," sagte Kathinka, indem sie sich erhob. „Es ist gewiß spät."

— — —

Sie stand außerhalb des Gartens. Sie hatte ihm Adieu gesagt.

Sie hatte sein Gesicht gesehen, bekümmert und blaß, während er sich hastig über sie hinabbeugte. Sie hatte seinen Händedruck gefühlt krampfhaft, so daß es schmerzte, und Bais Ruf gehört:

„Adieu — Huus, — wir sehen uns noch."

Und schnell, indem sie sich zwang, über etwas zu lächeln, was sie nicht gehört hatte, reichte sie allen die Hand, und Agnes umfaßte sie und lief mit ihr bis zur Gartenpforte — —

Die Pforte schlug zweimal hin und her und fiel endlich ins Schloß . . . und hinter ihnen sangen sie drinnen im Garten.

„Laß uns diesen Weg gehen," sagte sie.

Es war ein Pfad über die Felder längs des Pfarrgartens; man mußte hinter einander gehen.

Kathinka schritt langsam hinter Bai her.

„Gute Nacht!" ertönte es zu ihnen herüber. Der alte Linde hatte den Hügel im Garten bestiegen und hielt das Taschentuch um den Kopf geschlungen.

„Gute Nacht, Herr Pastor!"

„Gute Nacht!

Sie gingen weiter über das Feld. Beim „Gute Nacht!" des Pastors kamen plötzlich Thränen in Kathinkas Augen und sie fuhr fort leise zu weinen. Sie drehte sich zweimal um und sah sich nach dem alten Linde auf seinem Hügel um.

„Kommst Du?" fragte Bai.

Sie kamen heim. Bai revidierte die Weiche, redete und sah alles nach, und ging endlich schlafen. Kathinka ging umher und verrichtete die gewohnten Geschäfte, bedeckte die Möbel, begoß die Blumen und löschte die Lampe aus.

Das geschah alles wie durch einen Schleier, wie im Traum.

Sie stand am nächsten Tage auf und ging an die gewohnte Arbeit; denn die Züge kamen und gingen und sie saß am Fenster vor den Feldern, die heute wie gestern da lagen.

Sie sprach, wurde alltäglich gefragt und gab alltägliche Antworten. Sie war draußen in der Küche, um Marie, dem Mädchen, zu helfen.

Fenster und Thüren standen offen, drüben in der Filialkirche begannen die Glocken zu läuten.

Marie plauderte in einem fort, als plötzlich Frau Bai sagte: „Ich gehe in die Kirche." Und fort war sie, ehe Marie antworten konnte.

Frau Bai lief fast über die sonnenheißen Felder hin.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Einige Tage später reiste Kathinka nach ihrer Vaterstadt.

Einer ihrer Brüder hatte dort ein Kaufmannsgeschäft — bei ihm wohnte sie —; die anderen Geschwister waren in alle Winde zerstreut.

Ihre Schwägerin war eine liebe, kleine Frau, die jedes Jahr ein Kind zur Welt brachte, und halb geniert und eingeschüchtert in ihrer ewigen Schwangerschaft herumtründelte. Sie war sehr bequem geworden und zum Teil auch ein wenig verdummt. Sie hatte ja auch weiter nichts zu thun, als Kinder in die Welt zu setzen und zu nähren.

Im Hause befand sich unter den Zimmern immer eins, in dem man nicht dazu gekommen war, die Gardinen aufzuhängen; diese lagen gesteift bereit und harrten ihrer Bestimmung, über alle Stühle zerstreut. Gewaschen wurde im Hause stets der vielen Kleinen wegen. Ueberall sah man Schnüre mit Leinenzeug und Strümpfen. Das Essen zu den Mahlzeiten wurde nie zur rechten Zeit fertig und es waren stets zu wenig Teller, wenn man endlich zu Tisch kam.

„Die kleine Mi und Mutter essen zusammen," sagte die kleine Frau.

Die Thüren klappten unablässig, und jede halbe Stunde hörte man ein Geheul durch das Haus als werde ein Ferkel abgestochen. Es war eins von den Kleinen, das in irgend einem Winkel gefallen war. Sie hatten stets Beulen vorn und hinten.

„Na," sagte der Bruder, „schon wieder — —"

„Ja — was soll ich dabei machen, Christopfer?" sagte die kleine Frau.

Sie sagte stets: „Ja, was soll ich dabei machen, Christopfer?" — und dann sah sie hilflos drein.

Nach und nach kam mit Kathinka Ruhe ins Haus. Sie bedurfte der Beschäftigung, sie wußte sich nützlich zu machen und ging so lautlos umher, während alles gethan wurde.

Die kleine Schwägerin saß förmlich erleichtert in ihrem Stuhl in einer Ecke und lächelte dankbar — sie saß stets in den Ecken hinter einen Sekretär oder neben dem Sopha — mit ihrem verlegenen Lächeln.

Kathinka blieb am liebsten zu Hause innerhalb der vier Wände. Hier befanden sich die alten Möbel aus ihrem Elternhaus, all die alten Dinge: Das Meisterstück des Vaters, ein Schrank aus Eichenholz mit geschnitzten Figuren auf den Thüren — daheim hatte er in der Staatsstube zwischen den Fenstern gestanden.

„Das ist Moses und seine Propheten," sagte der Vater. Kathinka hatte gemeint, das diese Männer das Wunderbarste auf der ganzen Welt seien.

Und der Marmortisch, der auf einer Auktion gekauft worden war und auf dem die „feinen Sachen" in systematischen Reihen standen: die silberne Zuckerschale mit der Kanne und dem silbernen Becher, einem Ehrengeschenk der Tischlerzunft.

Während sie im Hause umherging und Ordnung schaffte, fand Kathinka stets Erinnerungen aus ihrem Elternheim, eine alte Tasse mit Inschrift, ein vergilbtes Bild, drei, vier Teller . . .

Die alten Teller, mit den blauen Chinesen und der Garten mit drei Bäumen und der kleinen Brücke über dem Bach — — — Wie viele Geschichten über diese Chinesen hatten sie sich nicht daheim des Sonntags erzählt, wenn das feine Service gebraucht wurde!

Kathinka bat, ob sie diese alten Teller behalten dürfe:

„Ob Du es darfst?" sagte die kleine Frau . . . „O mein Gott —

Digitized by Google

es sind ja nur Scherben (alles war in Scherben dort im Hause) — hier wird ja alles ruiniert . . . aber was soll ich dabei machen?"

Wenn Kathinka wirklich einmal das Haus verließ, ging sie zu den Gräbern ihrer Lieben nach dem Kirchhof. Dort oben war es am besten; sie meinte oft, sie sei wie eine Wittwe, die hier am Grabe ihres Mannes säße.

Er wäre so plötzlich gestorben, sie hatten so kurze Zeit miteinander gelebt und jetzt stand sie allein, ganz allein.

Und wie sie so da saß, las sie die Inschrift auf den Grabsteinen, die Namen ihres Vaters und ihrer Mutter.

Ob sie einander geliebt hatten? Der Vater, der stets gebrummt hatte und da saß und sich aufwarten ließ, — und die Mutter, die so ganz anders wurde, als er gestorben war, als ob sie plötzlich von Neuem wieder aufblühte . . .

Wie wenig sie doch ihre Eltern gekannt hatte!

Ja — wie wenig sie doch einander kennen — alle Menschen, die mit einander und neben einander leben . . .

Kathinka lehnte den Kopf gegen den Stamm der Trauerweide. Sie fühlte eine bittere Trostlosigkeit, die sie früher nie gekannt hatte.

Auf die Straße oder in die Stadt kam sie nur selten. Es war überall sehr viel Neues und alles war ganz anders als früher. Lauter neue Gesichter und neue Namen, Leute, die sie nicht kannte.

Sie war in dem alten Hause gewesen. Dort waren Hinterzimmer aus der alten Werkstatt erbaut worden. Und da waren Fenster und neue Thüren eingesetzt, und wo früher ihr Taubenschlag gewesen war, hatte man eine Giebelstube eingerichtet.

Kathinka ging nicht mehr nach dem alten Hause.

Auf der Straße war sie Thora Berg begegnet.

„Aber, das — ja, das ist ja die alte Stimme — das ist ja Kathinka . . ."

„Ja."

„Aber, Kind, — wo kommst Du denn her? . . . Du bist ganz unverändert."

„Und Du?" sagte Kathinka; sie hatte Thränen in den Augen.

„Ich — Gott erbarme sich, ich wohne ja hier — seit dem Frühling — wir sind versetzt worden."

„Ja, mein Kind, es ist inzwischen viel Wasser ins Meer gelaufen . . . Du hast wohl keine Kinder?"

„Nein," antwortete Kathinka.

„Dachte ich es doch. — Dank Deinem Gott, Thinka — ich habe vier und fünf Pensionäre . . . ja — man reicht nicht weit mit der Gage eines Hauptmanns zweiter Klasse . . . Aber Du . . . wo wohnt Ihr, Kinder — immer auf der alten Stelle . . . Ach Gott, wir beim Militär, wir haben ja keine bleibende Stätte . . ."

Thora sprach weiter. Kathinka ging neben ihr her und sah sie an. Eigentlich war es dasselbe Gesicht, aber es hatte gleichsam straffe Linien bekommen und war so gelb und spitz am Kinn geworden.

„Du siehst mich an, Thinka," sagte Thora, „ja — Du — von Klubbällen kann man just nicht leben . . ."

Sie sagte, sie werde Kathinka besuchen und sie mit nach Hause nehmen in ihr Nest.

„Aber," fügte sie hinzu, „jetzt stehen meine Kinder und Pensionäre gerade vor dem Examen — wir sitzen bis an den Hals in französischen

Digitized by Google

Vokabeln.“ Sie trennten sich. Kathinka blieb stehen und sah ihr nach. Sie trug eine kurz abgeschnittene Sammetjacke über einem gelben Kleide. Es war alles schräg genommen und sah aus, als sei es ein wenig zu eng.

Sie sahen sich erst ungefähr nach einer Woche in der Kirche wieder.

„Man kann nicht aus der Thür kommen — ich habe Dich jeden Tag besuchen wollen,“ sagte Thora. „Komm nur am Mittwoch zu uns, Du . . . Mittwoch um drei Uhr Nachmittags . . . Am Mittwoch hat man am meisten Ruhe,“ fügte sie hinzu.

Kathinka fand sich am Mittwoch dort ein.

Thora war in der Küche, als sie kam, und Kathinka mußte in der Wohnstube warten. Das Zimmer war zu groß für die Möbel, Thoras alte Ausstattungsmöbel, die abgenutzt und verblichen waren. Am Fenster standen ein moderner Blumenständer mit einem Gummibaum und ein Rohrschaukelstuhl mit einer gestickten Decke. Das waren die Staatsmöbel.

Auf dem Tisch lagen eine Gedichtsammlung in verblichenem Einband und einige Rhein-Panorama-Erinnerungen von der Hochzeitsreise des Hauptmanns und seiner jungen Frau.

An den hohen, gelb tapezierten Wänden hingen einige Blumenstücke in schmalen, vergoldeten Rahmen. Es waren Rosen und Stiefmütterchen mit großen Thautropfen, die wie Glasperlen über die Blätter ausgestreut lagen. Kathinka kannte sie, Thora hatte sie als junges Mädchen gemalt.

„Ja, man schmückt sein Haus mit seinen alten Talenten,“ sagte Thora; sie kam herein, als Kathinka die Rosen mit den Glasperlen betrachtete.

Der Hauptmann öffnete die Thür im leinenen Hausrock und bloßem Halse: „Soll gegessen werden?“ fragte er.

„Wir haben ja Besuch, Dahl,“ sagte Thora, und die Thür wurde geschlossen. „Dahl zeichnet topographische Karten, Du,“ sagte sie.

Der Hauptmann wurde wieder sichtbar, jedoch, in Interimsuniform.

„Sehr erfreut — sehr erfreut,“ sagte er und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen. Wenn der Hauptmann nicht Karten zeichnete oder kommandierte, hatte er stets einen Verfalltag und eine Rechnung im Kopfe. Es waren Ueberreste aus den Lieutenantstagen und von der Hochzeitsreise mit den beiden Rhein-Panoramas.

Thora saß da und redete ununterbrochen. Kathinka dachte, wie unruhig Thoras Augen geworden seien, denn bald richteten sich dieselben auf die Thür, bald auf Dahl, während sie immer weiter redete.

„Es ist ein Viertel,“ sagte der Hauptmann.

„Die Knaben sind noch nicht da,“ sagte Thora.

„Und deshalb essen wir nicht?“ sagte der Kapitän. „Sie müssen wissen, Frau Bai, die Jungen sind hier die Herren im Hause.“

Thora sagte nichts, und der Hauptmann setzte sich auf einen abseits stehenden Stuhl am Schreibtisch. Die Rücklehne fiel herab.

„Daß der Stuhl auch nie zum Tischler kommt,“ sagte er.

„Ja — Dahl . . .“

„Wir warten nun schon ein halbes Jahr darauf, Frau Bai,“ sagte der Hauptmann, indem er sich leicht vor ihr verbeugte, „so ist es Mode hier im Hause.“

Die Knaben meldeten sich, indem sie wie die wilde Jagd von der Bodentreppe herabstürzten.

„Da sind sie,“ sagte Thora. Man ging ins Speisezimmer. Der Kapitän hatte Kathinka den Arm geboten. Thora setzte die herabgefallene Lehne wieder auf, so daß sie sich gegen die Wand stützte.

Digitized by Google

„Wo seid ihr gewesen?" fragte der Kapitän.

„Wir haben gebadet," antworteten die Knaben. Sie hatten eine Stunde lang am Rande eines Grabens geraucht und dann die Köpfe in ein Waschbecken gesteckt.

„Das sind meine Kinder," sagte Thora. Mit dem Worte „meine" meinte sie einen neunjährigen Knaben und drei kleine Mädchen, deren Haar mit Wasser glatt gekämmt war.

Der Kapitän nahm Natron zum Essen und wischte bei jedem Bissen seinen Napoleonsbart, der in dem müden Gesicht gewichst und wohl gepflegt war.

Der Kapitän sprach über die Gehaltsverhältnisse an der Eisenbahn.

Die Pensionäre waren fünf Gutsbesitzersöhne, die in die Realschule gingen. Diese nannten „meine vier" „Bettlerkinder" und prügelten oft den neunjährigen Knaben; sonst waren sie ganz gutmüthige Bengel.

Sie aßen wie die Wölfe und sagten, daß sie nie satt würden, ausgenommen „daheim auf dem Gut."

Der neunjährige Knabe saß mit großen, altklugen Augen da und blickte bald die Knaben, bald Thora an.

„Das Porzellan hat einen Riß zu Ehren unseres Besuchs," sagte der Hauptmann, indem er Kathinka den Gurkensalat in einer gerissenen Schüssel reichte.

„O, das geschieht so leicht, Herr Hauptmann," sagte Kathinka.

Der eine Knabe bat fortwährend um mehr Kartoffeln. Er hatte gesehen, daß keine mehr in der Schüssel waren.

„Da ist Gurkensalat," sagte Thora . . . „Dahl, willst Du mehr haben?"

„Du bekommst ja selbst nichts Thora," sagte Kathinka, „wir haben ja schon alle bereits bekommen —"

„Liebe Frau Bai," sagte der Hauptmann, „das ist ihr Privatvergnügen. Was Ruhe ist, wissen wir hier im Hause nicht."

Thora schnitt das Fleisch für die kleinsten der Mädchen.

„Mein Herr Gemahl ist heute in sehr guter Laune — das kannst Du wohl hören . . ," sagte sie lachend, „nicht war Herr Hauptmann?"

Der Hauptmann war stets in dieser Laune.

„Welche Nummer hast Du in der Geographie bekommen, Gustav?"

„Kaum genügend," ertönte es in tiefem Baß von einem der Teller.

„Glaubst Du, Gustav, das Dein Vater damit zufrieden sein wird?"

„Meinem Vater ist das ganz egal," sagte der Baß.

Man erhob sich vom Tische. Alle Thüren im ganzen Haus klappten hinter den Jungen.

„Ja — Frau Bai," sagte der Hauptmann, „das ist Thoras Invasion; sie fürchtet, daß wir einmal Ruhe und Frieden im Hause bekommen könnten."

Der Hauptmann ging wieder an seine Karten. Thora hantierte hinter dem Petroleumkocher mit allerlei Kaffee-Mischungen.

„Kann ich Dir denn nicht helfen?" fragte Kathinka.

„Nein, ich danke, Thinka."

Thora hatte rote Flecken auf den Wangen, sie hielt sich die Schläfen: „Es ist immer ein bischen viel bei Tische, Du," sagte sie.

„Aber Du nimmst die Sache viel zu unruhig, Thora," sagte Kathinka, die selbst schon ganz warm geworden war.

„Wenn man diesen Radau vom Morgen bis zum Abend hat, mein Kind," sagte Thora.

Sie kam nicht zur Ruhe an ihrem Nähtisch. Die Thüren gingen

Digitized by Google

unabläſſig. Die Knaben hatten ſich verſchworen, daß aus dem Kaffeeklatſch nichts werden ſollte, — und rutſchten jede Minute von der Bodentreppe herab, um nach Vokabeln zu fragen.

Thora hielt die Hand vor die Stirn und ging vom Engliſchen zum Deutſchen über.

Der Neunjährige „übte" im Eßzimmer.

„Nikolai immer mußt Du üben, wenn ich Kopfſchmerzen habe . . . Höre doch endlich auf."

Nikolai ſchlich ſich leiſe vom Klavier fort. Thora ſchalt immer ihre „eigenen", wenn ſie von den Penſionären gepeinigt wurde.

Thora ſetzte ſich in die Sophaecke und zog die Beine unter ſich — wie ſie es als junges Mädchen ſo oft zu thun pflegte.

Sie ſprechen von den Leuten in der Stadt.

„Ja — es ſind lauter neue Familien — die alten ſind fort."

„Ja — die alten ſind fort," ſagte Kathinka. Sie blickte Thora an, die den Kopf gegen den Sopharücken gelehnt und die Augen geſchloſſen hatte. Wie tief ſie eingefallen waren, dieſe Augen.

„Ich weiß bald niemand mehr von alten als Deinen Bruder," ſagte ſagte Thora.

„Ach ja doch" . . .

Thora lachte: „Großer Gott, Deine arme Schwägerin," ſagte ſie — „iſt ſie ſchon wieder ſo weit?"

„Ja — die Aermſte!"

Sie ſchwiegen eine Weile, dann ſagte Thora, indem ſie die Augen öffnete: „Ach Du — wir ſind ja alle hier auf Erden zur Fortpflanzung beſtimmt."

Thora ſchloß die Augen wieder und die beiden Freundinnen ſaßen ſchweigend da.

„Ja — Du, Thinka," ſagte Thora dann: „Das Leben iſt ſehr wunderlich."

Kathinka blieb nicht zum Thee. Sie ſagte, ſie habe verſprochen, nach Hauſe zu kommen. Sie fühlte das Beſürfniß, in die friſche Luft hinauszukommen und allein zu ſein. Als ſie auf der Straße war, bekam ſie die Idee, dem „Fräulein" einen kurzen Beſuch zu machen. Es war ſo ſtill bei der Alten und ſo unverändert. Kathinka bog um die Ecke der Straße, wo das Fräulein wohnte. Ihr traten Thränen in die Augen, als ſie die drei Linden vor den Fenſtern ſah. Sie war ſchon bei Thora dem Weinen nahe geweſen — während der ganzen Zeit.

Sie ſtieg die kleine Treppe neben dem grünen Keller hinauf und klopfte an. Geruch von Roſen und Sommeräpfeln ſtrömte ihr entgegen, als ſie die Thür öffnete.

Das Fräulein puſſelte mit Roſenblättern, die ſie auf Zeitungspapier in der Schlafkammer ausgebreitet hatte, um Potpourri daraus zu machen.

Alle die jungen Mädchen aus Holmſtrupp waren bei ihr geweſen . . .

„Sie wollten ja ihre Birnen vom Baume haben," ſagte das Fräulein — „jetzt geht es damit zu Ende."

Kathinka mußte mit hinauskommen und den Baum und „meine" Roſen ſehen.

„Es waren gerade drei Roſen zu Madame Byſtröms Kranz dageweſen . . . drei Roſen waren wirklich dageweſen . . ."

Sie gingen wieder hinein. Das Fräulein plauderte über allerlei, indem ſie ſich hin und her bewegte, ſodaß ihre Worte ſich zwiſchen den Thüren verloren. Kathinka ſaß auf dem Fenſtertritt; ſie antwortete nur hin und wieder mit einem Ja oder Nein. Durch die offene Küchenthür ſah man in

Digitized by Google

grünen Garten hinaus. Die Vögel zwitscherten, sodaß man es im Zimmer hörte.

Wie still war es doch hier, als gäbe es gar keine Welt außer dieser.

Kathinka besah die alten Bilder, die vergilbt in ihren schiefen Rahmen hingen; sie erkannte jedes einzelne wieder. Die silberne Kaffeekanne auf dem Tisch, das Prachtstück mit den drei Paar echten Tassen; und auf der Konsole vor dem verblichenen Spiegel die feinen Nippsachen, mit darüber gebreiteten Taschentüchern bedeckt, und Läufer auf dem Boden nach allen Thüren und die Katzen, die auf ihren Kissen schnurrten.

Sie erkannte alles wieder.

Das Fräulein fuhr fort zu plaudern, während sie aus und ein ging. Kathinka hörte nichts mehr. Es begann dämmerig zu werden, hier drinnen wo die Linden Schatten warfen, und die alten Ecken lagen im Halbdunkel. Es war das zweite Mal, daß das Fräulein den Namen Huus draußen in der Küche nannte. Kathinka erschrack, sie glaubte, sie habe selbst den Namen in Gedanken laut ausgesprochen.

„Da ist ja ein Herr Huus in Eurer Gegend," sagte das Fräulein wieder.

„Ja, Verwalter Huus," erwiderte Kathinka. „Kennen Sie ihn?"

Das Fräulein erschien in der Thür. Ob sie ihn kannte? Er sei ja ein leiblicher Halbvetter von Vetter Karl auf Kjärsholm.

„Von den Kjärsholmern, die mit einer Lundgaard verheirathet waren, — in zwei Generationen."

Sie begann von Huus und von seiner Mutter zu sprechen, die eine Lundgaard war, und von ihrem Gut, ihren Verwandten, von Vetter Karl auf Kjärsholm und von der alten Familie . . . während sie immerfort hin und her ging.

Sie zündete Licht in der Küche an und beschäftigte sich mit den Rosen im Schlafzimmer auf dem Bett. Kathinka saß still in ihrer Ecke und hörte nur *seinen* Namen, der stets wiederkehrte.

Das erste Mal, daß sie seinen Namen während aller dieser Wochen hörte.

„Aber wie ist *er* denn eigentlich?" fragte das Fräulein, indem sie ins Zimmer trat, die schlafende Katze vom Lehnstuhl nahm und sich, die Hände über der Katze in ihrem Schoß gefaltet, unterhalb des Fenstertrittes hinsetzte.

Kathinka begann zu sprechen — einige allgemeine Worte fast zaudernd, als ob sie an etwas ganz anderes dächte. Aber dann überkam es sie plötzlich, von ihm zu sprechen, seinen Namen zu nennen — seinen Namen nennen zu können.

Und sie erzählte von Weihnachten, von dem blauen Shawl und von dem Neujahrsabend, als er im Schlitten kam, und von den Winternächten, wenn sie ihm unter den vielen Sternen das Geleite gaben. — —

„Ja," sagte das Fräulein von ihrem Stuhl aus, „ja — es sind prächtige Menschen . . . diese Huus."

Kathinka fuhr fort, mit gedämpfter Stimme im Halbdunkeln von ihrer Ecke aus zu sprechen.

Als das Frühjahr gekommen war, hatte er ihr im Garten geholfen — er hatte die Rosen gepflanzt — er konnte alles . . .

„Ja," sagte das Fräulein, „das ist eine prächtige Familie."

Und von der Zeit während der Sommertage, die dann kamen, und von dem Jahrmarkt . . . von allem erzählte sie. — — Das Fräulein begann in ihrem Lehnstuhl mit dem Kopfe zu nicken — das Fräulein wurde leicht schläfrig, wenn sie *zuhören* sollte — und schlief, die Hände über der Katze gefaltet.

Digitized by Google

Kathinka hielt inne und saß schweigend da. Draußen wurde das Gas angezündet und erhellte die Stube: die Bilder an den Wänden, die alte Uhr und das Fräulein, das mit der Katze im Schoße schlief, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Das Fräulein erwachte und hob den Kopf; „Ja," sagte sie: „er ist ein prächtiger Mensch."

Kathinka hörte nicht, was sie sagte. Sie erhob sich nur, um fortzukommen. Und draußen in der frischen Luft auf dem Wege hinter der Stadt, wo sie ging, war es ihr nur, als ob ihre Sehnsucht mit jedem Schritt wüchse.

— — —

Ein paar Tage später erhielt sie eines Morgens einen Brief von Bai. „Das Bemerkenswerteste was sich hier zugetragen hat," schrieb er, „betrifft Huus. In der vorigen Woche reiste er nach Kopenhagen, in Geschäften, wie er sagte, und einige Tage nachher schrieb er dann an Kjer, denke nur, er möchte ihn aus seinen Diensten entlassen. Er habe Gelegenheit gefunden, nach Holland und Belgien zu reisen, schrieb er, — infolge eines Stipendiums, und würde einen Stellvertreter senden. Und dieser Stellvertreter kam gestern. Kjer flucht und schilt und mir ist es auch sehr fatal — jetzt, wo wir uns so gut an diesen Philister gewöhnt hatten."

Der Brief lag aufgeschlagen vor Kathinka auf dem Tisch. Sie las ihn wieder und wieder: sie hatte nicht geahnt, daß sie doch Hoffnung gewährt hatte. Aber sie hatte geglaubt, es sei alles nur ein Traum: ein Wunder müsse geschehen. Sie müßte ihn wiedersehen und er würde nicht reisen.

Und nun war er dennoch gereist. Gereist — weit fort.

Die Kinder ihres Bruders schwatzten um sie her bei ihrer Milch. „Tante — Tante Thinka!" Das kleinste der Kinder fiel vom Stuhl und brüllte.

„Ach mein Gott, Emil ist gefallen," sagte die kleine Frau . . .

Kathinka hob Emil auf, trocknete sein Gesicht ab — und ohne es selbst zu wissen — kehrte sie zu ihrem Briefe zurück.

Gereist — und weit fort.

Aber jetzt wollte sie nach Hause, wollte daheim sein und nicht unter diesen fremden Menschen.

Wenigstens wollte sie heim.

— — —

Es war am letzten Nachmittag, als sie sich im Hause ihres Bruders befand. Das Kindermädchen war mit der ganzen Kinderschaar in den Park gegangen.

Kathinka und ihre Schwägerin saßen allein im Zimmer; diese brütete über ihrem Kinderzeug.

Da legte die kleine Frau plötzlich mitten in ihrer Beschäftigung den Kopf auf den Nähkasten und schluchzte.

„Aber, Marie," sagte Kathinka, „aber Marie, was ist denn . . ."

Sie erhob sich und trat zu ihrer Schwägerin hin: „Was hast Du denn, Marie?" fragte sie.

Die kleine Frau fuhr fort, in ihren Nähkasten hineinzuschluchzen.

Kathinka umfaßte ihren Kopf und sprach ihr ruhig zu. „Aber Marie, was ist denn nur — Marie?"

Die kleine Frau erhob das Gesicht: „Ja," sagte sie, „nun reist Du . . . und Du warst so gut zu mir" . . . sie schluchzte und legte wieder den Kopf über ihren Nähkasten . . . „so gut zu mir . . . die ich mich stets in diesem Einerlei bewege . . . stets . . ."

Digitized by Google

Kathinka war gerührt. Sie kniete auf dem Fußboden vor der kleinen Frau und ergriff ihre Hände: „Aber — Marie," sagte sie, „es wird ja anders werden."

„Ja" — und die kleine Frau fuhr fort zu weinen, indem sie den Kopf an Kathinka lehnte — „wenn ich einmal alt geworden bin — oder wenn man stirbt . . ."

Kathinka löste ihr die Hände vom Gesicht und wollte sprechen, aber dann gewahrte sie das kindliche Gesicht der Schwägerin, das von Thränen benetzt war, und die kleine verunzierte Gestalt, und still ging sie zurück an ihren Platz, während die kleine Frau zu weinen fortfuhr.

Am Abend ging Kathinka nach dem Friedhof. Sie wollte sich von dem Grabe ihrer Eltern verabschieden. Sie begegnete Thora. Diese hatte einen Kranz nach dem Grabe ihrer Mutter gebracht, denn es war heute deren Geburtstag.

Die beiden Freundinnen standen zusammen vor dem Grabe.

„Ja, Thinka," sagte Thora, „wenn wir erst alle hier liegen, die Nase in die Luft!"

Sie trennen sich an der Grabstätte von Kathinkas Eltern.

„Man trifft sich stets wieder in dieser Welt," sagte Thora.

Kathinka öffnete die Gitterpforte, und setzte sich auf die Bank unter der Trauerweide. Sie blickte auf den Leichenstein mit seinen todten Buchstaben und es war ihr, als habe sie jetzt alles auf der Welt — auch das Heim ihrer Kindheit verloren.

Was war aus allem geworden? Grau und elend — alles.

Sie sah Thora vor sich mit ihren unruhigen Augen und hörte die Stimme des Hauptmann's. „Das Porzellan ist gerissen zu Ehren unsers Besuchs" . . . und sie sah das Gesicht ihrer kleinen Schwägerin, wie sie geweint hatte.

Und hier — — dieser Flecken mit seinem Todtenstein und seinen beiden Namen — das war jetzt die ganze Erinnerung an ihre Jugend und an ihre Heimath.

Sie saß lange da und überschaute das Leben, das sie von nun an führen sollte, und es war ihr, als ob es über ihr zusammenschlüge, Alles eine einzige unfaßliche, sie umwogende Hoffnungslosigkeit.

— — —

Sie stieg aus dem Waggon auf den Perron und ließ sich von Bai küssen und Marie nahm ihr das Handgepäck ab; sie selbst hatte nur einen Gedanken, in die Zimmer zu gelangen — hinein.

Es war ihr, als ob Huus da drinnen sein und auf sie warten müßte.

Und sie ging voran und öffnete die Thür zum Wohnzimmer, das reinlich und zierlich ihrer wartete; sie öffnete die Thüren zum Schlafzimmer, zur Küche, wo alles von Sauberkeit glänzte . . . rein und — leer.

„Aber — mein Gott — wie ist die Frau Inspektor mager geworden," begann Marie, die das Gepäck herbeischleppte.

Und nun ging das Erzählen los, während Kathinka bleich und müde auf einen Stuhl gesunken war — über die ganze Gegend. Ueber alles, was geschehen und was erzählt worden war. Drüben im Krug hatten sie Sommergäste gehabt und der Pfarrhof war von Fremden bis unter das Dach besetzt gewesen.

Und Huus — war fortgereist . . . plötzlich und ganz unerwartet . . .

„Ja, ich dachte es . . . denn er war am letzten Abend hier bei uns und mir war es gerade so, als ob er allen Dingen hier in den Zimmern

Digitized by Google

adieu sagte, denn er saß hier drinnen in der Stube ganz allein und auch draußen im Garten . . . und hier draußen auf der Treppe bei den Tauben."

„Wann reiste er?" fragte Kathinka.

„Jetzt ist es wohl zwei Wochen her."

„Zwei Wochen . . .?"

Kathinka erhob sich still und ging in den Garten hinaus. Sie durchschritt alle Gänge; zu den Rosen, hinab zum Hollunderbaum: hier war er gewesen, um ihr Lebewohl zu sagen — auf jedem Flecken, an jeder Stelle . . . Sie hatte keine Thränen. Sie fühlte das Ganze fast wie eine stille Feier . . .

Da ertönte ein fröhliches „Hallo!" vom Wege her. Sie hörte Agnes' Stimme in einem großen Chor. Sie fuhr beinahe in die Höhe: hier an diesem Orte wollte sie sie nicht gleich sehen.

Agnes flog mit ihrem Willkommen zu ihr hin wie ein großer Hund und hätte sie fast übergerannt; und die ganze Gesellschaft vom Pfarrhof kam ins Haus. Es wurde ein Tisch unter dem Hollunderbaum gedeckt, wo sie alle mit Chokolade bewirtet wurden. Sie blieben bis zum Achtuhrzug.

Der Zug war davongebraust und auch der Besuch war wieder fort — man hörte die Gesellschaft auf dem Wege lärmen —; der Stationsdiener hatte die Milchkannen bei Seite gestellt und Kathinka saß allein auf dem Perron.

„Ja," sagte Bai vom Fenster — „von Huus soll ich dich grüßen . . ."

„Danke."

„Hm, wie die Tage kurz werden . . . und verteufelt kalter Wind . . . Du thätest am besten, hereinzukommen . . ."

„Ja — ich komme."

Bai schloß das Fenster.

Der Lärm der Gesellschaft vom Pfarrhof erstarb in der Ferne. Alles war wieder still und öde.

Kathinka blieb vor den schweigsamen und in Dämmerung gehüllten Feldern sitzen. Hier sollte sie von nun an leben.

— — —

Ida die Jüngste hatte es ja in allen ihren Briefen während des letzten Monats geschrieben, aber Frau Abel wagte nicht zu hoffen. Ihre Ida war so außerordentlich sanguinisch.

Sie setzte sich, den Brief in der Hand, auf das nasse Schüsseltuch neben dem Herd und heulte.

Luise die Aelteste hatte einen Spaziergang gemacht, um Champignons in der Umgegend der Doktors-Wohnung zu suchen. Als sie heimkehrte, saß ihre Mutter noch auf dem Küchenstuhl und wiegte sich hin und her.

„Was hast Du nur?" fragte Luise die Aelteste; sie fand, daß die Mutter so wunderlich aussähe.

„Ida — meine Jüngste . . ." begann die Mutter zu heulen.

„Unsinn," sagte Luise die Aelteste. Die Mutter reichte ihr den Brief mit der Geberde einer Heldenmutter in der Tragödie.

Luise las den Brief kaltblütig: „Das ist ja gut," sagte sie . . . „für sie."

„Sie hat ja einen ganzen Sommer dazu gehabt."

Luise die Aelteste ging ins Zimmer und hämmerte auf das Klavier los. Dann, wie sie so dasaß, fing auch sie an zu brüllen, den Kopf auf die Tasten gelegt.

„Du willst ihr doch wohl gratulieren," sagte sie plötzlich mitten in ihrem Weinen.

„Was sagst Du?"

Digitized by Google

„Ich sage, Du willst ihr doch wohl gratulieren," erwiderte Luise die Aelteste, und trocknete die Augen. Sie begann sich in die neu geschaffene Situation zu fügen.

„Ja — mein Kind," sagte die Wittwe Abel matt.

„Ich kann ja die Depesche hinabbringen . . . ich gehe auf dem Pfarrhof vor . . . Und Du gehst zur Jensen und zum Müller . . ." Luise, die älteste Tochter des Hauses, ordnete den Feldzugsplan. Sie begriff, daß sie wenigstens jetzt Schwägerin geworden war, sie war urplötzlich kindlich erfreut und rief: „Es lebe das Postwesen," als sie von der Station zurückkief — und schwenkte ihren Sonnenschirm.

Er war nämlich bei der Post angestellt.

Die Wittwe Abel lief überglücklich von Fräulein Jensen zur Familie des Müllers und weinte darüber, daß sie nun ihre Taube verlieren sollte:

„Joachim Barner von den adligen Barners," sagte Frau Abel. „Er ist beim Postwesen beschäftigt."

Im Pfarrhause traf die Mutter wieder mit ihrer ältesten Tochter zusammen.

„Ja . . . ich fühlte doch einen Drang, es unserem Seelsorger selber mitzutheilen." Frau Abel brauchte wieder ihr Taschentuch: „In solchen ernsten Augenblicken," sagte sie.

Der alte Pastor schlug sich auf den Bauch vor Vergnügen. Der Erdbeerliqueur kam auf den Tisch und kleine Kuchen. Frau Linde saß im Sopha mit Frau Abel, um zu erfahren, wie es eigentlich „gekommen" sei.

Es war in einem Lusthaus . . . am Strande . . . „gekommen."

Der alte Pastor stieß mit Fräulein Luise an.

„Na — na, man weiß, wie es geht, wenn erst der Anfang gemacht ist . . . dann kommt gewöhnlich Bewegung in die Maschine," sagte der alte Pastor.

„Herr Pastor — der Gedanke, daß ich sie dann beide — auch meine letzte Tochter entbehren müßte . . ." Frau Abel bekam einen Anfall von schüchterner Zärtlichkeit gegen die Letzte.

Die Letzte that in Veranlassung des Tages so zärtlich wie ein kleines Füllen.

„Dann kann am Ende doch noch eine ganz gute Frau aus ihr werden," meinte Frau Linde, nachdem die Wittwe Abel mit ihrer Tochter wieder gegangen war, und setzte die Kuchenteller zusammen. „Es ist doch ein guter Boden in ihnen, Linde . . ."

„Gott weiß, was Agnes dazu sagen wird . . ."

Agnes befand sich mit einigen jungen Leuten im Walde.

„Na — Gott sei Lob und Dank!" sagte sie bei der Heimkehr, als sie die große Begebenheit erfuhr.

— — —

„Daß Gott erbarm, sie erdrücken ja den kleinen Mann," sagte Agnes, die an der Perronpforte stand und nach der Familie Abel schaute, die ihren Schwiegersohn abgeholt hatte.

Der kleine Mann flog zwischen den Gliedern der Familie Abel so hülflos hin und her wie eine Kaffeebohne in der Mühle.

„Nun," sagte Agnes, „ihm sieht man es an, daß er Wasser im Kopf hat."

Sie schlang den Arm um Kathinkas Taille und sie gingen in den Garten hinein.

„Ja," sagte sie, indem sie die Pforte schloß, „jetzt sind sie glücklich."

Digitized by Google

Sie setzten sich unter den Hollunderbaum. Plötzlich sagte Agnes: „Jetzt reise ich . . . in der nächsten Woche. Ich habe es daheim gesagt. Dieser Zustand ist ja nicht zum Aushalten." Agnes zerriß die auf den Tisch herabgefallenen Blätter in kleine Stücke. „Einmal muß die Sache doch ein Ende haben."

Kathinka starrte in den leeren Raum hinaus. „Glauben Sie, Agnes, daß man von seinem Kummer fortreisen kann?" sagte sie ruhig.

„Man bekommt ja auch Arbeit — die Prüfung als Lehrerin . . . Es bleibt ja nichts andres übrig . . . Sich hinter eine Glasscheibe in irgend einem Posthause zu setzen, ist doch zu amüsant . . . und zu etwas Ernstem ist es für mich zu spät."

Kathinka nickte bejahend, „Ja," sagte sie: „Das ist es."

„Hm," sagte Agnes, „viele Chancen haben wir Frauen eigentlich nicht. Die ersten fünfundzwanzig Jahre unseres Daseins tanzen wir herum und warten darauf, verheiratet zu werden — und die letzten fünfundzwanzig Jahre sitzen wir still und warten darauf, begraben zu werden . . ."

Agnes legte die Ellenbogen auf den Tisch und stützte den Kopf in die Hände: „Herrlich!" sagte sie in die Luft hinausschauend.

Plötzlich hielt sie die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus, „Und wie man sich dann sehnen wird!" sagte sie.

Sie weinte lange, das Gesicht in den Händen. Dann ließ sie die Arme auf den Tisch fallen. Sie sah Kathinka an; die schöne Frau saß vornübergebeugt da, die Hände im Schoß; langsam liefen die Thränen an den Wangen herab.

„Wie gut Sie doch sind," sagte Agnes, indem sie sich an sie lehnte . . . „schöne Frau . . ."

In der folgenden Woche reiste Agnes Linde.

— — —

Die Familie Abel war ein wahrer Taubenschlag. Man machte sich durch verliebte S-Laute und kurzes Aufschreien verständlich. „Mich nennt er ‚Mütschi'" sagte Frau Abel. „Ja — was er uns allen für Namen giebt!"

Wenn Besuch da war, hingen die Verlobten müde auf ihren Stühlen, bis eines von ihnen „Nusse-Pusse" sagte, dann verschwanden sie hinter den Thüren.

„Das ist nun mal ihre Sprache," sagte Frau Abel. Die Sprache war ja freilich für Fremde etwas schwierig zu verstehen.

Wenn der Besuch sich verabschieden wollte, wurden „Nusse und Pusse" minutenlang gerufen. „Sie sind gewiß im Garten," sagte die Wittwe.

Nusse und Pusse waren fast immer im Garten; sie verbargen sich überall, wo das Buschwerk am dichtesten war, und wenn sie dann hervortraten, sahen sie arg zerzaust aus.

Luise und der kleine Mann lebten in fortwährenden kleinen Gefechten mit Handgreiflichkeiten. Der kleine Mann gab ihr oftmals sogenannte Schwagerküsse und kitzelte sie hinter den Thüren.

In Gesellschaften waren sie Alle schläfrig und jeder saß in einer Ecke. Bei Tisch rief Frau Abel ihren drei Theuren mit süß klingender Stimme: „Nusse", „Pusse" zu.

Wenn sie des Abends zu Hause waren, wurde kein Licht angezündet.

„Wir halten Dämmerstunde," sagte die Wittwe Abel — „alle zusammen."

Der kleine Mann saß zwischen Ida der Jüngsten und Luise der Aeltesten. Fräulein Jensen und Frau Abel ließen mitunter im Halbdunkel

Digitized by Google

ein Wort fallen. Vom Sopha her erklang hin und wieder ein leises Krachen. So saßen sie ganze Stunden lang beisammen.

Wenn Fräulein Jensen in ihr eigenes Zimmer trat, küßte sie ihren Bel-Ami auf die kalte Schnauze.

Mitunter gingen Nusse und Pusse über die Felder hinab nach der Eisenbahn, um den Abendzug ankommen zu sehen. Sie gingen auf dem Perron auf und nieder und guckten einander in die Augen. Wenn sie umkehrten, küßte der kleine Mann seine Ida aufs Ohr.

Kathinka saß auf der Perronbank mit Huus' blauen Shawl um die Schultern; wenn der Zug abgefahren war, hörte sie die Verlobten auf dem Feldwege schäckern.

Kathinka erhob sich und ging hinein. Die Tage wurden immer kürzer, man mußte bereits zum Thee Licht anzünden.

„Die Lampe, Marie," rief sie.

Maria trat ein und stand mit der Lampe am Klavier. Das Licht fiel auf Kathinkas kleines, schmales Gesicht, und die weißen, durchsichtigen Hände, die auf den letzten Tasten liegen blieben.

„Rufe Bai zum Thee," sagte Kathinka. Sie stützte sich auf das Klavier, um sich vom Stuhl zu erheben. Sie war stets so müde, als hätte sie Blei in den Beinen.

Sie tranken Thee und Bai griff nach den Zeitungen zu seinem Grog.

Kathinka nahm ein Buch aus der Mappe. Es waren alles diese modernen Bücher: Agnes und Andersen hatten sich stets über sie gezankt.

Das Buch lag aufgeschlagen unter der Lampe. Kathinka kam nie weiter als bis zur zwanzigsten Seite; sie fand in dem Roman kein Leben und auch keine wirkliche Dichtung, die die Gedanken fesseln konnte.

Sie suchte ihr Poesiebuch hervor; sie hatte „Marianne" mit einem Datum hineingeschrieben. Und wenn sie das Buch wieder fortlegte, blieb sie vor der Schublade stehen, ehe sie es verschloß. Das kleine japanesische Theebrett lag in den gelb gewordenen Brautschleier eingepackt.

Sie ging auch hinaus in die Küche. Sie hatte ihren Lieblingsplatz auf dem Haublock in der Ecke.

Marie nähte bei einem Talglicht auf dem Tisch und ließ die Zunge laufen. Sie war eine treue Seele, die alte Liebe nicht vergaß.

Sie schwatzte immer von Huus und wie einsam es jetzt hier sei.

Kathinka saß schweigend in ihrer Ecke. Mitunter zitterte sie als ob sie friere, und sie drückte die Arme fest auf ihre Brust.

Marie fuhr fort zu plaudern, ihr großes, rundes Gesicht dem einsamen Licht zugewandt.

„Wir müssen wohl zu Bett," sagte Bai, indem er die Thür öffnete.

„Ja — Bai . . ."

„Gute Nacht — Marie."

— — —

Der Herbst kam mit schwermüthigen Nebelschleiern über den Feldern. Der Himmel hing niedrig über Tagen, die sich im Halbdunkel von Nacht zu Nacht hinschlichen.

„Sie müssen sich zusammennehmen, liebe Frau Bai," sagte der junge Doktor, „Sie müssen sich ermannen."

„Ja — Herr Doktor . . ."

„Und ausgehen . . . Sie müssen sich Bewegung machen . . . Sie haben ja gar keine Kraft mehr."

„Ja — Herr Doktor — ich werde schon gehen."

Digitized by Google

„Und sonst nichts Neues?“ fragte der Doktor, indem er sich erhob. „Haben Sie einen Brief von Fräulein Agnes erhalten?“

„Ja — vor einigen Tagen.“

„Es heißt, daß Pastor Andersen sich um eine andere . . .Stellung bemüht.“

„Ich hörte es,“ erwiderte Kathinka . . . „Alle reisen von hier fort . . .“

„O, meine liebe Frau Bai; einige bleiben auch hier.“

„Ja — — wir bleiben hier, Doktor . . .“

„Es steht nicht gut mit Ihrer Frau,“ sagte der Doktor draußen im Bureau, wo er sich seine Cigarre anzündete.

„Nein — verteufelte Geschichte,“ sagte Bai.

„Es fehlt ihr an Kräften . . . Na, guten Morgen, Inspektor.“

„Ja — zum Teufel . . . Na, Morgen, Doktor . . .“

„Du mußt gehen, Tik,“ sagte Bai, wenn er nach Abfahrt des Güterzuges zu ihr hineinkam. „Du thust auch nichts, um Dich zu stärken . . .“

Kathinka ging. Sie schleppte sich über die Felder in Wind und Wetter dahin.

Sie ging hinab zu der Filialkirche. Athemlos ruhte sie auf dem großen Stein vor der Kirche. Der Kirchhof lag flach und blumenlos hinter der weißen Mauer, nur die Buchsbaumhecke um die steifen Kreuze mit ihren Namen war grün.

Sie ging wieder heim — über die Wiesen. Der Mittagszug kam und donnerte über die Brücke und schlängelte sich dann wieder fort. Wie ein dunklerer Fleck im Grau des Nebels lag der Rauch eine Weile, bis er sich auflöste.

Diesseits des Baches wurde gepflügt; die Erde wurde in langen Furchen hinter dem tiefen Pfluge aufgewühlt.

Kathinka kam nach Hause.

Der Müller war dort gewesen oder der Verwalter von Kjer.

„Schneidiger Kerl — Du, dieser Svendsen,“ sagte Bai zu Kathinka. „Er weiß mit Allem Bescheid . . . Schneidiger Kerl, Du.“

„Ich kann ja nicht beurteilen, wie er bei seiner Arbeit ist,“ sagte er zu Kjer.

Kjer brummte etwas in den Bart.

„Aber ein flinker Kerl ist es — ein „Gleichgesinnter“, Du, alter Kjer . . .“

Svendsen sammelte obscöne Karten und Bilder in geschlossenen Couverts. Er brachte sie mit auf die Station und Bai und er besahen sie, während sie ihren Grog tranken. „Gucken wir ein wenig in das ‚Archiv‘,“ sagte Svendsen.

„Meinetwegen gern,“ Bai war stets dazu bereit. Svendsen bekam die Neuigkeiten aus Hamburg unter Nachnahme zugesandt.

„Verteufelte Schweinerei!“ sagte Bai vergnügt. Er sprach stets leise, wenn sie sich mit dem Archiv beschäftigten, obwohl die Thür geschlossen war.

„Verteufelte Schweinerei, alter Svendsen!“ sagte er, indem er die Karten gegen die Lampe hielt.

Sie fuhren fort die Karten zu besehen. Bai rieb sich die Kniee vor Vergnügen.

„Aber diese ist hochfein“ sagte er, „die ist schwierig.“

Svendsen rieb sich die Nase und schnüffelte.

„Der reine Braten,“ sagte er.

Mit den Bildern war man fertig und saß nun noch eine Weile schweigend

Digitized by Google

beim Grog. Bai saß zusammengesunken da. „Ja," sagte er, „aber was ist das Leben, Svendsen — was ist das Leben, mein Bester — mit einer kranken Frau?"

Svendsen antwortete nicht.

Bai seufzte und streckte die Beine aus . . .

„Ja, alter Junge," sagte er, „ja gewiß, das ist kein Vergnügen."

Svendsen hatte philosophisch nachdenkend und schweigend dagesessen, jetzt stand er auf: „Nein — man weiß bei Gott nicht, was einem an der Wiege gesungen wird," sagte er.

Auch Bai erhob sich und öffnete die Thüre zur Wohnstube.

„Was", rief er, „Du sitzest im Dunkeln Tik?"

„Ja", erwiderte Kathinka, indem sie sich in ihrer Ecke erhob, „ich saß ein wenig im Dunkeln . . . Wünschest Du etwas, Bai?"

„Ich begleite Svendsen ein Stück Weges," sagte Bai.

Kathinka trat ins Bureau, um adieu zu sagen.

„Ihre Frau ist noch immer ein wenig blaß," sagte Svendsen, indem er in den Taschen nachfühlte, ob er seine Sammlungen auch eingesteckt habe.

Bai war fertig und man verabschiedete sich.

„Nein, bewahre — Frau Inspektor müssen im Zimmer bleiben — draußen ist es viel zu kühl."

„Ich begleite Sie nur bis zur Thür," sagte sie.

Sie traten auf den Perron hinaus: „Es ist sternenklar," sagte Bai.

„Das bedeutet Kälte . . . Gute Nacht, Frau Inspektor."

Die Pforte schlug zu.

„Gute Nacht."

Kathinka stand an die Pforte gelehnt. Die Stimmen der beiden Männer erstarben. Kathinka erhob den Kopf: ja, der Himmel war sternenklar, alle Sterne glänzten . . .

Als wollte sie ihre Noth dem todten Holze klagen, beugte Kathinka sich hinab und schlang die Arme um die feuchten Thürpfosten.

— — —

Lindes kamen jetzt sehr oft des Abends. Die beiden Alten entbehrten Agnes gar sehr.

Und Pastor Andersen wollte auch fort.

„Er will ja fort von hier," sagte der alte Pastor, „und nun kann man riskiren, daß man statt seiner einer Pietisten bekommt, der die Worte der Bibel stets auf seinen Lippen führt."

Pastor Andersen hatte ein Pfarramt an der Westküste erhalten.

Frau Linde weinte verstohlen.

„Ach mein Gott — ich habe es ja gesehen," sagte sie. „Ich habe es ja sehr gut gesehen. Aber sie wissen nicht, was sie wollen, liebe Frau Bai, sie wissen nicht, was sie wollen, mein Kind."

„Das ist die Jugend — eine andere Jugend heute, liebe Frau Bai . . . Sie stellten sich so lange die Frage, ob sie wirklich lieben — bis jedes seiner Wege geht — und dann sind sie unglücklich . . . fürs ganze Leben. — — Als Linde um mich freite, mein Kind, da zählte ich an meinem Knöpfen ab, — und wir haben jetzt Böses und Gutes dreißig Jahre lang mit einander getragen . . . Aber wenn wir beiden Alten einmal unsere Augen schließen, dann ist Agnes eine alte Jungfer. "— —

Die Herren kamen herein. Der alte Pastor wollte seinen Whist spielen.

Wenn der alte Pastor da war, fühlte sich Kathinka am meisten aufgelegt; es war ihr, als ob mit ihm eine ungewohnte Ruhe ins Haus zöge.

Digitized by Google

Wenn er so da saß am Spieltisch mit dem freundlichen alten Gesicht, das Käppchen auf dem Kopf und einen Zweipfennigwhist fein und durchdacht spielte: „sehen Sie wohl, mein Freund," sagte er, wenn er die Stiche einzog.

Die beiden Alten stritten sich.

„Es ist, wie ich Dir sage, Linde . . ."

„Wenn Du mir nur glauben wolltest, mein Kind," erwiderte er, und breitete die Stiche vor ihr. „An Ihnen ist die Reihe, liebe Frau Bai."

Kathinka war zusammengesunken, unbeweglich saß sie da und blickte die beiden Alten an.

„Eine Carreaudame . . . da sehen Sie."

Der letzte Robber wurde mit einem Blinden gespielt. Kathinka ging hin und her und ordnete den Tisch. Man aß immer besser und besser bei Inspektors. Bai hatte so viele Leibgerichte, die Kathinka ihm bereitete.

An manchen Tagen war Kathinka von Morgens früh in der Küche und briet und kochte nach den Vorschriften ihres Kochbuchs. Schwere Kunststücke vollführte sie, die viele Arbeit erforderten.

Müde setzte Kathinka sich auf den Haublock und hustete.

„Aber Frau Bai, Sie arbeiten sich noch die Schwindsucht an den Hals — nur damit die fremden Leute sich den Mund voll stopfen können — das wird noch das Ende vom Liede sein," sagte Marie.

— — — „Willst Du Genèvre haben?" fragte Kathinka.

„Wenn Du welchen hast" — — — wenn Bai nickte, sah man, daß er ein Doppelkinn bekommen hatte. Er wurde überhaupt korpulent.

„So, nun ist alles fertig," rief Kathinka.

„Danke, mein Kind," sagte Bai.

Es war in der letzten Zeit etwas Sultanartiges über Bai gekommen. Das kam vielleicht von seiner Korpulenz.

„Danke, mein Kind, wir spielen jetzt ab."

Kathinka setzte sich auf einen Stuhl am Tisch und wartete. Der alte Pastor ließ den Blick von Bai über den gedeckten Tisch und dann zu der stillen kleinen Frau hinüberschweifen — Kathinka stützte den Kopf in die Hand, aber plötzlich erhob sie sich, es war etwas für den Tisch vergessen worden . . . Die Thür schloß sich hinter ihr, und der alte Pastor blickte erst den hell erleuchteten Tisch und dann Bai an, der seine Karten über der koketten Rundung seines Bauches hielt.

„Ja, Inspektor," sagte der alte Pastor, „Sie sind ein glücklicher Mann in Ihrem Haus."

Später saßen sie bei Milchpunsch und Kuchen. „Das sind gute Ehemänner, die gern Süßes essen," sagte Frau Linde. Bai wollte noch mehr Vanillekringel aus dem Blechkasten haben.

Und sie sitzen um den hellbeleuchteten Tisch und knabbern weiter.

„Wollen Sie nicht ein wenig spielen?" sagte Frau Linde.

„Oder uns ein Lied — eins von Agnes Liedern singen?" sagte der alte Pastor.

Kathinka ging ans Klavier und sang gedämpft mit ihrer schwachen Stimme das Lied von Marianna.

Der alte Pastor hörte mit gefalteten Händen zu und Frau Linde ließ das Strickzeug sinken.

„Unter des Grabes Rasen schlief
Die arme Marianna,
Kam die Maid und beklagte tief
Die arme Marianna!"

Digitized by Google

„Danke," sagte der alte Pastor. „Vielen Dank," sagte Frau Linde. Sie sah nicht recht die Maschen, ehe sie ihre Augen getrocknet hatte.

Kathinka blieb sitzen, den anderen den Rücken zugekehrt. Langsam fielen die Thränen von ihren Wangen auf die Tasten.

„Ja, die Jugend in unserer Zeit hat viele Ideen," sagte der alte Pastor. Er blickte vor sich hin und dachte an Agnes.

Man erhob sich, um zu gehen, und Frau Linde zog sich im Schlafzimmer an. Die beiden Lichter vor dem Spiegel brannten und es war so hell und traulich mit all dem Weißen um das Bett und den Toilettenspiegel. „Ja," sagte Frau Linde, „wenn wir Agnes in einem solchen Heim sehen könnten" ... Sie schluchzte noch, während sie ihr Hutband knüpfte.

„Ich begleite Sie," sagte Bai ... „man muß sich ein wenig Bewegung machen ..."

„Ja," sagte der Pastor, „nach dem Aal in Gelee muß man sich bewegen. Man ißt viel zu gut auf der Station ... Mutter hat mir verboten des Sonnabends den Fuß über diese Schwelle zu setzen."

„Ich gehe nicht weiter," sagte Kathinka, indem sie in der Thür stehen blieb. „Der Doktor will, daß ich mich mit meinem Husten in Acht nehme."

„Ja, gehen Sie nur hinein — der Herbst ist die schlimmste Zeit."

„Gute Nacht — gute Nacht."

— — Kathinka ging hinein. Sie nahm einen alten Brief von Agnes hervor — zerknittert und zerlesen — und las ihn unter der Lampe.

„ ... Und dann hatte ich gehofft, daß die erste Zeit die schlimmste sei und daß die Zeit heilen würde. Aber die erste Zeit war gut und nichts gegen die Gegenwart, denn damals fühlte ich einen Schmerz, wo mir noch alles nahe war, aber wenn es auf solche Weise sich verliert Tag für Tag mehr, gleichsam wie ein Erdrutsch, der langsam fortschreitet, und jeder neue Morgen, der uns weckt, uns nur immer weiter entfernt. Und Neues kommt nicht, Kathinka, kein Schatten, nur all das Alte, die Erinnerungen, die wir wieder und wieder aufzupfen, über die wir nachdenken ... dann ist es, als sauge ein Vampyr an unserm Herzen ..."

Kathinka lehnte sich zurück, den Kopf gegen die kalte Wand. Ihr Gesicht war sehr bleich im Lampenschein. Sie hatte keine Thränen mehr ...

Bai kam nach Hause. „Es ist spät geworden," sagte er, weiß der Teufel wie die Zeit vergeht ... Ich ging noch mit Kjer zusammen in den Krug — er wollte durchaus spendieren, — ... ich begegnete ihm ... ich war auf dem Heimwege."

„Ist es so spät geworden?" sagte Kathinka nur.

„Ja — es ist über ein Uhr ... Bai begann sich zu entkleiden. „Dies Nachhausebegleiten ist auch eine verteufelte Unsitte," sagte er.

Bai begleitete in der letzten Zeit die Leute stets „nach Hause."

Er ging in den Krug: „Na — so muß man wohl nach Hause und Haus und Feuer hüten," sagte er, indem er sich von den Gästen verabschiedete.

Er hütete das Haus im Kruge bei einem Mädchen, das während des Sommers Puffärmel und ein Paar weiche Arme gehabt hatte. Die Uhr wurde eins und es wurde zwei, während er „das Haus hütete."

„Du kannst ja auch zu Bett gehen," sagte er zu Kathinka, „Du bleibst viel zu lange in der Kälte auf."

„Ich wußte nicht, daß es so spät sei ..."

Das Bett krachte unter Bai, wenn er sich streckte.

Kathinka setzte die Blumen in Reihen auf den Fußboden. Sie hustete, wenn sie sich bückte.

Digitized by Google

„Verdammte Gicht!“ sagte Bai, „wie das zwickt.“

„Ich kann Dir ja Deine Arme reiben,“ sagte Kathinka. Es war zur abendlichen Gewohnheit geworden, daß Kathinka Bai die Arme mit einer Wundersalbe gegen die Gicht einrieb.

„Ach laß jetzt nur,“ sagte Bai. Er drehte sich ein paarmal im Bette herum und schlief dann ein.

Kathinka hörte den Nachtzug. Er lärmte über die Brücke und sauste vorüber.

Kathinka barg ihr Gesicht in den Bettlaken, um Bai nicht mit ihrem Husten zu wecken.

— — —

Der Winter kam und Weihnachten. Agnes war nach Hause gekommen und am heiligen Abend kam das „Postwesen“ zu Abels.

Die kleine Jensen und Bel-Ami waren auf der Station wie im vorigen Jahr. Jetzt wurde Bel-Ami ganz öffentlich getragen.

„Er ist blind geworden,“ sagte die kleine Jensen. „Das Thier war so faul, daß es nicht einmal seine Augen mehr öffnen mochte.“

Als der Baum angezündet war, brachte Bai ein verschlossenes Telegramm und legte es auf Kathinkas Tisch.

Das Telegramm war von Huus . . .

Bai und der kleine Bentzen schlummerten im Bureau. Kathinka und Fräulein Jensen saßen im Zimmer, wo die Lichter des Weihnachtsbaumes niederbrannten.

Die kleine Jensen nickte ein und stieß im Schlaf mit dem Kopf gegen das Klavier . . . Kathinka blickte auf den erlöschenden Baum. Ihre Hand glitt leise hin über Huus' Telegramm, das in ihrem Schoße lag.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Henrik Ibsen.

Von **Moritz Heimann.**

Die Welt der Genüsse und die Welt des Geistes sind nicht völlig dem rohen physiologischen Schema unterworfen; ihren Dingen verleiht nicht immer die Reife Werth und Macht.

Die Feinzüngigen wissen zu lehren, daß ihrer Küche gewisse Erzeugnisse der Natur nur dienen können, wenn sie noch herb und unentwickelt sind, andere nur, wenn eine leichte Fäulnis schon ihre Festigkeit auflöst. Landschaften giebt es, die der Mittag oder der Sommer zu einem Augenschmerz macht, und die im Herbst und im Abendnebel die Seele erschüttern. Und es giebt Dichter, deren siebenzigster Geburtstag nicht an einen Verschollenen, Halbvergessenen, behaglich Modernden erinnert.

Goethen freilich ist die lebenwirkende Macht vom Jünglings- bis zum Greisenalter zu eigen gewesen, und jeder Stufe besten Sinn und beste Kraft hat er gelebt. Novalis aber hat nicht alt werden dürfen; und Andere giebt es, die haben alt werden müssen.

So Ibsen. Uns wenigstens in Deutschland, die, nicht sehr berührt von seiner nationalen Bedeutung, nur vor seiner europäischen Gewalt sich beugen, scheinen seine früheren Werke einen vorläufigen Charakter zu haben und nur Vorbereitung zu den Werken zu sein, die er schuf, als er die Mittagshöhe seines Lebens bereits überschritten hatte.

Ungefähr zwanzig Jahre sind es her, daß er mit den „Stützen der Gesellschaft" die Reihe jener Dramen begann, die zur Revolutionierung des Menschengeistes beigetragen haben; und als, vor zehn Jahren, die „Frau vom Meere" scheinbar eine Sättigung und Beruhigung gebracht hatte, da schrieb er, ein Sechsziger, mit „Hedda Gabler" sein freiestes Werk, und schuf darauf im „Baumeister Solneß" Hilde Wangel als die tiefst lebendige und kühnste seiner Frauenfiguren. Wiederum, nach dem Verzicht, der Müdigkeit und der Resignation, die „Klein Eyolf" zu bedeuten schien, entstand aus neuem, aus dem alten Trotz „John Gabriel Borkmann". Und jetzt, da er siebenzig Jahre alt wird, wissen die, die seinen Geburtstag begehen werden, daß sein Leben nicht Mühe und Arbeit *gewesen* ist, sondern daß er in eiserner Rüstigkeit an einem neuen Werke schafft.

Fast mit Scheu erfüllt es zu sehen, mit wie zäher Folgerichtigkeit und zu welcher wuchtigen Monumentalität sich das Lebenswerk dieses seltsamen Mannes aufgebaut hat.

Denn er ist wieder seltsam geworden. Nachdem er einer Epoche, die gewohnt war, alles zu früh zu rationalisieren, sehr einleuchtend und dogmatisch erschienen war, ist er wieder ein Gast aus der Fremde und ein verwirrender Geist geworden. Er selbst hat die Legende, die ihn als einen Verkündiger und Lehrer pries, durch seine „Wildente" zerstört. Es war ein Irrthum, ihn als

Digitized by Google

einen leicht verständlichen Priester dieser oder jener Wahrheiten anzusehen; man nahm das berühmte Ibsensche Fragezeichen zu leicht, man nahm es dramaturgisch. Er selber, sein ganzes Lebenswerk ist ein riesenhaft schattendes Fragezeichen. Hat er uns nicht in vielen Werken gesagt, daß er uns nichts zu sagen hat? Nie hat es einen verschwiegeneren Menschen gegeben, und ihm wollte man sich zutraulich nähern? Die Franzosen witterten ihn besser, sie, die feinnasigen Epikuräer, denen wenig gelegen ist an der leichten Deutbarkeit eines Dichters. Sie sahen in ihm, sobald sie ihn erst sahen, den Fremdling, der aus einem Nebelreich kam, der aus dem trüben Nordland kam, von entlegenen Küsten. So erkennt man ihn am besten, wenn man von ihm betroffen ist; seine Erscheinung ist es, die die Räthsel aufgiebt, nicht sein Mund.

Freilich sein Detail ist von harter, kantiger Plastik, und die Umsicht und Logik im Gefüge seiner Dramen sind ohnegleichen. Zwar ist sein Dialog, der in den früheren Werken die Personen selber demonstrierte, nachher immer intimer geworden; aber er hat eine repräsentative Feierlichkeit angenommen, die von dem scheinbaren Ohngefähr und der klügeren Verheimlichung der Absicht nicht verwischt wird. Dieser Dialog ist offiziell, wie alles Aeußere bei Ibsen, von seiner Gestalt und seiner Handschrift an bis herab zu der Regelmäßigkeit, mit der jetzt alle zwei Jahre das neue Werk erscheint. Er ist offiziell, und man fühlt unklar, daß man die Urmotive seiner Züge und Gegenzüge, den eigentlichen Sinn seiner Repliken nicht erkennt. Dieser Dialog beunruhigt, weil eine scheinbare Eindeutigkeit durch eine andere ebenfalls scheinbare Eindeutigkeit zu einer Zweideutigkeit gemacht wird. Sein Effekt ist beunruhigend und dunkel, weil er die Fähigkeit hat, durch seine Klarheit selber Mißtrauen gegen unser Verständnis seiner Klarheit zu erregen. Es giebt fast in jedem der Werke Ibsens eine eindringliche Formel, zu der wie zu einem Leitmotiv nach Richard Wagners Art die Rede immer wieder zurückkehrt und von der sie neu entspringt. Aber auch diese Formeln festigen nicht unsere Beziehungen zum Werk. Sie sind nur anfänglich etwas wie ein Schlüssel zu einer Schrift in Chiffern. Dann werden sie wiederholt und wiederholt und werden immer leerer und immer maskenhafter: das Wunderbare und das Unmögliche, die Freiheit unter Verantwortlichkeit und das Gesetz der Umwandlung, schließlich befindet man sich in dem Zustand einer mystischen Idiotie, der uns unseres Selbstvertrauens beraubt.

Sehr hat man sich getäuscht, als man diesen Dichter naiv auffaßte und die Gefahren verkannte, die Selbstschüsse und Fußangeln, die auf seinen Wegen verborgen liegen. Man hat sich getäuscht, als man glaubte, man könne in ein klares Verhältnis zu seinen Personen kommen, in ein freundliches oder feindliches. Aber fällt nicht von Gregers Werle ein zweifelhaftes Licht auf die reine Tragik Brands? und erschüttern nicht die Gestalten Hedda Gablers und Hilde Wangels die vermeintliche Vorbildlichkeit Noras? Ibsens Landsleute, die sich erst dem Dichter philisterhaft widersetzten und sich dann philisterhaft an ihn gewöhnten, waren entrüstet über Hedda Gabler, weil sie sahen, daß der Dichter mit des Konsuls Bernick Meinung, daß die Frauen die besten Stützen der Gesellschaft seien, doch nicht ganz einverstanden sei. Und zudem ist in der „Hedda Gabler" das leitmotivische Element in der Führung der Charaktere so bis ins bewußt Parodische getrieben, daß es nicht übersehen werden konnte. Das Offizielle, was Ibsens Figuren wie seinem Dialoge anhaftet, zwingt uns, sie mehr als Exponenten der Handlung denn als Menschen von Fleisch und Blut anzusehen. Wer hat sich nicht gewundert, als er im „Baumeister Solneß" jene Hilde Wangel aus der „Frau vom Meere" wieder antraf, gleichsam als sei es möglich, daß eine Ibsensche Figur noch eine andere Existenz habe als in der Umfriedigung des einen Dramas, für das sie geschaffen

Digitized by Google

ist? Auch scheint es nicht, daß Ibsen mehr von seinen Personen weiß, als er von ihnen sagt. Als er von ihnen sagt? Ihre Gestalten bewegen sich in einem Nebel, ihre Leidenschaften und Konflikte machen alle die Namen von Leidenschaften und Konflikten, die wir kennen, neu, räthselhaft und unheimlich. Diese Gestalten, Leidenschaften und Konflikte sind scharf gezeichnet und fest gebildet; aber grade die festen und zackigen Umrisse sind es, die im Nebel das phantastischere Aussehen erhalten. Wenn Ibsens Figuren keine Menschen von dieser lustumspülten Erde sind, was sind sie denn, da es keinem einfallen kann, sie für Theatermaschinen und Konstruktionen zu halten?

Ein alter Kabbalist hatte sich einen Golem gebildet. Er hatte aus Lehm die Gestalt eines rüstigen jungen Mannes geformt, wie er ihn sich als Diener wünschen mochte. In die Höhlung des Körpers legte er einen Pergamentstreifen mit dem furchtbaren vierbuchstabigen Namen Gottes hinein; und nach dieser Beschwörung erhob sich der Golem, war ganz wie ein Mensch und that alle Dienste, die der weise Rabbi ihm auftrug. Nur vor dem Anfang des Sabbaths nahm der Rabbi den Pergamentstreifen aus dem Körper seines Dieners heraus, und der Golem ward wieder zu einem Erdenkloß, bis am Schluß des Sabbaths eine neue Beschwörung ihn zu einem neuen Leben weckte.

Wie ein solcher Golem erscheinen mir Ibsens Gestalten, lebendig, aber nicht geboren, — ohne Möglichkeit zu sterben, aber vergänglich, — fähig zu handeln und zu fühlen, aber dem Pergament des Meisters unterthan.

Es könnte gewagt erscheinen, Ibsens frühere Werke durch die späteren zu erklären. Aber das Gesammte seines Lebenswerkes widerspricht der Annahme einer einfach fortschreitenden Entwicklung. Es war nicht ein bloßes Vorwärtsgehen, wenn ein Werk ihm die Möglichkeit und den Ausgangspunkt zu einem neuen gab. Am Ziele eines Weges mußte er immer ein Stück zurückgehen bis zu der Stelle, von der er einen neuen Weg sich abbiegen wußte. Wenn frühere Werke positiver erscheinen, so geschieht es, weil sie fragmentarischer sind; weil in ihnen die praktisch dramatische Form mit ihrer Handlung und ihrem Thema noch zu selbständig ist, als daß sie imstande wäre, das Tiefste und Mißtrauischste des Dichters in sich aufzunehmen. Ibsens dramatischer Stil hat zwar die berühmten drei Perioden, die sentimentale, die nationale und die — Ibsensche; sein Leben aber ist von einer durchgängigen Einheitlichkeit. Sein Gehirn und seine Seele, sein Leben und sein Werk, sie haben alle die gleiche Struktur wie eines seiner Meisterdramen mit den Fäden, die unzerreißbar und unverrückbar herüber- und hinüberschießen, die alles an seine Stelle knüpfen, alles verbinden und alles festigen.

* * *

Schon das Kind Ibsen*) und der Knabe ist ein Bild des Mannes. Er ist sehr schweigsam und ernst, — und er spielt nicht. Er schließt sich, wenn die Geschwister spielen, in eine Kammer ein und stöbert in Büchern, blättert wie Hedwig Ekdal in „Harryson's History of London". Die Geschwister wollen ihn ins Spiel ziehen. Sie pochen an die Thür, werfen mit Steinen, mit Schneebällen an die Thür; bis es ihm zu bunt wird und er ausbricht und eine Attake auf die Quälgeister macht. Aber da er nicht gewandt im Laufen ist, so holt er sie nicht ein und kehrt, nachdem er sie weit genug ge-

*) Die thatsächlichen Angaben über Ibsens Leben sind der Biographie von Henrik Jäger entnommen. Verlag von Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig 1890. Uebersetzt von Heinrich Zschalig.

Digitized by Google

scheucht hat, wieder in seine Einsamkeit zurück. Es genügt ihm, die Plagekobolde vertrieben zu haben, nach Gewaltthätigkeit gelüstet's ihm nicht, er will sich nicht rächen, er will nur allein sein.

Es giebt Ibsensche Symbole in dem Jugendleben Ibsens. Wenn er sich nicht mit Büchern beschäftigte, vergnügte er sich an Zauberkünsten. Er erhielt zuweilen die Erlaubnis, der Familie eine kleine Vorstellung zu geben. Dann steckte er in eine Kiste den jüngeren Bruder und verübte mit dessen Hilfe seine Kunststücke. Er mußte seinen Gehilfen gut bezahlen, wenn er sich nicht von ihm verrathen sehen wollte, eine lärmvolle Enthüllung seiner Heimlichkeiten wäre ihm das Schrecklichste gewesen. Dieser junge Zauberlehrling zog mit sechszehn Jahren von dem kleinen Skien nach dem kleineren Grimstad und wurde Apotheker. Er, der spätere große Zauberer und Alchymist.

Ernst, Schweigsamkeit und Schwermuth waren früh sein Theil. Es war nicht die typische Knabenschwermuth. Bittere Nachdenklichkeit über das Leben war in sie gemischt. Sein Vater, der zu der Wohlhabenden, den Angesehenen und Honorationen gehörte, hatte sein Vermögen eingebüßt; und die Familie erfuhr die Demüthigungen, welche der krämeradlige Kleinstadtssinn der Dürftigkeit anthut. Ibsen empfand diese kleinlichste, schmerzhafteste Bitterniß tief. In einem Jugendgedicht hat er sie ausgedrückt; die Empfindung dessen, der nicht beim Gastmahl des Lebens sitzen darf, sondern draußen vor den hellen Fensterscheiben vom Nachtwind durchweht wird. Zwischen dieser Erbärmlichkeit und Plattheit der Lebensgegensätze und seinem reinsten, ätherfeinen Idealismus welch schreiende Dissonanz! Und sein Idealismus flog nicht abseits und nicht hinaus über die Misere, sondern erging sich im Verzicht. Mißtrauen gegen sich selber hat ihn früh erfüllt, und Verzichten-können schien ihm der beste Sieg. Was später Brand sagt: „Ewig bleibt nur, was verloren", was das Thema in der „Komödie der Liebe" ist, daß die Erinnerung an die Liebe besser ist als ihre Erfüllung, das klingt schon in Jugendgedichten, in seinem Jugendempfinden stark an. „Auf Erden ist ein erfüllter Traum ohnehin nur ein wiederholter", sagt Jean Paul; aber er sagt es mit großväterlicher Nachgiebigkeit. Ibsen empfand Aehnliches, aber härter und mehr als sein individuelles Schicksal, denn als Menschenlos. Sein Blick sah scharf ins Reale, hatte nicht die verschwimmende Träumerei ins Metaphische.

Ein Trieb zum Gestalten war in Ibsen, der ihn verhinderte, sein Leid im allgemeinen Weltschmerz zu lindern. Als Knabe baute er kleine architektonische Meisterwerke von Festungen. Er zeichnete Figuren auf Pappe, tuschte sie mit glänzenden Gewändern an, schnitt sie aus und vereinigte sie zu prägnanten dramatischen Gruppen. Er wollte Maler werden und hat sich immer einer großen Liebe zur bildenden Kunst und seinen Verständnisses erfreut. Noch im Jahre 1873 war er öffentlicher Preisrichter in Wien für norwegische und dänische Malerei und Bildnerei. In manchen seiner jüngeren Werke finden sich Situationen, die ganz bildmäßig wirken. Besonders in „Frau Inger auf Oestrot" giebt es Stellen, die an Gemälde etwa von Burne-Jones denken lassen.

Man kann vielleicht diese seine malerische Veranlagung zu Hülfe nehmen, um einen Einfluß von seinen Ahnen her zu konstruieren. Ibsens Vorfahren waren Dänen, Deutsche und Schotten, keine Norweger. Wenn Henrik Jäger, sein Biograph, deutsche Spuren in Ibsens grüblerischem Sinn zu entdecken glaubt, so irrt er sich wohl. Ibsens Spekulation ist durchaus verschieden von der deutschen, sie ist zeitlicher und praktischer. Wohl aber mag schottischer Puritanismus in ihm sein; und vom Dänischen her stammt vielleicht jener Ton in Ibsens Dichtung, der an dänische Malerei erinnert, an all das Verhaltene, Flüsternde, Schweigende, an die Schamhaftigkeit und das Idyll, an den familiären

Digitized by Google

Ernst, der die Interieurs der dänischen Malerei von einer trüben, feinen, saugenden Stubenluft umspielt sein läßt.

Dieses Stimmungselement verband sich leicht und intim mit dem psychologischen der kleinen Stadt. Grimstadt hatte, als Ibsen dort am Mörser des Apothekers stand, 800 Einwohner. Da kennt bald jeder den andern. Kein Asmodeus braucht zu kommen, um einem forschenden Blick die Dächer von den Häusern abzudecken. Die aufdringliche Wichtigkeit des Kampfes im engen Kreis, wie in der Kleinstadt, so in der Partei, reizt den Freien zur Satire und isoliert ihn. Spott und Hohn entsteht in ihm, aber es entsteht auch jene Ueberzärtlichkeit der Empfindung, eine große Verwundbarkeit, eine fast wollüstige Sucht zur Selbstwahrnehmung. Und dabei spült an die Mauern dieser kleinen geschäftigen und geschäftlichen Stadt das Meer, und der Blick, der sich von den Gassen und Gäßchen abwand, fiel auf das ewige, sich endlos ausbreitende, auf alles, was lockt und zieht.

Es war ein schwerer Weg, hindurch durch diese Welt seiner äußeren Existenz und ohne sie je abzulehnen, zur Welt seines Lebenswerkes zu gelangen. Ibsen ging ihn mit mächtiger, nie hastender Energie, ohne Flucht und ohne Flug, immer die formale Conzentration erstrebend.

Er war Revolutionär in Grimstad und schrieb den Catilina. Er ging nach Christiania, um sich auf die Universität vorzubereiten, und dichtete. Man wurde auf ihn aufmerksam, und als in Bergen ein neues Theater gegründet wurde, wählte man ihn zum Theaterdichter und zum Theaterinstruktor. Die Jahre, die er in dieser Stellung und später in einer ähnlichen in Christiania zugebracht hat, waren für seine Kunst von höchster Bedeutung. Er lernte das Praktische des Theaters kennen und erkannte beim Einstudieren der Stücke die Bedeutung aller dramaturgischen Mittel und die Geheimnisse des dramatischen Gefüges. Hier ersah er die Nothwendigkeit des Dramas, Suggestionen auszuüben. Er hat das später einmal, im Jahre 1874, selber formuliert, in einer Rede an Studenten, die ihm in Christiania einen Huldigungszug dargebracht hatten. „Und was ist denn eigentlich Dichten?", sagte er. „Mir gingen erst spät die Augen auf, daß Dichten im Wesentlichen sehen ist, aber wohl zu merken, so sehen, daß das Gesehene vom Empfangenden so angeeignet wird, wie es der Dichter sah." Ibsen studierte in Bergen besonders die geschickte Technik, die kunstvolle Führung der Intrigue bei den Franzosen und hat in dieser Hinsicht selbst von Scribe, den er sonst nicht sehr schätzte, gelernt. Wenn man aus seinen eigenen Stücken der frühen Zeit ein Muster von strengem Bau nennen will, so muß man auf „Frau Inger auf Oestrot" hinweisen.

Eine arbeitsvolle und arbeitsfreudige Zeit war das für Ibsen. Aber es war eine Nothwendigkeit, daß die Enge der Verhältnisse ihn zu drücken anfing. Er war schließlich seinen Landsleuten zu stark. Man verhielt sich in Christiania schroff gegen seine „Nordische Heerfahrt" und war empört über die „Komödie der Liebe." Die Angriffe auf ihn waren gehässig bis zur Ehrenrührigkeit. In ihm wurde der Trieb ins Weite und in die Weite stärker. Er schrieb die „Kronprätendenten", als das erste seiner Stücke, in welchem der Bau lockerer und epischer ist, und in welchem er der Sehnsucht nach Ueberwindung der partikularistischen Gelüste einen Ausdruck gab. Das nächste Jahr war das Jahr des deutsch-dänischen Krieges. Norwegen verhielt sich neutral. Man hatte sich vorher beim Champagner skandinavisch begeistert und verhielt sich, als es galt politisch. Das traf Ibsen, den Idealisten, den Begeisterten, ins Gesicht. Der Ekel kam ihm vor all der Phrase, vor all dem kleinlichen, unfruchtbaren Getriebe seines Vaterlands, und es drängte ihn fort, so weit fort, daß er mit dem Blick aus großer Ferne die Heimath umfassen könnte. Er erbat und erhielt von der norwegischen Regierung ein Reisestipendium und ging ins Ausland.

Digitized by Google

Und nach dieser Befreiung empfand er auch die eherne dramatische Form, die er bis jetzt gepflegt hatte, als eine Fessel. Er durchbrach sie und schweifte mit „Brand“ und „Peer Gynt“ faustisch aus. In diesen Werken wird ihm nun das Nationale und der Charakter der Heimath zum Gleichniß des Menschlichen überhaupt. Wenn er von jetzt an, noch einmal sich, mit „Kaiser und Galiläer“, unterbrechend, das Leben seiner Heimath gestaltet, so ist es ihm nicht ein Stoff, an dem er bildet, sondern ein Symbol, an dem er das Allgemein-Menschliche erweist, der Spiegel, in welchem er es zeigt. Und nun entstehen jene Dramen, in denen die dramatische Komplikation von dem Begriff der Intrigue gereinigt und ganz ins Seelische verlegt ist, und die dem üblichen Theaterschema so wenig entsprechen, daß sie als reine Schlußkatastrophen erscheinen.

* * *

Der Baumeister Solneß ist ein räthselhafter Mensch. Er hat wünschliche Gedanken, die unausgesprochen sich mittheilen und wirken. Kaja Fosli nimmt den entstellenden Augenschirm ab, sobald der Baumeister ins Zimmer tritt, als ob er sie darum ersucht hätte. Hilde Wangel mahnt ihn daran, daß er sie vor Jahren vielmals hintereinander geküßt habe, obwohl er sich nur erinnert, daß er das zu thun gewünscht, nicht daß er es wirklich gethan habe. Wir sind in einer Welt der Räthsel. Der Baumeister hat eine alte unbequeme Kommode von Haus und wünscht sich ein neues, eine richtige Heimstätte für Menschen. Er wünscht und wünscht. Er wünscht, daß das alte Haus abbrenne. Und das alte Haus brennt ab. Sind wir in einer Welt des Unsinns? Aber da schlägt Ibsen seinen Haken. Solneß hat sich den Brand seines alten Hauses folgendermaßen entstehend gedacht: durch eine Ritze im Schornstein müßte ein Feuerfunke springen und weiter fressen; und Solneß hat die Ritze im Schornstein nicht ausbessern lassen, sondern immer gewünscht und gewünscht, daß das Haus in Brand geriethe. Das Haus ist abgebrannt, aber das Feuer ist nicht durch die Ritze im Schornstein entstanden, sondern in einer von ihr weit abgelegenen Rumpelkammer. Was nun? Räthsel? Unsinn? Zufall?

Mißtrauisch, überaus wachsam betrachtet Ibsen die seelische Regung und ihre Gestaltung, diese wie jene ist nirgends zu fassen und zur Verantwortung zu ziehen. Glaubt man irgendwo eine Mine graben zu können, so stößt man auf eine tiefere, die Ibsen selbst gegraben hat. Zieht man eine Consequenz, so wird man finden, daß Ibsen selbst sie schon gezogen, daß er sie sogar **ad absurdum** geführt hat Ibsen gleicht ein wenig dem Bischof Nikolas von Oslo aus den Kronprätendenten: auch er vielleicht kein fester Lateiner, aber hinter seinem Werke sitzend und: **Perpetuum mobile, perpetuum mobile!** murmelnd.

Er glaubt nicht an das Gewohnte und zerstört unseren Glauben daran. Er läßt uns ahnen, daß der Alltag auf einem schwankenden Grunde aufgebaut ist.

Wenn Ibsen ein Skeptiker ist, so ist er sicherlich keiner vom Schlage Montaignes. Dieser ist ein Skeptiker, weil er so positiv ist, daß es unmöglich ist, positiver zu sein. Das Zweifelhafte existiert gar nicht für ihn. Er lehnt es ab Dinge zu betrachten, die anders als mit Klarheit betrachtet werden wollen. Ibsen aber trägt in seiner Seele einen Zweifel. Und wie der Jarl Skule: er zweifelt an seinem Zweifel. Darum ist er mißtrauisch und wachsam gegen sich. Und darum lehrt er uns nichts als — den Zweifel. Er giebt ihm in einem Brief an Brandes einen Namen: die Revolution des Menschengeistes.

Ibsen haßt den Staat, der das Individuum lähmt und der es hindert, nackt und fesselos, furchtbar oder fruchtbar zu sein. Das ist Ibsen, der Anarchist. Das dritte Reich, von dem er spricht, ist Chaos, ist ein Fragezeichen und ein

Digitized by Google

Gespenst mehr auf Erden. Von allen Seiten spricht die Welt eine Sprache und giebt Antwort; wir müssen lernen, Fragen zu dieser Antwort zu thun. Ibsen hat uns solche Fragen ins Ohr geraunt. So auch ist zu verstehen, was er über das Weib gedichtet hat und was von einer bürgerlichen Emanzipation ins Platte gezogen ist. Was liegt Ibsen an der Oekonomie, an dem Recht auf Erwerb oder an dem Recht mitzureden? Aber revolutionieren will er das Weib, lebendiger soll es werden, unmittelbarer, im Leben selber produktiv, Gegenwart soll es werden, nicht bloß Trägerin und Trächtige einer Zukunft, — es soll gefährlicher werden.

Hedda Gabler ist die gefährlichste seiner Frauengestalten, eine böse Bestie, würde Heine sagen. Aber welch tötlicher Stolz, welch höhnische Frechheit in dieser Unfruchtbaren, die doch empfangen hat! In diesem Stück allein verfügte Ibsen über etwas von jenem großartigen Cynismus, der allein imstande ist, die abgründige Kluft zwischen der moralischen und der physischen Welt zu zeigen. Denn sonst ist Ibsens Tragik eine solche über die Risse und Verschiebungen der moralischen Welt in sich selber. Es fehlt ihr die physische Unmittelbarkeit.

„Das Leben ist kein Argument," sagt Nietzsche. Aber das ist die Meinung des Philosophen. Die Dichtung und die Kunst sind der ewige, herrliche Widerspruch zu diesem Satz. In Ibsens Welt haben die Blumen ihren Willen verloren und die Elemente ihre Macht. Seine Sehnsucht ist eine Leere und eine Last, keine Ueberfülle, die aufwärts hebt. Als er nach langen Jahren des Exils wieder in die Heimath kam und am Meere stand und stundenlang aufs Meer hinausschaute, wer kann sagen, wie tief ihn da das trostlos süße Gefühl überkam, wenn ein Erlebnis, ein Eindruck, ein flüchtigstes Erzittern der Jugendzeit wieder aufgeweckt wird und so seltsam und schön lebt, wie nichts Gegenwärtiges lebt, nicht weil es schön und seltsam war, sondern weil es war? Aus alledem, was lockt und zieht, erwuchs dem Dichter vielleicht seine Gestalt des fremden Mannes aus der „Frau vom Meere", ein Golem. Aber ich liebe über alles diesen Satz Emersons: „Alles Organische enthält einen Saft, und jeder Saft enthält eine Süße." Vielleicht ists eine ähnliche Empfindung, die einen bizarren Kopf wie Hamsun Björnson höher stellen läßt als Ibsen, weil er bei jenem findet, was er bei diesem vermißt: den lieben Unverstand, das lieblich Närrische des holden Lebens, das reine, knabenhelle, leidenschaftliche Ja zum Leben.

Wir freilich in Deutschland werden niemals durch Urtheile des Behagens unser Gefühl der Ehrfurcht verwirren lassen. Wahr ist es, daß es traurig macht und bedrückt, nie zu sehen, daß Ibsen von dem baumeisterlichen Ernst sich ablocken läßt auf liebe, zärtliche Seitenpfade und Episoden. Immer bleibt er fest, abweisend und bei der Sache. Aber seine bauende Kraft und die Unerschütterlichkeit seines mächtigen Gehirns erfüllen mit scheuer Bewunderung. Jeden Mangel, jede Schwäche an anderen, an sich, selbst an seiner Begabung, sieht er, ergreift sie und bildet sie zu einem Werkzeug um, das ihm diene. Und darum ist seine Technik ganz persönlich, sie ist der reine Ausdruck seines seelischen Gefüges, seines Anschauens und Erlebens; und sie wird niemals ein Muster sein, das anders als äußerlich und oberflächlich nachgeahmt werden kann. Er ist ein Genie des Willens; wie Wagner eines war, wenn er die Fülle der Beziehungen in seinen Werken schuf und festhielt; wie Nietzsche eines war, als er zum Zarathustra einen Stil sich machte und bis ins Letzte durchführte.

Drei Männer, die ihren Willen walten ließen, weil sie die Welt detestabel fanden, und die ein Beweis sind, daß sie nicht detestabel ist.

Digitized by Google

Der Glückspilz.

Von **Franz Ferdinand Heitmüller.**

„Na, woll'n wir?"

„Meinetwegen!"

Sie waren die Linden hinuntergebummelt und vor dem Café Bauer stehn geblieben. Die großen Spiegelscheiben waren heruntergelassen, die Marmortischchen des Kaffeehauses drängten sich fast bis auf's Trottoir hinaus.

Gelangweilt blickten sie hinein. Es war leer. Lauter fremde Provinzgesichter, täglich andere. Das vornehme Berlin war noch in den Bädern oder im Gebirge. Saison morte — so um Ende August.

Die beiden Offiziere standen noch unschlüssig im Eingang. Der jüngere zwirbelte ungeduldig sein Bärtchen. Was sollte man aber machen? Der Abend war schon vorgerückt, acht Uhr vorüber. Die Theater waren noch geschlossen, für den Cirkus war's schon reichlich spät und für alles andere noch zu früh.

Drinnen erglühten die kristallenen Blumen mit den elektrischen Staubfäden und nahmen den Kampf mit dem sterbenden Tagesschein auf.

Das unangenehme Zwielicht, in dem keine reine Stimmung aufkommt, lockte sie nicht grade. Aber 'nen Augenblick wollten sie doch.

„Also, geh'n wir!" entschied der andere.

Sie gingen nach oben und bestellten.

Sie tranken sich zu.

„Ja, was sagen Sie, Voß?"

Der Secondelieutenant der sich eben umständlich den Bierschaum aus seinem Bärtchen wischte, zuckte die Achseln. „Wann ist es denn eigentlich gewesen?" fragte er.

„Gestern Nachmittag — in Hoppegarten."

Sie ließen sich Zeitungen kommen. Es hatte schon in den Morgenblättern gestanden, vielleicht daß die Abendausgaben etwas Neues darüber brächten.

Der Rittmeister blätterte nervös die Seiten um.

„Nichts!" sagte er dann gähnend und wollte den Journalhalter schon wegwerfen, als er ganz bestürzt hinzufügte: „Doch — hier steht was .... Pardon!" — er flog die Notiz durch — — „er ist —"

„Donnerwetter! Sie machen ein Gesicht, Minkwitz, als ob —?"

„— tot."

Der Rittmeister reichte ihm das Blatt über den Tisch hin. Voß las murmelnd: Wie wir noch eben vor Schluß der Redaktion erfahren, ist der gestern bei'm Herrenreiten in Hoppegarten verunglückte Lieutenant a. D. Victor Graf von und zu Haßberge seinen Verletzungen erlegen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Mit ihm erlischt das gräfliche Geschlecht und das ungeheure Vermögen des auf eine so tragische Weise Verstorbenen fällt nun an eine der freiherrlichen Seitenlinien Derer von Haßberge.

Digitized by Google

„Donnerwetter," wiederholte von Voß, und da er wohl das unklare Gefühl hatte, noch etwas sagen zu müssen, setzte er ganz naiv hinzu: „Wirklich — thut mir recht leid."

„Haben Sie ihn denn gekannt?"

„Nein, aber — was man so hört — soll ein charmanter Kerl gewesen sein?"

„Ein toller Kerl! Und auf seine Art genial! Die Kameraden hatten ihn alle gern, und so lange er bei'm Regiment war —"

„Ist da was gewesen, daß er —?"

„I Gott bewahre! Wo denken Sie hin, Voß! Nein, nein, der war ein Gentleman! Vom Scheitel bis zur Sohle Soldat und — was sich nicht immer von selbst versteht — Kavalier."

„Na aber?"

„Er war damals leidend und nahm Urlaub, als er vor der Beförderung stand. Als blutjunges Bürschchen hatte er schon sein Offizierspatent bekommen. Wir waren damals die beiden Jüngsten und haben was zusammen erlebt. Können Sie glauben, Voß! Wenn Sie den damals gekannt hätten! In seiner besten Zeit! Schneidig und liebenswürdig, immer zu Abenteuern geneigt, von strotzender Lebenskraft, wie es schien — hübsches, frisches Gesicht, auffallend blond, — und ein paar Augen im Kopf — na, ich sage Ihnen, die Weiber waren einfach verrückt nach ihm. Bei dem war das Leben Selbstzweck. Der lebte, nur um zu leben, zu erleben.

Victor hieß er, und eine Siegernatur, der alles von selbst zufiel, ist er auch gewesen. Der geborene Herr, gemacht, um über Knechte zu herrschen. Und Geld hatte er auch immer — weiß Gott, wie der immer wieder sich die goldenen Quellen fließen zu machen wußte! Denn natürlich machte er Schulden bei seiner Art zu leben, große sogar — aber nachher, als er majorenn wurde, hieß es, habe er alles bezahlt. Bis auf den letzten Pfennig! Das gehörte zum Selbstverständlichen und Honorigen, wie er's nannte: Solange er selbst noch nichts hatte, daß man ihm borgte; als er dann sein Vermögen in die Hände bekam, daß er andern borgte und ihnen davon abgab. Da war aber auch kein Kamerad, der nicht für den durch's Feuer gegangen wäre. Bis auf einen vielleicht, den er immer abzuschütteln suchte. Das war ein Vetter von ihm oder so eine Art Vetter, auch 'n Haßberge, aber ein Streber, wie Victor behauptete. Den lehnte er ab, weil er nicht honorig sei. Er wollte reinliche Verhältnisse und ging immer mitten durch's Ziel. Nähere Verwandte hatte er sonst keine. Er war vollkommen unabhängig.

Und nun fing er sein Leben eigentlich erst an, nun er majorenn geworden war. Das Geld rollte nur so durch seine Hände. Etwas war eigentlich immer bei ihm los und das Casino war abends zuweilen ganz verödet. Er liebte die Geselligkeit — weibliche und männliche, je nachdem. Und dabei war er ein tüchtiger Offizier und immer auf dem Posten. Ein anderer hätte bei solchem Leben im Dienst nachgelassen. Aber das ging nun schon ein paar Jahr so und seine Jugend schien aus allen Strapatzen nur neue Kräfte zu sammeln."

Der Rittmeister hatte sich trocken geredet und stürzte seinen Halben in einem Zuge hinunter.

„Aber Herr von Minkwitz," warf der Lieutenant ein, „verstehe garnicht, wenn doch der Kamerad so tüchtig im Dienst war, wie er —?"

„Ja, wissen Sie, Voß, 'ne kritische Zeit kommt für jeden, auch für den Besten. Das ist nun mal so bei uns. Uebrigens," setzte er hinzu, als er sah, daß der andere dem Kellner sein leeres Glas hinschob, „woll'n wir denn noch bleiben?"

„Na, ich denke doch, Sie erzählen mir noch die Geschichte zu Ende?"

Digitized by Google

Minkwitz gab sein Glas mit. Als sie die Blume zusammen getrunken hatten, fuhr er fort:

„Also — — wo war ich denn stehn geblieben? Na ja — in so 'ne Krisis schien auch Haßberge reinzutreiben. Damals, verstehn Sie, als der alte Erlaß wieder ausgegraben wurde. Die Corps sollten keinen Aufwand machen und die Kameraden sich auch in ihrem Privatleben spartanischer Einfachheit befleißigen. Na, Sie wissen ja, damals, als die blauen Briefe nur so flogen! Oder war das noch vor Ihrer Zeit? Ja natürlich — vor Ihrer Zeit!

Da stand auch Haßberge auf der Kippe. Er lebte ja zwar nicht grade über seinen Geldbeutel — aber das böse Beispiel! Und einschränken, Der! Er wäre der unglücklichste Mensch geworden. Das hätte er, der Alleskönner, nicht gekonnt. Man munkelte schon, daß er cassiert werden sollte. Obgleich Majestät persönlich ein Faible für ihn hatten.

Aber er hatte Glück im Unglück.

Im letzten Manöver hatte er sich was geholt. Wenigstens gab er's darauf. Die Aerzte wußten erst nicht recht, wohin damit. Es schien was Harmloses zu sein, vorübergehende Unpäßlichkeit. Dann hieß es, die rechte Lunge sei angegriffen. Er fing an zu husten und eines Morgens spie er sogar Blut aus.

Da er sich ausgezeichnet mit seinen Vorgesetzten stand, wurde ihm ein einjähriger Urlaub bewilligt. Er gab uns noch ein großes Fest, von dem noch hinterher wochenlang gesprochen wurde, dann löste er seinen Haushalt und seinen Marstall auf. Er wollte auf Reisen gehen — in den Süden — er wußte wohl selbst nicht recht, wohin.

Na also — er verschwand. Spurlos. Kein Mensch wußte und hörte mehr was von ihm.

Selbst ich nicht. Und ich war wohl sein intimster Freund gewesen. Eine Zeitlang fragten die Kameraden ihm noch nach, dann kam das Gespräch seltener auf ihn. Die Teilnahme ließ nach, man glaubte sich getäuscht und eine ärgerliche Verlegenheit kam auf, wenn sein Name fiel. Ab und zu meinte einer oder der andere noch in tadelndem Scherz, daß er jetzt eigentlich wirklich mal was von sich hören lassen könnte, es schicke sich nicht, einfach so zu verschwinden — und was dergleichen peinliche Verlegenheitsphrasen mehr waren! Schließlich fragten sie gar nicht mehr. Neue Kameraden kamen, die ihn nicht kannten, und Unterhaltung und Interessen wandten sich andern Dingen zu.

Man sprach nicht mehr von ihm. Es war so ein stillschweigendes Uebereinkommen.

Außerhalb des Kasinos freilich, im Salon und Ballsaal, wollte das Gerede über ihn noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die Damen interessierten sich mehr als je für ihn und beeiferten sich, ihn mit dem üblichen Mythenkranz zu schmücken. Ab und zu liefen jetzt auch allerlei unkontrollierbare Gerüchte über ihn um. Irgendeiner sollte ihn irgendwo in der Welt gesehn haben, in Amerika, auf einem Steamer im Stillen Ocean, in Japan sogar — und was weiß ich! Aber bald darauf kamen bestimmtere Nachrichten, von Toulon, Cannes, Nizza, Monte Carlo, Genua. Zuletzt aus Sicilien, wo seine Spur sich wieder verlor. Ich glaube, in Taormina. Wie ein Komet tauchte er plötzlich auf, verschwand, wurde wieder gesehen, verschwand wieder — überall einen Schein von Gold und Glanz hinter sich zurücklassend . . . . .

Da, eines Sonntagsmorgens — er war damals schon fast ein Jahr fort — bringt mir der Bursche einen Brief an's Bett — dünnes überseeisches Papier, leicht wie Spinnwebe — mit dem Poststempel Kairo. Ich bin verschlafen und verkatert — war erst gegen Fünf von dem großen Frühlingsball

Digitized by Google

beim Kommandeur nach Hause gekommen, — sonst hätt' ich ja wohl jedenfalls seine Hand erkannt.

Na, also er schrieb — um es kurz zu machen: er war denn thatsächlich drüben gewesen, weniger des Landes, als der Seereise halber, entschuldigte sich auch mit einem schlechten Witz wegen seines großen Schweigens — ich wisse ja jedenfalls, daß es in San Francisko und bei den Japanern noch keine Post gäbe — gelobte Besserung und behandelte im übrigen alles in seiner alten Art freundschaftlicher Vertraulichkeit. Seine Gesundheit that er ganz nebenbei ab, es ginge besser damit, aber die Aerzte wollten ihn noch nicht loslassen. Sein Urlaub müsse noch um ein Jahr verlängert werden.

Zwei Wochen darauf — ich hatte ihm noch nicht mal geantwortet — kam wieder ein langer Brief von ihm — und dann schrieben wir uns eine Zeitlang regelmäßig. Was er mir zuerst nicht hatte gestehn wollen, aus seinen letzten Briefen ging es immer klarer hervor: Mit seiner Gesundheit ging es bergab. Aber den Rest, der ihm blieb, den wollte er noch genießen — aus tausend Bechern, mit tausend Lippen. Selig gelebt — und dann meinetwegen auch selig gestorben! Das war immer seine Devise gewesen.

Damals war der Tod immer um ihn herum. Er ließ ihm aber Zeit, sich in seine Art zu finden, und Victor behandelte ihn mit Respekt. Wie einen Ehrenmann, dessen Wort er hatte. Wie einen Freund, der ihm die Länge der Bahn berechnen half, damit er bis zum Ziel sich im Sattel zu halten vermochte.

Nun lebte er eigentlich erst recht, wo die Sonne sank.

Von seinem Arzt wußte er ganz genau, so und so lange hatte er noch zu leben nnd so und so lange würde sein Vermögen langen — also mußte er so und so viel täglich durchbringen. Die Rechnung stimmte ganz genau.

Seine einzige Sorge war zuweilen der Tod. Daß der nämlich nicht Wort halten möchte. Daß sein Leben vor seinem Geldbeutel hinschwinden und der unhonorige Vetter ihn noch beerben könnte. Der nächste Augenblick schon zerstörte dann alle Bedenken wieder. Dann schalt er mit sich, nannte sich selbst einen mißtrauischen, unhonorigen Kerl, dem nichts heilig sei, und bat dem redlichen Freund im Stillen alle ihm in's Geheim zugefügte Unbill ab. Er hatte ja sein Wort verpfändet, er hatte ihn berührt und ihm die Hand darauf gegeben!

Aber noch bot ihm das Leben Licht und Luft. Er genoß die Wunder des Tages und die Freuden der Nacht, aber er lebte nicht wüst und gedankenlos darauf los, sondern reihte wie ein Künstler mit bedächtiger Liebe die goldenen Ringe des Erlebens zusammen, daß ein Ganzes daraus würde, ein Kunstwerk, ein Leben. Ohne sich selbst wegzuwerfen, warf er sein Geld weg. Aber nicht die Größe der Summen, die er lachend in den offenen Rachen des Lebens schleuderte, imponierte, sondern die Art, wie er sie verthat. Ein Lebemann blieb er, aber auch der Gentleman, der er war — durch und durch ehrenhaft, inmitten des Gesindels von Kairo und der Laster des Orients."

Der Erzähler schwieg. Er hatte nach seinem Glas gegriffen, setzte es aber nun, ohne getrunken zu haben, hastig wieder hin.

„Ach, warten Sie doch mal," sagte er dann und zog sein Portefeuille aus der Rocktasche, „ich glaub' beinah', ich muß noch einen von seinen Briefen dahaben. Ist mir auf 'ner Dienstreise nachgeschickt worden und ich hab' ihn dann nachher vergessen, 'n Augenblick" — er holte einen Stoß Papiere, meistens Rechnungen, wie's schien, hervor und fing an darin zu kramen — „na, es scheint doch nicht, werd' ihn wohl doch schon rausgenommen haben" — schließlich kam noch ein zerknittertes Couvert zum Vorschein — „doch hier, jawohl das

Digitized by Google

ist er" — er warf einen Blick hinein — „ja, den will ich Ihnen vorlesen — da haben Sie gleich den ganzen Menschen. Also hören Sie! Er schreibt:

Mein lieber Kurt! Ich schrieb Dir, glaub' ich, schon das letzte Mal von ihr, die eine Sehnsucht meiner Tage und eine Erfüllung meiner Nächte ist. Mensch, daß man im Leben so oft verliebt gewesen sein kann, ohne die Liebe kennen gelernt zu haben. Von der die Menschen so viel reden, wenn sie heiraten oder bis sie heiraten und Kinder kriegen.

Siehst Du, Kurt, wenn sie so bei mir sitzt auf dem flachen Dach meines Hauses und vom Nil herauf die Nacht aus tausend frischen Lungen atmet, dann denk' ich zuweilen, 'n Glück, daß Du die nicht früher hast kennen lernen, in Deutschland, in der Garnison — die hättest Du ohne alle Frage zur Frau Gräfin gemacht und hättest Dein Leben Leben sein lassen und wärst ein braver Familienvater geworden wie alle Deine hochseligen Ahnen. NB. Wenn sie selbst hätte Frau Gräfin werden wollen — na, in Berlin hätte sie ja jedenfalls gewollt wie alle andern — sie wäre dann eben auch nur eine, wie die andern, gewesen!

Aber Ihr habt ja immer behauptet, daß ich Glück hätte — nun find' ich selber, daß es wahr ist. Dafür bin ich meinem Stern dankbar, daß er sie mich hier erst hat finden lassen, hier, wo das Weib nichts gilt und nur sie weiß, wie viel sie wert ist und wie viel sie giebt, wenn sie sich selbst giebt. Und es hat sie kein Weiser gelehrt, kein Christ sie bekehrt — sie hat alles aus der Natur, aber die hat sie ganz, denn sie ist ein Stück von ihr. Aus ihr heraus handelt sie und steht sicher im Leben, aus ihr holt sie alles, was sie für den Tag braucht — auch die wunderbaren, etwas melancholischen Motive und Stilarten, die sie in die Vorhänge wirkt (sie stickt für einen großen Bazar) oder in die Ornamentik bunter Teppiche verschlingt. Die Natur hält sie, ohne daß es ihr bewußt ist, alles ist natürlich, was sie thut und denkt und fühlt und deshalb rein und gut. Ja, siehst Du, Kurt, die hätt' ich heiraten können, denn bei ihr wär' ich sicher gewesen, daß sie mich nur um meiner selbst willen nahm! Aber, denk' Dir! Das süße Geschöpf! Das nicht geheiratet sein will! Das erste Mädel, das nicht Frau Gräfin werden will! Und deshalb sind wir auch wohl so glücklich! So wunschlos glücklich! Liebe ohne allen Beigeschmack, ohne häßliche Hintergedanken, ohne Zweck als nur den ihrer eigensten Natur. Natur selbst. . . .

Mensch, das kannst Du Dir natürlich gar nicht vorstellen! Ich bislang auch nicht. Das muß man erleben, um's zu begreifen. Und dann begriffe es doch noch nicht jeder! Dazu sind wir ja viel zu gebildet!

Daß ich das noch erlebt habe! Wenn ich ein Dichter wäre, schrieb ich wohl ein Buch und stammelte in Versen von der Gewalt dieser Liebe. Und thäte ihr mit Worten Gewalt an und raubte ihr somit ihr Bestes. Nun kann ich's nur erleben, ganz für mich allein, und der Liebe Sinn und Art begreifen. Am Saum der Wüste lehrt' mich's ein Kind, das, mir gleich, nur den Augenblick will. Aber den ganz — mit allen seinen jauchzenden Seligkeiten. . . .

Du möchtest wissen, wie wir uns kennen gelernt haben? Ich besinne mich — ich kann es Dir nicht sagen, ich weiß es selbst nicht. Eines Tages kannten wir uns, als hätten wir uns seit Ewigkeiten gekannt. Schon damals, als noch nicht die Abendsonne die Pyramiden — wie in dieser Minute, wo ich dies hinwerfe — mit dem letzten, weichen, blauen Licht geheimnisvoll belebte, wie sie sich nun seit Jahrtausenden gewöhnt hat. Jahrtausende, die wie ein Augenblick sind, und Augenblicke, in die sich das

Digitized by Google

ganze Erdenglück von Jahrtausenden zusammenpressen kann! Die Länge des Lebens ist belanglos — aber nicht das Leben selbst und nicht die Kunst und Lust des Lebens.

Hier erst im Angesicht des Todes, der in den schweigenden Steinkolossen und den Priestergräbern in der Wüste wohnt, lernt man den Augenblick lieben, verstehen, warum man ihn lieben muß. Ich weiß, daß auch ich einst — bald schon — so still und starr in meinen vier engen Brettern liegen werde, wie die vertrockneten Mumien der Könige und Priester, die einst einer Welt geboten haben — aber noch bin ich, und dieses Gefühl ist Seligkeit. Alle würden sie aufstehn, die großen Könige, und mir ihre verrostete Krone geben für einen einzigen, kurzen Augenblick neuen Lebens, neuen Sonnenscheins. Für mein Dasein, dessen Becher schon bald leer sein wird. Aber noch halte ich ihn, der Sonne zujauchzend — und vielleicht wird Mirjam ihn mir noch einmal von neuem füllen.

Mirjam! O, Kurt, wenn Du eine Ahnung hättest, was diese zwei Silben für eine Welt umschließen! Ich hab' sie mit Steinen und Perlen geschmückt, blitzende Armspangen und goldene Bänder hab' ich ihr gekauft — Du weißt nicht, mein Freund, wie mich die Juweliere und Goldschmiede lieben! — aber sie ist am schönsten ohne Schmuck, was sag' ich, — schmucklos ist sie am schönsten geschmückt! Vielleicht ahnt sie das selbst, denn sie hat mir immer Vorwürfe gemacht, wenn ich ihr irgend ein Stück, das mir gefiel, anhängen wollte. Sie will nicht beschenkt sein, weil sie nicht verkauft sein will.

Was hat das erst gegeben, ehe sie's zuließ, daß ich die kleine Villa im europäischen Viertel der Stadt kaufte, die ihr so gut gefiel. Denn sie ahnte, daß ich's ihretwegen that — daher der Lärm, daß wir uns beinah' darüber entzweit hätten. Da wird sie nun wohnen, wenn ich die große Reise angetreten habe. Am liebsten möchte sie mir die Summe verzinsen — denk' nur, Kerl, ich Rentier, der behaglich seine Zinsen einstreicht! — und sie droht mir noch zuweilen damit. Natürlich ist ihr der Besitz längst testamentarisch zugeschrieben und auch eine Summe, daß sie alles bequem bewirtschaften kann. Sprich aber nicht darüber, Kurt, und vergiß es wieder — es floß mir unversehends in die Feder. Mag es stehn bleiben!

Sie selbst weiß von alledem nichts — und soll es auch nicht, denn vielleicht würde sie mich dann für edel und altruistisch halten, für einen mitleidigen Wohlthäter. Brrr! Mitleid! Wohlthun! Ich denke gar nicht d'ran! Es ist nur Egoismus! Ihr Liebster will ich sein — Liebe um Liebe. Nur nicht das verfluchte Geld! Den Gedanken könnten wir beide nicht ertragen. . . .

Eines Tages jedoch wird es aus sein, aber dann war es schön. Der letzte Ring ist dann in sich gefügt, gleich den andern, golden und glänzend, ohne einen dunklen Fleck. Die Kette aber, die d'raus ward, bind' ich mir lachend um den Hals — sie drückt mich nicht, sondern ist ein Schmuck, den ich mitnehmen, den man mir nicht abreißen kann, wenn die Thür zum letzten Mal sich öffnet und der stille Freund zum Aufbruch winkt.

Aber noch schmiede ich . . . Es lebe das Leben! Viktor."

Minkwitz legte bedächtig die brüchigen Falten des Briefes wieder ineinander und sah den Lieutenant fragend an. Als er aber merkte, wie der nichts zu sagen wußte, sondern mit offenem Munde dasaß, kam er ihm während der Pause, die er sich gönnte, seine neue Blume. Verflucht toller Kerl, dieser Graf Haßberge, hing Voß seinen Gedanken nach, aber diese Geschichten aus dem

Digitized by Google

Morgenlande sind alle fabelhaft unglaublich. Laut sagte er nur: „Danke sehr, Herr von Minkwitz! Erlaube mir, gleich mitzukommen!“

Währenddem hatte der Rittmeister sein Glas zurückgeschoben und sich eine neue Cigarrette gedreht. Als sie brannte, fuhr er fort:

„Mit einem Male hörten seine Briefe wieder auf. Die letzte Nachricht schon war so eine Art Abschiedsbrief gewesen, nicht ganz ohne Sentimentalität, die ihm aber schlecht stand und die man ihm auch nicht recht glaubte. Der Tod schien ihn aufgesucht und bei ihm gesessen zu haben, als er über der Epistel war. Ich redete mir ein, er müsse ihm die Hand geführt haben, so war seine Schrift verändert. Gebrochene, unruhige, müde hingezitterte Buchstaben. Am Schluß freilich wieder noch ein trotziges Aufbäumen, ein Hohnlachen: Er hatte es fertig gebracht, das Geld war so ziemlich alle, was jetzt noch da war, konnte er übersehen. Wenn der Tod nun sein Wort einlöste. . . . Im Leben war er Sieger geblieben: Er hatte *gelebt*!

Na also — ich sagte es schon — damit hörten seine Briefe auf und ich erwartete täglich die Nachricht von seinem Ende. Wunderbarer Weise ließ sie lange auf sich warten. Ja — sie kam überhaupt nicht.

Endlich schrieb ich an seinen Arzt, dessen Name mir aus seinen Briefen geläufig war. Statt der erfürchteten Trauerbotschaft traf umgehend ein Schreiben von ihm selbst ein. Ich traute meinen Augen nicht und weiß noch, wie ich zitterte, als ich's erbrach. So ein dummes Gefühl hatte ich, als hielte ich da eine Nachricht von jenseits des Grabes in Händen, von dorther, von wo man bislang nicht zurückzukehren pflegte. Erst hinterher sah ich, daß seine Schrift wieder die alte war, stramme, kerzengrade, etwas herrische Lettern.

Er war sehr niedergeschlagen. Was er noch nie gehabt, nun hatte er's desto mehr: *Pech*. Der Tod hatte sein Vertrauen getäuscht und sich als ein ganz unhonoriger Kerl entpuppt. Er war einfach nicht gekommen, wie es ausgemacht war, und wollte ihn, wie es mehr und mehr den Anschein gewinne, überhaupt nicht. An und für sich wäre das ja nun weiter kein Unglück gewesen, aber er hatte sein Wort gebrochen und ihm, indem er ihn stehen ließ und dafür die Mirjam nahm, einen Strich durch die Rechnung gemacht! Sein Vermögen war alle und er war noch am Leben — ja, wie es nach seinem Briefe schien, würde er in absehbarer Zeit völlig gesund sein. Es war ihm fatal, daß nun die Leute, die dem Sensenmann als einer zweifelhaften Persönlichkeit gern aus dem Wege gingen, Recht behalten würden. Geliebt hatte er ihn ja auch nicht gerade, aber nun haßte er ihn, weil er ihn mit dem Leben betrog. Deshalb hatte er auch nicht mehr geschrieben. Er schämte sich beinahe — der gute Kerl! — daß er nun nichts weiter als ein gesunder Mensch war. Denn damals, als er das zweite Mal um Urlaub eingekommen war, hatte man ihm — vielleicht mit aus der tiefen Verstimmung heraus, die grade damals gegen ihn Platz gegriffen hatte — den Abschied gegeben. In allen Ehren natürlich und mit der gesetzlichen Pension.

Jetzt war also Not an den Mann. Was sollte er nun mit dem Leben, dessen letzter goldener Ring, den andern gleich, in sich geschlossen war, anfangen? Neue von derselben Form *konnten* nicht mehr hinzukommen — also wäre es Stückwerk geworden. Vielleicht hätte er bei'm Regiment wieder eintreten können, in seine alte Stellung. Aber wir andern waren alle längst avanciert, sein Ehrgeiz hätte das nicht gelitten.

Eines Tags — im vorigen Monat — war er plötzlich wieder da. Er sah famos aus in seinem weißen Tropenhut, seine Figur etwas voller, untersetzt, stämmig. Das Gesicht kupferbraun angelaufen — ein Hohn gradezu auf den Tod! Und im übrigen der alte, liebe, gute Kerl!

Digitized by Google

Nach dem ersten Freudenrausch des Wiedersehens berieten wir, was nun werden sollte. Am liebsten hätt' er's gesehen, wenn grade Krieg gewesen wäre — da wär' ihm sein Weg vorgezeichnet gewesen! Aber Sie wissen ja, wir mit unserm ewigen Frieden! Da war keine Hoffnung. Wir dachten ihrer tausend durch und machten immer wieder neue Pläne, aber er verwarf sie alle.

Es war sehr schwer — um nicht zu sagen, unmöglich — ihm zu raten. Denn eigentlich wollte er ja nicht das Leben, sondern den Tod. Er war darauf versessen, daß er ihm Wort hielte, und er wollte ihn zwingen, zu ihm zu kommen. Aufsuchen mochte er ihn freilich nicht — manch' anderer hätte in seiner Lage zur Pistole gegriffen. Aber der Gedanke, den Wortbrüchigen zu überrumpeln und zu zwingen, ließ ihn nicht mehr los und gab seinem Leben neuen Zweck und Inhalt. Er mußte leben um des Todes willen. Und die Jagd nach dem Tode begann.

Da er natürlich von einer Civilkarriere absolut nichts wissen und er seine Verhältnisse auch durch eine reiche Heirat, die ihm sehr leicht geworden wäre, nicht rangieren wollte, schlug ich ihm schließlich vor, er solle mit den Trümmern seines Vermögens einstweilen wieder einen Marstall aufthun — denn dazu reichte es immer noch. Er war immer ein Pferdenarr gewesen, vielleicht daß sich diese Liebhaberei zu einem ernsten Beruf, zu einer Lebensnotwendigkeit auswachsen würde!

Der Plan gefiel ihm, und wir wunderten uns noch, daß wir nicht gleich darauf gekommen waren.

Einige Tage später hatte er sich die Stute gekauft. Die hieß er Felicitas.

Die letzten vier Wochen hat er täglich draußen trainiert, wie der eifrigste Sportsman.

Felicitas! Die sollte ihm das letzte Glück holen helfen, die Genugthuung, um deretwillen er allein noch lebte. Der Tod sollte sich ihm stellen, der vor ihm auf der Flucht war. Ihm jagte er nach . . . . .

Na, das andere wissen Sie ja, Voß! Gestern in Hoppegarten hat er ihn eingeholt und gezwungen, sein verpfändetes Wort einzulösen. Er ging mitten durch's Ziel. Er ist wirklich Sieger geblieben — über das Leben und über den Tod. Beide mußten ihm schließlich halten, was sie versprochen hatten. Das war Ehrensache und verstand sich von selbst. Als Kavalier war er das nicht anders gewohnt . . . . ."

Der Rittmeister schwieg. Nach einem Augenblick fügte er noch hinzu: „Ja seh'n Sie, Voß — das macht ihm so leicht keiner nach!"

Voß rückte seinen Klemmer zurecht: „Freilich, Herr Kamerad, freilich . . . . Na — und die Glücksstute? Die erbt nun doch noch der unhonorige Vetter?"

„Denkt gar nicht d'ran! Ist ja tot, der Gaul! Gleich auf'm Platz verendet. Die Rechnung geht glatt auf, es stimmt alles. Genau, wie er's gewollt hat."

„Ja, Minkwitz, so wie Sie das erzählt haben, ist ja dann die Geschichte garnicht so traurig, wie es die Zeitungen machen?"

„Keine Spur von Tragik. Im Gegenteil —"

„Natürlich, im Gegenteil! Eigentlich hat er ja dann 'n riesiges Glück gehabt?" vollendete Voß, um zu zeigen, daß er nun diese märchenhafte Geschichte von dem Tode und dem Lieutenant vollkommen kapiert hatte.

„Ja, allerdings hat er das! Glück hat er gehabt. Er war immer ein Glückspilz!"

Sie zahlten und trennten sich vor der Thür.

Voß nahm sich eine Droschke und fuhr direkt in's Kasino, wo er den Kameraden die Neuigkeit erzählte. Es war dieselbe Geschichte und doch eine

Digitized by Google

andere. Wie er's auch drehte und wendete, es kam immer eine Historie heraus von einem Grafen, der sein väterliches Vermögen in Gesellschaft von guten Freunden und hübschen Weibern verthan hatte und schließlich noch grade zur rechten Zeit gestorben war. Nur die Pointe stimmte noch: Er hatte Glück gehabt.

Die Kameraden bestätigten es.

'n Glück, daß er tot war!

Briefe Richard Wagner's an Emil Heckel.

Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Herausgegeben von **Karl Heckel.**

(2. Fortsetzung.)

Am 1. September 1874 wohnte ich mit Dr. Zeroni einer „Tristan"-Aufführung unter Hans von Bülows Leitung in München bei. Wir nahmen den Rückweg über Bayreuth und berichteten Wagner über die Aufführung. Es überraschte ihn, daß auch die Darsteller uns vollständig befriedigt hatten. Er erzählte uns von dem unvergeßlichen Schnorr und dessen unvergleichlicher Darstellung des Tristan. Wagner sang und spielte uns die große Scene auf dem Sterbelager ganz ergreifend vor, um uns zu zeigen, wie diese Scene dargestellt werden müsse.

Es freute ihn, daß uns das Werk so gewaltig erschüttert hatte und wir durch unsere Begeisterung zu einem Besuche bei ihm veranlaßt worden waren.

Wir verbrachten zwei herrliche Tage in Bayreuth.

Am 6. Dezember 1874 benachrichtigte mich Frau Wagner, daß die „Götterdämmerung" nunmehr beendigt sei.

Zum Jahresschluß schrieb mir Wagner einen freundlichen Brief privaten Charakters, dem sich im neuen Jahre eine Anzahl brieflicher Mitteilungen, welche sich auf das Unternehmen bezogen, anschlossen. Dieselben wurden hauptsächlich durch meine Mitwirkung bei der Wahl verschiedener Darsteller veranlaßt.

Mein lieber Freund!

Damit ich doch auch das alte Jahr mit etwas Angenehmem schließe, antworte ich Ihnen sogleich nach Empfang ihres guten, guten Grußes!

Ihr theuren Gerechten Alle, und namentlich auch unser, Mit-Haupt-Gerechter Zeroni! Seid herzlichst von mir und den Meinigen gegrüßt!

Gesundheit, Stimmung, Laune — kurz — was man Natur und Gottes-Gabe nennt — ist gut. Hie und da ein Hängen und Würgen, aber — immer doch zum Guten sich fügend.

Digitized by Google

Schön, sehr schön, war Euer lieber Besuch, Ihr zwei Haupt-Gerechten! — Bringt nur ein anderes Mal auch die Gerechtinnen mit! —

Bald werdet Ihr recht Genaues über den Fortgang unserer Vorbereitungen erfahren! —

Gutes Jahr wünscht Ihnen vor Allem

Ihr

getreuer

Bayreuth, 31. Dez. 1874 Abend. Richard Wagner.

Lieber Freund!

Nochmals: Gutes, neues Jahr! — Jetzt aber kommen die Sorgen, nämlich: Die näheren Bestimmungen für die Besetzung gewisser Parthien in meinem Dinge. Da ich in Mannheim eine ganze Ansammlung von Frage-Zeichen vor mir habe, wende ich mich an Sie als Diplomaten, weil ich hoffe, Sie werden mit mir besser umgehen, als Graf Arnim mit Bismarck.

1. H. Unger*) soll den Versuch machen, mit dem Loge fertig zu werden und nebenbei (für den Nothfall) den Sigmund studiren, was ihm für die Zukunft, selbst wenn er ihn zunächst in Bayreuth nicht singen sollte, nur von Nutzen sein kann, sobald er hier allen Proben mit beiwohnt. —
2. Herrn Knapp**) hätte ich, vieler seiner Eigenschaften wegen, gern zum Fafner: Freund Langer soll doch sehen, ob dies mit Knapp's Stimme (der einigen Tiefe wegen) geht. — Wenn nicht, bleibe es beim Donner, mit dem Studium des Gunther als Dublette, — ganz in dem Sinne wie bei Unger mit Sigmund. —
3. Fräulein Auguste v. Müller:***)
   „Grimmgerde", eine der Walküren. Erda und 1. Norn als Dublette für die Fälle vide: Unger — Sigmund.
4. Fräul. Johanna König***) — die Vogelstimme im Siegfried — die etwas kleine Figur der Dame verwehrt es mir, sie weiter zu beschäftigen. Wohl hätte ich sie noch zur ersten Rheintochter „Woglinde" verwenden können: hierfür bedürfte ich jedoch in erster Linie sehr bühnenkundige, erfahrene und muthige Frauenzimmer, denn sie singen meistens in Flugmaschinen, wofür die Schwestern Lehmann sich mir erboten haben. Aber: Vorsicht ist auch hier gut; Frl. König möge die Woglinde, sowie Frl. v. Müller auch die Floßhilde sich einstudiren.
   — Für alle Studien möge Freund Langer sorgen. —

Dies die vorläufigen Machinationen; erhalte ich nun von Ihnen gute Nachricht in Betreff der Bereitwilligkeit der Genannten, so erfolgen meinerseits die offiziellen Schritte, Zusendung der Partien, nähere Abmachungen. Nun muß ich über den in meinen Vorschlägen berechneten Punkt der unbedingtesten Willigkeit, in jeder Weise, die ich dem Ganzen für zuträglich halte, mitzuwirken und fest einzutreten, vollkommen versichert sein. Sänger-Empfindlichkeiten, Rollen-Begehren und Ansprüche in diesem Bezug, nöthigen mich da, wo ich sie antreffe, sofort zum vollständigen Abbruche. Nur aus dem freien, guten Willen aller Mitwirkenden kann das hervorgehen u. gelingen, was ich beabsichtige.

*) Hans Richter hatte ihn in Mannheim geprüft und dann empfohlen.
**) Bariton am Hoftheater in Mannheim.
***) Schülerin von Ernst Frank.

Digitized by Google

Noch fehlt mir eine Sieglinde; das ist ein Elend! Sie muß schlank und tüchtig sein. Mit Fr. Jaide geht es nicht. Ist Ihnen Etwas vorgekommen. Falls Knapp nicht den Fafner will: hätten Sie dort so einen gehörigen Kerl dafür? Allerdings muß es eigentlich ein kraftvoller tiefer Baß sein. —

Tausend herzliche Grüße von Haus zu Haus und an die ausgezeichneten Gerechten!

Ihr

alter kleiner

Bayreuth, Richard Wagner.
2. Jan. 1875.

Da Knapps Stimme für den Fafner nicht die erforderliche Tiefe besaß, empfahl ich Hern von Reichenberg.

(Postkarte.)

In wenigen Tagen gehen an Alle offizielle Schreiben ab, welche Alles erklären und — fragen. H. v. Reichenberg soll mir willkommen sein. Halten Sie ihn für tüchtig zum Fafner, so möchte ich ihn gern schnell einmal hier haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Bayreuth, 14. Jan. 75. R. W.

Lieber guter Freund Heckel!

Und nun, nach diesem Schwall von Besorgungen, ein Wort zu Ihnen! Also! —

Hier die feierlichen Schreiben, welche ich, der höheren Feierlichkeit wegen Sie ersuche, den verschiedenen Betreffenden persönlich zuzustellen. (Sie können auch einen Toast dabei ausbringen!) Uebergeben Sie Jedem die ihm zukommende Partie. An Frl. v. Müller habe ich einiges schriftlich hinzugefügt, wegen der „Erda", die ich ihr jetzt noch nicht einzig anvertrauen möchte. — Jedoch Sie wissen aus meinem letzten Briefe Alles schon, und nun demgemäß vertheilen Sie die Parthien.

Herrn Knapp kann ich einstweilen nur seine unbedingte Partie — Donner, zustellen, weil Gunther (dem Vorsichtsplane gemäß auch von ihm zu studiren) noch im Stiche nicht fertig ist. Außerdem muß mir Herr Knapp aber in der Götterdämmerung auch noch 1 Mannen übernehmen; alle Solisten, welche hierin nicht mit beschäftigt sind, übernehmen einen der 16 Mannen. Auch Herrn Unger wollen Sie das freundschaftlichst eröffnen. Alle müssen nicht nur gut — sondern auch gütig sein. Die Mannen-Partien folgen nach. Auch soll Herr Unger eine Sigmund-Partie bekommen (in Dupplo!), der Loge wird ihm aber schon grade genug zu schaffen machen. Kann er einmal abkommen, so überhörte ich ihn gern. Ende März bin ich wieder in Bayreuth. —

Und nun viele nnd noch mehrere herzliche Grüße aus Wahnfried, von vielen und auch von

Ihrem

sehr obligirten

Richard Wagner.

Bayreuth, 25. Jan. 1875.

Digitized by Google

Obigem Brief lagen gedruckte Mittheilungen Wagners für die Mitwirkenden bei. Ich frug wegen des Betrages der Aufenthaltsentschädigung für die Darsteller bei Wagner an und bat gleichzeitig, mir ein Exemplar des Rundschreibens zu übersenden. Ich erhielt es mit folgenden Zeilen auf der letzten Seite des Cirkulars:

Bayreuth, 28. Januar 1875.

Also, hier das Gewünschte. 8 bis 10 Mark Entschädigung pro Tag u. s. w. werden wohl für die Unbemittelteren gut herausbringen: also — sagen Sie den Leuten, daß sie das bedingen könnten. Für gutes u. billiges Unterkommen meiner Bande wird gründlich gesorgt.

Guten Abend, lieber Freund!

Ihr

R. Wagner
(Canzelist.)

Da die Mitglieder des Mannheimer Hoftheaters bei Gastspielen an die Pensionskasse bestimmte Abgaben zu entrichten haben, so verlangte Knapp eine höhere Entschädigung.

Lieber Freund!

An Sie also — wie immer — kurz und resolut.

Knapp langweilt mich etwas mit dem etwas absurd lautenden Passus betreffend gewisse noch absondere Abzüge. Eilers und vorzügliche außer ihm, so auch der arme Unger, acceptiren die einfache Entschädigung, Eilers sogar nur mit Neunzig Thaler pro Monat. Eilers singt mir zwei Hauptpartien, während ich für Knapp mit Bestimmtheit nur auf den Donner rechne, während ich selbst hierfür Degele in Dresden umsonst haben kann. Besteht Herr Knapp auf seinen 15 Mark, so werde ich ihn nur für die erste Woche Juli und die erste Woche August d. J. sowie für die erste Hälfte Juni, dann vom 15. Juli an bis 21. August gebrauchen können; er kann sich dann in der Zwischenzeit anderswo Geld verdienen. Aufrichtig, mich verdrießt diese Quergelei! —

An Unger, Frl. König und Frl. von Müller schreibe ich selbst zu. — Sonst geht vieles recht gut; großer Wetteifer allerseits, mir den Kostenpunkt zu erleichtern.

Richter soeben hier auf der Hochzeitsreise. 11. d. M. reisen wir selbst nach Pest und Wien ab. Seien Sie doch 1. März Abend zur Aufführung (lauter Götterdämmerung) in Wien!

Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Ganz und gar

Ihr

Bayreuth, 6. Febr. 1875. Rich. Wagner.

Lieber Freund!

Daß Sie nicht Stadtrath sind, thut mir um Seidels Willen leid, da er beschwor, Sie wären es.

Haben Sie noch kein schönes, schlankes und großes Frauenzimmer?

Wir gehen zuerst nach Wien, und — vielleicht — dann erst nach Pest. 20. d. M. reisen wir, und wohnen in Wien bei Standthartner, im Stadkrankenhause. Ein Zimmer daselbst können Sie nur als Stadtkranker

Digitized by Google

bekommen. Proben und Concert stehen Ihnen frei — versteht sich. Eine Nummer müssen Sie aber dafür da capo rufen. Ich werde sie Ihnen bezeichnen.

Knapp ist Knapp! —

Schönste Grüße hin und wieder!

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth,
9. Febr. 1875.

Stadtrath.

Lieber Freund Heckel!

Da Sie (was ich nicht angenommen hatte) Herrn Knapp meinen letzten, ihn betreffenden Brief wörtlich mitgetheilt, und ihn somit in die Verlegenheit gesetzt hatten, einige vertrauliche, fast scherzhafte Ausdrücke auf sich zu beziehen, — so bitte ich Sie nun, auch diese heutige Mittheilung ihm zur wörtlichen Kenntniß bringen zu wollen.

Ich spreche Herrn Knapp von jedem Verdachte, von einer gewissen Einrichtung des Mannheimer Hoftheaters persönlich profitiren zu wollen, vollständig frei, schätze seine Person und sein Talent, und erkläre, daß, fühlte ich mich autorisirt auf Kosten meiner Patrone einen Künstler zu unterstützen, ich im Betreff des Herrn Knapp keinen Augenblick anstehen würde, die reichlichste Entschädigung zuzugestehen. Allein hier stoße ich auf einen Entscheid des Mannheimer Theater-Comite's, welcher mich geradezu empört. Einem Künstler, welcher bei dieser Gelegenheit Nichts profitirt, einen Tribut aufzuerlegen, wie er nur von einem persönlichen Gewinn beansprucht werden kann, — und dies im Angesichte eines Unternehmens, wie des meinigen, wo Alles nur durch freiwillige Opfer zu Stande kommt, bekundet eine Absicht und eine Gesinnung, welche mich wünschen macht, daß ihr eine Strafe und öffentliche Züchtigung zu theil werde.

Meine Patrone werden diesem vortrefflichen Comité ihren Tribut nicht zahlen, und somit entsage ich, und zwar einzig aus diesem Grunde, der Mitwirkung des von mir durchaus hochgeachteten Herrn Knapp bei meinen Festspielen. —

Mit herzlichem Gruße verbleibe ich der

Ihrige

Bayreuth,
13. Februar 1875.

Richard Wagner.

Auf meine nächste Anfrage antwortete Wagner zunächst telegraphisch:

Emil Heckel Mannheim.

Ist Reichenberg tiefer Baß, Fasner, so komme er morgen. Wenn nicht, Reise zwecklos. Wiener Abreise Sonntag. Wagner.

Lieber Freund Heckel!

Schön Dank! — Viel Mühe und Aerger. — Erwarte gern Herrn v. Reichenberg, nur ist meine Zeit jetzt knapp, was mich darauf bringt, Sie zu bitten, die Sache mit Herrn Knapp doch jedenfalls nun in Ordnung zu bringen. Ich bin, seit die Herren Kapellmeister sich so schlecht benehmen, des Marktens und Feilschens sehr müde geworden. Auch interessiert mich Knapp wirklich. Er möge sich nur seine Zeit, der Ordnung der Proben gemäß, gut einrichten; d. h. ich brauche ihn nur für das Rheingold, und — will er

Digitized by Google

einen Mannen singen — für Götterdämmerung, die anderen Stücke kann er ganz für sich zu Gastspielen u. s. w. benützen, und gern würde ich nicht, während der Zeit, wo er unbeschäftigt hier lege, namentlich an den Mannheimer Pensionsfond Abgaben leisten. —

Im Betreff Herrn Unger's bin ich in diesem Augenblicke noch sehr ungewiß daran. Sie wissen das!

Ich erwarte die Nachricht, nach welcher ich bis spätestens 5. April in München den Tristan zu sehen gedenke: entspricht nun Frau Vogel meinen Wünschen, und kann ich sie für die Sieglinde anwerben, so wird mir dies ohne Zweifel nur dann gelingen, wenn ich auch ihren Mann mit nehme. Diesem kann ich nun keine andere Partie als den Loge übergeben. Somit wüßte ich dann für jetzt nicht, was mit Herrn Unger, den ich noch so wenig kenne, anzufangen sei. Immer noch hat dieser aber mir eine Erinnerung hinterlassen, welche mich bestimmt, ihn — für alle Fälle — noch genauer kennen zu lernen. Er müßte dafür, rein um des Zweckes willen, jedenfalls von mir etwas ihm Nützliches zu erlernen, einige Zeit in meiner Nähe zubringen können. Ich kann ihm nur keine Aufenthaltentschädigung dafür zahlen.

Nun sehen Sie einmal, wie es hiermit stehen und gehen könnte.

Für den Fall, daß mir Frau Vogel definitiv mißfällt, würde Unger jedenfalls als Loge eintreten.

Ich habe zuletzt viel wüstes erlebt, bin auch nicht wohl. Endlich muß Alles aber doch gehen.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

getreuen

Bayreuth, Richard Wagner.
26. März 1875.

Reichenberg könnte mich von jetzt bis erste Tage April sicher in Bayreuth treffen.

Lieber Freund!

Großen Dank für Herrn v. Reichenberg: er ist eine vorzügliche Acquisition, für jetzt und die Zukunft. —

Wer hat Ihnen die beiden Sängerinnen in Bremen empfohlen? Ich könnte mir vielleicht die eine oder die andere nach Hannover kommen lassen, wo ich — des Tenoristen wegen — Sountag und Montag — 11. und 12. April — mich aufhalte. Könnten Sie so etwas vermitteln? —

Die Nachrichten über Unger, welche mir Reichenberg gab, waren, was seine Stimme betrifft, nicht günstig; weiß er keinen Ton zu halten, so kann ich ihm das nicht erst lehren. Mir wird bang vor ihm. — — —

Knapp wünsche ich jedenfalls. — Berliner Konzert — 24. April: — Gott weiß! —

Beste Grüße von Ihrem

Bayreuth, R. Wagner.
2. April 1875.

Geehrtester Freund!

Schicken Sie mir nur Herrn Unger! Ich habe mit ihm gutes im Sinne, namentlich auch für ihn selbst. Wenn ich sehe, daß etwas mit ihm anzu-

Digitized by Google

fangen ist, studire ich ihm den Tannhäuser für Wien ein, wo er dann engagirt werden dürfte. Also! —

Mit Knapp ist also nichts?

Thut mir leid. —

Patronisiren Sie gut! Wir sind schlimm daran, und kaum weiß ich noch, woher ich die diesjährigen Proben bestreiten soll! Alles kostet mehr als angenommen war, und Runckwitz*) frißt Alles auf! —

Herzlichen Gruß!

Ihr

Bayreuth, Rich. Wagner.
10. Mai 1875.

Zum 22. Mai übersandten wir dem Meister unsere Glückwünsche. Er antwortete:

Schönsten Dank an Alle
Gerechte und Gerechtinnen!

Mein gutes Weib hat mich zu meinem Geburtstage mit einem herrlichen Gartenfeste erfreut!

Aber: — —
die Geschäfte! —

Unger kommt immer noch nicht, trotzdem ich ihm telegraphisch zweimal Bedeutendes in Aussicht stellte. Ich glaube, ich muß ihn auch bereits von vornherein aufgeben. — — —

Verzeihen Sie! Ihre kleinen Anfragen, wegen dieses oder Jenen, ob er Proben besuchen könnte? . . . u. s. w. erfordern oft Antworten, die mir nicht so leicht fallen, — denn ich bin viel mehr geplagt, als Sie zu glauben scheinen. Die diesjährigen Vorbereitungs-Studien, nicht -Proben, sind durchaus der Sache, nicht aber dem Zuhören gewidmet: 1. bis 15. August allerdings bereis Orchesterproben, für Aufstellung, Sitzen, Klang, erstes Durchlesen. Wer gerade da ist und sich bescheiden benimmt, wird am Ende auch Gelegenheit finden, etwas zu hören; nur besondere Erlaubnisse sind hierfür nicht zu ertheilen. —

Welche Schwierigkeiten habe ich noch vor mir! —

Möchten das alle Gerechten einsehen, und nicht im Voraus mir immer nur zu meinen „Erfolgen" gratuliren! —

Viele herzliche Grüße

Ihr

Bayreuth, R. Wagner.
27. Mai 1875.

Wagners Aufforderung an mich in seinem Brief vom 6. Februar nach Wien zu kommen leistete ich Folge. Die Concertaufführungen von Theilen aus der „Götterdämmerung" verliefen großartig.

Materna als Brünnhilde erweckte schon damals unsere höchsten Erwartungen, während Glatz von Pest für den Siegfried sich nicht als ausreichend erwies.

*) Der Baumeister des Festspielhauses.

Digitized by Google

Wagner wohnte bei Familie Standhartner. Eines Abends sang er uns daselbst den ganzen dritten Act der „Götterdämmerung“ vor. Am Flügel saß Joseph Rubinstein. Es war überwältigend, mit welchem Ausdruck der große Meister alles vortrug, und Jeder konnte sich glücklich schätzen, dem es vergönnt war, ihm zuzuhören.

Außer Frau Wagner und Familie Standhartner waren nur noch Gräfin von Dönhof, Anton Bruckner und ich anwesend.

Wagner schätzte Bruckner sehr hoch und sprach davon, seine Symphonien, die damals noch nirgends Verständniß fanden, aufzuführen. Auch die Bekanntschaft eines anderen Wiener Componisten machte der Meister in jenen Tagen. Hugo Wolf, dem wir das neue deutsche Lied verdanken, besuchte ihn als junger Mann, um ihm seine Erstlinge vorzulegen.

Beim Abendbrot brachte Wagner auf den von einer schweren Krankheit genesenen Stiefsohn Standhartners, Herrn Hauptmann Schönaich, folgenden Trinkspruch aus:

„Mein grüner Hauptmann halte Stand;
Es ist doch wirklich eine Schand',
daß dein guter Vater Stand-
hartner gar kein Mittel fand.
Nun die Krankheit ist geschwunden,
Ist das Mittel leicht gefunden.
Gestern that ich dir was leiern,
Heute wollen wir dich feiern:
Lebe hoch und lebe lang,
Mache selbst dem Tode bang!

Am 3. März 1875 fand eine große Festlichkeit zu Ehren Wagners bei Hans Makart in dessen farbenprächtigem Atelier statt. Außer der hohen Aristokratie waren auch fast alle bedeutenden Männer der Kunst und Wissenschaft anwesend. Das Fest verlief sehr glanzvoll. Die Damen waren bestrebt, durch die ausgewähltesten Toiletten ihren Geschmack vor Makart zu beweisen. Dieser war ein vorzüglicher Gastgeber.

Das Quartett Helmesberger spielte Beethoven. Als sich Jemand an den Flügel setzte und über Wagner'sche Werke zu phantasiren begann, faßte mich Wagner am Arm und sagte: „Kommen Sie Heckel, wir gehen in den Nebensaal, was soll ich mir denn meine Sachen vorspielen lassen.“

Als im Laufe des Abends ein bekannter Dichter und erfolgreicher Theatraliker zu uns herantrat und bemerkte, so wie Wagner sei das deutsche Publikum noch nie einem großen Lebenden entgegengekommen, antwortete Wagner mit Humor: „Ja! der Sultan, und der Khedive von Egypten haben Patronatscheine genommen“ und sagte dann, während er sich zugleich zu dem hinzukommenden Semper wandte: Ich weiß nur Einige, die ernsthaft für die Sache wirkten und wirken. Das ist Frau von Schleinitz in Berlin, Gräfin von Dönhof in Wien und da mein Heckel (indem er mir auf die Schulter klopfte), der die Leute von einer anderen Seite anpackt. Arbeiten die Andern von Oben nach Unten, so Heckel von Unten nach Oben.

* * *

Lieber Freund!

Ich bitte Sie, Brahms Aufenthalt zu erfragen, und ihm diesen Brief zukommen zu lassen!

Alles geht erträglich vorwärts. Bald mehr!

Bayreuth, 6. Juni 1875.

Ihr ergebener
Rich. Wagner.

Digitized by Google

Brahms war im Besitz eines Wagner'schen Manuskriptes, das dieser zurück erbat und wofür er Brahms die Partitur des „Rheingolds" überließ.

Ich hatte Wagner vor einiger Zeit geschrieben, daß Brahms voraussichtlich nach Mannheim und Heidelberg kommen würde. Oben erwähnter Brief erreichte Brahms in Ziegelhausen bei Heidelberg, von wo aus er mir dessen Empfang anzeigte.

Brahms besuchte mich in Mannheim. Wir besprachen bei diesem Anlaß, wie bei meinem Gegenbesuch in Ziegelhausen das Bayreuther Unternehmen. Ich behielt aber doch die Ueberzeugung, daß Brahms es nicht ungern sah, wenn ihn Gegner Wagners als Antagonisten des Bayreuther Meisters ausspielten.

Ueber verschiedene das Unternehmen betreffende Fragen, insbesondere auch wegen des Gasthofes, den Albert aus Heidelberg zu den Festspielen in Bayreuth errichten wollte, correspondirte ich in der nächsten Zeit hauptsächlich mit Frau Wagner.

Als ich erfuhr, daß Unger, der ursprünglich den Loge singen sollte, mit dem Siegfried betraut worden war, bezweifelte ich dessen Befähigung hiezu. Wagner schrieb mir in Folge dessen:

Ei! Ei! Freund Heckel! So leicht wendet sich ihr Urtheil? Vor Kurzem noch vertheidigten Sie Unger, — jetzt glauben Sie an Jäger? — Nun, ich bin jetzt mit Unger darin, habe mich allerdings sehr mit ihm gequält, bis ich seine sächsische Vocalisation, welche seine Stimme vollständig unkenntlich machte, überwand, gewann nun aber die Hoffnung, daß ich mit keinem mir bekannten Tenoristen besser fortkomme als mit ihm. Auch werde ich ihn ganz hier behalten; er war offenbar ein verlorenes, aber nicht energieloses Wesen. Jäger ist vortrefflich, aber — — —

Die Unterkunftfrage tritt jetzt hier in ein neues Stadium; wir werden ohne neu zu erbauenden Gasthof auskommen müssen.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

Bayreuth, getreuen Componisten

25. Juni 1875. R. Wagner.

Wie ist eigentlich die Adresse des Frl. v. Müller?

Am 30. Juli 1875 reiste ich mit meiner Frau nach Bayreuth zu den Studien und Proben. Wir blieben daselbst bis 17. August 1875. Es war eine Zeit unendlich reich an tiefen Eindrücken, aber auch an Besorgnissen und Aufregungen.

Erfordert schon unter den gewöhnlichen Theaterverhältnissen der Verkehr mit den darstellenden Künstlern ein einsichtiges Verständniß für ihre rasche Erregbarkeit, so war hier, wo so unendlich viel von dem guten Willen jedes Einzelnen abhing, erhöhte Vorsicht geboten, um auch ohne drakonische Theatergesetze ein harmonisches Zusammenwirken zu ermöglichen. Jeder Mangel an Einsicht, jede pedantische Auslegung von Worten, welche ohne Ueberlegung nur einem spontanen Gefühle entsprangen, hätten hier zu verhängnißvollen Wirrsalen geführt. Die außerordentliche Eigenart des Unternehmens, dem sich so gar nicht in gewohnter Weise gegenüber treten ließ, barg an sich schon eine Menge Keime zu rasch wuchernden Mißverständnissen.

Da an der sofortigen Klärung jeder unerwarteten Trübung oft unendlich viel lag, begab ich mich täglich in aller Frühe in das Bureau des Verwal-

Digitized by Google

tungsrathes bei Banquier Feustel, unterrichtete mich über alle Vorfälle und suchte dann Wagner auf.

Ich traf ihn meist noch im Garten an, wo er mit seiner Frau und Liszt den Kaffee nahm. Die erste Frage lautete gewöhnlich: „Will Niemand abreisen?!" Denn die Drohung „sofort abzureisen" kehrte als Refrain bei allen Auseinandersetzungen der Unzufriedenen wieder.

Mit nicht hoch genug zu schätzender Aufopferung war Frau Wagner bestrebt im Verkehr mit den Künstlern die Erledigung unangenehmer Mittheilungen an Stelle des Meisters zu übernehmen.

Sehr oft herrschte im persönlichen Verkehr zwischen Wagner und seinen Künstlern heitere Ausgelassenheit. Bei der letzten Clavierprobe im Saale des Hotels „Sonne", stellte er sich thatsächlich aus Uebermuth auf den Kopf. Immer war er bestrebt, bei den Mühen, welche der ungewohnte Stil seines Werkes Vielen bereitete, dieselben bei Humor zu erhalten und die Gemeinsamkeit der Arbeit und des Zieles zu betonen.

Vor Abend pflegte er meist bei „Angermann" einzukehren. Es war nicht nur Erholung, welche er hier im Kreise seiner Künstler suchte. Es lag ihm daran, mit ihnen in persönlicher Beziehung zu bleiben. Sie sollten ihn und seine künstlerischen Zwecke kennen und verstehen. Die Abende in Wahnfried, welche einen mehr gesellschaftlichen Charakter annahmen, konnten dem ungenirten gegenseitigen Aussprechen nicht so sehr dienen, als dieser ungezwungene heitere Verkehr bei Angermann. Das damals sehr einfache Haus kam durch Wagner zu einer Weltberühmtheit.

Wagner verstand es in höchstem Grade auf jede künstlerische Individualität einzugehen. So wenig er sich gegenüber der Opernschablone und dem sinnlosen Theaterschlendrian zu Zugeständnissen bequemte, so sehr war er anderweitig darauf bedacht, daß jeder Darsteller seine Aufgabe auf seine eigene Art löse.

Ich erinnere mich, wie er einmal Niemann eine Scene im zweiten Akt der Walküre vorspielte. Als dieser u. a. entgegnete: „Ja lieber Meister, das paßt sehr gut für Ihre Figur, aber für mich nicht. Ich muß bei meiner Größe doch Bewegungen machen, die mir gemäß sind!" bestätigte ihm Wagner dies sofort und sagte: „Ich sehe, Sie haben mich richtig verstanden, darum allein handelt es sich; spielen Sie jetzt nur wie es Ihnen recht dünkt."

Daß trotzdem nicht der einheitliche Stil der Aufführung litt, indem Launen oder willkürliche Absonderlichkeiten sich breit machten, dafür sorgte der schöpferische Zauber, welcher von Wagner ausging, und seine Genialität als Scenifer. Genügten doch oft schon wenige, aber charakteristische Andeutungen, um individuell veranlagte Künstler zu selbstständiger organischer Gestaltung im Geiste seines Werkes anzuregen.

Jeden Abend von acht bis zehn Uhr war gesellige Unterhaltung in Wahnfried. Wagner fühlte sich wohl und heimisch im Kreise seiner Künstler und Freunde.

Manchmal ergingen wir uns bei heiterem Wetter auch im Garten. Nur wenn Liszt sich an den Flügel setzte, da eilte alles in den Saal zurück.

Wer ihn nicht gehört hat, vermag sich, auch wenn er Bülow, Rubinstein oder Tausig kannte, keine Vorstellung zu machen von der unbeschreiblichen Zauberwirkung seines Spieles. Oft verlieh er einem Werke, das er vortrug, einen solch' intimen individuellen poetischen Reiz, daß man die Zärtlichkeit seiner Seele, welche wir aus seinem herrlichen Briefwechsel mit Wagner kennen, unmittelbar zu fühlen glaubte. Wenn nun gar schöne Frauen um ihn herum saßen, da nahm sein Spiel oft den Charakter eines persönlichsten reizvollsten

Digitized by Google

Gespräches an. Er schien nicht mehr ein Werk zu reproduciren, sondern gleichsam unmittelbar auszusprechen, was in jenem zum Niederschlag gekommen war. Sein Spiel schien keine Wiedergabe eines Klavierstückes mehr, sondern künstlerische Conversation. Die Conversation eines Liszt!

In dieser Weise aufgefaßt dürften sich auch seine Werke am unmittelbarsten dem Verständniß erschließen.

In den folgenden Jahren hörte ich Liszt noch oft in engem Kreise spielen, sowohl in Bayreuth als auch in Freiburg i. B., wo er der vorzüglichen Aufführung seines „Christus" unter Dimmler's Leitung beiwohnte, und in Baden-Baden.

Einmal — es war außerhalb der Festspielzeit — trug er in Wahnfried neue Compositionen von sich vor, darunter die wunderbare „Vogelpredigt." Dann spielte Wagner, als er sich mit Liszt über den Vortrag einer Bach'schen Fuge aus dem „Wohltemperirten Klavier" ausgesprochen hatte, diese unter überzeugender Hervorhebung seiner besonderen Auffassung.

Außer Wagner und seiner Familie waren nur Frau von Meyendorf aus Weimar, meine Frau und ich anwesend.

Wagner und Liszt erinnerten sich gegenseitig an die in ihrer Jugendzeit entstandenen besten Walzer. Liszt spielte aus dem Gedächtniß solche von Strauß und Wagner solche von Lanner. Wir tanzten dazu.

„Herr Heckel, so gut," meinte Frau von Meyendorf, „hat man mir noch nie zum Tanze aufgespielt. Wagner und Liszt als Tanzmusikanten!"

Das Wort wurde von beiden Meistern freundlich aufgegriffen, und eine heitere Ungezwungenheit hielt den ganzen Abend an.

Der Aufforderung Wagners, dauernd von Mannheim nach Bayreuth überzusiedeln, konnte ich mit Rücksicht auf mein Geschäft keine Folge leisten, aber Bayreuth wurde mir doch zur zweiten trauten Heimath.

Liszt wußte von den Kämpfen, die ich gegen die musikalischen Reactionäre in Mannheim zu führen hatte, und noch in späteren Jahren, als ich ihn in Weimar besuchte, frug er mit Beziehung auf die ehemaligen Händel-Aufführungen: „Nun wird in Mannheim noch immer so viel Halleluja gesungen?"

Glücklicher Weise konnte ich es ihm verneinen, und als ich ihn einige Zeit darauf bei mir in Mannheim begrüßen durfte, bewies ihm die Aufführung der „Götterdämmerung", daß die Zeit und die „Wagnerianer" eine Umwandlung herbeigeführt hatten.

Während der Theaterproben leisteten mir die von Federlein in München (jetzt in Amerika) zusammengestellten „Leitmotive" aus „Rheingold" und „Walküre" gute Dienste. Ich hatte mir dieselben aus dem „Musikalischen Wochenblatt" ausgeschnitten und an entsprechenden Stellen im Textbuch eingeklebt. Für diese Zusammenstellung interessirte sich Liszt sehr. Er hatte schon anläßlich der Aufführungen von „Tannhäuser" in Weimar auf die Leitmotive dieser Werke in seinen vorbereitenden Erläuterungen hingewiesen. Ich machte Hans von Wolzogen den Vorschlag anschließend an Federleins Arbeit auch die Motive aus „Siegfried" und „Götterdämmerung" zusammenzustellen. Wolzogen entschloß sich hierzu, nachdem er sich mit Liszt besprochen hatte. Er dehnte seine Arbeit auf sämmtliche Theile des Festspiels aus. So entstand sein bekannter „Thematischer Leitfaden durch die Musik des „Ring des Nibelungen," dem später viele andere nachfolgten.

Nach den Theaterproben verließ ich Bayreuth, reich an gewaltigen Eindrücken, aber nicht ohne Besorgnisse für die finanzielle Förderung des Unternehmens, denn die Zuflüsse waren gering.

Digitized by Google

Wagner schenkte mir zur Erinnerung an die Zeit der Theaterproben eine Medaille in Kupfer mit seinem Portrait von Scharff in Wien.

Auf ein Rundschreiben an die Künstler, um dessen nachträgliche Uebersendung ich den Meister bat, schrieb er die Worte:

Allervorzüglichster Patronenlader!

Im Uebrigen geht es so — so!—

Ein Cantor Fischer in Zwickau hat kürzlich 6 u. $^2/_3$ Patrone bei sich geworben, 6000 Mark geschickt, und angefragt, ob er dafür einen Freiplatz erhalten kann. (!!!) —

21. d. M. hier Tannhäuser

— (!!) —

Probenpläne habe ich nicht zur Hand, lassen Sie sich einen von Feustel, oder Fischer (Nibelungenkanzelei) schicken.

Viele herzliche Grüße von

Ihrem

abgehetzten

Wien, 11. Nov. 75. Richard Wagner.

Schlimme Nachrichten Feustels über den Mangel an Geldmitteln für das Unternehmen wurden durch Wagners nächsten Brief bestätigt:

Liebster bester Freund!

Auf die Frage „wie's uns geht" ließe sich Vieles antworten! Die Welt, und namentlich auch „Germania", wird mir immer widerwärtiger!

Unsere Sorgen sind groß und schließlich muß ich den Vorsatz, die Aufführungen in diesem Jahr noch stattfinden zu lassen, für tollkühn ansehen. Wir sind mit den Patronatscheinen bis 490; bedürfen aber, den neuesten Berechnungen nach 1300, um auszukommen. Das ursprünglich projectirte Unternehmen ist also eigentlich vollkommen gescheitert. Nun gilt es dem Wagniß, zu sehen, was uns die Neugier schließlich noch herbeizieht. Selbst Feustel glaubt es darauf hin wagen zu können; nur sehen wir einem Fehlen des Geldes für Juni u. s. w. entgegen, wo die Musiker und Sänger ankommen, und baares Geld beziehen wollen. Ich suchte einen Vorschuß von 30,000 Th. beim Kaiser nach. Was zu machen ist, will ich noch sehen, wenn ich Anfangs März nach Berlin komme, um andererseits dort wiederum zu sehen, wie es mit dem „Tristan" steht, an welchen ich ebenfalls noch nicht recht glaube. — Im Uebrigen machen wir hier gute Miene. Alles wird fertig (auf Credit!); die künstlerischen Details der Ausführung werden in höchster Vollendung ausgearbeitet. Brandt, wie immer, ausgezeichnet, — meine Hauptstütze!

Von den Sängern ist mir, außer von X. nichts widerwilliges aufgestoßen: Alles scheint mit festem Muthe bei der Sache zu bleiben. Für X. werde ich helfen können, — wenn er selbst in letzter Stunde doch nicht noch umkehrt; ganz fertig ist es mit ihm noch nicht. Sonst wenig Neues.

Grüßen Sie Frau und Freunde schönstens von mir und uns!

Können Sie etwas hexen, so soll mir das lieb sein! Immer aber bleibe ich

Ihr

herzlichst ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

4. Febr. 1876.

Digitized by Google

Den 12. März 1876 kam ich nach Bayreuth zu einer Besprechung mit dem Verwaltungsrath. Dann — Wagner war bereits vorher hingereist — nach Berlin zur Aufführung von „Tristan und Isolde". Nach der Aufführung sprach Kaiser Wilhelm I. in herzlicher Weise Wagner seine Bewunderung aus und versprach ihm zu der ersten Aufführung des Bühnenfestspiels nach Bayreuth zu kommen.

Wagner theilte mir mit, daß der König von Bayern bereits seine Schlösser in Bayreuth für den Kaiser zur Verfügung gestellt habe und selbst zur Generalprobe eintreffen werde.

Da ich mit Wagner im „Thiergarten-Hotel" wohnte, verwies er alle Berichterstatter, die sich bei ihm melden ließen, an mich.

Eines Abends als Josef Rubinstein uns Wagners „Amerikaner Marsch" (Großer Festmarsch zur Eröffnung der hundertjährigen Gedenkfeier der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika) vorspielte, sagte der Meister, er habe dafür seiner Zeit ein sehr anständiges Honorar erhalten. Dabei holte er aus der Westentasche ein Fünf-Centstück und gab es mir: „Da Heckel, das habe ich von dem Honorar noch übrig, das schenke ich Ihnen. Alles andere hat Feustel bereits verwendet."

Am 22. März verabschiedete ich mich von Wagner und seiner Frau und versprach frühzeitig in Bayreuth zu den Festspielen einzutreffen.

* * *

Bereits im Herbst des vorangegangenen Jahres hatte Wagner im „Musikalischen Wochenblatt" eine Bekanntmachung erlassen, in welcher er Alle, die sich um freien Eintritt zu den Festspielen bewarben, an die Wagnervereine und namentlich nach Mannheim verwies.

Jedoch fehlten mir während der nächsten Zeit bestimmte Directiven, nach welchen die Vertheilung stattfinden sollte.

Erst im April 1876 erfolgten hierüber öffentliche Erklärungen Wagners, die er mir vorher durch einige Zeilen ankündigte.

Liebster Freund!

Dieser Tage erfolgt in Betreff der Freiplätze eine Veröffentlichung, welche Sie gewiß im höchsten Grade befriedigen wird!

Herzlichen Gruß

Ihr

8. April 76. Richard Wagner.

Leider mußte nachträglich die Zahl der frei zu vergebenden Plätze vermindert werden, da durch bauliche Veränderungen eine Anzahl Plätze verloren gingen.

Ein brieflicher Gedankenaustausch fand in der ersten Hälfte von 1876 seltener statt, da ich bereits am 14. Mai wieder in Bayreuth eintraf; diesesmal zu einer Versammlung der Delegirten der Wagnervereine und Patrone. Auf Veranlassung des Meisters traten Adolph Groß in Bayreuth und ich in den „Verwaltungsrath" ein.

Digitized by Google

Nach meiner Rückkehr am 17. Mai sandte ich Wagner meine Geburtstagsgratulation und ließ am 22. Mai wie alljährlich die telegraphischen Glückwünsche der „Mannheimer Gerechten" folgen.

Am 22. Mai 1813 war Wagner geboren; der 22. Mai 1831 war mein Geburtstag. Dieses Spiel des Zufalls erscheint um so auffälliger, als es sich auch fügte, daß 1871 es wiederum der 22. Mai war, der mich bei Tausig in Berlin zum ersten Mal die Begründung der Wagnervereine in Vorschlag bringen ließ.

Im Auftrag von Wagner erhielt ich eine Einladung, den sämmtlichen Aufführungen des Bühnenfestspiels als „Ehrenpatron" beizuwohnen.

Ich reiste daher am 9. Juli mit meiner Frau auf zwei Monate nach Bayreuth, um nunmehr die Erfüllung dessen zu erleben, dessen Förderung seit Jahren das freigewählte Ziel meiner Thätigkeit bildete und mein Fühlen und Denken aufs innigste einnahm.

* * *

Die Arbeitslast vor und während der Festspiele war für den Verwaltungsrath keine geringe und Wagner begrüßte mich schon bei meiner Ankunft mit den Worten: „Endlich kommen Sie."

Wieder galt es wie 1875 manche bedrohliche Differenzen beizulegen, aber die Macht des Genius, vor dem sich schließlich doch wieder Jeder beugte, hielt alles zusammen. Die Größe des Kunstwerks und das Bewußtsein, zu dessen lebendiger Verwirklichung in aufopfernder Weise beizutragen, gab allen Mitwirkenden eine Weihe, die kleinliche Interessen im entscheidenden Augenblick zurücktreten ließ.

Wagner verfaßte verschiedene Anschläge als Nachrichten für das Publikum oder für die Darsteller.

Die nachstehende Mittheilung überschickte er mir am 14. August zur Uebermittelung an die Druckerei:

Die geehrten Patrone der Bühnenfestspiele mögen es weder den Darstellern noch dem Autor verargen, wenn sie den ihnen gespendeten, höchst erfreulichen Beifallsbezeigungen nicht durch Hervortreten auf der Bühne dankend entsprechen, da sie sich zur Durchführung dieser Enthaltung vereinigt haben, um vor den Augen des Publikums sich einzig in den Rahmen des von ihnen vorgeführten Kunstwerkes eingeschlossen zu wissen.

Richard Wagner.

Mit der Generalprobe (6.—9. August) begann infolge der Anwesenheit des Königs von Bayern bereits das Fest.

Der Kaiser kam zur ersten Aufführung. Er sagte am Bahnhof zu Wagner auf das Festspielhaus verweisend in unserem Beisein: „Nun die Sonne bescheint ja ihr Werk" und gestand Wagner, daß er nicht geglaubt habe, daß er es fertig brächte.

Der künstlerische Erfolg der drei Aufführungen war ein außerordentlicher. Ich lasse es unversucht, die empfangenen gewaltigen Eindrücke in Worten wiederzugeben.

Digitized by Google

Wagner selbst war von der Durchführung im Ganzen betrachtet hoch befriedigt. Die Worte die er auf ein photographisches Bild von sich schrieb, als er es mir zum Abschied schenkte, fassen sein Urtheil zusammen.

„O Freund Heckel
Es war doch gut!"

Bayreuth 1876. Richard Wagner.

Zur letzten Aufführung war abermals der König von Bayern eingetroffen. Er begrüßte uns mit freundlichen Worten, war aber während der Aufführungen außer für Wagner für Niemanden zu sprechen, da er sich in den Zwischenakten jeweils mit der Lesung der Dichtung beschäftigte.

Die vorhandenen Geldmittel erwiesen sich leider noch immer als unzureichend. Seine Bayreuther Freunde versuchten daher Wagner zu veranlassen, persönlich vom König eine abermalige Creditgewährung zu erwirken. Aber Wagner wollte sich die Freude, welche ihm die warme Begeisterung seines königlichen Freundes gewährte, nicht stören lassen. Die Empfindung, daß er in diesen festlichen Tagen durch sein Werk gleichsam dem König für alle erwiesene Gnade danke, veranlaßte ihn jedes Drängen der erwähnten Art energisch zurückzuweisen im Bestreben, seine Verpflichtungen gegenüber dem König „zu vermindern, nicht sie zu vermehren."

Die Abrechnung zeigte, daß ein Deficit von ungefähr Mk. 160,000 zu decken blieb. Ein betrübendes und beunruhigendes Ergebniß. Ich ersuchte den Verwaltungsrath, veranlassen zu wollen, daß die Stadt Bayreuth die Deckung eines Theiles des Defizit übernähme, worauf dann auf privatem Weg versucht werden könne, die Patrone zur Zahlung des Restes zu bewegen.

Leider wurde mir auf meine wiederholten brieflichen Anfragen immer wieder versichert, daß die Erfüllung eines solchen Ansuchens von seiten der Stadt ganz aussichtslos sei. Derselben war allerdings, als sie den Festplatz dem Unternehmen schenkte, zugesagt worden, daß sie in keiner Weise finanziell zu demselben herangezogen werden solle.

Wagner beschloß durch ein gedrucktes Circular die Patrone um die Deckung des Deficits zu ersuchen, während die Bayreuther Mitglieder des Verwaltungsrathes ihn wiederholt angingen, durch die Gnade seines königlichen Freundes Hilfe zu schaffen.

Ich schrieb am 30. Oktober 1876 an Wagner:

Lieber Meister!

Durch Ihren Verwaltungsrath in Bayreuth haben Sie gewiß erfahren, daß ich mich dagegen ausgesprochen habe, daß Sie ein Circular wegen Deckung des Deficits erlassen. Die Mittel aufzubringen ist unsere Sache und ich bin der Meinung, daß dies durch Briefe und persönliche Besuche bei den wirklichen Freunden geschehen soll. — Mein erster Besuch bei Herrn Friedr. Schön in Worms hatte den Erfolg, daß mir derselbe Mk. 1000 zur Verfügung stellte, dies theilte ich nach Bayreuth mit, erhielt aber noch keine Antwort, was beschlossen wurde. Auch schrieb ich den Herren wiederholt, daß wenn die Stadt Bayreuth als solche nichts zur Deckung des Deficits beitragen kann, wenigstens die Bürgerschaft unter sich eine nennenswerthe Summe aufbringen müßte. — Heute kam mir der Gedanke, ob es vielleicht zu ermöglichen wäre, daß im Jahre 1877 statt drei — vier Aufführungen stattfänden, um die Einnahme der ersten Aufführung zur Deckung des

Digitized by Google

Deficits zu verwenden, wobei höhere freiwillige Beiträge als Mk. 100,— entgegen zu nehmen wären. — Ich wollte Sie in dem so schön gelegenen Sorrent mit Deficit-Angelegenheiten nicht quälen, aber meine Idee, daß man Sie bei Ihrer Zurückkunft mit der Nachricht: Das Deficit ist gedeckt, empfangen soll, ist wieder einmal nicht auszuführen, woran die „Russen", „Serben" und „Türken" mit schuld sind. — —

Wagner antwortete mir in seiner herzlichen Weise:

Mein liebster Freund Heckel!

Sie sind wirklich der Erste, von dem mir aus Deutschland einmal ein sympathisches Lebenszeichen zukommt. Haben Sie Dank dafür.

Herr Feustel hat sich bisher noch durch nichts Anderes vernehmen lassen als durch Schreckberichte über das anwachsende Deficit, gegen welches man nun einzig von mir Rettung anspricht. Gut! Ich habe mein Circular aufgesetzt und zugeschickt; ich habe in Berlin, und beim König v. B. angefragt, — ohne noch Antwort zu erhalten. — Ihre Gedanken einer 4. Aufführung für das Deficit ist, unter solch elenden Umständen, gewiß der anständigste; nur wird man mit der Bezahlung gewisser Rechnungen nicht so lange warten können. Da ich nun überhaupt nichts wie Elendes mit der Beendigung meiner Festspiele erfahren, und es bei mir so steht, daß mir eigentlich sehr große Lust zur Wiederholung und Fortsetzung gemacht werden müßte, wenn ich meinen grenzenlosen Widerwillen gegen jedes Befassen damit überwinden sollte, — so warte ich nur eigentlich noch auf eine recht niederträchtige Erfahrung, die mich entscheidet, Alles abzubrechen, und im buchstäblichsten Sinne. Ich werde dann vollständig verstummen, und lautlos Alles was da ist den Gläubigern der Unternehmung übergeben, ganz wie bei einem legalen Bankerott. —

Wirklich der Einzige — aber der aller Einzigste sind Sie, der mir eine edle Sorge um mich und die Sache zeigt! —

Mit meinem Befinden steht es unter solchen Umständen nicht am Besten: mein innerer Kummer, und meine Unruhe der Ungewißheit sind zu groß. Dagegen freue ich mich über das gute Gedeihen meiner Frau und Kinder in der schönen Umgebung. Doch werden wir Sorrent (welches eigentlich — nach Norden gelegen — nur Sommeraufenthalt ist) bald verlassen müssen: vermuthlich bringen wir von Mitte dieses Monates bis 2. Viertel Dezember in Rom, dann etwa 14 Tage in Florenz zu; bald werden wir wohl jedenfalls heimkehren müssen, da meine den vorigen Sommer sehr angegriffene Hauskasse (trotz Amerikaner Marsch) nicht ausreicht, um uns lange hier zu sousteniren.

Bis 10. d. M. bin ich hier; Briefe werden mir nachgeschickt.

Also! Allerherzlichsten Gruß von Wagners an Heckels!

Ihr

sehr ergebener

Sorrento.
Hôtel Vittoria,
3. Nov. 1876.

Rich. Wagner.

Um einer Verkennung Feustels vorzubeugen, muß ich hier vor allem einschalten, daß die finanziellen Angelegenheiten Wagners wohl nie in seinem Leben besser und mit treuerer selbstloserer Hingabe besorgt wurden, als durch die Inhaber des Bankhauses Feustel.

Digitized by Google

Wenn nach den Festspielen Feustel weniger die Empfindungen berücksichtigte, die Wagner nach einem solchen für alle Zukunft bedeutungsvollen Ereigniß erfüllen mußten, sondern die geschäftliche Erledigung in den Vordergrund stellte, so wurde er hierzu durch den Ernst der Lage gedrängt, welche ein energisches Vorgehen der Gläubiger erwarten ließ.

Er theilte mir seine Befürchtungen brieflich mit und meinte, meine Auffassung der Sache könne bei Wagner nur falsche Hoffnungen wecken, denn auf Nachzahlungen der Patrone sei doch kaum zu rechnen. Es bleibe daher Pflicht der wahren Freunde Wagners, ihm den Ernst der Lage vollständig zum Bewußtsein zu bringen, wenn nicht die schlimmsten Folgen eintreten sollten.

Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Wagners Rundschreiben, welches mir Feustel in einigen Exemplaren übersandt hatte mit der Bitte, ich solle „vorsichtigen Gebrauch" davon machen, nur die Sache in die Oeffentlichkeit zerren würde, ohne aber bei der Ungunst der Zeiten Erfolge zu erzielen. Ich hielt es daher für meine Pflicht, Wagner nicht zu verschweigen, daß ich die Berechtigung mancher Bedenken Feustels anerkannte.

Erst durch seine Antwort erfuhr ich wie sehr die Angelegenheit ihn erschütterte.

Lieber Freund!

Daß auch Sie es über das Herz bringen, mich und meine Lage keiner weiteren Beachtung zu würdigen, und nur in der Weise meiner anderen Freunde von jener Sache zu mir zu sprechen, thut mir sehr leid. Kein Mensch weiß Rath zu schaffen, ja selbst meine Aufforderung an die Patrone soll nur „mit Vorsicht" versandt werden, weil die Zeiten zu schlecht seien, dennoch aber sollen die Aufführungen so schnell wie möglich wieder angekündigt werden! Es ist unglaublich! Sie fragen sogar wegen der Fest-Medaille an, welche ich natürlich, als das immer sich vermehrende Defizit mir gemeldet wurde, sogleich abbestellt habe. Was man sich Alles nur von mir erwartet! — Dagegen melde ich Ihnen nun ganz bestimmt, daß ich den nächsten Sommer zur möglichen Widerherstellung meiner Gesundheit einzig benützen werde, — wozu ich, meinen aufreibend sich steigernden Unterleibsleiden wegen, eine sehr ausgedehnte Brunnenkur in Marienbad u. s. w. zu verwenden gedenke. Befinde ich mich wiederhergestellt, so wollen wir sehen, was sich im übernächsten Jahre zu Stande bringen läßt. Wird das Defizit während dem nicht gedeckt, und zwar ohne jede weitere Bemühung meinerseits, so gedenke ich das ganze Theater irgend einem Unternehmer zu übergeben, vielleicht selbst dem Münchener Hoftheater, mich selbst aber nie weiter darum zu bekümmern.

Hier, lieber Freund, hören meine Kräfte auf. Mein bisher durchgeführtes Unternehmen war eine Frage an das deutsche Publikum: „wollt ihr?" — Nun nehme ich an, daß man nicht will, und bin demnach zu Ende. Ich bitte Sie, nach diesen Erklärungen von jetzt an die Sache einzig aufzufassen, und, wenn Sie es für gut halten, meine anderen Freunde, — — über mich, den sie nicht verstehen zu können scheinen, ebenfalls summarisch aufzuklären.

In einer der unausgesetzt schlaflosen Nächte suche ich mir einige Erleichterung zu verschaffen, indem ich mich einem wahren und gefühlvollen Freunde, für den ich Sie immer erkannte, genau und bestimmt mittheilte.

Bleiben Sie mir gut!

Florenz. Ihr
Hotel New-York, stets ergebener
9. Dez. 1876. Richard Wagner.

Digitized by Google

Ueber den Ausspruch Wagners an das Publikum nach der ersten Aufführung des Festspiels: — — „Sie haben jetzt gesehen, was wir können: wollen Sie jetzt! Und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst" haben s. Z. die Zeitungen (trotz Wagners nachträglicher Commentirung „eine neue deutsche Kunst") sich in der engherzigsten Weise ausgelassen, ohne zu verstehen, daß Wagners Worte zu einer nationalen Betheiligung an den „Festspielen" aufforderten.

Das Publikum der Aufführungen war ein glänzendes gewesen, aber in seiner Gesammtheit gewiß nicht jene Theilnehmerschaft, auf die Wagner gehofft hatte.

Ich hatte mir das nicht verhehlt und schrieb an Wagner: „Ihre Frage an das deutsche Publikum habe ich gleich in Bayreuth verstanden, mußte mir aber sagen, daß die Anwesenden leider nur zum kleinsten Theil so geartet waren, wie man es erwartete."

Auf Friedrich Nietzsche hat diese enttäuschende Erkenntniß der Unzulänglichkeit des Publikums bekanntlich so erschütternd gewirkt, daß er Bayreuth noch während der Aufführungen verließ und daran verzweifelte, daß auf diesem Wege zu einer einheitlichen deutschen Kultur zu gelangen sei. —

Getreu dem Grundsatz keine leeren Vorschläge zu machen, sondern wo es anging selbst Hand an zu legen, schrieb ich nach Empfang von Wagners Brief vom 9. Dezember 1876 an Herrn Hofrath von Düfflipp, den Kabinetsekretär des Königs von Bayern, über den Stand der Sache, um zu erfahren, ob auf eine Hilfe des Königs zu rechnen sei. Da Wagner sich mittlerweile direkt an den König gewandt hatte, so erhielt ich bald aus Bayreuth die Hoffnung erweckende Nachricht, daß Herr Hofrath von Düfflipp zu einer Unterredung mit Wagner eintreffen werde.

Das Rundschreiben an die Patrone wurde von fast Allen nicht einmal beantwortet, und die Unterredung mit Herrn von Düfflipp führte zunächst zu keinem Resultat.

Der König von Bayern hatte mir zu jener Zeit gestattet, ihm ein eigenartiges Sammelwerk der „Alpenflora," das mein Vater auf seinen Reisen zusammengestellt hatte, zu übersenden. Ich erbot mich bei Wagner, wenn er es für zweckmäßig erachte, den Versuch zu machen beim König Audienz zu erhalten und ihn über die mißliche Lage des Unternehmens zu unterrichten. Wagner antwortete:

Oh! Liebster, liebster Freund!

Ja, ja! der König von Bayern!! Als ob da mir etwa, für Versäumnisse, nachzuhelfen wäre! — Glauben Sie nicht, daß, wenn Jemand hier etwas vermöchte, ich dies wäre, und denken Sie, daß ich nicht das Meinige bis auf's Aeußerste gethan hätte? Bitte, schweigen wir hierüber! —

Das müssen Sie doch wohl ersehen haben, bester Freund, daß Alles, was ich jetzt angeregt habe, nur geschehen ist, um die Ehre meiner Unternehmung und meine Stellung zu derselben zu wahren. Glauben Sie dagegen, daß ich wirklich der Hoffnung, Etwas würde zu Stande kommen? Lernt Dentschland und das deutsche Publikum kennen! Da ist alles — alles verloren! — Glauben Sie mir!

Was wir im vorigen Jahre zu Stande gebracht, ist ein Wunder und wird es bleiben, so lange Jemand etwas davon weiß. Darüber hinaus geht es nun aber nicht mehr: Das müssen wir einsehen.

Die Aufführungen sind für dieses Jahr bereits unmöglich geworden,

Digitized by Google

aus inneren und äußeren Gründen; selbst alles Geld würde jetzt nichts mehr ausrichten; namentlich sind auch die inneren Schäden groß. An eine Wiederaufnahme wäre erst zu denken, wenn mein Programm hinsichtlich eines Patronatvereines u. s. w (aber nicht bloß auf der Basis der bisherigen Verlosungsvereine) stricte durchgeführt und verwirklicht wäre. Das Neue müßte anders aussehen als das Alte, da müßte Macht und Bewußtsein dabei sein.

Einstweilen habe ich für die Deckung des Deficits zu sorgen: ich gedenke daher in England ein paar Monate lediglich hierfür Concerte zu geben. Wenn ich davon dann heil zurückkomme, wird wohl hoffentlich Niemand mehr von mir verlangen, daß ich noch an etwas anderes denke, als mich — zu erholen und — zu vergessen! —

So weit sind wir! —

Nun, bester Freund, lassen Sie sich Se. Majestät von Bayern aus dem Kopfe gehen und bleiben Sie gut

Ihren

stets freundschaftlich
ergebenen

Bayreuth,
11. Febr. 77.

Rich. Wagner.

Bereits während der Festspiele hatte der Meister mit Hans Richter und mir seine Absicht besprochen, einen Patronatverein zu begründen. Nur die Mitglieder dieses Vereins sollten Zutritt zu den künftigen Festspielen erlangen. Auf diese Weise wurde beabsichtigt, einerseits eine finanzielle Grundlage zu schaffen, andererseits das nur aus Neugierde oder gegnerischem Interesse in letzter Stunde sich einfindende Publikum auszuschließen.

Im Januar 1877 forderte Wagner in einem Rundschreiben an die Vorstände der Wagnervereine zur Gründung eines solchen Patronatvereins auf. In Folge dessen fand Ostern 1877 in Leipzig eine Delegirten-Versammlung der Wagnervereine statt.

Ich wohnte den Berathungen auf besonderen Wunsch Wagners bei, denn es wurde von den Leipziger Einberufern eine Verlegung der Festspiele nach Leipzig geplant. Es gelang mir nach längerem Bemühen diesen Vorschlag erfolgreich zu bekämpfen und Beschlüsse zu erzielen, über welche ich vorher in Bayreuth mit Wagner mich besprochen hatte.

Auf meinen brieflichen Bericht über die Versammlung antwortete Wagner nur mit wenigen aber charakteristischen Zeilen:

Mein lieber Heckel!

Gebe Ihnen Gott langes Leben, jedenfalls noch etwas gehöriges länger als das meinige, damit nach meinem Tode doch Jemand da ist, der — an sich — einen Stamm bildet für die weitere Pflanzung!

Ich verstehe alles, sage aber wenig, wo möglich nichts mehr dazu: ich kann nicht anders als warten, bis man von Außen nachkommt, da ich denn doch bedenklich vorausgeschritten scheine!

Herzlichen Gruß!

Ihr

Bayreuth,
11. Apr. 1877.

Rich. Wagner.

Digitized by Google

Im Mai begab sich Wagner nach London, um dort die von Wilhelmi vorbereiteten Concerte zu leiten.

Es bleibt für uns Deutsche ewig eine Schande, daß Wagner hierzu genöthigt wurde, um das Deficit seines nationalen Unternehmens zu decken.

Durch das Ergebniß der Londoner Concerte und durch anderweitig zur Verfügung gestellte Beiträge, wie Hans von Bülow's Einnahmen in Concerten zum Besten Bayreuths, gelang es zunächst die dringendsten Schulden zu begleichen.

Ein schönes Beispiel von Opferwilligkeit gab Glasenapp, der das Honorar für seine verdienstvolle Wagnerbiographie, mir für den erwähnten Zweck überweisen ließ, sowie ein Herr Adolf Schmidt in Viersen, der sich an die Spitze einer Subscriptionsliste der Patrone stellte.

Doch konnten die Hauptforderungen erst durch die Hilfe des Königs von Bayern bezahlt werden. Der Vorschuß, den die Kgl. Kabinetskasse zur Ermöglichung der Aufführungen geleistet hatte, war aus dem Erträgniß der Patronatscheine zurückbezahlt worden. Zur Deckung des Deficits der Festspiele wurde nunmehr durch Vermittelung des Bankhauses Feustel von einer auswärtigen Bank unter Garantie der Kgl. Kabinetskasse eine Summe erhoben, zu deren allmäligen Deckung die Tantièmen dienten, welche das Münchener Hoftheater an Wagner zu entrichten hatte.

* * *

Wagner hielt sich nach seiner Rückkehr von London in Ems auf und vollendete dort die Dichtung zu „Parsifal." Er sah zu jener Zeit in Folge der mißlichen Erfahrungen und der Mühsale der Concerte recht leidend aus. Das ist auch auf den in England aufgenommenen Photographien, die ich durch Frau Wagners Freundlichkeit erhielt, ersichtlich.

Ich besuchte Wagner in Ems am 22. Juni 1877. Bei meiner Ankunft beklagte er sich offen, daß er nun wieder an die mißliche finanzielle Lage des Unternehmens erinnert werde und darüber sprechen müsse. Erst als er seinem Aerger Luft gemacht hatte, äußerte er seine Freude über meinen Besuch. Der Meister lebte in Ems sehr zurückgezogen. Auf der Promenade sagte er, als wir einen kleinen Herrn auf uns zukommen sahen: „Nun werde ich Sie mit meiner einzigen Gesellschaft in Ems bekannt machen." Es war Windhorst.

Im Juli traf ich mit Wagner in Heidelberg zusammen. Ich empfing ihn bei seiner Ankunft von Ems auf dem Bahnhof. Seine Gesundheit hatte sich wieder gekräftigt. Er war meist in bester Stimmung. Als ein Heidelberger Gesangverrein ihm unter Langers Leitung ein Ständchen brachte, dankte er, indem er das „Gaudeamus" anstimmte. Die Abende brachte ich meistens bei Wagner im Schloßhotel zu, kehrte jedoch jeweils wieder nach dem benachbarten Mannheim zurück.

Am 7. Juli telegraphirte mir Wagner:

Bitte mit Zeroni morgen 1 Uhr bei uns zu speisen. Abends Vorlesung des Parsifal, wozu auch der Pfarrer einzuladen.

Wagner.

Außer Zeroni, mir und dem altkatholischen Pfarrer Friedrich Bauer aus Mannheim, einem begeisterten Verehrer des Meisters, traf noch Richard Pohl aus Baden ein.

Digitized by Google

Wir waren die Ersten die Wagners Dichtung zu „Parsifal“ kennen lernten. Mit welchem Ausdruck und tiefem Empfinden der Meister uns seine Dichtung vorlas, läßt sich nicht beschreiben. Er selbst war so ergriffen, daß er sich nach der Vorlesung einige Zeit zurückzog und uns allein ließ. Aber auch wir verharrten in Schweigen, und es dauerte lange, bis wir uns wieder auf der buckeligen Erde wußten.

Beim Abendbrot brachte Wagner einen Toast auf mich aus, den er mit den Worten schloß:

„Die Seele schwingt sich in die Höh:
Der Heckel kommt in's Comité!“

Hotelier Albert hatte ihm verrathen, daß die Absicht bestehe, mich in das Comité des Mannheimer Hoftheaters zu wählen.

Am 13. Juli erfreute mich Wagner durch seinen Besuch in Mannheim.

Im September lud er mich zu der „Delegirtenversammlung“ nach Bayreuth ein. Er schrieb unter Beziehung auf die mittlerweile von mir angetretene Stellung eines Comité-Präsidenten des Mannheimer Hoftheaters:

Lieber Freund!
Großer Theater-Director!

Es fällt mir ein, daß Sie verwundert sein könnten, meine Einladung zu einer Zusammenkunft meiner Patrone nicht zu allererst an Sie gerichtet zu haben. —

Hoffentlich verstehen Sie es, wie mich meine Rücksichtnahme auf Ihre jetzt so sehr schwierige Stellung in Mannheim einzig hierzu bestimmt hat. Ich werde es sogar begreifen, wenn Sie gar nicht nach Bayreuth kommen, weil Niemand besser, als ich, es beurtheilen kann, welche Last Sie sich mit dem Mannheimer Theater auf den Hals geladen haben! Kommen Sie aber dennoch nach Bayreuth, so bleiben Sie wohl dessen versichert, daß ich Niemand hier willkommener heißen werde, als — meinen theuren, guten Freund Heckel!

Schönste Grüße

von
Ihrem ergebenen
Richard Wagner

Bayreuth.
9. Sept. 77.

Ich wohnte den 15. und 16. September in Bayreuth den Versammlungen bei.

Es erfolgte nunmehr die definitive Gründung des „Patronatvereins.“ Dieser sollte auch Theilhaber der „Stilbildungsschule“ sein, deren Leitung Wagner übernehmen wollte.

Eine hierauf bezügliche Mittheilung Wagners, deren Manuscript ich besitze, gelangte damals nicht zur Veröffentlichung.*)

Wagner verband mit dieser Schule, wie sich von selbst versteht, keine schulmeisterlichen Absichten, etwa in der Art unserer Conservatorien, (von denen er zu fragen pflegte: „Was conserviren sie denn eigentlich?“) nein er erwartete, daß genügend vorgebildete künstlerische Individualitäten sich melden würden, die er dann in den Stil seiner Werke eingeführt hätte.

*) Abgedruckt bei Karl Heckel: Die Bühnenfestspiele in Bayreuth Seite 57 und 58.

Digitized by Google

Die Gegnerschaft war aber allenthalben noch immer so groß und mächtig, daß nur Ferd. Jäger sich zu melden wagte.

Als Wagner die „Bayreuther Blätter" begründete und Hans von Wolzogen ihre Leitung übertrug, bestimmte er dieselben absichtlich nicht für die breite Oeffentlichkeit, sondern für den engen Kreis seiner Freunde. Ihnen allein sollten auf diesem Wege theoretische Mittheilungen über seine Kunstziele zugehen. Die Verbindung, welche die Freunde seiner Kunst vereinigte, sollte „in möglichst ersprießlicher Weise erhalten und sinnvoll befestigt werden."

(Schluß folgt.)

Naturheilkunde — Heilwissenschaft.

Von **Wunter** und **Daucius.**

Motto: Der richtige Arzt ist immer Naturarzt; er rechnet mit Allem, was die Natur ihm zeigt, und verwendet Alles, was sie ihm darbietet. Sein Gegenfüßler, der sogenannte Naturarzt, ist der Unnatürlichste von Allen, weil er die ganze Welt auf seine kleine Specialität zuspitzt und Alles auf gleiche Weise behandelt.
Sonderegger „Vorposten der Gesundheitspflege".

Eine Bewegung wird der Kulturhistoriker der Zukunft bei der kritischen Beleuchtung des 19. Jahrhunderts nicht übergehen dürfen, die in Deutschland geboren und großgezogen, sich allmählich zu einer socialen Gefahr entwickelt. Die Naturheilkunde — ein Name, der an und für sich nichts besagt — erhebt ihr Haupt immer kühner und verlangt, von hochstehenden Kreisen wohlwollend unterstützt, staatliche Anerkennung neben der sogenannten Schulmedicin. Es wäre ein müßiges Beginnen über die Berechtigung des Streites, der sich in erbitterter Weise zwischen den Anhängern der verschiedenen Systeme abspielt, zu diskutieren; jeder glaubt allein den Stein der Weisen zu besitzen und verspricht der leidenden Menschheit Heilung von allen möglichen Uebeln. Allein die Gründe für die auffallende Erscheinung, daß das Publicum in marktschreierischer Weise der rationellen Medicin abspenstig gemacht wird, liegen tiefer. Imposant sind die Fortschritte, welche die Medicin im letzten Jahrhundert gemacht hat; wenn sie, abgesehen von der Diagnostik, practisch mehr der operativen Seite der Medicin zu gute gekommen sind, so liegt dies daran, daß bei derselben der Arzt sieht und fühlt, welches Uebel der Beseitigung bedarf und das Publikum in sinnfälliger Weise von der Heilung der Krankheit überzeugt wird. Die Entfernung einer gefährlichen Geschwulst, die glückliche Heilung eines schweren Knochenbruches, das Verschwinden heftiger Schmerzen nach Eröffnung von Abscessen sind dafür so drastische Beweise, daß unsere Behauptung keiner weiteren Begründung bedarf. Anders liegt es bei der inneren Medicin.

Digitized by Google

Welche Summe von Detailbeobachtungen und logischen Spekulationen dazu gehört, eine Diagnose richtig zu stellen und das Krankheitsbild gleichsam plastisch vor dem geistigen Auge entstehen zu lassen, ist dem Publikum unbekannt. Und wie schwer es unter Umständen ist, dem Sitze der Krankheit nahe zu kommen, um derselben mit therapeutischen Maßnahmen irgend welcher Art zu steuern, wird nicht gewürdigt. Das Publikum urteilt nur nach dem Erfolge; und daß dieser oft, leider nur allzu oft zu wünschen läßt, bestreitet kein einsichtiger Arzt.

Bei der Besprechung der Naturheilkunde lassen wir den Magnetismus, die Elektrohomöopathie, den Baunscheidtismus ꝛc. bei Seite und werden uns nur mit dem befassen, was man unter Naturheilkunde im engeren Sinne versteht. Um den Gegensatz zwischen rationeller Medicin und Naturheilkunde dem Verständnisse näher zu bringen, müssen wir zunächst einen Rückblick auf die Geschichte der Medicin werfen und zeigen, welche Anschauungen geherrscht haben und wie sich allmählich aus dem Widerstreit der Meinungen das als Kern herausgeschält hat, was wir heute wissenschaftliche Heilkunde nennen.

In alten Zeiten befand sich die Heilkunst in den Händen der Priester; der hervorragendste Arzt dieser Epoche war Hippocrates († 377 n. Chr.) von der Insel Kos, dessen Schriften eine Unzahl vorzüglicher Beobachtungen und therapeutischer Maßnahmen enthalten. Er besaß ein ungemein scharfes kritisches Talent; indem er das von seinen Vorgängern Ueberlieferte sichtete und das thatsächlich Begründete von überflüssigem Beiwerk befreite, hat er die Heilkunde wissenschaftlich begründet, trotz des Mangels an anatomischen und physiologischen Kenntnissen. Er ist der Vater der milden abwartenden Heilmethode. Ein halbes Jahrtausend später schuf Galen seine Lehre von der Humoralpathologie. Dieselbe besagt: „Der Gesundheitszustand des Körpers hängt von der Beschaffenheit der vier Cardinalhumores ab (Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle)". Diese Lehre hielt sich bis in unsere Zeit und bekam erst durch Virchow's Lehre von der Cellularpathologie den endgiltigen Todesstoß; sie beherrschte, durch mystisches Beiwerk entstellt, das medicinische Denken bis tief in das Mittelalter, wodurch die Heilkunde, die sich fast ausschließlich in den Händen von Mönchen befand, einen großen Rückschritt erfuhr. Da trat der große Reformator Andreas Vesalius († 1564) auf, der zuerst eine Anatomie am Menschen lehrte durch Sectionen von Leichen, die er stehlen und unter seinem Bette verbergen mußte. Gleichzeitig arbeitete der geniale Theophrastus Bombastus Paracelsus v. Hohenheim und wies als Erster der Chemie als Hilfswissenschaft der Medicin den gebührenden Platz an, indem er gegen die Humoralpathologie Galens energisch Front machte und die Rückkehr zu Hippocrates predigte. Im 17. Jahrhundert folgt die Entdeckung des Kreislaufes des Blutes durch William Harvey (1628), das 18. bringt den bedeutenden Dichter und Physiologen Albrecht v. Haller, den großen Italiener Morgagni, den Vater der modernen Pathologie, und den Entdecker des Sauerstoffs Lavoisier. Mit diesem Momente tritt die Medicin in ein neues Stadium, das Stadium der experimentellen Naturwissenschaft. Zu Anfang unseres Jahrhunderts beherrschen die Engländer und Franzosen die wissenschaftliche Heilkunde (Charles Bell, Asthley Cooper, Bichat, Laënnec), bis endlich auch in Deutschland unserer Kunst geniale Vertreter erwuchsen, welche der deutschen Medicin die dominierende Stellung in der Welt sicherten. Die Wiener Schule namentlich war es, repräsentiert durch Rokitansky, Skoda, Oppolzer u. A., die wißbegierige Jünger aus allen Weltteilen nach der Kaiserstadt an der Donau zogen, bis bei uns Männer wie Johannes Müller, Virchow, Gräfe, Langenbeck, Traube, Helmholtz und Koch den glänzenden Ruhm der Oesterreicher verdunkelten. Diese Männer stellten durch ihre Arbeiten zuerst die

Digitized by Google

Heilkunde unter die exakten Wissenschaften und machten aus ihr, was sie heute geworden ist, eine experimentelle Naturwissenschaft.

Wenn wir uns nach diesem kurzen Ueberblick fragen, ob diese Summe von ernsten und schwierigen Arbeiten vergeblich gewesen sein sollte, ob alle unsere Anschauungen über das Wesen der Krankheiten auf thönernen Füßen stehen, so daß sie auf den ersten Anprall zerschellen und einer Kritik nicht Stand halten können, so müssen wir es entschieden bestreiten. Nach wie vor wird es nicht gelingen, den stolzen Bau, dessen wir uns heute erfreuen, zu zertrümmern, am wenigsten aber denen, die sich rühmen, die wahre Naturheilkraft in Erbpacht zu haben. Noch heute wird sich kein echter Arzt vermessen, ein **magister naturae** zu sein, er wird sich begnügen, ihr **minister** zu sein Was ist Naturheilkunde?

Unter Naturheilkunde verstehen wir ein Heilsystem, welches sämmtliche Krankheiten nur durch systematische Anwendung des Wassers, einer bestimmten (vegetarischen) Diät und der atmosphärischen Luft unter Vermeidung von chemischen und pflanzlichen Medicamenten zu heilen sucht. Ihre Begründer sind die beiden schlesischen Bauern Vincenz Prießnitz (1799—1851) und Johannes Schroth (1798 – 1856). Hierzu kommt noch der Erfinder der Sonnen- und Luftbäder Arnold Rikli, geb. 1823. Der erstere erprobte an sich die heilende Wirkung des Wassers gelegentlich einer größeren Verletzung, die ihm durch den Hufschlag eines Pferdes beigebracht wurde und bildete sich ein System der Wasserbehandlung, nach dem er auch weitere Kreise allmählich kurierte. Sein Wohnsitz Gräfenberg ist heute noch einer der besuchtesten Plätze für Kaltwasserbehandlung. Nach Prießnitz' Theorie bestehen die meisten Krankheiten in Stockungen und angehäuften Krankheitsstoffen, welche zum größten Teil aus der Apotheke (sic!) ihren Weg in den Körper des Kranken genommen haben. (Medicinkrankheiten). Außerdem nimmt er noch Schwäche einzelner Organe oder Teile oder auch des ganzen Organismus an. (Dr. Munde.) Bei dieser Theorie war es also die Aufgabe des Arztes, die träge liegenden Krankheitsstoffe aufzurütteln, in die Blutbahn und dann zur Ausscheidung zu bringen. Dies erreichte Prießnitz durch die Anwendung des Wassers in den extremsten Kältegraden (8—10° R.) oder noch kälter, wie es ihm aus den Quellen zuströmte. Nur durch solche Kältegrade konnte er die nachfolgende Erwärmung (Reaction) erzielen, die er zur Ausscheidung der Fremdstoffe brauchte. Da er in der Anwendung des kalten Wassers bei den kranken Individuen ohne Kritik vorging und keinerlei Wert auf eine passende Diät legte — er ließ alles essen, um den durch die Wasserkur angegriffenen Körper zu kräftigen — konnten Mißerfolge nicht ausbleiben. Dazu kam, daß er heroische Prozeduren verordnete, deren Anwendung uns heute geradezu ungeheuerlich erscheint. So ließ er z. B. das Wasser aus einem Gießbache in eine Holzrinne leiten und als Falldouche aus einer Höhe von 5 Metern auf die Patienten herabsausen. Hierbei kam es vor, daß ein Patient, der solch eine sogenannte Walddouche ziehen wollte, seinen Vorgänger tot auffand. Die Patienten bekamen starkes Fieber, fielen von einer Krise in die andere, hielten sich jedoch, von unerschütterlichem Vertrauen zu Prießnitz beseelt, bis zu 7 Jahren bei ihm auf, um schließlich ungeheilt Gräfenberg zu verlassen. Das Hauptverdienst von Prießnitz besteht in der Methodik der Hydrotherapie, die er in genialer Weise um die wertvollsten Handgriffe und Prozeduren bereichert hat. Die Erfindung der Packung, des Halbbades ꝛc. werden seinem Namen in der Geschichte der wissenschaftlichen Hydrotherapie die Unsterblichkeit sichern, wie auch der Prießnitz-Umschlag in der ganzen Welt bekannt und populär ist.

Sein hervorragendster Concurrent war sein Schulgenosse und engerer Landsmann Johannes Schroth in Lindewiese. Auch Schroth nimmt eine

Digitized by Google

Verderbnis der Körpersäfte als Grundursache der Krankheiten an und zwar bedingt

1. durch eine darniederliegende Verdauung (schlechte Diät, verkehrte Lebensweise, häufiger Genuß von Medicamenten, z. B. Gicht, Rheuma, englische Krankheit, Epilepsie ꝛc.)

2. durch vererbte Anlage von den Eltern auf die Kinder (Gicht, Skropheln, Syphilis z. B.)

3, durch Ansteckung (Frieseln, Scharlach, Masern, Krätze, Syphilis, Pocken)

4. durch die Hemmung oder Unterdrückung der Function eines absondernden oder ausscheidenden Organs (Rheuma, Lungen-Rippenfellentzündung, Wassersucht ꝛc.)

Aufgabe des Arztes muß es also sein, die Säfteentmischung zu heben und die Krankheitsstoffe zu entfernen. Dies gelingt durch die Ausscheidungsorgane des Körpers, den Darm, die Nieren, die Haut und die Lungen. Das Charakteristische an der Schroth'schen Kur ist die Combination einer Wasserkur mit einer eigentümlichen Diät. Der Hauptzweck, den Schroth bei seiner Wasserkur zu erzielen sucht, ist die Erregung von Schweiß: wir lassen deshalb den Leibumschlag und die partiellen Umschläge bei Seite und wollen nur die Packung einer genaueren Detaillierung unterwerfen. Schroth läßt die Patienten bis zum Ausbruche von Schweiß in der Packung liegen und zwar im Schweiße noch 3 Stunden, so daß, wenn der Schweiß nach 2 Stunden ausgebrochen ist, der Patient im ganzen 5 Stunden in der Packung verharren muß. Erfolgt der Schweißausbruch überhaupt nicht, so muß der Patient 8 Stunden ausharren. Hinterher wird keine abkühlende Prozedur verabreicht, sondern eine trockene Abreibung und Aufenthalt von ½ Stunde im Zimmer sollen eine Erkältung verhindern. Weit wichtiger ist die Diät. Schroth ist der Erfinder der sogenannten Trockendiät, welche an die Selbstüberwindung und Energie der Patienten die höchsten Anforderungen stellt. Die Patienten erhalten 2—6 altbackene Semmeln aus Weizenmehl pro Tag und müssen sich 2—5 Tage jeden Getränkes enthalten. Am Schlußtage erhalten sie reinen leichten Landwein. Schroth nimmt an, daß der Organismus bei dieser Diät zu einer Art „Selbstverzehrung" getrieben wird, und daß die Organe in dem Bestreben sich zu erhalten, alle verfügbaren Stoffe im Körper, mögen sie gesund oder krank sein, an sich reißen, nochmals durcharbeiten und das Unbrauchbare ausscheiden.

Jeder Unbefangene wird sich fragen, wie muß ein Organismus beschaffen sein, der solch eine heroische Kur überwinden kann. In der That resultiert aus der Kur eine hochgradige Schwäche, wie wir in den letzten Tagen wiederum bei einem Patienten zu konstatieren Gelegenheit hatten; derselbe hatte eine sechswöchentliche strenge Schrothkur hinter sich und war nicht imstande, einen Weg von 5 Minuten ohne Ruhepausen zurückzulegen. Zu verwerfen ist ferner die Anordnung, nach dem Schwitzen keine abkühlende Wasserprozedur folgen zu lassen. Durch eine langandauernde Schweißprozedur sind die Blutgefäße der Haut bis zum Aeußersten erschlafft und bedürfen eines Kältereizes, um ihre Tonicität (Spannung) wieder zu erlangen; das ist ein Grundpricip der modernen Hydrotherapie, dessen Verletzung sich durch schwere Schädigungen rächt.

Als dritten Factor führt die Naturheilmethode die Luft und das Sonnenlicht in ihrem Heilschatze auf. Der Erfinder der sogenannten Luft- und Sonnenbäder ist Arnold Rikli in Verdes (Krain), wo er eine große Naturheilanstalt besitzt. Die Luftbäder werden als Abhärtungsmittel gegeben und bestehen darin, daß die Patienten in adamitischem Kostüm im Walde oder auf freien Plätzen herumwandeln. Die Sonnenbäder dienen zur Schweißerzeugung: die Patienten werden auf Ruhelagern der Bestrahlung durch die Sonne bis zu einer Stunde ausgesetzt, dann in wollene Decken geschlagen, bis ein intensiver

Digitized by Google

Schweiß ausbricht. Ein warmes Vollbad oder eine Brause folgen und kühlen den erhitzten Körper wohlthätig ab; es würde zu weit führen die feinen Unterschiede aufzuzählen, welche die Naturheilkundigen bei diesen Schweißprozeduren gegenüber den Dampfbädern konstatiert haben wollen (Luftelectrik ꝛc.); vor dem objektiven Auge bleibt wohl nur das eine bestehen, daß diese Art der Schweißerzeugung milder und angenehmer ist, als die bekannten Schwitzbäder.

Während man bei ruhiger Prüfung der Ansichten der bisher erwähnten Naturärzte eine gewisse ratio gelten lassen konnte, wenn auch die pathologischen Ansichten recht naiver Natur sind, kommen wir jetzt zu einem Naturheilverfahren, bei dem es schwer ist, keine Satire zu schreiben. Herr Louis Kuhne in Leipzig stellt an den gesunden Menschenverstand Anforderungen, die das Maß des Zulässigen bei weitem überschreiten. Herr Kuhne sagt so:

Es giebt nur eine Krankheit, die sich in verschiedenen Krankheitsformen äußert. Krank ist der menschliche Körper, wenn sich eine Ansammlung von Fremdstoffen in ihm befindet, die nicht nur die Function der betroffenen Organe hemmt, sondern auch bestimmte Veränderungen in ihrer Form hervorbringt. Diese Aenderungen der betroffenen Organe zu konstatieren, dazu dient die ebenfalls von Herrn Kuhne erfundene „Gesichtsausdruckskunde". Dieselbe befähigt jeden mit ihr Vertrauten aus gewissen Formveränderungen des Halses und Kopfes festzustellen, welches innere Organ mit Fremdstoffen belastet ist und welchen Weg diese Fremdstoffe im Körper genommen haben. Ist es auch Unsinn, so hat es doch Methode! Es muß also zur Heilung angestrebt werden, die Fremdstoffe durch die Hauptausscheidungsorgane, Darm und Nieren aus dem Körper zu entfernen. Das Hauptkurmittel des Herrn Kuhne sind außer den Rohrdampfbädern (einer unwesentlichen Abänderung von Dampfbädern, die bereits als unnötig verlassen ist) und strenger vegetarischer Diät, die von ihm erfundenen „Reibesitzbäder." (Wasserbehandlung der Geschlechtsorgane). Da wir nicht das Schicksal eines Berliner Arztes teilen wollen, der diese „originelle" Badeprozedur mit einem charakteristischen Namen belegte und wegen Beleidigung des Herrn Kuhne verurteilt wurde, so möge es uns erlassen bleiben, dieselben näher zu beschreiben. In dem kritischen Teile werden wir uns noch näher mit diesem sonderbaren Heiligen beschäftigen, und wenden uns zunächst zu der sympathischen Gestalt von Sebastian Kneipp.

Kneipp geht bei seiner populären Wasserkur von folgendem Principe aus: „Sämmtliche Krankheiten stammen aus dem Blute; das Blut ist entweder durch unreine Bestandteile entmischt oder durch Störungen der Circulation in Stockung geraten." Kneipp's Proceduren zielen also darauf hin, das entmischte Blut von seinen unreinen Stoffen zu befreien (dazu dienen vor Allem die „Wickel") oder die Circulation in Ordnung zu bringen (dazu dienen die „Güsse"). Hauptwert legt er auf Abhärtung des Körpers durch Barfußlaufen im feuchten Grase bei jeder Temperatur, selbst im Schnee. Bei aller Sympathie mit den rein menschlichen Eigenschaften des Verstorbenen wird der Kritiker schon heute mit Bestimmtheit sagen können, daß von dem, was dem Kneippsystem eigentümlich ist, sich Nichts erhalten wird. Kneipp war kein genialer Erfinder einer neuen Wasserheilmethode; er verdankt seine Erfahrungen dem alten Hahn (einem Arzte † 1773 in Schweidnitz, dem geistigen Vater von Prießnitz), und seine Methodik besteht in unwesentlichen Abänderungen der von Hahn und Prießnitz angegebenen Handgriffe. Seine Wickel und Güsse sind Modificationen der Prießnitz'schen Packungen und Douchen; selbst das Barfußgehen ist schon lange vor ihm von Dr. Munde, einem Zeitgenossen Prießnitz', empfohlen worden. Auch das Verbot, sich nach den kalten Prozeduren abzutrocknen und der Rat, sich durch starke Bewegungen zu erwärmen, stammen von

Digitized by Google

Hahn, der seine Patienten nach den von ihm beliebten „Parforcekuren" reiten ließ.

Das Kneippsystem wird seinen Schöpfer nicht lange überleben, wie schon jetzt der Krach in Wörrishofen beweist. Kneipp wird fortleben im Gedächtnisse der Nachwelt als ein wahrhaft humaner und idealer Mann, der von den besten Bestrebungen geleitet, den Eitelkeiten der Welt abhold, sich mit dem Bewußtsein begnügte, ein Helfer seinen leidenden Brüdern sein zu wollen.

Das System Glünecke bietet nur ein lokales Interesse. Martin Glünecke war Rechtsanwalt a. D. und widmete sich dann der Heilkunde. Sein System beabsichtigt ebenfalls die verdorbenen Säfte zu reinigen; er besorgt dies nicht durch Wasserproceduren wie die anderen Naturheilkundigen, sondern giebt verschiedene Pflanzensäfte innerlich und per clysma. Seine Anschauungen sind das Resultat eines Herumnaschens in der wissenschaftlichen Medicin; im Anschluß an die Cellularpathologie hat er sich eine Cellulartherapie gebildet. Seine Diät ist einfach und entziehend; auch er hat Erfolge gehabt bei Gourmands und Leuten, die in Baccho gesündigt haben. Eine detailliertere Kritik aber lohnt nicht der Mühe.

Bis jetzt hatten wir es mit Laien zu thun, die sich durch irgend einen Zufall oder Ueberlegung ein Heilsystem bildeten, dann dasselbe als Panacee gegen alle Krankheitsformen ausgaben und die Arzneimittel, insbesondere die chemischen als gefährlich, weil vergiftend, verwarfen. Wir müssen noch einen Mann erwähnen, der eine wissenschaftliche medicinische Vorbildung genossen und sich ein eigenes Naturheilsystem gebildet hat, nämlich Dr. med. Lahmann. Er führt alle Krankheitsformen auf den fehlerhaften Einfluß und Verwertung der natürlichen Lebensreize Licht, Luft, Wasser, Ruhe, Bewegung und besonders der Diät zurück. Eine unzweckmäßige Diät hat nach ihm den größten Einfluß auf die Gesundheit, namentlich ihren Träger, die normale Blutmischung. In seinem Buche über „die diätetische Blutentmischung (Dysämie) als Grundursache aller Krankheiten" legt er seine Ansichten nieder. Danach ist die Blutentmischung und mit ihr jede Krankheitsursache bedingt einerseits durch eine ungenügende Zufuhr von Nährsalzen, andrerseits durch den Ueberschuß von Kochsalz und Wasserzufuhr. Also ein Naturarzt in wissenschaftlichem Gewande, der die Krasenlehre (die Lehre von den verunreinigten Säften) in Blutentmischung (Dysämie) umgetauft hat! Natürlich folgert er nun mit dem ganzen Ueberschwang eines Erfinders, daß alle Krankheitsformen durch Reinigung des Blutes vermittelst einer nährsalzreichen Diät geheilt werden können! So schüttet also auch Lahmann bei seinem Systeme das Kind mit dem Bade aus. Gern erkennen wir an, daß wir Lahmann für manches Gute Dank schulden. Sein unerschrockenes Eintreten für hygienische und diätetische Maßregeln bei der Therapie, die bis dato über Gebühr vernachlässigt waren, sein energischer und selbstloser Kampf gegen die Polypragmasie auch der Chirurgen verdienen hohe Anerkennung, um so mehr ist es zu bedauern, daß seine theoretischen Anschauungen sich nicht allzuweit von denen eines Schroth und anderer Naturheilkundigen entfernen. Das Fünkchen Wahrheit seiner Theorie wird verallgemeinert und so das Ganze schwer geschädigt. Wir können hier nicht eine ausführliche Kritik seiner Anschauung geben, allein bei der Verbreitung seines Buches halten wir eine Widerlegung seiner Hauptthesen für geboten. Lahmann sagt so: Ein jedes junge Tier ist in seiner Asche d. h. seinen Salzbestandteilen genau so zusammengesetzt wie seine Muttermilch, eine Thatsache, die wir dem großen Physiologen Bunge verdanken. Er nimmt nun als Normalnahrungsmittel für den Menschen die Kuhmilch an, eine falsche Prämisse, da die Kuhmilch das normale Nahrungsgemisch für das Kalb ist. Thatsächlich verträgt der junge Mensch die Milch nicht in reinem Zustande, der Erwachsene

Digitized by Google

würde, um seinen Tagesbedarf zu decken, mindestens 4,5 Liter brauchen. Die festen Bestandteile der Frauenmilch d. h. ihre Salze — und man muß doch die Frauenmilch als normales Nahrungsgemisch für den Menschen betrachten — sind weit geringer als die Salze der Kuhmilch. Das ist der erste Fehler in der Theorie von Lahmann.

Ferner: die gewöhnliche Nahrung der Menschen enthält zu wenig Natron und Kalk; daher werden die salzreichen Gemüse, die Blattgemüse empfohlen (Lahmann). Nun ißt wohl jeder Mensch gemischte Nahrung und ersetzt den Natronmangel durch Hinzufügen von Kochsalz. Ob hierin zu viel geschieht, muß Lahmann noch beweisen! Thatsächlich zeigen die Pflanzenfresser unter den Thieren einen instinctiven Salzhunger. — Was den Kalk anbetrifft, so braucht ihn der jugendliche Organismus allerdings zum Aufbau der Knochen und Zähne; der ausgewachsene Organismus aber hält seinen Kalkbestand zähe fest und braucht deshalb eine geringere Kalkzufuhr wie Lahmann selbst angiebt. Im Gegenteil ist ein Kalküberschuß häufig die Ursache der Gefäßverkalkung, der Arteriosclerose.

Neuerdings ist nachgewiesen, daß die Salze, denen man früher wenig Wert beilegte, einen großen Einfluß auf die Aussaugung und Ausnutzung der Nahrungsmittel haben; andrerseits giebt es Krankheitsformen, die vor einem zu reichlichen Genuß jener Salze warnen sollten (Oxalurie, Phosphaturie.) In dieser Beziehung wären also die Anschauungen von Lahmann vielleicht richtig, aber er begeht den Fehler aller Naturheilapostel, die einseitige Thatsache zu verallgemeinern. Auch vermissen wir Angaben, bei welchen Krankheiten der Salzgehalt des Blutes geändert ist, und die Beweise, daß die Krankheit auf diese Aenderung zurückzuführen ist. Er schließt aus der Ernährung auf die Blutmischung und widerspricht sich in einem Atemzuge, indem er den bekannten Satz anführt „der Mensch lebt nicht von dem was er ißt, sondern was er verdaut." Der Organismus hat das Bestreben, seinen Bestand an Salzen zu erhalten. Bewiesen sind nur jene Krankheitsformen, die einem größeren Salzgehalt ihren Ursprung verdanken; für die anderen ist uns Lahmann noch den Beweis schuldig. Und diese „Beweise" verdanken vielleicht dem Schlusse „post hoc ergo propter hoc" ihre geistige Existenz wie z. B. die Bleichsucht, wo wir den Mangel an Eisen im Blute als Ursache betrachten, während vielleicht die Krankheit eine mangelnde Aufsaugung und Verwerthung des durch die Nahrung genügend eingeführten Eisens bedingt, eine Anschauung des Physiologen Bunge. Also einseitig die Behandlung aller Krankheitsformen auf die Annahme einer Blutentmischung zu stützen, geht ebensowenig an, wie sie mit der Einseitigkeit der Naturheilkunde zu behandeln. Und hieran wird die Theorie von Lahmann scheitern, während die practischen Lehren seiner rationelleren d. h. nährsalzreicheren Diät sich Bahn brechen und in beschränktem Maße Gutes leisten werden.

Im Allgemeinen sieht man, machen es sich die Herren mit der Lehre von dem Wesen der Krankheiten, der Pathologie, recht leicht. Man müßte nun annehmen, daß bei der principiellen Uebereinstimmung in Bezug auf die Pathologie auch die therapeutischen Maßnahmen nicht wesentlich differierten. Dem ist nicht so. Im Gegenteil! Es bestehen ganz scharfe Contraste zwischen den Lehrern der Naturheilkunde. Während z. B. Kuhne eine strenge vegetarische Diät vorschreibt, empfiehlt Kneipp einmal täglich Fleisch „viel und gut" zu essen. Beide verwerfen die Mechanotherapie und Massage als unnötig. Kuhne spricht den Packungen jeden therapeutischen Wert ab, Kneipp hält Nichts von Dampfbädern. Noch radikaler ist Rikli; er teilt der Hydrotherapie eine ganz untergeordnete Rolle zu und betrachtet als Hauptheilfaktoren Luft und Licht. Wenn man also etwas hinter die Coulissen schaut, so ist auch in der kombinierten

Digitized by Google

Naturheilkunde, die dem Laien als eine festgeschlossene Lehre vorgeführt wird, nicht Alles eitel Lust und Sonnenschein, und mancher faule Ast wird fallen müssen, bevor sich ein wesentlicher Teil als therapeutisch verwendbar erweisen wird.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, jedes Werk über Naturheilkunde zu besprechen; lassen wir also die dickleibigen Folianten von Bilz, Platen, Canitz bei Seite. Gedanken, die wir zum Verständnis der natürlichen Heilweise brauchen könnten, bringen sie nicht. Es sind Compilationen, kritiklos ohne Würdigung von pathologischen Ursachen und Wirkungen zusammengeschrieben, bei denen die geleistete Arbeit mehr körperlicher wie geistiger Natur ist. Auch dem geradezu unsinnigen System des ehemaligen Buchhändlers Just in seiner Anstalt „Jungborn" wird durch die bloße Erwähnung eine unverdiente Ehre zu teil; als charakteristisch sei erwähnt, daß er z. B. Alles (Obst und Gemüse) roh und ungekocht essen läßt, „weil auch Eva für Adam nicht kochte." Der Zusatz von Kochsalz ist verpönt; das Universalmittel ist warme Erde. Die Patienten müssen auf warmer Erde viel liegen, selbst schlafen; auch wird warme Erde als Verbandmittel bei Wunden und Geschwüren benutzt. Vielleicht erfährt man einmal, wie viele Patienten durch dieses Verbandmittel einer Infection mit Tetanus (Wundstarrkrampf) erlegen sind.

Die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Systeme setzen wir nunmehr als bekannt voraus und lassen eine kritische Würdigung derselben folgen, eingehender, als es bisher möglich war. Durch alle zieht sich wie ein roter Faden die Krasenlehre, deren Ursprung wie erwähnt, von Galen (geb. 131 n. Chr.) herrührt. Mehr wie 17 Jahrhunderte einer kulturellen Epoche, die nicht zum Mindesten das medicinische Denken und Handeln beeinflußt hat, sind an den Vertretern der Naturheilkunde spurlos vorübergegangen! Sie fangen dort an, wo Galen geendet hat, trotzdem ihnen heute die Kenntnisse der Pathologie und Physiologie zur Seite stehen. Diesen Vorwurf versuchen sie auch gar nicht zu entkräften. Im Gegenteil! Sie rühmen sich dessen sogar. Kneipp drückt das folgendermaßen aus: „Ich lasse allen gelehrten Firlefanz bei Seite." Ist der Vorwurf nun begründet, daß das Streben der hervorragendsten Mediciner aller Zeiten, die Heilkunde zu einer Naturwissenschaft zu machen, die Therapie in falsche Bahnen gelenkt hat?

Zugegeben sei es, daß die augenfälligeren Triumphe der modernen Medicin der operativen Seite derselben angehören. Die genialen Entdeckungen der Antisepsis durch Lister, der Schmerzlosigkeit bei Operationen durch Morton und Schleich, der Vermeidung größereren Blutverlustes durch Esmarch haben teils den Operationen viel von ihrem Schrecken genommen, teils so glänzende Erfolge gezeitigt, daß das Selbstvertrauen der Chirurgie sich heute an Organe wagt, die bis vor Kurzem ein noli me tangere waren. Wir erinnern an die Operationen an Magen, Darm und Gehirn ꝛc. Aber fragen wir, leistet die innere Medicin wirklich so wenig, daß die schärfste Kritik an derselben berechtigt ist? Giebt es überhaupt keine Medicamente? Die Naturheilkundigen behaupten es. Stets gab es und wird es Krankheiten geben, vor denen das menschliche Können Halt macht. Wir können hierbei vier Kategorien unterscheiden:

1. Wir sind mit allen unseren wissenschaftlichem Hilfsmittel nicht im stande eine Krankheit zu erkennen;

2. wir erkennen die Krankheit, besitzen aber kein Heilmittel dafür;

3. wir erkennen die Krankheit und besitzen ein Heilmittel, der Kranke unterstützt uns aber nicht in unseren Bestrebungen z. B. durch Mangel an Energie (Säufer ꝛc.);

4. Wir erkennen die Krankheit, besitzen ein Heilmittel dagegen, der Kranke

Digitized by Google

zeigt den besten Willen, aber der Organismus hat nicht mehr die Kraft, den Naturgesetzen zu gehorchen z. B. im Alter.

Wenn wir nun alle diese Fälle ausscheiden, bleibt da nicht noch eine ganz gewaltige Fülle von Krankheitsformen übrig, bei denen der denkende Arzt Großes leistet? Sehen wir uns doch einmal die Kranken genauer an, welche die Ruhmesthaten der Naturheilkunde in die Welt posaunen! Da haben wir zuerst die Leute, welche durch eine verkehrte Lebensweise die Toleranz der Organe erschöpft haben (Säufer und Schlemmer); diese bilden die Paradefälle von Prießnitz und Schroth. Durch strenge Befolgung der Vorschriften eines natürlichen und enthaltsamen Lebenswandels wurden sie geheilt. Auch jene Bureaumenschen, die Staatshämorrhoidarier, die jahraus-jahrein in Aktenstaub begraben bei Mangel an aktiver Bewegung Störungen der Verdauung züchteten, die sie zu Hypochondern machten, wurden durch die natürlichen Reizmittel (frische Waldluft, Wasser, Bewegung, Diät) aufgemauert und zu neuen Menschen gemacht. Ferner kommen hierzu Hysterische beiderlei Geschlechtes und die große Gemeinde seelisch erkrankter Individuen, bei denen die Selbstsuggestion, hier endlich Heilung von den langen, meist eingebildeten Leiden zu finden, einen mächtigen Heilfaktor abgab. Und das war der Haupterfolg von Kneipp! Die Vereinigung von Geistlichem und Arzt, von Priester der Seele und des Leibes mußte eine unerhört suggestive Wirkung ausüben! Dazu seine Selbstlosigkeit und warme Nächstenliebe, seine derbe, kernige Sprache, die auch vor den Höchstgestellten nicht Halt machte. Und die Einfachheit seiner Mittel! Eine Douche? Ueberwundener Standpunkt! Die Gießkanne! Ha! Das war etwas Neues, noch nicht Dagewesenes!

Kommen wir doch einmal auf die Syphilis zu sprechen! Täglich lesen wir Annoncen, in denen die Heilung von Lues ohne Quecksilber und Jod garantiert wird. Zweifellos giebt es Fälle von Lues, bei denen die Heilkraft der Natur ausreicht, die manifesten Symtome verschwinden zu lassen. Ob freilich damit eine definitive Heilung eingetreten ist, harrt der Bestätigung. Es kann also bei diesen Fällen Wasser und Diät keine Rolle als Heilfaktor gespielt haben; die Lues ist bei Wasser und entziehender Diät geheilt, wie sie ohne jede Behandlung geheilt wäre. Im Uebrigen ist bei dieser enorm verbreiteten Seuche die Wirkung von Quecksilber und Jod so augenfällig, daß man schon verbohrt sein muß, um die mit ihnen erzielten Heilungen zu leugnen. Aber die künstlich erzeugte Furcht vor der Quecksilbervergiftung, eine Gefahr, die bei sachgemäßer Ueberwachung der Kur mit Sicherheit vermieden werden kann, treibt das Publikum in Scharen in das Lager der Naturheilkunde. Prießnitz rühmte sich durch Anwendung des Wassers allein die Lues geheilt zu haben; allein seine Fälle halten einer sachlichen Kritik nicht Stand, weil die Diagnose zum großen Teile nicht richtig war. Dies wird selbst von einem seiner wärmsten Verehrer und Assistenten, Dr. Pingler, bewiesen.

Und wie steht es mit dem Chinin bei der Malaria? Die neueste Forschung hat bewiesen, daß das Chinin zu einer gewissen Zeit gegeben ein specifisches Zerstörungsmittel der **Malariaplasmodien** (Wechselfiebererreger) ist. Sind diese ursächlichen Momente beseitigt, so schafft das natürliche Heilbestreben des Organismus die Gesundung. Ist das keine Naturheilmethode?

Der krasseste und ungerechteste Vorwurf, welcher der wissenschaftlichen Medicin gemacht wird, ist der des „schablonenhaften Verschreibens von Recepten" und der schädlichen Wirkung der Medicamente überhaupt. „Der Arzt verschreibt und geht davon" so heißt es. Ja, solch' ein Arzt betreibt ein Handwerk, aber keine Kunst! Das Publikum verlangt heute, wo der Glaube an das alleinseligmachende Recept bedenklich im Schwinden begriffen ist mehr von seinem Arzt. Es will wissen, was und warum etwas mit ihm geschieht.

Digitized by Google

Es verlangt eine exacte Diagnose, genaue Vorschriften für die Krankenabwartung und Pflege ꝛc. Wie steht es aber mit der Naturheilkunde? Man lese mal Krankengeschichten in den Büchern durch! Das ist Schablone! Ob es sich um einen vereiterten Grützbeutel am Halse (cfr. Platen) oder eine Knochenentzündung, ob eine Fingereiterung, oder Darmkatarrh, handelt, immer dasselbe Schema der ableitenden und ausscheidenden Prozeduren! Packung, Guß, Schwitzen ist der ewige Refrain. Die Variationen liegen nur in der Reihenfolge.

Und ist es denn die alleinige Aufgabe des Arztes, die ausgebildeten Krankheiten unter günstige Bedingungen für eine Heilung zu setzen? Ist es nicht ein schöneres und dankbareres Werk, die Mitmenschen vor Krankheiten zu schützen? So viel Gerechtigkeitssinn und Wahrheitsliebe setzen wir voraus, daß auch die Naturheilkundigen die Wirkung der von Aerzten geschaffenen Hygiene anerkennen. Fragt doch die älteren Aerzte, welche noch schwere Epidemien von Typhus, Diphtherie und vor Allem von Pocken erlebt haben, und hört, wie freudig sie zugeben werden, daß in Vielem durch die Hygiene Wandel geschaffen ist! Die Impffrage wollen wir hier nicht anschneiden, obgleich gerade hierbei mit vergifteten Waffen gekämpft wird.

Die Anhänger der Naturheilkunde begehen aber noch einen anderen Fehler infolge ihres Egoismus und blinden Hasses gegen die wissenschaftliche Heilkunde. Sie behaupten, daß nur eine Behandlung der Krankheiten mit natürlichen Agentien imstande ist, Einfluß auf jene und Heilung zu schaffen. Kneipp sagt „jede Krankheit, die überhaupt zu heilen ist, heilt das Wasser!" Wir gestehen gern zu, daß der Einfluß des Wassers, Luft, Licht, Bewegung ꝛc. auf Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit ein bedeutender ist. Aber benutzt diese Hilfsmittel der wissenschaftlich denkende Arzt nicht? Man unterrichte sich nur über Klimatologie, Mechanotherapie, Hydrotherapie, Balneotherapie und über andere physikalische Heilmethoden und man wird zugestehen, daß von den Aerzten in rein wissenschaftlicher Weise die Anzeigen sowohl als Gegenanzeigen für die Behandlung von Krankheiten mit diesen Disciplinen minutiös vorgeschrieben sind. Das, was die Wissenschaft mit reichem Bemühen und schwerer Arbeit im Laufe von Jahrhunderten geschaffen hat, sucht die Naturheilkunde für sich zu nehmen und zwar, das Exakte und Wissenschaftliche abgestreift, in rohem Gewande mit dem Nimbus der Priorität! Man nehme ein Lehrbuch derselben zur Hand! Auf jedem Blatte Abbildungen sowohl als auch ganze Partien Text aus wissenschaftlichen Büchern über Massage und Hydrotherapie entlehnt! Compilationen von Krankheitsgeschichten mit geradezu unglaublichen Diagnosen und therapeuthischen Maßnahmen (Guß, Packung, Schwitzen) gleichgiltig welcher Art die Krankheit ist, gleichgiltig in bezug auf Individualität und Alter des Kranken. Die Einseitigkeit der Auffassung der Krankheitsursache und Krankheitserscheinung bedingte natürlich auch die Einseitigkeit des Systems der Heilbestrebungen. Die Krasenlehre, die Lehre von der Verunreinigung der Körpersäfte, bringt als Bedingung der Heilung eine Reinigung der Säfte mit sich. Aber giebt es keine anderen Formen und Erscheinungen von Krankheiten als Verunreinigung der Säfte? Wir brauchen nur das große Gebiet der Herzkrankheiten zu erwähnen, was machen wir da mit der Krasenlehre? Welche Summe von feinen Beobachtungen allein bei der Diagnostik derselben nötig sind, um ein erfolgreiches therapeuthisches Handeln zu ermöglichen, weiß nur der Arzt. Wie groß ist der Weg, der zu beschreiten, und wie mannigfaltig die Stationen, die zu passieren, bis das kranke Organ von dem Stadium der äußersten Schonung bis zu dem der größten Uebung und Stärkung gelangt ist! Bald bei den akuten Fällen absolute Ruhe anwendend, bald zum Medikament greifend

Digitized by Google

geht man zur leichten Uebung der Kohlensäurebäder über, dann Schritt für Schritt zur Hydrotherapie und Mechanotherapie immer bei genauer individueller Diagnose die therapeuthische Maßnahme abschätzend. Hier zeigt sich der Arzt als Heilkünstler!

Und das ganze Gebiet der Nervenkrankheiten! Welche Kunst, allein die Details der ursächlichen Momente zu entwickeln! Wenn uns auch hier eine wirksame Hilfe zu bringen oft versagt ist, so sind wir doch ebenso oft in der Lage, eine Verschlimmerung des Leidens zu verhindern. Gerade bei den organischen Nervenkrankheiten zeigen sich die Mißerfolge der Naturheilkundigen und ebenso die Erfolge des wissenschaftlich gebildeten Arztes. Er *denkt* am Krankenbette und schematisiert nicht mit Knie- oder Rumpfguß, mit Bein- oder Brustpackung. Und so könnten wir noch manches Gebiet der Pathologie erwähnen um darzuthun, daß jene einseitige Auffassung der Krankheitserscheinungen ohne Rücksicht auf die Errungenschaften der modernen wissenschaftlichen Medicin natürlich zu einer einseitigen, falschen aber *bequemen* Therapie führen muß: Ausscheidung der Schädlichkeiten, das ist das „drum und dran" der Naturärzte eine Auffassung, wie wir sie bei jenen alten Aerzten finden, die Pathologie und Physiologie noch nicht kannten, die Beseitigung der „**Materia peccans.**"

Und so treffen wir unter den Vertretern der Naturheilkunde 4 Kategorien von Leuten

1. Schiffbrüchige Existenzen, die auch hierin ihr Heil versuchen und oft finden:

2. Fanatiker, die selbst an einer Krankheitsform gelitten haben, welche durch eine vernünftige und natürliche Lebensweise gebessert, ja geheilt wurde. Nun wird mit der Uebertreibung jedes Fanatikers dieses Heilmittel als Panacee gegen jede Krankheit ausposaunt. So sehen wir Pfarrer Kneipp, der seine schwächliche Gesundheit in der Jugend durch methodisches Traineren mit Wasserprozeduren (entlehnt dem Lehrbuch des *Arztes* Hahn!) gekräftigt hatte, als einen gewaltigen Apostel des Wasserheilverfahrens auftreten. Kneipp war ein denkender Mann, ein scharfer Beobachter und ein rücksichtsloser Arzt, der durch seine Persönlichkeit einen gewaltigen Einfluß auf seine Kranken ausübte. Er konnte einem Rothschild sagen, als dieser ihm alle Speisen und Getränke aufzählte, die er täglich zu sich nahm, und ihn dann fragte was ihm fehlte, „ein zweiter Magen!" Ob ein Rothschild auch seinem Hausarzte so gehorcht hätte wie dem Pfarrer Kneipp? Wir glauben nicht; denn sonst hätte er nicht nötig gehabt, nach Wörrishofen zu gehen. Es geht diesen Kranken ebenso, wie zum großen Teile jenen, die alljährlich nach Marienbad oder Carlsbad gehen. Würden sie zu Hause das ganze Jahr so leben, wie in Carlsbad, wäre die Badereise überflüssig.

Aber wehe dem Kranken, der in die Hände eines Fanatikers fällt, dem die scharfe Beobachtungsgabe, das präcise Denken und die tiefe Menschenkenntnis eines Kneipp fehlen, eines Fanatikers, der an einer hypochondrischen Grille leidend und durch die suggestive Wirkung einer Wasserkur geheilt, sich berufen fühlt, ein neues System oder Methode zu erfinden! Man lese nur das System Kuhne, und man ist erstaunt, daß am Ende des 19. Jahrhunderts die Veröffentlichung dieser sogenannten Heilmethode möglich ist. Und wie kam er zu seiner Heilmethode? Seinen Krankheitszustand schildert er selbst folgendermaßen:

Inzwischen hatte mein Leiden nicht stille gestanden. Die von den Eltern überkommenen Krankheitskeime hatten fortgewuchert, zumal durch die frühere medicinische Behandlung den alten Krankheiten neue Krankheitsursachen hinzugefügt worden waren. Mein Zustand wurde allmählich schlimmer und schlimmer, bis er zuletzt schier unerträglich war. Im Magen hatte sich der *veraltete Magenkrebs* eingestellt. Die *Lunge* war *teilweise zerstört*, die Kopf-

Digitized by Google

nerven waren so mitgenommen, daß ich nur noch draußen in freier Luft Ruhe fand, an ruhiges Schlafen und Arbeiten aber gar nicht zu denken war. Heute darf ich es sagen, so wohlgenährt und rot ich damals aussah, ich war durch und durch ein armer Lazarus."

Man braucht nur diese Krankengeschichte zu lesen, um zu sagen, was dem Mann fehlte; er war ein Hypochonder par excellence! Ein blühender und rotwangiger Mann mit Magenkrebs und zerstörter Lunge, eine Erscheinung, wie sie wohl noch kein Arzt gesehen hat. Und geheilt wurde der Magenkrebs und die zerstörte Lunge durch ein neues System — durch Reibesitzbäder. Gönnen wir Herrn Kuhne seinen Ruhm als Helfer der Menschheit durch Reibesitzbäder!

Und diesen Mann konsultieren Kranke mit ernsten Leiden und vertrauen ihm ihr teuerstes Gut, die Gesundheit an!

Wer trägt hier die Schuld, die Naturheilkunde oder der Staat? Der Verkauf der Belladonna, der Tollkirsche ist verboten, das System Kuhne ist erlaubt! Was schädlicher auf den Körper wirkt, wollen wir nicht entscheiden.

Wir würden einem Mann wie Prießnitz Unrecht thun, wenn wir ihn mit einem solchen Naturheilkundigen verglichen. Prießnitz war ein genialer Mann, der Klugheit gepaart mit Menschenkenntnis besaß wie Kneipp; deshalb zweifeln wir, ob sein Fanatismus aufrichtig war. Er leistete Gutes und zwar zu einer Zeit, wo durch das Uebermaß an Receptschreibereien, Aderlaß ꝛc. manches gut zu machen war. Er war einseitig und das war sein Fehler; er war aber so klug, bald eine nicht geringe Zahl von Krankheiten aus seinem System auszuschließen. Prießnitz hat Gutes gewollt und Gutes geschaffen.

Auch die Schroth'sche Kur, die wir oben erwähnt haben, leidet an dem Fehler der Einseitigkeit. Nicht jede Krankheitsform kann man mit Entziehungskuren heilen. Die moderne Wissenschaft hat die Fälle normiert, bei der eine Entziehung (Unterernährung) möglich ist, hat jene empirische Verordnung des alten Landmannes Schroth geprüft, ihre Anzeigen und Gegenanzeigen festgestellt und den Kern der Schroth'schen Kur therapeutisch verwendbar gemacht. Die neuesten Untersuchungen haben gezeigt, daß, wenn ein Organismus durch Hunger zu Grunde geht, erst das Fett, dann der Muskel, die Knochen, die Nerven und schließlich das Herz verbraucht wird. Wir sehen also ein gewisses teleologisches Prinzip, daß erst die Teile schwinden, die für den Organismus am wenigsten nötig sind. Nun sind wohl krankhafte Ablagerungen wie z. B. bei der Gicht vollkommen unnötig und so ist wohl denkbar, daß bei einer strengen Entziehungskur ein heilsamer Einfluß auf Krankheitserscheinungen zu konstatieren ist. Keineswegs ist aber dieses Prinzip soweit anwendbar, wie es Schroth vorschrieb; er war eben einseitig. Nicht einer genialen Eingebung ist seine Methode entsprossen, sondern da sein Nachbar Prießnitz alles auswusch, wollte er Alles austrocknen. Auch er erzielte Heilungen namentlich bei Kranken, deren Nahrungsaufnahme ihren Verbrauch überstieg. Wenn Patienten aber ihrem Arzt mit so blindem Vertrauen folgen würden, wie es bei Schroth trotz der qualvollen Kur der Fall war, die Aerzte würden mehr Erfolge haben!

3. Die dritte Sorte von Naturheilkundigen sind Geschäftsleute, die das Neue und Verlockende der Methode benutzen, um den Kranken das Geld aus der Tasche zu ziehen.

4. Schließlich giebt es eine nicht geringe Reihe von Aerzten, welche dieses Prinzip der Heilung erwählen, weil es modern und bequem ist, und weil es kein so großes Denken erfordert, wie die wissenschaftliche Therapie.

Rufen wir uns nochmals die Hauptprincipien der Naturheilkunde und die

Digitized by Google

Unterschiede, welche sie von der rationellen Medicin durch eine weite Kluft trennen, ins Gedächtnis zurück! Die Naturheilkunde nimmt die natürlichen Heilfaktoren, Luft, Licht, Wasser, Ruhe, Bewegung, Diät als ihr geistiges Eigentum in Anspruch, verwirft die pflanzlichen und chemischen Arzneien als schädlich, ja selbst Krankheiten erregend, und verwendet ihre Heilfactoren einseitig zur Ausscheidung der schlechten Säfte (Krasenlehre). Die wissenschaftliche Medicin besitzt ebenfalls jene Faktoren in ihrem Heilschatze, verwendet sie jedoch nach wissenschaftlichem Principe dem kranken Falle angepaßt, individualisierend d. h. mit Rücksicht auf Alter und Constitution des Kranken. Ferner benutzt die rationelle Heilkunde jene Factoren nicht als Panacee gegen alle möglichen Leiden, sondern mit Auswahl nur da, wo es angebracht ist, und wo wir von Medicamenten allein einen günstigen Einfluß nicht erwarten können. Jeder denkende Arzt ist eben Eklektiker und nimmt das Gute wo er es bekommt. Andrerseits haben wir dargethan, daß es Krankheitsformen giebt, bei denen jene Heilfactoren im Stiche lassen und die Verabreichung eines Medicamentes dadurch nützlich wirkt, daß es entweder die krankmachende Ursache fortschafft, wie z. B. Chinin bei der Malaria, oder daß es den Verlauf milder gestaltet und abkürzt wie das Salicyl bei dem Gelenkrheumatismus, Quecksilber und Jod bei der Lues, oder die lästigen Nebenerscheinungen (Symptome) beseitigt und dadurch den Organismus unter günstige Bedingungen für die Selbstheilung setzt. Wenn wir z. B. bei einer Brustfellentzündung Morphium geben, oder einem aufgeregten Menschen mit starkem nervösen Herzklopfen eine Dosis Bromkali verabreichen, was thun wir Anderes, als daß wir dem kranken Organe die Ruhe verschaffen, welcher die Naturkraft zur Gesundung bedarf? Und da wird immer und immer der Vorwurf wiederholt, daß die Heilkunde nur symptomatisch behandle und sich um die Krankheit selbst nicht kümmere! Ja, heilen können wir so wenig wie die Naturheilkundigen, nicht einmal einen Schnupfen. Das Heilen soll die Naturkraft des Organismus besorgen, wir wollen und können sie nur unterstützen; und zu diesen Heilbestrebungen gehört die symptomatische Behandlung ebenso wie die ursächliche (kausale).

Natura sanat, Medicus curat. Nicht allein die Schädlichkeiten abzuhalten und krankmachenden Agentien fortzuschaffen, nein auch die lästigen Symptome, wie z. B. große Schmerzen zu beseitigen, gehört zum ärztlichen Handeln. Die Verabreichung von 1—2 Gaben Morphium während einer akuten schmerzhaften Krankheit machen den Patienten ebensowenig zu einem Morphinisten, wie der Genuß eines Glases Bier ihn zum Säufer macht. Nicht die symptomatische Behandlung ist zu verwerfen, sondern die schematisierende einseitige und gedankenlose der Naturärzte.

Und doch wie ist es möglich, daß die Naturheilkunde ihr solch eine Concurrenz macht, daß sie Hoch und Niedrig zu ihren Anhängern zählt? Wie ist es glaublich, daß der Teil mit dem Ganzen, die einseitige laienhafte ja kindliche Naturheilkunde, mit der vielseitigen, wissenschaftlichen, denkenden Medicin den Kampf aufnimmt? Auch hierfür wollen wir die Gründe anführen. Als Prießnitz und Schroth auftraten, stand es um die Therapie recht traurig. Lange Recepte mit geringer Wirkung, kluge Reden, wenig Gedanken, Aderlaß, Abführ- und Brechmittel waren an der Tagesordnung, daher spöttisches Achselzucken über die vielgeschäftigen Aerzte, die doch nichts leisteten. Dann ein gewaltiger Rückschlag durch den Nihilismus, der von der Wiener Schule ausging. Das Publikum wurde verwirrt. Da kam Prießnitz mit Wasser und Schroth mit der Austrocknung; für den gewöhnlichen Mann etwas Neues, für den Denkenden eine Hoffnung gegenüber der Polypragmasie mit der Nichtwirkung und dem Nihilismus mit der Nichtleistung. Dazu die unzweifelhaften Erfolge dieser

Digitized by Google

Laienärzte bei den Stoffwechselerkrankungen, wie schon erwähnt; die Einfachheit der Behandlung, die jedem zugänglich war, das Princip der Krasenlehre, das jedem verständlich war, alles das mußte einen ungeheuren Umschwung hervorrufen! Nicht blos jeder Schäfer und Schulmeister, ein jedes alte Weib kam zu ärztlichem Rufe. Die Nichtachtung der Aerzte wuchs und faßte festere Wurzeln. Zwar schufen die epochemachenden Entdeckungen der Neuzeit in den verschiedenen Disciplinen, die Entwickelung der Chirurgie mit ihren Leistungen in den Kriegen, die Serumtherapie ꝛc. in dieser Beziehung etwas Wandel, allein in den ungebildeten Massen blieb das Vorurteil: diese Leute wissen überhaupt nicht was sie wollen. Verschreibt der Arzt Nichts und giebt nur hygienische und diätische Verordungen, so versteht er nichts und ist kein richtiger Doctor; giebt er dagegen ein Recept, so ist er ein Giftmischer und nützt doch Nichts. —

Ein großes Hemmnis für den Fortschritt der Medicin war ferner jener Umstand, daß sie sich zwar mit dem Nimbus einer exacten Naturwissenschaft umgab, in Wahrheit jedoch an ihr noch immer jener philosophische Mantel haftete, den ihr die Aerzte des Mittelalters, die Araber, Juden und Mönche umgelegt hatten. Nicht aus den Beobachtungen der Natur schöpften diese Aerzte ihre Kenntnisse der Krankheiten und deren Behandlung, nein aus theoretischen Speculationen. Und so entstand jene Periode des inquit, „sagt er" „meint er" „glaubt er," die sich wie eine Krankheit auf die Neuzeit vererbt hat. Noch herrscht dieser Autoritätenglaube; der geringeren Zahl der positiven Thatsachen steht eine erdrückende Menge der Meinungen und Ansichten gegenüber. So kommt es, daß jede neue Entdeckung, die später jeder Kritik Stand hält, und von ernstem Streben zeugt, erst der Bekräftigung durch einen Führer bedarf, ehe sie sich Bahn brechen kann. Nicht zu vergessen die sociale Seite. Der Arzt nimmt eine Stellung ein, er giebt, aber empfängt nicht; so zwingt ihn der Kampf ums Dasein, aus seinem Wissen eine Ernährungsquelle zu schaffen. Der wissenschaftliche Durst des Studenten wandelt sich in Erwerbshunger des Practikers. Und die chemischen Fabriken mit ihren Massenerzeugnissen von chemischen Artikeln, aus geschäftlicher Speculatiou erzeugt und mit pomphafter Reclame in die Welt gesetzt! Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, daß das Denken in der Medicin geringer wurde. Erst wurde das Heilmittel erzeugt, ein imponierender Name auf in geschaffen und dazu die Krankheit gesucht. Und es fand sich ein Arzt, der zu solch einem Mittel Pathe stand, bei seiner Reise in die Welt schützend seinen Doktorhut über dasselbe hielt und sich nicht scheute, seinen Namen empfehlend mitzugeben. Nicht der Arzt schuf das Heilmittel, sondern der Apotheker und Chemiker. Jede Krankheit hatte ihre Mittel zur Auswahl, so daß wiederum ein Schematisieren einriß und das stolze Gebäude der denkenden Medicin ins Wanken kam. Vergebens war das Bemühen und Ringen der wissenschaftlichen Aerzte; ihr Mahnruf wurde übertönt von jener schreienden Reclame der Geschäftswelt. Hierdurch wurde das Publikum mißtrauisch. Das Product mühseliger Forschung und gewissenhafter Arbeit der medicinischen Denker wurde mit dem gleichen Maße gemessen wie die Elaborate der Geschäftswelt.

Diese Umstände haben nicht wenig dazu beigetragen, das ärztliche Ansehen zu erschüttern und das Vertrauen des Publikums zu mindern. Dagegen gewann die Naturheilkunde, die etwas Handgreifliches verwandte und dem Kranken zeigte, daß etwas Verständliches für ihn geschah, großen Anhang. Der Schäfer besiegte den Gelehrten! Und dazu kam ein sehr wichtiger psychologischer Umstand. Der Drang einer ganzen Epoche, sich wieder einmal inbrünstig an den Busen der Natur zu werfen, im Sport und Spiel die Gesundheit zu suchen, in der Rusticität und Schlichtheit sich zur Echtheit zu retten vor den complicirten

Digitized by Google

Forderungen der Kultur, mit einem Wort das „Englisch-Werden" der Welt förderte die Strömung der Naturheilkunde.

Steht es aber wirklich so schlimm, daß in der Zukunft für die wissenschaftliche Heilkunde ernste Gefahren von der Naturheilkunde zu besorgen sind? Nein! Die Naturheilkunde wird wegen der Einseitigkeit ihrer Anschauungen nur Einseitiges leisten; sie wird ein Species von Krankheiten, die Stoffwechselerkrankungen, günstig beeinflussen können durch eine natürliche und gesunde Lebensführung. Das ganze restierende Gebiet der Pathologie, das eine feine Abstufung in der Anwendung der Mittel verlangt, wird nie ein dankbares Feld der Naturheilkunde werden; es wird stets die Domäne des wissenschaftlich gebildeten, denkenden Arztes bleiben.

Die natürlichen Reize (Licht, Luft, Wasser, Bewegung, Ruhe und Diät) besitzt auch die rationelle Medicin in ihrem Heilschatze; allein in der Anwendung ist der Naturheikundige dem Arzte meist überlegen. Der Grund hierfür liegt in der Ausbildung des jungen Mediciners. Vollgepropft mit theoretischen Kenntnissen geht er in das Examen, um sofort in die Praxis zu treten. Für die Erlernung der pflanzlichen und chemischen Heilmittel, für das Receptschreiben hat jede Universität ihr großes Institut und eigenen Lehrstuhl (Pharmakologie oder Arzneimittellehre). Wie steht es aber mit den physikalischen Heilmethoden? Traurig fürwahr! Diese lernt der Naturheilkundige praktisch, der junge Arzt theoretisch. Und wenn dieser sie später zum Teil beherrscht, so hat er sie durch mühselige Arbeit selbständig sich zu eigen gemacht, weil er sie hat lernen müssen! Wie viele junge Aerzte giebt es, welche die Wirkungen eines Kohlensäure- oder Halbbades kennen, oder die imstande sind, eine Packung richtig zu machen? Hier ist der Hebel einzusetzen; der staatliche Unterricht hat dafür zu sorgen, daß die physikalischen Heilmethoden, die ihre Gleichberechtigung mit den anderen Mitteln in dem medicinischen Heilschatze erwiesen haben praktisch erlernt werden. Jede Universität muß wie ein großes pharmekologisches Institut ein Centralinstitnt für die physikalischen Heilmethoden speciell Hydrotherapie, Mechanotherapie und Massage, Diätotherapie besitzen. Eine jede Klinik muß mit diesen Einrichtungen pro domo versehen sein. Was fehlt, sind geeignete Lehrkräfte. Der Lehrer für Krankheitserscheinnngen und Krankheitsheilungen setzt die physiologischen Kenntnisse über die Heilmittel voraus. Die pflanzlichen und chemischen Arzneimittel werden gelehrt. Für die physikalischen hoffen und erwarten wir, daß sie bald in demselben Sinne, mit denselben Hilfsmitteln und von ebenso geschulten und erfahrenen Männern wie jene gelehrt werden. Wenn der junge Praktiker sich diese zu eigen gemacht hat, dann wird er den Naturheilkundigen auf ihrem Gebiete entgegentreten können und sie vermöge seines geistigen Uebergewichtes und seiner Leistungen am Krankenbette leicht verdrängen. Hierdurch wird der Naturheilkunde der Nimbus genommen, ihre Omnipotenz erschüttert werden. Das Ansehen des leistenden, wissenschaftlichen Arztes wird wieder das alte sein, während jene ungesunde Bewegung der Laienheilkunde spurlos verschwinden wird. Dann wird ein Kurpfuschereigesetz überflüssig sein!

Digitized by Google

Fatema.

Von **Ernst Hardt**.

Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.
Goethe.

Die drei alten Herren saßen schon eine ganze Weile schweigend und ohne zu trinken bei ihren Gläsern. Eine Frage, die vor einigen Minuten gefallen war, hatte dieses feine und lange Schweigen verursacht.

„Ich werde Deine Frage, sagte nun Herr von Werndorf, mit einer ganzen Geschichte beantworten müssen. — Ich weiß auch eigentlich nicht wie es kommt, daß ich Euch in den langen Jahren unseres Beisammenseins nie von dieser meiner schönsten Jugenderinnerung gesprochen habe . . . Der Ring, nach dem Du mich fragtest, lieber Ried, ist der Trauring einer Araberin, mit der ich die Ehe gebrochen habe."

Dieser Antwort folgte wieder ein langes Schweigen. Aber plötzlich hatten die beiden Gäste des Herrn von Werndorf die Empfindung, es müsse draußen schlechtes Wetter geworden sein. — „Ich glaube es regnet", sagte einer derselben. Man ging ans Fenster, aber der Himmel war klar und die Sterne leuchteten.

Herr von Werndorf hatte während dieser Unterbrechung still vor sich hin geschaut, jetzt sagte er: „Ich will Euch wirklich die Geschichte dieser Leidenschaft oder dieses Traumes, — denn sie dauerte nur eine Nacht, erzählen." „Aber lieber Werndorf" . . . ließ sich eine Stimme vernehmen. „Laß nur, Herzberg, es wird mir nun nicht mehr so schwer, nach den vielen Jahren, mich von dem alleinigen Besitz dieser Erinnerung zu trennen, im Gegenteil, es macht mir fast Freude Euch einmal etwas ganz Persönliches zu geben. —"

Die alten Herren setzten sich nun recht bequem auf ihre Stühle und schenkten die Gläser noch einmal voll, um späterhin nicht stören zu müssen.

„Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, begann Herr von Werndorf. Ich hatte von Andalusien aus, wo ich den Winter verlebte, einen Abstecher nach Marokko gemacht. Eines Tages äußerte ich gegen meinen Führer, einen Araber, den Wunsch, eine Frau seines Volkes tanzen zu sehen. Er gab mir daraufhin die Versicherung, daß kein arabisch Weib vor einem Fremden tanzen und ihren Leib enthüllen würde, das verböte allein schon die Religion.

Da ich von anderer Seite anders unterrichtet worden war, wandte ich mich an einen spanischen Führer, der mir denn auch schon für den Abend einen Besuch in einem jüdischen Hause zusagte, wo arabische Frauen durch Tanzen vor Fremden eine Vergrößerung ihrer Schmuck- und Wirtschaftskasse zu erlangen suchten. Ich betone übrigens: nur durch Tanzen! Eine Araberin ver-

Digitized by Google

kauft ebensowenig wie die Zigeunerin in Spanien ihre Gunst an den Sohn eines fremden Volkes.

Wenn ich Euch schildern könnte, welch ein Sonderbares der Aufenthalt in Marokko an sich für einen Europäer ist, so würdet Ihr die Aufregung nachempfinden, in der ich mich tagüber befand.

Um acht Uhr erschien mein Führer um mich abzuholen, mich zu holen an den Ort, wo sich mir eines jener weißen, schlanken Rätsel, die ich in den Gassen gesehn, enthüllen sollte . . .

Die Straßen waren schon leer und tot, nur aus den geschlossenen Häusern, von denen ja ein jedes sein Märchen, sein braunes, berückendes Geheimnis barg, drang hie und da arabisches Singen. Ihr kennt das wohl? Aller Welten Schwermut findet darin ihren Ausdruck.

Zweimal sprachen uns Bettler an, die irgendwo in einer schmutzigen Ecke ihr bischen Leben lebten . . . . Aus der Moschee drang das Rauschen der heiligen Springbrunnen und dumpfes Gebetemurmeln wie ein Hauch aus dem Herzen des fremden Gottes. — Ich dachte daran, daß ich nur jene Schwelle zu überschreiten brauchte um zu sterben, — und ich schauderte.

Im Judenstadtteil trat mein Führer, nachdem er einige Zeit vorher seine Laterne gelöscht hatte, mit mir in ein Haus. Eine alte Jüdin empfing uns in dem großen, mit Strohteppichen ausgelegten Vorraume, um uns sofort nach oben zu führen, wo sie uns in ein langes, schmales Zimmer eintreten ließ; die ganze Einrichtung desselben bestand aus einem Stuhl.

Der Führer teilte ihr auf arabisch meinen Wunsch mit, worauf hin sie sogleich fortging.

Wir blieben eine lange Weile allein. Mein Führer erzählte mir alles mögliche, ich aber horchte nur hinaus nach der Treppe; endlich erklangen Schritte, die Thür ging auf, aber die alte Jüdin trat allein ein. Sofort begann sie mit dem Führer unter Achselzucken und auf seine Gegenrede mit heftigen Gestikulationen zu sprechen. Dann wandte sie sich spanisch redend zu mir: „Ich kann Ihnen niemand zum Tanzen besorgen."

„Aber warum denn nicht?"

„Es giebt nur zwei Araberinnen in der Stadt, die sich dazu hergeben, bei der einen ist der Mann zu Hause, und die andere liegt in Wochen — Aber eine Jüdin kann ich Ihnen besorgen, die auch" . . ich unterbrach sie mit dem Bedeuten, daß ich daran kein Interesse nähme und fing an zu bitten und zu betteln, ob sie nicht eine andere Araberin zu kommen bewegen könnte und versprach die abgemachte Summe zu erhöhen.

Nach einigem Nachdenken ging sie wiederum fort. Ich lauschte in der Stille auf den düsteren, heiligen Nachtgesang, der jetzt von dem Turme der Moschee herab über die Dächer der Stadt erscholl . . . . . es dauerte eine Ewigkeit bis sie wiederkam.

Endlich trat sie ein: „Nein, junger Herr, jetzt weiß ich niemand mehr, nun halb zu meinem Führer gewendet, ich war bei Fatema, du weißt, die Sechzehnjährige, die vor zwei Monaten geheiratet hat, ihr Mann ist seit fünf Wochen auf einem Botendienst ins Innere. Aber sie will nicht."

Mein Führer zuckte die Achseln und wollte seine Laterne wieder anzünden, aber in mir herrschte ein solcher Wille, eine solche Sehnsucht, daß ich mich noch einmal auf Bitten und Vorschläge verlegte. Sie schüttelte den Kopf und sagte, sie wüßte niemand. Da, ich weiß nicht wie dieser Gedanke in mich kam, drückte ich ihr ein Geldstück in die Hand und sagte: „Gehen Sie noch einmal zu Fatema und sagen Sie ihr: Ein Fremder, der über das Meer gekommen sei zu den Arabern, müßte nun nach seiner Rückkehr voll Scham seinem Volke

Digitized by Google

sagen: Ich sah nur den Schleier und den Burnus der arabischen Frauen, Gott und ihre Männer wissen allein, ob sie damit Schönheit verdecken."

Die Jüdin sah mich hierauf lächelnd, ich glaube bewundernd lächelnd an und ging.

Wozu nur das Alles, nicht wahr? Was liegt schließlich an einem tanzenden Weibe? Ich weiß nicht, aber damals schien mir mein Leben davon abzuhängen.

Der Gesang auf der Moschee war verklungen .... In der Ferne hörte ich eine Thürklingel und nur meine Herzschläge, die in dem leeren Raume wiederhallten. Sonst war es still.

Die Jüdin trat wieder ein und ließ die Thür hinter sich offen.

Eine hohe, weiße Gestalt folgte ihr mit langen freien Schritten, als ob Tanz in ihnen schliefe. Sie trat ein und bemerkte mich nicht. Sie löste den Burnus von ihren Schultern und hing ihn an die Wand. Nun sah ich ihr Gesicht .... sie hieß eben Fatema.

Die Jüdin setzte sich, nachdem sie die Thür verschlossen hatte, an die Wand auf die Erde und klemmte einen Gegenstand zwischen ihre Kniee, dem sie leise, auffordernde Töne entlockte. Es war ein Topf ohne Boden, über den eine Tierhaut gespannt war. Mein Führer stand in einer Ecke, man empfand seine Gegenwart nicht mehr, eine Kraft, die allen dienenden Südländern zu eigen ist.

Ich setzte mich auf den Stuhl nieder.

Fatema entkleidete sich mit langen, schönen Bewegungen, mit Bewegungen, wie man sie von Fürsten glaubt, bis auf ein langes, durchsichtiges Hemde, über das kleine, gestickte Blumen ausgestreut waren. Sie benahm sich, als sei sie ganz allein, auf mich war noch keiner ihrer Blicke gefallen.

Nun trat sie aus ihren Pantoffeln und ging, während ihr Gesicht einen herben, fast bösen Ausdruck annahm, mit eigentümlich gehaltenen Schritten in die Mitte des Zimmers.

Die Paukenschläge wurden lauter und gebundener. Eine wärmende, belebende Kraft strömte aus ihnen in die schlanken, braunen Glieder, die ich durch den Stoff des Hemdes schimmern sah. Allmählich erwachte der Tanz in ihnen, er reckte und dehnte sich jetzt wie ein schönes, wildes Tier, das in der Sonne geschlafen hatte.

Fatema schien nur um seinetwillen dazusein, ihre Augen ruhten bewegungslos auf der Wand über meinem Kopf; die Lider senkten sich dann und wann ein wenig, weil ihnen die Wimpern zu schwer waren.

Jetzt wiegte Fatema, auf der Stelle stehend, ihre Gestalt und bog sie gleich einer langstieligen Blume, die ein leiser Wind zur Erde neigt und wieder hebt und wieder neigt in edlen langen Bogen.

Die Töne hinten wurden lauter. .... Fatema machte Schritte hin und her auf dem Erdboden. Dann spannte sie ihren Körper, daß ich dachte, er müsse springen, dann legte sie ihn weich in die Luft hinein und nun drehte sie sich langsam herum; da sah ich durch den Stoff auf ihrem Rücken die Schatten von vielen, kleinen, gestickten Blüthen. ....

Der Tanz begann! Das Hemde sank von der Schulter herab, ein Fuß stieß es heftig über die Erde fort in eine Ecke. Der junge Körper wiegte sich vor mir in wunderbarer Nacktheit; nur die Brüste hielt ein rotes Tuch.

Jeder Ton des Instruments schien die Glieder zu schlagen und zu verwunden, sie suchten ihnen zu entkommen und konnten ihnen doch nicht entfliehen.

Meine Augen glitten über das schwebende Elfenbein, das Nächte braun

Digitized by Google

und Nachtthau weich und geschmeidig gemacht haben mußten. Ich sah die schlanken Arme in die Luft greifen, als gäbe es dort nach fliegenden Schwalben zu haschen. Die Muskeln des Leibes rollten und ballten sich, die glänzende Haut spannend, als wollten sie zeigen, daß sie an jeder Stelle gleich glatt und makellos sei. Nun waren die Bewegungen wieder sanft, als durchwogten laue Abendwellen den Körper.

Ich glaubte eine lebendig gewordene Marmorfigur vor mir zu haben und genoß sie mit solcher Bewunderung. Langsam erst verstand ich, daß es ein Mensch, ein Weib sei. Ich, der Menschen nur europäisch, das heißt als einen Kopf und ein paar Fetzen Tuch zu empfinden wußte.

Meine Blicke küßten den Körper nun, sie glitten schmeichelnd und glühend auf ihm hin und her, als wollten sie das Blut unter der Haut suchen, hervor locken, auf daß es in schweren, roten Tropfen herabträufele über die Glieder.

Und Fatema fühlte oben meine Bewunderung. Ihre Augen verließen die Mauer und kamen in mein Gesicht — und da entsagten auch die meinen ihrem Körper und glitten hinauf, bis sich unsere Blicke trafen. Sie weilten in einander, bohrten sich in einander, daß eine feste Bahn zwischen unseren Augen entstand. Etwas Neues richtete sich in uns auf. Die Töne schienen es zu wissen, sie jagten einander in toller Hast. Fatemas Wangen glühten, ihre Augen durchstachen die meinen, eine Flamme schlug aus unseren Blicken in unsere Körper und ihr Tanz bekam eine Seele. Ich sah, wie diese die taumelnden Glieder herumwarf, wie sie hinausdringen wollte aus dem Gefängnis, ein eingeschlossener Sturm, wütete sie hinauf und hinab. Nun wurden die Paukenschläge trunken, dröhnend schlugen sie der vor mir tanzenden Leidenschaft den Takt, jagten den Körper, der nun nicht mehr um des Tanzes willen, sondern um meinetwillen jubelte.

Und auch in mir flutete und drängte etwas, das mich zersprengen wollte um sich mit jener Glut dort drüben zu vereinigen. Wilde, kochende Wellen schlugen einher, sengend brannte eine Sonne, die den Mädchenkörper sich winden machte in zuckenden Stößen.

Plötzlich brach Fatema den Tanz entzwei mit einer kurzen, harten Bewegung, so hart, so plötzlich, daß sie mich erschaudern machte wie eine entsetzliche Dissonanz. Im nächsten Augenblick preßten sich zwei Arme um meinen Hals, ein glühender, nackter Körper drängte sich an den meinen und Küsse, wie sprudelndes Wasser, brannten mein bebendes Gesicht.

Ich sprang auf und drückte Fatema in meinen Armen. Wir sprachen nicht, und doch klang es, als ob tausende von schreienden, schluchzenden Stimmen riefen und durcheinander tönten, zischend und bebend — und endlich strömten sie alle zusammen in das eine Wort, das Fatmes Lippen in mein Gesicht, in meine Brust einhauchten; **Em can chebec fareine, em can chebec fareine.**

Die Judenmutter war bei dem Ausbruch aufgesprungen, nun sah sie mich mit leuchtenden Augen an, auch sie war erfaßt von des Tanzes Gewalt.

Bald war ich mit Fatema allein in einer kleinen Kammer.

Mir wurde ein afrikanisch-heißes Sonnenglück, voll wilder Leidenschaft, ursprünglich und unbedacht wie aus dem reinen Quell der Natur strömend, ein Fest, zu Ehren der Schönheit und zu Ehren des Lebens.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war als lägen wir im Schatten einer Palme und als träfen uns die letzten schrägen Strahlen einer Sonne, die fern hinter uns unterging. Ein milder Wind kühlte unsere Glieder, auf daß sie nun ausruhen sollten.

Digitized by Google

Ich hörte nichts, als die Atemzüge des neben mir ruhenden Körpers, der sich noch mit schmeichelndem Druck an den meinen schmiegte. Und als mir auch dieses Geräusch zur Stille geworden war, hörte ich noch eines: das gleichmäßige Rauschen und Ausbrausen der Wellen, die fern in Dunkelheit den Strand bespülten. Zuletzt vernahm ich das lauteste Geräusch, nämlich das Klappen und Klappern der Blechplatten, die die Luftöffnungen an der Decke unseres Zimmers verschlossen. Es spielte wohl ein Wind mit ihnen. Wir wollten nicht sprechen, die Stille that so wohl, in ihr konnten wir dem Glück nachträumen. . . .

Fatema hob ihre Hand und spielte mit einem Federflöckchen, das sich auf meine Brust niedergelassen hatte. Dabei sah ich einen breiten, fremdartigen Ring aus Silber an ihrem Finger.

„Was ist das für ein Ring?" fragte ich sie auf spanisch.

„Mein Ehering," antwortete sie mir. Ich betrachtete ihn.

„Willst Du ihn haben?"

„Ja."

„Aber er ist aus Silber, er ist nichts wert."

„Doch, sagte ich, er ist Dich wert."

Nach einer Weile Schweigens sagte sie eintönig und traurig fragend:

„Que vale Fatema?!"

Ich wendete mich und küßte ihre Angen. — Was war das für ein Wort! Que vale Fatema! Meine Seele machte es überwallen.

Sie zog den Ring von ihrem Finger und steckte ihn an meine Hand. Ich küßte sie wieder und sie lächelte.

Nach einer Weile nahm sie meine Hand und sagte:

„Du hast so schöne Ringe! Von wem ist dieser mit der Perle?"

„Von dem Mädchen, die ich einmal heiraten möchte."

Erst war sie still, dann sagte sie leise: „Sage ihr, Fatema möchte ihre Dienerin sein." —

Nun küßte ich ihre Augen und ihre Lippen und ihre Hände, weich und langsam. Ich sagte ihr: „Fatema, ich liebte Dich, nun habe ich Dich auch lieb."

Sie schüttelte traurig den Kopf, sie verstand nicht soviel spanisch.

Wir blieben nun still, während ich an all das Wunderbare dachte, das ich durchlebt. Von Zeit zu Zeit drückte sie ihre Lippen auf meine Schulter.

Plötzlich sagte sie: „Was hast Du, was denkst Du?"

„Daß ich Dich nun niemals wiedersehen werde."

Langsam löste sich ihr Körper von dem meinen, sie lag neben mir, ohne mich zu berühren. Nach einer Weile hörte ich sie weinen.

Ich konnte nicht sprechen, ich streichelte nur ihre Haare. . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein heftiges Klopfen an der Thüre machte mich auffahren. „Es sei nun Zeit," tönte es. Während ich mich zu gehen anschickte, schluchzte sie, daß mir das Herz wund wurde.

Als ich ihr Lebewohl sagen wollte, stieß sie mich fort, dann plötzlich küßte sie mir wild mein ganzes Gesicht, und endlich machte sie wundersame Zeichen über meinem Kopf, während ihre Lippen fremde Worte murmelten. Dann küßte sie mir jedes Auge, dann den Mund, dann machte sie ein großes Zeichen über mir, drückte ihre Lippen auf den Ehering an meiner Hand und warf sich verzweifelt schluchzend aufs Bett.

Mir waren die Thränen in die Augen gekommen, daher wendete ich mich und lief zur Thüre hinaus, mein Führer empfing mich.

Digitized by Google

Aber schon auf der Treppe lag Fatema an meinem Halse. Wir umfaßten uns noch einmal, wieder drangen tausende von Stimmen von ihr zu mir, — und sie weinte, weinte, daß mir die Seele zerbrechen wollte. Ich stürzte hinunter und zur Thüre hinaus. — Aber nach zehn Schritten hing sie noch einmal an mir. Im Hemde war sie mir nachgelaufen, die ungeheure Gefahr vergessend. Mein Führer wollte sie von mir reißen, da steckte sie etwas in meine Rocktasche, schluchzend und weinend. Die Judenmutter war wütend nachgekommen und trug sie nun ins Haus zurück. In der Ferne verklang ihr leidenschaftliches Wimmern.

Wir gingen weiter, ich fühlte mich zerrissen und zerstochen in der Brust. Mein Führer wagte nicht zu sprechen.

Zu Hause fand ich ihre beiden kleinen Pantöffelchen in meiner Rocktasche.

Den nächsten Morgen ging ich zu Schiff; während von der Moschee ein arabischer Sang aushallte, lichteten wir die Anker. —

„Siehst Du, lieber Ried, darum trage ich diesen Ring, weil er von einem Menschen ist, den ich lieb hatte." . . .

„Que vale Fatema" flüsterte der alte Herr noch einmal vor sich hin, die anderen aber mochten noch lange kein Wort sprechen.

Digitized by Google

Saïdjah und Adinda.

Von Multatuli.

Aus dem Holländischen übersetzt von Wilhelm Spohr.[1])

Ja, meine Geschichte wird eintönig sein!

Eintönig wie die Geschichte von der Arbeitsamkeit der Ameise, die ihren Beitrag zum Wintervorrath den Erdklumpen — den Berg — hinanschleppen muß, der auf dem Wege zur Vorrathskammer liegt. Jedesmal fällt sie zurück mit ihrer Fracht, um jedesmal wieder zu versuchen, ob sie wohl endlich festen Fuß fassen werde auf dem Steinchen dort oben — auf dem Felsen, der den Berg krönt. Aber zwischen ihr und dieser Spitze ist ein Abgrund, der überholt werden muß . . . eine Tiefe, die tausend Ameisen nicht ausfüllen würden. Darum muß sie, die nur eben die Kraft hat, dieselbe auf ebenem Grund fortzuschleppen, ihre Last, die viele Male schwerer ist als ihr eigener Körper, weit empor heben und sich auf einem wenig Halt bietenden Fleck hoch aufrichten. Sie muß das Gleichgewicht bewahren, wenn sie sich aufrichtet mit der Last zwischen ihren Vorderfüßchen. Sie muß sie umklammern und muß in steter Aufwärtsrichtung streben, sie auf den Punkt, der aus der Felswand hervorspringt, niederzusenken. Sie wankt, sie schwankt, wird von Angst erfaßt, die Kraft verläßt sie, sie sucht sich an dem halb entwurzelten Baumstamm zu halten, der mit seiner Krone in die Tiefe weist — ein Grashalm! — sie verfehlt den Stützpunkt, den sie sucht: der Baum schnellt zurück — der Grashalm weicht unter ihrem Fuß — ach, die Ameise stürzt in die Tiefe mit ihrer Fracht. Dann ist sie einen Augenblick still, wohl eine ganze Sekunde lang — was viel ist in dem Leben einer Ameise. Ob sie betäubt ist von dem Schmerz, den der Sturz verursachte? Oder giebt sie in einiger Gedrücktheit zu, daß soviel Anspannung eitel war? Allein sie verliert den Muth doch nicht. Wieder ergreift sie ihre Last, und wieder schleppt sie sie nach oben, um darauf noch einmal und immer noch einmal in die Tiefe nieder zu stürzen.

So eintönig ist meine Geschichte. Allein nicht von Ameisen will ich sprechen, deren Freud und Leid unserer Wahrnehmung wegen der Grobheit menschlicher Sinneswerkzeuge entgeht. Ich will erzählen von Menschen, von Wesen, die ein Empfinden haben wie wir . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Saïdjah's Vater hatte einen Büffel, mit dem er sein Feld bestellte. Als nun dieser Büffel durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang ihm abgenommen wurde, war er sehr betrübt, viele Tage lang. Denn die Zeit des Pflügens war nahe, und es war zu befürchten, daß wenn man die Sawah nicht zeitig bearbeitete, auch die Zeit des Säens vorübergehen werde, und endlich daß kein Reis geschnitten und im Lombong des Hauses geborgen werden könnte.

---

[1]) Die hier veröffentlichte idyllartige Erzählung hat Multatuli (Eduard Douwes Dekker) in seinen Kolonial-Roman „Max Havelaar" eingelegt. Wiewohl in gewissem Conner zum Ganzen stehend, ist sie doch ein Selbständiges, dessen Werth auch in dieser Isolierung vollgültig erscheint. — Ich habe die von Multatuli den Indiismen beigefügten Kommentare nur soweit als nothwendig verdeutscht, um den Fluß der Erzählung nicht zu stören. D. Ue.

Digitized by Google

Ich muß hierbei für Leser, die wohl Java, doch nicht gerade Bantam kennen, die Bemerkung machen, daß in dieser Residentschaft persönliches Grundeigenthum besteht, was anderswo nicht der Fall ist.

Saïdjah's Vater nun war sehr bekümmert. Er fürchtete, daß seine Frau Reis nöthig haben werde, und auch Saïdjah, der noch ein Kind war, und die Brüderchen und Schwesterchen von Saïdjah.

Auch werde das Distriktshaupt ihn beim Assistent-Residenten verklagen, wenn er in der Bezahlung seiner Landrenten zurückbleiben würde. Denn darauf steht Gesetzesstrafe.

Da nahm Saïdjah's Vater einen Kris, der ein Pusaka[2]) von seinem Vater war. Der Kris war nicht sehr schön, aber es waren silberne Bänder um die Scheide gelegt, und auch die Enden der Scheide waren mit Silber plattiert. Er verkaufte diesen Dolch an einen Chinesen, der am Hauptplatze wohnte, und kam nach Hause mit vierundzwanzig Gulden, für welches Geld er einen andern Büffel kaufte.

Saïdjah, der damals etwa sieben Jahre alt war, hatte mit dem neuen Büffel eilig Freundschaft geschlossen. Nicht ohne Absicht sage ich Freundschaft, denn es ist in der That rührend, zu sehen, wie der javanische Kerbo dem kleinen Jungen, der ihn hütet und versorgt, anhängt. Von dieser Anhänglichkeit läßt sich gleich ein Beispiel mittheilen. Das große Thier beugt willig den schweren Kopf rechts, links oder nach unten auf den Fingerdruck des Kindes, das er kennt, das er versteht, mit dem er aufgewachsen ist.

Solche Freundschaft hatte denn auch der kleine Saïdjah dem neuen Gast sehr bald einzuflößen gewußt, und Saïdjah's ermuthigende Kinderstimme schien den kraftvollen Schultern des gewaltigen Thieres noch mehr Kraft zu geben, wenn es den schweren Kleigrund aufriß und seinen Weg in tiefen, scharfen Furchen zeichnete. Der Büffel wendete willig um, wenn er das Ende des Ackers erreicht hatte, und verlor nicht eines Daumens Breite Grund beim Zurückpflügen der neuen Furche, die jedesmal neben der alten lag, als wäre die Sawah ein von einem Riesen geharkter Gartengrund.

Daneben lagen die Sawahs von Adinda's Vater, dem Vater des Kindes, das mit Saïdjah einst ehelichen sollte. Und so Adinda's Brüderchen an die zwischenliegende Grenze kamen, wenn just auch Saïdjah da war mit seinem Pflug, dann riefen sie einander fröhlich zu und rühmten um die Wette die Kraft und die Willigkeit ihrer Büffel. Doch ich glaube, daß Saïdjah's der beste war, vielleicht wohl weil dieser ihm besser zuzusprechen wußte als die Andern. Denn Büffel haben viel Gefühl für ein gutes Wort.

Saïdjah war neun Jahre alt geworden, und Adinda sechs Jahre, bevor dieser Büffel Saïdjah's Vater durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang abgenommen wurde.

Saïdjah's Vater, der sehr arm war, verkaufte nun zwei silberne Klambuhaken — Pusakas von den Eltern seiner Frau — für achtzehn Gulden. Und für dieses Geld kaufte er einen neuen Büffel.

Aber Saïdjah war sehr betrübt. Denn er wußte von den kleinen Brüdern Adinda's, daß der vorige Büffel nach dem Hauptplatz hingetrieben worden war, und er hatte seinen Vater gefragt, ob er das Thier nicht gesehen habe, als er dort war, die Klambuhaken zu verkaufen. Auf diese Frage hatte ihm sein Vater nicht antworten wollen. Darum fürchtete er, daß sein Büffel geschlachtet war, wie die anderen Büffel, die das Distriktshaupt der Bevölkerung abnahm.

Und Saïdjah weinte oft, als er an den armen Büffel dachte, mit dem er zwei Jahre lang so innig umgegangen war. Und er konnte nicht essen, lange Zeit nicht, denn seine Kehle war zu eng, wenn er schluckte.

Man bedenke, daß Saïdjah ein Kind war.

Der neue Büffel lernte Saïdjah kennen und nahm in der Geneigtheit des Kindes sehr schnell den Platz seines Vorgängers ein. Allzu schnell eigentlich

---

[2]) Kris = Dolch, Hauptwaffe der Eingeborenen der Ostindischen Inseln; ein Pusaka = ein ihm theures Erbstück.

Digitized by Google

Denn ach, die Wachseindrücke unseres Herzens werden so leicht glattgestrichen, um Platz zu machen für spätere Schrift! Wie dem auch sei, der neue Büffel war nicht so stark wie der vorige ... wohl war das alte Joch zu weit für seine Schultern ... aber das gute Tier war willig wie sein Vorgänger, der geschlachtet war, und konnte gleich Saïdjah beim Zusammentreffen an der Grenze mit Adinda's Brüderchen von der Kraft seines Büffels nicht viel Rühmens machen, er behauptete doch, daß kein anderer den seinen an gutem Willen übertreffe. Und wenn die Furche nicht so gradlinig wie früher war oder wenn Erdklumpen undurchschnitten umgangen waren, so besserte er gern mit seinem Patjol, soviel er konnte. Obendrein, kein Büffel hatte ein User-useran wie der seine. Der Penghulu selbst hatte ja gesagt, daß da Ontong[3]) sei in dem Lauf der Haarwirbel auf den Hinterblättern.

Einstmals im Feld rief Saïdjah seinem Büffel vergebens zu, eilig am Werk zu sein. Ueberrascht über so große und vor allem so ungewohnte Widerspenstigkeit, konnte er sich nicht enthalten, einen Schimpf auszustoßen. Er sagte: a. S. Jeder der in Indien gewesen ist, wird mich verstehen. Und wer mich nicht versteht, verliert nichts dabei, wenn ich ihm die Erklärung eines groben Ausdrucks erspare.

Saïdjah meinte gleichwohl nichts böses damit. Er sagte es nur, weil er es so mehrmals von Anderen hatte sagen hören, wenn sie über ihre Büffel ungehalten waren. Aber er hätte es nicht sagen brauchen, denn es half nichts: sein Büffel that keinen Schritt vorwärts. Er schüttelte den Kopf, als wollte er das Joch abwerfen ... man sah ihn den Athem aus seinen Nüstern schnauben ... er blies, bebte, schauderte ... Angst war in seinem blauen Auge, und die Lefze war aufgezogen, sodaß das Zahnfleisch blos lag ...

„Fliehe, fliehe," riefen auf einmal Adinda's Brüderchen, „fliehe, Saïdjah, fliehe! Da ist ein Tiger!"

Und Alle entledigten ihre Büffel der Pflugjoche und schwangen sich auf die breiten Rücken und galoppierten davon durch Sawahs, über Galangans, durch Krüppelholz und Buschwerk und hohes Allanggras, längs der Felder und Wege, und als sie schnaubend und schwitzend ins Dorf Badur einritten, war Saïdjah nicht unter ihnen.

Denn als dieser wie die Anderen seinen vom Joch befreiten Büffel bestiegen hatte, um wie sie die Flucht zu ergreifen, hatte ein unerwarteter Sprung des Thieres ihm das Gleichgewicht genommen und ihn zur Erde geworfen. Der Tiger war sehr nahe ...

Saïdjah's Büffel, durch eigene Schwungkraft vorwärts getrieben, schoß um einige Sätze an dem Fleck vorbei, wo seines kleinen Herrn der Tod wartete. Das Thier war nur infolge seiner heftigen Fahrt und ohne seine Absicht weiter an Saïdjah vorbei gesaust. Denn kaum hatte es die Kraft überwunden, die allen Stoff beherrscht, auch nachdem die treibende Ursache wirkungslos geworden ist, da kam es zurück, setzte auf seine ungeschlachten Füße den ungeschlachten Leib gleich einem Dach über das Kind, und kehrte seine gehörnte Stirn dem Tiger zu. Er sprang ... aber er sprang zum letzten Male. Der Büffel fing ihn mit seinen Hörnern auf, er selbst verlor nur ein Stück Fleisch, das der Tiger ihm am Halse ausschlug. Der Angreifer lag da mit aufgeschlitztem Bauch, Saïdjah war gerettet. Wirklich war da Ontong in dem User-useran dieses Büffels gewesen!

Als dieser Büffel Saïdjah's Vater abgenommen und geschlachtet war ... ich habe dir gesagt, Leser, daß meine Geschichte eintönig ist!

... als dieser Büffel geschlachtet war, zählte Saïdjah schon 12 Jahre, und Adinda wob schon Sarongs, und fügte nette Kapalas mit Batiks[4]) daran.

---

[4]) Penghulu = Priester; Ontong = Glück, Vorteil.

[5]) Sarong. Kapala. Batik. Der Sarong ist das eigenartige Kleidungsstück der Javanen, der Männer wie der Frauen. Es ist ein von Kapok gewobener Lappen, dessen Enden aneinander genäht werden. Die Anwendung von Seide ist Ausnahme. Eins der Enden heißt Kapala, d. h. Kopf, und wird mit einem breiten Rand geziert, gewöhnlich indem man Dreiecke zur Kette ineinander schlingt. Dieses Verzieren heißt „batik" und geschieht aus der Hand. Das Gewebe wird hierzu in einen Rahmen gespannt; das Schiffchen ist ein Werkzeug von Blech, das — in Verkleinerung — die Form eines Theetopfes oder eines antiken Lämpchens hat.

Digitized by Google

Sie hatte schon Gedanken in den Lauf ihres Weberschiffchens zu bringen, und sie zeichnete Betrübtheit in ihr Gewebe, denn sie hatte Saïdjah sehr traurig gesehen.

Und auch Saïdjah's Vater war sehr betrübt, doch seine Mutter am meisten. Hatte diese doch die Wunde am Halse des treuen Tieres geheilt, das ihr Kind unversehrt nach Hause gebracht hatte, während sie auf die Erzählung von Adinda's Brüderchen der Meinung sein mußte, daß es von dem Tiger davongeschleppt sei. Sie hatte die Wunde so oft mit dem Gedanken betrachtet, wie tief wohl die Krallen, die so weit in die rauhen Fasern des Büffels eindrangen, in den weichen Leib ihres Kindes eingedrungen sein möchten, und oft, wenn sie frische Heilkräuter auf die Wunde gelegt hatte, streichelte sie den Büffel und sprach ihm einige freundliche Worte zu, damit das gute treue Thier doch wissen sollte, wie dankbar eine Mutter ist. Sie hoffte später, daß der Büffel sie doch verstanden haben möchte, denn dann hätte er auch ihr Jammern begriffen, als er weggeführt wurde, um geschlachtet zu werden, und er hätte dann gewußt, daß es nicht Saïdjah's Mutter war, die ihn schlachten lassen wollte.

Einige Zeit darnach flüchtete Saïdjah's Vater aus dem Lande. Denn er hatte große Furcht vor der Strafe, wenn er seine Landrente nicht bezahlen würde, und er hatte kein Pusaka mehr, um einen neuen Büffel zu kaufen, da seine Eltern auch stets in Parang-Kudjang gewohnt und ihm also wenig nachlassen konnten. Auch die Eltern seiner Frau wohnten dauernd im selben Distrikt. Nach dem Verlust des letzten Büffels hielt er sich gleichwohl noch einige Jahre aufrecht, indem er mit gemietheten Pflugthieren arbeitete. Saïdjah's Mutter starb vor Kummer, und da war es, daß sein Vater sich in einem Augenblick der Muthlosigkeit aus Lebak und aus Bantam fortmachte, um im Buitenzorg'schen Arbeit zu suchen. Er wurde mit Stockschlägen bestraft, weil er Lebak ohne Paß verlassen hatte, und durch die Polizei nach Badur zurückgebracht. Hier wurde er ins Gefängnis gebracht, weil man ihn für irrsinnig hielt, was nicht so befremdend gewesen wäre, und weil man fürchtete, er werde, in einem Anfall von Matah-glap, Amokh [5]) machen oder andere Verkehrtheiten begehen. Doch er war nicht lange gefangen, indem er kurz darauf starb.

Was aus den Brüdern und Schwestern Saïdjah's geworden ist, weiß ich nicht. Das Häuschen, das sie zu Badur bewohnten, stand einige Zeit leer und fiel dann schnell ein, da es nur von Bambus gebaut und mit Atap gedeckt war. Ein bischen Staub und Schmutz bedeckte den Fleck, wo so viel erduldet wurde. Es giebt viel solcher Orte in Lebak.

Saïdjah war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater nach Buitenzorg verzog. Er hatte ihn nicht dahin begleitet, weil er sich mit größeren Plänen trug. Man hatte ihm gesagt, daß in Batavia sehr viel Herren seien, die in Bendies führen, sodaß er also dort leicht eine Stelle als Bendiejunge finden müsse, wozu man gewöhnlich jemanden wählt, der noch jung und unausgewachsen ist, um nicht durch zu große Last hinten auf dem zweirädrigen Fahrzeug das Gleichgewicht aufzuheben. Es wäre, hatte man ihm versichert, bei guter Führung ein gut Stück Geld bei solchem Dienste zu gewinnen. Vielleicht gar würde er auf diese Weise binnen drei Jahren genug ersparen können, um zwei Büffel zu kaufen. Diese Aussicht lachte ihm entgegen. Mit selbstbewußtem Schritt, wie jemand, der große Dinge im Sinn hat, trat er nach der Abreise seines Vaters bei Adinda ein und theilte ihr seinen Plan mit.

— Denk' doch, sagte er, wenn ich wiederkomme, werden wir alt genug sein zu freien, und wir werden dann zwei Büffel haben!

— Prächtig, Saïdjah, ich will gern zu dir gehen, wenn du wiederkommst.

---

[5]) **Matah-glap. Amokh.** Das Wort (matah-glap = verdunkelten Auges) deutet den Zustand Jemandes an, der in Raserei alles, was ihm im Wege ist, umreißt, bis er selbst erschlagen wird. Ich nannte es irgendwo „Selbstmord in Gesellschaft", und weiß auch jetzt noch keinen besseren Namen dafür. Der Unglückliche, der von dieser Wuth gepackt wird, kennt weder Freund noch Feind. Ursache ist gewöhnlich Eifersucht oder zu lang verhaltener Groll über Mißhandlung. Der Javane ist, wie die meisten anderen Eingeborenen, sanftmüthig und nachgiebig von Art. Doch allzu tief verwundet oder zu andauernd gekränkt bricht seine Wuth in „amokh" aus.

Digitized by Google

Ich werde spinnen, und Sarongs und Slendangs weben, und batikken und sehr fleißig sein die ganze Zeit.

— O, ich glaube ja, Adinda! Aber . . . wenn ich dich verheirathet finde?

— Saïdjah, du weißt doch sehr gut, daß ich mit Niemandem ehelichen werde. Mein Vater hat mich deinem Vater zugesagt.

— Und du selbst?

— Ich werde dich heirathen, dessen sei sicher!

— Wenn ich zurückkomme, werde ich von ferne rufen . . .

— Wer soll es hören, wenn wir im Dorf gerade Reis stampfen?

— Das ist wahr. Doch Adinda . . . o ja, das ist besser: erwarte mich bei dem Djatigehölz, unter dem Ketapanbaum, wo du mir die Melatti[6]) gegeben hast.

Saïdjah bedachte sich einen Augenblick und sagte:

— Zähl die Monde. Ich werde drei-mal-zwölf Monde ausbleiben. Sieh, Adinda, schneide eine Kerbe bei jedem neuen Mond in deinen Reisblock. Wenn du drei-mal-zwölf Kerben eingeschnitten hast, werde ich den Tag, der darauf folgt, bei dem Ketapan ankommen. Gelobst du, daß du da bist?

— Ja, Saïdjah, ich werde unter dem Ketapan beim Djatigehölz sein, wenn du zurück kommst.

Nun riß Saïdjah einen Streifen von seinem blauen Kopftuch, das sehr verschlissen war, und er gab das Stückchen Leinwand Adinda, damit sie es als Pfand bewahre. Und darauf verließ er sie und auch Badur.

Er lief viele Tage hindurch. Er ging an Rangkas-Betung vorbei, das derzeit noch nicht der Hauptplatz von Lebak war, und an Warong-Gunung, wo damals der Assistent-Resident wohnte, und folgenden Tags sah er Pandeglang, das da liegt wie in einem Garten. Wieder einen Tag später kam er in Serang an, und er stand überwältigt von der Pracht eines so großen Platzes mit vielen Häusern, gebaut aus Stein und gedeckt mit roten Ziegeln. Saïdjah hatte dergleichen nie gesehen. Er blieb dort einen Tag, weil er ermüdet war, aber in der Kühle der Nacht marschierte er weiter und kam am folgenden Tag nach Tangerang, noch bevor der Schatten bis auf seine Lippen gesunken war, wiewohl er den großen Tudung[7]) trug, den sein Vater ihm zurückgelassen hatte.

In Tangerang badete er sich nahe bei der Ueberfahrt im Flusse, und er ruhte aus im Hause eines Bekannten seines Vaters, der ihn unterwies, wie man Strohhüte flicht, gerad solche, wie sie von Manilla kommen. Er blieb dort einen Tag, um dies zu lernen, und er dachte hiermit später sich etwas verdienen zu können, falls er in Batavia etwa kein Glück haben würde. Den folgenden Tag gegen Abend, als es kühl wurde, dankte er seinem Gastherrn sehr und ging weiter. Sobald es ganz dunkel war, sodaß niemand mehr es sehen möchte, brachte er das Blatt zum Vorschein, worin er die Melatti bewahrte, die Adinda ihm unter dem Ketapanbaum gegeben hatte. Denn er war betrübt geworden, weil er sie nun so lange schon nicht gesehen hatte. Den ersten Tag und auch den zweiten hatte er minder stark gefühlt, wie allein er war, da seine Seele noch gänzlich von dem großen Gedanken eingenommen war, daß er Geld verdienen und hiermit zwei Büffel kaufen werde, wo doch selbst sein Vater nie mehr als einen besessen hatte; auch richteten sich seine Gedanken zuviel auf das Wiedersehen mit Adinda, als daß sie der Betrübtheit über den Abschied viel Raum gewähren konnten. Er hatte in überspannter Hoffnung diesen Abschied genommen und ihn in seinen Gedanken schon mit dem endlichen Wiedersehen unter dem Ketapanbaum verknüpft. Denn eine so große Rolle spielte die Aussicht auf das Wiedersehen in seinem Herzen, daß er, als er bei der Abreise von Badur an diesem Baum vorüber ging, eine Fröhlichkeit in sich fühlte, als wären sie schon vorbei, die sechs-und-dreißig Monde, die ihn von dem ersehnten Augenblicke schieden. Es war ihm vorgekommen, als

---

[6]) Ein kleines weißes Blümchen mit starkem Jasmingeruch. Es spielt, wie bei uns die Rose, eine große Rolle in Balladen, Sagen und Legenden

[7]) Die in Form einer großen Schüssel geflochtene Kopfbedeckung der Javanen. In der Bestimmung der Tageszeit nach dem Schatten, den sein Tudung auf seinem Antlitz zeichnete, folgte Saïdjah einem allgemeinen indischen Brauch.

Digitized by Google

brauche er nur umzukehren, als sei er schon von der Reise zurück und sehe nun dort unter dem Baum Adinda seiner harren.

Doch je weiter er sich von Badur entfernte und je mehr er inne wurde, wie furchtbar lang ein Tag sein kann, um so mehr empfand er nun doch die große Dauer der sechsunddreißig Monde. Es war etwas in seiner Seele, das ihn minder schnell fortschreiten ließ. Er fühlte Unlust in seinen Knieen, und war es auch nicht Muthlosigkeit, was ihn da überfiel, so doch eine Wehmuth, die nicht weit hat zur Muthlosigkeit. Er dachte daran, zurückzukehren; doch was sollte dann Adinda von so geringer Herzhaftigkeit sagen?

Also schritt er rüstiger zu, wenn auch nicht so schnell wie am ersten Tage. Er hatte die Melatti in der Hand und drückte sie wohl hin und wieder gegen die Brust. Er war seit drei Tagen viel älter geworden und begriff nicht mehr, wie er früher so ruhig gelebt hatte, wo doch Adinda ihm so nahe war und er sie sehen konnte, so oft und so lange er begehrte. Denn nun würde er nicht so ruhig sein, wenn er erwarten könnte, daß sie da stracks vor ihm stehen werde. Und auch begriff er nicht, daß er nach dem Abschied nicht noch einmal umgekehrt war, um ihr noch einmal ins Gesicht zu schauen! Auch kam es ihm in den Sinn, wie er noch kurz zuvor mit ihr wegen der Schnur gezankt hatte, die sie für den Lalayang[8]) ihrer Brüderchen gesponnen hatte und die gebrochen war, weil, wie er meinte, ein Fehler in ihrem Gespinst war, wodurch eine Wette gegen die Kinder aus Tjipurut verloren ging. „Wie war's möglich, dachte er, deswegen bös zu werden auf Adinda! Denn hätte sie auch einen Fehler in die Schnur gesponnen und wäre auch wirklich hierdurch die Wette von Badur gegen Tjipurut verloren worden, und nicht durch die Glasscherbe — so hinterlistig und geschickt sie immer durch den kleinen Djamien aus seinem Versteck hervor geworfen sein mochte — hätte ich selbst dann so hart gegen sie sein und sie mit ungehörigen Namen benennen dürfen? Was ist nun, wenn ich in Batavia sterbe, ohne sie um Vergebung für so große Grobheit angesprochen zu haben? Ist es nicht, als wenn ich ein schlechter Mensch bin, der ein Mädchen mit Schimpfworten bewirft? Und wird nicht in Badur, wenn man hört, daß ich in fremdem Lande gestorben bin, ein jeder sagen: es ist gut, daß Saïdjah starb, denn er hat einen großen Mund gehabt gegen Adinda?"

So nahmen seine Gedanken einen Lauf, der sich von der voraufgegangenen Freudigkeit sehr unterschied, und unwillkürlich äußerten sie sich, erst in halben in sich hinein gesprochenen Worten, dann indem er mit sich selbst sprach, und schließlich in dem wehmütigen Sang, von dem ich hier die Uebersetzung folgen lasse. Meine Absicht war zunächst, etwas Maß und Reim in die Wiedergabe zu bringen, doch ebenso wie Havelaar finde ich es schließlich besser, das Schnürleibchen wegzulassen.[9])

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe die große See geseh'n am Südrand, da ich da war mit meinem Vater Salz zu machen.
Wenn ich sterbe auf der See und wenn man meinen Leichnam wirft ins tiefe Wasser, werden Haie kommen.
Sie werden um meine Leiche schwimmen und fragen: wer von uns wird den Leichnam verschlingen, der da im Wasser treibt?
Ich werd' 's nicht hören.

---

[8]) Ein Spielzeug wie unser Papierdrache. Auf Java ergötzen sich nicht ausschließlich Kinder mit ihm. Er hat keinen Schwanz und beschreibt allerlei unsichere Curven, die durch Nachgeben, Einholen und Schießenlassen des Bindfadens durch die Person, die ihn in der Hand hält, einigermaßen beherrscht werden. Die Aufgabe bei diesem Spiel ist, der Schnur von dem Drachen der Gegenspieler in der Luft zu begegnen und sie durchzuschneiden. Aus den vielerlei lebhaften Anstrengungen hierbei entsteht eine Art Gefecht, das sehr ergötzlich anzusehen ist und die Zuschauer zu lebendiger Theilnahme zwingt. Die von Saïdjah unterstellte Möglichkeit, nach welcher „der kleine Djamien" die Niederlage durch das Werfen einer Glasscherbe herbeigeführt habe, ist, was die hierfür erforderliche Geschicklichkeit angeht, ein Indiismus.

[9]) Vorher zu merken: matah-glap = rasend; Klappa = Kokosnuß; Klappabaum also Kokospalme.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe das Haus brennen sehn des Pa-ansu, das er selbst ansteckte, weil er matah-glap war.
Wenn ich in einem brennenden Hause sterbe, werden glühende Stücke Holz auf meinen Leichnam niederfallen.
Und draußen vorm Hause wird ein groß Geruf von Menschen sein, die Wasser werfen, um den Brand zu tödten.
Ich werd' 's nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe den kleinen Si-unah fallen sehen aus dem Klappa-Baum, als er eine Klappa pflückte für seine Mutter.
Wenn ich aus einem Klappa-Baume niederfalle, werd ich todt niederliegen an seinem Fuß, in den Sträuchen, wie Si-unah.
Dann wird meine Mutter nicht schreien, denn sie ist todt. Doch Andre werden rufen mit harter Stimme: „Siehe, da liegt Saïdjah!"
Ich werd' 's nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe den Leichnam von Pa-lisu gesehn, der an hohem Altar starb, denn seine Haare waren weiß.
Wenn ich vor Alter sterbe, mit weißen Haaren, werden die Klagefrauen um meine Leiche stehn.
Und sie werden wehklagen wie die Klagefrauen an Pa-lisu's Leiche, und auch die kleinen Kinder werden schreien, sehr laut.
Ich werd's nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll
Ich habe viele gesehn zu Badur, die gestorben waren. Man kleidete sie in ein weiß Kleid und begrub sie in den Grund.
Wenn ich sterbe zu Badur und man begräbt mich außerhalb der Dessah, ostwärts gegen den Hügel, wo das Gras hoch ist ...
Dann wird Adinda dort vorbeigehn und der Saum ihres Sarogs wird leise über das Gras schleifen ...
Ich werd' es hören.

Saïdjah kam in Batavia an. Er ersuchte einen Herrn, ihn in Dienst zu nehmen, und dieser that es auf der Stelle, weil er Saïdjah nicht verstand. Denn in Batavia hat man gern Bedienstete, die noch kein Malayisch sprechen und daher noch nicht so verdorben sind wie die andern, die länger mit der europäischen Kultur in Berührung waren. Saïdjah lernte bald Malayisch, aber er paßte brav auf, denn er dachte stets an die zwei Büffel, die er kaufen wollte, und an Adinda. Er wurde groß und stark, weil er alle Tage aß, was in Badur nicht immer möglich war. Er war beliebt im Stall und wäre sicher nicht abgewiesen worden, wenn er die Tochter des Kutschers zur Ehe gefordert hätte. Sein Herr selbst hielt soviel von Saïdjah, daß er gar bald zum Hausbedienten erhoben wurde. Man erhöhte seinen Lohn und gab ihm obendrein fortwährend Geschenke, weil man so besonders zufrieden mit seinen Diensten war. Mevrouw hatte den Roman von Sue gelesen, der soviel Aufsehen machte, und wurde nun stets an den Prinzen Djalma erinnert, wenn sie Saïdjah sah. Auch die jungen Damen des Hauses begriffen nun besser wie früher, wie der javanische Maler Radhen Saleh zu soviel Glück und Ehren in Paris gelangen konnte.

Doch fand man Saïdjah undankbar, als er nach beinahe dreijährigem Dienst seine Entlassung verlangte und um ein Zeugniß ersuchte, daß er sich gut betragen habe. Aber man konnte ihm das doch nicht weigern, und Saïdjah ging fröhlichen Herzens auf die Reise.

Er ging an Pising vorbei, wo lange vorher einst Havelaar wohnte. Aber dies wußte Saïdjah nicht. Und hätte er es auch gewußt, er trug etwas ganz anderes in der Seele, das ihn beschäftigt hielt. Er zählte die Schätze, die er mit heim brachte. In einer Bambusrolle hatte er seinen Paß und ein Zeugniß seines guten Betragens. In einem Behälter, den er an einem ledernen Riemen trug, schien unaufhörlich etwas Gewichtiges gegen seine Schulter zu schlagen, aber er fühlte es gern ... ich glaube es schon, darin waren auch dreißig Spanische Piaster,

Digitized by Google

genug also, um drei Büffel zu kaufen. Was Adinda wohl sagen würde! Und das war noch nicht Alles. Auf seinem Rücken sah man die mit Silber beschlagene Scheide eines Dolches, den er im Gürtel trug. Der Griff war sicher aus fein geschnittenem Bein, denn er hatte ihn sorgfältig mit einer seidenen Hülle umwickelt. Und er besaß noch mehr Schätze. In der Tasche des Kahin um seine Lenden bewahrte er einen Leibgurt von silbernen Gliedern, mit goldenem Ikat-pendieng. Es ist wahr, der Gürtel war nur kurz, aber sie war auch so schlank ... Adinda!

Und an einem Schnürchen um den Hals, unter seinem Vor-Baadju, trug er ein seidenes Beutelchen, darin einige vertrocknete Melatti waren.

War es ein Wunder, daß er sich in Tangerang nicht länger aufhielt, als nöthig war, den Bekannten seines Vaters zu besuchen, der die feinen Strohhüte flocht? War es ein Wunder, daß er nicht viel zu den Mädchen sagte, die ihn auf dem Wege fragten: „wohin, woher?", wie der Gruß in diesen Gegenden lautet? Daß er Serang nicht mehr so schön fand, da er doch Batavia kennen gelernt hatte? Daß er sich nicht mehr, wie er es vor drei Jahren that, ins Gestrüpp verkroch, als der Resident vorüberritt, er, der den viel größeren Herrn gesehen hatte, der zu Buitenzorg wohnt und der Großvater des Susuhunan zu Solo ist? War es ein Wunder, daß er wenig Acht gab auf die Erzählungen derer, die ein Stück Weges mit ihm gingen und von allem Neuen in Bantan-Kidul sprachen? Daß er kaum hinhörte, als man ihm berichtete, daß die Kaffeekultur nach vielen unbelohnten Mühen nun ganz eingezogen sei? Daß das verhaßte Distriktshaupt von Parang-Kudjang wegen Raubes auf öffentlicher Straße endlich einmal zu vierzehn Tagen Arrest, im Hause seines Schwiegervaters abzusitzen, verurtheilt war? Daß der Hauptplatz nach Rangkas-Betung verlegt war? Daß ein neuer Assistent-Resident gekommen sei, weil der vorige vor einigen Monaten starb? Wie der neue Beamte auf der ersten Sebah-Versammlung gesprochen hatte? Wie da seit einiger Zeit niemand mehr wegen seiner Klagen bestraft worden sei, und daß man im Volke hoffe, daß alles Gestohlene wiedergegeben oder vergütet werde?

Nein, er hatte schönere Bilder vor dem Auge seiner Seele. Er suchte den Ketapanbaum in den Wolken, zu fern noch, um ihn in Badur suchen zu können. Er griff in die Luft, die ihn umgab, als wollte er die Gestalt umfassen, die ihn unter dem Baume erwarten würde. Er malte sich Adinda's Antlitz aus, ihren Kopf, ihre Schultern ... er sah den schweren Kondeh, so glänzend schwarz, im eigenen Strick gefangen, ihren Hals umschmeichelnd ... er sah ihr großes Auge, in dunklem Wiederschein leuchtend ... die Nasenflügel, die sie so trotzig-stolz aufzog als Kind, wenn er — wie war's möglich! — sie plagte, und den Winkel zwischen ihren Lippen, in dem sie ein anmuthiges Lächeln bewahrte. Er sah ihre Brust, die nun schwellen werde unter der Kabaai ... er sah, wie der Sarong, den sie selbst gewebt hatte, ihre Hüften eng umschloß und, dem Schenkel in gebogener Linie folgend, in herrlichem Wurf am Knie herunter fiel bis auf den kleinen Fuß ...

Nein, er hörte wenig von dem, was man ihm sagte. Er hörte ganz andere Töne. Er hörte, wie Adinda sagen werde: „Sei willkommen, Saïdjah! Ich habe an dich gedacht beim Spinnen und Weben und beim Stampfen des Reis in dem Block, der drei-mal-zwölf Kerben trägt von meiner Hand. Hier bin ich unter dem Ketapan, am ersten Tage des neuen Mondes. Sei willkommen, Saïdjah: ich will deine Frau sein!"

Das war die Musik, die so herrlich in seinen Ohren wiederklang und die ihn verhinderte, auf all das Neue zu hören, das man ihm auf seinem Wege erzählte.

Endlich sah er den Ketapan. Oder vielmehr er sah einen großen dunklen Fleck, der viel Sterne vor seinem Auge bedeckte. Das mußte das Djatigehölz sein, in unmittelbarer Nähe des Baumes, bei dem er Adinda wiedersehen sollte, am folgenden Tage nach Sonnenaufgang. Er suchte im Dunkel umher und betastete viele Stämme. Alsbald fand er eine ihm bekannte Unebenheit an der Südseite eines Baumes, und er legte den Finger in eine Spalte, die Si-panteh mit seinem Parang hineingehackt hatte, um den Pontianak[10]) zu beschwören, der das

[10]) Spuk, der sich in Bäumen aufhält und sehr auf Frauen ergrimmt ist, besonders auf schwangere.

Digitized by Google

Zahnweh von Si-panteh's Mutter verschuldete, das diese kurz vor der Geburt seines Brüderchens befiel. Das war der Ketapan, den er suchte.

Jawohl, das war der Fleck, wo er zuerst Adinda anders angesehen hatte als seine übrigen Spielgenossen, weil sie sich da zuerst geweigert hatte, an einem Spiel theilzunehmen, das sie doch noch kurz zuvor mit allen Kindern — Knaben und Mädchen — mitgespielt hatte. Da hatte sie ihm die Melatti gegeben.

Er setzte sich an den Fuß des Baumes nieder und schaute zu den Sternen auf. Als einer herniederschoß, nahm er das als einen Gruß bei seiner Wiederkunft zu Badur auf. Und er dachte: ob Adinda nun wohl schläft? Und ob sie wohl sorgfältig die Monde in ihren Reisblock geschnitten habe? Es würde ihn schmerzen, wenn sie einen Mond überschlagen hätte, als wenn das nicht genügte ... sechsunddreißig! Und ob sie schöne Sarongs und Slendangs gebatikt haben werde? Wie er nun wohl wohnen werde in seines Vaters Hause? Und seine Jugend trat ihm vor den Geist, und seine Mutter, und wie der Büffel ihn vor dem Tiger rettete; und er bedachte, was doch wohl aus Adinda geworden sein möchte, wenn der Büffel minder treu gewesen wäre.

Er gab sehr auf das Sinken der Sterne im Westen Acht, und bei jedem Stern, der am Himmelsrande verschwand, berechnete er, wieviel näher jetzt die Sonne ihrem Aufgang im Osten sei, und wieviel näher er selbst dem Wiedersehen mit Adinda.

Denn sicher beim ersten Strahle würde sie kommen, ja beim Schimmern des Morgens schon werde sie da sein ... ach, warum war sie nicht schon am Tage vorher gekommen?

Es betrübte ihn, daß sie ihm nicht vorausgelaufen war, dem schönen Augenblick, der drei Jahre lang seiner Seele mit unbeschreiblichem Glanz vorgeleuchtet hatte. Und, unbillig in der Selbstsucht seiner Liebe, schien es ihm so, als hätte Adinda da sein müssen, um auf *ihn* zu warten, der nun sich beklagte — und vor der Zeit schon! — daß er auf *sie* warten müsse.

Aber er beklagte sich zu Unrecht. Denn noch war nicht die Sonne aufgegangen, noch hatte das Auge des Tages keinen Blick auf die Ebene geworfen. Wohl verblichen die Sterne dort oben in der Höhe, beschämt, daß ihrer Herrlichkeit so bald ein Ende gemacht werde ... wohl flutheten da seltsame Farben über die Spitzen der Berge, die umso dunkler erschienen, als sie von dem lichteren Grunde schärfer sich abhoben ... wohl flog hier und da durch die Wolken im Osten ein glühender Strahl — Pfeile von Gold und Feuer, die hin und wieder über den Horizont schossen — aber sie verschwanden wieder und schienen hinter den unbegreiflichen Vorhang niederzufallen, der dem Auge Saïdjah's noch immer den Tag verbarg.

Doch wurde es allmählig lichter und lichter um ihn her. Er sah schon die Landschaft, und schon konnte er die Kronen des kleinen Klappahains unterscheiden, in dem Badur versteckt lag ... da schlief Adinda!

Nein, sie schlief nicht mehr! Wie sollte sie wohl schlafen können? Wußte sie nicht, daß Saïdjah ihrer warte? Gewiß, sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Sicher hatte die Dorfwache an ihre Thür geklopft, um zu fragen, warum die Pelitah in ihrem Häuschen noch fortbrenne, und mit liebem Lächeln hatte sie dann gesagt, daß ein Gelübde sie wach halte; sie müsse den Slendang noch abweben, an dem sie arbeite, und am ersten Tage des neuen Mondes müsse er fertig sein.

Oder sie hatte die Nacht im Finstern verbracht, auf ihrem Reisblock sitzend und mit eifrigem Finger zählend, ob auch wirklich sechsunddreißig tiefe Kerben neben einander darin eingeschnitzt waren. Und sie hatte sich spielend an dem Schrecken ergötzt, daß sie sich vielleicht verrechnete, daß vielleicht noch ein Einschnitt fehlte, um noch und noch einmal und immer wieder in der herrlichen Gewißheit zu schwelgen, daß da wohlgezählte drei-mal-zwölf Monde vergangen seien, seit Saïdjah sie das letzte Mal sah.

Auch sie strenge nun wohl, wo es so hell werde, ihre Augen mit fruchtlosem Bemühen an, die Blicke über den Horizont hinweg zu senken, daß sie der Sonne begegnen möchten, der trägen Sonne, die wegblieb ... wegblieb ...

Digitized by Google

Da kam ein Streif bläulichen Roths herauf, der sich an die Wolken klammerte, und die Ränder wurden licht und glühend, und es begann zu blitzen, und wieder schossen da feurige Pfeile durch den Luftraum, aber sie fielen diesmal nicht nieder, sie hefteten sich an den dunkeln Grund fest und theilten ihre Gluth in größern und größern Kreisen mit, und begegneten einander, kreuzten, verschlangen, wendeten sich und vereinigten sich zu Strahlenbündeln, und warfen ihren goldenen Schein von Perlmuttergrund zurück, und es war da Roth und Gelb und Blau und Silbern und Purpurn und Azurn in diesem Allen . . . o Gott, das war die Morgenröthe: das war das Wiedersehen mit Adinda!

Saïdjah hatte nicht beten gelernt, und ihn es zu lehren wäre auch unnütz gewesen, denn heiligeres Gebet und ein feurigerer Dank als da in dem sprachlosen Entzücken seiner Seele lag, war nicht in menschliche Sprache zu fassen.

Er wollte nicht nach Badur hinein. Das Wiedersehen mit Adinda selbst schien ihm minder schön als die Sicherheit, daß er sie nun alsbald sehen werde. Er setzte sich an den Fuß des Ketapan und ließ das Auge über die Landschaft schweifen. Die Natur lachte ihm zu und schien ihn willkommen zu heißen wie eine Mutter ihr zurückgekehrtes Kind. Und wie sich bei dieser die Freude in dem heraufbeschworenen Erinnern an vorübergegangenen Schmerz äußert, in dem Vorzeigen dessen, was sie während der Trennung als Andenken bewahrte, so ergötzte auch Saïdjah sich an dem Wiedererkennen so vieler Oertlichkeiten, die Zeuge seines kurzen Lebens waren. Aber wie seine Augen oder seine Gedanken auch umherschweiften, immer fielen Blick und Verlangen zurück auf den Pfad, der von Badur nach dem Ketapanbaum führt. Alles was seine Sinnen wahrnahmen, hieß Adinda. Er sah den Abgrund links, wo die Erde so gelb ist, wo einmal ein junger Büffel in die Tiefe sank: da hatten sich die Bewohner des Dorfes versammelt, um das Thier zu retten — denn es ist keine geringe Sache, einen jungen Büffel zu verlieren! — und sie hatten sich an starken Rottanstricken heruntergelassen. Adinda's Vater war der Muthigste gewesen . . . o, wie sie in die Hände klatschte, Adinda!

Und drüben an der andern Seite, wo das Kokoswäldchen seine Krone über den Hütten des Dorfes schaukelt, da irgendwo war Si-unah aus dem Baum gefallen und hatte den Tod gefunden. Wie schrie seine Mutter: „weil Si-unah noch so klein war" jammerte sie . . . als ob sie sich minder betrübt hätte, wenn Si-unah größer gewesen wäre. Doch klein war er, das ist wahr, denn er war kleiner und schwächer noch als Adinda . . .

Niemand betrat den schmalen Weg, der von Badur nach dem Baum leitete. Gleich aber werde sie kommen; es war ja noch sehr früh.

Saïdjah sah einen Badjing [11]), der mit ausgelassener Hurtigkeit hin und wieder sprang gegen den Stamm eines Klappabaums. Das Thierchen — das Aergerniß für den Eigner des Baums, aber doch so lieb in Gestalt und Bewegung — kletterte unermüdlich auf und nieder. Saïdjah sah es und zwang sich, es im Auge zu behalten, weil dies seinen Gedanken Ablenkung gab von der schweren Arbeit, die sie seit dem Aufgehen der Sonne verrichteten — Ruhe nach dem ermüdenden Warten. Sehr bald äußerten sich seine Eindrücke in Worten, und er sang, was in seiner Seele vorging. Es wäre mir lieber, euch sein Lied in Malayisch vorlesen zu können, dem Italienisch des Ostens; doch hier ist die Uebertragung:

„Sieh, wie der Badjing Atzung sucht
Auf dem Klappabaum. Er steigt auf und ab, hopst links und rechts,
Er kreist um den Baum, springt, fällt, klimmt und fällt wieder:
Er hat keine Flügel, und ist doch hurtig wie ein Vogel.

Viel Glück, mein Badjing, ich wünsch' dir Heil!
Sicher wirst du finden die Atzung, die du suchst . . .
Doch ich sitze allein bei dem Djatibusch,
Wartend auf Atzung für mein Herz.

[11]) Javanisches Eichhörnchen. Das Thierchen kam mir immer kleiner vor, als sein europäischer Artgenosse. Es läßt sich ohne Mühe zähmen.

Digitized by Google

Lang' schon ist der kleine Bauch meines Badjing gesättigt ...
Lang' schon ist er zurückgekehrt in sein Nestchen ...
Doch immerdar noch ist meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt ... Adinda!"

Noch war da Niemand auf dem Pfad, der von Badur nach dem Ketapanbaum leitete.

Saïdjah's Auge fiel auf einen Falter, der sich zu freuen schien, weil es warm zu werden begann:

„Sieh wie der Falter dort rundflattert.
Seine Schwingen prangen wie eine vielfarbige Blume.
Sein Herz ist verliebt in die Kenarieblüthe:
Gewiß sucht er sein wohlriechendes Liebchen.

Viel Glück, mein Falter, ich wünsch' dir Heil;
Sicher wirst du finden, was du suchst ...
Doch ich sitze allein bei dem Djatibusch,
Wartend auf die, die mein Herz lieb hat.

Lang' schon hat der Falter geküßt
Die Kenarieblume, die er so lieb hat ...
Doch immerdar noch ist meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt ... Adinda!"

Und es war da Niemand auf dem Pfad, der von Badur nach dem Baum leitete.

Die Sonne begann auf die Höhe zu klimmen ... es war schon heiß in der Luft.

„Sieh, wie die Sonne leuchtet dort in der Höhe,
Hoch über dem Waringi-Hügel.
Sie fühlt sich zu warm und wünscht niederzusteigen,
Daß sie schlafe in der See, wie im Arm eines Gatten.

Viel Glück, o Sonne, ich wünsch' dir Heil!
Was du suchst, wirst sicher du finden ...
Doch ich sitze allein bei dem Djatibusch,
Wartend auf Ruh für mein Herz.

Lang' schon wird die Sonne untergegangen sein
Und schlafen in der See, wenn alles dunkel ist ...
Und immerdar noch wird meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt sein ... Adinda!"

Noch war Niemand auf dem Wege, der da von Badur her nach dem Ketapan leitete.

„Wenn nicht länger Falter werden rundflattern,
Wenn nicht die Sterne mehr werden glänzen,
Wenn die Melatti nicht mehr wohlriechend sein wird,
Wenn da nicht länger Herzen betrübt sind,
Nicht mehr sein wird wildes Gethier in dem Wald ...
Wenn die Sonne verkehrt wird laufen,
Und der Mond vergessen, was Ost und West ist ...
Wenn dann Adinda noch nicht gekommen ist,
Dann wird ein Engel mit blinkenden Flügeln
Niederkommen zur Erde, daß er suche, was da allein blieb.
Dann wird mein Leichnam hier liegen unter dem Ketapan ...
Meine Seele ist bitter betrübt ... Adinda!"

Digitized by Google

Und noch immer war da Niemand auf dem Pfad, der von Badur nach dem Baum leitete.

„Dann wird mein Leichnam von dem Engel gesehn werden.
Er wird ihn seinen Brüdern mit dem Finger zeigen:

„Sehet, dort ist ein gestorb'ner Mensch vergessen,
Sein erstarrter Mund küßt eine Melattiblume.
Kommt, daß wir ihn aufnehmen und gen Himmel tragen,
Ihn, der Adinda's harrte, bis er todt war.
Führwahr, er soll nicht allein dahierbleiben,
Dessen Herz die Kraft hatte, so zu lieben!"

Dann soll noch einmal mein erstarrter Mund sich öffnen,
Um Adinda zu rufen, die mein Herz lieb hat ...
Noch einmal will ich die Melatti küssen,
Die sie mir gab ... Adinda ... Adinda!"

Es war Niemand auf dem Pfad, der von Badur nach dem Ketapan führte.

O, sie war gewiß gegen Morgen hin in Schlaf gefallen, ermüdet von all dem Wachen während der Nacht, vom Wachen vieler Nächte! Sicher hatte sie seit Wochen nicht geschlafen: so war es!

Sollte er aufstehen und nach Badur gehen? Nein! Möchte es nicht scheinen, als ob er an ihrem Kommen zweifelte?

Wenn er den Mann anriefe, der da seinen Büffel aufs Feld trieb? Der Mann war zu fern. Ueberdies, Saïdjah wollte nicht sprechen über Adinda, nicht fragen nach Adinda ... er wollte sie wiedersehen, sie allein, sie zuerst! O sicher, sicher mußte sie nun gleich kommen!

Er sollte warten, warten ...

Aber wenn sie krank wäre, oder ... todt?

Wie ein angeschossener Hirsch flog Saïdjah den Pfad entlang, der nach dem Dorf führt, wo Adinda wohnte. Er sah nichts und er hörte nichts, und doch hätte er etwas hören können, denn es standen Menschen am Eingang des Pfades auf dem Wege, die riefen: „Saïdjah, Saïdjah!"

Doch ... war es seine Hast, seine Leidenschaft, die ihn hinderte, Adinda's Haus zu finden? Er war schon bis ans Ende des Wegs, wo das Dorf aufhört, dahin geflogen, und wie toll kehrte er um und schlug sich vor den Kopf, daß er an ihrem Hause vorbeilaufen konnte, ohne es zu sehen. Aber er war wieder am Dorfeingang, und — mein Gott, war es ein Traum? — wieder hatte er Adinda's Haus nicht gefunden! Noch einmal flog er zurück, und plötzlich blieb er stehen, erfaßte mit beiden Händen seinen Kopf als wollte er den Wahnsinn herausreißen, der ihn packte, und rief laut: „von Sinnen, betrunken, ich bin betrunken!"

Und die Frauen von Badur kamen aus ihren Häusern und sahen mit Erbarmen Saïdjah da stehen, denn sie erkannten ihn und begriffen, daß er Adinda's Haus suchte, und wußten, daß ein Haus Adinda's nicht im Dorfe Badur sei.

Denn als das Distriktshaupt von Parang-Kudjang Adinda's Vater den Büffel weggenommen hatte ...

ich hab' dir gesagt, Leser, daß meine Geschichte eintönig ist!

... da war Adinda's Mutter gestorben vor Kummer. Und ihr jüngstes Schwesterchen war gestorben, weil es keine Mutter hatte, die es säugte. Und Adinda's Vater, der sich vor der Strafe fürchtete, als er seine Landrenten nicht bezahlen konnte ...

weiß wohl, weiß wohl, daß meine Geschichte eintönig ist!

... Adinda's Vater war fortgegangen aus dem Lande. Er hatte Adinda mitgenommen, und auch ihre Brüder. Aber er hatte vernommen, wie Saïdjah's Vater in Buitenzorg mit Stockschlägen gestraft worden war, weil er Badur ohne

Digitized by Google

Paß verlassen hatte. Und darum war Adinda's Vater weder nach Buitenzorg gegangen, noch nach Krawang, noch nach Preanger, noch in die Umgegend von Batavia ... er war nach Tjilangkahan gegangen, dem Distrikt von Lebak, der an die See grenzt. Da hatte er sich in den Wäldern versteckt gehalten und die Ankunft von Pa-ento, Pa-lontah, Si-uniah, Pa-ansiu, Abdul-isma und noch einigen Andern abgewartet, die durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang ihrer Büffel beraubt worden waren und die Alle Strafe befürchteten, als sie ihre Landrenten nicht bezahlen konnten. Da hatten sie sich bei Nacht zum Herrn eines Fischerwers gemacht und waren in See gestochen. Sie steuerten westlich und ließen das Land rechts liegen, bis nach Javapunt. Von hier waren sie nordwärts gesegelt, bis sie Tanah-itam vor sich sahen, das die europäischen Seeleute Prinseneiland nennen. Sie hatten das Eiland an der Ostseite umsegelt und hielten in der Kaisersbai beim hohen Lampongpik an. Wenigstens war so der Weg, den man sich im Lebak'schen flüsternd ins Ohr sagte, wenn von officiellem Büffelraub und unbezahlten Landrenten die Rede war.

Doch der verwirrte Saïdjah verstand nicht deutlich, was man ihm sagte. Selbst den Bericht von seines Vaters Tode begriff er nicht völlig. Es war ein Gebrause in seinen Ohren, als hätte man in seinem Kopfe ein Gong angeschlagen. Er fühlte, wie das Blut stoßweise durch die Adern gegen seine Schläfen geschleudert wurde, die unter der Wucht so schweren Anstürmens zu zerspringen drohten. Er sprach nicht und starrte mit erstorbenem Blick umher, ohne zu sehen, was um ihn und bei ihm war, und brach endlich in grausiges Gelächter aus.

Eine alte Frau nahm ihn mit nach ihrem Häuschen und verpflegte den armen Schelm. Nun lachte er nicht mehr so schaurig, aber doch sprach er nicht. Nur des Nachts wurden die Hausgenossen durch seine Stimme aufgeschreckt, wenn er tonlos sang: „ich weiß nicht, wo ich sterben soll", und einige Bewohner von Badur legten Geld zusammen, um den Boajas[12]) des Tjudjung-Gewässers ein Opfer für Genesung die Saïdjah's zu bringen, den sie für wahnsinnig hielten. Doch wahnsinnig war er nicht.

Denn eines Nachts, als der Mond heller leuchtete, stand er vom Baleh-baleh[13]) auf, verließ leise das Haus und suchte nach der Stelle, wo Adinda gewohnt hatte. Es war nicht leicht, sie zu finden, weil so viele Häuser eingestürzt waren. Doch er meinte den Platz an der bestimmten Weite des Winkels zu erkennen, die etliche Lichtungen, die durch das Gehölz liefen, bei ihrer Begegnung in seinem Auge bildeten, wie der Seemann seinen Stand nach Leuchtthürmen und hervorragenden Bergspitzen berechnet.

Ja, hier mußte es sein ... hier hatte Adinda gewohnt!

Ueber halbverfaulten Bambus und Stücke des niedergestürzten Daches strauchelnd, bahnte er sich einen Weg zu dem Heiligthume, das er suchte. Und wirklich, er fand noch einen Rest der aufrechtstehenden Wand, neben welcher Adinda's Baleh-baleh gestanden hatte, und es steckte gar noch der kleine Bambuspflock darin, an dem sie ihr Kleid aufhängte, wenn sie sich schlafen legte.

Aber der Baleh-baleh war wie das Haus eingestürzt und beinahe zu Staub vergangen. Er nahm eine Handvoll davon und drückte es an seine Lippen, und athmete sehr tief.

Tags darauf fragte er die alte Frau, die ihn gepflegt hatte, wo der Reisblock sei, der auf dem Erbe von Adinda's Haus gestanden hatte. Die Frau war erfreut, daß sie ihn sprechen hörte, und lief im Dorfe herum, um den Block zu suchen. Als sie Saïdjah den neuen Eigner mittheilen konnte, folgte er ihr schweigend, und beim Reisblocke angelangt zählte er an ihm zweiunddreißig Kerbschnitte ...

Darauf gab er der Frau so viele spanische Piaster, als zum Kauf eines Büffel erforderlich waren, und verließ Badur. In Tjilangkahan kaufte er einen Fischerewer und erreichte damit nach einigen Tagen Segelns die Lampongsche Küste,

---

[12]) Kaimann, eine Krokodilsart. Das Opfern besteht darin, daß man abends Körbchen oder Näpfchen voll Reis und anderer Speise, mit einem kleinen Licht versehen, stromabwärts treiben läßt.

[13]) Pritsche, Ruhebank von Bambusrohr.

Digitized by Google

wo die Aufständischen sich gegen die Niederländische Herrschaft empörten. Er schloß sich einem Trupp von Bantammern an, weniger des Kampfes willen als um Adinda zu suchen. Denn er war sanftmütig von Art und mehr für Traurigkeit zugänglich als für Bitterkeit.

Eines Tages, als die Aufständischen aufs Neue geschlagen waren, irrte er in einem Dorf umher, das eben durch das Niederländische Heer erobert war und nun in Flammen stand. Saïdjah wußte, daß die Abtheilung, die dort vernichtet worden war, großentheils aus Leuten von Bantam bestanden hatte. Wie ein Spuk irrte er unter den Häusern umher, die noch nicht ganz verbrannt waren, und fand den Leichnam von Adinda's Vater, mit einer Klewang-Bajonettwunde in der Brust. Neben ihm fand Saïdjah Adinda's drei Brüder ermordet liegen, Jünglinge, beinah Kinder noch, und ein wenig weiter lag der Leichnam Adinda's, nackt, abscheulich mißhandelt . . .

Es war ein Streifchen blauer Leinwand in die klaffende Wunde eingedrungen, die einem langen verzweifelten Kampfe ein Ende gemacht zu haben schien.

Da stürzte sich Saïdjah einigen Soldaten entgegen, die mit gefälltem Gewehre die noch lebenden Aufständischen in das Feuer der brennenden Häuser trieben Er umfaßte die breiten Säbelbajonette, schob sich mit Allgewalt vorwärts und drängte noch mit einem letzten großen Kraftaufwand die Soldaten zurück, indem die Säbelknäufe ihm bis gegen die Brust vordrangen . . .

Um geringes später war da in Batavia groß Gejubel über die neue Bezwingung, die wieder so viele Lorbeeren zu den alten Lorbeeren der Niederländisch-indischen Armee gefügt hatte. Und der Landvoigt schrieb heim ins Mutterland, daß die Ruhe in den Lampongs wieder hergestellt sei. Und der König der Niederlande, erleuchtet durch seine Staatsdiener, belohnte wiederum soviel Heldenmuth mit vielen Ritterkreuzen. Und wahrscheinlich stiegen da aus den Herzen der Frommen, in der Sonntagskirche oder in der Betstunde, Dankgebete gen Himmel, als man vernahm, daß „der Herr der Heerschaaren" wieder einmal mit gestritten hatte unter dem Banner der Niederlande . . .

„Doch Gott, der alles Weh ersieht,
Erhörte dieses Tages Opfer nicht!"

Digitized by Google

Einsamkeit.

Von **Ellen Key**.

> Wir Alle erkennen mit Goethe in der Natur das große Mittel der Beschwichtigung für die moderne Seele, wir hören den Pendelschlag dieser größten Uhr mit einer Sehnsucht nach Ruhe, nach Heimisch- und Stillwerden an als ob wir dieses Gleichmaß in uns hineintrinken und dadurch erst zum Genuß unser selbst kommen.
>
> (Menschliches, Allzumenschliches)

Geyers Worte von der Freude, mit der er sich erinnerte, daß gleich hinter seinem Kinderheim der Weg aufhörte, erwecken bei den Menschen unseres Jahrhunderts ein neidisches Gefühl gegen die Glücklichen der vorigen Jahrhundertneige, die, für die das Paradies noch vorhanden war.

Denn für unsere Phantasie ist das Paradies nicht länger ein von allerlei Bäumen — besonders Apfelbäumen — erfüllter Lustgarten, von einer weißen Mauer mit güldenen Pforten umschlossen. Wir formen unser Bild des Paradieses durch lauter Negationen: Der Weg darf nicht weiter gehen, als bis zum Gitter des Eden; das Telephon darf dort nicht geahnt werden; die Post kommt höchstens ein Mal in der Woche und kein Dampfboot, keine Eisenbahn ist auf viele Meilen in der Runde zu entdecken.

Ein solches Paradies habe ich gefunden. Aber ich verrathe seine Lage nicht. Dann könnten auch andere Kulturmenschen den Weg dahin aufspüren — und damit wäre das Paradies verloren! Denn daß seine erste Auflage sich zu keinem ungetheilten Erfolg gestaltete, war wahrscheinlich nicht die Schuld der Schlange, obgleich die Menschen sich lange mit diesem Vorurtheil getröstet haben.

In meinem Eden fehlt nicht nur Alles, das zu fehlen hat: es ist auch Alles da, das da sein soll. Blaue, schneeige Felsen und langgestreckte bewaldete Höhenzüge bilden eine linienschöne Mauer um den Lustgarten, ein mächtiger, schwarzgrüner, weißschäumender Fall eröffnet den Augen und der Phantasie den Weg durch die Mauer, und weite Seen geben der dunklen Waldlandschaft ein paar große klare Augen. Glitzernde Birken und blühende Faulbäume duften in der Mittsommersonne, die blos für ein paar Stunden hinter den Horizont versinkt, die beinahe in einem Tage Ernten reift, Düfte auspreßt und die Blumen farbenwarm malt. In den grünen Weiten der Firste spiegeln sich die Wolken am Tage wie rasch gleitende blaue Schatten. Aber der Abend ergießt über Felsen und Firste die violetten Schattierungen des Rauchtopases und Ametysts, die helle Bläue des Opals und die tiefe des Meers, den roten Schimmer der Apfelblüte wie des Weins. Schließlich treten die weichen, fein vertheilten Konturen der Felsen eintönig — in dunkelblauem Email — gegen den Goldgrund des Himmels hervor, und dieser bleibt die ganze Nacht hindurch gleichglühend, bis er unmerklich mit dem Morgenlicht verschmilzt.

In dieser Wüstenstille voll Licht und Farbe, großer Linien und weiter Blicke, bemächtigt sich der Rausch der Einsamkeit unserer Seele. Er gleicht nicht dem Rausche des Glückes oder der Schaffensfreude, aber er hat seine eigene Süßigkeit und seine eigene Stärke. Und während es das Schicksal, nicht unser Wille ist, der

Digitized by Google

die beiden anderen Becher unseren Lippen nähert, hängt es von uns selbst ab, irgend einmal das Sakrament der Einsamkeit zu genießen, unser Herz und unser Denken in einem großen Schweigen auszuruhen, in einer großen Natur mit ruhigen plastischen Linien.

Aber das Herz des modernen Menschen kann oft nicht ruhen. Es lebt in Unruhe, seufzt nach Ruhe und — scheut sie wie eine Krankheit, mehr als die Neurose, für die sie das Heilmittel sein sollte. Ja, der moderne Mensch fürchtet kaum irgend etwas so sehr, als allein mit sich selbst zu sein — denn das macht ihn „melancholisch." Das will sagen, daß er dann wirklich genötigt ist, den Ernst in seinem eigenen Dasein oder im Dasein überhaupt tief zu empfinden — ein Gefühl, durch das seine Seele wachsen sollte. Aber er erstickt im Gegentheil den Trieb der Seele zu wachsen, indem er Zersplitterung und Nachaußengekehrtheit zu immer stärkeren Lebensbedürfnissen werden läßt. Wie ausgeprägt diese Bedürfnisse jetzt sind, zeigt sich am Besten auf dem Gebiete, auf welchem sich selbst der Alltagsmensch früher in gewissem Maße sammelte, nämlich dem religiösen. Der Typus des Gläubigen in unserer Zeit ist nicht der, der in sein stilles Kämmerlein geht und die Thüre zuschließt, sondern der, welcher Trompeten und Theemeetings braucht, um die Vollheit seines geistigen Lebens zu empfinden.

Der rastlose Gegenwartsmensch genießt nicht einmal Ruhe in der Erholung. Je geringer seine Möglichkeiten, zu ruhen, sind, desto mehr büßt er die Fähigkeit ein, Ruhe zu genießen. Je öfter er mit der Mannigfaltigkeit der Eindrücke vibrieren muß, die sich ihm aufzwingen, desto unumgänglicher wird es auch, daß seine Pulse im Fiebertakt schlagen, damit er überhaupt ein Lebensgefühl haben soll.

Tiefere Naturen leiden jedoch bewußt darunter, sich selbst in dem Brausen der immer reicheren Mannigfaltigkeit der eigenen Seele zu verlieren; in dem Gedränge des von allen Seiten aufgehäuften Stoffes des modernen Kulturlebens; unter dem Drucke der großen Anforderungen des zeitgenössischen Gesellschaftslebens; in der rückhaltslosen Jagd der täglichen Arbeit. Solche Naturen haben plötzliche Hallucinationen eines kühlen grünenden Klostergartens, oder eines im tiefsten Walde versteckten Eremitenhäuschens, sie sehen die Einsamkeit der Felsengegend oder des Meeres vor sich auftauchen. Aber ihr Einsamkeitsbedürfnis giebt sich gewöhnlich mit diesen Phantasiebildern zufrieden, und sie versäumen die Gelegenheit — wenn sie sich einmal bietet — sich eine Oase der Stille in der Wüste des Lärms zu schaffen.

Wer wirklich nach Einsamkeit dürstet, kann sie sich in den meisten Lebenslagen in irgend einer Form erzwingen. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, von einer Frau gehört zu haben, die durch ihre Verheiratung aus einer stillen Waldgegend in die unabläßige Unruhe einer großen Stadt und eines großen Heims versetzt wurde. Sie litt tief darunter, bis sie darauf verfiel, jeden Morgen eine halbe Stunde still, mit einem grünen Shawl über dem Kopf dazusitzen! So träumte sie sich in die Waldesstille zurück, so sammelte sie in Ruhe ihre Seele und konnte dann mit sanftem Gleichmuth den vielen Mühen des Tages entgegentreten.

Wenn wir Alle unseren grünen Shawl hätten, würden wir nicht so leicht die erhitzten und hetzenden, rastlosen und darum inhaltslosen Kultursklaven sein, die wir jetzt so oft sind!

Von welcher Art die schützende Hülle wäre — dies würde wohl theilweise vom Zufall bestimmt sein, aber oft könnte sich auch die Eigenart der Persönlichkeit gerade in der Wahl ihrer stillen Stunde offenbaren.

In den katholischen Ländern kann sie Jedermann unter irgend einer Kirchenwölbung finden; an den Pfeiler einer gothischen Kathedrale gelehnt, glückt es Einem, sich mitten in einer Weltstadt tief in den Wald hineinzuträumen — obgleich Nietzsche darin Recht hat, daß modern denkende Menschen am Liebsten eine ganz neue Architektur als Rahmen ihrer Kontemplationen haben würden. Die Musik schafft manchem eine herrliche Einsamkeit, besonders wenn man sie in einem Heim und nicht öffentlich genießt, wo die Mannigfaltigkeit der Eindrücke beunruhigt und die Seele noch kaum den disharmonischen Lärm des Tages vergessen konnte, bevor die Applausssalven sie wieder dazu zurückführen. Denn sein Enzücken durch

Digitized by Google

lautloses Schweigen zu zeigen, ist wohl einem höheren Kulturstadium, als unserem jetzigen vorbehalten.

Für Andere entsteht vielleicht diese trauliche Zwiesprache mit der eigenen Seele in einem Museum, oder bei der Lektüre eines ausgelesenen Buches; am liebsten eines alten, über das jetzt keine Diskussion mehr stattfindet. Und in den großen Städten bereiten die öffentlichen Bibliotheken dem Bücherfreunde den friedlichen Platz, den das Heim ihm oft nicht geben kann.

Die am leichtesten zugängliche Stille ist doch die in der freien Natur. Aber die Meisten wandern gar nicht hinaus, um dort allein oder zusammen mit einem Freunde zu schweigen — diese feinste Probe der Freundschaft. Sie suchen im Gegentheil eine Gesellschaft, mit der sie die Fragen des Tages abhandeln können und kommen so nicht von einer Stille, sondern von einem Lärm zurück. Sie haben ihre Seele nicht zu einem Spiegel für die Eindrücke der Natur geglättet; sie ist in jener Wellenbewegung verblieben, die keine gesammelten oder klaren Bilder aufnimmt. Aber wer wirklich in der Natur Einsamkeit sucht, muß sich dazu erziehen, in ihr ganz gegenwärtig zu sein; all die unwesentlichen Eindrücke von der Seele fortzuzwingen, die die wesentlichen stören — eine Fertigkeit, in der uns der Lebenskünstler Montaigne manchen weisen Rath giebt. „Wir führen unserer Seele zu viel Stoff zu," sagte er — schon vor dreihundert Jahren! „Wir müssen die Seele lehren, gewisse Dinge nur zu überfliegen, sich auf andere zu heften, aber in sich blos die aufzunehmen, die sie selbst am Tiefsten angehen, die, welche denselben Grundstoff haben, wie unsere Seele. Denn diese soll eigentlich nur aus ihrem Eigenen leben . . . . . Und wir sind Alle reicher, als wir glauben, obgleich wir zum Borgen erzogen werden, dazu, fremden Reichthum zu verbrauchen, anstatt unseren eigenen" . . . . daß wir unsere wirklichen Hilfsquellen so selten entdecken, beruht eben darauf, daß wir uns so selten ganz dem hingeben, was wir unternehmen: „Wenn ich tanze;" sagt Montaigne, „tanze ich; wenn ich schlafe, schlafe ich; wenn ich allein in einem schönen Garten spazieren gehe und meine Gedanken auf anderen Wegen ertappe, führe ich sie zu dem Garten zurück, zum Reiz der Einsamkeit und zu mir selbst."

Dieses bewußte Streben, jeder Situation in vollem Maße seine Persönlichkeit zu geben und so aus jeder Situation ihre ganze Kraft zu pressen, ist in hohem Grade bedeutungsvoll für alles Wachsthum, sowohl in der Fähigkeit zu denken oder zu arbeiten, als in dem Vermögen zu genießen und zu ruhen. Aber es charakterisiert unsere Zeit, daß ein immer höherer Grad von Nervenanspannung notwendig ist, um sich dem Augenblick ganz hingeben zu können. Darum ist der Sport der Anlaß geworden, der die Menschen hinaus in die Natur lockt, aber nicht um dort auszuruhen, der Wettsport hat im Gegentheil auch aus dem Freiheitsleben ein Fieber gemacht, eine neue Form der Jagd und der Zersplitterung. Der Sport kann ganz gewiß ein Mittel sein, die Natur voller und freier zu genießen, sie leichter und rascher zu erreichen. Die Ruder, mit welchen man zwischen schönen Ufern dahingleitet; die Schneeschuhe, mit denen man tief in die weiße Winterstille der Wälder eindringt; das Rad, das seinen Besitzer schnell in neue Gegenden oder ländliche Abgeschiedenheit versetzt — diese und andere noch edle Formen körperlicher Uebung, wie Reiten und Schwimmen, bringen wirklich für Viele ein innigeres Zusammenleben mit der Natur mit sich. Aber der Ruderer oder Reiter, der Skiläufer oder Radfahrer, der in seiner Trainingraserei an allen Natureindrücken vorbeijagt, entfernt sich durch sein Freiluftleben oft von der Natur wie von sich selbst. Nur der Körper, nicht die Seele, wird durch diese Art Sport entwickelt. Man ist im Begriff zu vergessen, daß es einfachere Weisen giebt, die Natur zu genießen, sie mit Körper und Seele zu genießen, und zur Entwickelung beider.

Wenn man unseren modernen Mädchentypus — das will sagen, die junge Dame, die sich der Natur nie anders nähert, als auf dem Rade oder den Skis, mit dem Tennisracket oder dem Ruder in der Hand — gegen einen Mädchentypus des vorigen Jahrhunderts hält, so fällt der Vergleich nicht zu Gunsten der Gegenwart aus. Ich denke z. B. an Goethes Freundin, die junge Bettina Brentano, die wie ein Reh in der Natur lebte; die die höchsten Berge erkletterte,

Digitized by Google

um dort von der glühenden Sonnenfluth gebadet zu werden; die in Sturm und Regen umherwanderte und ein Gewitter unter einer blühenden Linde genoß, durch deren Laubwerk die Blitze weiß glimmten; die am Flußufer lag, von glitzernden Wogen umspült, oder in den gewaltigen Aesten der Kastanie, von grünem Lichte und grünen Schatten umflossen, oder auf dem Rasenteppich des Gartens, den würzigen Duft des Taxus und der roten Nelken schlürfend, selbst mit blühenden Zweigen im Munde, um Bienen anzulocken; die an mondhellen Abenden zwischen den Weinlaubspalieren unter durchsichtigen, grünen Trauben dahinschlenderte und zuweilen die ganze Sommernacht im Freien verbrachte, beim Lied der Wachteln und Nachtigallen einschlummernd und mit dem Licht der Morgenröthe erwachend. Außer dieser künstlerischen Art sich in die Natur einzuleben, nenne ich noch die naturwissenschaftliche Art, die jetzt auch für den Sport beiseite geschoben wird; und von diesem Gesichtspunkt aus sind Knaben auf dem Rad ein minder erfreulicher Anblick als Knaben mit Botanisierbüchsen! Von welcher Art auch das frühe und tiefe Sichversenken in die Natur sein mag, so schafft es in jedem Falle ein großes Lebensverhältnis zu ihr, eine innige Hingebung, so wie sie nie zwischen der Natur und einem nur flüchtig an ihr vorbeieilenden Sportsmenschen entstehen kann. Das versöhnende immerhin an diesem modernen Typus ist, daß Mancher, den keine anderen Motive in die Natur hinaus locken, doch jetzt, dank dem Sport eine Ahnung von ihr empfindet, und daß die körperlichen Uebungen der Gegenwart — nachdem die Uebertreibung ihre Opfer gefordert hat — dazu beitragen werden, eine physisch gesündere, neue Generation auszubilden, die mehr Möglichkeiten, als die Menschen der Gegenwart haben wird, die Natur in vornehmer Art zu genießen: was sich unter Anderem so äußern dürfte, daß der Sport geübt werden wird, — als würde er nicht geübt.

Die tägliche Stille, die die Meisten durch festen Willen erringen können, ersetzt jedoch jene tiefere Stille nicht, die nur eine Fußwanderung oder eine zeitweise Isolierung in einem entlegenen Winkel — am Liebsten im Auslande oder an den Grenzlinien der Civilisation — gewähren kann. Für die meisten Familienväter und Mütter ist es allerdings nicht leicht, sich eine solche Einsamkeit zu verschaffen. Ja selbst der Alleinstehende muß oft ein sehr ernstes Einsamkeitsbedürfnis und den sehr festen Willen haben, andere weniger notwendige Dinge zu vernachlässigen, um sich einige Wochen Ruhe zu retten. Die Isolierung eines Familienmitglieds wird überdies durch das Vorurtheil erschwert, das Alleinsein als eine schwere Form des Egoismus bezeichnet. Denn die Meisten, welche den unmittelbaren Gewinn einsehen, den eine zeitweilige Einsamkeit für sie selbst bedeutet, begreifen den ebenso bedeutenden Vortheil nicht, der daraus mittelbar ihrer Familie erwächst. Eine vorübergehende Trennung hat nämlich die wunderbare Macht, unser Verständnis und dadurch unser Gerechtigkeitsgefühl zu entwickeln; den Blick für die wirkliche Bedeutung des Wesentlichen zu klären und Zufälligkeiten auf ihre richtigen Dimensionen zurückzuführen. Das einsame Ueberdenken entwirrt zuweilen mit kühlen, geschmeidigen Händen die allerverwickeltsten Fäden, und die Einsamkeit verleiht oft unserer Freude neue Frische, unseren Kümmernissen ein weniger trauriges Gesicht. Führt man eine Arbeit in der Einsamkeit aus, ist sie fast immer stärker, als sie sonst geworden wäre. Die Bücher, die man im Waldesgrunde oder am Meere liest und überdenkt, vor dem ewigen Schnee, oder auf blühender Wiese, beim Rauschen des Wasserfalles oder der Tannen, geben die vollreifsten Gedankenernten, und die Natureindrücke, die man in solchen stillen Zeiten erlebt, besitzen größere Festigkeit, als irgendwelche andere. Denn man giebt sich der Natur nie so ganz hin, als wenn einsame Tage eine Perlenreihe bilden, in der jeder Tag dem anderen gleich ist und dabei doch für sich ein schönes gerundetes Ganzes bildet.

Die, welche die Einsamkeit fürchten, weil sie erwarten, sich da noch einsamer zu fühlen — haben Recht und Unrecht. Denn gerade mitten unter Menschen ist man — durch sein individuelles Temperament oder Schicksal — am weitesten von ihnen getrennt. In der bevölkerten Wüste ist die Luft am dichtesten von Schwermut erfüllt. Aber in einer großen Stille, inmitten einer großen Natur erlebt, kommen große und starke Gedanken. Man blickt tief in seine eigenen Probleme und in

Digitized by Google

die des Daseins. Wenn das Leben verstummt, offenbart es uns tiefere Geheimnisse unser selbst und Anderer, als wenn es spricht. Die unverrückbare Notwendigkeit der Natur wird überzeugend. Und ist man so überzeugt, dann sieht man auch seinen eigenen Untergang als einen Theil derselben tiefen, gesetzgebundenen Notwendigkeit an. Vor der Natur wie vor dem Tode — der größten Einsamkeit und der unerschütterlichsten Notwendigkeit — werden wir gezwungen, uns nicht nur von der Unruhe des Tages, sondern auch von der Unruhe unseres eigenen Schicksals zurückzuziehen. Seine Grundlinien werden größer, aber seine Einzelheiten kleiner, so wie es mit einer von einer Höhe geschauten Landschaft geschieht. Das Mehr oder Minder an Schmerz oder Seligkeit, mit dem das Dasein unsere Tage erfüllt; die mehr oder minder taugliche Tagesarbeit, mit der wir das Dasein erfüllen — zu beiden kehren wir von unserer einsamen Contemplation mit mildem, ironischen Lächeln zurück. Wir machen uns nun leicht taub für die Stimmen, die uns in die Unruhe des Tages rufen und uns zu überzeugen suchen, daß auch wir dort notwendig sind. Wir werden nun nicht mehr so sehr von den qualvollen Lauten aus unserer eigenen und anderen Seelen zerrissen. Denn wir haben eingesehen, daß die größte Qual doch nur ein kleiner Tropfen in einem großen Meere ist, sowie das größte Glück nur ein flüchtiges Auffunkeln eines kleinen Tropfens.

Die Seele, die im Schweigen den Muth hatte, in sich selbst zu blicken und da ihr eigenes Maß zu nehmen, weiß, daß nur Eines groß und wesentlich ist: zu wachsen. Und wachsen können wir durch unsere Sorgen, wie durch unsere Freuden, durch unsere Thorheit wie durch unsere Weisheit; durch unsere Niederlage, wie durch unsere Siege; durch unsere Ruhe wie durch unser Werk.

* * *

Wer die Einsamkeit suchen will, muß es ohne bestimmte Forderung thun. Denn es kann geschehen, daß sie etwas ganz Anderes giebt als das, was man erwartete. Dem, der Ruhe suchte, kann sie Arbeitsfeuer schenken; dem, der Trost gehofft, neue Wunden schlagen. Sie teilt eine ungeahnte Stärke mit — denen, die wissen, was schon das nach außen gewendete Römervolk wußte: daß die Einsamkeit eine Göttin ist, deren heiligem Hain man nicht mit lauten Ansprachen naht, sondern mit scheuen Gebeten, und von der man nur dann mit guten Gaben wiederkehrt, wenn man vor ihren ernsten Augen das Geheimnis der Andacht gelernt hat: sein Herz zu stillen.

(Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.)

Digitized by Google

Rundschau.

Zeitschriften-Rundschau.

Deutschland-Oesterreich.

Eine eingehende Würdigung der Persönlichkeit Hermann Grimms versucht Wilhelm Bölsche im Januar-Heft der Deutschen Rundschau. Grimm stammt aus einem litterarischen Adelsgeschlecht, als Sohn von Wilhelm und Neffe von Jacob Grimm und Schwiegersohn Bettinas. Trotzdem wurzelt sein Lebenswerk ganz in der eigenen Kraft, und gegenwärtig wirkt er am stärksten auf ganz junge Kreise. „So junges Laub", sagt Bölsche, „zeigt mit siebzig Jahren keiner, der bloß auf Traditionen steht." Nur in einem wäre die Macht und Gunst einer bestimmten Tradition bei Grimm zu erkennen. Das ist der erhabene Zug in seiner Darstellung und Weltanschauung, der alles Kleine, Triviale fortschiebt und auf die große, wenigstens relativ ewige Linie hindeutet. „Menschen, die eben von uns gegangen sind und deren Bild Grimm zeichnet, erscheinen jäh hinausgerückt in einen ungeheuren Raum, in die Einsamkeit des durch und durch bereits Historischen, von dem nur noch der größte Umriß gilt." Aber dieser hohe, große Zug kleidet sich bei Grimm in einen Stil ein, der ganz frei von allem Pathos bleibt, auch vom wahren, echten Pathos. Obwohl der Inhalt sofort zur höchsten Höhe steigt, so geräth der Leser doch immer in das Kreuzfeuer äußerst schlichter Sätze, fast als wohne er einem Gespräch bei, wo jeder sein Bestes giebt, aber auf gar keine bestimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichste möglichst scharf herauszubringen. Dieser Abstand zwischen der ungeheuren Höhe des Standpunktes und der absolut zwanglosen Form ist manchem als das Produkt vornehmer Blasiertheit erschienen. Aber er ist nur die Folge einer ästhetischen Tradition, indem Grimm in einem Hause aufwuchs, in welchem der Sprachgeist gleichsam auf der Goldwage lag. Als Achtundzwanzigjähriger hatte er auf diese Weise schon eine ganz unerhörte, sprachliche Reife erlangt. Sogar eine Ueberreife, die notwendig eine Reaktion hervorrief, einen Umschlag zum ganz Schlichten. Ein Mann, der aus allen Goldbechern getrunken hat, schöpft schließlich das „lebendige Wasser" in das einfache, prunklose Gefäß. Diesen Stil, diese große Auffassung, diese Kultur stellte Grimm nunmehr in den Dienst seiner großen Lebensaufgabe, unter das Volk die Saat ästhetischer Kultur auszustreuen. In den letzten Jahrzehnten brach eine ungeheure Sturmflut naturwissenschaftlicher und ästhetischer Veränderungen herein, welche die alte ästhetische Kultur hinwegzuschwemmen drohte, die fast vergessen ließ, daß das Aesthetische ein eigenartiges Lebensgebiet für sich wäre. In dieser schweren Zeit dauerte Grimm unausgesetzt fechtend vierzig Jahre lang auf seinem Prinzip aus; er hat das Aesthetische in die Gegenwart hinübergerettet und erst jetzt beginnt das junge Geschlecht den Segen seiner Wirksamkeit ganz zu empfinden. — In diesem gleichen Januar- und dann noch im Februarheft der Deutschen Rundschau schreibt Hermann Hüffer ausführlich über Deutschlands größte Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Er giebt nicht nur ein Lebensbild, sondern auch eine ausführliche Uebersicht über die neuere Droste-Litteratur. Kein irgend wichtiger Programm- oder Zeitschriftenartikel ist dabei übersehen. Geradezu begeistert äußert sich der Verfasser über den vorjährigen Jubiläumsartikel von Richard M. Meyer in der Wiener „Zeit". Der kürzlich herausgekommene Briefwechsel zwischen der Dichterin und Levin Schücking wird eingehend beurteilt, und endlich gelangen auch (im Februarheft) zum ersten Mal drei Briefe und zwei Gedichte aus dem Nachlaß zur Veröffentlichung. Der lustigste und lehrreichste dieser drei Briefe stammt aus dem Dezember 1838 und ist an die Schwester der Dichterin, Frau von Laßberg, gerichtet. Er schildert in humoristischer Weise die Nöthe, als die erste Gedichtssammlung herausgekommen war und nun die lieben Bekannten entweder in den Grund und Boden kritisierten oder vergötterten, vor allem aber gute Ratschläge für künftige Produktion gaben. Von den beiden mitgeteilten Gedichten ist das bedeutendere das Lied von der „ächzenden Kreatur". Es mußte aus der Handschrift, welche unzählige Varianten und Ueberschreibungen aufwies, rekonstruiert werden. Man hat das Gefühl, als ob der Schluß mehr einen vorläufigen flüchtigen Entwurf, als eine endgültige Lesart aufweist. Bedeutend und ergreifend ist aber die Einleitung, und in der Kraft der charakteristischen Linie, in der Anschauungsfähigkeit für das ganz Kleine in der Natur und in der schwermütig kirchlichen Auffassung des Lebens erscheint das Gedicht als ein echter Droste-Hülshoff.

Die Blätter für litterarische Unterhaltung vom 3. Februar bringen eine Besprechung Otto Immichs über neu erschienene Nietzsche-Litteratur. Ausführlich befaßt sich der Rezensent mit dem Buch Paul Mongrés: Sant Ilario, Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. Der Wert dieses Werkes läge in dem Einschlag exakter Naturwissenschaft in die Weltanschauung

Digitized by Google

Nietzsches. Der Stil wäre noch zu abhängig von dem großen Vorbild, noch nicht selbständig genug. Im übrigen müßte dieses Werk in jeder Hinsicht als ein typisch-modernes Buch bezeichnet werden. Denn es bringt sehr deutlich das Gefühl des Provisorischen und Uebergangsartigen in unserm Denken zum Ausdruck; ein übermütiges Schillern und Springen; einen ewigen Wechsel der Standpunkte. Das sei eine Stärke und eine Schwäche; eine Tugend und eine Not. Der Verfasser selbst fasse zuweilen eine tiefe Sehnsucht, aus diesem Uebergang endlich herauszukommen: „O einen Sinn, einen menschlichen Sinn stelle über der Welt auf, einen Menschensinn sende ihr, statt eines Menschensohnes, einen Logos in nicht-symbolischer Bedeutung, o Gott, der du die Welt geliebt." Das zweite Buch, welches in jenem Aufsatz besprochen wird, hat zum Verfasser den Bonner Professor der Theologie, Otto Ritschl, der Nietzsches Philosophie vom Standpunkt des Christentums bekämpft. Demgegenüber weist der Rezensent, Otto Immich, auf den machtvollen religiösen Zug hin, der ohne Zweifel in Nietzsche lebte. „Was er aber nicht vermocht hat, und was Hunderte mit ihm nicht vermögen, das ist Frieden zu schließen mit jenem Uebermaß fanatischer Jenseitssehnsucht, für die die Erde nur ein Jammerthal ist, die Welt der Sinne nur eine Welt der Sünde. Ich fürchte, ein gut Teil der Verantwortung für das Unheil, das Nietzsche möglicher Weise anrichtet, fällt den Vertretern einer extremen Entweltlichung und Entsinnlichung des Lebens zu".

Wien hat nunmehr drei „moderne" Blätter, — rechter Flügel, Mittelpartei und äußerste Linke. Die „Zeit" stand bisher in einem gewissen Gegensatz zur „Wiener Rundschau", in welcher sich die extremsten Modernen, die Symbolisten oder reinen Aesthetes versammelten, denen im Grunde die Politik nur ein sehr unbequemes Anhängsel war. Dieser Gegensatz dürfte sich aber jetzt mildern, nachdem ein dritter Mitbewerber auf den Plan getreten ist. Die „Zeit" und die „Rundschau" verhalten sich jetzt zu einander wie Demokraten zu Sozialdemokraten, während man die „Wage" wohl zur opportunistischen Partei rechnen darf. Diese Zeitschrift, kürzlich von Rudolph Lothar begründet, sorgt vor allem auch für Aktualität, für österreichische und Wiener Aktualität. Die Wochenchronik besorgt der junge Schriftsteller, Parodist und Bahr-Tödter Karl Kraus, der sich eben so ausführlich über das Polizeiverbot, im Café kalte Speise zu genießen, wie über Theateraufführungen äußert. Eine Unmenge kleiner politischer Artikel geht den litterarischen Essais voraus und man kann nicht sagen, daß diese Artikel dem schlichten Bürger unverständlich wären. Das Beste aus den ersten fünf Nummern sind offenbar die dort veröffentlichten Briefe Anzengrubers an seinen Freund, den Wiener Humoristen Schlögl. In diesen Briefen spiegelt sich des Dichters Wesen, wie wir es alle kennen: seine Knorrigkeit, die manchmal zur Härte wird, sein Humor und seine tiefe Gemütswärme. Sehr interessant ist eine Stelle, wo er sich ausführlich über sein Verhältnis gegenüber Kritikern und Rezensionen äußert: „Ich habe auch einst alle und jede Rezension liebend oder hassend an meinen Busen gedrückt, jetzt wäge ich mehr die Stimmen, als ich sie zähle ... Als litterarisches Individuum, geworden und abgeschlossen dastehend, halte ich es für meine Pflicht, mich ruhig auszuwirken. Die Lichter, die das Lob, die Schatten, die der Tadel meinem Bilde zusetzt, gehören schließlich auch zu demselben." Tragisch wirkt, es aus diesen Briefen zu ersehen, wie sich des Dichters traurige, materielle Lage gerade in einem Moment zu bessern begann, als die Katastrophe seines Ehelebens über ihn hereinbrach und ihn vor der Zeit ins Grab stürzte.

Paul Schlenther, der neue Burgtheaterdirektor, ist, wie wir schon meldeten, von der jüngsten Wiener Rundschau sehr freundlich und hoffnungsvoll begrüßt worden. Dagegen Hermann Bahr, der Aufspürer von Burgtheaterverschwörungen, äußert in der Nummer vom 28. Januar der „Zeit" gewisse Befürchtungen, die vielleicht eine künftige Opposition anzeigen. Ihm ist Schlenther zu sehr Parteimann und namentlich Berliner, der vielleicht die jungen Wiener Autoren nicht genügend berücksichtigen würde. Schlenther dürfe aber nicht vergessen, daß das Burgtheater eine Stätte der Wiener Kultur wäre. Wenn die „Zeit" schon so spricht, erscheint es begreiflich, daß die mehr konservative „Wage" noch viel kräftiger ins Horn stößt. Rudolf Lothar fürchtet gar sehr, daß Schlenther die Klassiker vernachlässigen könnte, und äußert sich in folgender Weise über den neuen Direktor: „Er ist ein Condottiere der neuen Richtung, ein vorzüglicher Bandenführer, der für seinen Hauptmann, wenn es sein muß, auch sengen und brennen würde." Schlenther sei ein großer Experimentator. Das Burgtheater eigne sich aber nicht zu Experimenten; dort herrsche das Stamm-, nicht das Premièren-Publikum. Mit andern Worten, die „Wage" kündet dem neuen Direktor Krieg an.

Uebrigens wird in Nummer 4 der „Wage" auch noch Kenntnis genommen von der zahlreich anschwellenden Gerhart Hauptmann-Litteratur. Otto Stößl benutzt die Gelegenheit, um auch seine eigene Meinung über den Dichter zu äußern. Er unterscheidet zwei Klassen von Poeten: solche, die außer ihrer Zeit stehen, wenn auch nicht gerade über derselben, und die vorzugsweise

Digitized by Google

durch eine intellektuelle Durchdringung der Stoffe und durch Phantasieflug wirken. Die anderen stehen in ihrer Zeit, sie beleuchten ihr Weltbild von außen her mit der Sonne der Wirklichkeiten und ihre beste Kraft liegt im Gestalten des gesehenen Lebens. Gerhart Hauptmann gehörte bisher zu diesen letzten Dichtern, und er ist der Meister des Milieu-Dramas. Stößl wirft die Frage auf, wodurch das kleine Schicksal der Alltagsmenschen in einem solchen Drama eine so tiefe Wirkung auf uns ausübt. Er antwortet: „Durch die zwingende Analogie des dargestellten Schicksals mit den Schicksalen aller Hörer." Die gemeinen Dinge der Alltäglichkeit beginnen plötzlich vor uns zu reden und ihr Wesen zu verkünden. „Elend" bedeutet eigentlich „das fremde Land", und es ist ein tiefer Sinn, der das Eigenschaftswort „alt" daneben stellt. Das heißt, daß alle vertrauten nahen Dinge, Alles, was durch Zufall, Gesetz um uns gestellt ist, dennoch ein fremdes, feindliches ist, daß unsere Seele in der Welt ganz fremd und unverstanden hingeht, und doch wird sie beherrscht, umschränkt, bestimmt von diesem „fremden Land", ihre Heimat ist das Elend. „Dieses Gefühl wird aus dem neuen Drama geboren, daher wirkt es stärker fast, als die Tragödie, auf unser menschliches, nicht auf unser heroisches und gesteigertes Empfinden."

Im schreienden Gegensatz zu dieser ehrfurchtsvollen Deutung Hauptmanns steht ein anonymer Aufsatz der Grenzboten vom 27. Januar. Der Verfasser bezeichnet die „Versunkene Glocke" und „Hannele" als Opernlibrettos, die „Weber" sind ihm widerwärtig und Hauptmann selbst ist ihm ein „Dichterjüngling." Wir erwähnen dieses unglaubliche Machwerk, weil die „Grenzboten" leider auf den Geschmack der Deutschen Mittelschichten noch Einfluß haben, nnd weil es gut ist, unter allen Umständen das Rezept Friedrichs des Großen zu befolgen: Niedriger hängen.

Der Johannes von Hermann Sudermann hat wenigstens das Gute gehabt, die Frage der Theaterzensur wieder in Fluß zu bringen. In einem beachtenswerthen Artikel der Ethischen Kultur vom 12. Februar äußert sich Karl Emil Franzos über diese Frage. Die Zensur aus moralischen und politischen Bedenken würde von geduldigen deutschen Dichtern und ihren Landsleuten mit ziemlichen Gleichmut ertragen. Der Johannes aber gab zu solchen Bedenken keinerlei Anlaß. Allein wegen des biblischen Stoffes wurde der Autor unter Strafe gestellt. Denn es wäre die höchste Strafe für einen Dramatiker, wenn seinem Stück jede Möglichkeit der Aufführung von vornherein genommen würde. Und geradezu unerhört wäre es, gerade die Bibel, welche die größten und menschlichsten Konflikte in sich einschließt, dem Poeten verbieten zu wollen. Dieses ganze Beginnen wurde daher bis tief in die Reihen der lammfrommen Nationalliberalen und Freikonservativen als ein unerhörtes Attentat gegen die Geistesfreiheit empfunden. Es stand in Sudermanns Macht, den Kampf gegen die Zensur laut und öffentlich aufzunehmen nnd dadurch eine mächtige Bewegung der Geister zu entfesseln. Daß hätte ihm zum mindesten große, moralische Erfolge eingebracht. Leider zog der Autor es vor, durch kluge Verhandlungen und Leisetreterei seinen Johannes schließlich doch noch geschickt auf die Bühne zu bugsieren. Mehr nicht.

Im Februarheft von „Cosmopolis" schreibt Friedrich Spielhagen über Alphonse Daudet. Der Aufsatz enthält eine Spitze gegen Zola und zwischen den Zeilen steht zu lesen, daß Spielhagen so halb und halb ein deutscher Daudet wäre. Freilich Daudet habe alle seine Ziele erreicht, während er, Spielhagen, sich zum Teil begnügen müsse mit dem alten Worte: In magnis voluisse sat est.

Der „kunstverständige Landwirt" Maximilian Harden veröffentlichte kürzlich im zweiten Februarheft seiner „Zukunft" einen Aufsatz: Succi e Merlatti, der so recht ein Produkt der politischen Romantik ist, und einem Geiste entsprang, der ganz und gar der Vergangenheit zugewandt ist, und von zukünftiger Entwicklung keine Ahnung hegt. Wieder wird einmal über den Industrialismus der Stab gebrochen; die Landwirtschaft wird verherrlicht und das Schreckbild eines Zeitalters ausgemalt, in welchem Deutschland sein Getreide nur noch vom Ausland bezieht, also auch vom Ausland abhängig ist. Wie eine Antwort auf diese Phantasterein liest sich ein Artikel von Heinz Starkenburg im Februarheft von Neuland. Dieser Artikel mit seinen unwiderleglichen Zahlen zerstört hinreichend alle Ammenmärchen von zukünftiger, wirtschaftlicher Abhängigkeit, sowie von der Unschuld des Landlebens und beweist, daß die Volksmenge, die Volksgesundheit und die Volkssicherheit in den Städten weit besser gedeiht, als auf dem Lande.

Frankreich.

Der Tod von Alphonse Daudet hat die üblichen Trauerkundgebungen in der Presse veranlaßt, allerdings ist er zu einer sehr ungelegenen Zeit gestorben, da der Roman „Dreyfuß", den sein Kollege Zola mit lebendigen Menschen inszentert hat, das öffentliche Interesse vollständig verschlingt. Es ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Romanen des großen Realisten wie „Rose et Ninette" oder „La petite Paroisse" die einst

Digitized by Google

so glänzende Verve der Erzählung vollständig verloren gegangen ist; es sind senile Werke eines gänzlich ausgeschöpften Geistes, der länger als zehn Jahre qualvoll mit dem Tode gerungen hat. Wenn die Zeitungen und Zeitschriften, die ihr Urteil nicht von der Kunst sondern von der nationalen Gloire abhängig machen, diesen beklagenswerten Verfall gänzlich zu übersehen geneigt sind, so behandeln die Organe der jüngeren litterarischen Bewegung den toten Dichter mit herausfordernder Ungerechtigkeit. Sie sind der Ueberzeugung, daß jeder Schriftsteller, der sich nur mit der sichtbaren Welt und nicht mit den letzten Mysterien beschäftigt, vor allem aber jeder, der sich eine breite Popularität errungen hat, als ein Vogel niederen Fluges, als bloßer amuseur zu erachten sei. Diesem bis zum Fanatismus vertretenen Standpunkte giebt der wie immer schroffe Remy de Gourmont im Mercure de France Ausdruck.

„Daudet war schon so lange tot, daß man sich den reichlichen Thränenfluß schwer erklären kann, der die Spalten der Zeitungen überflutet hat. Gewiß führte er in seinen letzten Jahren einen verzweifelten Kampf gegen die Leere eines vorzeitig altgewordenen Hirnes, aber dieses an sich peinliche Schauspiel war nicht gerade ergreifend für diejenigen, die weder zu seiner Familie noch zu seinen litterarischen Freunden gehörten. Wurde er wirklich so geliebt? Ich glaube, daß er überaus gehaßt war, und daß dieser Haß ihn überlebt hat. Eines Tages hörte ich: „Sie greifen Daudet an, nehmen Sie sich in Acht: er verzeiht nie.“ Das ist nur eine Anekdote, aber warum soll man sie nicht der weinerlichen Dankbarkeit so vieler subalterner Litteraten entgegensetzen, die in überschwänglicher Weise von einem Manne ermutigt wurden, der alle neuen Ausdrucksformen der Kunst verachtete?“ Mit größerer Berechtigung wendet sich Gourmont gegen die hohlen Uebertreibungen von François Coppée, der sich zu der Behauptung versteigt, daß Daudet drei Don Quixotes, nämlich die drei Tartarins, geschaffen habe. Dieser berühmte Typus erscheint ihm im Gegenteil kindlich und langweilig. Mir scheint, daß beide Beurteiler, in Liebe und Haß, hier etwas summarisch verfahren, wenn man die außerordentliche Verschiedenheit der drei Bücher berücksichtigt. Der erste Band „Tartarin à Tarascou“ ist ebenso witzig und humoristisch, wie die beiden folgenden dürftig und lebern sind. Durch den großen Erfolg seines renommistischen Helden hatte sich Daudet leider verleiten lassen, diesen noch ohne eine innere Bereicherung durch zwei weitere Bände zu schleppen und so seine eigene Manier zu kopieren. Günstiger ist Gourmont seinen kleinen Erzählungen gesinnt, er gesteht ihnen eine unvergleichliche Meisterschaft zu und findet, daß Daudets Romane, für die sich seine Begabung nicht eignete, aus kleinen Novellen künstlich zusammengeschichtet sind, um zu folgendem Schlußurteile zu gelangen:

„Trotz einem wenig originellen zu sehr in Gesten und Apostrophen befangenen Stile war Daudet einer der angenehmsten Schriftsteller. Wenn er sich zuweilen die Zeit zum Denken genommen hätte, wenn seine Erzählungen von einer Idee befruchtet gewesen wären, so hätten sie alles, um Meisterwerke zu sein; aber man muß anerkennen, daß Grazie, Geist, Phantasie, Reichtum, Erfindung nicht genügen, um einen großen Schriftsteller zu machen. Daudet kann nicht in eine Reihe mit Flaubert, Villiers, Goncourt gestellt werden; „die Einstimmigkeit“ der Presse, die ihn auf diesen Gipfel erheben will, kann uns nicht verwirren; wir wissen, woraus die Majoritäten gemacht sind, und wir wissen auch, daß es demokratische Tendenz ist, nur den Schriftstellern Statuen und Kränze zu geben, die reichliche und fruchtbringende Erfolge gehabt haben. Wie soll man dem Publikum beibringen, daß ein von ihm erkorener Mann nicht der beste sei, und daß es große Talente giebt, die dem souveränen Richter Publikum unbekannt bleiben. Aber auch derjenige, der der Liebling des Publikums ist, läßt sich nicht immer durch diese etwas peinliche Gunst täuschen. Seit „L'Immortel“ hat Daudet daran gelitten, daß sein litterarisches Ansehen geringer war als sein populäres: es ist wohl möglich, daß eine entsprechende Ungerechtigkeit in der Verachtung lag, die ihm seit zehn Jahren die Schriftsteller der symbolistischen Periode bezeugten.“

In der Revue de Paris widmet der geistvolle Anatole France dem toten Freunde einen herzlichen und einfachen Nachruf, der indessen in kritischer Beziehung eine gewisse Zurückhaltung verspüren läßt. Er schildert den verführerischen Reiz dieser fein organisierten, durch Leiden vergeistigten Persönlichkeit, die auch Eduard Manet in seinem berühmten Porträt verewigt hat. „Ich habe Alphonse Daudet vor den Stunden des Ruhmes und der Leiden gekannt. Und ich glaube, daß keine menschliche Kreatur je mit brennenderer Liebe Natur und Kunst geliebt, das Universum mit mehr Freude, Kraft und Zärtlichkeit genossen hat. Wenn man das Spiel dieser lichtvollen Seele in seinem schlanken und nervösen Körper gesehen hat, dann begreift man den Sinn des Wortes, das Daudet von funfzehnjährigen Leiden gepeinigt, wenige Tage vor seinem Tode murmelte: Ich werde gerecht gestraft, weil ich das Leben zu sehr geliebt habe.“

Sehr lebendige und persönlich gehaltene Erinnerungen giebt Jules Renard in der Revue Blanche. Er erklärt die Abneigung mancher jüngeren Schriftsteller gegen den Toten aus Mißverständnissen, namentlich

Digitized by Google

aus der Eifersucht, mit der Daudet von seinem Anhange gegen die Annäherung frischer Talente gehütet wurde. Auch Renard, der den Schriftsteller nicht bedingungslos bewundert, ist von der Persönlichkeit des „grand charmeur“ bezaubert, deren eigentliches Wesen ihm sich doch nicht entschleiert hat. Est-il bon? est-il méchant? fragte er sich, wenn er an seine Thür klopfte, und wenn er ihn nach den intimsten Gesprächen verließ, blieb er der Antwort auf diese Frage ebenso fern.

Ueber Daudets Thätigkeit als Dramatiker und Theaterkritiker berichtet Henry Céard in der Revue Bleue. Unter den Klängen des Trauermarsches seiner von Bizet komponierten L'Arlésienne ist der Dichter begraben worden. Dieses Werk war ein Stück Leidensgeschichte. Im Jahre 1872 fiel es im Vaudevilletheater gänzlich durch, um erst dreizehn Jahre später im Odéon eine ruhmreiche Auferstehung zu erleben. Daudet hat vergeblich um die Lorbeeren des Dramatikers geworben; er war den Theatern nur willkommen, wenn er Dramen bot, die aus seinen bekannten Romanen zurechtgeschnitten waren. Das Théâtre-Français hat ihm seine Pforten bis zu seinem Tode verschlossen. — Und nicht mit Unrecht; denn diese Dramatisierungen sind Verstümmelungen, mit denen der ehrgeizige Dichter seinen Genius nicht geehrt hat. Sie sind nur bühnenfähig, weil ihnen die Kenntnis der mißhandelten Romane zu Hilfe kommt, und sie erhalten sich durch die Erkenntlichkeit reisender Schauspielerinnen, die in ihnen wirksame Paraderollen gefunden haben. Im Journal officiel hat Daudet seine nachsichtigen und geistreichen Theaterkritiken geplaudert, die er in dem wenig bekannten Bande „Entre les frises et la rampe“ gesammelt hat. Für die Komödianten hatte er ein gewisses zärtliches Interesse, das aus Bewunderung, Mitleid und Spott gemischt war; der alte Schauspieler Delobelle in „Fromont jeune et Risler aîné“ ist eine der größten Leistungen seines liebenswürdigen Humors.

Eine weiter ausholende Schilderung des Dichters und seiner Werke giebt der dänische Litterarhistoriker Georg Brandes in der „Revue des Revues“. „Der Zauber von Alphonse Daudet enthüllte sich vollkommen in seiner Stimme, deren warmer, melodischer Klang sogleich das Herz gewann; seine schönen, traurigen Augen verrieten die physischen Schmerzen, die seine Lippen verschwiegen, sie zeigten alles, was an menschlicher Sympathie und Teilnahme an Anderer Leid in ihm war.“ Brandes giebt ihm den Namen „Humanus“, mit dem Goethe Herder bezeichnet hat. Seine Güte war unerschöpflich, aber er hatte zu viel Geist und Menschenkenntnis, um wie ein Heiliger zu segnen. Die Leute, die ihn einen „kalten und berechneten Südländer“ genannt haben, haben seine Natur nicht erkannt. Als Provençale hatte Daudet die Beweglichkeit, Feinheit, Phantasie und Charme seiner Race, seit seinem siebzehnten Jahre in Paris lebend war er zugleich einer der feinsten und tiefsten Kenner der Pariser geworden, er kannte ihre Instinkte, so wußte er ihnen und durch sie der Welt zu gefallen. —

Die Korruption, unter der die französische Presse leidet, hat Henry Bérenger veranlaßt, in der Revue bleue eine Umfrage zu veranstalten, in der nach dem schuldigen Teil geforscht wird. Bérenger selbst hat gleich eine ganze Klasse von Leuten von der Verfolgung ausgeschlossen, nämlich die Journalisten, die durch die Bedeutungslosigkeit ihrer eigenen Stellung freigesprochen werden. Seine Argumente lassen sich kaum anfechten. Was bedeutet der Zeitungsschreiber für eine Zeitung? Wenn er berühmt ist, eine anständige Reklame und ein Aushängeschild, von dem unsaubere Geschäfte bedeckt werden können; ist er niederen Ranges, so zwingt man ihm den Geist der Zeitung auf. „Die Journalisten sind im allgemeinen sehr anständige Leute, die nicht wissen, oder nicht zu wünschen wissen, von welchem Gelde sie bezahlt werden.“

Es ist natürlich, daß bei den reichlich eingegangenen Antworten Jeder mit Behagen auf seine politischen Feinde losschlägt. Drumont, der Leiter der Libre Parole und Verfasser der France Juive, beschuldigt die Freimaurer, die Bureaukratie, das kosmopolitische Judentum und die internationalen Syndikate, die jetzt in der aufgeregten Phantasie des französischen Volkes eine so unheimliche Rolle spielen. Der Sozialist Jaurès, der ausgezeichnetste Redner der französischen Kammer, hält es für unmöglich, die Presse zu moralisieren. Sie ist eine Schöpfung des Kapitals, das in der Fabrikation von öffentlicher Meinung fruchtbringend angelegt ist, und man darf von ihr keine andere Moral als die des Profites verlangen. Sie wird mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung vergehen und sie hat wenigstens das Verdienst, daß sie durch die Darstellung aller Fäulnisse an der Zerstörung der gegenwärtigen Verhältnisse mit arbeitet. — So weit die Ansichten auseinandergehen, so sind doch alle Befragten in zwei Punkten einverstanden, daß die Presse zwar durch und durch korrumpiert ist, daß aber eine Beschränkung der Preßfreiheit das Uebel noch verschlimmern würde. Gegen jede Art von Zensur protestieren Maurice Barrès und Emil Zola, der meint, daß auch schmutzige Ströme befruchten. Eine originelle, geistvoll vertretene Ansicht über die Geschichte der Preßfreiheit schaltet Jules Case ein. „Laßt reden, laßt euch tadeln, verurteilen, einsperren; laßt euch hängen, aber sprecht eure Gedanken aus!“ So schrieb Paul Louis Courrier, Frankreichs größter Pamphletist. Zu seiner Zeit brauchte

Digitized by Google

die Presse noch Mut, heute läuft sie keine Gefahr mehr. Die Presse ist frei. Und sie hat aufgehört zu existieren. Sie ist nicht an der Freiheit gestorben, sondern, weil sie tot war, hat man ihr die Freiheit gegeben. Als sie lebte, war sie der Autorität furchtbar, dem Despotismus, den „Raben" der Gesellschaft, weil sie trotz den Drohungen des Gefängnisses den freien Gedanken hütete. Aber von dem Tage an, da sie ihren Stolz und ihre Unabhängigkeit verlor, da ahnte man, daß sie nicht mehr zu fürchten sei. Sie konnte den Spekulanten und Geldleuten nicht mehr schaden, sie nahmen sie in ihren Sold und gaben ihr, nicht ohne Ironie, die völlige Freiheit. „Das ist die Geschichte der Preßfreiheit, die nicht durch einen Akt der Justiz dekretiert wurde, sondern ein Instrument ist in der Hand der gewandten Cyniker, derer, die zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen bemüht sind, das menschliche Denken zu ersticken, es abzulenken, um ihren Machenschaften Straflosigkeit zu sichern. Die Freiheit kam zur Presse, als sie tot war, und nach dem Tode bleibt nur die Zersetzung. Die Presse verfault."

Die übereinstimmenden Grundzüge aller Meinungen hat Bérenger in einigen Schlußfolgerungen zusammengefaßt. Niemand bestreitet die Freiheit der Presse, aber jeder fordert ihre Verantwortlichkeit. Die Presse scheint frei, aber sie ist es nicht. Sie ist unabhängig von Regierung und Polizei, aber abhängig vom Gelde, eine besoldete Sklavin. Die Presse scheint verantwortlich, aber sie ist es nicht; denn eine Bestrafung trifft einen harmlosen Redakteur, sie berührt weder die Fonds der Zeitung noch ihre eigentlichen Leiter und Hintermänner. „Negative Freiheit, scheinbare Verantwortlichkeit, das ist, nach allgemeiner Meinung der augenblickliche Zustand der französischen Presse. Da sie nur den Schein der Freiheit hat, ist sie anarchisch; da sie nur den Schein der Verantwortlichkeit hat, ist sie tyrannisch." Die Männer des Gedankens stehen im Dienste der Geldleute, sie sind von ihnen bezahlt und dirigiert. Der Redakteur einer großen Zeitung ist der skrupellose Impresario, der für Rechnung einer Spekulantengesellschaft eine Truppe von Journalisten mietet. Um Redakteur, Chroniqueur, Reporter zu werden, braucht man keine Art von Berufung. Man kann Bandit oder ehrlicher Mann sein, idiotisch oder gebildet, Kosmopolit oder Patriot: man verkauft sein Gewissen, wie die Schauspielerin ihre Tugend. Die französische Presse ist von allen Industrieen am leichtesten zugänglich, sie fordert von dem Einzelnen sehr wenig und giebt ihm eine unverhältnismäßige Macht. Der Journalist hat mehr Einfluß als ein Beamter, Lehrer, Offizier, und man nimmt ihn ohne Befähigungsnachweis, ohne jede Garantie. Ein harmloser und leicht entbehrlicher Mensch wird zum Sitzredakteur erhoben: man hat das Bild einer Räuberbande, die, bei einem Zuge überrascht, den ungeschicktesten in den Händen der Polizei zurückläßt — mit gesetzlicher Zustimmung. Die Hauptfrage spitzt sich naturgemäß darauf zu, wie die Presse aus der Abhängigkeit vom Kapital zu erlösen sei. Diese Frage kann von dem Zeitalter des Kapitalismus nicht gelöst werden. Zwei Mittel, mit denen man schon jetzt den wirklich Verantwortlichen beikommen könnte, werden von den Juristen Cruppi und Poincaré empfohlen. Es muß ein Gesetz geschaffen werden, welches das anonyme Kapital der Zeitungen zur Decouvrierung nötigt und es gegebenen Falles mit sehr hohen Geldstrafen belegt, welches ferner die anonymen Mitarbeiter demaskiert und sie zu persönlicher Verantwortung zwingt. Daß die letzte Forderung nur schädlich wirken kann und das Solidaritätsgefühl der Redakteure bestärken muß, haben die Mißerfolge preußischer Staatsanwälte mit ihrem berühmten Zeugniszwangsverfahren zur Genüge bewiesen.

In der **Revue de Paris** wird der schon früher erwähnte Briefwechsel zwischen Renan und Berthelot fortgesetzt. Unter dem Schutze der französischen Okkupationsarmee (1860/61) betreibt Renan seine Ausgrabungen in Syrien, aber er vergräbt sich nicht in die Trümmer der Vergangenheit, er beobachtet mit scharfem Auge seine lebendige Umgebung und er findet leidenschaftliche Künstlerfreude an den großen Zügen des orientalischen Lebens, die allen Wandlungen der Geschichte widerstanden haben. „Nur im Orient versteht man die Luft zu leben um zu leben. Sie leben viel mehr als wir, in dem Sinne, daß sie das Leben führen, während wir es gierig verschlingen. Daher ihre völlige Gleichgültigkeit für die äußeren Verhältnisse des Lebens, Wohlhabenheit, Beachtung ꝛc. . . . Daher eine Gleichheit, von der wir uns keine Vorstellung machen können. Der Millionär, der uns beherbergt, unterscheidet sich garnicht von den Armen des Dorfes, alles seine Verwandten, die seine und unsere Diener sind. Neulich empfingen wir Besuch von Damen aus dem Gebirge, die uns sehen wollten; ihre Negersklavinnen traten mit ihnen ein, setzten sich neben sie auf den Divan, nahmen mit ihnen Abschied; wäre ihre Farbe nicht, hätte man sie für ihre Töchter halten können." Die Bewunderung der exotischen Natur begeistert ihn zu höchst malerischen Schilderungen; es ist kein Wunder, daß der Sohn dieses Mannes Maler geworden ist. Ein blühendes Cyclamen versetzt ihn in Extase. „Stellen Sie sich die feinste schwarze Spitze auf einem reizvollen grünen Sammet vor, dann haben Sie das Blatt. Die Blume ist ganz Naivetät, sie hat eine wunderbare Haltung." Hier erst erkennt er den Glanz der Blume, hier versteht er den biblischen Spruch, daß

Digitized by Google

Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet war wie eine von ihnen. Von Beiruth geht er nach Jerusalem. In Ghazir beendet er das „Leben Jesu", das er in Galiläa und im Lande Sur entworfen hat. In der Natur des heiligen Landes entschleiert sich ihm seine Geschichte, unter diesem Himmel sieht er Jesus, Maria, die Apostel in ihrer Menschlichkeit wandeln und wirken. —

Nach zehnjähriger Unterbrechung führt uns der Briefwechsel in das erste Jahr des Krieges, von dessen Ausbruch Renan auf einer norwegischen Reise im Gefolge des Prinzen Victor Napoleon überrascht wurde. Das Unglück des Vaterlandes schlägt ihn nieder, er sucht, sich mit Berthelot über die Ursachen des inneren Verfalls klar zu werden, und er klagt die Demokratie, ihre revolutionäre Zerstörung der historischen Bildungen Frankreichs an. Das von dem allgemeinen Stimmrecht beherrschte Land vergleicht er mit einem Sandhaufen, der ohne verbindende Organe in sich zusammenfällt. „Wir haben die wesentlichen Organe einer Gesellschaft zerstört, und wir wundern uns, daß die Gesellschaft nicht leben kann. Die Civilisation ist zu allen Zeiten ein aristokratisches Werk gewesen, von einer kleinen Zahl erhalten worden. Die Seele einer Nation ist auch etwas aristokratisches; Diese Seele muß von einer bestimmten Zahl öffentlicher Leiter geführt werden, welche die Kontinuität der Nation darstellen. Das kann eine Dynastie in wunderbarer Weise bewirken. Ein Senat, wie in Rom oder Venedig, genügt dazu auch. Religiöse, soziale, pädagogische, gymnastische Institutionen wie in den griechischen Städten, noch besser! Aber was man nie gesehen hat das ist ein Haus aus Sand, eine Gesellschaft ohne traditionelle Einrichtungen, ohne nationale Erziehung, ohne anerkannte Religion. Die Ideen unserer radikalen Schule sind ganz und gar oberflächlich, ich leugne nicht die Herzenswärme bei mehreren ihrer Anhänger; aber je weiter ich gehe, desto mehr finde ich die Schule beschränkt, verderblich, im Grunde südlich; denn wenn Frankreich nur aus dem Norden bestände, würden wir sie nicht haben, wenigstens nicht unter dieser zerstörenden Form." Er glaubt nicht, daß die Republik im Stande sein wird, Frankreich die innere Ordnung und Kraft wiederzugeben, unter den Prätendenten würde er faute de mieux die Orléans vorziehen. Die kommende Zeit erscheint seinen Ahnungen noch schlimmer als das Unglück des Krieges. Es handelt sich nicht allein um die nationale Ehre. „Was uns zu diesem Zustande militärischer Schwäche geführt hat, das wird uns auf den äußersten Grad der Demoralisation und selbst zu intellektueller Verkümmerung führen." Als er erfährt, daß seinem Freunde Berthelot eine Professur in England in Aussicht steht, beschwört er ihn feierlich, dem unglücklichen Vaterlande nicht untreu zu werden. „Im Namen des Himmels, verwerfen Sie diese Idee. Sie würden gegen eine Pflicht fehlen. Je unglücklicher unser Vaterland ist, desto weniger dürfen wir es verlassen. Gewiß, das Individuum, das ohne Mittel ist, thut unter gewöhnlichen Verhältnissen gut, wenn es außer Landes geht, oder besser gesagt, wenn es kolonisiert. Aber das ist nicht nicht unser Fall; wir sind dem Vaterlande besonders notwendige Unterthanen; wir haben von seinen Einrichtungen genossen, von seiner Vergangenheit, von seinem alten Ruhme; wir sind seine Schüler, seine alumni; wenn wir es verlassen, betrügen wir es um das Kapital, das es uns vorgeschossen hat, auch wenn wir mehr als einen legitimen persönlichen Groll gegen dieses namhaft machen können. Wir können Frankreich nur verlassen, wenn es uns vertreibt, wenn es uns hindert unsere Geisteskräfte frei zu gebrauchen, oder wenn es uns gänzlich vor Hunger umkommen läßt. Und so weit sind wir noch nicht."

In mehreren Briefen entwirft Renan ein Programm zur inneren Wiederherstellung Frankreichs, die er auf funfzehn bis zwanzig Jahre berechnet. Dann: „vollständige und gewisse Revanche". Dabei rechnet er auf eine baldige Auflösung des neugeschaffenen deutschen Reiches, aber, setzt er vorsichtig hinzu, vielleicht bleibt es auch bei leeren Wünschen und unnützen Ratschlägen.

Friedlichere Bilder aus dem Leben der beiden Gelehrten bringen die der Kriegszeit folgenden Briefe, die sich bis zum Jahre 1876 erstrecken. Ein reizendes Erlebnis teilt Renan von einer Reise auf Sizilien mit. Eine Camorra schien sich verschworen zu haben, dem großen Gelehrten durch fortwährende lärmende Huldigungen die Reise unmöglich zu machen. Den Grund zu dieser Popularität, die kaum von der Garibaldis übertroffen wurde, hatte der Glaubenseifer der italienischen Priester gelegt. Jahrelang hatten sie in ihren Predigten gegen den Verfasser des Lebens Jesu als gegen den leibhaftigen Antichrist gewütet. Waren nun in den Gemeinden Böswillige, oder wurden die eifernden Priester falsch verstanden, sobald der schon bekannte Name von der Kanzel in die Menge fiel, erhob sich überall ein froher, einstimmiger Zuruf: Evviva il Renan! A. Eloesser.

Unverlangte Manuskripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Sociale Reformbestrebungen im heutigen England.

Von **Dr. Hans Kurella.**

I.

Ende Januar dieses Jahres hat der letzte liberale Premierminister Großbritanniens, Lord Rosebery, eine von der konservativen Saturday Review freudig begrüßte Rede gehalten, in der er die Generation von heute ermahnt, ihr Interesse vom parlamentarischen Leben abzuwenden und sich Lorbeeren auf dem Gebiete der Lokalverwaltung zu pflücken. Und auf das so gewiesene Ziel treibt die englische Entwicklung der letzten 18 Jahre hin. Die gewaltige Reformbewegung, die aus dem englischen Philanthropismus und Idealismus erwachsen ist, ist mit riesenhafter Schnelligkeit durch die Stadien des Putschismus und Utopismus hindurchgegangen, hat ein wenig mit dem Staatssocialismus kokettirt und dann ihre jetzige, und wie man vermuten darf, auch bis auf weiteres künftige Gestaltung im kommunalen Socialismus gefunden.

Wenn ich bemerke, daß ich selbst auf die ganze Bewegung nicht durch englische Zeitungen und Revuen, sondern durch Kunstwerke, zumeist durch Zeichnungen von Walter Crane und Dichtungen von William Morris, aufmerksam geworden bin, so ist das nicht eine persönliche Bemerkung, sondern diese Thatsache ist für die Genealogie des englischen Socialismus im höchsten Grade kennzeichnend.

England ist das klassische Land der Philanthropie; ein ruheloses, zum Handeln drängendes Mitleid mit dem Elend und der Verkommenheit ist von jeher eine Eigenschaft des englischen Mittelstandes gewesen. Er hat die opera pia, die der Kirche nach Etablirung des Staatskirchentums aus der Hand genommen waren, neu geschaffen, und es giebt kaum eine Form menschlichen Elends, kaum ein Symptom socialer Pathologie, für das in England nicht eine Stiftung, ein Institut, eine Korporation Linderungsmittel bereit stellte.*) Die letzten Jahrzehnte haben diese Bemühungen fast verzehnfacht und auf immer neue Gebiete des Volkslebens ausgedehnt: zu Anfang des Jahrhunderts bestanden in London 150 wohlthätige Gesellschaften, 1837 waren es schon 400, heute sind es weit über tausend. Veranstaltungen, an die wir in Deutschland kaum denken können, bestehen seit Jahrzehnten in England; so wurde 1814 das erste Phthisiker-Heim gegründet; 1841 entstanden die ersten „Ragged schools", d. h. Zufluchtsorte für die vagabondirenden Kinder Londons. Auf dem Gebiete des Kinderschutzes ist ganz besonders viel geleistet worden. Was an diesen unendlich verzweigten Bestrebungen am meisten imponirt, ist weniger die Höhe

*) Seit 1783 besteht z. B. ein großer Verein zur unentgeldlichen Beschaffung von Bruchbändern.

Digitized by Google

der aufgewendeten Summen – Peabody gab eines Tages eine halbe Million £ zum Bau von Arbeiterwohnungen in England; die Wohlthätigkeitsorganisationen Londons geben jährlich 5½ Million £ Unterstützungen — als die Genialität, mit der für bestimmte Uebelstände bestimmte originelle Methoden der Linderung gefunden, und die Thatkraft, mit der sie angewendet werden. Oktavia Hill schüttete eines Tages Ruskin ihr Herz darüber aus, daß so viele Arme es garnicht verständen, in einem anständigen Hause anständig zu wohnen: „Wenn Sie doch eins kauften und in Ordnung bringen ließen, dann würde ich die Mieten für Sie einkassiren." „Das will ich thun," antwortete Ruskin. Oktavia Hill erzog nun die Mieter zur Ordnung, und ihre Erfahrungen mit der elendesten Bevölkerung waren so befriedigend, daß sie die Vermietung billiger und ordentlicher Wohnungen für kleine Leute zu ihrer Lebensaufgabe machte und jetzt fast 5000 Familien unter ihrer Pflege haben soll.

Der fast unübersehbaren Vielgestaltigkeit der englischen Philanthropie stehen Bestrebungen systematischer Organisation gegenüber, die ihren Mittelpunkt in der Charity Organization Society haben. Diese bekennt sich in ihrer Thätigkeit zu den Grundsätzen: Daß alle Unterstützung darauf ausgehen soll, den Empfänger unabhängig von weiterer Unterstützung zu machen. — Daß keine Unterstützung ohne gründliche Ermittelung und Prüfung gegeben werden soll. — Daß so weit wie möglich schon bestehende Anstalten benutzt werden sollen. — Daß jede Unterstützung zur Erreichung des damit beabsichtigten Effektes ausreichen soll. — Während die öffentliche Armenpflege in London jährlich 48000 Arme in ihren Wohnungen, 100000 in Anstalten unterstützt, erledigt die Charity Organization jährlich etwa 23000 Unterstützungsgesuche.

Die große Energie heutiger englischer Philanthropen, besonders der „spinsters" unter ihnen, streift manchmal etwas an eine Monomanie und gerade durch die einseitige Betonung einer speciellen Hilfsmaßregel nähern sich manche dieser Philanthropen gewissen Kategorieen bewußter Socialreformer, unter denen in England die Monomanen, d. h. die übereifrigen Anpreiser einer socialen Panacee, nicht selten sind. Zu den socialreformatorischen Monomanen gehören vor allem die Temperenzler und die Verfechterinnen der Frauenrechte. Mehr oder weniger Verwandtschaft mit den Monomanen haben die sozialreformatorischen Spezialisten, deren Gebiet besonders die Volksbildungsbestrebungen sind. Es sind sehr verschiedene Dinge, ob Jemand von einer einzelnen Maßregel eine totale Reformirung der ganzen Gesellschaft erwartet, wie etwa die Sparfanatiker und die Temperenzler; ob er seine speciellen Wünsche der Gesellschaft gegenüber durchsetzen will, gleichviel ob dieselbe dabei bestehen kann oder nicht, wie die Frauenrechtlerinnen, oder ob er seine Kräfte einer bestimmten, ihnen angemessenen Aufgabe widmet, in der Hoffnung, damit die Sache der Reform zu fördern. Aber diese Kategorieen gehen vielfach ineinander über, und in den Lebensläufen einzelner englischer Sozialreformer sieht man oft mehrere solcher Monomanieen oder Specialitäten einander ablösen. Gerade die interessantesten Gestalten — Annie Besant, Tom Mann, Havelock Ellis, Herbert Burrows, haben einen Zug ins Mystische, der zur Monomanie disponirt, haben die Sehnsucht der Romantiker, die uns fascinirend mit tiefen Augen aus den Bildern der Präraphaeliten ansieht.

Daß die Monomanie der Temperenzler, die aller Welt die geistigen Getränke entziehen wollen, im wesentlichen social ersprießlich gewirkt hat, ist wohl nicht zu bezweifeln; soll ja doch von acht Großbritanniern einer ein Teatotaller sein. Immerhin sind 1896 im vereinigten Königreiche noch 40 Millionen Gallonen Spirituosen, 33 Millionen Gallonen Bier und 16 Millionen Gallonen Wein konsumirt worden, im Gesammtwerte von 142 Millionen £. Daß be-

Digitized by Google

sonders die progressive Abnahme der Verbrechen in England in erster Linie eine Folge des sinkenden Schnapsgenusses ist, ist keine Frage: neben der dank besseren Löhnen erreichten Besserung der Ernährung hat die Temperenzbewegung sicher ihren Anteil an diesem Fortschritte.

Die Panacee der Enthaltsamkeit wird häufig zusammen mit einer andern Panacee, der politischen Emancipation der Frauen, angepriesen. Charakteristisch ist dafür die 1892er Resolution der „National Women's Temperance Association": „Alle Klassengesetzgebung ist ungerecht und deshalb sollten Frauen einen Anteil an der Schaffung der Gesetze haben, durch die sie regiert werden. Angesichts des großen moralischen Gewinns, der durch die Verleihung des kommunalen und andrer Wahlrechte an Frauen erzielt worden ist, und *in der Ueberzeugung, daß ihr Votum stets für Temperenz in die Wagschale fallen wird*, fordern wir die Verleihung des Wahlrechts für das Parlament an sie."

In der That dürfen die Frauen in England seit 1869, in Schottland seit 1882 an den Stadtverordnetenwahlen teilnehmen; seit 1870 haben sie das aktive und passive Wahlrecht für die lokalen Schul-Aemter; seit 1889 das aktive Wahlrecht für die Provinciallandtage (County Council), und seit 1894 das aktive und passive Wahlrecht für die Kirchspielverwaltungen, an deren früherer Organisation sie, wenn sie Steuerzahler waren, schon lange als Wählerinnen teilnehmen durften. (Die senile Verschrumpfung des englischen Liberalismus tritt vielleicht an keinem Punkte deutlicher hervor, als in der Befürwortung des parlamentarischen Stimmrechts der Frauen durch zwei Kapacitäten des jetzigen konservativen Kabinets, L. Courtney und A. Balfour, in seiner Bekämpfung durch Gladstone.) Das es in England Polizeimatronen giebt, denen die Bewachung und Untersuchung polizeilich beanstandeter Weiber obliegt, daß Frauen an der Fabrikinspektion in wachsendem Umfange teilnehmen, daß die großen Vorteile der Arbeiterorganisation ihnen endlich auch zu Teil werden,*) das ist im wesentlichen auch als ein Ergebnis der Frauenbewegung zu betrachten.

Die erhebliche Reorganisation des englischen Armenrechts gehört allerdings mehr in das Gebiet der legislatorischen als der durch freie Initiative Einzelner geschaffenen Reformen; immerhin ist die humanere Gestalt der Armenpflege die Folge einer unablässigen Propaganda großer Philanthropen, von denen Charles Dickens und Lord Shaftesbury heute noch genannt werden müssen. Etwas von Dickens liebevoller Seele lebt auch noch weiter in der Bewegung, die 1894 zum Erlasse des wohlthätigen Schutzgesetzes für mißhandelte und verwahrloste Kinder geführt hat.

Die für die äußere Erscheinung des englischen Lebens charakteristischen Straßendemonstrationen werden hier und da die Mäßigkeitsfreundinnen auf Straßen und Plätzen zusammenführen mit einer Klasse von Monomanen, die, so absurd sie sich gebärden, doch eine achtungsvolle Erwähnung verdienen. Es sind die Soldaten der Heilsarmee. Seit 1878, also seit dem Beginne neuer machtvoller reformatorischer Bewegungen, durchziehen Angehörige dieser Armee das britische Reich. Ein Blick in das merkwürdige Werkchen ihres Generals W. Booth,**) „Darkest England", zeigt, daß er als Socialreformator sehr viel intelligenter ist, als sein so viel höher im Kurs stehendes Widerspiel, der Epileptiker-Pastor v. Bodelschwingh, an den er in Vielem erinnert. Das Buch enthält einen detaillirten Plan der Rettung verlorener und untergehender Existenzen, von dem

*) Ueber 99000 Arbeiterinnen sind in Gewerkvereinen organisirt; 88000 davon gehören der Textil-Industrie an.

**) Nicht zu verwechseln mit dem hervorragenden Schilderer der Bevölkerung Londons, Charles Booth, einem Neffen Macaulays.

Digitized by Google

trotz der grotesken Methoden der Heilsarmee schon viel verwirklicht worden ist: das gilt zumal von dem Arbeitsnachweise der Heilsarmee: ob es Booth gelingen wird, mit den Dieben, Trinkern, Vagabunden und Prostituirten die unangebauten Flächen Indiens zu besiedeln, wie er es in Aussicht stellt, braucht nicht erörtert zu werden. Neben dem Arbeitsnachweise sind die Arbeiterkolonieen, Wärmehallen und Nachtasyle der Heilsarmee jedenfalls achtungswerte Leistungen.

Die Philanthropie hat in Dickens nicht ihren letzten dichterischen Vorkämpfer gehabt: die Bewegung von heute spiegelt sich in einer großen Zahl von Romanen wieder, von denen freilich nur zwei neben Nikolas Nickleby und den Harten Zeiten genannt werden dürfen. Den einen, Humphrey Wards „Robert Elsmere" mit seiner psychologisch schiefen Figur eines socialistisch angehauchten Landpfarrers, darf man freilich kaum in einem Atem mit Hardys ergreifender Schilderung des im Ringen nach geistiger Entwicklung zu Grunde gehenden Handarbeiters*) nennen. Der Wunsch, den intellektuellen Bedürfnissen des Volkes zu genügen, hat eine ganze Welt von Unternehmungen ins Leben treten lassen, die sicherlich geeignet sind, die Klassenunterschiede und Gegensätze auf seelischem Gebiete auszugleichen; daß damit die wirtschaftlichen Gegensätze nicht ausgeglichen werden können, daß sie vielmehr noch stärker empfunden werden müssen, wenn der Arbeiter nach einem in anregender Unterhaltung und Discussion verlaufenen Abend seinen neuen Freund nach dem Westende abfahren sieht, während er wieder in seine traurigen Slums zurück muß, — das scheint mir sehr einfach und sehr klar. Aber wenn diese Erscheinungen auch nicht den Weg zum socialen Frieden bedeuten können; wenn sie als Faktoren für die Gestaltung der wirtschaftlichen Entwicklung nicht in diese Wagschale fallen können, so haben sie ihre Bedeutung doch als Lichtblicke im monotonen Leben des Arbeiters, und vor Allem als Symptom für die Zerknirschung, welcher das einst so robuste, in den Lehren des Cobdenklubs seelig beruhende Gewissen der englischen Mittelklasse zur Beute geworden ist. Da giebt es denn Debattirklubs, wo Arbeiter, die kurz vorher von der Universität gekommenen Kandidaten aller Fakultäten treffen; ferner Lesezimmer, Vorträge und Demonstrationen, bald mehr unterhaltend, bald in der systematischen Reihenfolge und schulmäßigen Form, wie sie der University-Extension eigen ist; und manchmal folgt, wie in unseren großstädtischen Bezirksvereinen, auf den ernsten Teil wohl auch ein Tänzchen, indem der Elegant aus dem Ministerialbüreau oder dem Anwaltshof die Mantelnäherin im Kreise schwingt (optima fide). Auch auf diesem Gebiete zeigt sich die das englische Leben kennzeichnende Vielgestaltigkeit der Entwicklung und die Originalität immer neuer Bildungen. Zu den Zerknirschten — die dabei ganz heiter sein können — gehört auch die englische Spielart der Gesellschaften für ethische Kultur, die in dem edelen Coit einen Apostel ersten Rangs gefunden haben. Seine Nachbarschaftsgilden sind ein merkwürdiger Versuch, in der Wüstenei der Großstadt neue, innige Gemeinschaften der einen Häuserblock oder eine Gasse bewohnenden Familien zu schaffen. Coit ist der Meinung, daß die Existenz besonderer Klubs für besondere Zwecke — wie sie oft von den Zerknirschten gegründet werden — leicht dahin führt, daß die eine Seite des Lebens, welche sie kultiviren, übermäßig geschätzt wird und ein schädliches Uebergewicht gewinnt, vor allem aber die Familien- und Nachbarschaftsbeziehungen lockert. Die Nachbarschaftsgilden haben zwar Sektionen für Knaben, Mädchen, für Erholung und Belehrung, aber diese sind nicht ganz getrennt und zu gewissen Zwecken findet sich die ganze Gemeinschaft zusammen. Die Gilden sind nicht so groß, daß sie gegenseitiges Kennenlernen aller Mitglieder untereinander

*) Jude the Obscure. By T. Hardy 1895.

Digitized by Google

ausschlössen. Coits Unternehmen ist ein selbstständig gewordener Zweig der „University-Settlements", von denen in London gegenwärtig 8, meist in Besitz eigener Klubhäuser befindliche, und einige andere in schottischen Universitätsstädten existiren; die Londoner Vereinigungen liegen zumeist im Osten der Stadt; seit der Gründung der ersten, Oxford House und Toynbee Hall, im Jahre 1885 hat sich ihre Zahl schnell vermehrt; verwandt, wenn auch wesentlich auf intellektuelle, systematische Beeinflussung gerichtet, ist die Universitätsunterricht-Ausdehnung, die im letzten Winter in 400 Centren über 8000 Hörer hatte. Neuerdings tritt in den Universitätsniederlassungen eine gewisse Diffusität der Bestrebungen auf; manche Unternehmungen grenzen an innere Mission, andere an Ferienkolonien und es scheint ihnen eine wachsende Polymorphie bevorzustehen. Höchst merkwürdige einzelne Persönlichkeiten treten in mehr oder weniger lockerer Verknüpfung mit diesen Erscheinungen hervor; so der Rev. Headlam, anderweit als christlich-socialer Agitator zu nennen, der als Seelsorger viel mit Ballettänzerinnen zusammenkam, ihre Kunst nicht frivol, sondern mit dem Interesse des begeisterten Kunstfreundes ansah und seinen Bischof durch einen Vortrag über die Theorie des Theatertanzes schwer ärgerte; später gründete er die Kirchen- und Bühnengilde. Man kann Erscheinungen wie Headlam nur würdigen, wenn man sich die Gestalt des den Fischen predigenden St. Franciscus vergegenwärtigt. Eine romantische Schwärmerei, ein naiver Enthusiasmus zeichnet ihn wie viele andere Männer dieser Bewegungen aus; zu ihnen ist auch John Trevor zu rechnen, der nach einer Odyssee durch alle möglichen religiösen Sekten hindurch schließlich die Arbeit apotheosirte und seine schnell wachsende Labor Church gründete, in der die bekannten Arbeiterführer die Kanzel besteigen, sozialistische Lieder anstatt Psalmen gesungen werden, und das Alles ohne eine Spur von Freidenkertum, lediglich als Emanation des starken religiösen Elements, das im Socialismus nun einmal liegt.

Die Volksbildungsbestrebungen haben sich ferner in der Fürsorge für Volksbibliotheken bethätigt, die zum Teil schon von den Kommunen errichtet und sehr liberal verwaltet werden, nachdem ein besonderes Gesetz die Gemeinde ermächtigt hat, die Mittel zu ihrer Errichtung und Unterhaltung durch einen Zuschlag von 1 Penny auf das £ der Einkommen-Steuer aufzubringen: Herbert Spencer war der einzige Engländer, der im geheiligten Namen des Eigentums gegen diese Steuer dauernd Einspruch erhob. —

Man sieht, an Mannigfaltigkeit, Buntheit und Formen-Reichtum lassen die philanthropischen Bestrebungen der Engländer nichts zu wünschen übrig: eine Kunst, Bedürfnisse aufzuspüren, tritt darin hervor, die sich neben dem gleichen Bestreben der Industrie wohl sehen lassen kann. Aber neben diesen in die verschiedensten Richtungen auseinanderlaufenden Bestrebungen, den Bedrängten zu helfen, stehen die einheitlichen, monumentalen Gebilde der Selbsthilfe, die das arbeitende Volk ganz aus eigener Kraft, ohne oder gegen den Wunsch und die Hilfe der sonst so hilfbereiten Bourgeoisie sie geschaffen hat. Es sind die großen Organisationen der Gewerkvereine und der Genossenschaften.

Bis vor wenigen Jahren waren die Genossenschaften, die in ihrer großen Mehrheit Arbeiter-Konsumvereine sind, das Einzige, was daran erinnern konnte, daß es in England einmal einen Socialismus gegeben hat. In der That stammt die Idee der Genossenschaft von einem der Patriarchen des Socialismus, von Owen, und die erste lebensfähige Gründung dieser Art, die der „Pioniere von Rochdale" würde nicht haben wachsen können, wenn die Christlich-socialen von 1849 nicht die Gesetzgebung zu Gunsten der Genossenschaften beeinflußt hätten. Nun, sehr bald wurde eine hohe Dividende den braven Pionieren ein viel begehrenswerteres Ziel, als jede sociale Reform: sie widmeten sich mit

Digitized by Google

größtem Geschick der Aufgabe, sich selbst zu helfen: und im Schatten der Fabrikschornsteine, welche sich die Arbeitergenossenschaften aus ihren Ueberschüssen bauen konnten, schlummerte der letzte socialistische Gedanke der englischen Arbeiterwelt — vorläufig — ein. Das hat freilich nicht ausgeschlossen, daß sich bis in die neueste Zeit Vertreter der Genossenschaften mit utopischen Hoffnungen auf eine Umgestaltung der ganzen Gesellschaft durch die Genossenschaften im Sinne der Kooperativ-Produktion getragen haben; Hoffnungen, welche durch das ungeheure Ueberwiegen der Konsumgenossenschaften über die Produktivassociationen in der englischen Kooperativ-Bewegung am gründlichsten widerlegt werden. Großartig ist trotz aller Phantasieen und Theorieen dieser Zweig der Arbeiter-Selbsthilfe freilich entwickelt; 1895 zählten die Genossenschaften 1450000 Mitglieder, die mit ihren Familien $^1/_5$ der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs ausmachen. Sie bildeten im Jahre 1893 fast 1700 Detailgenossenschaften mit einem Umsatz von einer Milliarde Mark, der 10% Reingewinn neben bedeutenden Rücklagen ergab. Im Zusammenhange mit den großen Lagern, besonders denen der En-Gros-Einkaufsvereine, stehen einerseits Bibliotheken, Lesezimmer, chemische Laboratorien, bei einer Genossenschaft selbst eine kleine Sternwarte, andrerseits Mühlen, Bäckereien, Seifensiedereien, Farmen, Schuhfabriken; eine dieser Schuhfabriken ist die größte der Welt: die Arbeitgeber dieser Unternehmungen sind also die in Genossenschaften zusammengefaßten Arbeiterschaften, und auch sie haben mit den Strike-Versuchen *ihrer* Arbeiter zu rechnen. Große Genossenschaftsgruppen treten, durchaus wie andere Handelsgesellschaften, als potente Kapitalisten auf. Und der Keim dieser Organe der Selbsthilfe ist eine Schaar von 12 Webern in Rochdale, die „Rochdale Pioniere," die 1843 auf gemeinsame Kosten einen Sack Mehl kaufte und ein Jahr später 28 Mitglieder zählte, 28 £ besaß und Thee und Zucker zu weiteren Stapelartikeln machte: diese ursprüngliche Genossenschaft hat jetzt 12000 Mitglieder und 10 Millionen Mark Kapital.

Die andere, neben diesen Organisationen allein noch in Frage kommende Form der Selbsthilfe der Arbeiter sind die *Gewerkvereine*, die in Deutschland so eifrig studirt worden sind und in dem Ehepaare Webb ihre Historiker und Psychologen gefunden haben.*) Was sie sind, haben am kürzesten ihre Feinde, die in einem Bunde vereinigten Arbeitgeber, in ihrem Manifeste von 1873 gesagt:

„Wenige sind sich des Umfanges, der Strammheit der Organisation, der großen Hilfsmittel und des Einflusses der Gewerkvereine bewußt. Diese verfügen über enorme Gelder, die sie zur Förderung Ihrer Zwecke reichlich verausgaben und der Bruchteil ihres Verdienstes, den die Arbeiter dem Dienst ihrer Führer weihen, ist erstaunlich. Sie haben einen wohlbezahlten und zahlreichen Stab von Führern, deren Mehrzahl in der Leitung von Strikes wohl erfahren ist: viele von ihnen sind geschickte Organisatoren: dieselben bilden eine besondere Klasse, eine Profession, und die Interessen derselben stehen denen der Arbeitgeber und des ganzen Landes feindlich gegenüber. Es steht ihnen eine große Armee literarischer Talente zur Verfügung, wo immer eine Kontroverse entsteht. Sie haben eine eigene Presse, ihre Schriftsteller haben freien Zutritt zu den leitenden Londoner Journalen. Sie halten häufig öffentliche Versammlungen, in denen bezahlte Redner die Arbeiterklasse mit ihren Anschauungen durchtränken und sie anspornen, den Parlamentskandidaten Bedingungen vorzuschreiben. So üben

*) Die Schriften dieser Autoren über die Gewerkvereine sind 1895—1898 bei Dietz in Stuttgart erschienen; die Zukunft wird sie wohl als die bedeutendste Leistung des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der politischen Oekonomie schätzen.

Digitized by Google

sie einen Druck auf die Mitglieder des Parlaments und auf diejenigen, die es werden wollen, der außer Verhältnis steht zu ihrer wirklichen Macht! Sie haben einen permanenten parlamentarischen Ausschuß und ein parlamentarisches Programm und aktive Parlamentsmitglieder sind energisch in ihrem Dienste. Sie haben das Ohr des Ministeriums und ihre Mitteilungen werden sofort und mit achtungsvoller Aufmerksamkeit entgegengenommen. So oft das Parlament eine der Fragen behandelt, die auf ihre Anregung vorgelegt sind, haben sie eine zahlreiche Vertretung in London."

In dieser Charakteristik ist nur eine Behauptung falsch: daß die Gewerkvereine den Interessen der Arbeitgeber und des ganzen Landes feindlich gegenüber stehen. Sie sind vielmehr die mächtigsten selektorischen Faktoren, die in einem kapitalistischen Wirtschaftssysteme denkbar sind; sie sind für einzelne ökonomisch oder technisch inferiore Unternehmungen freilich erbarmungslose Aetz- und Auflösungsmittel, für das Industrie-Kapital und die Technik aber das kräftigste Förderungsmittel. Das Ueberleben der Passendsten in der Kapitalistenklasse ist viel mehr ihr Werk, als das der intranationalen und der internationalen Konkurrenz. Und auch als Faktoren der Auslese innerhalb der Arbeiterschaft selbst sind sie durch keinen anderen Auslese-Mechanismus irgendwie zu ersetzen. S. Webb hat das vor Jahresfrist in einem fesselnden Artikel des Braun'schen Archivs gezeigt, und es erübrigt sich, auf seine so weit verbreitete und so leicht zugängliche Arbeit näher einzugehen.

Die eben angedeuteten Wirkungen der Trade Unions sind ungewollt aber unausbleiblich: die gewollten Wirkungen sind, wie der kürzlich zum Abschluß gelangte Ausstand der Maschinenbauer gezeigt hat, durchaus noch nicht in allen Punkten erzielt; eine höchst bedeutende Besserung der Arbeitsbedingungen und der Lebenshaltung ist aber sicherlich durchgehends von diesen Arbeiter-Koalitionen erreicht worden.

Bis vor wenigen Jahren sind die Gewerkvereinler ebenso wenig wie die Genossenschaftler socialistisch interessirt gewesen; trotz aller Versuche von socialistischer Seite haben sie sich stets zum individualistischen Credo bekannt und sind, soweit sie überhaupt politisch in Betracht kamen, mit den manchesterlichen Radikalen gegangen. Wohl saßen Führer der Gewerkvereine in der Internationale, wohl suchten Schüler von Karl Marx kollektivistische Ideen zu propagiren: aber Jahrzehnte lang prallten alle diese Versuche an dem ab, was Sombart treffend die „maßlos nüchterne, praktische Gemütsveranlagung" des englischen Arbeiters nennt.

Wenn die Elite der Arbeiterschaft (in den Trade-Unions) nun auch so selbstbewußt war, daß sie verschmähte, nach der Klinke der Gesetzgebung zu greifen, um eine Besserung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen zu erreichen, wenn sie dafür auf ihre koalirten Kräfte vertraute, so hat es doch England nicht an einer socialpolitischen Gesetzgebung gefehlt, welche dem edlen Wunsche der Junker entsprang, den immer reicher werdenden Kapitalisten „in die Suppe zu spucken", da man sie doch leider nicht bis zum Quietschen an die Wand drücken konnte. Dieser Sport, den wiederum Sombart treffend kennzeichnet, hat auch idealistische Anläufe genommen, die sich in der edelen, ein wenig Don Quijotehaften Gestalt des Lord Ashley-Shaftesbury verkörperten. Durch seine Agitation wurde erreicht, daß das Parlament 1842 die Frauen- und Kinderarbeit in Bergwerken verbot und Grubeninspektoren einführte, und damit war der Anstoß zu einer Kontrolle der Frauen- und Kinderarbeit und zur Einführung einer allgemeinen Arbeiterhygiene in allen Fabrikbetrieben gegeben. So sehr sich anfangs die Liberalen allen derartigen Maßregeln widersetzten, haben sie doch seit der zusammenfassenden Factory Act von 1878 sich an ein Eingreifen

Digitized by Google

das Staats in die „Freiheit des Arbeitsvertrages“ gewöhnt, und John Morley, der Führer der früher so manchesterlichen Liberaleu, denen um ihre Sitze bangte, ist in seinen Forderungen nach Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung wo möglich noch radikaler als das radikale Programm von 1888. Ergänzend wirkt neben den Fabrikgesetzen auf Einschränkung der absoluten Freiheit des Privateigentums eine tiefbegründete Tendenz des englischen Volkscharakters, der Widerwillen gegen Schmutz jeder Art: aus dieser Tendenz läßt sich wesentlich die musterhafte englische Sanitätsverwaltung erklären, die 1875 in der „Public Health Act“ mit einem Codex ausgestattet worden ist, neben dem sich die preußische Medicinalgesetzgebung völlig antediluvianisch ausnimmt.

Liest man das letzte große liberale Programm von Newcastle, unter dessen Wirkung die vereinigten Iren und Liberalen im Wahlkampfe von 1892 siegten, so ist von dem laisser faire des klassischen englischen Liberalismus kaum eine Spur zu finden. Wenn man das Programm überhaupt für etwas anderes als eine olla podrida gelten lassen will, so ist es ein socialistisches Programm. Mit ihm ist eine völlige Frontveränderung im politischen und socialen Leben Englands zum Ausdrucke gelangt.

II.

Philanthropie und Selbsthilfe, Arbeiterschutz und Hebung der Volksgesundheit haben also nicht verhindern können, daß der seit der Mitte der 60er Jahre aus England völlig verschwundene Socialismus sich wieder zeigte, wuchs und heute das ganze öffentliche Leben des Staates und des Volks infiltrirt. Gewiß hat es in einem Lande, in dem Mazzini, Krapotkin, Engels, Marx und Liebknecht lange Jahre gewirkt haben, in dem geflüchtete Pariser Communarden und Anarchisten, russische Nihilisten, deutsche Socialisten in großer Zahl Asylrecht genossen, auch vor 1880 nicht an Versuchen socialistischer Propaganda gefehlt; aber diese Saat schlug keine Wurzel; jedes Saatkorn schien auf dem dürren Boden der englischen Oekonomie zu verdorren. Auch der große Einfluß Darwins und Spencers schien zu einem Zweifel an der Unwandelbarkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, für welche die Gesetze der Transformation doch auch galten, nicht führen zu können.

Und doch haben alle Reformbestrebungen nichts wesentliches an der Misere der einen, der Dürftigkeit der anderen Hälfte der arbeitenden Klassen ändern können. Großbritannien zeigt uns im Jahre 1890 wohl manchen socialen Fortschritt. Die Sterblichkeit, besonders die der Kinder, hat sich erheblich verringert*) die Zahl der Verbrechen und der Verbrecher, besonders der jugendlichen, ist in steter Abnahme; die Trunksucht hört allmählich auf, das nationale Laster zu sein; dem steht aber eine erschreckende Zunahme der Geisteskranken und der auf dauernder Degeneration beruhenden Krankheiten gegenüber.

Innerhalb der Arbeiterschaft, bestehen die beiden festen Formationen der Genossenschaftler und der Gewerkvereinler. Jene bilden fast 13 % der Bevölkerung; ihre Vereine gewähren ihnen gegen Baarzahlung gute Waare, den Besitzern von

*) Darauf hat besonders die Bodenpolitik der Großstädte gewirkt. (A. Shaw, Municipal Government in Great Britain, 1895.)

Digitized by Google

Anteilscheinen 5—10% Dividenden, allen Mitgliedern Gewinne im Verhältnis der entnommenen Waare; gewiß ansehnliche Vorteile, die aber kaum soviel ausmachen, wie eine Erhöhung des Stundenlohns um 2 Pfennig, welche die Gewerkvereine in guten Zeiten so leicht erreichen. Die Gewerkvereine, zu denen im Jahre 1889 schon ein neues Element, das der ungelernten Arbeiter, gestoßen ist, zählen 1½ Million Mitglieder, d. h. sie umfassen etwa 23% der britischen Arbeiter. Häufig sind Gewerkvereinler zugleich Genossenschaftler und dann handelt es sich um die beste dem englischen Arbeiter erreichbare Lage, dann sieht er fast aus wie ein Gentleman; und die Spinnerei-Arbeiterin, die im Konsumverein kauft und in ihrer Trade Union Stütze findet, sieht fast aus, wie eine Lady; beide Organisationen zusammen mögen 30% der britischen Arbeiter umfassen. Schließlich aber bringen es 75% von diesen 30% nicht über eine respektable Dürftigkeit*) hinaus, und wenn sie nicht einem das Leben und die Gesundheit gefährdenden Betriebe oder einem der wenigen staatlichen oder städtischen Musterbetriebe angehören, so sind die Aussichten auf die Erfüllung ihres heißesten Wunsches -- Arbeiter sind nämlich nicht immer begehrlich, sondern sie haben ähnlich wie Agrarier und Schlotbarone auch so ihre bescheidenen Wünsche — nach dem Achtstundentag sehr trübe: das hat ja der Ausgang des großen Maschinenbauerstrikes gezeigt. Ist es da ein Wunder, wenn, zumal unter einer industriellen Depression, die zehntausende arbeitslos machte, der Glaube an Selbsthilfe hier und da doch ein wenig wankend wurde und Gedanken an Staatshilfe sich zu regen begannen?

Respektable Dürftigkeit ist also besten Falls das Ergebnis von so viel Kämpfen und Ringen, so viel Liebe und Selbstverleugnung; aber nur einem Drittel oder Viertel der britischen Arbeiter blüht dieses bescheidene, sehr wenig sichere Glück! Wie steht es mit den Uebrigen?

Eine Antwort auf diese Frage wäre vor 10 Jahren unmöglich gewesen; heute können wir sie auf Grund der bewundernswerten Forschungen von Charles Booth geben, der von 1885—1895 die Lebensverhältnisse erst von 900000 Einwohnern Ostlondons, dann der Bevölkerung ganz Londons untersucht hat, mit zahlreichen ausgezeichneten Mitarbeitern und unter Opferung enormer Summen aus seinen großen Vermögen. Seine Ermittelungen gestatten natürlich Rückschlüsse auf ganz England, da mit Ausnahme einiger kleiner Bezirke mit besonders hohen Löhnen und höchstentwickeltem Genossenschaftsleben die Verhältnisse der Londoner Arbeiterschaft besser sind als in den Provinzstädten. Wir erfahren so, daß ein Drittel der Bevölkerung unter der „Armuts-Linie", die Booth bei einem Einkommen von weniger als 21 Schilling die Woche zieht, lebt; daß aber von diesem Drittel kaum die Hälfte regelmäßigen Verdienst hat, während der Rest der Unsicherheit preisgegeben ist; weiterhin ergiebt sich, daß von der gesamten Bevölkerung Londons 33%, von der des Ostens 60% in chronischer Armut leben, die so groß ist, daß mit ihr nicht nur die elementarsten Voraussetzungen einer Teilnahme am öffentlichen Leben, sondern selbst Gesundheit und Leistungsfähigkeit unvereinbar sind. Weiter ergiebt sich, daß in London eine Person von 5 im Armenhause oder im Spital stirbt, daß (nach Abrechnung der Kinder) von drei Londonern einer darauf rechnen kann, vor seinem Tode im Armenhause eine letzte Zuflucht suchen zu müssen. Also alle Liebesthätigkeit, alle Selbsthilfe erreicht nichts als Armut im eigentlichsten Sinne für ein Drittel, respektable Dürftigkeit für ein

*) Vgl. S. Webb, Labor in the Longest Reign 1897; ferner: Work of the Labour Department; Rates of Wages paid in 1886; Changes in Wages and Hours 1894. (London, Eyre und Spottiswood).

Digitized by Google

weiteres Drittel, und irgend einen Zwischenzustand zwischen diesen Chancen für das übrige Drittel der ungeheuren Mehrheit des arbeitenden Volkes. Nun denke man sich alle diese dürftigen, mühsam kämpfenden oder halb niedergebrochenen Menschen dem Uebel der Arbeitslosigkeit und den übrigen schlimmen Folgen einer wirtschaftlichen Depression ausgesetzt, wie sie 1885 über England hereinbrach und es einem Tiefpunkte des wirtschaftlichen Lebens rapide zudrängte, dem erst 1888 ein neuer Aufschwung folgte. Nun, in die Jahre 1886 und 1887 fällt die erste socialistische Arbeiterbewegung Englands, welcher Aufstände Arbeitsloser vorausgegangen waren. Es folgte der große Strike der Dockarbeiter, und seit 1890 mit einem endlich erreichten wirtschaftlichen Höhepunkte auch eine mächtige socialistische Strömung in den Trade-Unions, die den Kern des englischen Liberalismus mit sich riß. (Newcastler Programm 1891.) Aber die Propaganda socialistischer Gedanken seit 16 Jahren hat nicht in der Industrie-Arbeiterschaft angefangen; ihr Beginn ist überhaupt nicht mit der industriellen Entwicklung näher verknüpft, sondern damit, daß in gewisse Kreise der englischen Bourgeoisie endlich einmal ein Interesse für die merkwürdige Struktur des Grundbesitzes von außen her hinein getragen wurde. Der Träger dieser Aufklärung war ein Hintlerwälder aus dem fernsten amerikanischen Westen, Henry George.

Der Angelsachse liebt bekanntlich nichts mehr als Reinlichkeit, ein eigenes Heim und den Aufenthalt im Freien und Grünen. Die letzten beiden Requisiten sind ihm aber sehr schwer erreichbar; ja, wenn er nach dem fernen Westen, nach Dakota, nach Nevada, nach Kalifornien könnte, wo es noch so vielen unbesiedelten Boden geben muß! Zu Hause fand er sich darein, daß der Adel nun einmal den Boden, meist auch den in den Städten, besitzt, daß selbst der reichste Städter ein Pächter des Grundherren ist; aber über dem Wasser winkte doch das eigene Haus auf eignem Boden, wohl gar in eignem Walde und Felde. In diese Träume stampfte nun plötzlich der Hinterwälder Henry George, geboren in Philadelphia, hinein, und zeigte dem erstaunten Engländer, daß es im freien Westen mindestens so schlimm herging wie in dem alten altkultivirten Mutterlande, daß der Boden Grundherren — neugebackenen Parvenüs — gehörte, die ihr Monopol in ebenso extremer Weise ausnützten, wie irgend ein Londoner Hausagrarier und daß infolge davon in dem neuen freien Lande dieselben übervölkerten Massenquartiere, dieselbe hoffnungslose Armut, dieselben pathologischen Erscheinungen des Gesellschaftskörpers herrschten, wie im Mutterlande im Banne des historischen Adels. Georges Lehre, daß die Armut und die Tendenz zum progressiven Sinken der Löhne lediglich die Folge des Privateigentums an Grund und Boden sei, den doch, wie er in immer neuen Varianten versicherte, Gott Allen zur gemeinsamen Benutzung gegeben hätte, wirkte auf seine englischen Leser, die sehr bald — von 1881—83 — auch seine Zuhörer wurden, wie eine Himmelsbotschaft. Und Georges Stil und Methode, ganz besonders seine beständigen Berufungen auf die Bibel, auf den darin verkündeten Willen Gottes, auf das natürliche Recht auf die Benutzung des Bodens, das jeder Mensch nach ihm hat, konnten auf gewisse Eigenarten des englischen Charakters, der sich von dem marxistischen Materialismus abgestoßen fühlen mußte, fascinirend wirken. Dazu kam, daß George als Zeitungskorrespondent zum Studium der irischen Landbewegung nach Europa gekommen war und daß er in diesen ganz England aufs heftigste erschütternden Fragen den besten Stoff für eine aktuell wirkende Propaganda fand. Die irischen Zustände konnten die englischen Radikalen und Arbeiter viel empfänglicher machen für die Lehre von dem natürlichen Rechte der Menschen an den gemeinsamen Besitz des Bodens, als für die Lehre vom göttlichen Ursprunge der großen Rittergüter. Dazu kam, daß in der englischen National-Oekonomie die Lehre von der Bedeutung der

Digitized by Google

Bodenrente und der Vorteile der Lage von jeher eine sehr große Rolle spielt, daß besonders der einflußreichste Denker auf diesem Gebiete, Mill, die Ricardosche Rentenlehre ausgestaltet und mit der Analyse des „unearned increment", des ohne Zuthuen des Grundbesitzers erfolgenden continuirlichen Zuwachses an Wert seines Grundstückes, bereichert hatte. Nicht unbeträchtlich wirkte auch die Lehre Spencers mit, daß das Privateigentum am Boden mit Recht und Billigkeit unvereinbar ist. Was so in abstracto vorgebildet war, fand in George, der die fabelhafte Steigerung des Bodenpreises und ihre schamlose Ausnutzung durch die großen Kapitalistenvereinigungen und Eisenbahncompagnieen im amerikanischen Westen in wenigen Jahren hatte werden sehen, einen ausgezeichneten Illustrator, und seine zwischen deklamirender Rührung und Entrüstungsausbrüchen hin- und herspringende Rhetorik fand beim Publikum eines Carlyle und Dickens einen begreiflichen Beifall.

Zwei einflußreiche Gesellschaften mit ausgeprägter reformatorischer Tendenz pflegen heute die George'schen Traditionen. Beide bieten der Unzufriedenheit dadurch ein Ziel, daß sie mit George auf eine ganz bestimmte Ursache sozialer Mißstände hindeuten und auf ein einzelnes, bestimmtes Abhilfemittel. Unzweifelhaft ist die Verteilung des Grundbesitzes in England so abnorm, so monströs, daß eine Kritik überall — außer bei den Grundherren — überzeugend im Sinne der Bodenreformer wirken muß. Die sehr zuverlässige Grundbesitzstatistik von 1875 zeigt, daß von den 55 Million Morgen englischen Bodens 9 Million den 400 Häuptern der Familien des Hochadels gehören, fast 15 Million Morgen einer Zahl von noch nicht 1300 Landadelfamilien, (in Gütern von mindestens 5000 Morgen), und 7 Million Morgen in Gütern von 1600—5000 Morgen weiteren 2500 Familien des Junkerstandes. Also über die Hälfte des Bodens gehört 4200 Familien des hohen und niederen Adels! Der Rest des Bodens verteilt sich auf 34 000 Groß- und Kleinbauern und auf 217 000 Käthner, die kleinere Parcellen von 1—160 Morgen besitzen. Im ganzen giebt es nur etwa 255 000 Familien mit Grundbesitz. Für das ganze Königreich ergiebt sich, daß 600 Peers etwas mehr als $^1/_5$ des ganzen Bodens besitzen, daß die eine Hälfte des Landes im Besitze von nur 7400 Individuen ist und die andere Hälfte sich unter 313 500 Individuen verteilt.

George hat nun sehr anschaulich, wenn auch ohne schärfere Analyse geschildert, wie der Preis und Wert des Bodens an sehr vielen Stellen nur durch das Wachstum der Bevölkerung und die gesamte Arbeit der Gemeinschaft eine beständige Steigerung erfährt, „auch wenn der Grundherr schläft," mit welcher Wendung er einen von englischen Nationalökonomen häufig mit demselben Worten charakterisirten Umstand illustrirt. Er erzählt im zwanzigsten Kapitel der „Sozialen Probleme" eine amüsante Anekdote, welche diesen Satz buchstäblich wahr macht, und die es verdient, öfter gelesen zu werden.

Sein Heilmittel — und da zeigt er sich als der typischste Monomane unter den für England wichtigen Socialreformern — ist die „single tax", d. h. die Wegnahme der Grundrente und der durch Situationsvorteile bedingten Wertsteigerung durch den Staat. Mit den Erträgen dieser Steuer wird dann die sociale Frage gelöst; Kapitalgewinn ist dagegen für George unantastbar.*)

Die „single tax" wird heute in England von der einflußreichen Land-Restoration League gefordert, ist aber nur ein Mittel für ihr Ziel: die Restitution des Landes an das Volk: „Wir wünschen — so heißt es in ihrem Manifest — die Steigerung der Grundsteuer, bis der ganze Jahreswert der Rente dem

*) Was „single tax" bedeutet, hat George am klarsten und kürzesten im Financial-Reform-Almanach für 1897 gezeichnet.

Digitized by Google

öffentlichen Interesse zufällt, und wir wünschen schließlich das englische Volk selbst zu den Grundherren Englands zu machen. Als ersten Schritt zu diesem Ziele verlangen wir von unserern Vertretern im Parlament eine Wieder-Auferlegung der Steuer von 4 Schilling auf das Pfund Einkommen vom Boden, ꝛc.“ Die Gesellschaft besteht seit 14 Jahren unter Leitung des schon erwähnten Ballet-Freundes Rev. Headlam, verfügt über beträchtliche Mittel, hat ihren Einfluß im Parlamente bei der Schaffung der Landgemeinde-Ordnung mit Erfolg geltend gemacht und unterhält eine geschickte Agitation auf dem Lande durch Wanderredner, die in ihren „roten Wagen“ (Red Vans) Dörfer besuchen, nicht immer von den Gutsbesitzern freundlich begrüßt; manchmal wird auch ein Wagen von den Leuten eines erzürnten Agrariers zerschlagen, was die Liga aber bisher nicht abgeschreckt hat.

Eine der Forderungen der Liga, die Besteuerung des Vorteils der Lage des städtischen Grundbesitzes, ist von fast allen liberalen Abgeordneten 1889 adoptirt worden.

Aehnliche Ziele verfolgen die Financial Reform Society, — es ist eine Ironie des Schicksals, daß sie von Cobden gegründet worden ist — und die Land Nationalization Society. Jene fordert eine Steuer von 25% der Grundrente, diese, unter Leitung des berühmten Naturforschers Wallace, „ist zwar bereit, das Einkommen aus Grund und Boden zu besteuern, betont aber energischer die Expropriirung des Bodens durch öffentliche Behörden.“ Sie besteht seit 1880 und will also die Grundherren auskaufen.

Fast alle bedeutenden Vertreter des Socialismus in England haben direkt oder indirekt unter dem persönlichen Einflusse von George gestanden; oder sie haben einer der genannten Bodenbesitz-Reform-Gesellschaft angehört oder gehören ihnen noch an. Deshalb war die George'schen Lehre in vielen wichtigen Fällen ein Durchgangstadium zum Socialismus, zugleich aber mehr als das; es ist begreiflich, daß es Jemandem, der unter dem Einflusse des „single tax“-Gedanken sich an die Vorstellung gewöhnt hat, den Boden zu verstaatlichen, nun sehr viel leichter wird, auch die Verstaatlichung der Produktionsmittel zu verstehen und zu erstreben. Diese Herkunft giebt fast dem gesamten englischen Socialismus einen eigenartigen Stempel; er trägt die Eierschalen der Georgeschen Lehre noch mit sich, und in seinen Schriften ist recht selten vom Mehrwert, aber er um so mehr vom Vorteile der Lage, von der Grundrente und dem „unearned increment“ die Rede. Besonders gilt das von den Essays der Fabier.

Wenn George's Ideen auch bei den schon früher socialistisch interessirten Engländern (vor Allen bei Hyndman) gleich bei seinem Auftreten Anklang gefunden haben, so kommt es wohl daher, daß er — wenn auch nur beiläufig — außer den vermeintlichen natürlichen Rechten des Individuums an den Boden auch den viel wesentlicheren Umstand zu betonen pflegte, daß das „unearned increment“ eine Schöpfung der gesamten socialen Entwicklung ist, daß es seine Quelle in den Leistungen des gesamten gesellschaftlichen Organismus hat und daß dieser Ursprung bei der Grundrente viel leichter zu demonstriren und zu begreifen ist, als beim Kapitalprofit.

Nachweislich sind nicht nur alle bedeutenden Vertreter des heutigen englischen Socialismus durch ein Stadium des Georgismus hindurchgegangen, („Georgemen“ gewesen), sondern die Einführung von George in verschiedene Gruppen radikaler Politiker war auch der Anstoß zur Bildung der heut bestehenden socialistischen Gruppen und Parteien. Und zwar hat der einzige orthodoxe Marxist von Bedeutung, den England besitzt, Hyndman, Henry

Digitized by Google

George 1882 in die demokratische Vereinigung eingeführt und erst damit, nicht durch marxistische Ideen, bewirkt, daß diese „demokratische Föderation" eine Forderung — und zwar nur diese eine — wirtschaftlichen Inhalts, die Nationalisirung, d. h. die Verstaatlichung des Bodens, in ihr Programm aufnahm. So ist also der englische Socialismus das Produkt der Infektion politischer Radikaler mit Georgismus durch einen enragirten Marxisten. Anfangs war die Föderation, die erst 1884 den Namen Socialdemokratische Föderation annahm, eine Armee ohne Truppen, ein bloßer Generalstab. Die „klassenbewußte" Arbeiterschaft wollte ja von nichts als von Selbsthilfe wissen. Erst als neben diesen Generalstab noch ein Geniekorps, die 1883 begründete, auch fast ganz aus Georgisten bestehende Fabian Society, trat, begann die Gewinnung der radikalen politischen Arbeitervereine, nicht der Gewerkvereine. Diese konnten erst gewonnen werden, als die 1886—87 herrschende Arbeitslosigkeit auch die organisirten Arbeiter mürbe zu machen anfing, und als die feurigste Fabierin, Annie Besant, ihrer Gesellschaft ein Amazonenkorps, die Zündholzarbeiterinnen, zuführte, zu denen etwas später die wuchtigen Bataillone der zum ersten Mal organisirten Dock- Gas- und Eisenbahn-Arbeiter stießen. Die Führer dieser Dockarbeiter schossen Bresche in die antisocialistische Enceinte der Gewerkvereine; auch diese Führer waren zumeist georgistische Führer radikaler Arbeiterklubs gewesen.

Dem Marxismus scheint im vereinigten Königreiche kein dauernder Erfolg beschieden zu sein. Er ist dem englischen Temperament nicht kongenial; die ihn vertretende Föderation kann, wenn sie auch die früheste modern-sozialistische Gruppe in England ist, keinen Boden gewinnen; sie ist eigensinnig intransigent und die Opportunisten, besonders die Sozialstrategen nach dem Vorbilde des Fabius Cunctator, laufen ihr den Rang ab. Sowohl die Föderation, wie die Fabiergesellschaft bestand anfangs aus Bourgeois: Beamte, Journalisten, Künstler, Lehrer, Börsenmänner (wie Pease); jede Gruppe hat neben einer Reihe hervorragender Mitglieder eine alle anderen überragende Persönlichkeit, die Föderation den Möbel- und Glasgemälde-Fabrikanten William Morris, die Fabier den früheren Ministerialrat Sidney Webb.

Morris ist im Oktober 1896 im Alter von 62 Jahren gestorben: seine Lebensarbeit liegt abgeschlossen vor uns, während Webb*) noch lange nicht auf der Höhe seiner Thätigkeit und seines Einflusses angelangt ist.

William Morris, den die Natur eigentlich zum Dichter geschaffen hat, ist durch sein leidenschaftliches Verlangen, das ganze Leben mit Schönheit zu durchdringen, und aus seinem hyperästhetischen Widerwillen gegen die Häßlichkeit der modernen Großstädte und die Geschmacklosigkeit in den Häusern der reichen Bourgeoisie zum Sozialismus gekommen. Ihm erschien Geschmacklosigkeit als die unvermeidliche Folge der modernen Massenproduktion und er dachte allen Ernstes daran, die Industrie und die bildenden Künste wieder zu ihrer gemeinsamen

*) Wir verdanken Webb zwei ausgezeichnete Darstellungen der Entwicklung des englischen Sozialismus. Die eine schildert im wesentlichen den Stand der Dinge um 1889 und ist durch die Ereignisse überholt (Sozialismus in England, London, Swan Sonnenschein). Die andere hat Webb auf meine Bitte herausgegeben: sie giebt in 12 Essays aus der Feder der Führer aller Zweige des heutigen englischen Sozialismus ein Bild von der Kraft und dem Ideenreichtum, zugleich von der echt englischen Polymorphie der Bewegung. Ich habe sie für Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen übersetzt. (Der Sozialismus in England, Göttingen 1898.) Ferner sind die „Fabier-Essays" welche zusammen mit der neuen Webbschen Sammlung ein vollständiges Bild der Eigenart des englischen Sozialismus ergeben, als Band XI der von mir herausgegebenen Bibliothek für Sozialwissenschaft erschienen (Leipzig, Georg H. Wiegand, 1897). Leider war es mir aus äußeren Gründen nicht möglich, beide Sammlungen in einem Bande zu vereinigen.

Digitized by Google

Quelle, dem Handwerk, zurückzuführen, den Handwerker aber künstlerisch zu erziehen, nicht durch Kopieren von Mustern aller Stile, sondern dadurch, daß man ihn seine Arbeit wieder lieben, an ihr Freude finden lehrt; aus dieser Liebe und Freude soll dann die Schönheit des Arbeitsprodukts spontan erwachsen. Morris Einfluß auf das englische Kunstgewerbe ist vor kurzem in diesen Blättern geschildert worden. Als Sozialpolitiker wünschte er den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung möglichst zu beschleunigen; aus ihren Ruinen soll nicht nur ein Reich der Gerechtigkeit und Freiheit, sondern vor Allem eines der Schönheit aufblühen, in dem jeder in Freude am Schaffen arbeitet und deshalb jedes Produkt den Stempel einer naiven, wenn auch bescheidenen Schönheit trägt. Walter Crane hat mit dem Zeichenstifte manches Bild dieser Träume in seinem merkwürdigen Buche: Die drei Sirenen*) fixiert; auf der vorjährigen Dresdener Kunstausstellung sah ich ein Oelbild Cranes, Heuernte in Utopien, das mir sofort ein entzückendes Kapitel aus der träumerischen Utopie von Morris, News from Nowhere, auftauchen ließ, dem malerischsten Buche der englischen Literatur.

Man kann sich kaum einen schärferen Gegensatz denken, als zwischen der Struktur der Bellamyschen und der der Morrisschen Utopie; bei dem Amerikaner eine beklemmende allgegenwärtige Maschinerie, die alle Talmi-Genüsse der heutigen Schundproduktion in ganzen Ballen auf die zu beglückende Menschheit ausschüttet; bei Morris ein träumerisches Dahinleben in Licht und Luft, auf dem von alten Wäldern überwucherten Boden der längst zusammengestürzten Großstädte; eine naive Emanzipation der Sinne, in der das heute so schwere, plumpe, sündige Fleisch fast ätherisch geworden ist; überall schöne Frauen, die mit 40 Jahren noch mädchenhaft frisch und zart sind; kein Gedanke an ein Jenseits; ein glückliches physisches Leben in innigster Liebe zur Mutter Erde: als Kern des Daseins Kunst in engster Verschmelzung mit einem ohne Riesenmaschinerie betriebenen Handwerke; von dem was die Menschen heute so mühsam lernen, ist das meiste verschwunden, die Geschichte ist durch gemalte Märchen ersetzt, in denen Rotkäppchen, Reinicke Fuchs, Tristan und der erfindungsreiche Odysseus unsterblich weiter leben: Gesetze, Politik und Staat fehlen; das Parlamentsgebäude von Westminster ist zu einem Magazin von Dungstoffen für die Anlagen am Ufer der wieder klar und frisch gewordenen Themse gemacht worden; Religion und Jenseits sind aus den Gedanken der Menschen verschwunden, Niemand philosophirt mehr, nur lebensvolle, anschauliche Wissenschaft und Poesie, von Druckerschwärze gereinigt, werden im Hintergrunde des bezaubernden Bildes sichtbar.

Daß Morris als Weber, Maler, Tischler, Architekt, als ausübender Meister einer großen Zahl von Handwerken viel von diesen Träumen verwirklicht hat, ist bekannt; selbst der Gedanke, daß die Themse wieder für Fische und Krebse bewohnbar werden, wieder reine Kiesufer haben könnte, wenn man nur wollte, ist von Morris Freunden, den Fabiern, verwirklicht worden. (Sie haben das durch eine verbesserte Kanalverwaltung seitens des Londoner Grafschaftsrat, in dem sie stark vertreten sind, erreicht.) Daneben ging seine von Schönheit gesättigte Dichtung. Morris bedeutete für den englischen Socialismus so viel wie eine Armee; als einer der Hauptführer der großen präraphaelitischen Kunstrichtung, als erster der Romantiker, als Dichter von großer Originalität und glänzender Beherrschung der Sprache, als Erzähler von höchster Naivetät und Anschaulichkeit hatte er hohes Ansehen und Einfluß in Kreisen, die sonst der socialistischen Propaganda unerreichbar sind.

Viel Freude am Parteileben hat Morris nicht gefunden; er hat unter der

*) The Sirenes Three. London 1886.

Digitized by Google

bald (December 1884) unvermeidlich gewordenen Spaltung der Föderation schwer gelitten, er hat auch die von der Föderation losgelöste socialistische Liga zerfallen sehen, nachdem er ihr enorme Opfer jeder Art gebracht hatte; er hat sich auch nicht gescheut, seine Haut zu Markte zu tragen und an den turbulenten Aufzügen der Arbeitslosen in den Jahren 1885—1887 teilzunehmen, gegen die Anfangs mit Polizeistrafen, zuletzt aber mit Polizeiknüppeln rücksichtslos vorgegangen wurde. Morris, der reiche Fabrikant, der berühmte Dichter, der große Künstler, marschirte mit den zerlumpten Arbeitslosen hinter der roten Fahne her, hielt Ansprachen an den Straßenecken, verteilte Traktate auf den Plätzen. Einer, der ihn so hat marschiren sehen, sagt von ihm: „Voran mitten unter den roten Fahnen, mit aller Macht die Marseillaise singend, kam Morris. Er hatte das Gesicht eines Kreuzfahrers und er marschirte, wie die Kreuzfahrer marschirt sein müssen."

Morris kam recht bald zu der Einsicht, daß die erwartete Revolution nicht so bald und vielleicht überhaupt nicht kommen würde und trennte sich nach einigen Jahren von der socialistischen Liga, die immer revolutionärer wurde; er näherte sich wieder mehr der Föderation, widmete aber seine Kräfte, soweit es zuletzt seine neue Passion für Handbuchdruck, Letterguß und künstlerische Buchausstattung zuließ, der socialistischen Gesellschaft zu Hammersmith, d. h. einer kleinen Gruppe persönlicher Anhänger. Hier hat er dreizehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, jeden Sonntag Abend seine Gefolgschaft versammelt und unterhalten, wie nur er es konnte (er war auch als Schauspieler bedeutend); ein großes, nur zum kleinen Teile zur Gesellschaft von Hammersmith gehöriges Publikum von Literaten und Künstlern füllte die große Halle in Morris Hause, wenn er einen seiner fesselnden Vorträge über Fragen der Kunst oder des Kunstgewerbes hielt; die literarische und Künstler Welt Londons, mochte sie dem Socialismus auch noch so fernstehen, nahm gern redend und demonstrirend an diesen, in ihrer Art einzigen Zusammenkünften teil.

Morris war nur einer von den vielen, die sich früher oder später von der Föderation abgewendet haben. Ihr Gründer Hyndman hat die dem Marxismus bewahrte Treue teuer mit dem Verluste von Männern wie Bax, John Burns, Tom Mann bezahlt. Die Föderation ist noch heute eine einflußreiche Körperschaft, aber eine politische Partei von parlamentarischen Einfluß ist sie nicht. Sie hat bei den letzten Wahlen nur 3800 Stimmen aufgebracht, während die 1894 begründete unabhängige Arbeiterpartei 46000 Stimmen aufbrachte bei 4800000 Stimmberechtigten. Das jetzige Parlament (von 1895) zählt dreizehn Arbeiter-Abgeordnete, meist Schützlinge der nicht socialistischen Gewerkvereine; 1892 waren siebzehn Arbeiterkandidaten gewählt worden.

Parallel mit der Entwicklung der Föderation geht die progressive Entwicklung der Fabier Gesellschaft. Sie zählt jetzt etwa 750 Mitglieder und hat nicht die Absicht, alle Engländer zu Fabiern zu machen. Ihr spiritus rector, der neununddreißigjährige frühere Ministerialrat Sidney Webb, ist ein Staatsmann ersten Ranges und hat die Klarheit und Zähigkeit, die zur Durchführung der fabischen Strategie erforderlich ist. Sie geht nicht darauf aus, eine Gruppe oder Partei ganz für ein socialistisches Programm zu gewinnen, sondern sie will lieber die Mehrheit oder die Gesamtheit für Teile des Programms, seien es auch nur einzelne Maßregeln, gewinnen. Deshalb haben die Fabier auch keine eigene Presse, keine eigenen Parlaments-Kandidaten und lassen ihre Genossen Mitglieder anderer Gesellschaften und Parteien sein; man findet sie auch in den Reihen der Christlich Sozialen, der Landreformer, der Föderation, selbst unter den eigentlich politischen Beamten des konservativen Kabinets; ihr glänzendster Essayist, G. B. Shaw, der Apostel Ibsens in England, ist Hauptmitarbeiter

Digitized by Google

der konservativen Saturday Review. Webb selbst erinnert als Denker merkwürdig an John Stuart Mill, hat aber eine Frische, einen Humor und einen gewissen künstlerischen Anflug, der dem immer etwas gedrückten und gedämpften Mill stets abging.

Die Fabier wirken durch Verteilung kurzer, zündend geschriebener Traktate über fundamentale Fragen des Socialismus; durch Vorträge in Arbeiterklubs; durch Bearbeitung der Gewerkvereine; vor allem durch eine rastlose Thätigkeit in den kommunalen Körperschaften. Den Londoner Grafschaftsrat, der gewisse Zweige der Verwaltung Groß-Londons vereinigt, darf man als ihre unbestrittene Domäne, ja als ihre Schöpfung ansehen; er ist die wichtigste Palästra des Socialismus in England: Webb selbst, den man durchaus als Verkörperung der Fabiergesellschaft betrachten darf, wird nicht müde, die Kommunal-Verwaltung als das eigentliche Gebiet socialer Politik zu bezeichnen; in der That hat der „municipale Socialismus" in einzelnen Groß- und Mittelstädten — Birmingham, Glasgow, Huddersfield — solche Fortschritte gemacht, daß man nur mit der Aufzählung der verstadtlichten Betriebe ganze Seiten füllen könnte und daß wir schon eine deutsche Monographie über ihn besitzen. Nur die wichtigste Leistung dieser Kommunal-Politik, der Erwerb großer Straßenzüge voll elender Höhlen und ihre Besetzung mit gesunden Arbeiterwohnungen oder, je nach der Lage, mit großen, von der Stadt verpachteten Geschäftshäusern, sei auch als Symptom des in dem Municipalismus wirkenden Georgismus genannt.

III.

Bis 1889 ist die heut sechzehnjährige Geschichte des englischen Sozialismus die einer Ideenbewegung unter dem „jüngeren Gebildeten-Proletariate" Londons und einigen Enthusiasten in reiferen Jahren. Proletarische Elemente tauchen darin erst zur Zeit der Arbeitslosen Bewegung (1885—87) auf; diese wird niedergeschlagen, aber die Führer — Mann, Champion, Burns u. A. — suchen die erworbene Erfahrung und Uebung im Organisiren in London weiter zu verwerten, ziemlich unabhängig von bestehenden Parteien, ganz unabhängig von den noch ganz „individualistischen" Gewerkvereinen. Es gelingt, der große Dockarbeiterstrike von 1889 führt zu einer Organisirung der Tagelöhner, der „ungelernten Arbeiter" in London und den anderen großen Städten, und Mann und Burns führen den Gewerkvereinen 130000 organisirte, aber durch und durch socialistisch instruirte Rekruten zu, die man nicht zurückweisen konnte. Zugleich traten Mann und Burns aus der Föderation, deren Marxismus nicht mit einem Anschluß an die Gewerkvereine vereinbar war, aus. Es beginnt nun der Proceß der socialistischen Infektion der gesamten Gewerkvereine: er verdient eine besondere Schilderung, aber er ist heute noch in vollster Fermentirung und gerade der Ausgang des letzten Maschinenbauerstrikes wird voraussichtlich sehr wesentlich mitwirken bei der Entscheidung, ob die Trade-Unions eine weitere Besserung der Lage ihrer Mitglieder von ihrer alten Taktik erhoffen, oder ob sie sich neben den übrigen socialistischen Gruppen mit einem staatssocialistischen Programm in den Wahlkampf stürzen werden. Wenn das feststeht, dann kann dieses Kapitel der Geschichte des englischen Socialismus geschrieben werden.

Zunächst hat die Bildung socialistisch inficirter Gewerkvereine und ihre Abkehr von den Marxisten der Föderation den Erfolg gehabt, daß sich

Digitized by Google

1893 eine neue Arbeiterpartei gebildet hat, die Independent Labor Party, anfangs nur in Schottland unter Keir Hardie, dem Parlamentarier mit der Tuchmütze. Viele Fabier und frühere Föderirte sind ihr beigetreten. In ihrer Plattform heißt es: „Unser Ziel ist: Eine industrielle freie Gemeinschaft gegründet auf die Vergesellschaftung des Bodens und des Kapitals." Von Klassenkampf, materialistischer Geschichtsauffassung und der „einen reaktionären Masse" der Nichtsocialisten steht nichts darin.

Zur Zeit der Arbeitslosen Unruhen und des großen Dockstrikes hat sich auch in der englischen Hochkirche eine socialistische Strömung geregt: der Ballet-Freund Rev. Headlam hat die socialistische St. Matthäus Gilde gegründet, der Fürstbischof von Durham steht an der Spitze der 1889 gegründeten Christian Social Union. Headlam ist radical, der Kirchenfürst gemäßigt, aber entschieden. In einer Rede sagt er: „Die centrale Idee des Socialismus ist die, daß das Ziel des menschlichen Strebens das gemeinsame gleiche Wohlergehen Aller ist unter Voraussetzungen, welche für die vollste Kultur jedes Einzelnen sorgen, im Gegensatze zu der speciellen Entwicklung einer Rasse, oder Klasse, die auf der notwendigen Unterwerfung Anderer beruht: aber daraus folgt noch nicht, daß es nur einen Weg zu diesem Ziele giebt. Die Erfahrung wird die Reform leiten und kräftigen, denn das Leben ist mannigfaltig. Aber der Einzelne wird nicht der Gesellschaft geopfert werden. Er wird befähigt werden, ihr seine geschulten Kräfte zu weihen und so seine Freiheit zu gewinnen."

Andere christliche Kirchen haben in England gleichfalls socialistische Anläufe genommen: so hat Erzbischof Vaughan an der Hand der päpstlichen Encyclica einen „Katechismus der Rechte und Pflichten der arbeitenden Klassen" geschrieben: das Beste daran ist die witzige und scharfe Abfertigung, die ihm darauf von Blatchford, Mitglied der unabhängigen Arbeiterpartei, zu Teil geworden ist; Webb hat diese vernichtende Kritik in die Sammlung der von mir übersetzten Essays aufgenommen.

Die flüchtigen Umrisse dieser Skizze werden wenigstens soviel gezeigt haben, daß der süße Trost unirer kapitalistischen Liberalen, in ihrem Musterlande England wäre kein Boden für den Socialismus, hinfällig ist. Nun ist freilich in England nichts vorhanden, was mit dem parlamentarischen Socialismus des Kontinents verglichen werden könnte. Den könnte erst ein als Kitt wirkender Druck von außen künstlich schaffen. Aber der englische Socialismus hat zwei starke Säulen, die der des Kontinents nicht hat: Er ist das Bekenntnis der Idealisten aus der Bourgeoisie, die sich ihr Arbeitsfeld nicht in der großen politischen Tratzieherei, sondern in der Kommunalverwaltung gesucht haben; in den Selbstverwaltungskörpern der großen Städte und der Industrie Bezirke liegt das eigentliche Gebiet des englischen Socialismus und da ist denn außer dem bewußten Socialismus der Männer, die heute vierzig Jahr alt sind, der unbewußte Socialismus der meisten Stadtväter hervorzuheben. Die Geschichte der englischen Municipien in den letzten 10 Jahren, die ich hier nicht darstellen kann, ist die eigentliche Geschichte des praktischen Socialismus. Verstadtlichung ist die Signatur des heutigen englischen öffentlichen Lebens und so wird es denn bald eine Welt von Institutionen geben, die längst verstaatlicht sein werden, wenn man sich in der hohen Politik noch immer über die Grenzen der wirtschaftlichen Intervention und Entreprise des Staates streiten wird. Sind ja doch auch bei uns die großen Städte, soweit sie nicht in den Händen halb mumificirter „freisinniger" Ringe sind, die Träger sozialpolitischer Reformen, und sie würden es noch viel mehr sein, wenn unsere Städte das demokratische Wahlverfahren der englischen Towns und Cities hätten. Der durch die Gesetze von 1885, 1888 (County Council Act) und 1894 (Local Government

Digitized by Google

Act) besiegelte Sieg der Demokratie ist aber nicht blos für die Kommunen eine Garantie arbeiterfreundlicher Institutionen. Großbritannien hat das allgemeine Stimmrecht (oder äquivalente Einrichtungen) für alle Verwaltungskörper, das wir in Deutschland nur für den Reichstag haben; aber es hat noch etwas anderes, es hat eine parlamentarische Regierung! Die Folge des allgemeinen Stimmrechts wird und muß ein Arbeiterparlament sein; dann muß aber auch die Regierung aus den Kreisen der Arbeiter oder der Arbeiterführer genommen werden. Es sind jetzt schon frühere Arbeiter in Stellen von Unterstaatssekretären aufgestiegen und sie haben ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Es ist also ganz unausbleiblich, daß die innere Politik Englands über kurz oder lang von den Arbeitern gemacht wird. Bekanntlich haben nun die Junker und nach ihnen die Kapitalisten, so lange sie die Mehrheit in den Parlamenten hatten, ihre Macht nicht zur Hebung der arbeitenden Klassen, sondern zur Förderung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen gebraucht. Sollte dieses zweihundertjährige Beispiel auf ein Arbeiterparlament gar nicht wirken? Sollten die Arbeiter in sich gehen und nur noch für die Renten und Profite der Grundherrn und der Fabrikbesitzer besorgt sein? Nun, sie werden es ganz genau so machen, wie ihre Vorgänger, sie werden ihre Klasseninteressen, soziale und im engeren Sinne wirtschaftliche, kultivieren. Da ist es denn völlig gleichgiltig, ob sie sozialistische oder kooperativistische oder gewerkvereinliche Theorien bekennen; die Instinkte werden stärker sein als alle Theorie und werden zu einer Verwendung der Gesetzgebung und der Machtmittel des Staates im wirtschaftlichen Interesse der Arbeiter führen. Und dann ist der Sozialismus fix und fertig. Es handelt sich also in England nicht mehr darum, ob diese in ihrer Mehrheit aus Fabrikarbeitern bestehende Demokratie sozialistisch werden wird oder nicht. Das wird sie so sicher werden, wie das Wasser den Berg hinunterläuft. Es handelt sich nur um Folgendes: Wird die Umwandlung der ökonomischen Struktur der Gesellschaft durch die Politik der Gewerkvereine, die Selbstdisciplin der untersten Arbeiterschichten und die Ausbreitung kommunaler Sozialpolitik in dem Momente, wo ein Arbeiterparlament das Land seine Kraft fühlen lassen kann, soweit gediehen sein, daß die Beschlüsse des Parlaments einen Schritt weiter auf der eingeschlagenen Bahn oder soweit, daß sie einen Sprung ins Dunkle bedeuten? Evolution oder Revolution das ist die Alternative. Wenn die heute herrschenden Klassen und die Starrköpfe der alten Gewerkvereine sich dem Sozialismus in seiner heutigen Gestalt entgegenstellen und die Entwicklung hemmen, so wird die Demokratie auf revolutionäre Bahnen gedrängt werden. Aber so oder so muß die Demokratie das vereinigte Königreich mit den Gewerkvereinen oder ohne sie zum Staatssozialismus führen.

Ich könnte damit schließen, aber ich kann der Versuchung nicht widerstehen, G. B. Shaw zu citiren, der dasselbe sagt, aber in einem wundervollen Epigramm:*)

„Es sagt sich leicht: Schafft den Staat ab —; aber der Staat kann uns auskaufen, einschließen, in die Luft sprengen, niederschlagen, erschießen, erstechen, aufhängen, kurz abschaffen lassen, wenn wir unsere Hand gegen ihn erheben. Glücklicherweise ist aber am Schutzmann und am Soldaten, diesen Schneiden der Staatsgewalt, etwas reizend Unparteiisches. Sie nehmen ihren Sold und thuen, ohne zu fragen, was ihnen befohlen wird. Wird ihnen befohlen, die Heimstätte jedes Bauern zu zerstören, der keine Lust hat, seinen Kindern das Brod aus dem Munde zu nehmen, damit sich sein Gutsherr in London amüsiren kann, so gehorchen sie. Würde ihnen aber befohlen, denselben Edelmann ins Gefängnis

*) S. Webb: Der Socialismus in England. II. G. Bernhard Shaw. Die Aussichtslosigkeit des Socialismus, p. 52. — Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1897.

Digitized by Google

zu stecken, bis er für jedes Pfund Sterling unverdientes Einkommen eine Einkommensteuer von 20 Schilling zahlt, so würde der Soldat das mit gleicher Hingebung an seine Pflicht thuen und vielleicht noch mit einem gewissen Privatvergnügen, das im ersteren Falle zu fehlen pflegt. Nun kommen seine Befehle in letzter Linie vom Staate, d. h. in England aus dem Unterhause. Ein Unterhaus, das aus 660 Gentlemen und 10 Arbeitern besteht, wird dem Soldaten befehlen, vom Volk Geld für die Grundherren zu nehmen. Ein Unterhaus, das aus 660 Arbeitern und 10 Gentlemen bestände, wird wahrscheinlich, wenn die 660 nicht Narren sind, dem Soldaten befehlen, vom Grundherren Geld für das Volk zu nehmen."

„Mit dieser Andeutung verlasse ich meinen Gegenstand in der vollen Ueberzeugung, daß der Staat stets von den herrschenden Klassen gegen das Volk gebraucht werden wird, bis das Volk ihn mit gleicher Geschicklichkeit und Entschlossenheit gegen die besitzenden Klassen benutzt."

Am Wege.

Roman von **Hermann Bang.**

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Der Winter verging, ebenso der Frühling und der Sommer, der über den Feldern lächelte.

„Nichts als Trübsal, alter Freund," sagte Bai zu Kjer, „gestern bin ich in die Dachkammer hinaufgezogen. Ein Mann der am Tage seine Geschäfte wahrzunehmen hat, muß ja seine Nachtruhe haben."

Kathinkas Husten schallte durch das ganze Haus.

Marie, das treue Mädchen, brachte ihr Wein und Wasser und blieb am Bette ihrer Herrin stehen. Es war, als ob der Husten Kathinkas Brust zersprengen wollte.

„Danke — danke," sagte sie. „Gehe nun hinein und schlafe." Sie athmete schwer.

„Wieviel Uhr ist es?"

„Halb vier . . ."

„So!" — Kathinka legte sich ins Bett zurück. „Nicht mehr?"

Marie schlich auf den bloßen Füßen nach ihrem Sopha, und bald darauf hörte man ihren tiefen Athem. Der helle Fleck von der Nachtlampe hinter dem Bett zeichnete sich an der Decke ab: Kathinka lag mit geschlossenen Augen in den Kissen.

Des Vormittags war sie auf. Sie saß in Decken gehüllt draußen auf der Perronbank in der Sonne.

Digitized by Google

Der schlanke Zugführer mit den indiskreten, engen Hosen führte den Mittagszug. Er sprang ab und fragte nach ihrem Befinden.

„Sie sollen sehen," sagte er, „die klare Herbstluft . . ."

„Vielleicht," sagte Kathinka, und reichte ihm ihre feuchte, matte Hand.

Bai und der Zugführer gingen den Perron entlang.

„Beide Lungen," sagte Bai. Er hatte die Gewohnheit angenommen, wenn er von seiner kranken Frau sprach, mit zwei Fingern über seine Augen hinzufahren . . . „Gottes Wille geschehe," sagte er seufzend.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der „Indiskrete" sprang hinauf; er sah fortwährend zu Kathinka zurück, die dort so still und blaß in der Sonne saß. Es that ihm wirklich leid — recht leid . . . Ja, wirklich sehr traurig . . .

Er hatte sich während des letzten Winters eine Zeitlang allerlei gedacht . . . sie saß oft auf der Perronbank und schien so sehnend auszuschauen . . . Heute sah er ein, daß es nur die Krankheit war, die bereits damals im Anzuge gewesen war . . . Der Zug schaukelte hin über die Wiesen. Der Himmel und die Ebene erglänzten in der klaren Herbstluft.

Die Staare lärmten längs des Telegraphendrahtes und sammelten sich in Schwärmen.

„Jetzt reisen auch sie," sagte Kathinka. Sie folgte mit den Augen der davonziehenden Schaar unter dem klaren Himmel.

Der Doktor kam und setzte sich zu ihr:

„Nun, wie geht es Ihnen?"

„Ich sitze hier und sammle Kräfte," sagte sie — „zu morgen."

„Zu morgen? — Ja, ganz recht — es ist ja der Geburtstag."

„Ja."

„Aber es bleibt bei unserer Verabredung, liebe Frau Inspektor."

„Ja — sobald sie gegessen haben, gehe ich zu Bett."

Es war Bais Geburtstag. Kathinka wollte, daß er seine Partie haben sollte. Sie hatte schon lange davon gesprochen: sie wolle bis zu Tisch aufbleiben. Nachher gingen sie ja doch zu Bai hinein und spielten — dann würden sie garnicht merken, daß sie krank sei . . .

„Diesen einen Tag wenigstens," sagte sie.

„Jetzt sollten Sie hineingehen," sagte der Doktor.

„Lassen Sie mich Ihnen helfen . . ."

„Ich danke — es ist die Treppe," sagte sie, „die Treppen werden mir immer so schwer."

Ihre bleischweren Füße vermochten nicht die drei kleinen Stufen hinaufzukommen.

„Ich danke Ihnen, Dokter . . . aber mein Shawl . . ."

Der Doktor nahm den blauen Schawl von der Bank: „Ihr Lieblingsstück," sagte er.

Kathinka drehte sich in der Thür um und sah über die Felder hinaus: „In dieser Zeit ist es hier schön," sagte sie.

Des Nachmittags wurden ihr alle Sachen zu dem Salat auf dem Zimmertisch aufgetragen. Sie schnitt rote Beten und Kartoffeln in kleine Stücke auf einem kleinen Brett.

Fräulein Jensen kam zu Besuch. Kathinka nickte mit dem Kopfe.

„Ja — das kann ich doch noch," sagte sie.

„Giebt es etwas Neues?" fragte sie, indem sie sich zurücklehnte. Ihre Hände waren so müde und es that ihrer Brust weh, wenn sie die Arme hoch hielt.

Digitized by Google

„Ich habe Abels lange nicht gesehen . . ."

„Sie hoffen ja auf Barners Anstellung," erwiderte die kleine Jensen.

„Ja — er sucht ja . . ."

Die kleine Jensen bekam eine Tasse Kaffee. „Gieb mir das Oel, Marie," sagte Kathinka.

Sie bekam eine Batterie von Flaschen und großen Schalen. „Wie schwer die ist," sagte sie. Sie konnte kaum die große Essigflasche emporheben. Sie rührte in den Schüsseln und kostete.

„Nein," sagte sie plötzlich, indem sie die Schüssel von sich schob, „nein, ich habe keinen Geschmack mehr."

Sie saß müde mit geschlossenen Augen da. Rothe Flecken hatten sich über ihre Wangen verbreitet.

„Aber ich könnte ja helfen," sagte die kleine Jensen.

„Ach, Marie kann es . . . ich muß zu Bett,"

Aber während des ganzen Nachmittags mußte Marie alles hin und her tragen, sodaß sie es sehen konnte, während sie im Bett lag. Sie richtete sich im Bett auf, während es in ihrer Brust brannte: „Ja," sagte sie, „Bai ist es so gewöhnt."

Marie mußte das feine Porzellan, die Gläser und die feinsten Messer und Gabeln in das Schlafzimmer bringen, sie putzen und reiben und auf dem Tisch ausbreiten.

Kathinka lag da und zählte und rechnete, während ihre Augen im Fieber glänzten. „Daß auch alles da ist," sagte sie.

Sie lag etwas matt da und scheuerte ihr trockenes, fieberhaft brennendes Gesicht gegen das Kissen. „Die Löffel zum Grog, Marie," sagte sie dann, „wir haben die Löffel zum Grog vergessen."

„Wir können sie wohl auf Huus Theebrett legen," sagte Marie, die die Löffel auf dem kleinen japanischen Präsentierteller hereinbrachte.

„Nein — nicht das auf . . ." Kathinka richtete sich halb im Bett auf. „Gieb mir das Theebrett," sagte sie. Sie nahm es und hielt ihre brennenden Handflächen auf den kühlen Lack. Still blieb sie mit Huus' Theebrett in den Händen liegen.

Bai kam herein und sah all das Porzellan und die Gläser, die geputzt und blank auf dem Tisch standen.

„Dummheiten mein Kind," sagte er, „Dummheiten — ich habe es ja gesagt . . . Du liegst nun da und wirst immer elender . . . Tik" . . . er ergriff ihre Hand: „Ja — wie heiß Du bist . . ."

„Ach, das ist nichts," sagte Kathinka, indem sie still ihre Hand aus der seinigen losmachte: „Wenn nur nichts fehlt."

Bai begann zu zählen.

„Kompott soll doch wohl auf den Tisch?" sagte er.

„Ja."

„Na ja, da ist nicht eine einzige Schale."

„Dann sind sie vergessen."

„Ja, wenn man nicht selbst dabei sein kann, Bai," sagte Kathinka, indem sie in die Kissen zurücksank.

— — —

Die Gesellschaft bestand aus den „alten Saufkumpanen," wie Bai sie nannte. Er verstand unter dieser Bezeichnung — die Gleichgesinnten.

Die Gleichgesinnten waren drei Gutsbesitzer, Kjer an der Spitze, und Bai als vierter Mann.

Svendsen schloß sich als außerordentliches Mitglied an.

Digitized by Google

„Er ist das belebende Element," sagte Bai zu Kathinka. Kathinka hatte nie gehört, daß Herr Svendsen belebend sei. Wenn sie anwesend war, pflegte er seine Nägel zu putzen oder an seinem Schnurrbart zu kauen.

„Bring ihn mit, Kjer," hatte Bai gesagt, „er ist so gut als fünfter Mann zu gebrauchen!"

— — Kathinka öffnete selbst die Thür zum Bureau. „Es ist angerichtet, Bai," sagte sie.

Die Herren traten ein; Kathinka war völlig angekleidet mit einer hohen Fraise am Halse, die bis zu dem kleinen mageren Gesicht hinaufreichte.

Kjer führte sie zu Tisch.

Sie sprachen von ihrer Krankheit: O — man werde schon sehen — der Winter sei die beste Zeit . . . die stille, klare Kälte — das gäbe Kräfte.

„Ja — die stille, klare Kälte."

„Wir wollen ein Glas darauf trinken," sagte Bai. Es wurde getrunken. „Es wird ausgetrunken," sagte Bai.

Die Gleichgesinnten hatten beim Essen die Servietten mit einer Nadel um den Hals befestigt. Sie berochen jedes Gericht, bevor sie es genossen.

„Oel!" sagte der Gutsbesitzer Mortensen, indem er schnüffelte.

Auf Kathinkas Teller lagen einige kleine Bissen. Sie saß ganz aufrecht denn die Schmerzen in ihrer Brust waren unerträglich. Die Gabel zitterte in ihrer Hand, wenn sie zu essen versuchte.

„Nimm es fort, Marie," sagte sie.

Der Entenbraten wurde aufgetragen und Kjer toastete auf Bai: Bei ihm wisse man, wo „das Herz und der vierte Mann" säße. „Ein Hoch auf ihn!"

Es wurde lebhafter und man trank einander zu. Man sprach über Centrifugen und über einen neuen Viehtarif.

„Du Alter — auf ein gutes Jahr!"

Bai trank wieder.

Kathinkas Wangen brannten und sie sah die Gesichter wie durch einen grauen Schleier. Sie drückte sich fest gegen die Stuhllehne und sah zu Bai hinüber, der zu essen fortfuhr.

„Das schmilzt auf der Zunge — schmilzt auf der Zunge," versicherte Kjer, indem er Kathinkas Glas mit altem Burgunder füllte.

„Danke — danke!"

Gutsbesitzer Mortensen wollte sich erlauben, ein Glas zu leeren . . . Er erhob sich, indem er die Serviette vom Halse löste: Er wolle kurz und gut dieses Glas leeren . . .

Wenn Gutsbesitzer Mortensen sein Glas leerte, war er religiös . . . Im fünften Satz sprach er unabweislich von „denen, die vorausgegangen waren" und die von ihrem Himmel herabschauten . . .

Bei Gutsbesitzer Mortensen schaute immer etwas von seinem Himmel herab. Die Gleichgesinnten saßen da, ließen die Köpfe hängen und blickten verlegen auf ihre Teller.

Kathinka hörte kaum, was gesprochen wurde. Sie hielt sich mit den Händen am Stuhlsitz fest und wurde bald blaß, bald roth.

Als Herr Mortensen ausgeredet hatte, konnte er noch ein Stück Entenbraten verzehren.

„Beste Frau Inspektor — Ihre Enten — das ist ein Braten."

Kathinka hörte die Stimme nur undeutlich und stützte sich auf den Tisch, als sie sich erheben wollte.

Die Herren gingen ins Nebenzimmer, Kathinka sank auf ihren Stuhl zurück. Bai öffnete die Thür und trat wieder ein:

Digitized by Google

„Es ging ja prächtig — Tik — brillant . . . und Du hieltest Dich ja sehr tapfer . . ."

Kathinka richtete sich auf und lächelte: „Ja" — erwiderte sie, „jetzt sollt Ihr Euren Grog haben . . ."

Bai ging wieder zu seinen Genossen. Kathinka blieb vor dem Tisch mit den Flaschen und den halbgeleerten Gläsern sitzen.

Drinnen im Bureau lachte und schwatzte man so laut durch einander — man hörte Kjers Stimme deutlich hindurch.

„Marie, bringe die Lampe dort hinein," sagte Kathinka. Das laute Gelächter drang jedesmal, wenn Marie die Thür öffnete bis zu ihr.

„Aber, Frau Inspektor, Sie sollten zu Bett gehen," sagte Marie.

„Das eilt nicht . . ."

„Der Freßsäcke wegen," erwiderte Marie und knallte ärgerlich die Küchenthür zu, sodaß Kathinka zusammenfuhr.

Es blieb nur ein einziges Licht auf dem Ecktisch zurück . . . der große unaufgeräumte Tisch sah im Halbdunkel trübselig aus.

Kathinka war so müde; sie mußte sich in eine Ecke setzen, um Kräfte zu sammeln.

Marie ging fortwährend ärgerlich von der Küche nach dem Bureau und knallte mit den Thüren . . . Wie heiter sie drinnen waren . . . das mußte Svendsen sein, der jetzt sang . . .

Kathinka lauschte von ihrer Ecke aus dem Klange der Stimme und blickte Marie nach, die mit Gläsern und Flaschen durch die erleuchteten Thüren ging . . .

So würde es auch sein, wenn sie einst heimgegangen und vergessen war.

„Marie!" rief sie.

Sie versuchte sich zu erheben und zu gehen, aber sie griff nach der Wand und vermochte es nicht. Marie führte sie stützend ins Schlafzimmer: „Das hat man von dem Komödiespielen," sagte Marie.

Kathinka bekam einen langen Hustenanfall, während sie auf der Kante ihres Bettes saß.

„Schließe die Thür," sagte sie.

Der Husten ließ nicht nach: „Und Bentzen soll jetzt essen," sagte sie.

„Na, er wird wohl früh genug was bekommen," sagte Marie. Sie entkleidete Kathinka und schimpfte und fluchte dabei.

Svendsen sang wieder in dem Zimmer mit heiserer Stimme.

„O, mein Charles, du hast mir nicht geschrieben,
Wo Du, mein Schatz, geblieben."

Dann klirrten die Gläser: „Still," rief Kjer . . . „still — Ihr Prasser!" — —

Kathinka war in einen leisen Schlummer gefallen, aber sie erwachte, als Bai eintrat.

„Das Fest hätten wir hinter uns," sagte er überlaut in Folge des reichlich genossenen Grogs.

„Sind sie fort?" fragte Kathinka. „Wieviel Uhr ist es?"

„Schon halb drei . . . es wird immer spät, wenn man so beisammen sitzt . . ."

Er setzte sich an das Bett und plauderte über dies und das.

„Verteufelte Geschichten, die dieser Svendsen erzählen kann — verteufelte Geschichten . . ." Er wiederholte einige und schlug sich vor Lachen auf die Schenkel.

Digitized by Google

Kathinka war fieberheiß.

„Aber Lügen sind es doch nur," sagte Bai schließlich.

Er bekam dann einen Anfall von Rührung, als er gute Nacht sagte, und erzählte in der Thür noch eine letzte Geschichte von Mortensens Meierin. — —

„Ja, ja, Du bedarfst der Ruhe," sagte er.

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Am nächsten Tage wurde es mit Kathinka schlimmer. Der Doktor kam einige Male des Tages.

„Verteufelte Geschichte," sagte Bai. „Und sie hielt sich am Geburtstag so außerordentlich tapfer, Doktor."

„Ja — aber jetzt hält sie sich nicht tapfer, Herr Bai," erwiderte der Doktor.

Es durfte Niemand zu Kathinka hineingehen. Sie sollte absolute Ruhe haben.

Madame Madsen vom Kruge kannte die Geschichte . . . Man müsse sie doch wohl etwas erheitern, meinte sie, damit sie nicht daläge und sich die Augen im Dunkeln riebe.

Madame Madsen trat ans Bett.

Die Rouleaux waren herabgelassen und es war dunkel im Zimmer.

„Wer ist da?" fragte Kathinka aus den Kissen heraus.

„Ich bin es," erwiderte Madame Madsen, „die Krugwirthin."

„Guten Tag," sagte Kathinka, und reichte ihr die fieberheiße Hand.

„Na — So schlecht steht es mit Ihnen?" sagte Madame Madsen.

„Ja," Kathinka drehte den Kopf ein wenig auf dem Kissen herum, „es geht mir garnicht gut."

„Nein . . . das sehe ich," sagte Madame Madsen ärgerlich, indem sie sich niederließ und Kathinkas mageres Gesicht im Dunkeln anstarrte. „Und das kommt von dem Geburtstag her. Das war wohl etwas zuviel . . . ja, es war zuviel," wiederholte Madame Madsen immer in demselben ärgerlichen Ton.

Es wallte immer mehr in ihr auf, während sie so in dem melancholischen Dunkel vor dem armen, blassen Gesicht in den Kissen saß. „Ja, das kann man wohl mit Fug und Recht sagen," begann sie von Neuem, „er hat es auch wohl verdient."

Und heftig wie sie war, erzählte sie Bais ganzes Geheimniß: von ihrem Schenkmädchen und wie lange das Verhältnis gedauert hätte. „Aber mit heiler Haut kam die Gusta auch nicht davon," berichtete sie.

Anfangs hatte Kathinka nichts verstanden . . . ihr war so wirr und so matt. Aber dann urplötzlich begriff sie alles — sie schlug die Augen einen Augenblick auf und blickte in Madame Madsens Gesicht.

„Und für solch einen Menschen arbeitet ein anderer sich zu Tode," sagte Madame Madsen.

Sie schwieg und erwartete, Kathinka werde etwas erwidern.

Aber Kathinka lag unbeweglich. Einige Thränen liefen ihr über die Wangen herab.

„Ja, ja," sagte Madame Madsen in einem anderen Tone, „ein anderer wäre auch wohl nicht viel klüger."

Madame Madsen hatte die Kranke verlassen.

„Marie," sagte Kathinka, „zieh die Rouleaux auf — — damit es hier hell wird."

Marie that, wie ihr befohlen, sodaß das Tageslicht auf das Bett fiel.

Digitized by Google

„Weshalb weinen Sie, Frau Inspektor?“ fragte Marie.

Kathinka lag mit dem Gesicht dem Lichte zugekehrt.

„Ist es die Brust?“ fragte Marie.

„Nein — nein,“ sagte Kathinka, „mir geht es gut,“ aber sie fuhr fort zu weinen, lautlos und glücklich.

Das Weinen ließ nach, und sie lag in derselben Stellung da, matt in einem unbeschreiblichen Frieden.

— — —

Die letzten Sonnenscheintage des Herbstes kamen. Während der hellen Vormittage lag Kathinka drinnen in ihrem Zimmer mit der vollen Sonne auf ihrem Bett. Sie erdichtete so viele glückliche Träume, während ihre Hände leise über die sonnenbeschienene Bettdecke hin und her glitten.

„Frau Inspektor sehen so wohl aus,“ sagte Marie.

„Ja, es geht mir auch ganz gut,“ sie nickte, ohne die Augen zu öffnen, und lag wieder still da, in der Sonne.

„Morgen will ich wieder aufstehen,“ sagte sie.

„Das können Sie ja, Frau Bai . . .“

Kathinka wandte sich dem Fenster zu: „Es ist, als ob es Sommer wäre,“ sagte sie; — „wenn ich doch morgen hinaus ins Freie kommen könnte“... sie fuhr fort, davon zu reden . . . „hinab in die Laube — nach dem Hollunderbaum — hat der Baum noch Blätter? — und die Rosen — und der Kirschbaum . . . Im vorigen Jahr standen sie in Blüthe . . . ein förmlicher Blumenflor.“

„Alle Bekannten bekamen Kirschen zum Einmachen — während Frau Bai verreist waren,“ sagte Marie.

„Der weiße Flor . . .“

Kathinka fuhr fort von dem Garten zu sprechen. Jeden Augenblick sagte sie: „Glaubst Du, Marie, daß der Doktor mir Erlaubniß giebt — daß ich Erlaubniß bekomme?“

„Vielleicht — wenn die Sonne scheint.“

Der Doktor kam nicht und am Nachmittag mußte Marie ins Dorf hinab gehen, um zu fragen.

Es wurde dunkel, bevor Marie zurückkam. Kathinka lag ohne Licht da. Sie schellte mit der kleinen Glocke, die neben ihrem Bett stand.

„Ist sie noch nicht gekommen?“ fragte sie.

„Sie muß doch den weiten Weg gehen,“ sagte Bai.

„Wie lange das dauert,“ erwiderte Kathinka. Das Fieber brannte auf ihren Wangen. — Sie lag und lauschte auf jede Thür, die sich bewegte.

„Eben wurde die Küchenthür geöffnet,“ sagte sie.

Es war ein Mann mit Besen.

„Sie kommt garnicht,“ sagte Kathinka.

„Du machst Dich wieder krank durch Deine Unruhe,“ sagte Bai.

Sie lag wieder still und schellte und sprach nicht mehr. Dann hörte sie Marie die Bureauthür öffnen und blieb mit klopfendem Herzen unter der Decke liegen, ohne zu fragen.

„Was sagte er?“ fragte Bai drinnen im Bureau.

„Ja — eine halbe Stunde während der Mittagszeit,“ erwiderte Marie — „wenn die Sonne scheint. — Schläft Frau Inspektor?“

„Ich glaube . . .“

Marie schlich hinein. Kathinka blieb eine Weile unbeweglich liegen, dann fragte sie: „Bist Du es, Marie?“

Digitized by Google

„Ja . . . Sie könnten morgen gern aufstehen und in der Sonne sitzen," erwiderte sie, „um die Mittagszeit . . ."

Kathinka antwortete nicht sofort. Dann ergriff sie Maries Hand:

„Ich danke Dir," sagte sie. „Du bist so gut, Marie."

„Wie Ihre Hand brennt . . ."

In der Nacht hatte Kathinka Fieber, sie lag mit glänzenden Augen da und ohne zu schlafen. Aber erst gegen Morgen weckte sie Marie.

„Marie, sieh nach dem Wetter," sagte sie.

Marie sah von der Wohnstube aus dem Fenster: „Es wird klares Wetter," sagte sie.

„Sieh aus der Küchenthür," rief Kathinka vom Bett, „von dort kommen stets die Wolken."

Auch von der Küchenthür sah man klaren Himmel.

— — —

„Ich kann ganz gut selbst — ich kann selbst," sagte Kathinka. Sie hielt sich an den Wänden im Gange, der nach der Perronthür führte.

„Wie warm es ist," sagte sie.

Nun kommt die Treppe . . . so, das ging . . .

Es wurde ihr schwer, auf dem Kies zu gehen, sie legte den Arm auf Mariens Schulter: „Der Kopf ist einem ja so schwer," sagte sie.

Sie blieb bei jedem Schritt stehen und schaute über die Felder und über den Wald hinaus. Es war, als ob die Sonne über jedes einzelne bunte Blatt Licht verbreitete.

Kathinka wollte nach der Perronthür. Sie blieb einige Augenblicke stehen, indem sie sich anlehnte.

„Wie schön unser kleiner Wald ist," sagte sie.

Kathinka schaute weit hin über den sonnenbeschienen Weg. „Dort hinten steht der Meilenstein," sagte sie. Sie wandte den Kopf und schaute über die Felder und die Wiesen und zu dem klaren Himmel empor: „Ja," sagte sie mit ganz leiser Stimme, „hier ist es so schön . . ." Marie trocknete sich die Augen, wenn ihre Herrin es nicht sah . . .

„Aber wie die Blätter fallen," sagte Kathinka. Sie wandte sich um und ging ein paar Schritte allein.

Endlich kamen sie in den Garten.

Kathinka sprach nicht mehr. Sie gelangten um den Rosenplatz nach der Laube hinab.

„Der Hollunderbaum!" sagte sie nur. — „Hier muß ich sitzen," sagte sie. Marie legte Decken um sie, und in sich versunken sah sie schweigend hinaus über den sonnenbeleuchteten Garten.

Die Blätter der Kirschbäume lagen gelb auf der Rasenbank; einige kleine Rosen blühten noch.

Marie wollte sie pflücken.

„Nein," sagte Kathinka, „das wäre schade — laß sie nur sitzen."

Sie saß wieder eine Weile still. Ihre Lippen bewegten sich, als flüstere sie.

„Hier saß Huus am liebsten," sagte Marie, die neben der Bank stand.

Kathinka zuckte zusammen. Dann sagte sie, indem sie still lächelte: „Ja — hier saß er gern."

Sie gingen wieder zurück.

Als sie an die Pforte kamen, stand Kathinka einen Augenblick still. Sie blickte noch einmal zurück, in den Garten: „Wer nun wohl da drinnen gehen wird?" sagte sie.

Digitized by Google

Sie war so müde und stützte sich schwer auf Marie und drinnen im Gange hielt sie sich an den Wänden.

„Mache die Hinterthür auf," sagte sie, „damit ich den Wald sehen kann."

Nach vieler Mühe kam sie auch dorthin und stand einen Augenblick an den Thürrahmen gelehnt und schaute über den Wald und den Weg hinaus.

„Marie," sagte sie, „ich will auch die Tauben sehen . . ."

— — — —

Kathinka verließ das Bett nicht mehr. Die Kräfte schwanden immer mehr.

Die Wittwe Abel brachte Weingelee.

„Um die Zunge zu erquicken," sagte sie, indem sie Kathinka fortwährend mit thränenerfüllten Augen anschaute. — „Und wie allein Sie hier liegen," sagte sie.

Frau Abel wollte ihre älteste Tochter Luise schicken.

„Sie ist eine Diakonissin," sagte sie, „meine Aelteste . . . eine wahre Diakonissin . . ."

Luise kam des Vormittags und ging auf den Zehen umher und trug eine weiße Schürze. Kathinka lag, als ob sie schliefe . . . Luise deckte den Frühstückstisch und trichterte den Kaffee . . . Und die Thür zum Schlafzimmer war nur halb geschlossen, während sie aßen. — — —

Bai war sehr dankbar. Die Wittwe Abel trocknete die Augen: „Freunde erkennt man nur im Unglück," sagte sie.

Frau Linde kam des Nachmittags und saß am Bett und strickte. Sie erzählte Neues und Altes von der ganzen Gegend, von sich und ihrem Linde.

Der alte Linde holte seine Frau in der Abenddämerung ab und die beiden Alten saßen eine Zeitlang in der Dämmerung an Kathinkas Bett.

Agnes war ihr Anfang und Agnes war ihr Ende.

„Linde kann nun einmal nicht ohne Agnes leben," sagte Frau Linde; Sie selbst weinte in allen Ecken vom Morgen bis zum Abend.

„Ja — ja, mein Kind, sie ist nun mal mein Augenstern," sagte der alte Pastor.

„Sie werden sehen, sie kommt eines Tages," sagte Kathinka.

„Als alte Jungfer," erwiderte Frau Linde. Ihre Stricknadeln rasselten.

Das mit der alten Jungfer konnte Frau Linde nun einmal nicht vergessen.

Die beiden Alten saßen da und schwatzten, und der alte Pastor bekam ein Gläschen Johannisbeerwein, ehe er heimging.

„Das that gut," sagte er, „und steigt nicht zu Kopf."

Endlich gingen die beiden Alten auf dem herbstlich dunklen Wege heim.

— — — — — —

Bai war viel aus.

„Ein kleiner L'hombre — das erheitert," sagte Kjer, „dessen bedarfst Du bei Gott, alter Freund."

„Ja, alter Kjer," erwiderte Bai, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr: „Einmal im Laufe der Woche," sagte er. „Ich danke Dir, ich danke Dir für Deine Freundschaft." Er schlug Kjer auf die Schulter und war gerührt. Bai war in der letzten Zeit sehr leicht gerührt.

Er ging aus und spielte bis spät in die Nacht hinein L'hombre.

Wenn er heimkehrte, weckte er Kathinka, weil er, „nicht zu Bett gehen könne, ohne zu sehen, wie sie sich befinde."

„Ich danke — ganz gut," sagte Kathinka. „Hast Du Dich amüsiert?"

„Wie man sich amüsieren kann," erwiderte Bai — „wenn Du hier krank liegst." Er saß eine Zeit lang am Bett und seufzte, bis er Kathinka ganz wach gemacht hatte.

Digitized by Google

„Gute Nacht" sagte er dann.

„Schlafe wohl, Bai."

Wenn Marie während des Tages im Hause und in der Küche beschäftigt war, standen die Thüren zum Bureau offen. Kathinka liebte das und hörte das Prickeln des Telegraphen.

„Wie der Telegraph geschäftig ist," sagte sie. — „Was er wohl alles erzählt? . . . Bai," rief sie, „das ist ja für hier."

Bai fluchte laut im Bureau . . . „Ja — bei meiner Seel'" — er kam bis an die Thür — „es ist an Lindes."

„An Lindes?" — Kathinka setzte sich aufrecht im Bett hin. — „Es ist wohl von Agnes?" fragte sie.

Bai erwiderte nichts, er war ganz wild; er lief mit dem Blaustift umher und wollte seinen Rock haben. Er schrieb die Depesche in Hemdärmeln, schrieb verkehrt und zerriß das Geschriebene wieder.

„Bai," fragte Kathinka, „Bai — ist es von Agnes?" . . .

„Ja, bei meiner Seel' —"

Er stürzte selbst mit der Depesche davon, gerade als der Nachmittagszug kommen sollte . . .

Eine solche Freude hatte Bai niemals gesehen. Die beiden Alten lachten und weinten.

„Ach Gott — ist es denn wahr? Ach Gott, — ist es denn wahr?"

„Ja, liebe Mutter - ja — ja . . ." der alte Pastor bemühte sich ruhig zu erscheinen.

Er suchte seine alte Lebensgefährtin zu beschwichtigen, indem er ihr die Wangen streichelte, aber dann faltete er die Hände: „Nein" sagte er, „das ist zuviel . . ." Er weinte selbst und trocknete die Thränen mit seinem Sammtkäppchen. — — „Ja — ja," sagte er, „Gott sei Dank, sage ich — Gott sei Dank . . ."

Der alte Pastor wollte Kathinka die Neuigkeit selber bringen und er entfernte sich, um Rock, Hut und Handschuhe zu holen, und ließ das Geholte wieder liegen und ergriff Bai's beide Hände: „Ja — die Freude — Inspektor," sagte er, „für uns beide Alte, die hier verlassen sitzen — das zu erleben . . . das zu erleben, Inspektor . . . Hm — ja — jeder hat nun einmal seine Art und Weise — Andersen mußte erst lernen, sie zu entbehren — sie zu entbehren," sagte der alte Pastor.

Er lief hin und her und kam nicht von der Stelle.

Frau Linde kam mit Erdbeerliqueur, ehe sie gingen.

Unterwegs pfiff der alte Pastor den „tapfern Landsoldaten" vor sich hin. — — — Er saß drinnen an Kathinkas Bett: „Ja," sagte er, „Gott führt doch die Rechten zusammen."

— — — — — — —

Eine Woche später kam Agnes heim.

Sie stürzte über den Perron durch das Bureau hinein. Von der Bureauthür aus sah sie Kathinka, die mit geschlossenen Augen in ihren Kissen lag. Agnes würde sie nicht wieder erkannt haben.

Kathinka schlug die Augen auf und sah Agnes.

„Ja," sagte sie, „ich bin es."

Agnes trat näher und ergriff Kathinkas Hände. Sie kniete vor ihrem Bett. „Schöne Frau," sagte Agnes und kämpfte mit sich, um nicht zu weinen.

Sie kam jeden Nachmittag und saß bis zum Abend bei Kathinka.

Sie sprachen nicht viel. Kathinka schlummerte und Agnes ließ ihr

Digitized by Google

Nähzeug in den Schoß sinken und blickte mitleidsvoll auf das Gesicht in den Kissen. Der schwache Athem pfiff in Kathinkas Brust.

Kathinka bewegte sich und Agnes nahm wieder das Nähzeug auf und führte die Nadel hin und her.

Kathinka lag wach. Sie war so matt und vermochte nicht zu sprechen. Der Husten kam und schüttelte sie; sie fuhr im Bett empor, es war, als ob ihre Brust springen müßte.

Agnes stützte sie. Sie war naß von kaltem Schweiß.

„Danke," sagte sie, „danke!"

Sie fiel wieder zurück und lag ganz still. Unter dem Bettumhang hervor blickte sie auf Agnes Gesicht, das so rund und stark war, und auf die Hände, die die Nadel so geschäftig führten.

„Agnes," sagte sie, „wollten Sie nicht ein wenig spielen?"

„Sie sollten schlafen," erwiderte Agnes.

„O nein, spielen Sie ein wenig."

Agnes erhob sich und ging ins andere Zimmer ans Klavier. Sie spielte gedämpft eine Melodie nach der andern.

Kathinka lag still mit den Händen auf der Decke.

„Agnes" sagte sie dann, „singen Sie das Lied . . . nicht wahr, Sie thun es?"

Es war der Gesang von Sorrent. Agnes sang mit ihrer tiefen Altstimme:

Wo die dunkle Pinie zur Mittagszeit
Dem Garten des Winzers Schatten verleiht;
Wo am blauen Golf der Orangenhain
Balsamisch duftet im Abendschein;
Wo am Strand die Boote sich schaukeln und schwingen,
Wo die Stadt sich füllt mit Jauchzen und Klingen.
Wenn zum Tanzplatz eilen die Mädchen und singen,
Der Madonna Lied, die das Heil verhieß; —
Ach niemals vergeß ich, wohin ich gehe,
Die Thäler und Höhen, die hier ich sehe,
Die Sternennächte voll Himmelsnähe,
Neapel, Dein irdisches Paradies.

Sie blieb noch am Klavier sitzen. Dann erhob sie sich und ging ins Schlafzimmer.

Sie lag ganz still da.

„Ja," sagte sie dann ganz leise, „wie schön das Leben doch sein könnte!"

Agnes kniete am Bett. Sie lagen still da, alle beide im Dunkeln. Kathinkas Hand glitt über Agnes Haar hin.

„Agnes," sagte sie, „an meinem Grabe — soll keine Rede gehalten werden. . .',

„Aber Kathinka!"

„Nur ein Gebet," sagte sie.

Sie schwieg wieder. Agnes weinte leise. Kathinka fuhr fort, kleine Locken aus Agnes' Haar zwischen ihren Fingern zu drehen.

„Aber da ist —" sie sprach ganz leise, gleichsam furchtsam, die Hand fiel von Agnes' Haar herab, „ein Gesang — — — den — den ich gerne . . . an meinem Grabe gesungen haben möchte . . ." Sie flüsterte fast unhörbar. Agnes lag da, den Kopf tief in den Kissen.

„Das Hochzeitslied," sagte Kathinka ganz leise wie ein Kind, das nicht zu bitten darf.

Schluchzen erschütterte Agnes und sie nahm Kathinkas Hände und küßte sie, während sie schluchzte.

„Aber Kathinka — Kathinka . . ."

Digitized by Google

Kathinka umfaßte ihren Kopf und beugte sich ein wenig vornüber. „Jetzt werdet Ihr beide ja glücklich", sagte sie.

Sie lag schweigend da. Agnes weinte immerfort.

Am nächsten Tage reichte der alte Pastor Kathinka das Abendmahl. Bai befand sich in Geschäften in der nächsten Stadt.

— — —

Agnes wurde in der Nacht von einem angstbebenden Mädchen, mit einem Talglicht in der Hand, geweckt: „Es ist ein Bote da — Fräulein — von der Station ... das Fräulein möchte doch kommen."

„Ein Bote?" ... Agnes war im nächsten Augenblick aus dem Bett. „Wer ist da?" rief sie in den Gang hinaus.

„Ich", erwiderte der kleine Bentzen.

Agnes kam in einige Shawls gehüllt heraus.

„Sie stirbt, Fräulein", rief der kleine Bentzen. Er stand blaß und zähneklappernd vor ihr ... Der kleine Bentzen hatte noch nie Jemand sterben sehen.

„Ist nach dem Doktor geschickt worden?" fragte Agnes. „Die Laterne, Anna."

„Es war Niemand da, der hingehen konnte."

Agnes zündete schnell die Laterne an und ging über den Hof. Sie klopfte an die Kammer der Knechte, sodaß es im Hof wiederhalte .... „Lars! — Lars!"

Die Pferde begannen im Stalle zu stampfen.

Lars kam heraus — schlaftrunken — an die Halbthür in den Lichtschein.

Agnes ging über den Hof zurück nach dem Corridor ... der kleine Bentzen stand auf den Treppenstufen und graulte sich im Dunkeln zu stehen.

„Sie fahren mit", sagte Agnes, indem sie vorbeiging.

Einige Mädchen kamen erschreckt auf den Gang hinaus. „Kocht schnell Kaffee", rief Agnes, „beeilt Euch!"

Sie ging in ihr Zimmer, um sich anzukleiden, während der kleine Bentzen allein im Corridor blieb. Die Thüren standen durch das ganze Haus offen und knarrten im Dunkeln. Die Mädchen rumorten herum halb angekleidet, schlaftrunken, jedes mit einem Talglicht ... Sie vergaßen einen Leuchter auf dem Tisch, das Licht flackerte im Zuge.

Draußen im Hof kam der Knecht mit der Stalllaterne. Er stellte sie auf das Steinpflaster und ging wieder — es entstand ein heller Kreis um die Laterne im Dunkeln.

Die Stallpforte wurde aufgeschlagen und Lars kam mit den Pferden heraus ... Jeder Laut erklang stark und erschreckend in die Nacht hinaus.

Agnes kam aus dem Hause und ging an Bentzen im Corridor vorüber.

„Jetzt gehe ich hinab", sagte sie. — „Hat sie Krämpfe?"

„Sie schrie", erwiderte Bentzen.

Agnes sah in den Hof hinaus: „Beeilt Euch", rief sie. Der Knecht lief mit der Laterne über den Hofraum.

Es wurden einige flammende Lichter an das Küchenfenster gestellt, sodaß der Schein auf Pferde und Wagen fiel.

Die alte Frau Linde kam in das Speisezimmer im Schlafrock des alten Pastors: „Bleibe im Bett, Mutter," rief Agnes.

„Ach, Herr mein Gott! O, Herr mein Gott!" sagte Frau Linde. „So plötzlich ist es also gekommen ... so plötzlich ist es gekommen ..." Und sie begann wie die anderen mit ihrem Licht in der Hand umherzugehen.

Der Knecht schlug die Pforte auf — alle fuhren zusammen bei dem

Digitized by Google

Lärm — und Lars zeigte sich in der Küchenthür und bekam eine Tasse Kaffee.

Der kleine Bentzen trat hinaus und stieg auf den Kutscherbock... Er sah das Gesicht der Pastorin — sie saß weinend im Zimmer vor dem hin und her flackernden Licht und neigte sich hin und her...

Sie fuhren sofort hinab auf den Weg — in das Dunkel hinein — im Trab, sodaß die Weidenbüsche am Grabenrande wie tanzende Gespenster vorüberhuschten.

Lars hielt die Zügel.

„Die Biester sind scheu, wenn man zu Sterbenden fährt", sagte er.

Sie sprachen nicht mehr. Das Licht der Wagenlaterne zitterte über die unruhigen Weidenbüsche dahin.

— — —

Bai ging im Vorzimmer auf und nieder — auf und nieder an den Wänden entlang.

„Sind Sie es — Sind Sie es?" fragte er. „O, wie sie schreit!"

Agnes öffnete die Thür zum Bureau. Sie hörte Kathinka stöhnen und die Stimme der Wärterin: „Ja — ja — ja — ja."

Marie kam herein: „Der Doktor," sagte sie.

„Der Wagen ist hier, um ihn zu holen," sagte Agnes.

Sie gingen hinein.

Die Wärterin hielt Kathinkas Arme über den Kopf. Zuckungen erschütterten Kathinkas Körper unter der Decke.

„Halten Sie sie", sagte die Krankenwärterin.

Agnes umfaßte Kathinkas Handgelenk, ließ es aber wieder los — sie fühlte den kalten Schweiß.

Die Sterbende schlug mit den von Krämpfen gekrümmten Armen in die Bettgardinen.

„Halten Sie sie doch", sagte die Wärterin.

Agnes umfaßte wieder die Arme: „Die Zunge — die Zunge" sagte sie.

„Einen Löffel — die Zunge!"

Kathinka fiel zurück. Es trat blauweißer Schaum über die geöffneten Lippen durch die zusammengebissenen Zähne.

Marie ließ den Löffel fallen und fand ihn nicht wieder auf dem Boden; sie suchte nach einem anderen mit dem Licht.

„Den Kopf," sagte die Wärterin, „den Kopf!"... Marie hielt ihn, am ganzen Körper zitternd.

„Ach Jesus — ach mein lieber Heiland", jammerte sie fortwährend.. „Ach Jesus... o mein lieber Heiland!"... Agnes drückte Kathinkas Arme nieder: „Den Kopf zurück", rief die Wärterin...

Sie beugte sich über die Sterbende und preßte ihr den Löffel zwischen die Zähne... Es floß Schaum über den Löffel heraus: „Gut," flüsterte die Wärterin, „gut".

Kathinka schlug die Augen auf und richtete sie auf Agnes, — weitgeöffnet und angsterfüllt.

„Kathinka — Kathinka — kennen Sie mich?"

Kathinka starrte sie nur mit demselben Blick an.

„Kathinka..."

Die Sterbende stöhnte und sank zurück. Der Löffel entfiel ihrem Munde.

„Sie bekommt Ruhe", sagte die Wärterin.

Kathinkas Augen fielen zu. Agnes ließ ihre Arme los.

Digitized by Google

Sie setzten sich zu beiden Seiten des Bettes und lauschten auf ihren Athem, der unregelmäßig und ganz schwach ging.

„Sie bekommt Ruhe," sagte die Wärterin.

Die Sterbende schlummerte und stöhnte hin und wieder.

Draußen hörte man den Wagen. Die Thür wurde aufgeschlagen, und man hörte die Stimme des Doktors.

Agnes erhob sich und tuschte.

„Sie schläft," sagte sie.

Der Doktor ging hinein und beugte sich über das Bett: „Ja, sagte er, es ist bald vorbei."

„Leidet sie?" fragte Agnes.

„Man weiß es nicht," erwiderte der Doktor. — „Jetzt schläft sie."

Der Doktor und Agnes setzten sich in die Wohnstube. Drinnen im Bureau hörten sie Bai auf und nieder gehen.

Agnes erhob sich und ging hinein.

„Was sagt er?" fragte Bai. Er fuhr fort auf und nieder zu gehen.

Agnes antwortete nicht; sie saß schweigend in ihrem Stuhl.

„Ich hätte es ja nicht geglaubt", sagte Bai — „ich hätte es ja nicht geglaubt, Fräulein Agnes."

Er schritt auf und nieder von der Thür zum Fenster — und blieb wieder vor Agnes Stuhl stehen und sprach in die Luft hinein.

„Das hätte ich ja nicht geglaubt, Fräulein Agnes."

Der Doktor öffnete die Thür: „Kommen Sie", sagte er.

Der Krampf hatte wieder begonnen. Bai sollte der Kranken den einen Arm halten.

Aber er ließ ihn wieder los.

„Ich kann nicht", sagte er und entfernte sich, die Hände vor dem Gesicht. Sie hörten ihn im Bureau schluchzen.

„Trocknen Sie die Stirn", sagte der Doktor.

Agnes trocknete den Schweiß von Kathinkas Stirn.

„Danke", sagte Kathinka, indem sie die Augen aufschlug: „Ist das Agnes?"

„Ja, Kathinka — ich bin es . . ."

„Danke."

Sie fiel wieder zurück.

Gegen Morgen erwachte sie. Sie saßen alle an ihrem Bett.

Ihre Augen waren gebrochen.

„Bai", sagte sie.

„Ja."

„Bitte sie, daß sie spielt."

„Spielen Sie," sagte der Doktor.

Agnes ging hinein. Ihre Thränen liefen über die Tasten und ihre Hände, während sie spielte, ohne ihre eigenen Töne zu hören.

Kathinka lag still da. Die Brust hob und senkte sich pfeifend.

„Weshalb spielt sie nicht!" sagte sie wieder. „Spielen Sie doch."

„Sie spielt ja, Tif . . ."

„Sie hört es nicht mehr . . ."

Die Sterbende schüttelte den Kopf: „Ich höre nichts," sagte sie.

„Den Gesang", flüsterte sie, „den Gesang." Sie lag wieder eine Weile still. Der Doktor saß, ihren Puls in der Hand, da und beobachtete ihr Gesicht.

Dann richtete sie sich auf und riß ihre Hand los:

„Bai!" schrie sie, „Bai!"

Digitized by Google

Agnes erhob sich und eilte hinein. Sie umstanden alle ihr Bett.

Bai kniete nieder und schluchzte.

Sie erschraken alle: Es war der Telegraph, der durch die Zimmer schellte und den Zug meldete . . .

Kathinka schlug die Augen auf. „Seht, seht," sagte sie und erhob den Kopf.

„Seht die Sonne," — sagte sie, „seht die Sonne über den Bergen."

Sie erhob die Arme. Sie fielen wieder zurück und glitten herab.

Der Doktor beugte sich schnell über das Bett.

Agnes kniete neben Marie am Fußende den Kopf gegen das Bett gelehnt.

Man hörte nur ein lautes Schluchzen.

Der Doktor hob die herabhängendene Arm empor und faltete die Hände über der Brust der Todten.

* * *

„Hm — Sie haben wohl noch nicht ausgeschlafen, Bentzen." Der Indiskrete sprang vom Zug.

„Wie geht es drinnen?"

„Sie ist todt," sagte der kleine Bentzen. Er sprach, als ob ihn friere.

„Was? Zum Teufel auch . . ."

Der Indiskrete stand einen Augenblick still und sah nach dem kleinen Stationsgebäude hinüber; Alles lag wie gewöhnlich da.

Dann drehte er sich um und bestieg schweigend den Zug.

Die winterlichen Nebel, die über den Feldern lagen, hüllten den Zug in ihre Schleier.

Siebentes Kapitel.

Es war der erste Wintertag. Hoher Himmel und dünner Schnee auf der leicht gefrorenen Erde.

Vor der Kirche begannen die Männer sich zu versammeln, feierlich, mit hohen Cylindern aus mancherlei Jahrgängen. Sie flüsterten in kleinen Gruppen. Einer nach dem anderen gingen sie hin und guckten in das leere Grab dicht hinter der Kirchenmauer.

Drinnen in der Kirche gingen vier, fünf Frauen lautlos um den Sarg und befühlten die Kränze. Der Küster und die kleine Jensen legten die Gesänge auf die Plätze.

Sie waren fertig. „Und Nummero 733 aus dem Gesangbuch am Grabe," sagte die kleine Jensen.

Die kleine Jensen war eine Art Leichenbitter bei dieser Gelegenheit. Sie hatte sofort die Sorge für den Leichnam übernommen, im Hause wie auch in der Kirche. „Das Institut" hatte Herbstferien seit dem Todesfall.

Fräulein Jensen sah sich in der Kirche um und trat mit dem Küster an den Sarg: die Guirlanden hingen in regelrechten Bogen vom Chor herab und die Altarleuchter waren mit Trauerflor umwunden.

„Reizender Sarg für diese Jahreszeit!" sagte der Küster.

Sie besahen die Kränze.

„Man bindet hübsche Kränze auf der Mühle," sagte die kleine Jensen.

Digitized by Google

„Mit Unterschied," sagte der Küster, indem er die Schulter in die Höhe zog und einen Kranz von Abels betrachtete.

„Ja," sagte Fräulein Jensen, „da ist kein Interesse."

Fräulein Jensen entfernte sich ein wenig und beschaute prüfend den Sarg: „Ja," sagte sie, „ich freue mich, daß wir Eichenholz nahmen."

„Das ist — wenn ich so sagen darf — auch viel proprer für die Leiche," erwiderte der Küster.

Die Glocken begannen zu läuten und Fräulein Jensen trat hinaus auf den Kirchhof. Sie begrüßte die Eltern ihrer Schüler und hielt Volkszählung ab.

Bai kam durch die Pforte in Begleitung zweier Herren, die Fußsäcke in der Hand trugen; alle Hüte wurden gelüftet. Die kleine Jensen drückte Bai in der Vorhalle die Hand.

Als alle in den Kirchenstühlen Platz genommen hatten, langte die Familie Abel an. Die Wittwe schritt voran, sie sah aus, als habe sie sich sehr beeilt. Die beiden Küken waren in Crêpe-Schleier gehüllt wie zwei Wittwen.

Luise, die Aelteste, legte einen Epheukranz auf den Sarg.

Agnes saß neben dem alten Pastor. Sie hörte den Gesang nicht und las die Lieder auch nicht nach; sie starrte nur mit bethauten Augen auf den Sarg der schönen Frau.

Der Gesang erstarb. Der alte Pastor erhob sich und trat vor.

Als Bai ihn dort vor dem Sarge mit gefalteten Händen stehen sah, brach er in Thränen aus und schluchzte.

Der alte Pastor wartete still, die Augen auf den Sarg gerichtet. Die Stimme ertönte nur halblaut, als er sprach. Die Wintersonne fiel durch die Chorfenster auf den Sarg und die Blumen.

Der alte Pastor sprach von den Stillen im Lande.

„Still war sie — still in ihrem Leben; still wollte sie zur letzten Ruhe gebracht werden. Gott der Herr, der die Menschen kennt, gab ihr ein Leben in Glück bei einem guten Manne; Gott gab ihr einen Tod im Frieden seines heiligen Geistes. Er empfange ihre Seele, er, der allein Herz und Nieren kennt; er schenke seinen Trost, den einzigen Trost — dem, der jetzt trauert."

„Amen!"

Der alte Linde schwieg, es war ganz still.

Alle erhoben sich in den Kirchenstühlen und sahen dem Sarge nach, der unter Gesang hinausgetragen wurde.

Kein besser Theil kein Erdenloos gewann,
Als wenn zwei Herzen für einander schlagen,
Denn doppelt froh macht alle Freude dann.
Und halb so schwer läßt aller Schmerz sich tragen.
Ja, herrlich ist zu preisen,
:,: Wenn zwei zusammen reisen, :,:
Und wenn den Weg will weisen
:,: Die Liebe. :,:

Agnes sah noch immer dem Sarge nach.

Die Thüren waren weit aufgeschlagen, so daß der helle Tag hereinströmte.

Sie kamen hin zum Grabe. Die Leichenträger mußten mit dem Sarge über Berg und Thal. Das Seil entschlüpfte den Händen des Totengräbers.

Alle standen da und warteten, bis man des Seiles wieder habhaft wurde und es um den Sarg geschlungen hatte. Bai umklammerte einen Busch, als wollte er ihn zerknicken.

Agnes hatte die Augen geschlossen.

Digitized by Google

„Wie traurig, wenn der Tod geschieden hat
Zwei Herzen, die für's Leben sich gefunden,
Doch Gott sei Dank, in Gottes Stadt
Sind Lieb und Treu zu ew'gem Glück verbunden.
Wie herrlich auch, zu leben
:,: Vereint in gleichem Streben, :,:
Zum Himmel kann nur heben
:,: Die Liebe. :,:

„Na — na — na, Schwager," sagten die beiden Pelzfußsäcke, die Bai stützten, der schluchzend zwischen ihnen stand.

Der Gesang erstarb wieder. Es war still, kein Laut war vernehmbar; kein Wind fuhr über die entblößten Häupter.

Schwer fiel der Sand aus den zitternden Händen des alten Linde in die Gruft.

„Vater unser, der Du bist im Himmel . . ."

Es war vorbei . . . Die beiden Herren mit den Fußsäcken drückten die Hände und dankten für „die große Theilnahme."

Frau Abel hielt sie an der Kirchhofspforte zurück. Sie habe ihren kleinen Tisch zum Mittag für Bai und seine Schwäger bereitet . . . in aller Einfachheit — damit sie nicht so allein wären. Frau Abel trocknete ihre Augen: „Man weiß, was es heißt, Jemand zu verlieren," sagte sie.

Das Trauergefolge hatte sich zerstreut.

Agnes stand allein am Grabe. Sie blickte hinab auf den Sarg und die mit Sand bestreuten Kränze . . . Und auf den Weg, wo alle Leute heimgingen, wieder in's Leben hinein.

Da ging Bai zwischen den beiden in Trauer gekleideten Damen — den langen Schleiern — und den beiden Herren mit den Fußsäcken . . . das waren Kathinkas Brüder . . . die im Namen der Familie den Leidtragenden gedankt hatten.

Die kleine Jensen sollte nach gehabter Anstrengung auf der Mühle speisen . . . Fräulein Helene stöhnte in ihren engen Stiefeln . . .

Dann gingen sie.

Und beeilten sich.

Agnes senkte das Haupt, sie empfand einen heftigen Widerwillen gegen dies kleinliche Leben, das ruhig weiter flutete — heimwärts auf allen Wegen.

Hinter ihr ertönten Schritte. Es war der kleine Bentzen mit einer großen Schachtel.

„Da ist ein Kranz, Fräulein," sagte er, „ich wollte ihn lieber selbst bringen. Er kam mit dem Mittagszuge."

Der kleine Bentzen nahm den Kranz aus der Schachtel.

„Er ist von Huus", sagte er.

„Von Huus," sagte Agnes. Sie nahm den Kranz und sah auf die halb verwelkten Rosen: „Wie schön er gewesen ist!"

„Ja," sagte Bentzen, „schön ist er gewesen".

Sie standen eine Weile schweigend neben einander. Dann kniete Agnes halb nieder und ließ den Kranz vorsichtig auf den Sarg hinabgleiten. Die Blätter der Rosen zerstreuten sich im Fallen.

Als Agnes sich umdrehte, stand der kleine Bentzen da und weinte.

Ein Mann trat auf sie zu.

„Wenn das Fräulein — — Es soll geschlossen werden."

„Ja — wir kommen".

„Der Küster giebt mir wohl Erlaubniß, hier sein zu dürfen", sagte Agnes.

Digitized by Google

Agnes und Bentzen gingen still auf dem Wege dahin. Der Mann stand bereits an der Pforte und wartete.

Die Hände in den Taschen ihres Mantels blieb Agnes stehen und blickte den Mann an, der die Pforte schloß und das Vorlegeschloß vorlegte.

Der kleine Bentzen schluchzte noch immer, als er sich empfahl.

... Agnes blieb lange vor der geschlossenen Pforte stehen.

— — —

Bai war viel bei Abels.

Frau Abel konnte den Gedanken nicht ertragen, das er so allein — auf der Station in den öden Zimmern sitze ... „Wenn man selbst bei einer traulichen Lampe sitzt", sagte Frau Abel.

Sie und ihre älteste Tochter Luise holten ihn oft nach dem Achtuhrzug ab: „Nur nach Hause zur Lampe", sagte Frau Abel.

Luise die Aelteste war auf der Station ganz wie daheim. Sie mußte den Blumen noch schnell Wasser geben, ehe sie ging.

Frau Abel sah zu.

„Das waren die Lieblinge — der Theuren", sagte sie mild.

Die Theure war Kathinka.

„Aber die Ampel", sagte Luise, „sie durstet auch". Sie nickte der Ampel zu.

Bai mußte den Stuhl halten, wenn Fräulein Luise den Pflanzen in der Ampel Wasser gab. Sie stand auf den Zehen die Gießkanne in der Hand und zeigte ihre Schönheit.

„Sie vergißt nichts", sagte Frau Abel. Die Ampel bekam zuviel Wasser, sodaß es auf den Boden tropfte.

„Marie, Sie trocknen wohl auf," rief Luise die Aelteste mit scharfer Stimme in die Küche hinaus. Sie stand stets eine Weile in der Thür zur Speisekammer und hielt „Ueberschau". Luise hatte so schnelle Finger, wenn ein süßer Rest auf einem Teller hingestellt war.

Sie gingen nach Hause zur Lampe.

Luise die Aelteste schenkte den Thee und trug dabei eine weiße Schürze.

Ida die Jüngste mußte immer mehrmals gerufen werden.

„Sie schreibt," sagte die Wittwe, — „in ihrer Ecke."

Ida die Jüngste schrieb stets in einem mehr als sonderbaren Negligee.

„Ida, Du hast ja Deine Manschetten vergessen", sagte die Wittwe.

„So?" erwiderte sie erstaunt.

Ida war im Ganzen genommen sehr derangiert.

„Er ist ja nicht hier", sagte die Wittwe.

Nach Tisch bekam Bai seinen Grog zur Zeitung. Fräulein Luise stickte und die Wittwe saß und blickte beide zärtlich an.

„Ganz wie zu Hause sollen Sie sich hier fühlen, das ist es ja, was wir wollen."

Wenn Bai mit der Zeitung fertig war, spielte Luise die Aelteste und sie schloß mit einem von Kathinkas kleinen Liedern.

„Das spielte sie, die Theure", sagte die Wittwe und blickte auf das Bild: Kathinkas Bild hing mit einem Immortellenkranz umgeben unter dem Spiegel über dem Sopha.

„Ja," sagte Bai. Er saß da mit gefalteten Händen. Wenn Bai vor der Lampe saß und seinen Grog getrunken hatte, überkam ihn stets eine milde Rührung über seinen „Verlust".

Die Wittwe Abel verstand ihn.

„Aber man besitzt die verklärende Erinnerung", sagte sie, „und hofft auf das Wiedersehen."

Digitized by Google

„Ja", bestätigte Bai, indem er mit zwei Fingern über die Augen fuhr.

Sie sprachen von der „theuren Verstorbenen", während Bai sein zweites Glas trank.

Die kleine Jensen saß im Dunklen an ihrem Fenster, um zu hören, wann Bai ging.

Die kleine Jensen war in der letzten Zeit viel im Pfarrhof.

„Bei Abels wollen sie offenbar nicht gestört sein", sagte die kleine Jensen.

Fräulein Jensen war während der ersten Wochen nach dem Todesfall sehr oft nach der Station gekommen.

„Eine Frau hilft, wo sie kann," sagte sie auf der Mühle.

„Ja," sagte die Frau des Müllers.

Fräulein Helene streckte die Beine von sich und starrte auf ihre Filzpantoffeln.

„Und die liebe Kathinka" — Fräulein Jensen nannte sie Kathinka nach ihrem Tode — „hat ihn verwöhnt."

Die kleine Jensen übernahm eine Art Oberaufsicht auf der Station.

„Was nützt wohl ein Mädchen?" sagte sie.

Sie kam nach der Schulzeit mit ihrem Spahnkorb und Bel-Ami. Bel-Ami hatte einen eigenen Korb am Ofen.

Sie ging lautlos umher und bereitete Bais Leibgerichte.

Wenn der Tisch fertig war, hatte sie ihren Mantel schon wieder angezogen. Bai bat sie, doch zu bleiben und ein Stück Butterbrod mit ihm zu essen.

„Ja — wenn Sie es lieber sehen, wenn ich bleibe", sagte Fräulein Jensen. „Es ist doch immerhin ein lebendes Wesen", fügte sie bescheiden hinzu.

Bel-Ami kam wieder auf seinen Platz und sie aßen.

Die kleine Jensen drängte sich nicht mit Unterhaltung auf. Sie saß da wie die stille Theilnahme, während Bai sich die Leibgerichte schmecken ließ. Er fing an seinen alten Appetit wieder zu bekommen.

Nach Tisch spielten sie eine einsilbige Partie Piquet.

Um zehn Uhr ging Fräulein Jensen.

„Ich war am Grabe," sagte sie „mit einer Blume —"

Fräulein Jensen pflegte das Grab.

Sie hörte Bel-Ami heulen, wenn sie auf dem Wege heimging. Sie nahm ihn nicht auf.

Fräulein Jensen ging in tiefe Gedanken versunken. Sie dachte daran, ihre Schule zu verkaufen.

Sie hätte sich immer besser für einen Platz geeignet, wo eine Dame mit Bildung die Stelle der Hausfrau vertrat.

Aber während der letzten zwei, drei Monate kam Fräulein Jensen nicht mehr so oft auf die Station.

Sie legte keinen Werth darauf, zu den Zudringlichen gezählt zu werden.

Frau Abel begriff sie ganz einfach nicht.

Des Abends saß sie am Fenster, um zu hören, ob sie ihn überhaupt nach Hause ließen.

„Das Grab pflege ich," sagte sie auf der Mühle.

— — —

„Verteufelte Frauenzimmer, wie sie ihn umschwärmen" . . . Kjer fächelte im Bureau mit seinem Hut, als wollte er Fliegen verjagen . . . Fräulein Luise war in der Thür an ihm vorbeigehuscht. „Zum Teufel auch, wie sie ihn umschwärmen!"

Digitized by Google

Kjer mußte nach der Hauptstadt reisen und wollte Bai mitnehmen.

„Hast es wirklich großnöthig", — alter Junge — „Hast es großnöthig!"

„Mußt mal andere Luft atmen!"

„Alter Junggesell . . ."

„Hinaus auf die Kegelbahn", sagte er.

Bai konnte sich jedoch nicht dazu entschließen . . . „Du — so kurz nach —"

„Du mußt aber mal andere Luft einathmen, wirklich, das wird Dir gut thun!"

Acht Tage später reisten sie.

Frau Abel und Fräulein Luise packten den Koffer.

Bai streckte sich auf dem Sitze aus und spannte seine Armmuskeln, als sie davonfuhren.

„Auf der Reise?" fragte der Indiskrete, den sie auf einer Station kreuzten.

„Ein Junggesellenausflug . . . zwei fröhliche junge Hähne . . ." Der Insdiskrete lachte, und schnalzte mit der Zunge, daß es knallte.

Bai sagte: „Ja — wir wollen in die Hauptstadt und sehen, wie die Weiber dort schwänzeln . . ." Er schlug Kjer auf beide Kniee und sagte wieder: „Schwänzeln — Du, Alter . . ."

Sie fuhren davon und winkten dem Indiskreten zu. „Viel Vergnügen!" rief er ihnen nach.

Sie wurden plötzlich sehr heiter, brauchten Kraftworte und schlugen sich gegenseitig auf die Knie vor Vergnügen.

„So geht es wieder seinen alten Gang," sagte Bai.

„Wozu sind wir Menschen auch da?" erwiderte Kjer.

„Adam — Du, Alter," entgegnete Bai.

Sie lachten und schäferten. Kjer war außerordentlich lustig.

„Jetzt kennt man Dich wieder," sagte er, „Du alter Lampenputzer . . . jetzt kennt man Dich."

Bai wurde plötzlich ernst.

„Ja — alter Freund, es sind traurige Zeiten gewesen."

Er seufzte zweimal und lehnte sich ein wenig in den Sitz zurück.

Dann sagte er wieder in fröhlichem Tone: „Du, wir holen Nielsen ab."

„Was für einen Nielsen?" fragte Kjer.

„Ein kleiner flotter Lieutenant — Du, der kennt . . ."

„Man kennt ja nicht alle neuen Orte, Alter . . . Sah ihn im Pfarrhaus . . . ein höllischer Kerl . . . der kennt . . . Ach so, — Du willst auf den Bummel —"

Sie begannen zu gähnen und wurden stiller. Bald schliefen beide ein und schliefen bis Fredericia.

Dort tranken sie tüchtig Cognac — gegen die „Nachtkälte"

Bai ging auf den Perron hinaus. Die Wagen wurden rangiert und es war ein Geläute und ein Signalisieren, sodaß man fast sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Bai stand unter einer Laterne mitten im Gewimmel und ließ sich stoßen: „Du Alter," sagte er zu Kjer, und rieb sich die Hände, während er über den Perron und die Bahn hinausschaute, „was sagst Du dazu?"

„Das nenn ich Leben" sagte Kjer.

Damen stiegen auf den Wagentritten aus und ein, gerötheт vom Schlaf unter ihren Reisekapuzen.

Digitized by Google

„Und diese Weiber!" sagte Bai.

Es wurde gerufen und geläutet. „Die Passagiere nach Strib!" — „Die Passagiere für die Fähre!"

Mit dem Halbeilzug kamen beide in der Hauptstadt an. Sie fanden den pensionierten Lieutenant Nielsen im vierten Stockwerk in einer Vorstadtstraße. Das Meublement bestand aus einem Kleiderschrank mit einer hängenden Thür, die eine einsame Uniformweste blicken ließ, und einem Rohrstuhl mit einem Waschbecken.

Der Lieutenant lag auf einer Heumatratze.

„Befinde mich auf Feldfuß," sagte er, „man hat ja seine Kajütten „anderswo," Inspektor."

Bai sagte, daß sie „die Stadt besehen" wollten. „Solche Orte," sagte er . . . „Sie verstehen mich wohl."

Lieutenant Nielsen verstand ihn sofort.

„Sie wollen den Markt sehen," sagte er. „Verlassen Sie sich auf mich — ich will Ihnen den Markt zeigen."

Er fuhr in die Hosen und fing an nach einer Madam Madsen zu schreien. Madame Madsen steckte mit nacktem Arm ein Stück Seife durch die Thür.

„Man lebt in der Familie," sagte der Lieutenant. Er schäumte Madame Madsen's Seife an den Armen in die Höhe.

Sie verabredeten einen Ort, wo sie sich treffen wollten, um die Tanzbeine des Kasinotheaters zu sehen. „Und dann besuchen wir den Markt," sagte Bai.

Der Lieutenant pumpte Madame Madsen um zehn Pfennige an und fuhr dann sofort hinaus nach der „Kneipe".

Die Kneipe war ein kleiner, netter Biergarten in einer Vorstadt, wo die Mitglieder der „Bande" auf der Kegelbahn und bei Kartenspiel verkehrten.

Die Bande bestand aus drei Sekondelieutenants und zwei flachshaarigen Herren von der landwirthschaftlichen Schule.

Als Nielsen kam, waren die Herren bereits beim L'hombre; sie saßen in Hemdsärmeln und hatten die Hüte im Nacken.

„Na — Zwillinge," sagte Nielsen. „Geht's flott her?"

„So so, la la!" meinte einer der Lieutenants.

„Ich hab ein Paar „Spendirer" aufgeschnüffelt," sagte Nielsen.

„Spendirer! — Zum Kukuk auch, — Nielsen!" Die Flachshaarigen schoben die Hüte tief in den Nacken.

„Ein Paar ältere „Spendirer", Zwillinge."

Die Zwillinge klopften zu Ehren des genialen Finders mit den Bierflaschen auf den Tisch.

Am Abend fanden sie sich in einem Tingeltangel „der Sarg" genannt ein; vorher hatte Nielsen mit Kjer und Bai die Tanzbeine besichtigt.

Nielsen holte ein Paar rotwangige Mädchen heran, die schwedischen Punsch mit ihnen tranken und die beiden „älteren Herren aus der Provinz" kokett auf die Finger schlugen.

Bai frischte alte Zärtlichkeitsausdrücke aus seinen Lieutenantstagen auf.

Die beiden Flachshaarigen konnten nichts vertragen. Sie saßen lallend da und sagten:

„Ihr alten Schweinsborsten!" und klopften Kjer und Bai auf die Schultern.

Sie tranken gemeinsam weiter.

Bai wurde zärtlich von dem vielen Trinken.

Wie es zugegangen war, wußte Bai nicht, aber plötzlich waren die Lieutenants mit den rothwangigen Mädchen verschwunden . . .

Digitized by Google

„Sie sind fortgeflogen," sagte Kjer.

„Die beiden Herren sitzen so allein hier." Eine ältere kleine Jüdin kam an ihren Tisch heran. — —

— — —

Acht Tage waren vergangen.

Kjer hatte des Vormittags Geschäfte, Bai schlief den größten Theil des Tages.

Kjer kam nach Hause und trat ins Zimmer.

„Was, schläfst Du noch?" sagte er.

„Ja — man ist, weiß Gott, nicht aufgelegt," sagte Bai und rieb sich die Augen auf dem Sopha.

„Wie viel Uhr ist es?"

„Zwei."

„Dann müssen wir fort." Bai erhob sich vom Sopha. „Verdammtes Plättbrett," sagte er. Er fühlte Schmerzen in allen Gliedern.

Er kleidete sich an.

Sie wollten ausgehen, um einen Grabstein zu besehen. Bai wollte hier in Kopenhagen einen Grabstein für Kathinka kaufen.

Er war bei drei, vier Steinhauern gewesen und hatte sich noch nicht entschließen können.

Kjer war etwas ungeduldig, daß er so mit ihm zwischen allen diesen Steinen umherlaufen mußte.

„Es ist ja sehr hübsch von Dir, alter Freund. — Es ist ja sehr hübsch von Dir . . . aber sie liegt ja ebenso gut ohne Stein."

Bai war halb gerührt, während er zwischen all diesen Kreuzen und Säulen mit Marmortauben und Engelsköpfen umherging.

Heute mußte er sich entschließen, es war der letzte Tag.

Er wählte ein großes graues Kreuz mit ein Paar Marmorhänden, die sich im Händedruck unter dem Schmetterling des Lebens vereinigten.

Bai stand lange vor dem Kreuz mit den beiden Händen und dem Schmetterling.

„Schöner Gedanke," sagte er, indem er zwei Finger über die Augen gleiten ließ: „Glaube, Liebe, Hoffnung."

Kjer verstand nicht immer, was Bai meinte, wenn er traurig war.

„Ja, ein netter Gedanke," sagte er.

Am Abend gingen sie in das königliche Theater.

Nach dem Theater wollten sie hinaus in die Vorstadt. „Ich bedanke mich," sagte Kjer, „die Bänke zu wärmen und diesem Gelichter aufzulauern."

Kjer ging nach Hause und Bai ging allein. Die Leute sollten nicht sagen, daß er nicht bis zum letzten Augenblick ausgehalten habe.

Er betrat das Lokal, von der Bande war noch Niemand da. Er setzte sich auf die Gallerie und wartete.

„Nein, ich danke," er wünsche nichts . . . „Eine Flasche Selterwasser."

Er saß da und schaute in den Saal durch den Tabaksrauch auf die acht Mädchen hinab, die auf der Tribüne im Kreise saßen, und auf die Zuschauer. „Bei Gott, lauter Jungen . . . Natürlich haben sie alle einen Griff in die Kasse ihres Prinzipals gethan!" dachte Bai . . .

„Lauter Jungen," sagte er wieder.

Unten wurde geschrieen und mit den Stöcken auf den Tisch geklopft: eine englische Tänzerin schlug mit großer Energie die Röcke über dem Kopf zusammen. Bai hatte diese Röcke jeden Abend fliegen sehen.

Digitized by Google

Und er sah fast ärgerlich auf die Begeisterung hinab, die durch die Stöcke zum Ausdruck gebracht wurde.

„Es war auch der Mühe werth, soviel Skandal zu machen," sagte er.

Er trank das Selterwasser schnell aus und fuhr fort, den Saal zu betrachten: die acht Mädchen, die wie eine Reihe schläfriger Hühner auf ihrer Stange dasaßen, und die Jungen, die ihnen Beifall klatschten um sich einzubilden, daß es amüsant sei . . . Er hatte fast drei Viertelstunden gewartet und die Bande kam nicht.

Uebrigens war es ihm ganz lieb, daß sie fortblieben — mit ihren „Rothwangigen".

„Eine alte Judenmamsell kann man am Ende überall finden" . . .

Bai sah nach der anderen Seite hinüber: ein paar Herren scherzten mit zwei jungen Mädchen; das eine von ihnen war hübsch und frisch mit ein paar Lachgrübchen . . . Der junge Mann beugte sich hinüber und stahl einen Kuß unter ihrem Schleier.

Die Bande kam noch immer nicht. Bai fühlte bald etwas wie Aerger, während er immerfort diese beiden Tauben ansah, die sich schnäbelten.

„Es kommt, weiß Gott, Niemand . . . Na — wenn sie einen ordentlich gerupft haben . . ."

Das Lokal begann sich zu leeren, das Parquet war nur noch spärlich besetzt und von der Gallerie verschwand Paar auf Paar über die Treppe.

Der Rauch und der Bierdunst lag dick und schwer über den Tischen mit den verlassenen Gläsern . . . oben auf der Galerie trippelte nur noch die ältere Jüdin hin und her und nickte Bai verführerisch zu.

Das Gas war bereits halb niedergeschraubt und Bai saß noch da, den Kopf in beiden Händen, und starrte auf diesen öden und schmutzigen Saal hinab.

Er stieß einen Fluch aus, als er sich erhob.

Die ältere Dame machte sich an der Thür bemerkbar.

„Der Herr ist noch immer hier?" sagte sie.

„Nein — zu allen tausend Teufeln!"

Bai schüttete seine ganze Erbitterung in dem Stoß aus, den er der älteren Dame versetzte.

„Was," heulte die Dame, „so behandelt man eine Dame . . . eine Hausbesitzerin?"

Kjer war schon zu Bett.

„Na," sagte er, „habt Ihr Euch amüsirt?"

Bai zog die Stiefel aus.

„Sie waren garnicht da," sagte er halblaut.

„Pack!" rief Kjer.

Bai entkleidete sich, ohne zu sprechen.

Er lag eine Weile bei brennendem Licht, dann löschte er es aus.

„Sind wir verstimmt Alter?" fragte Kjer. „Nein" . . .

„Na . . . gute Nacht!"

„Aber wir fangen an, alt zu werden," sagte Bai. „Ja," fuhr er langsam fort, „das ist die Sache".

Kjer drehte sich im Bette um: „Unsinn!" sagte er.

Bald darauf schnarchte er, aber Bai konnte keinen Schlaf finden. Es war ihm, als ob er den Bierdunst noch die halbe Nacht lang rieche, und er lag da und wälzte sich hin und her.

Am nächsten Morgen, als er seinen Koffer packte, fiel Kathinkas Photographie zwischen zwei Taschentüchern heraus auf die Erde.

Digitized by Google

Frau Abel hatte sie ihm mit eingepackt.

Sie hatte sie zärtlich angeblickt und in Seidenpapier gehüllt.

„Die Theure!" hatte sie gesagt.

Luise, die Aelteste, „meine Letzte", war wütend gewesen. „Blech! — Willst Du ihm nicht lieber auch eine Spieldose mitgeben?"

Daß sie ihm „die lieben Melodien" vorspielt.

Luise, die Aelteste, hatte die häßliche Angewohnheit, ihre Mama nachzuahmen, wenn ihr etwas gegen den Strich ging.

Die Wittwe Abel hatte das Bild stillschweigend zwischen die beiden Taschentücher gelegt.

„Er soll ein Stück von seinem Heim mitnehmen . . ."

Bai nahm das Bild vom Boden auf und schaute es fortwährend mit schwimmenden Augen an.

— — —

Die Familie Abel war auf der Station, um den Inspektor Bai zu empfangen. Die Zimmer waren osterrein und glänzten vor Sauberkeit mit weißen Gardinen und frischer Luft.

Bai saß im Sopha vor dem gedeckten Tisch.

„Man kehrt wieder heim zu seiner Häuslichkeit," sagte er.

„Daheim ins Nest."

Er aß und trank, als hätte er auf der ganzen Reise keinen Bissen gegessen.

Frau Abel saß mit feuchten Augen da und sah liebevoll „unseren Heimgekehrten" an.

Er erzählte von der Reise.

„Die Theater", sagte Frau Abel, „die Saison —"

Einen Grabstein hätte er gekauft . . . ein verteufelt hoher Preis.

„Daran denkt man ja nicht," sagte die Wittwe Abel . . . „der letzte Liebesbeweis."

Ja, das hatte, er auch zu Kjer gesagt . . . „der letzte Liebesbeweis."

Luise die Aelteste wurde nie fertig mit ihren Ueberraschungen. „Nicht sehen!" sagte sie, indem sie ihm die Hand vor die Augen hielt, während die Wittwe den Deckel von der letzten Ragoutschale abhob.

„Ja, was sie Alles bereitet hat," sagte Frau Abel und lächelte, „meine Aelteste."

„Hausthiere sind wir doch Alle," sagte Bai, „Gewohnheitsthiere." Er legte beide Hände auf den Tisch und schaute fröhlich drein, während er Ruhe hielt.

— — —

Es war im Oktober. Auf dem Perron war es ganz voll zum Nachmittagszug. Die kleine Jensen und alle von Lindes und die von der Mühle waren zugegen.

Die Wittwe Abel wollte abreisen, um das Heim für Ida die Jüngste einzurichten.

Luise kommt nach, sagte sie, indem sie ihre Letzte um den Hals faßte. „Sie liebt die Heimath, sie kommt erst zur Hochzeit nach," sagte sie.

Die Hochzeit sollte bei „meiner Schwester, der Etatsräthin," stattfinden. „Dort haben sie sich gefunden," sagte die Wittwe.

Der Zug wurde gemeldet. Bai kam mit dem Gepäckschein und den Billet: „Er ist meine „Vorsehung gewesen," sagte die Wittwe Abel, inden sie ihm zunickte.

Der Zug kam über die Wiese: „Grüßen Sie Ida," sagte der alte Pastor, „wir denken an sie — — an ihrem Ehrentage."

Digitized by Google

„Das wissen wir," sagte die Wittwe, „wir wissen, wo die guten Gedanken sind." Sie war sehr bewegt und küßte alle. „Ja," sagte sie, „das ist eine Reise, um ein Kind zu verlieren."

Der Zug hielt: „Na — liebe Frau Abel," sagte Bai, „jetzt ist es Zeit."

„Und — meine Luise — — — Sie passen wohl auf sie," rief sie, während Bai sie bereits in das Coupé hineingehoben hatte . . .

„Leben Sie wohl, Frau Linde . . . leben Sie wohl . . ."

Luise sprang auf das Trittbrett und küßte die Mutter . . . „Zuletzt!" sagte sie, indem sie sich emporstreckte, sodaß man ihre Schönheit sehen konnte.

„Luise!" schrie die Wittwe. Der Zug hatte sich bereits in Bewegung gesetzt.

Bai fing Luise, ihre Letzte, auf . . . Es entstand ein Fächeln und ein Winken, bis man nichts mehr vom Zuge sah.

Lindes gingen mit den Leuten von der Mühle heim.

Luise die Aelteste wollte etwas in der Posttasche nachsehen und lief vor Bai ins Bureau . . . Sie lachten drinnen, sodaß man es draußen auf dem Perron hören konnte.

Die kleine Jensen stand zusammengesunken an einen Pfahl gelehnt. Der Stationsdiener hatte die Milchkannen vom Perron geschafft und die Weiche gewechselt. Und Fräulein Jensen stand noch da, allein, an ihren Pfahl gelehnt.

— —

Lindes waren zu Hause.

Der alte Pastor saß mit Agnes in der Wohnstube, während „Mutter" nach dem Thee sah.

Es war halb dunkel. Der alte Pastor konnte Agnes kaum sehen, die am Klavier saß. „Singe eins deiner Lieder," sagte er.

Agnes ließ die Hände ein wenig über die Tasten gleiten, langsam auf und ab, dann sang sie mit halber Stimme — mit ihrem tiefen Alt — den Gesang von Marianna.

„Unter des Grabes Rasen schlief
die arme Marianna,
Kam die Maid und beklagte tief
die arme Marianna."

Es wurde still in dem dunklen Zimmer.

Der alte Pastor schlummerte ein wenig mit gefalteten Händen.

Digitized by Google

Briefe Richard Wagner's an Emil Heckel.

Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Herausgegeben von **Karl Heckel.**

(Schluß.)

Im Sommer 1877 hatte ich die Stellung eines Comité-Präsidenten am Mannheimer Hoftheater mit der festen Absicht übernommen, an demselben umgestaltend im Sinne Wagners zu wirken.

Die glänzende Tradition der Mannheimer Bühne, die Unabhängigkeit seiner Verwalter und der Umstand, daß die Aufführungen gründlich vorbereitet werden konnten, da — im Gegensatz zu den Großstädten — nur viermal in der Woche gespielt wurde: ließen mich schaffensfreudig und mit besten Hoffnungen meine Aufgabe angreifen.

Anton Seidl, der sich in Bayreuth gemeinsam mit Franz Fischer als musikalischer Assistent bei den Festspielen bewährt hatte, meldete sich für den frei werdenden Posten des Kapellmeisters, trat aber wieder von seiner Bewerbung zurück, da er sich noch nicht erfahren genug erachtete.

Lieber Freund!

Seidl theilt mir mit, daß er auf seine Bewerbung in Mannheim verzichte.

Er thut gut daran, und mir fällt ein Stein vom Herzen, denn — er ist begabt, hat aber keine Erfahrung. —

Nun aber empfehle ich Ihnen desto kräftiger Fischer. Dieser ist, nachdem man mir versicherte ihn als Musikdirektor anstellen zu wollen, nur als Chorrepetitor placirt worden, was mich beleidigt hat! Fischer ist durchaus erfahren, Repertoire kundig, und ein durch und durch zuverlässiger Mensch. Ich stehe für ihn ein! — Bitte melden Sie ihm diese meine Empfehlung, und — tragen Sie ihm die, mit Langer zu theilende — Musikdirektionstelle an.

Er heißt: Franz Fischer, seine nähere Adresse weiß ich nicht; Hôtel Vier Jahreszeiten (seine Verwandten) besorgen sie aber.

Schönsten und herzlichsten Gruß von

Ihrem

ergebenen

Bayreuth, 1. Okt. 77.

Richard Wagner.

Mittlerweile hatte Hans Richter meinen Vorschlag in Erwägung gezogen, die Kapellmeisterstellung an der Mannheimer Bühne zu übernehmen, da sie unbeeinflußt von großstädtischen Rücksichten ein künstlerisches Arbeiten gestattete.

Digitized by Google

In Folge meiner Mittheilungen hierüber telegraphirte mir Wagner:

Richter? Gut! Jedenfalls Fischer gutes Anerbieten stellen. Für diesen bürge ich. Parsifal.

Ich besuchte bald darauf Wagner in Bayreuth. Mit Beziehung auf den Schlendrian, welcher an den meisten Bühnen herrscht, empfahl er mir ausdrücklich, doch ja danach zu streben, daß ich jeder Zeit Recht und Macht besäße, eine Aufführung noch nach der Hauptprobe abzusetzen, wenn sie sich als ungenügend vorbereitet erwiese.

Da Richter in Wien verblieb, wurde Fischer angestellt und ich konnte nach verschiedenen Vorbereitungen und Veränderungen mich an Wagner wegen der Aufführung des „Ring des Nibelungen" wenden.

Geehrtester Freund!

Ihre, als Präsident des großherzoglichen Hoftheater-Comité in Mannheim, an mich freundlichst gerichtete Anfrage wegen der Erwerbung des Aufführungsrechtes sämmtlicher Theile meines Bühnenfestspieles „der Ring des Nibelungen" ermächtigt mich, Ihnen die Bedingungen anzugeben, unter welchen ich bisher und in Zukunft jenes Aufführungsrecht ertheile.

1. Vorführung der einzelnen Theile nach auf einander folgender Reihe. (Leipzig und Braunschweig beginnen mit „Rheingold" und „Walküre" in 2 auf einander folgenden Abenden.)
2. Zehn Prozent von der Brutto-Einnahme (mit Einrechnung der Abonnements-Quote) jedes Abends der Aufführung eines der Stücke, bis zum Erlöschen des Autoren — Eigenthumsrechtes, d. h. 30 Jahre nach meinem Tode.
3. Zusicherung der reihenfolgenrechten Aufführung sämmtlicher Theile durch einen Vorschuß von 10,000 Mark, welcher, bis zu einer Tilgung, von der Hälfte jeder Tantième, also 5% jeder Einnahme zurückgezahlt werden soll. Dieser Vorschuß soll zur Hälfte sofort bei Auswechselung der Vertragsschriften, mit 5000 M. an mich ausgezahlt werden, wogegen die andere Hälfte, mit gleichfalls 5000 M. am 1. Januar des nächsten Jahres 1879 an mich abgeführt werden wird.

Dies sind die gleichen Bedingungen, unter welchen ich dem Leipziger Stadttheater das in Rede stehende Aufführungsrecht ertheilt habe, wogegen Hamburg einen Vorschuß von 16,000 M. — Wien 20,000 M. zahlen mußte.

Mit größter Freundschaft und Hochachtung

Ihr

ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

14. März, 1878.

P. S. Zu Ihrem Vortheil führe ich an, daß das Mannheimer Hoftheater vermuthlich — zum Mindesten am Niederrhein — das einzige Theater sein wird, welches der nachbarlichen Bevölkerung Aufführung meines Werkes bieten kann. R. W.

Durch Erfüllung dieser Bedingungen hätte ich meine Machtbefugnisse überschritten, da ich mich an das vom Bürgerausschuß festgestellte Jahresbudget zu halten hatte und diesem nicht durch Gewährung des verlangten Vorschusses vorgreifen konnte. Der Briefwechsel über die Angelegenheit führte zu

Digitized by Google

einigen Mißverständnissen, was jedoch Wagner nicht abhielt, mir persönlich einen Beweis seines unbegrenzten Vertrauens zu geben.

Lieber Freund Heckel!

Hiermit überlasse ich Ihnen, für so lange als Sie in der unglückseligen Stellung eines Präsidenten des großherzoglichen Theatercomité's in Mannheim sind, jeden Theil meines „Ring des Nibelungen" zu beliebigen Aufführungeu ganz umsonst. —

Dem Mannheimer Theater, welches auf einer gewissen Liste*) bei mir steht, schenke ich nicht einen Heller. —

Dieß der volle Ernst
Ihres
alten Freundes
Richard Wagner.

Bayreuth,
17. März, 1878.

Da ich nicht Director des Mannheimer Theaters war, sondern in meiner Ehrenstellung als Comité-Präsident nur die Interessen des Theaters, nicht meine eigenen, in Betracht zu ziehen hatte, so wurde die Frage weder durch obigen noch durch den nachfolgenden Brief endgiltig gelöst.

Bester Freund!

Sie sind im Irrthum. Niemals und auch in Heidelberg nicht, habe ich mich über Ihren Entschluß, die Präsidentschaft des Mannheimer Theatercomité's anzutreten, gefreut, und entsinnen sich die Anwesenden meiner Familie sehr genau, daß die von Ihnen mir angeführten Aussprüche vom Hôtelier Albert, nicht aber von mir gethan wurden. Da ich an Ihnen jedoch ersah, daß Ihr Local-Triumph Ihnen schmeichelte, habe ich, eben über diesen Triumph für Sie, mich am Ende auch gefreut. Dagegen ich bedauern mußte, daß Sie meine ernsten Bedenken — welche ich namentlich auch Zeroni mittheilte — wenig beachteten. Ich entsinne mich nur erklärt zu haben, daß, wenn man mich wählte, ich nicht wissen würde, was ich anfangen sollte, um — namentlich eine Theaterverwaltung, welche mir aus Gründen eines starken Defizits zufiele, — mit einigem Geschicke zu übernehmen. Allein, Sie hatten Vertrauen in sich — und — so schwieg ich. —

Dies ist die Wahrheit, was das Eine betrifft. —

Das Andre bezieht sich auf die Erwerbung des Aufführungsrechtes für meine Nibelungen. Sie fragen bei mir „als Präsident des großherzogl. Theatercomité" an. Als solchem stellte ich Ihnen meine Forderung. Sie vermeldeten hierüber meiner Frau, daß der Mannheimer Stadtrath Sie fortjagen würde, wenn sie ihm meine Forderungen nur mittheilten. — Aufrichtig gesagt, lieber Heckel, ich hätte mich mit Vergnügen fortjagen lassen. Doch sieht das bei Ihnen gewiß wohl anders aus. Ihre Lage kam mir — verzeihen Sie! — nicht beneidenswerth vor. Glauben Sie nun, daß die Erwerbung der Nibelungen für Sie eine absolute Nothwendigkeit des Bestehens ist (immerhin viel Ehre für mich!) so opfere ich sie gern Ihrem persön-

*) Eine Reihe von Bühnen, unter ihnen auch das Mannheimer Hoftheater, zahlten für die früheren Werke Wagners keine Tantièmen, da sie sich beim Ankauf hierzu nicht vertragsmäßig verpflichtet hatten. Erst in späteren Jahren kam mit diesen Bühnen nachträglich eine Vereinbarung zu Stande, welche die Auszahlung von Tantièmen für sämmtliche Werke bestimmt.

Digitized by Google

lichen Bestehen in Ihrer Stellung, solange Sie diese für erhaltungswerth ansehen.

Somit erneuere ich mein zuletzt an Sie gerichtetes Wort: Machen Sie mit meinen Nibelungen-Partituren in Mannheim, was Sie wollen; geben Sie Conzerte oder Theateraufführungen. Aber nur Sie, solange Sie dabei sind. Möge Sie diese Erklärung dazu stärken, dem Mannheimer Magistrat ohne Besorgniß Ihre Eröffnungen zu machen. Jede Transaction weise ich zurück! —

Gott behüte Sie, lieber alter Freund!

Ihr stets

ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

21. März, 1878.

Und nun — kein Wort mehr über diese Sache!!

Ich reiste nunmehr persönlich nach Bayreuth und erzielte sehr bald eine Verständigung, da ich mich von der Unzulässigkeit meiner ursprünglichen Absicht, nach dem Beispiel Schwerins, „die Walküre" zuerst aufzuführen, überzeugt hatte, und andererseits Wagner mir bei allen Punkten, welche keine Preisgebung künstlerischer Principien forderten, entgegenkam.

Für die technische Einrichtung in Mannheim gelang es, in Fritz Brandt eine außerordentliche Kraft zu gewinnen und da auch Hofrath Werther in seiner Stellung als Oberregisseur dem Werke Verständniß und warmes Interesse entgegenbrachte, so schritten die Vorbereitungen rasch vorwärts.

Im Namen des Theater-Comités lud ich Wagner ein, den Aufführungen beizuwohnen.

Mein geehrtester alter Freund!

Wie konnten Sie mich mehr erfreuen, als durch die guten Nachrichten über den ersprießlichen Fortgang der Vorbereitungen zu den Mannheimer Aufführungen des Nibelungenrings! Betrachtet man diesen Stand der Dinge näher, so möchte alles wirklich wie Wunder erscheinen! Das Schicksal hat mit meinem Werke seine Wege eingeschlagen: da es nicht die von mir ursprünglich in das Auge gefaßten sind, geziemt es mir ruhig und enthaltsam zuzusehen, was auf diese Weise aus der Sache wird. Das ist denn auch mein Standpunkt: ich sehe aus der Ferne zu, freue mich über gute Erfolge und verwundere mich nicht über schlechte. Aber — dabei sein kann ich nirgends mehr. Wenn Sie je erfahren, daß ich irgendwo einer Aufführung eines Theiles jenes Werkes beigewohnt, so mögen Sie mich des Freundesverrathes anklagen: es wird nie dazu kommen! —

Somit, meinen herzlichsten Dank für die freundliche Einladung nach Mannheim, welchen ich Sie ersuche auch den geehrten Herren des großherzoglichen Theatercomitee gütigst vermitteln zu wollen.

Stets bin ich, voll der besten Erinnerungen, Ihres warmen Eifer's für mein Werk und seine Durchführung dankbar eingedenk, und verbleibe

Ihr

treulichst ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

23. März 1879.

Die Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" fanden erstmals Ostern 1879 und zwar, im Gegensatz zu den meisten anderen Bühnen, von Anfang an ohne irgendwelche Kürzung und ausschließlich mit eigenen

Digitized by Google

Kräften statt, unter denen besonders Plank als Wotan sich seinen künstlerischen Ruf begründete. Der Erfolg war ein ganz außerordentlicher.

Ich hatte Wagner gebeten „in Gedanken bei mir zu sein, wie ich bei ihm sein würde." Er sandte mir zwei telegraphische Grüße, denen sich ein herzlichst anerkennender Brief anschloß.

Glückwunsch und herzlichen Gruß allen Freunden und Genossen der Mannheimer-Nibelungentage! Richard Wagner.

So lohnt sich alle Tugend! Heckel heraus! Fischer Tusch! Was will man mehr? O Albert! Herzlich erfreut Ihr R. W.

Mein lieber Freund Heckel!

Endlich komme ich dazu, Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihren schönen Erfolgen, sowie meine eigene herzliche Freude über das Gelingen Ihrer Aufführungen auszudrücken. Ich war bisher von meiner letzten Arbeit an der Composition des Parsifal nicht abzubringen: Diese ist nun vollendet und Sie sind der Erste an den ich mich nun wieder nach Außen wende.

Sie haben da in Ihrem Mannheim ein sehr lehrreiches Beispiel gegeben davon, was ein tüchtiger Wille kann. Da ich die Wiederholung der Aufführungen in Bayreuth aufgeben mußte, kann nun, wenn das Werk und seine Bestimmung nicht ganz verloren und vergessen werden sollte, nur durch möglichst sorgfältige Reproduktionen auf unseren gebräuchlichen Publikum-Theatern gezeigt werden, welche Lebenskraft mein Werk mindestens zu bewähren vermöge. Daß Sie mit Bangen an Ihre frei gewählte Aufgabe gingen, indem Sie sorgenvoll den Umfang der Mittel Ihres Theaters mit denen allergrößter Oberhoftheater verglichen, dies bestätigte Sie in meiner Maxime vorwärts zu gehen, nämlich die Sache beim Geiste zu erfassen: ein genau eingeweihter, dazu tüchtiger, energischer und — vor Allem — überzeugter Dirigent, ein solcher giebt mir Gewähr für Alles. So sehr mich das laute Lob Fischer's freute, hat mich's doch nicht im Mindesten überrascht: ich wußte was er leisten würde. Nun war es ein großes Glück, daß ich, nachdem ich einige tüchtige und kenntnißvolle Dirigenten mir gewonnen hatte, endlich auch einmal einen Theaterdirektor fand, der einen derselben zum Amte berief. Bisher waren meine Empfehlungen den Empfohlenen stets nachtheilig: unsren Herren Oberhofintendanten u. s. w. ist nichts verhaßter, als ein sogenannter „Wagnerianer" denn da heißt es: „Hilf Himmel! Da bekäme ich einen Menschen, der eine Masse Proben fordert, namentlich wenn es schlecht geht; der auch nichts streichen will, trotzdem sich doch Alles viel besser macht wenn es recht unverständlich wird? Nichts da! Ich helfe mir am Besten mit servilen Stümpern!" Nun diesmal war es in Mannheim besser; ich hoffe, es soll auch den Leipziger Aufführungen noch wohlthun, daß auch die dortige Direktion einen meiner Empfohlenen, den Genossen Fischer's bei den Bayreuther Aufführungen, willig berufen hat. — Dazu unseren jungen Brandt! da war etwas zu erhoffen und anzunehmen daß vollends die ganze Regie, der ich ja auch zu Dank verpflichtet bin, zum Rechten und Richtigen fortgerissen wurde. Unter solchen Umständen leisten Darsteller und Musiker Wunder. Ich hab's erfahren. Aber — das Hauptwunder ist doch, — Heckel als Theaterdirektor! Glück auf! Jetzt verstehe ich das Schicksal, und grüße Sie — in seinem Schutze — von ganzem Herzen!

Ihr getreuer

Bayreuth, Richard Wagner.
28. April 1879.

Digitized by Google

Anfang Mai konnte ich Wagner benachrichtigen, daß die dritte Aufführung besonders gut ausgefallen war, und daß mich der Großherzog von Baden für die ganze Dauer der Aufführung an seine Seite befohlen hatte.

Auch folgende kleine Episode theilte ich dem Meister mit.

Beim Eintritt im Theater begrüßte mich ein Bauersmann aus der Pfalz und rief einem kleinen Knaben mit Blumen zu: „da ist der Wagner, gib deinem Pathen den Strauß." Nachdem ich den Mann über seinen Irrthum belehrt hatte, ließ er den Knaben seinen Namen nennen: „Richard Wagner." Er erzählte mir dann, daß Wagner die Pathenschaft übernommen habe, und daß er hierher gekommen sei, um ihn zu begrüßen. Ich ließ Vater und Sohn Eintrittskarten geben und theilte dem Meister scherzhaft mit, daß nun doch ein Richard Wagner der Aufführung beigewohnt habe.

Von verschiedenen Seiten erhielt Wagner günstige Berichte, über die Mannheimer Aufführungen. Feustel schrieb mir: „Ueber Mannheim hat Wagner eine sehr große Befriedigung."

Er stellte daher bei einer persönlichen Unterredung mit Fischer doch noch sein Kommen zu einer der nächsten Aufführungen in Aussicht, schrieb mir aber bald darauf:

Liebster Freund!

Ob ich Ende d. M. zu Ihnen kommen kann, wird immer zweifelhafter; gerade für diese Zeit melden sich alle diesmaligen Jahresbesuche — z. B. — Liszt bei uns an; auch stehe ich im Beginn einer Brunnenkur, die sich sehr hinausziehen dürfte, da die Witterung für jetzt sie gar nicht begünstigt. Ich glaube nicht vor Mitte August hier fortzukommen, gedenke aber dann bis etwa zur Wieder-Eröffnung Ihrer Vorstellungen auszubleiben — etwa in der Schweiz, von wo aus ich dann zu Ihnen kommen würde. Gut wäre es, wenn nicht immer sogleich so viel von so etwas in die Zeitungen käme! —

Immer bleibe ich dabei, daß das Glücken Ihrer Unternehmung in Mannheim mir ganz besondere Freude macht. Seien Sie dessen versichert!

Für jetzt fühle ich mich sehr angegriffen und bedarf großer Schonung.

Also, zweifeln Sie nicht an mir, und bleiben Sie immer gut

Ihrem

alten guten

Bayreuth, Richard Wagner.

3. Juli 1879.

P. S. Fischer richtete mir bei seinem (für mich sehr erfreulichen) Besuche etwas von Ihnen wegen der Tantième-Zahlungen aus. Ich stelle es Ihnen frei, mir die vorläufigen 5% für jetzt zu zahlen oder nicht. Jedoch — können Sie, so ist es mir recht, wenn Sie den Betrag derselben bis Ende Juni (1. Halbjahr) jetzt schicken — ich hab' eben starke Ausgaben! —

R. W.

Im August wohnte ich in München Aufführungen von „Siegfried" und „Götterdämmerung" bei, die neben Hervorragendem auch viele opernhafte Stillosigkeiten in der Wiedergabe aufwiesen. Ich theilte Wagner die empfangenen Eindrücke ausführlich mit.

Lieber Freund und Genosse!

Wenn Sie etwas Geld für mich haben, so thun Sie mir einen Gefallen, wenn Sie es mir schicken. Das III. Quartal ist für einen Komponisten immer schlecht! —

Digitized by Google

Ihr Brief über die Münchener Aufführungen ist mir zu Herzen gegangen: meinem König habe ich viel davon erzählt, auch von Ihnen! —

Nun! gebe der grundgütige Himmel zu allem Weiteren seinen Segen! Frau Heckel und die Fischerei sind — mit Ihnen — herzlich gegrüßt von

Ihrem
ganz besonders ergebenen
Rich. Wagner.

Bayreuth (nirgend anders!)
17. Okt. 79.

Die Tantième-Verrechnung des Mannheimer Theaters erfolgte stets über mehrere Aufführungen zugleich, was hierauf bezügliche Anfragen Wagners veranlaßte.

Lieber alter Freund!

Sie müssen doch in letzter Zeit wieder etwas Geld für mich gesammelt haben; nun weiß ich nicht ob ich Ihnen schon darüber schrieb, daß ich Sie zu ersuchen hätte, die Geldsendung an Feustel nach Bayreuth, die zu unterzeichnende Quittung aber an mich, nach „Neapel, Posilipo-Villa Angri" besorgen lassen zu wollen?

Ich erfahre gar nichts von Ihnen, selbst — und leider — auf dem bezeichneten geschäftlichen Wege auch nicht. Bin ich denn für ganz Germanien schon todt, oder sind Sie durch die theatralische Kunst todt?

Im Uebrigen ergeht es mir nicht ganz nach Verdienst: wir wollen sehen ob dieß durch Sie besser wird.

Schönste Grüße von Villa zu Haus! Bleiben Sie gut

Ihrem
grundergebenen
Rich. Wagner.

Neapel,
26. März 1880.

Die frühzeitigen Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre", welche stets viele fremde Besucher aus Nah und Fern aufwiesen, hatten dem Mannheimer Hoftheater von neuem nach Richard Pohl's Worten „eine rühmliche Ausnahmestellung" erworben, der auch auf dem Gebiete des Schauspiels außergewöhnliche Leistungen, vollständige Aufführungen beider Teile des „Faust", wie einer Iphigenien-Trilogie (Euripides-Schiller-Goethe), zweier Shakespeare-Cyclen (Historien und Lustspiele) und erste Darstellungen hervorragender neuer Werke entsprachen. Nunmehr sollte „Siegfried" und die „Götterdämmerung" vorbereitet werden.

Hiefür zeigten sich größere Ausgaben erforderlich, als der regelmäßige Zuschuß der Stadt vorsah. Da jedoch die Bewilligung über das gewohnte Maß hinausgehender Mittel bei der Budgetaufstellung von der Stadt versagt wurde, legte ich mein Amt nieder.

Auf eine hierauf bezügliche Mitteilung an den Meister übermittelte mir Frau Wagner die schönsten Grüße des Meisters aus Neapel und schrieb unter anderem:

„Sie dürfen auf einen Lebensabschnitt mit Stolz zurückblicken, und kehren an Erfahrung reicher in Ihre frühere Thätigkeit nun zurück. Sie haben unter den vielleicht ungünstigsten Umständen eine wirkliche That wie die der Nibelungen-Aufführungen in der so kurz bemessenen Zeit Ihrer Wirksamkeit zu bezeichnen und haben einem tüchtigen Menschen wie Fischer, nicht nur

Digitized by Google

zu einer Stellung sondern, was bei weitem wichtiger ist, zur freien Entwickelung seiner Gaben verholfen. Das ist viel, und was nicht weniger ist, daß Sie im Augenblick zurücktreten wo Ihnen die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit der Menschen es versagt, weiter der Kunst förderlich zu sein. Das ist würdig und gerecht; und wenn wir vor drei Jahren in Ihrer Wahl einen Sieg unserer Sache erkennen konnten, so dürfen wir in Ihrem Zurücktreten einen Sieg Ihrer Selbst begrüßen, über alles Trügerische was sich andere gewiß vorhalten würden, um an dem Posten zu bleiben."

Anläßlich einer Versammlung der Patrone in Wiesbaden hatte sich ein „Executiv-Comité" (Friedrich Schön, Emil Heckel, Richard Pohl) gebildet, das in erster Linie die Betheiligung der deutschen Fürsten bei dem Unternehmen zu erwirken hoffte, und durch eine Eingabe an den König von Bayern jedenfalls mittelbar Wagners eigene Bemühungen unterstützte.

In einem an Friedr. Schön, als dem Vorsitzenden des Comités, gerichteten Brief schrieb der Meister:

Mein hochverehrtester Freund!

Wie sehr muß ich bedauern, aus Ihren Briefen an meine liebe Frau zu ersehen, daß Sie über mich in einige Ungewißheit versetzt sind. Worin eine Autorisation für Ihre Agitation zu Gunsten der Bayreuther Idee bestehen sollte, wünschte ich gern durch ein mir vorzulegendes Schema zu erfahren um das Gewünschte sofort gern zu leisten. Nur bitte ich Sie, im Betreff des Ausführungsplanes meiner Erfahrung, sowohl über die deutsche Welt als mich selbst, einige Rechnung zu tragen. Hier wünschte ich denn, daß Sie meinen im September 1877 vorgelegten Entwurf nicht allzusehr mehr in den Vordergrund stellten, da alle seitdem gewonnene Erfahrung mir gezeigt hat, daß ich damals — ich gestehe, nicht ganz ohne Bewußtsein — die Rechnung ohne den Wirth machte. Ziehe ich dagegen die seit Ihrem Eintreten mir und allen unseren Freunden erweckten Hoffnungen in Betracht, so ersehe ich keine andere Möglichkeit Ihren Wünschen endlich entgegen zu kommen, als daß ich das — wie Sie meinen — nach den Bühnenfestspielen von 1876 noch nicht erweckte Interesse durch eine, sobald wie möglich zu bewerkstelligende Aufführung des „Parsifal" von Neuem anzuregen versuche. Dieser Vorsatz dünkt mich im Jahre 1882 ausführbar, sobald ich bis dahin in vollster Ruhe dafür erhalten werde; dies aber selbst — im Betreff der äußeren Möglichkeit — nur dann wenn ich die Hilfe des Königs von Bayern hierfür in Anspruch nehme. — — —

Unter solchen gesicherten Umständen gedenke ich nach dem „Parsifal" alljährlich eines meiner älteren Werke — somit alle der Reihe nach — in musterhaften Aufführungen als mein künstlerisches Instrument meinen Freunden vorzuführen. Da ich heute in meinem 68. Jahre stehe, habe ich ein hohes und rüstiges Alter meiner Seits für die Ausführung dieses Planes in Berechnung zu ziehen und gedenke mit dieser Ausführung dann genug gethan zu haben, somit auch der Aufführungen von „Zauberflöte" „Freischütz" „Fidelio" u. s. w. enthoben zu sein. Alles was ich hierauf bezüglich lehren und mittheilen kann, thue ich sehr gern unter der Hand, — man braucht mich nnr in Bayreuth zu besuchen. Hinterlasse ich mit jenen Aufführungen meiner Werke nicht meine „Schule", so habe ich überhaupt mit einer „Schule" nichts zu thun." — — —

Der König von Bayern verfügte, daß das Orchester des Münchener Hoftheaters mit Kapellmeister Levi an der Spitze, während zweier Sommer-

Digitized by Google

monate Wagner zur Aufführung des „Parsifal" in Bayreuth zur Verfügung stehe.

Im November 1880 begrüßte ich mit Richard Pohl den Meister auf seiner Rückreise von Italien in München, wo Lenbach und Gedon ihm zu Ehren eine große Festlichkeit veranstalteten.

Pohl und ich waren als Vertreter des Executiv-Comités nach München gereist, um mit Wagner die nächsten Entscheidungen zu berathen.

Nach dieser Besprechung konnten nunmehr in Wagners „Mittheilung an die geehrten Patrone der Bühnenfestspiele in Bayreuth" die Aufführungen für 1882 in sichere Aussicht gestellt werden. Doch war die Zahl der Patrone zu gering, um für sie allein die Festspiele zu veranstalten, wie es Wagners Absicht gewesen war; die Aufführungen mußten wieder als „öffentliche" angekündigt werden.

Im Januar war abermals eine Zusammenkunft in Bayreuth erforderlich. Wagner wünschte, daß der durch den Patronatverein angesammelte unantastbare Grundstock (der sogenannte „eiserne Fond"), wenn nöthig, zur Verwendung kommen solle. Der Verwaltungsrath hielt dies nicht für zulässig. Ich sagte daher zu Wagner, daß wir bei dieser Verwendung wohl auf Schwierigkeiten stoßen würden. Der Meister sprang erregt auf, und nun mußte auch ich einmal einen „Sturm" über mich ergehen lassen, wie ich ihn besonders vor den ersten Festspielen als Zeuge manchmal miterlebt hatte.

Es entsprach durchaus Wagners rückhaltslos offener Natur und seiner bewunderungswürdigen Wahrhaftigkeit, daß er seiner Erregung und seinem Zorn im entscheidenden Augenblick unbehindert das Wort ließ. Dann kam aller verhaltene Schmerz und Groll früherer Erfahrungen explosiv mit elementarer Gewalt zum Durchbruch.

So erinnere ich mich, daß er gegenüber einer schlecht angebrachten Bemerkung über seine Auffassung von Beethovens Neunter Symphonie sich auf das heftigste auslieβ, bis der Betreffende weinend auf seinem Stuhl zusammensank. Nun allerdings trat Wagner auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Machen Sie doch keine solche Bemerkungen und jetzt kein ernstes Wort mehr."

„Und jetzt kein ernstes Wort mehr!" Diesen Satz habe ich oft aus seinem Mund gehört. Er beruhigte sich selbst damit nach heftigen Auseinandersetzungen, oder er beugte damit nach ergreifenden künstlerischen Eindrücken jeder Ueberschwänglichkeit vor und schnitt Gespräche über die empfangenen Eindrücke damit ab.

Im Allgemeinen liebte er es nicht, allein das Wort zu führen und beendete oft eine längere Mittheilung plötzlich mit der Bemerkung: „Nun habe ich aber lange genug geredet, jetzt redet ihr einmal."

Noch eine andere heftige Auslassung Wagners haftet mir im Gedächtniß. Durch Bevorzugung anderer Bestellungen war die rechtzeitige Ausführung bestimmter Aufträge für das Festspielhaus versäumt worden und eine gefährliche Verzögerung entstanden.

Die ganze Empörung über die Nichtachtung, welche der deutschen Kunst aus servilen Rücksichten oder gegenüber dilettantischen Liebhabereien so oft zu Theil wird, kam damals bei Wagner zum Ausbruch. Doch trug er auch in diesem Falle dem Betroffenen, der durch diese Energie wie vernichtet dastand, nicht das Geringste nach.

Nach solchen Erfahrungen erwartete ich für mich nichts Gutes, als ich Wagner bei meiner Bemerkung gegen die Verwendung des Grundstocks aufspringen sah. Er rief: Was, Heckel, Sie sprechen mir von „Schwierigkeiten." Gerade von Ihnen hätte ich das zuletzt erwartet! Er erinnerte sich jetzt aller

Digitized by Google

Hinderniſſe, die ihm und ſeinem Unternehmen ſchon in den Weg gelegt worden waren. Er ſah mich feſt an und ſagte: „Wie konnten gerade Sie bei mir dieſe Erinnerungen wachrufen mit dem unglückſeligen Wort!“ Ich ſuchte ihn zu beruhigen. Vergeblich! Alles Unangenehme, das ihm je auf ähnliche Weiſe bereitet worden war, fiel ihm ein und er ſprach es gleichſam als Vorwurf in heftiger Erregung aus. Vieles davon hatte ich ja ſelbſt miterlebt, anderes war auch mir neu und feſſelte meine volle Aufmerkſamkeit. Plötzlich ſagte Wagner: „Jetzt ärgere ich mich die ganze Zeit und er (auf mich deutend) ſitzt ganz ruhig da und läßt ſich erzählen.“ Zum Maler Joukowsky gewandt, fügte er bereits halb humoriſtiſch bei: „Sehen Sie, ſo macht er mirs.“

Eine andauernde Mißſtimmung kam niemals zwiſchen uns auf. Auch ich konnte mir ſtets eine freimüthige offene Gefühls- und Gedankenäußerung geſtatten. Wohl ſtand mir keine Gelehrſamkeit zur Verfügung, aber ich wagte es, mich zu geben wie ich bin, indem ich meiner inſtinctiven Empfindung vertraute. Uebrigens hegte Wagner ſtets eine große Antipathie gegen Menſchen, welche nur das Wiſſen um die Bildung beſaßen, ohne ſich ſelbſt als wandlungsfähig zu erweiſen. Dagegen ſchätzte er jede unmittelbare Empfänglichkeit.

Als ich ihm einmal meine Abſicht kundgab, durch das Studium Schopenhauers mir Wagners Werke auch auf anderem Wege zu erſchließen, da lachte er mich aus: „Warum nicht gar Heckel, bewahren Sie ſich Ihren geſunden Menſchenverſtand.“

Das Allzuunperſönliche mancher ſonſt verdienſtvollen Freunde Bayreuths in ihrem Verhältniß zu dem großen Unternehmen, konnte für Wagner, der ſelbſt vor keinem offenen freien Wort zurückſchreckte, gewiß niemals als das Erſtrebenswerthe erſcheinen. Aber wer ihm bei der Erreichung ſeiner Kunſtziele förderlich war, indem er ſich in den Dienſt ſeines Genius und damit in den Dienſt der Kunſt ſtellte, ohne deßhalb ſich ſelbſt aufzugeben, der erfuhr ſeine herzlichſte Anerkennung und Dankbarkeit.

* *
*

Ich verließ Bayreuth nach der Zuſammenkunft im Januar 1881 ſehr befriedigt und ſprach Wagner auch brieflich meine Zuverſicht über das Gelingen der nächſten Feſtſpiele aus.

Zu ſeinem Geburtstag wurde der Meiſter auf Anregung von Frau Wagner durch Hans von Wolzogens Vermittelung damit überraſcht, daß er die Decke ſeines Wohnſaales mit den Wappen der Städte geſchmückt fand, die ſich durch die Wirkſamkeit der Vereine für ſein Unternehmen thätig erwieſen hatten.

In einer Conferenz im Juli 1881 in Bayreuth wurde auf meinen Antrag beſchloſſen, die Zeichnung von Garantie-Scheinen zu veranlaſſen, um gegen ein Defizit gedeckt zu ſein.

Bald konnte ich von Mannheim diesbezüglich günſtige Erfolge melden. Ebenſo über meine Verhandlungen mit der Firma B. Schott's Söhne in Mainz wegen der Verlagsübernahme des „Parſifal“.

Als ich von Wagner längere Zeit keine eigenhändige briefliche Mittheilung mehr erhalten hatte, bemerkte ich ihm dies, ohne die Abſicht eines Vorwurfs. Gleichzeitig übermittelte ich ihm eine arithmetiſche Zuſammenſtellung der Tacte in ſeinen verſchiedenen Werken. Der Zähler wünſchte die

Digitized by Google

Veröffentlichung dieser mühsam hergestellten Tabelle in den „Bayreuther Blättern", die damals allen Patronen zugesandt wurden.

Wie wenig Beifall der Meister solchen Curiosa, an denen die Wagner-Litteratur wohl etwas überreich ist, schenkte, geht aus seiner halb humoristischen, halb mißlaunigen Antwort hervor.

Oh! alter Freund!

Müssen Sie mir auch noch das Leben schwer machen, daß Sie eine Kränkung darin ersehen, wenn ich eine Anfrage von Ihnen durch meine Frau beantworten lasse, wenn es eben geschehen soll und ich gerade bei meiner Partitur sitze?

Es scheint Faulenzer zu geben, die immer Briefe schreiben können! — vielleicht kommt das auch noch bei mir. —

Liebster — Die Einlage schicke ich Ihnen — mit 1000 Dank (versteht sich!) — zurück. Unsren Patronen kann ich doch unmöglich mit solchen Späßen kommen!

Viel Dank für alle Freundschaft!

Stets Ihr

alter

Bayreuth, 2. Juli 1881. Rich. Wagner.

Franz Fischer hatte nach der Lösung seines Mannheimer Vertrags als Hofkapellmeister in München einen ehrenvollen Wirkungskreis gefunden und Fritz Brandt wurde nach dem Tode seines Vaters durch folgenden Brief des Meisters nach Bayreuth berufen:

Lieber werther junger Freund!

Dank für Ihren Brief, — er war schön! Erst heute schreibe auch ich Ihnen, ich mußte dieses wehmüthige Geschäft aufschieben, da meine Verfassung der Art ist, daß meine liebe Frau zur Zeit schon Bedenken trug die Nachricht vom so schrecklich plötzlichen Tode Ihres teuren Vaters überhaupt mir mitzutheilen: ein Zufall enthüllte mir dieses Schicksal! —

Gewiß verstehen Sie mich, und verzeihen Sie mir, wenn ich meine Empfindung hierüber nicht in Worte fasse. Ich stehe im dritten menschlichen Lebensalter, und sah zwei Generationen Mitlebender bereits vergehen: in Ihrem Vater verlor ich das letzte Glied jener zweiten Geschlechtsreihe, das mich mit dem Erlebten noch verband. In Ihnen begrüße ich nun die dritte Generation, der ich mein reifes Leben zur Weiterführung übergeben habe. Seien Sie willkommen! Ich nehme an, daß Sie bereit dazu sind, das letzte Werk des gemeinsamen Wirkens Ihres Vaters mit mir fortzuführen.

Jedenfalls steht Ihnen Alles hierfür zur Verfügung und wissen Sie genau, um was es sich bei der scenischen Aufführung des Parsifal's handelt.

Erlauben Sie mir daher, Sie an die Stelle Ihres seligen Vaters für meine Bayreuther Aufführungen zu berufen. In meiner noch einige Monate dauernden Abwesenheit wird Ihnen in Bayreuth mein Verwaltungsrath zu jeder Auskunft und nöthigen Uebereinkunft willig zur Seite stehen. Verfügen Sie was Sie für nöthig halten!

Mit dem beileidsvollsten Gruße an Ihre teure Frau Mutter verbinde ich für Sie selbst die Versicherung freundschaftlichster Ergebenheit

Ihres

tief trauernden

Palermo, Hotel des Palmes, 14. Januar 1882. Richard Wagner.

Digitized by Google

Frau Wagner unterrichtete mich brieflich über den Fortgang in der Composition des „Parsifal." Sie war stets auf das innigste mit Wagners Schaffen vertraut und nahm, wie früher beim „Ring des Nibelungen" nunmehr auch beim „Parsifal" an den Vorbereitungen zur Aufführung theil. Wagner rühmte oft die außerordentliche Hilfe welche ihm dadurch erwuchs.

So erinnere ich mich des Augenblicks vor Beginn der ersten Klavier-Bühnenprobe des „Parsifal". Wagner trat fast feierlich auf seine Frau zu mit den Worten: „Komm Frau, Du hast mir geholfen mein Werk zu schaffen, nimm jetzt auch neben mir Platz!" um dann mit den Worten: „Heckel kommen Sie mit!" mich ebenfalls aufzufordern.

Wir nahmen auf der Bühne neben denjenigen Künstlern Platz, welche bei dieser Probe nicht beschäftigt waren.

Es wurde in Bayreuth stets so gehalten, daß sämmtliche Darsteller derselben Rolle den Proben der Andern beiwohnten, um die Bemerkungen Wagners über Auffassung und Ausführung auch für sich zu beherzigen.

Auf diese Weise entstand ein sehr fördernder Wettkampf der einzelnen Darsteller im Bestreben sich durch die Einsicht in die Intentionen des Meisters zu selbstständiger Gestaltung anregen zu lassen und durch volle Entfaltung der individuellen Eigenart den Anderen dort zu übertreffen, wo dessen Persönlichkeit sich in engeren Grenzen befand. Durch diesen Wettkampf gelang beispielsweise unter den drei Darstellerinnen der Kundry Frau Materna und Fräulein Brandt die elementare Wildheit des ersten Aktes in hervorragendster Weise, während Fräulein Malten als einschmeichelnde Verführerin im zweiten Akte und als demüthige Büßerin im dritten wohl immer unerreicht bleiben wird.

Wie dem Meister die unvergleichliche Zusammenwirkung der Stimmen der drei Rheintöchter 1876 eine besondere Freude bereitete, so befriedigte ihn 1882 besonders die vom „Blumenvater" Porges einstudirte Scene der Blumenmädchen. Nach der letzten Probe derselben sagte er zu mir mit dem Ausdruck wahrster Befriedigung und Glückseligkeit: „Das ist das erste Mal, daß ich es erlebte, eine Scene so auf der Bühne zu sehen und zu hören, wie ich sie mir gedacht habe. Heckel, es ist wundervoll!"

Unter den Darstellern verstand es besonders Scaria, sich selbstständig zu bethätigen und seine Aufgabe individuell zu lösen. Wagner ließ ihn daher bei der Gestaltung der „Gurnemanz" vollständig frei gewähren.

Während der Hauptproben zum „Ring des Nibelungen" hatte Wagner in der Regel seinen Platz an einem Tischchen auf der Bühne. So zeigt ihn auch eine köstliche Karrikatur Menzels. Den Proben zum Parsifal dagegen wohnte er meist in der ersten Reihe des Zuschauerraums bei. Er ließ in die Schallwand über dem Orchester ein Fensterchen einschneiden, um mit dem Dirigenten sprechen zu können.

Die Ausführungen der geschäftlichen Bestimmungen während der Proben und Aufführungeu wurden Ad. Groß und mir übertragen und sowohl die Mitwirkenden wie die Besucher durch einen Anschlag am Festspielhaus an uns verwiesen.

Auf Wunsch des Königs von Bayern wurde ein besonderer Anbau ausgeführt, um dem König einen eigenen Eingang in das Festspielhaus zu schaffen. Leider wohnte der König trotzdem nicht den Aufführungen des „Parsifal" in Bayreuth bei. Er ließ sich denselben später durch die Mitwirkenden der Bayreuther Festspiele in einer Separat-Vorstellung in München darstellen.

Die ersten Aufführungen des „Parsifal" fanden am 26. und am 28. Juli 1882 nur für die Mitglieder des Patronatvereins in Bayreuth statt.

Digitized by Google

Wagner wurde dadurch seiner Verpflichtungen gegen den Verein ledig. Er sah sich zur Aufhebung des Vereins genöthigt, da einzelne Heißsporne ihre Aufgabe verkannten und selbstbestimmend eingreifen wollten.

Der vorletzten Aufführung des Parsifal wohnte der deutsche Kronprinz (der spätere Kaiser Friedrich III.) bei.

Nach dem ersten Akt sagte der Kronprinz zu mir: „Ich finde keine Worte für den Eindruck den ich empfangen; es übersteigt Alles, was ich erwartet; es ist großartig; ich bin tief ergriffen, und ich begreife, daß das Werk im modernen Repertoire nicht gegeben werden kann."

Als nach Schluß der Aufführung Bürgermeister Muncker und Bankier Feustel in den Vorsalon der Loge traten, sagte er zu ihnen: „Herr Heckel war Zeuge meiner Begeisterung, ich kann nur nochmals meine Bewunderung ausdrücken. Es ist mir, als wäre ich nicht in einem Theater, so erhaben ist es!"

Der Kronprinz fand in der That alle seine Erwartungen weit übertroffen. Er wohnte vier Jahre später abermals einer Aufführung des „Parsifal" in Bayreuth bei.

Die meisten fürstlichen Persönlichkeiten, welche Bayreuth besuchten, liebten es inkognito zu reisen. So geschah es 1876, daß der Kaiser von Brasilien, als er vor der Zeit das Festspielhaus betreten wollte, von den Angestellten zurückgewiesen wurde und erst durch meine Vermittlung Eintritt erhielt.

Die Zeit der Proben und Aufführungen des „Parsifal" verfloß weniger reich an Aufregungen und Spannungen als die „Nibelungen-Tage." Das mochte zum Theil das Werk selbst, und zum Theil die geregelteren Verhältnisse bewirken.

Wagner bereitete uns zum Schluß noch eine große Ueberraschung, die mir als ein hohes Erlebniß unvergeßlich im Gedächtniß haftet.

Vor der letzten Aufführung faßte er unerwartet den Entschluß den letzten Akt seines Bühnenfestspiels selbst zu dirigieren. Er gab nur wenigen Freunden seine Absicht kund.

Die Hofkapellmeister Levi und Fischer, die Dirigenten des „Parsifal", folgten ihm in den Orchesterraum, um die Ausführenden an bestimmten Stellen nicht die gewohnten Zeichen vermissen zu lassen. Wagner konnte daher ohne praktische Rücksichten ausschließlich auf eine im Rythmus und Ausdruck durchaus adäquate Wiedergabe bedacht sein. Jeder folgte willig seinem Stab.

Es war wunderbar, mit welch tiefer Empfindung und mit welcher gewaltigen Breite vor allem die getragenen Stellen zum Vortrag gelangten. Die Wucht der großen dramatischen Scene des Amfortas überstieg an Mächtigkeit alles, was ich erlebt hatte. Reichmann, der Darsteller des Amfortas sagte mir nach der Aufführung: — „So etwas hält man nur einmal aus. Zu einem solchem Aufwand von Athem, überhaupt an Kraftentfaltung der Stimme vermag einen nur der Meister selbst zu zwingen." Aehnlich äußerten sich die Bläser im Orchester. Alle Mitwirkenden hatten willig ihre volle Kraft eingesetzt. Was jene Stunde uns bot, kehrte nie wieder. Die Direktion des letzten Aktes Parsifal war die letzte That Wagners als Dirigent. Im Publikum wußte es während der Aufführung fast Niemand, daß der Meister selbst den Dirigentenstab führte, und auch nachher wurde es nur Wenigen bekannt.

Das finanzielle Ergebniß war 1882 über Erwarten günstig. Weder die Garantiescheine wurden in Anspruch genommen, noch der „eiserne Fond". Sondern dieser konnte jetzt wirklich als Grundstock für die künftigen Aufführungen bezeichnet werden.

Digitized by Google

Auf meinen Wunsch übersandte mir Frau Wagner nach den Festspielen eine Photographie des Meisters. „Adolf Groß sagt mir, daß Sie gern eine Photographie meines Mannes hätten, und zwar mit Unterschrift. Hier folgt sie mit Lächeln seitens meines Mannes, da er weiß wie viele Briefe Sie von ihm haben, und Zeugnisse seiner freundlichsten Werthschätzung — — — Wie haben Sie sich wieder bewährt Freund! Und wie hat sich „unser" System der Consequenz bewährt! Seien Sie bedankt und begrüßt in herzlichster unwandelbarer Freundschaft, Sie und die lieben Ihrigen von ganz Wahnfried."

Schon in Bayreuth, während den Parsifal-Aufführungen, erhielt ich von Mannheim die Nachricht von meiner Wiederwahl in das Theater-Comité. An einem heiteren Abend in Wahnfried frug mich der Meister: „Was erwarten sich denn die Mannheimer für große Dinge von Ihnen?"

„Daß ich den „Parsifal" mitbringe, um weniger thun sie es nicht", war meine Antwort.

Das belustigte Wagner sehr, und ich mußte ihm noch viel von meiner Vaterstadt erzählen.

Ich war wenig geneigt nach den Genüssen der Bayreuther Festspiele mich abermals den theatralischen Alltäglichkeiten zu widmen. Aber noch war auch auf diesem Wege Vieles im Sinne Wagners zu wirken. Das bestimmte mich in meiner Entschließung und so konnte ich dem Meister im Herbst 1882 nach Venedig mittheilen, daß ich die Wahl zum Präsidenten des Hoftheatercomitees angenommen hatte.

Bald konnte ich Frau Wagner anläßlich der Uebersendung einer Photographie meiner Familie Günstiges über das Theater berichten und ihr schreiben, daß ich nach einem Gastspiel von Fräulein Malten (der Bayreuther „Kundry") von einer „Lohengrin-Aufführung" in Mannheim geträumt habe, mit Fräulein Malten als Elsa und unter persönlicher Leitung des Meisters.

Die Antwort Frau Wagners stellte die Möglichkeit der Erfüllung des Traumes in Aussicht.

„Wie schön war der Traum! Gewiß er bedeutet etwas, und wer weiß, wie er sich noch erfüllt! Das Urtheil über Fräulein Malten hat meinen Mann besonders gefreut, er hält viel von ihr. So war der liebe Brief denn voll des Guten, das wir mit Herzlichstem erwidern!"

Wegen einer in Mannheim zu veranstaltenden Aufführung des ganzen ersten Aufzuges des „Parsifal" im Concertsaal, erhielt ich von Wagner folgende telegraphische Nachricht.

Ganzer erster Akt viel und langweilig, Finale von Wandeldecoration an wäre genug. Wagner.

Ein zweites Telegramm gelangte aus Versehen offen in das Theaterbüreau. Mit Beziehung hierauf schrieb Wagner:

Lieber Freund!

Dank, Gratulation — nachträglich und zum Voraus; auch ergebenste Empfehlung an die diskrete Telegraphen-Einrichtung in Mannheim. —

Jetzt aber: — meine Frau hat immer noch vergessen Ihnen zu melden, was ich jetzt nachhole: — engagiren Sie doch ja den Augsburger Frank für Ihr Theater; ich bürge für [ihn], und halte ihn in jeder Hinsicht für vortrefflich. Sie werden schon wissen wie Sie ihn anbringen; hat man Ihnen

Digitized by Google

bei Ihrem früheren Austritt einen Reaktionär als Lehrmeister eingesetzt, und mußte dafür Fischer gehen, so könnte das jetzt ja nun vice versa geschehen.

Sie sahen, andere Mächte geniren sich ja auch nicht! —

Gedenken Sie dessen und seien Sie versichert — u. s. w.

Gestern war Groß hier: wir werden diesmal nur den Juli mit 12 Vorstellungen haben. Auch gut! Ich ärgere mich über nichts mehr und lasse mich jetzt täglich 2 mal massiren.

Ein Gleiches wünscht Ihnen

Ihr

Venedig, sehr getreuer
14 Jan. 1883. Rich. Wagner.

Wagner hatte für 1883 vierundzwanzig Aufführungen des „Parsifals" geplant. Ich lachte herzlich über die humoristischen Schlußworte und schrieb an Wagner, indem ich auf seinen Scherz einging, wenn es hülfe, ließe ich mich gern viermal täglich für ihn massiren. Ich ahnte es nicht, daß es sein letzter Brief an mich und meine Antwort meine letzten Zeilen an ihn sein sollten.

Noch am 10. Februar, — drei Tage vor seinem Tode — schrieb mir Frau Wagner ohne Befürchtung einer Krisis. Ich hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß Wagner die Rückkehr durch den Gotthard nehmen werde, um mich in Mannheim zu besuchen. Es kam anders. Als todter Mann machte er die Rückreise wieder über den Brenner in sein geliebtes Deutschland-Bayreuth. — — —

Durfte ich es mir versagen die gewaltigen Eindrücke der Festspiele in ihrer Wirkung auf mich zu schildern, so darf ich es auch unterlassen meine Gefühle bei der Nachricht von dem Tode des großen Meisters und bei der feierlichen Bestattung in Bayreuth in Worte zu fassen. Gilt doch auch hier, wie so oft im Leben, das tiefernste Wort aus dem Bühnenweihfestspiel:

Das sagt sich nicht. —

* *
*

Der Gesundheitszustand Frau Wagners nach dem Tode des Meisters blieb längere Zeit besorgnißerregend, so daß es ihr nicht möglich war, an den Festspielen 1883 persönlich theil zu nehmen.

Die Trauerstimmung kam allgemein zum Ausdruck. Wie ruhig ging es auf der Bühne zu und welche ernste Stille herrschte unter dem Publikum, wenn es während den Zwischenpausen, wie gewohnt, vor dem Festspielhause auf und abwandelte. Der Gedanke an den dahingeschiedenen Meister sprach aus aller Augen.

Scaria führte die Regie. Alles Bemühen war darauf gerichtet bis ins Kleinste an den Intentionen des Meisters fest zu halten.

Laut gewordene Beobachtungen und Bemerkungen seitens betheiligter und zuschauender Zeugen der Aufführungen in den Jahren 1882 und 1883 wurden in Wahnfried in einem Hefte zusammengestellt. Dieses Heft bietet auf vierzig Seiten sehr treffende nach Akten und Personen geordnete Bemerkungen über die Wiedergabe unter dem Meister und spätere beobachtete Abweichungen. Es erwies sich für die Folge sehr werthvoll für die Bewahrung des ursprünglichen Charakters der Aufführungen.

Der Verwaltungsrath, in welchem Friedrich Schön als Verwalter des „Richard Wagner-Stipendien-Fond" eingetreten war, hatte wie in den

Digitized by Google

vorausgegangenen Festspieljahren die Erledigung aller Geschäfte übernommen. An Stelle von Frau Wagner sprachen die Kinder des Hauses „Wahnfried" dem Verwaltungsrath brieflich den Dank aus:

„Wir wissen es wohl daß die aufopferungsvolle Thätigkeit, welche Sie in diesem Jahre wiederum der Sache unseres Vaters haben angedeihen lassen, einer in sich beseeligten und geweihten Begeisterung entspringt, welcher keine Danksagung je entsprechen könnte. Doch empfinden wir es als eine Schuldigkeit gegen uns selbst, Ihnen zu sagen, wie tief und innig wir es erkennen, daß von dem mächtigsten Gefühle durchdrungen, Sie auch in diesem Jahre das Werk unseres Vaters zu fördern sich erfolgreich bemühten. Liebe ist es, welche Sie bewährten, Liebe ist, die wir Ihnen entgegen tragen und deren tief gerührten Ausdruck wir Sie hiermit herzlich bitten uns heute freundlich zu gönnen."

Für das Jahr 1884 konnten Wiederholungen der „Parsifal-Aufführungen" angesetzt werden Adolph Groß theilte mir bei einem Besuche in Mannheim mit, daß Frau Wagner noch immer in strengster Zurückgezogenheit verharre und auch bei den nächsten Festspielen nicht persönlich einzugreifen gewillt sei, sondern beabsichtige, mich um die Uebermittelung der Mittheilungen an die Künstler während den Proben und Aufführungen zu ersuchen. Später entschloß sich Frau Wagner wenigstens hinter der Scene den Vorbereitungen beizuwohnen und direkt mit dem Regisseur zu verkehren.

* * *

Im Mannheimer Hoftheater hatte ich gleich nach Wagners Tod eine ernste Gedenkfeier (Dichtung von Karl Heckel) veranstaltet, die später auch in Bremen zur Darstellung kam.

Die Aufführungen von „Siegfried" und „Götterdämmerung" in Mannheim gelangen bestens.

Anläßlich der ersten Aufführungen der Götterdämmerung durfte ich Liszt und seine Enkelkinder bei mir begrüßen. Auch andere bei dem Bayreuther Unternehmen betheiligte Persönlichkeiten besuchten die Mannheimer Aufführungen.

Frau Wagner schrieb mir:

„Siegfried sagt mir so viel Schönes von der Aufführung der „Götterdämmerung", daß ich nicht unterlassen kann, Ihnen meine große Rührung über dieses bei Ihnen ermöglichte auszusprechen."

Auf Veranlassung von Frau Wagner ersuchte ich Hofopernsänger Knapp, der sich als Gunther ganz vorzüglich bewährt hatte, mit Kapellmeister Seidl den Amfortas zu studiren und in Bayreuth zu singen. Leider gelangte derselbe wieder zu keiner Zusage.

Anläßlich des Umbaues meines Hauses richtete ich an einen Bildhauer, dessen gediegene deutsche Künstlerschaft meine besonderen Sympathien erweckte, Johannes Hoffart in Charlottenburg (damals noch in München) die Aufforderung, eine Kolossalbüste Wagners in karrarischem Marmor für mein Haus auszuführen. Frau Wagner hatte die Freundlichkeit, mir bei der Beurtheilung der Skizzen freundlichst zu rathen. Auf ihre Veranlassung blieb sämmtliche Symbolik aus der antiken Welt, wie Lorbeer und Leier, weg.

Als ich über eine vollständige Aufführung des „Ring des Nibelungen" nach Wahnfried berichtete, schloß ich mit den Worten: „Jetzt noch die Auf-

Digitized by Google

stellung der Büste an meinem Hause und die Aufführung von „Tristan und Isolde“ am hiesigen Hoftheater und meine Mission für Mannheim ist zu Ende.“

Als am 15. September 1887 die Enthüllung der Büste — sie ist das erste öffentliche Denkmal, das Wagner errichtet wurde — stattfand, vereinigten sich die Künstler der Mannheimer Bühne zu einer wohlgelungenen Feier. Dieselbe wurde durch den „Kaisermarsch“ eingeleitet, dann folgte der Chor „Wacht auf“ aus den „Meistersingern von Nürnberg“ vorgetragen von Mitgliedern des Hoftheaters und eine Festrede des Oberregisseurs Marter steig. Verschiedene Ehrengäste und ein dichtgedrängtes Publikum wohnten der Feier bei. Das Gebäude erhielt den Namen „Richard Wagner-Haus“. Noch bei mancher Gelegenheit durften seine Pforten sich der Familie des Meisters öffnen.

Als „Tristan und Isolde“ in Mannheim zur Aufführung gelangte, wohnte Frau Wagner den Proben bei und betheiligte sich durch werthvolle Angaben an der Vorbereitung des Werkes.

Zu Max Marter steig, der als Oberregisseur sein praktisches Können und sein feines Kunstverständniß bewährte, gelang es mir später, Felix Weingartner als Hofkapellmeister zu gewinnen, welcher mit Freuden das Hamburger Stadttheater verließ, um in Mannheim ein freies Feld für seine künstlerische Thatkraft zu finden. Meine Hoffnung, ihn zur Mitwirkung in Bayreuth berufen zu sehen, sollte sich leider nicht verwirklichen.

Mit der Zeit wuchs auch im Mannheimer Publikum Zahl und Macht derjenigen, welche nicht Sammlung, sondern Zerstreuung im Theater suchten und den Veranstaltungen stilvoller Aufführungen im Geiste Wagners widerstrebten. Wohl hielten Weingartner und Martersteig treu mit mir Stand gegen unkünstlerische Zumuthungen, wie Streichungen u. s. w., welche innerhalb der Verwaltung selbst zum Ausdruck kamen. „Streichen Sie erst mich!“ war Weingartners männliche Antwort. Zwar unterblieb in Folge dessen die angestrebte Verstümmelung Wagner'scher Werke, aber Eitelkeit und anmaßender Dilettantismus gelangten trotzdem zu schädigendem Einfluß. Ich sah kein ersprießliches Wirkungsfeld mehr vor mir liegen. Meine Thätigkeit für das Mannheimer Hoftheater fand nach zehnjähriger Dauer ihren Abschluß, wie ich in meinem bereits erwähnten Briefe vorausgesagt hatte, nach der Aufführung von „Tristan und Isolde“. Eine später erfolgte Wiederwahl in die neu organisirte Theaterverwaltung lehnte ich ab.

Frau Wagner schrieb mir:

„Wie man siegt und woran man scheitert, darauf kommt es an, und so denke ich Sie mir, werther Freund, zufrieden wie es derjenige sein darf, der sein Bestes für eine gute Sache eingesetzt hat und der daher berechtigt ist zu hoffen, daß dieses Beste nicht verloren sein wird.“

* * *

Wagner hatte stets die Absicht gehegt, recht viele musikalische Dirigenten nach Bayreuth zu berufen. Hier sollten sie sich des großen Werthes bewußt werden, welcher dem scenischen Bild und dem dramatischen Vorgang auch für den Kapellmeister bis ins Einzelne zukommt. Er sprach es wiederholt aus, daß sich durch die Einsicht in das Drama das richtige Tempo von selbst ergebe. Es war daher stets die erste Aufgabe Bayreuths, dem Drama als solchem gerecht zu werden.

Mit „Tristan und Isolde“ bewies Frau Wagner 1886 der Welt ihre außerordentliche Fähigkeit, auch selbstständig im Geiste des Meisters weiter

Digitized by Google

zu wirken. Die große Scene im zweiten Akt unterschied sich am stärksten von der in Repertoiretheatern üblichen Darstellung. Sie wurde nicht mehr als „Liebesduett" genossen, sondern dem empfänglichen Zuschauer mußte es unmittelbar zum Bewußtsein kommen, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes einen dramatischen Vorgang enthält: die durch Tristan erzielte Lebensvereinigung im Herzen Isoldens.*) Dabei war in Frau Sucher die Darstellerin gefunden, welche, wohl zum ersten Mal, eine vollständig adäquate Verkörperung der Isolde bot.

„Tristan und Isolde" unter Mottl's Leitung war das letzte Werk, dessen Aufführung Wagners großer Freund, Franz Liszt, beiwohnte. Sein während der Festspieltage erfolgter Tod traf viele Theilnehmer der Festspiele wie ein persönliches Familienereigniß.

Das nächste Jahr brachte „Die Meistersinger von Nürnberg."

Wie es mir vergönnt gewesen war Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. (als Kronprinz) in Bayreuth zu begrüßen, so durfte ich mich auch jetzt des warmen Antheils erfreuen, den Kaiser Wilhelm II. an den Festspielen nahm.

Der Kaiser äußerte nach der Aufführung zu mir, er habe vorher gar nicht gewußt, daß in Berlin in den „Meistersingern" soviel gestrichen sei.

In der Folge fanden auch die Berliner Aufführungen ohne Striche statt.

Die nächsten Jahre, welche in Bayreuth „Tannhäuser" „und Lohengrin" neu und die Wiederholung des „Ring des Nibelungen" boten, erfreuten sich eines stets zunehmenden Besuches und überzeugten immer weitere Kreise, wie die Festspiele bestrebt sind, einen ganzen und großen Eindruck zu erzielen, der aus vielen harmonisirenden Einzelheiten besteht.

Was dagegen bei diesen Aufführungen vermißt wurde, waren Individualitäten unter den Darstellern, welche, wie zuletzt noch Friedrichs als Beckmesser, sich vollständig mit den gestellten Aufgaben deckten. Fast scheint es, daß unsere Zeit, in der der Individualismus seine Berechtigung litterarisch so energisch zur Geltung bringt, unter den reproducirenden Künstlern immer weniger selbstherrliche Persönlichkeiten aufzuweisen vermag.

Sobald die Darsteller sich nicht zu selbstschöpferischer Thätigkeit angeregt fühlen, sondern allein zur nachahmenden Ausführung empfangener Anweisung sich genöthigt sehen, erscheint der Organismus zum Mechanismus erstarrt. Es wäre daher gewiß nur zu wünschen, daß unter den Mitwirkenden wieder, wie zu Wagners Zeit, mehr Selbstständigkeit und vor allem mehr männliche Kraft sich bethätigte, um dadurch der an sich so hoch zu schätzenden Verfeinerung und Veredlung, welche durch Frau Wagners bewährten Geschmack die Leistungen erfahren, eine lebendigere deutsch-kräftigere Grundlage zu bieten.

Die freundschaftlichen Beziehungen zum Hause Wahnfried haben mich niemals abgehalten meine Empfindungen und Anschauungen bei den Festspielen freimüthig auszusprechen.

Als zum erstenmal ein außerdeutscher Sänger zur Mitwirkung berufen wurde, reiste ich vorher auf Frau Wagners Einladung zur Berathung nach Bayreuth und verhehlte nicht meine schweren Bedenken. Durch den großen künstlerischen Erfolg der betreffenden Leistung erschienen dieselben allerdings widerlegt, aber die Macht des fremdländigen Einflusses wuchs doch erheblich, wenn auch die übertriebenen Befürchtungen sich nicht erfüllten.

Nur für den Fernstehenden ist es nöthig, es überhaupt auszusprechen,

*) Vergl. Karl Heckel: Erläuterungen zu „Tristan und Isolde".

Digitized by Google

daß trotz alledem sicher weder irgend ein Einzelner noch eine Vereinigung befähigt gewesen wäre, treuer im Geiste Wagners die Festspiele fortzuführen, als es durch Frau Wagner geschehen ist.

Die Aufführungen des „Ring des Nibelungen" im Jahre 1896 bedeuteten eine Gedenkfeier der vor zwanzig Jahren erstmals erfolgten Festspiele.

Fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seit das Unternehmen durch Wagners Aufforderung an die Freunde seiner Kunst, durch den Patronatausschuß und die Gründung der Wagnervereine begonnen hatte, festen Boden zu gewinnen.

Aber wie langsam war der Fortgang gewesen, trotz aller Bemühungen! Welchen Anfechtungen waren die wenigen Freunde Wagners ausgesetzt, wenn sie, wie der vortreffliche Bürgermeister Geheimer Hofrath von Muncker in Bayreuth, ihr Vertrauen in das Unternehmen von Anfang an muthig zu erkennen gaben und alljährlich in ungezählten Kämpfen beim Ausgleich widerstrebender Intressen ihre Hingebung durch die That bewährten!

Der Rückblick auf die verflossenen fünfundzwanzig Jahre bietet mir zahlreiche werthvolle Erinnerungen, die sich mit Beziehungen zu allen Persönlichkeiten verknüpfen, die an dem Bayreuther Unternehmen unmittelbar theil nahmen. Die in der Bayreuther Sache an mich persönlich gerichteten Briefe haben die Zahl zweitausend überschritten, darunter über hundert Briefe von Wagner und Frau Wagner und zahlreiche andere hochgeschätzte Mittheilungen bedeutender Persönlichkeiten.

Ich gedenke mit Dankbarkeit aller Erlebnisse, die ich Wagner und seiner Kunst verdanke.

Es drängte mich diese Empfindung beim Rückblick auf das verflossene Vierteljahrhundert auch sichtbar zum Ausdruck zu bringen.

Ich sandte den Taktstock, mit welchem der Meister am 20. Dezember 1871 in Mannheim zum ersten Mal das „Siegfried-Idyll" dirigirte, nach Bayreuth und schrieb an Frau Wagner:

„Es sind nun fünfundzwanzig Jahre verflossen, daß durch das Vertrauen und die Freundlichkeit, mit welchem der große Meister meinen ersten Brief aufnahm, mir vergönnt wurde, eine inhaltsreiche Lebensaufgabe zu finden. Jeder Rückblick auf die herrliche Zeit bedeutet für mich ein Fest.

Im Gedenken an die erste persönliche Begegnung anläßlich des Mannheimer Concerts übersende ich Ihnen den Taktstock für Wahnfried". —

Es wird dort wie alles, was sich auf den Meister bezieht, auf's heiligste bewahrt. Fräulein Eva Wagner schrieb mir mit Beziehung auf den übersandten Stab: „Ich denke mir, die einst empfangene Weihe müßte sich hier neu bethätigen."

* * *

Die öftere Wiederholung der Festspiele in den letzten Jahren hat auch eine Vereinfachung der Verwaltung nöthig gemacht. Herr Commerzienrath Adolf von Groß hat als verdienstvoller Sachwalter der Familie und als Vormund Siegfried Wagners immer ausschließlicher an Stelle des Verwaltungsrathes die geschäftliche Erledigung übernommen.

Zur Leitung des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereins", welcher nach Wagners Tod entstand, habe ich niemals in Beziehungen gestanden, aber von demselben die Ausführung meiner Idee „Deutscher Wagnerverein" erhofft. Als

Digitized by Google

derselbe durch Mißgriffe Einzelner wiederholt in die Verwaltung selbst eingreifen wollte, wurde er von Bayreuth energisch zurechtgewiesen. Da die Festspiele, welche Wagner nur nothgedrungen uneingeschränkt der Oeffentlichkeit preisgab, dieser verblieben, war finanziell die Thätigkeit eines Vereins nicht mehr erforderlich. Dagegen hätte ein solcher bei entsprechender Zusammenwirkung mit Bayreuth als mittelbare volksthümliche Betheiligung größere Bedeutung erlangen können. Denn als Wagner nicht in einem internationalen Badeort, sondern in dem stillen Bayreuth sein Festspielhaus errichtete, da hoffte er ein Publikum zu versammeln, das dort alljährlich mit ihm ein deutsches Fest feiere.

Wäre es ihm allein um Aufführungen in einem eigens dazu erbauten Theater zu thun gewesen, er hätte es, wie seine Briefe an mich wiederholt bezeugen, an vielen Orten erhalten können. Dazu hätte es keines Verwaltungsrathes, keiner Patrone, keiner Vereine bedurft.

Richard Wagner aber war es um die Gemeinsamkeit zwischen Künstler und Volk zu thun!

Noch ist eine von ihm ins Leben gerufene Institution erhalten geblieben, welcher in dieser Beziehung eine Aufgabe zufällt: die „Richard Wagner Stipendien Stiftung." Wie sie von „Bayreuth" aus stets Förderung erfährt, so wäre ihr auch von außerhalb größere Theilnahme zu widmen.

Es war von je Wagners Lieblingsgedanke einen großen Theil der Plätze unentgeltlich abzugeben und durch Verleihung von Reisestipendien auch dem Minderbemittelten den Besuch zu ermöglichen. Noch ist das Vermögen dieser Stiftung nicht groß genug, um seiner schönen Aufgabe voll zu entsprechen. Jede Unterstützung, die ihr zu Theil wird, bedeutet eine Förderung der nationalen Idee, welche Wagner mit den Festspielen verband.

Ueber seine nationalen und kulturellen Pläne belehren uns seine „Gesammelten Schriften". Erst durch ihre Kenntniß wird dem Leser die Einsicht in Wagners Absichten und Ziele voll erschlossen.

In den letzten Jahren hat der Sohn des Meisters, Siegfried Wagner, anfangs nur assistierend, dann selbständig mit wachsendem Erfolge an den Festspielen sich betheiligt. Die Hoffnungen für das künstlerische Fortbestehen Bayreuths, als einer geweihten Stätte deutscher Kunst, knüpfen sich an seinen Namen. Mögen sich dieselben voll und ganz erfüllen!

Ich habe in meinen Ausführungen wiederholt darauf hingewiesen, wie wenig Wagner das äußere Gelingen seines Unternehmens an sich genügte, ja wie es ihn empörte, wenn man ihm zu seinen „Erfolgen" gratulierte, während er überall das Verständniß für seine Ziele vermißte.

Er vermochte ein Kunstwerk nicht als lebendig wirkungsvoll im höchsten Sinne gelten zu lassen, so lange es nur als eine willkürliche Gabe seines Schöpfers hingenommen wird ohne das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Volk und Künstler.

Die unmittelbare Betheiligung des Volkes selbst als künstlerische und nationale Theilnahme, das war es, was Wagner vor allem erstrebte und was ihn veranlaßte die Bemühungen seiner Freunde viel höher anzuschlagen, als die rein praktischen Ergebnisse ihrer Wirksamkeit es verdienen konnten.

So schrieb er mir zu jener Zeit als die Verwirklichung der Festspiele sehr in Frage gestellt war:

„Somit — hoffen wir denn! Auf dem von Ihnen mit so energischer Umsicht beschrittenen Wege, lernen wir am Ende doch noch verborgene Kräfte des deutschen Wesens kennen: hierauf kommt

Digitized by Google

es an, fast mehr als auf das Gelingen der Unternehmung selbst."

Wenn, als Ganzes betrachtet, sich auch das Publikum nicht gefunden hat, das Wagner erhoffte, so dürfen wir doch nicht verkennen, wie Viele alljährlich durch „Bayreuth" sich der ernsten Ziele seiner deutschen Kunst bewußt werden, und wie Vielen sich auf dem leuchtenden Hügel von Bayreuth die Liebe zum Genius erschließt.

Ehrt Eure Deutschen Meister
Dann bannt ihr gute Geister!

In der Lehre.

Etwas aus meinem Leben.

Von **W. Liebknecht.**

Nichts Symbolisches. Nichts „Höhersinnliches". Nichts Uebersinnliches. Der Leser braucht nicht zu erschrecken. Die „Lehre", von der ich schreiben will, ist nicht die große Lehre des Lebens, die mit der Geburt anfängt und mit dem Tode aufhört — ich meine die einfache, gemeine Lehre des einfachen, gemeinen „Lehrlings", der von einem wirklichen „Gesellen" unter einem wirklichen „Meister" in die Geheimnisse irgend eines ehrlichen, gemeinen und nichts weniger als übersinnlichen Handwerks eingeweiht wird, und im Schweiß seines Angesichts mit schwieliger Faust „schuften" muß, bis die Geheimnisse der „Kunst" sich ihm erschlossen haben. Daß ich zu den Männern des „verfehlten Berufs" gehöre, das wissen meine Gegner und oft genug ist es mir gesagt worden, — leider mit Recht, wie ich zerknirscht gestehen muß; habe ich doch so viele Berufe verfehlt, daß ich sie gar nicht alle zählen kann, Eines aber dürfen meine Gegner mir nicht nachsagen: daß ich ein „Pfuscher" sei. Ich habe wirklich ein Handwerk gelernt, und zwar ganz kunst- und sogar zunftgerecht. Und wenn unsere Zunftzöpfe im Reichstag Jedem, der nicht ein Handwerk ordnungsgemäß erlernt hat, die Befähigung, über unsere wirthschaftlichen Verhältnisse zu urtheilen, absprechen, dann kann ich ihnen getrost zurufen: mich trefft Ihr damit nicht. Oder vielmehr mir stellt Ihr den Befähigungsnachweis aus. Auch ich! — Auch ich bin in Arkadien geboren, — auch ich habe im Tempel des heiligen Zunft-Handwerks geweilt und bin in ihm geweiht worden. Und auch ich habe darum ein wohlverdientes, unantastbares Recht, als Sachverständiger und Eingeweihter von dem goldbodenlosen Handwerk und der edlen langohrigen, mitunter sogar langfingrigen Göttin Zunftzopfia zu reden. Verzeihung. Das Ding betitelt sich jetzt „Innung".

Digitized by Google

Ja, ich bin in der Lehre gewesen bei einem ehrsamen Zunftmeister, und das Handwerk, welches ich erlernt habe, ist der ehrsamsten und ehrwürdigsten eins: das Zimmererhandwerk.

Es ist kein Spaß, ich bin ganz ernst und es war mir anno dazumal verteufelt ernst. Anno dazumal, das will in diesem Falle heißen: anno 1846, also vor 52 Jahren. Mit mir selbst uneinig und zerfahren, war ich das Jahr vorher nach Berlin auf die Universität gegangen, mit mir selbst uneinig und zerfahrener war ich in die Vaterstadt und in die heimische Universität zurückgekehrt. Ich war 20 Jahre alt, und da ich als Sechzehnjähriger das Maturitätsexamen gemacht, also frühreif das Reifezeugnis erhalten hatte, bereits in den höheren Semestern; trotz aller Frühreife jedoch rathloser als am Tage, wo ich die Universität bezogen, stand ich vor der Frage: Que faire? Was thun? Was werden? Einer Familie entsprungen, aus der, mit Ausnahme eines einzigen „Hochverräthers" und „Demagogen", nur Gelehrte, Beamte und Offiziere hervorgegangen waren, hatte ich mich dem sogenannten „Staatsdienst" widmen sollen, allein der Gedanke der Dienstbarkeit, sei es in welcher Gestalt, war mir von Jugend auf verhaßt. Und was war „der Staat", dem ich dienen sollte? Das kleine Großherzogthum Hessen bot keinen Wirkungskreis — nach Oestreich mich zu wenden, wie verschiedene meiner Verwandten, dazu hatte ich keine Lust. Herrschte doch dort der Mann, dessen Name von frühester Jugend an mir der Inbegriff alles Schlechten, alles Hassenswerthen: Metternich, der Generalissimus in dem schmachvollen Feldzug gegen das deutsche Volk und gegen Alles, was die Größe und Freiheit Deutschlands erstrebte — Metternich, der Oberanführer in der schmachvollen Demagogenhetze! Herrschte er ja nicht bloß in Oestreich, sondern auch in dem übrigen Deutschland und über die Grenzen Deutschlands hinaus. Und war nicht diese schmachvolle und verbrecherische Demagogenhetze noch weit schmachvoller und verbrecherischer als weiland die Hexenprozesse, die im Geiste der Zeit lagen, weil damals alle Welt an Zauberei und Hexerei glaubte, während Metternich und seine Büttel sich am Geiste der Zeit versündigten und ihnen wohl bekannt war, daß alle aufgeklärten Menschen die Grundanschauungen der Verfolgten theilten? Und hatte nicht diese Demagogenhetze eins ihrer edelsten Opfer in meiner eigenen Familie geholt? Ich sprach oben von einer Ausnahme in der Beamten und Militärfamilie, aus der ich hervorgegangen. Diese eine Ausnahme war Pfarrer Weidig, der im Frühling 1835 wegen „demagogischer Umtriebe" verhaftet wurde, und nach fast zweijähriger raffinirt grausamer Untersuchungshaft am 23. Februar 1837 in seiner Gefängniszelle im Blut schwimmend aufgefunden wurde, unter Umständen die keinen Zweifel darüber lassen, daß er körperlich aufs Rohste mißhandelt worden war, und die es fast als sicher erscheinen lassen, daß er, durch die erlittenen Folterqualen zu einem erfolglosen Selbstmordversuch getrieben, von seinem Todfeind, den man ihm zum Untersuchungsrichter gegeben hatte, entweder direkt oder in dessen Auftrag ermordet worden war. Ich war zu jener Zeit 11 Jahre alt. Obgleich man in meiner Gegenwart gar nicht oder nur andeutungsweise von dem Schrecklichen sprach, so kam ich doch hinter die Wahrheit; und hatte ich auch meinen Großonkel (Weidig's Mutter war eine geborene Liebknecht) persönlich nicht gekannt, so machte diese entsetzliche Familientragödie, in der sich mir unsere politischen Zustände enthüllten, einen tiefen, vielleicht für mein Leben bestimmenden Eindruck auf mich. Einen Eindruck, der sehr oft wieder aufgefrischt wurde, wenn schon es einer Wiederauffrischung nicht bedurft hätte, um ihn unauslöschlich mir einzubrennen. Meine Vaterstadt Gießen, damals noch eine halbländliche Stadt — ich erinnere mich noch, daß das Vieh ausgetrieben wurde — von etwa 8000 Einwohnern war nämlich an der Burschenschaftsbewegung, die in Deutschland nach dem

Digitized by Google

schnöden Volksbetrug der Freiheitskriege entsprang, stärker betheiligt als irgend eine andere Universitäts-Stadt in Deutschland. „Die Schwarzen von Gießen", so genannt nach den schwarzen, hochzugeknöpften altdeutschen Röcken — Jahn trug noch einen im Frankfurter Parlament, — vertraten in der Burschenschaft Jena gegenüber die schärfere Tonart: die Brüder Follenius, Professor Vogt (der Vater des Reichsregenten), Weidig und so viele andere waren aus Gießen und der nächsten Umgegend, und in der dortigen Bevölkerung, die sich allezeit durch einen kräftigen, unabhängigen Geist ausgezeichnet hat und noch heute auf ihr urwüchsiges grob und gerades Wesen stolz ist, fand der demogogische Geist, — heute heißt es: der Geist des Umsturzes — einen vortrefflichen Nährboden. In keinem Theile Deutschlands haben die Demogogenverfolgungen auch verhältnißmäßig so viele Opfer gefordert, wie in unserem Oberhessen — überhaupt im Großherzogthum Hessen. Keine Familie, die nicht in irgend einem ihrer Angehörigen das deutsche Elend und die „väterliche Liebe" der angestammten Fürsten zu empfinden gehabt hätte. Das alles prägte sich in meine Seele — um so tiefer, je mehr meine Umgebung mit Rücksicht auf meine Erregbarkeit (sobald mich etwas innerlich bewegte, schoß mir das Blut so heftig in den Kopf, daß mein Herz in Verdacht gerathen war, nicht ganz auf dem rechten Fleck zu sitzen) bemüht war, das alles vor mir verborgen zu halten. Das hatte nur zu Folge, daß die Empörung und der Zorn sich tiefer in mich hineinfraßen und weil ich, — meine Eltern waren gestorben, als ich noch ein Kind war — Niemand hatte, dem ich meine Gefühle und Gedanken ausschütten konnte, so gewöhnte ich mich an das Alleinsein mit mir selbst, eine Gewohnheit oder Eigenschaft, die mich in meinem späteren Leben zwar um manche Freude gebracht, mir auf der anderen Seite aber auch sehr große Dienste geleistet hat.

Schon ehe ich nach Berlin ging, stand es für mich fest, daß ich dem herrschenden politischen System nur als Feind gegenübertreten konnte. In Bezug auf die Religion hatte ich in meinem Innern früh reinen Tisch gemacht. War ich auch ziemlich frei erzogen worden, so hatte mich doch der sehr orthodoxe Religionsunterricht des Gymnasiums in allerhand Zweifel gestürzt, die mich zu gründlichem Forschen und Abwägen zwangen. Ich warf mich neben meinem ursprünglichen Hauptstudium: der Philologie, auf die Theologie, die mich ihrerseits durch das „Leben Jesu" von Strauß in die Philosophie trieb und mitten hinein in die Jung-Hegelei. Und da ich inzwischen der Schriften Saint Simon's und anderer französischer Sozialisten habhaft geworden war, so kam ich sehr bald aus dem Himmel der Theologie und Philosophie auf den harten Boden der Erde und Wirklichkeit. Die mir angeborene, aufs Praktische gerichtete „unverwüstliche Bauernnatur Luther's", die Dr. Franz Mehring mit dem ihm eigenen Scharfsinn so blitzschnell entdeckt hat, gelangte mir selber nur sehr langsam zum Bewußtsein. Im lebendigen Menschenherz und Menschenhirn zu lesen ist schwieriger, als in Büchern und Zeitungen. Die Luther'sche Bauernnatur hatte manch Jährchen in mir mit der spekulativ grübelnden Stubenhockernatur zu kämpfen. Und Niemand hat über meine Entpuppung als politischer Schmetterling aus stubenhockerischer Raupe sich mehr gewundert, als meine Gymnasial- und ersten Universitätslehrer, die mir sämmtlich eine ruhige Gelehrtenlaufbahn voraussagten. So kann der Mensch sich irren. Und hintennach prophezeien soll eine vergleichsweise leichte Arbeit sein und ist jedenfalls sehr sicher. Daß jene Voraussagung sich nicht erfüllt hat, und ich unverantwortlich aus der Art geschlagen bin, daran sind die bösen Verhältnisse schuld, die auch in der übertragenen Bedeutung des Wortes die schönsten Lebenspläne durchkreuzen können. Geschweige denn, wenn ein Plan gar nicht da ist. Mein Aufenthalt in Berlin beschleunigte den

Digitized by Google

Gährungsprozeß, von dem ich erfaßt worden war; er brachte mich nicht zur Entscheidung, allein doch auf den Weg zu ihr. Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren. Wie sich vor 1848 die Welt in einem zwanzigjährigen Schwarmhirn ausnahm, was Alles in ihm herumrumorte, welche unvermittelten Gegensätze aneinanderstießen — das läßt sich nicht mit ein paar Federstrichen hinzeichnen. Und da sprudeln und fluthen die Erinnerungen so massenhaft, daß ich das Leitungsrohr für heute abdrehen muß. Genug — in Berlin, dessen relativ großstädtisches Leben an sich mir eine neue Welt von Ideen und Vorstellungen eröffnete, widmete ich die Zeit, die nicht mit Kollegien ausgefüllt war — ich hörte Schelling („den Vater"), Michelet, Trendelenburg und Böckh, die beiden Grimm, Lachmann u. s. w. —, dem Sozialismus und der Politik. Es gelang mir, einige gleichgesinnte Studenten zu finden: wir lasen zusammen, diskutirten manche Nacht hindurch und hatten das Glück, in die Vor- und Kneiphallen der „Heiligen Familie" (der Brüder Bauer) nebst journalistischem Anhängsel schauen zu dürfen. Und ein Zufall warf mich in die praktische Politik. Es war damals die Zeit der Polkakneipen, in denen Mädchen in polnischer Tracht bedienten. Für die Polen hegte ich von frühester Jugend warme Sympathien, die in einem jener Lokale, das wir öfters besuchten, zu begeistertem Ausdruck kamen. Dies lenkte die Aufmerksamkeit der polnischen Kellnerin, die in ihrer Konfederatka bildsauber aussah, auf mich und eines Abends, als ich allein dort war, auf meine Freunde wartend, setzte sie sich zu mir, und nach herzlichen Dankesworten, daß ich noch an die Zukunft Polens glaube, vertraute sie mir an, daß die Auferstehung nah sei. Kurz ich erfuhr, daß sie als glühende polnische Patriotin in das Geheimniß der polnischen Aktionspartei, die einen großen Schlag in preußisch-, russisch-, und österreichisch Polen sowie Krakau vorbereitete, eingeweiht war. Das Gespräch wurde gelegentlich fortgesetzt: ich trat zu einigen jungen Polen in Beziehungen, und wäre damals nicht durch vorzeitige Entdeckung des Anschlags der Ausbruch und Aufstand in Preußen im Keim erstickt worden, so hätte ich möglicherweise die Feinde meines deutschen Vaterlands zuerst als polnischer Freischärler bekämpft. Denn das an Polen begangene Verbrechen brannte mir in die Seele, und in die Seele brannten mir auch die Augen der schönen Düna Jaruschinscka, die mir das: „Noch ist Polen nicht verloren" im Urtext vorsang, und mir in meinen politischen Irr-, Lehr- und Wanderjahren den ersten praktischen Beweis lieferte, daß die Frauen unwiderstehliche Agitatoren sind, eine Wahrheit, deren Erkenntniß und Nutzanwendung die katholische Kirche zum wesentlichen Theil ihre Macht verdankt. Nun — eines Tages erfolgten Massenverhaftungen in Berlin und in den preußisch-polnischen Provinzen und meine Polen waren plötzlich verschwunden — einer tauchte später in dem großen Polenprozeß auf der Anklagebank auf — auch Düna Jaruschinscka war verschwunden. Ich selbst — als neunzehnjähriges und noch beträchtlich jünger und harmloser aussehendes Bürschchen, dem gewiß Niemand etwas Böses zutraute — wurde nicht belästigt. Nur als ich im nächsten Frühjahr — im März 1846 — auf der Heimreise von Berlin einen Abstecher durch die Sächsische Schweiz nach Böhmen machte, wurde ich, trotzdem mein Paß vollständig in Ordnung war, von österreichischen Gensdarmen angehalten, vor die Polizei geführt und nach kurzem Verhör als der Theilnahme an der polnischen Verschwörung verdächtig, aus den österreichischen Staaten ausgewiesen, und auch pünktlich — Gensdarme rechts, Gensdarme links, der Sünder in der Mitte — über die Grenze geschafft. Das war meine erste Ausweisung. Und bei der Schlacht, die meine theoretische und meine praktische Natur sich in mir lieferten, war dieses Abenteuer sicherlich nicht geeignet, der theoretischen Natur den Sieg zu erleichtern. Entschieden war aber noch nichts. Ich hatte mich in den Gedanken

Digitized by Google

verbissen, Lehrer an einer Hochschule zu werden. Nach vollendetem Studium der Jugend zu verkünden, was mich bewegte und sich doch hoffentlich aus gährendem Most mit der Zeit zu klarem Weine entwickeln würde, das war ein Gedanke, der mich fesselte. Ueberhaupt Lehrer zu sein, das schwebte mir mein ganzes Leben lang als das schönste Ziel vor; und ich glaube auch nach den Erfahrungen meiner Lehrthätigkeit, die ich in der Verbannung und später gut ein Vierteljahrhundert lang zu üben genöthigt war: als Lehrer von Fach hätte ich meinen Beruf nicht verfehlt.

Es ist anders gekommen, ich bin nicht geworden, was ich am liebsten geworden wäre; ich tröste mich indeß mit den Unzähligen, denen es ebenso ergangen ist, und bei denen ich in guter Gesellschaft bin. Eigentlich kenne ich gar Keinen, dem es anders ergangen, ich meine, dem es gelungen wäre, sein Leben nach seinem Willen zu gestalten. Wer kennt Einen?

Also Privatdozent wollte ich werden. Wohl wußte ich, wie in Preußen Bruno Bauer und Andere gemaßregelt worden. Doch in irgend einem anderen der vielen Vaterländer würde es sich vielleicht machen, und an guten Verbindungen — „Connexionen" heißt es auf deutsch — fehlte es mir nicht. Aber gerade an diesen guten Verbindungen haperte es. Sie waren sämmtlich politisch wie religiös streng rechtgläubig, und unerläßliche Vorbedingung war, daß ich mich zu gleich strenger Rechtgläubigkeit bekehrte und bekannte. Und das wars eben, was nicht möglich war. Es gab Auseinandersetzungen, Reibungen, Zusammenstöße, — schließlich unheilbaren Bruch. Mit der Privatdozentschaft war's nichts. Doch etwas mußte ich thun. Etwas! Gewiß. Aber was, was? Als ich mir mit dieser Frage den Kopf zermarterte, wurde das deutsche Elend mir so recht klar. Ein junger Franzose, ein junger Engländer hatte tausend Felder ehrenvoller, fruchtbarster Thätigkeit. Ich der junge Deutsche — Nichts, wenn ich nicht zum Lump werden, nicht meine Individualität preisgeben, nicht zum felo da me — zum Verbrecher an mir selbst, zum moralischen Selbstmörder werden wollte. Ich dachte noch an Jurisprudenz — nicht um Richter oder Verwaltungsbeamter zu werden, sondern Rechtsanwalt, Anwalt des Rechts. Ein edler, erhabener Beruf. Allein für mich in Deutschland verderbt, verkrüppelt. Unser Gerichtsverfahren war geheim — und wie kann es ein gesundes Recht geben, außer im Sonnenschein und der frischen Luft der Oeffentlichkeit? In Rheinhessen herrschte zwar das französische Verfahren, mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit — aber als Oberhesse konnte ich nicht Rechtsanwalt jenseits des Rheins werden ohne gewisse Förmlichkeiten zu erfüllen, die für mich zum Caudinischen Joch geworden wären.

Die Welt war mir in Deutschland mit Brettern zugenagelt. Oder vielmehr ich war im Gefängniß, und so ingrimmig ich an dem eisernen Gitter rüttelte, ich war ein Gefangener in Deutschland — schlimmer als ein Gefangener — ein Knecht, ein Sklave. Oder ich mußte Gefangenwärter, Sklavenaufseher werden. Und das konnte ich nicht sein. Drum, hinaus aus dem Gefängnis! Nur hinaus!

In solcher Stimmung mußte der Gedanke kommen, mich ins Ausland zu flüchten. Auswandern? Davor graute mir, obgleich ich seit meiner frühesten Jugend viel vom Auswandern gehört hatte, und obgleich ein Onkel von mir wenige Jahre vorher nach Amerika gegangen war. Ich konnte mich von der Hoffnung nicht trennen, daß in Deutschland, oder doch irgendwo sonst in Europa eine rettende That dem herrschenden System ein Ende bereiten werde. Ich spähte nach Wetterzeichen, wie der Matrose im Mastkorb, wenn unter den Tropen ein Wölkchen am Himmel sichtbar wird. Mit Polen wars nichts gewesen. In der Schweiz verdichtete sich die Streitigkeit zwischen den liberalen und

Digitized by Google

katholischen Kantonen. In Frankreich wuchs die Opposition gegen das korrupte Regiment des „Bürgerkönigs". Das Alles war jedoch nichts Bestimmtes. Und in Deutschland fand ich keinen festen Punkt, an den ich mich anlehnen, oder auf dem gar ich einen Hebel hätte ansetzen können. Sehnsüchtiger als der, damals freilich noch nicht geborene Mr. Micawber bei Dickens schaute ich aus und um, ob nicht „etwas auftauchen" würde. Es tauchte aber nichts auf.

Und im Gefängniß duldete es mich nicht länger. Die Familienverhältnisse und die politischen Verhältnisse steigerten mein Unbehagen von Tag zu Tag.

In Gießen hatte sich eine größere Gesellschaft von Studenten zusammengefunden, die in Bezug auf die deutschen Verhältnisse ähnlich dachten wie ich, für den Sozialismus freilich nur wenig Verständniß hatten. Auch der Sohn und ein Brudersohn des Pfarrers Weidig waren in diesem Semester auf der Universität. Und der bloße Name Weidig war mir ein Stachel des Zorns und der Empörung, eine Mahnung an mein Gewissen. Der Sohn, erdrückt und gebrochen durch das Schicksal des Vaters, ließ in seinem verschüchterten Wesen, das ihn an Geltendmachung seiner Fähigkeiten und seiner Persönlichkeit hinderte, damals schon ahnen, daß die Mörder des Vaters auch dessen Söhnchen ins Lebensmark getroffen und einen Doppelmord begangen hatten, Das langsame Verkommen dieses jungen Menschen, der nicht die Kraft hatte. das ungeheure Verbrechen, das an dem Haupt der Familie verübt worden, zu tragen, noch weniger die Kraft es zu rächen, und der — ein Hamlet im Kleinen — an der Größe der vom Schicksal ihm gestellten Aufgabe zollweise zu Grunde ging, ohne auch nur für einen kurzen Augenblick sich zur That aufraffen zu können — das bildet ein blutloses Trauerspiel, kaum minder ergreifend als die blutige Tragödie, deren unschuldiges Opfer er geworden.

Heute, wo Deutschland gleich einem Vivisektionsthier zur Erduldung aller möglichen Experimente rückständiger Geschäftspolitiker und phantastischer Stümper verurtheilt ist, und wo wir in jene Zeiten der Aechtung und Verfolgung von leider sehr mächtigen Männern des Vergangenheitsstaats, der tausendmal gefährlicher ist, als der „Zukunftsstaat" scheint, zurückgeführt werden sollen — jetzt ist es zwiefach nothwendig und Pflicht, an jene Schandthaten des christlich väterlichen Regiments zu erinnern.

Einige meiner Kameraden hatten sich, noch während ich in Berlin war, einem Auswanderungs-Verein angeschlossen, der im folgenden Jahre — 1847 — Deutschland zu verlassen beabsichtigte, und so wurde ich abermals auf den Weg der Flucht aus den unerträglich gewordenen Verhältnissen so zu sagen mit der Nase gestoßen. War es denn Flucht? Konnte ich nicht, wenn in Europa sich ein Wirkungsfeld bot, nach Europa heimkehren? Wirken wollte ich, mußte ich. Es lag in meinem Blut, das bei dem bloßen Anblick der herrschenden Zustände in Wallung gerieth. Und bin ich, falls oder sobald — denn daß sie einst kommen würde, das bezweifelte ich nicht — die Gelegenheit kommt, wo ich wirken kann, für die Bethätigung und Verfechtung meiner Ideale besser geeignet, wenn ich in dem heimischen Käfig flügellahm geworden bin, in ohnmächtiger Wuth meine Kraft verzehrt habe — oder wenn ich, gestählt und frisch von der Luft der Freiheit aus der Neuen Welt in die alte zurück eile? Die Antwort lag auf der Hand. Und meine Abneigung gegen das Auswandern nahm ab, bis sie allmählich so weit überwunden war, daß ich den Entschluß faßte, nach anderthalb Jahren: im Herbst 1847, jedoch unter dem „geistlichen Vorbehalt" der Rückkehr, über das große Wasser zu fahren, wenn bis dahin nicht Aenderungen, die mir das Bleiben im Lande ermöglichten, eingetreten oder in Sicht seien.

Ich habe bei diesem Punkt länger verweilt, als ich eigentlich wollte, aber

Digitized by Google

es handelte sich hier nicht um persönliche oder vereinzelte Stimmungen und Konflikte, sondern um solche, die damals innerhalb der reg- und strebsamen Jugend Deutschlands allgemein waren. Es war die Uebergangszeit zwischen der Europamüdigkeit, die noch nicht zum Bewußtsein ihres Ursprungs und Wesens fortgeschritten war, und zwischen der die Massen bewegenden Einsicht, daß die Ursachen, welche die Europamüdigkeit erzeugt hatten, im Vaterland durch mannhaften Kampf gegen das herrschende politische System zu beseitigen waren.

Das Auswanderungsfieber hatte die weitesten Kreise erfaßt, und ich sagte schon vorhin, daß es namentlich in unserem Hessenland sehr verbreitet war — selbst in den höchsten Gesellschaftskreisen. Hatte sich doch wenige Jahre vorher ein Adelsverein gebildet, der drüben in Amerika im Staate Texas ein Adelsparadies gründen wollte. Der Plan war auch zur Ausführung gekommen, und Anfangs liefen überaus günstige und verlockende Berichte aus Texas ein, wo dem an der Spitze des Unternehmens stehenden Fürsten von Solms-Braunfels zu Ehren ein Neu-Braunfels gegründet ward. Allein bald stellte sich heraus, daß die Herren Adligen nicht arbeiten wollten, und sintemalen die bürgerliche und bäuerliche Canaille, die für die angestammten Herren Adligen arbeiten sollte, keine Lust hatte, ein Adelsparadies zu gründen, so kam es zu Zerwürfnissen und schließlich zur Auflösung der Colonie. Die Herren Junker, die heute unter der Firma „Colonialpolitik" von überseeischen Adelsparadiesen träumen, weil sie merken, daß es in der „alten Welt" mit ihrer Herrlichkeit zu Ende geht, scheinen das Schicksal jener, sowie verschiedener anderer später eingerichteten Adelskolonien, die sämmtlich ein elendes Ende hatten, ganz vergessen zu haben. Für Junkerideale, das sollte den Herren Adligen und Edelsten doch einleuchten, begeistert sich außerhalb der Junkerkreise kein Mensch; und der Deutsche, der sein Mutterland verläßt, schüttelt dessen Staub von seinen Pantoffeln, weil er der Junkerwirtschaft und allen Unbilden, die drum und dranhängen, entfliehen will. Und wer ihm, nachdem er glücklich entflohen ist, draußen in der Freiheit das Junker- und Polizeijoch wieder aufhalsen will, den lacht er ob seiner Donquixoterie aus oder — wird handgreiflich. Es ist wirklich ein Räthsel, daß es Menschen giebt, die dies nicht einsehen. Und doch ist es Thatsache, daß sie vor dem Hirngespinst der sogenannten „Weltpolitik", die auf die aus dem Vaterland ausgewanderten Deutschen ein „deutsches Weltreich" gründen wollte, diese einfache, dem einfachsten gesunden Menschenverstand sich aufdrängende Wahrheit nicht eingesehen haben.

Von dem Moment an, wo ich mich zur bedingten Auswanderung entschlossen hatte, begann ich auch Vorbereitungen zu treffen. Die Kameraden hatten ihr Augenmerk auf den Staat Wiskonsin gerichtet, der damals noch sehr schwach bewohnt, und klimatisch wie in Bezug auf Bodenbeschaffenheit und Verbindungsmittel unzweifelhaft für unsere Zwecke geeignet war. Alle Theilhaber waren in der Lage, sich Land zu kaufen und die sonst erforderlichen Anschaffungen zu machen. Wir wollten eine Art Ackerbau-Genossenschaft bilden, die, ohne das Privateigentum prinzipiell aufzuheben, alle Vorteile der Gemeinwirtschaft uns sichern sollte. Indeß waren wir klug genug, uns nicht von vornherein fest zu binden. Das Fiasko der kommunistischen Colonie Robert Owen's war mir bekannt, und außerdem hielt ich darauf, mir jederzeit den Austritt und die Rückkehr in die Heimath offen zu halten.

Da es in die Hinterwälder ging — heute giebts keine mehr —, so mußten wir auf große Strapazen gefaßt und für jede Arbeit, auch die schwerste, geschickt sein. So galt es denn, sich körperlich zu kräftigen, sich abzuhärten und allerhand Verrichtungen zu lernen. Bisher hatte ich außer Gehen, Laufen, Schlittschuhlaufen und Fechten keinen Sport getrieben. Nun lernte ich leiden-

Digitized by Google

schaftlich Schwimmen und Schießen. Auch das Turnen, welches mir früher zu langweilig gewesen war, übte ich mit Feuereifer. Kurz ich trainierte meinen Körper methodisch — und in meinem späteren Leben ist mir das sehr nützlich geworden, wenn auch nicht in der Weise, wie ich berechnet hatte. Das reichte aber nicht aus. Die ersten Arbeiten drüben in Amerika würden das Fällen von Bäumen und der Bau von Blockhäusern sein — in landwirthschaftlichen Arbeiten war ich beiläufig nicht ganz unbewandert —, da war es von Nöthen, daß man mit der Axt umgehen konnte. Als Knabe hatte ich viel bei einem in der Nähe wohnenden Tischler gehobelt, gesägt und gefügt; und als Gymnasiast und Student hatte ich sowohl zu Haus als für befreundete Familien gern das Brennholz gesägt und gespalten. Ich war also kein völliger Neuling im Gebrauch der Werkzeuge. Allein zum Bau eines Blockhauses genügte mein Können nicht. So beschloß ich denn mit einem der Zukunfts-Reisegefährten, bei einem Zimmermann in die Lehre zu gehen. Es bot sich eine treffliche Gelegenheit. Die alte Lahnbrücke mit einem Buckel wie ein Dromedarhöcker war längst ein abscheuliches Verkehrshinderniß geworden, und nach zehnjährigem Besinnen und Wiederbesinnen hatte man sich endlich zum Bau einer neuen Brücke entschlossen, der bereits seit einiger Zeit im Gang war. Das für die Brückenbogen erforderliche Zimmerwerk, auf dem — heute wird vielleicht anders gebaut — die Pfeiler bis zur Vollendung zu ruhen hatten, war zum Theil einem mit meiner Familie und auch mit mir selbst wohl bekannten Zimmermeister, dem Rathsschöffen Balthasar Herbert übertragen worden, und an diesen wandte ich mich denn. Er war es sofort zufrieden, daß ich und mein Kamerad als Freiwillige auf seinem Zimmerplatz antraten, — und wir wurden einem Gesellen Johannes Rohm anvertraut, der nebst seinem mir ziemlich gleichaltrigen Sohn, Johannes Rohm jun., denn auch sehr gewissenhaft seines Amts waltete. Abgesehen davon, daß wir des Tages nur 6 Stunden arbeiteten — wir hatten doch noch viel anderes zu thun — arbeiteten wir genau so wie die übrigen Lehrburschen, und konnten nach anderthalb Monaten in den Gesellenstand erhoben werden, was natürlich nicht ohne eine kleine feuchtfröhliche Festlichkeit abging. Ich zimmerte mit solchem Eifer und solcher Ausdauer, daß ich von dem braven Rathsschöffen wiederholt den übrigen Gesellen als Muster hingestellt ward. Nur im Monat August kam es zu einer Unterbrechung von mehreren Tagen. Aus dem einen oder andern Anlaß — einem Student war irgend ein Unrecht geschehen: in der für die Zeitgeschichte hochinteressanten Selbstbiographie meines Freundes Rudolf Fendt aus den Sechziger Jahren ist das Nähere berichtet — geriethen wir Studenten in einen heftigen Conflikt mit dem akademischen Senat. Der Conflikt, in dem die Polizei eine Rolle spielte, nahm, so unpolitisch er an sich war, doch einen Hauch politischer Färbung an; es wurden Versammlungen und feurige Reden gehalten — wobei sich namentlich ein, später sehr zahm gewordener Student Welcker hervorthat, ein Neffe des aus Gießen stammenden badischen Volksmannes Welcker, und um dieser Verwandtschaft willen von uns fast wie ein höheres Wesen betrachtet. Die Behörden wollten nicht nachgeben, sie drohten aus dem benachbarten Butzbach Kavallerie kommen zu lassen, worüber wir lachten. Und als aus der Drohung Ernst wurde, zogen wir, zum Entsetzen der Herren Professoren und „Philister" feierlich aus der Stadt aus, nach dem heiligen Berg — dem wunderbar schön zwischen Gießen und Marburg im lieblichen Lahnthal gelegenen Staufenberg. Das war der berühmte, seinerzeit im Bild, in Prosa und in Versen verherrlichte „Auszug auf den Staufenberg".

Am 7. August — wenn ich nicht irre; auf meinem Bild steht dieses

Digitized by Google

Datum, ich weiß indeß nicht, ob das der Tag des Auszuges oder der dargestellten obligaten Kommersszene ist — am fraglichen Augusttag zogen wir zum einen Thor hinaus, während die „Chevauxlegers“ durchs entgegengesetzte Thor einzogen. Das Wetter war herrlich. Die gute Gießener Bürgerschaft, die nun jetzt erst recht merkte, wie lieb sie uns hatte, versorgte uns mit allen möglichen guten Dingen. Das Bier floß in Strömen, und die drei Tage dieses lustigen Studenten Strikes waren ein einziger fortdauernder Commers, — für jeden der Theilnehmer eine unauslöschliche Erinnerung: die Natur in vollster Pracht, der weite Fernblick, die romantische Ruine — die mit der Rudelsburg wohl den Vergleich aushalten kann — und der jugendliche Trotz, dem das Bewußtsein, für ein Recht, für das Recht zu kämpfen, ideale Flügel gab.

Inzwischen hatte ich meine Schüchternheit so weit abgestreift, daß ich mich auch zum Redner aufschwang, und in kurzen Worten, die sehr drastisch gewesen sein sollen, den Commilitonen das Ehrenwort abnahm, sich in keine Verhandlungen einzulassen — unter der Hand hatte der Senat auf dringenden Wunsch der Bürger Vertuschungsfühler ausgestreckt — und, komme was da wolle, nicht zurückzukehren, ehe uns volle Genugthuung geworden.

Das Ehrenwort ward gegeben und ein unseren Entschluß ausdrückendes Schriftstück unterzeichnet (das sich noch im Nachlaß Fendt's finden muß: der oben erwähnten Schrift ist ein Facsimile beigefügt). Nun wurde es den Herren Senatoren doch schwül zu Muth. Man forderte uns auf, eine Deputation zu schicken und dem hohen Senat unsere Wünsche vorzutragen. Die Deputation ward gewählt, und als wir uns Gießen näherten, wurden wir schon von zärtlichen Bürgern und Bürgerinnen empfangen, die uns nach dem Universitätsgebäude geleiteten, mit flehentlichen Bitten, doch ja dafür zu sorgen, daß Gießen seine Studenten bald wieder bekomme. Und mich insbesondere erinnerte man, daß ich doch selbst „ein Stadtkind“ sei. Was ich übrigens bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe. Und „mein Gießen lob' ich mir“; es ist zwar kein Klein Paris, aber es ist Gießen, und wenn immer ich einmal daran denke, fern vom Kampfgewühl, in Ruhe und Freiheit — nicht im Gefängniß, wo allein ich bis jetzt „Ruhe“ gehabt Einkehr und Selbstschau zu halten — dann denke ich an mein liebes Gießen mit der schönen Umgegend, in welcher weit und breit kein Stein ist, den ich nicht in der Kindheit und Jugend betreten.

Vor dem Senat verliefen die Dinge nicht ganz programmäßig. Ein Anderer, Nicht-Gießner, legte kurz vor dem gestrengen, sehr ernst dreinschauenden Collegium unsere Wünsche dar. Die Antwort des Herrn Rektor Magnificus lautete kurz und schroff: „Von Verhandlungen kann in diesem Falle nicht die Rede sein, so lange die akademischen Bürger in ihrer Widersetzlichkeit verharren. Sie haben Ihren Herrn Commilitonen mitzutheilen, daß die Vorbedingung für alles Weitere die Rückkehr in die Universität ist. Dann wird der allezeit zur Milde geneigte Senat jedem berechtigten Wunsch gerne willfahren.“ Bei diesen Worten stieg mir das Blut in den Kopf und da der Sprecher stumm blieb, so trat ich vor und erklärte, mühsam meine Leidenschaft bemeisternd, der Senat verkenne die Sachlage, er habe uns keine Bedingungen aufzuerlegen, sondern unsere Bedingungen entweder anzunehmen oder abzulehnen.

Die Herren Senatoren sahen einander an, und der Rektor, mit nicht sehr freundlichen Blicken mich musternd, erklärte höchst ungnädig, wir seien entlassen. Hintennach wurden mir wegen meines hitzigen Draufgehens Vorwürfe gemacht, obgleich ich nur zum Ausdruck brachte, was wir auf unserem „heiligen Berg“ uns gelobt hatten. Ein genialer Karrikaturenzeichner, der aber als Studiosus der Theologie, und dann bis zum Lebensende als Land Pfarrer seinen Beruf verfehlte — das Genie Preuschen's, — so hieß er; er ist in einem Nachruf der „Frankfurter

Digitized by Google

Zeitung" vor etwa 10 Jahren gewürdigt worden — illustrirte den Auszug und auch jene Szene — mich stellte er als Liktor da, der mit dem Richtbeile den erschreckten Herrn Senatoren auf den Leib rückt.

Vielleicht war mein undiplomatisches und wohl auch unparlamentarisches Vorgehen doch gar nicht so übel angebracht — Thatsache ist, daß der Senat die Schwadron Chevauxlegers aus der Stadt hinausschickte und uns, selbstverständlich mit einigen Klauseln, in Allem nachgab, sodaß wir stolz als Sieger in die frohe, uns festlich empfangende Stadt zurückkehrten. „Aber Willemchen, so grob hättest Du doch nicht zu sein brauchen!" sagte mir auf dem Marsch durch die Straßen einer meiner Lehrer, der mich sehr gern hatte, und mich noch nach 30 Jahren, als ich längst ein ausgewachsener Hochverräther geworden war, mit dem vertraulichen Du anredete. Und was das Diminutivum betrifft, so erklärt es sich daraus, daß ich auf dem Gymnasium — wir sagten in Gießen schlechtweg: die Klasse —, das ich 15 Jahre alt verließ, körperlich sehr wenig entwickelt war, und wegen meiner knabenhaften Kleinheit, viel verspottet und gehänselt. Mein Geist hatte — wie man so zu sagen pflegt — sich auf Kosten des Körpers seine Frühreife erworben. Ich fing erst in den Jahren zu wachsen an, wo für die meisten Menschen das Wachsen schon aufgehört hat.

Die acht Tage ausgenommen, welche der Auszug nebst Vor- und Nachspiel beanspruchte, war ich jeden Werktag auf dem Zimmerplatz des Rathsschöffen Herbert, bis das Semester und die Herbstferien zu Ende waren.

Meines Bleibens in Gießen war nicht mehr. Für den „Auszug" war zwar Amnestie versprochen worden, allein mehreren, die hervorragend thätig gewesen waren, wurde mit dem Scheuerthor gewinkt, daß sie besser thäten, auf einer anderen Universität ihre Studien fortzusetzen; und ich selber empfing unter der Hand einen ähnlichen Rath — ein halbamtliches, der amtlichen Schärfe entkleidetes **Consilium abeundi.** Bevor ich Gießen verließ, um nach dem 5 Wegstunden entfernten Marburg überzusiedeln, wo ich Stadt und Universität seit frühester Jugend genau kannte, und von wo aus ich im engsten, auch persönlichen, Verkehr mit den Gießener Freunden sein konnte, brachte ich meine Zimmermanns-Lehrlings- und Gesellenschaft zum regelrechten Abschluß — nur daß ich nicht Meister wurde. Ich bekam in Form Rechtens das Zeugniß ausgestellt, daß ich das edle Zimmerer-Handwerk mit Fleiß, Geschick und Erfolg mir zu eigen gemacht habe. Auch die gebräuchlichen Ceremonien fehlten nicht; ein zünftiger Schmauß mit noch zünftigerem Trunk. So bin ich denn schon seit dem Herbst 1846 ein rechtschaffener „Genosse", oder wie es auf gut Nieder- und Hansadeutsch heißt „Genote", was in schlechtem Studentendeutsch zum „Knoten" verhunzt worden ist. Im eigentlichsten Sinne des Wortes bin ich also ein „Knote" und glaube damit meiner Lutherschen Bauernnatur keine Schande gemacht zu haben.

Achtundzwanzig Jahre später hatte ich in Wieseck, bei Gießen, eine sozialistische Kandidatenrede zu halten. Als ich auf der Rednerbühne stand, hörte ich plötzlich eine Stimme: „Jo, dos iß er!" Und ein Mann, ungefähr in meinem Alter, drängte sich halb verlegen durch die erstaunte Menge. „Kennen Sie mich nicht? Ich bin der Hannes." „Nein — ich kenne Sie nicht!" „Aber Sie sind es. Erinnern Sie sich, wie Sie nach Amerika wollten und das Zimmern lernten? Ich mit meinem Vater, der jetzt todt ist, hab Sie's gelehrt!"

Mit den Erinnerungen ist's wie mit gewissen Lebewesen, die Jahrzehnte vertrocknet wie todt daliegen können, und dann, sobald ein Tropfen Wasser sie berührt, ins Leben zurückkehren und lustig sich herumtummeln. Ich war über ein Vierteljahrhundert lang so vollständig von der Heimat getrennt und dabei stets mit dem Kampf ums Dasein und andern Kämpfen so ausschließlich beschäftigt gewesen, daß ich gar Vieles von der Heimath vergessen hatte. Und auch

Digitized by Google

diese Zimmerplatz-Idylle. Doch nun stand auf einmal Alles lebendig vor mir.

„Ach, der Hannes!“ Und ich sprang von der Rednerbühne und schüttelte dem vergnügt lachenden Hannes die Bärentatzen. Es war der jüngere meiner zwei Lehrer vom Zimmerplatz: Johannes Rohm jun.

Daß das Zusammentreffen mit Jubel gefeiert ward, brauche ich ebenso wenig zu versichern, als daß es mir eine tüchtige Zahl Stimmen einbrachte. Die beiden Hannes waren begeisterte Parteigenossen. Waren. Denn auch Hannes der Sohn lebt nicht mehr; wie Freund Orbig mir aus Gießen schreibt, ist er vor 12 Jahren — 1886 — in der Lahn ertrunken. Ich vergesse Euch nicht, Ihr braven zwei Hannes!

Doch ich bin vorausgeeilt. Im Spätsommer 1847, nach zwei etwas stürmisch verlebten Semestern und etlichen aus politische streifenden Abenteuern wollte ich die Reise über das große Wasser antreten. Oder vielmehr ich trat sie an, und kam auf dem Wege nach Rotterdam auch bis Mainz. Statt nach Amerika gerieth ich aber in die Schweiz, wo der Sonderbundskrieg zurechtgebraut ward; von der Schweiz im Februar 1848 — gerade vor 50 Jahren — nach Paris — dann zu Herwegh in die Pariser Legion — dann wieder in die Schweiz — dann nach Baden — dann ins Gefängniß und so weiter.

Eos.

Eine Dichtung von **Oscar A. H. Schmitz**.

Der blasse schwarzlockige Knabe spielte ein kleines Rondo, er spielte es den Männern und Frauen, welche um den Flügel saßen. Es war eine seltsame Melodie in jenem Rondo, kindlich und dennoch vieles wissend. Sie mußte einst einem armen jungen Menschen eingefallen sein, als er in der Winternacht sein Dachfenster öffnete und über die beschneiten Giebel der großen Stadt blickte, die jetzt so vieles Glück barg: kleine zierliche Frauen in hellen Gemächern schwarzgekleideten Männern zulächelnd, die sich sehnsüchtig um sie bewegen. Aber von all' dem weiß der arme junge Mensch nichts; da fällt ihm eine Melodie ein, darin liegt all' das Glück der großen Stadt, das er nicht kennt, das Lächeln der Frauen . . . die Sehnsucht der Männer. So eine kindlich-wissende Melodie flocht sich durch das kleine Rondo, welches der Knabe spielte. Seine mageren, noch ein wenig eckigen Hände bewegten sich schüchtern über die Tasten; es war etwas sprödes, hartes in dieser Musik, keine Fülle; um den Mund des Knaben aber spielte ein selbstquälerisches, grausames Lächeln, als zürne er jenen eckigen, ungeschickten Händen, die seinem Willen nicht zu folgen schienen, und die großen

Digitized by Google

dunkeln Augen waren von trotzigen Thränen erfüllt. Der Knabe machte eine kleine Pause im Spiel (man merkte, daß er es so gelernt hatte, so zaghaft war sie) und dann wiederholte sich die seltsame Melodie langsam, wie ein Choral, aber viel süßer, getragen von reichen Accorden; und leise veränderte sich das Gesicht des Knaben, die Lippen schienen weicher und die Augen ruhiger; was er spielte, waren nicht mehr mühsam erlernte Tonreihen. Der Knabe spielte das Lächeln der Frauen, die lauschend um den Flügel saßen im Lichte verschleierter Lampen, er spielte die Sehnsucht der Männer, welche hinter den Sesseln der Frauen standen. Und während vorher ein Flüstern das Zimmer erfüllt hatte, wurde es stiller und alle lauschten. Der Knabe aber hörte zitternd das Schweigen und spielte immer leiser und zarter; er wunderte sich, warum er so leise und zart spielte, warum er zitterte; dann kamen ein paar harfenähnlich gebrochene Klänge und der Knabe ließ die Melodie vertönen. Er blickte furchtsam auf das Schweigen der Männer und Frauen. Dann klatschten alle und lobten ihn laut und der Knabe fühlte, daß er für die große Sehnsucht, die in ihm war, plötzlich einen Ausdruck gefunden hatte. Aber er wußte nicht, was es war, noch woher es kam. Und nur zerstreut antwortete er den Fragen einer schönen, in Spitzen gehüllten Frau, die wissen wollte, wer ihn das Spielen lehrte.

* * *

„Du hast heute gut gespielt," sagte eine in violette Seide gekleidete Dame. Sie küßte die Stirn des blassen Knaben, der vor ihr stand im Dämmerlicht des leeren Vorzimmers.

„Gute Nacht, Mama," erwiderte er. Dann wendete sich die Dame um, so daß ein leichter Veilchenduft die Luft erfüllte. Sie trat in eine Flügelthür. Einen Augenblick hörte man das festliche Geräusch des Saales, dann ward es still. Albrecht stieg langsam die teppichbedeckte Treppe hinauf und ging in sein matterleuchtetes Schlafzimmer. Dieses kleine Gemach hatte etwas an Mädchen erinnerndes: hellblumige Tapeten überzogen die Wände, die Möbel waren aus hellem, rotbraunem Mahagoniholz. Langsam entkleidete sich Albrecht und legte sich zu Bett. Ohne Bewegung lag er auf dem Rücken, als lausche er. Dann zuckte etwas in den weitgeöffneten Augen. Ueber der Zimmerdecke vernahm man ein leises Rauschen, untermengt mit leichten Schritten, bisweilen wurde ein Stuhl gerückt. Tiefes Entzücken lag über dem Antlitz des Knaben, das sich dunkel von der Weiße der Kissen und Decken abhob.

„Es ist wie im Grab," dachte er, „wenn man über sich die nahenden Schritte des erlösenden Engels hört." Dann drang gedämpfte Musik von unten herauf, die das Rauschen übertönte; man hörte leise den Rhythmus der Tanzenden. Der Knabe zuckte zusammen. Er sprang auf und wieder spielte um seine Lippen jenes grausame, selbstquälerische Lächeln. Er stampfte voll Wut mit dem nackten Fuß auf den Teppich, Thränen brachen aus seinen Augen und schluchzend warf er sich auf das Bett, den Kopf in die Kissen grabend. Dann wurde er ruhiger. Er lauschte der heraufklingenden Musik und dem Rhythmus der Tänzer, er klammerte die Arme um das Kopfkissen und drückte die Lippen auf das weiche Weiß, er flüsterte:

„Maria, ... liebe, liebe Maria."

* * *

Digitized by Google

Das Morgenlicht fiel gedämpft durch die verhängten Fenster des Saales, wo am Vorabend das Fest gewesen war. Albrecht ging zwischen den ohne Ordnung dastehenden Sesseln und sog den welken Duft, den die Frauengewänder und der Cigarettenrauch zurückgelassen hatten. Rings standen halbgeleerte Gläser umher, zierliche Teller mit Confekt und bunte kleine Tassen. Auf dem Boden lagen zertretene Blumen und farbige Papierstückchen zerstreut. Albrecht wurde traurig zwischen diesen Spuren der vergangenen Festnacht und es kam ein Ahnen über ihn, von dem Leben, an dessen Schwelle er stand, sei nicht viel zu hoffen. Seine Blicke glitten über den noch geöffneten Flügel, auf dessen Pult die Noten zu den Tänzen lagen, die Nachts sein Lauschen gestört hatten. Er setzte sich und spielte, leise und zart, die wenigen Takte, die ihm gestern eine geheime Offenbarung gebracht hatten, und wieder klang durch den dämmerigen, ungeordneten Saal die kindliche, doch wissende Melodie.

Aengstlich sprang Albrecht auf. Er blickte auf die Uhr, dann eilte er hinaus in die dämmerige Straße. Einen Blick warf er zurück nach den Fenstern über seinem Schlafzimmer; noch waren die Vorhänge des Zimmers niedergelassen, woher das leise Rauschen am Vorabend gekommen war. Eilig ging er durch die Straßen, quer über nebelerfüllte Plätze nach dem finstern, grauen Haus, das mit seinen vielen Fenstern, wie verschlafen, in die Straße blickte. Vor dem Thor mischte er sich in eine Schar frierender, eiliger Knaben, welche Bücher unter den Armen trugen.

* * *

Im Wald lag ein brauner See. Rings verbreiteten sich leichte scharfe Dünste, die ein heimlich gährendes Leben verrieten. Am Ufer stand ein alter Kahn, darin ruhte Albrecht. Er hielt ein kleines Buch in welches er mitunter schrieb. Seine Blicke schweiften über die braune Fläche, die bisweilen von zuckenden Mücken berührt, kleine Kreise schlug. Da fielen zwischen die Bäume einige Strahlen der Sommernachmittagsonne und beleuchteten grell eine kleine Fläche des braunen Sees und Albrecht vermeinte zu sehen, wie plötzlich das leisgährende Leben der Stille erwachte auf jener kleinen Fläche. Das Wasser schien zu zittern unter dem Sonnenkuß und in dem Glanz schwirrten tausend feine rotgrüne Nadeln und bläuliche Stäubchen und die Mücken nahmen schillernde Farben an und summten verdächtig, mitten darin aber zitterte der spitze blaugrüne Körper eine Libelle. Es schien Albrecht, als sei hier in der nachmittäglich brütenden Sumpfluft ein Teil einer heißen südländischen Welt mit ihren bunten Giften und seltsamer Schwüle lebendig geworden, er schauerte vor dem nackten unbelauschten Leben der Stille. Nimmer vermochte er in dem Kahn zu bleiben, denn er war voll Angst. Er eilte unter die Bäume und es gewährte ihm Ruhe mit den Tritten das lautrauschende dürre Laub aufzuwühlen. Lange irrte er umher, die Stille mit seinen Tritten ausfüllend, die Stille, die ihm plötzlich lebendig schien. Dann spürte er Ermattung. Er legte sich unter einem Baume nieder. Ihm war, er erfülle sich langsam mit Mut und er beschloß zu lauschen. Nichts vernahm er als das leise Rauschen der Baumwipfel, er fühlte eine Seligkeit näher rücken — noch war sie nicht da — und er schloß die Augen, um sich ganz dem Schönen preis zugeben, das nun kommen mußte, und langsam gestaltete sich in seinem Gedächtnis die seltsame Melodie des kleinen Rondos und leise sang er sie. Dann dachte er an Maria, die große schöne Maria. Er ahnte ein unendliches

Digitized by Google

Leben und seine zitternde Seele war ein Teil davon. Aber es fehlte noch etwas, es hätte ihn ein plötzlicher Wirbel fassen und mit sich reißen müssen. Und er harrte lauschend . . . .

Leise entschlief er und nichts verletzte die Stille, als das leise Rauschen der Baumwipfel.

* * *

In einem hellen Zimmer, welches mit Papierblumen und weißen Decken ausgeschmückt war, saßen auf einem breiten altmodischen Sopha zwei schwarzgekleidete Matronen, deren spitze hellgraue Gesichter wie aus Knochen gemacht schienen; sie tranken aus blumigen Tassen, die sie stets in den Händen hielten und sprachen sehr eifrig zu Albrecht, der steif vor ihnen saß. Bisweilen ging durch das Zimmer ein blondes bleichsüchtiges Mädchen mit platten Brüsten und aus der Stirn zurückgestrichenem Haar. Es hatte schöne unzufriedene Augen, die mitunter auf Albrecht blickten, doch er verstand diese Augen nicht.

„Die Lehrer tadeln Deine Zerstreutheit und Lässigkeit" sagte die eine der Matronen.

„Du bist ganz anders, wie die übrigen Knaben Deines Alters", sagte die Andere. „Du hast gar keinen Freund. Aus Dir wird noch ein Sonderling werden."

„Sonderlinge sind immer unglückliche Menschen" sagte das bleichsüchtige blonde Mädchen, welches in der Fensternische lehnte, mit altkluger Miene.

Albrecht aber blickte voll ängstlicher Unruhe auf die drei Richterinnen.

* * *

Es kam ein grauer sehnsüchtiger Nachmittag im Spätjahr. Albrecht saß bei seinen Schularbeiten. Schon lange träumte er über den Büchern und hatte nicht bemerkt, wie die Dämmerung leise aus der regnerischen Straße in das kleine Arbeitszimmer eindrang. Da vernahm er über der Zimmer decke wieder jenes leise Rauschen untermengt mit leichten Tritten. Er schauerte kurz zusammen und lauschte. Tiefes Entzücken lag über seinem Antlitz.

„Nun kleidet sich Maria an" dachte er, „zu ihrer großen Rolle." Ihm war, als höre er eine leise Musik und er sah sie, wie sie lächelnd ihre halbverhüllte Schönheit beim Kerzenlicht des Schlafgemachs im Spiegel badete und ein wenig prinzessinnenhaft die Hülfeleistungen der Dienerin empfing, in rhythmischen Bewegungen, im Takt mit der leisen Musik, gleichsam wie in einem Ballet.

„Nun wird sie reichgeschmückt hinaus fahren durch die Stadt in das helle Theater und viele, viele werden ihre Schönheit schauen."

Da durchfuhr ihn ein Gedanke. Die Eltern gingen zu einem Ball, unbemerkt konnte er das Theater besuchen; er sprang auf, voll Ungeduld eilte er im Zimmer umher, trommelte an die Scheiben und pfiff vor sich hin. Dann zündete er Licht an und versuchte vergebens sich in die Bücher zu vertiefen. Endlich traten die Eltern, zum Balle festlich gekleidet, in sein Zimmer, um Abschied von ihm zu nehmen: sein schöner großer Papa, ganz schwarz gekleidet, und die schöne Mama, in Spitze und Seide gehüllt, und sie küßten ihn und wünschten ihm eine gute Nacht. Als sie gingen, ließen sie eine zarte Duftwolke zurück, die an helle Säle und wiegende Musik gemahnte. Dann hörte er, wie sie die teppichbedeckte Treppe hinabstiegen. Unten ging die Thür

Digitized by Google

und es rollte ein Wagen davon. Er aber saß allein in dem kleinen Arbeitszimmer hinter den Büchern. Und er gedachte der Abende, die er oft einsam verweint hatte, wenn ihn die Eltern verließen, einsam, in Sehnsucht nach dem Leben. Heute aber wollte er selbst hinausgehen in das Glück.

* * *

Rauschende Musik, ein Duft von Blumen und Parfums, von Lederhandschuhen, Frauenhaar und gepudertem Fleisch empfing Albrecht, als er in das Theater trat. Verwirrt begab er sich an seinen Platz. Dann erschien die schöne, große Maria auf der Bühne, in weißem, weitfaltigem Gewand. Langsam und feierlich bewegte sie sich, eine warme, tiefe Stimme entströmte ihren Lippen. Albrecht lauschte, still versunken, und bisweilen glaubte er das Rauschen der Baumwipfel aus dem Gesange zu hören, jenes Rauschen, welches ihn einst an einem Sommernachmittag eingeschläfert hatte, als er der Sumpfluft des braunen Sees entflohen war. Wieder fühlte er eine nahende Seligkeit, schon war sie nicht mehr fern, und er schloß die Augen, um sich ganz dem Schönen preiszugeben, das nun kommen mußte, alles zerstreute, unklare in ihm strebte ein schöner reiner Klang zu werden, ein großes, unendliches Leben ahnte er in den Tönen und seine zitternde Seele war ein Teil davon. Und bebend lauschte er, voll tiefer Sehnsucht. Nichts aber vernahm er, als die warme tiefe Stimme, welche das Rauschen der Baumwipfel sang.

* * *

Ueber die hellen Marmorstufen des Treppenhauses eilten vermummte Gestalten. Albrecht ließ sich mitziehen von dem Strome schwarzgekleideter Herren, welche am Arme duftende Wesen führten. Unter den Spitzenhüllen blitzten ihm Augen und Diamanten entgegen. Dann stand er draußen auf dem feuchten lichtspiegelnden Platz, allein unter den fremden, reichgekleideten Menschen, die einer frohen Welt anzugehören schienen. Er wartete, bei den jungen Theaterschwärmern stehend, welche die Künstler von Angesicht zu Angesicht sehen wollten, an dem Ausgang, durch den die Sänger kommen mußten. Ungeduldig sah er die glattrasierten Herrn in zerschlissenen, fadenscheinigen Ueberröcken oder in hohen reichen Pelzmänteln aus der Thür treten und die kleinen Tänzerinnen kamen mit Pädchen unter den Armen und verschwanden in der feuchten schwarzen Nacht, die nächsten Stunden in lichten Spiegelräumen verehrt zu werden oder rauhe Scheltworte zu hören in ärmlichen, schrägen Dachkammern. Endlich erschien Marias hohe Gestalt im trüben Licht der Flurlampe. Sie ging auf einen Wagen zu, der an der Straßenecke rastete. Zitternd eilte Albrecht, ihr zu begegnen. Er grüßte sie ehrfürchtig. Erstaunt blickte sie ihn an.

„Sie hier, lieber Albrecht?“ sagte sie lächelnd. Nur zerstreut vermochte er ihren angelegentlichen in etwas mütterlichem Ton gehaltenen Fragen zu antworten. Dann flüsterte er schüchtern:

„Haben wir nicht denselben Weg?“

Sie warf einen Blick nach dem Himmel. Eben trat der Mond hinter einer metallisch glänzenden Wolke hervor und beleuchtete das Antlitz des verwirrt der Antwort harrenden.

„Sie möchten, daß wir zusammen gehen?“ fragte sie lächelnd.

„Ja“ flüsterte Albrecht so bewegt, daß sie die große Sehnsucht ahnte, die in ihm lebte. Sie nahm seinen Arm und nun gingen sie durch die

Digitized by Google

Straßen. Sie sprachen viel von dem Regen, der den ganzen Tag geflossen war; er sagte schüchtern, daß nun der Mond aufgegangen sei und es klang so, als bedeute ihm das ein großes rätselvolles Glück. Er wollte ihr sehr vieles mitteilen, aber er fand keine Worte, auch unterbrach sie seine Gedanken durch ihr munteres an seinem Leben teilnehmendes Plaudern. Wenn er sprach, blickte sie ihn von der Seite an mit etwas verwundert lächelndem Antlitz, welches zu fragen schien, ob er ernst oder ironisch rede. Kaum spürte er ihren Arm, der so leicht in dem seinen lag. Und ihm war, als sei er dieser pelzverhüllten Frau vorhin näher gewesen, als jetzt, vorhin als sie noch in dem weißen weitfaltigen Gewande sang mit warmer tiefer Stimme. Nachdem sie auf der Treppe Abschied von ihm genommen, ohne daß er von seiner großen Sehnsucht zu ihr gesprochen hatte und als er in sein kleines Schlafzimmer trat, da kam wieder jene Traurigkeit über ihn, welche ihn ahnen ließ, von dem Leben, an dessen Schwelle er stand, sei nicht viel zu hoffen.

* * *

Während sich Albrecht entkleidete, vernahm er über der Zimmerdecke wieder jenes leise Rauschen. Tiefes Entzücken lag über seinem Antlitz. Wieder sah er ihre lächelnde Schönheit beim Kerzenschein im Spiegel gebadet, die prinzessinnenhaften Bewegungen, rhythmisch mit sanfter Musik, gleichsam wie in einem Ballet. Er glaubte zu vernehmen, wie Maria leise die Gewänder von ihrem Leibe löste.

„Jetzt geht sie zu Bett" dachte er, „nun schauert sie ein wenig unter den kalten Tüchern und dann schlummert sie ein, in Gedanken in einer frohen, schönen Welt und ich harre in der Finsternis." Dann entschlief auch er und Träume kamen mit vielen Cypressen und weißen Säulen, er trug einen grünen Sammetkoller und Maria das weiße, weitfaltige Gewand. Sie sang mit warmer, tiefer Stimme von dem Rauschen der Baumwipfel und eine Laute spielte die seltsame Melodie des kleinen Rondos, in welcher das Lächeln der Frauen und die Sehnsucht der Männer war.

* * *

Jäh erwachte er in dem kalten, dämmerigen Schlafgemach. — Er eilte hinaus in den trüben Morgen. Einen Blick warf er nach den Fenstern über seinem Schlafzimmer. Noch waren die Vorhänge niedergelassen. Er ahnte die weiche, laue Luft des Zimmers, in welchem zwischen Spitze und Seide die große, schöne Maria schlief. Eilig ging er durch die Straßen nach dem finstern Haus. Vor dem Thor war es leer, die frierenden Knaben hatte man schon eingelassen. Nur einige eilten an ihm vorüber, keuchend, und riefen ihm zu, die Uhr habe längst geschlagen. Doch ihm galt es gleich. Mit stillem, stolzem Lächeln, stets an Maria denkend, schritt er über den leeren Hof der Schule und trat in ein weites, weißgekalktes Gemach. Dort mischte sich das durch die vorhanglosen Fenster eindringende Morgenlicht mit dem Schein der gelbflackernden Gasflammen, die zu Häupten einer Schaar blasser, andächtig lauschender Knaben brannten. Als er eintrat, richteten sich alle Blicke auf ihn und ein mageres Männchen mit kleinen, bösen Augen ging auf ihn zu und fuhr ihn hart an. Um Albrechts Lippen aber spielte ein Lächeln.

* * *

Digitized by Google

In dem hellen Zimmer saßen die beiden Matronen auf ihrem altmodischen Sopha. Sie tranken aus den blumigen, großen Tassen und sprachen sehr eifrig zu Albrecht, der steif vor ihnen saß.

„So hast Du Dich also auf der Schule unmöglich gemacht durch Deine Zerstreutheit und Lässigkeit" sagte die eine Dame.

„Es ist gut für Dich," sagte die Andere, „daß Du nun in eine kleine Stadt kommst in eine strengere Schule, denn Du bist ein rechter Sonderling."

„Bist Du nicht sehr unglücklich?" fragte das bleichsüchtige, blonde Mädchen, welches in der Fensternische lehnte und Albrecht nur scheu anzublicken wagte, wie einen gefährlichen Menschen, vor dem man sie gewarnt hatte.

Um Albrechts Lippen aber spielte ein Lächeln, während er auf die drei Richterinnen blickte.

* * *

Maria saß in ihrem hellerleuchteten roten Salon und vergrub die Füße in ein weißes Fell. Ein rotes, der Möbel- und Tapetenfarbe angepaßtes, weites Hausgewand umhüllte die große Gestalt. An der Brust war es mit handbreiten, weißen Spitzen verziert, die sich, wie ein hellschäumender Wasserfall in Stufen vom Hals bis zum Boden ergossen. Albrecht saß ihr gegenüber. Auf dem Tisch brannte eine hochrot umschirmte Lampe. Sie tranken Thee aus feinen Porzellantassen, die mit zart getönten Frauenbildnissen geziert waren.

„Warum sollen Sie nur zu fremden Menschen gehen, Ihr Elternhaus verlassen?" fragte Maria.

„Weil ich ein Sonderling bin" sagte Albrecht bitter lachend; Maria blickte ihn lange aufmerksam an, sein feingeschnittenes blasses Gesicht, die großen, dunkeln Augen, die fast grausam lächelnden Lippen und die fast schlanke noch ein wenig steife Gestalt.

„Sie sind anders, wie die Uebrigen", sagte sie langsam, nachdenkend, „aber das ist es, glaube ich, was mir an Ihnen gefällt". Dann stand sie auf und blickte ihm forschend in die Augen. Sie lächelte. Es lag etwas wehmütiges in diesem Lächeln. Ihr war, als sähe sie Albrecht um einige Jahre älter. Sein Weg würde abseits gehen von den Uebrigen — so ahnte sie — vielleicht durch viel Sonne, vielleicht durch viel Finsternis, aber sicher abseits. Sie gedachte auch des Weibes, in dessen Armen er zum ersten Mal sich selbst verschwenden dürfe. Plötzlich nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und drückte ihm einen langen Kuß auf die Stirn. Albrecht aber, der unter ihren Blicken in heftiger Verwirrung gezittert hatte, fühlte unter diesem schwesterlichen Kuß wieder jene nahende Seligkeit, nun war sie schon dicht bei ihm und er schloß die Augen in heißer Erwartung nach dem Schönen, das nun endlich kommen mußte, er ahnte ein großes unendliches Leben und seine zitternde Seele war ein Teil davon. Er fühlte sich so heimatlich in dieser tiefen Unendlichkeit, doch alles andere, die Schule und die Bekannten trennten ihn noch davon. Und er harrte in tiefer Sehnsucht und nichts vernahm er als den Atem und das rauschende Gewand der großen schönen Frau.

„Gehen Sie nun Albrecht" sagte Maria sich wieder aufrichtend. Sie fuhr ihm mit der Hand durch das Haar. „Sonderling" rief sie ihm lächelnd nach. Und Albrecht ging.

* * *

Am Spätnachmittag stand Albrecht am Fenster. Die Wintersonne versank in rotem Wolkenmeer hinter den schwarzen kahlen Aesten des Gartens.

Digitized by Google

„Die Aeste recken sich nach der Sonne", dachte Albrecht, „sie wollen sie zurückhalten." Eine maßlose Traurigkeit überkam ihn, als er sah wie die Wintersonne so grausam langsam versank. Und es kam ein Ahnen über ihn, von dem Leben, an dessen Schwelle er stand, sei nicht viel zu hoffen.

„Maria" flüsterte er. Auf sein Antlitz fiel der blasse Schein des Winterabendrots. „Sonderling" hatte sie lächelnd zu ihm gesagt, als er Abschied nahm. Und plötzlich fühlte er sich von berauschendem Stolz erfüllt. Ja, er war ein Sonderling, er war anders, wie die Uebrigen. Er hätte jubeln mögen bei dieser Erkenntnis, er hätte hinauseilen mögen in die Stadt unter die blöden verständnislosen Menschen, in dem Gefühl seiner großen Verschiedenheit. Und er vertiefte sich in seelige Bilder, wie er nun stolz durch das Leben gehen wolle, sich selbst genug, und er gedachte des braunen Waldsees und seines nachmittäglichen Schlummers unter den rauschenden Baumwipfeln und Marias, die ihn auf die Stirn geküßt hatte. Er berauschte sich an dem Reichtum, den er in sich fand. So stand er, vom fahlen Lichte des Winterabendrots geküßt und fühlte maßlose Seeligkeit, nun war sie endlich gekommen die schon längst nicht mehr ferne Seeligkeit. Er schloß die Augen, ganz der Schönheit seines Inneren preisgegeben, alles zerstreute, unklare wurde in ihm ein schöner Klang, seine Seele lebte das große, unendliche Leben. Nun war er heimgekehrt in die tiefe Unendlichkeit, die Schule und die Bekannten, die ihn sonst davon zu trennen schienen, versanken weit unter ihm.

Langsam stieg er hinab in den großen Saal, der voll Schatten der Dämmerung war. Er setzte sich an den Flügel.

Und der blasse schwarzlockige Knabe spielte das Lied, welches die große, schöne Frau gesungen hatte, das Rauschen der Baumwipfel, den Duft und die Pracht der Frauen, den sieghaften Jubel der Männer, er spielte den Reichtum seiner zitternden Seele, das große unendliche Leben, er spielte das Lied seiner Heimkehr; und von alledem wußte er nichts.

Digitized by Google

Klinger.

Von **Franz Servaes.**

1.

Wenn er Euch hoch entgegenkommt — das rote Haar, gleich der Flamme des heiligen Geistes, über der Stirn brennend — scharfe Augen hinter großen Brillengläsern — der Mund geschlossen, mit faltigen Zügen des Kummers und des Nachdenkens — breitschultrig, stiernackig, vollbrüstig — und Euch schweigsam willkommen heißt, zurückhaltend-höflich — — dann wißt Ihr sogleich: ein ungewöhnlicher Mensch steht vor Euch! Einer, der viele Geheimnisse in sich trägt und viel Willen zur Zukunft hat! Ein Geschlossener, Eiserner, der schwer zu ringen hat, mit sich und mit der Welt! Und auch ein Lieber, Guter, der aber scheu und verschlossen ist und mit seinen Gefühlen kargt, weil er ihr Ueberwallen fürchtet, der ewig unruhigen, nimmer zufriedenen. Und auch Ihr werdet still in seiner Nähe und könnt nicht sprechen. Als durchziehe Euch geheimer Schauer, dämpft Ihr unwillkürlich Eure Stimme. Ihr blickt umher im Atelier, nicht völlig frei, blickt auf Bildwerke aus Marmor und auf ausgespannte Riesengemälde. Fast ists, als könntet Ihr jetzt auch nicht mehr *sehen*! Das blickt Euch so unnahbar Alles an, so majestätisch-spröde, in seiner Festlichkeit so undurchdringlich. Wie sollt Ihr Das alles in Euch aufnehmen, in seiner Ganzheit und Fülle in Euch bergen? Befangenheit ist auf Euch gefallen . . .

Mit Euch kämpfend geht Ihr umher — um Euch dann wortkarg zu verabschieden . . .

Nun seid Ihr beinahe unzufrieden, mit Euch vor allem, weil Ihr so recht nicht habt warm werden können! Ihr irrt durch die Straßen, und findet Leipzig die scheußlichste und stimmungsloseste Stadt von der Welt, barbarisch, unheimlich: mit seinen endlosen Zeilen grau-rußiger Steinsärge! Kann hier ein Mensch, ein Baum nur athmen? Kann hier ein Klinger leben? Und Eure Phantasie träumt Euch sehnsüchtig zurück in den Raum, den Ihr eben verlassen habt. Wie elysäische Felder, wie Paradiesesherrlichkeit, trotzig erschaffen wider die erwürgende Nüchternheit des Alltags, muthen Euch die geschauten Kunstwerke jetzt an. Jetzt glaubt Ihr sie ganz anders genießen, ganz anders ihren Erschaffer verstehen zu können. Wäret Ihr nur wieder dort! Aber der Alltag schlägt erbarmungslos um Euch seinen grauen Mantel . . .

— — — — —

Ueber dem Leben thront so die Kunst Max Klingers. Aber sie hat nicht Scheu vor dem Leben. Wo es ihr paßt, da schreitet und greift sie mittenhinein. Wenn Ihr Euch ihren Genius vorstellen wollt in einem Bilde, so müßt Ihr ihn Euch ausdenken als einen nackten sinnenden Menschen, der einsam auf kahler Klippe steht, und während sein Geist und Ohr nach

Digitized by Google

oben lauscht, wo sich der Himmel in funkelnder Klarheit wölbt, blickt sein furchtloses Auge, schwermütig-gefaßt, hernieder in das Gewoge des endlosen Lebensmeeres, als in ein unergründliches Mysterium.

Also steht im Mittelpunkt der Klinger'schen Kunst der Mensch. Sie ist durchaus anthropocentrisch. Aber sie sucht den Vertreter der Gattung, nicht das einzelne Individuum. Selbst die eigene Person des Künstlers tritt weniger als Individualität, als vielmehr in ihrer typischen Bedeutung hervor. Als einen Träger der Menschheitsidee faßt Klinger sich selber auf, und dafür Symbol und Ausdruck zu finden, ist sein unablässiges inwendiges Trachten. Ist doch das Problem „Mensch" gewissermaßen in ihm selber für ihn selber Fleisch geworden! Er ist wie wir Alle an sein armes Stückchen Materie gebunden: nur von dort aus kann er den Flug in die Ewigkeit nehmen. Und was die Ewigkeit des Seins ihm darbietet und die Unendlichkeit des Lebens und des Schmerzes, das will er in dem ärmlichen Klümpchen „Ich" zur tiefsten und hellsten Glut anfachen, um dadurch der innersten Seligkeit des Empfangens zugleich mit der dunklen Wonne des Schöpferwahnes teilhaftig zu werden. Ganz gewiß ist auch ihm das Vergängliche stets nur ein Gleichnis, und das Unzulängliche kann ihm Ereignis werden — — doch was ihn hinaufreißt, das ist nicht jenes Ewig-Weibliche, das uns so vielfach hinabzieht — es ist das Ewig-Menschliche!

Der Mensch, als unverrückbarer Mittelpunkt des Klinger'schen Kunstschaffens, wächst über die Enge seiner formalen Existenz hinaus. Er wird nicht blos Problem und Symbol, er zieht auch gleichsam einen übersinnlichen Leib an. Und dieser Leib ist der Träger seiner ewig wandelbaren, ewig neugebärenden, ewig unfaßbaren Psyche. Dem Psychologischen geht Klinger mit intensiver Leidenschaft nach, einer Leidenschaft, die manchmal, wie bei seinem Heimathsgenossen Nietzsche, heroische Accente trifft. Sie will das Innerste entblößen, das Gestaltlose bannen, dem Unsichtbaren einen Körper geben. Natur und Außenwelt werden ihr blos — Reflexerscheinungen.

Um diese Dominante des Klinger'schen Wesens recht zu erfassen, stelle man ihn im Geiste einmal neben Böcklin! Was für Klinger der Mensch, das ist für Böcklin die Natur. Sie trägt bei Böcklin in der sinnlichsten Form ein übersinnliches Gewand. Sie ruht stets im Mittelpunkt seines künstlerischen Gebärens. Aus ihr wachsen seine Gesichte. Wenn er das Meer malt und es mit Fabelwesen bevölkert, die tollen und jauchzen, träumen und brüten, so sind diese gleichsam nur dazu da, um die Vorstellung der elementaren Wasserkraft, die aus sich heraus ein eigenes Leben gebiert, auf die denkbar intensivste Weise zu steigern. Ganz entgegengesetzt Klinger, wenn er scheinbar mit Böcklin rivalisirt und das bewegte Meer mit Tritonen und Sirenen belebt. Ein Bild, das niemals ausgestellt wurde, indes in F. H. Meißners großer Klinger-Publikation gut reproducirt ist, stellt ein derartiges Motiv dar. Im Aeußeren ist Manches, das an Böcklin erinnern könnte. Aber wer das Bild tief in sich aufnimmt, der wird untrüglich erkennen, daß es nicht etwa aus der Idee des Meeres, sondern aus der des menschlichen Liebesrausches entstanden ist. Jene Liebesraserei will Klinger ausdrücken und durch symbolische Wiedergabe sinnfällig steigern, wo der Mensch das Irdische vergißt, seine Gebundenheit an die feste Schranke der Erde, wo er den Boden unter sich weichen fühlt und in seiner Trunkenheit wie in einem Meer von Wonne versinkt. Deshalb malt er eine von den Wellen geschaukelte Sirene, über die sich ein Triton mit wilder Brunst geworfen hat, um in der höchsten Liebesvereinigung und im Brand glühendster Küsse die ungeheuerliche Seligkeit des Unterganges zu spüren. Ganz analog hat Klinger auf einer Radirung

Digitized by Google

in dem Cyklus „Ein Leben" ein nacktes, blutjunges Liebespaar gezeichnet, das, in zitterndem Liebeskusse vereint, auf zwei Delphinen in die Tiefe fährt. In beiden Fällen ist das Meer blos die äußerlich hinzutretende Sphäre, in die das menschliche Gefühlserlebnis verlegt wurde, damit hierdurch die intensivste künstlerische Aussprache erzielt werde. Der psychologische Schöpfungsproceß ist also genau den entgegengesetzten Weg gegangen als bei Böcklin. Der Mensch bleibt auch hier das Centrum der Klinger'schen Kunst.

2.

Am 18. Februar 1857 ist Klinger in Leipzig geboren. Achtzehnjährig kam er nach Berlin (1875) und zumeist stand diese Stadt, während der nächsten vierzehn Jahre, im Brennpunkt seiner Entwickelung. Doch fallen kürzere Aufenthalte in Brüssel und in München, und ein längerer in Paris (in den Jahren 1883—1886) in diese Periode. Immerhin haben die aufstrebende norddeutsche Metropole und der heranreifende Künstler, in dem gar Vieles von norddeutschem Wesen nach klassischer Incarnation rang, bedeutungsvolle Jugendjahre gemeinsam durchgemacht. Dann zog es Klinger (1889) nach Rom, und damit kam eine neue, schon gährende Epoche seines Kunstschaffens in ihm zu vollendetem Durchbruch.

Wir betrachten hier zunächst seine Frühperiode, mit dem Mittelpunkt Berlin.

Wer Berlin kennt, der weiß, daß die schöne Form dort wenig gilt, der Gedanke, der Witz, der geistreiche Einfall Alles. Deshalb hat bis auf den heutigen Tag die Kunst der Malerei dort noch nie eine starke, wirklich bodenwüchsige Cultur erleben können. Das litterarische Interesse steht durchaus im Vordergrunde. Auch die Malerei, wo sie Lokalcharakter zeigt, trägt davon die Signatur.

Dieser eigentümlich gestimmten Empfänglichkeit Berlins für die darstellenden Künste kam der junge Klinger durch sein angeborenes Naturell und Grüblerwesen mit einem verschwenderischen Reichtum von Gebelaune und in einer höchst persönlichen Tonart entgegen. Die geistige Atmosphäre der Stadt hatte er ganz in sich eingesogen. Doch auch in den fremden Litteraturen hatte er sich umgesehen, wobei ihm der damals in Berlin lebende Georg Brandes vielfach die Wege wies. Mit großer Hingabe las er Flaubert, die Goncourts. Er kannte die Note der Zeit, in der er lebte, und auf seinem vibrirenden Nervensystem klang sie vernehmlich nach. Klinger war damals ein hochaufgeschossener, bleich-hagerer Jüngling mit ungepflegtem Rotbart und von wahrhaft fieberndem Arbeitseifer beseelt.

In rascher Folge strudelte er mehrere Cyklen von Radirungen hervor. Für sein ideenreiches Temperament, das sich vor zudrängenden Phantasie-Einfällen kaum zu lassen wußte, war dies zunächst die einzig mögliche Art der individuellen Aeußerung. Für Berlin war es zugleich das Richtige, um sich bei der geistigen Elite bemerkbar zu machen. Seit 1878, wo er zunächst zwei Cyklen von Federzeichnungen ausstellte, kannte man den Namen „Max Klinger".

Von ausgeführten Gemälden sproß nur wenig hervor. Dem Urdrang des Klingerschen Künstlernaturells ist die Farbe nicht eingeboren. Trotzdem sei ein Bild jener Zeit, „Die Spaziergänger" von 1877, an erster Stelle hier genannt — schon deshalb, weil es gewöhnlich misdeutet wird. Man faßt es nämlich als einen Scherz auf, vermuthlich weil es im Besitz eines Witzblatt-Redakteurs ist. Nichts kann falscher sein als dieses. — An einsamer Mauer, draußen vor der Stadt, wird ein junger Mann von vier

Digitized by Google

Knüppelstrolchen bedroht. Er zieht eine Pistole und blickt sie an. Nun glauben die Leute zu sehen, wie die verdutzten Spitzbuben sich scheu aus dem Staube machen wollen, und sie finden darin eine köstliche Lebensbeobachtung. Nichts davon liegt in dem Bilde. Vielmehr herrscht eine fast grausame Spannung. Der junge Mann hat zwar seine Pistole fest gefaßt, aber das Gelichter faßt nicht minder fest seine Knüttel, und Einer bückt sich, um einen Schleuderstein aufzuraffen. So blicken die Todfeinde sich fest in die Augen: der Eine mit der edlen, aber vielleicht unwirksamen Waffe, und die Vielen mit ihren pöbelhaften Fäusten und Stöcken. Wer wird Sieger bleiben? wer weichen müssen? — Ich finde, daß ein junger Künstler, der zum ersten Mal hervortrat, kaum stolzer und deutlicher die bitteren Trotz-Beklemmungen, die ihn vor der Oeffentlichkeit befielen, bildlich andeuten konnte.

So ist gleich im ersten Werke des jungen Künstlers ein seelischer Vorgang, der unsichtbar das Menscheninnere durchbebt, in eine sichtbare Handlung umgesetzt. Sämtliche Radircyklen wollen im Grunde nichts anderes als immer nur dieses. Raffinirt gesteigerte Seelenstimmungen tönen in ihnen nach und finden in der bildlichen Fixirung ihren Ausklang. So ist Klingers künstlerisches Schaffen dem des Musikers verwandt. Beide stürzen sich in das brodelnde Chaos des Gefühlslebens. Aber indem sie die Muse beschwören, tauchen sie wieder empor, finden Erlösung und Klarheit. Klinger selbst ist leidenschaftlicher Musiker. Es sollte mich nicht wundern, wenn seiner bildlichen Schöpferthätigkeit musikalische Stimmungen, gleichsam wogende Gehörshallucinationen, vorausgingen.

Der Accent seiner Früh-Schöpfungen ist nervös-skeptisch, bohrend-phantastisch. Es war das Zeitalter des Schopenhauercultus, des emporsteigenden Zola, des Alle fascinirenden Richard Wagner. In Deutschlands künstlerischer Jugend herrschte lebhafte Unruhe, zumal man das Gefühl hatte, daß noch nichts geleistet worden sei. Eine gewaltige Sehnsucht nach großen ewigen Thaten kontrastirte seltsam mit dem modernen Bewußtsein der inneren Zerrissenheit und dem Gefühl, daß auch der stärkste Rausch niemals Befriedigung bringe. Das zu lebende Leben schien zwar höchst interessant, aber peinlich ungewiß. Schon damals stürmte durch Klingers Kopf, Gestalt heischend, Hölderlins Schicksalslied: „Ihr wandelt droben im Licht", mit der erschütternden Schlußstrophe:

Doch uns ist gegeben,
auf keiner Stätte zu ruhen.
Es schwinden, es fallen
die leidenden Menschen,
blindlings von einer
Stunde zur andern,
wie Wasser von Klippe
zu Klippe geworfen,
jahrlang ins Ungewisse hinab.

Gewiß hat Klingers urkräftige und germanisch-gesunde Natur solch düstere Lebensstimmung niemals ganz über sich Herr werden lassen. Aber zeitweilig war er doch wie davon behext. Dann schwelgte er förmlich in Darstellungen des Grausens und angstvoller Bedrückung, und manchmal — auch heute noch! — sieht er mit wollüstigem Schauder neben dem blühenden Leben den dunkeln Schatten des Todes schreiten. Es ist auffallend, wie oft er in seiner frühen Zeit Albdruckerscheinungen zu symbolisiren gesucht hat. Da liegt etwa ein Weib in unruhigen Träumen und Männerköpfe drängen sich lüstern-qualvoll um ihr Haupt. Oder wir sehen, in halb burlesker Weise, wie das Gespenst eines Enthaupteten die Stirn eines Schläfers mit einem

Digitized by Google

Stemmeisen und die schmerzenden Haare mit zackigem Kamme bearbeitet, während der abgeschlagene Kopf, eine faunhafte Hallunkenfratze, neben dem Gequälten auf dem Kissen liegt und ihn angrinst.

Welch geäffte und genarrte Phantasie, die Phantasie eines hoffnungslos verliebten Jünglings, offenbart sich dann in der „Paraphrase über den Fund eines Handschuhs." Das reale Außenleben wird nur als erklärende Einführung benutzt. Das eigentliche Thema ist phantastisches Innenleben: zu welchen halb unbewußten Träumen und Hallucinationen der Fund eines Liebespfandes die Seele eines Unbefriedigten verführt, von den Entzückungen der Wollust und scheuer Verehrung zu schwärmender Andacht und tobenden Schmerzensraserein. Der tote Handschuh wird völlig zu einem lebenden Wesen, das, in immer neuen Rollen und Verkleidungen, paradirt . . . ängstigt . . . bedrückt. Bis er schließlich, im Maul eines Drachen, wie eine geraubte Prinzessin, davonfliegt, während klagende Hände sich durch die zerbrochene Fensterscheibe hinter ihm drein strecken.

Doch bald genug tritt das Weib weniger phantomartig in Klingers Kunst hervor — als eine reale Lebensmacht, mit der sich Jeder einmal in seiner Weise auseinanderzusetzen hat. Nun beginnen jene merkwürdigen Cyklen, in denen der erregte Geist des Mannes das alte Eva-Räthsel, als düsteres nie ganz aufzulösendes Problem, in unruhiger Phantasie-Arbeit hin und herwälzt: „Eva und die Zukunft," „Ein Leben," „Eine Liebe."

Klinger ist auch als Erotiker noch immer Phantast und grübelnder Psycholog. Der Mikrokosmus des Weibes rückt ihm eine Zeit lang in den Mittelpunkt seines Makrokosmus. Man spürt, wie er anfangs an eine noch ziemlich spröde Materie herangeht. Er ist manchmal allzu tiefsinnig und „geistreich" und wird dadurch dunkel und verworren. Schließlich aber dient ihm gerade das Weib dazu, um zu der fast ängstlich gemiedenen Welt der Realitäten endlich in ein festes Verhältnis zu treten. Das kündigt sich schon in dem Blatte an, wo Adam trotzig die Eva aus dem verwehrten Paradiese trägt, hinaus in die steinige Wüste des Lebens. Evas Leiden in der Welt, ihre haltlosen Irrfahrten, schuldvollen Verstrickungen und grausame Ausgestoßenheit, schildert dann der Cyklus „Ein Leben" — ein Dokument jener Entwickelungsphase, wo der Mann für das niedergetretene Weib leidenschaftlich Partei ergreift und rücksichtslos die Ordnung der Dinge anklagt. Mag man hier noch einen etwas abstrakten Hintergrund finden, so führt dafür „Eine Liebe" mit wundervoller Kraft der dichterisch-intuitiven Anschauung in die herb-süße Tragik unseres wirklichen Erdendaseins ein. Aber keineswegs klebt darum Klinger am zufälligen Stoff. Er findet auch hier jene Höhe des Standpunktes, wo sich vor dem Auge der Phantasie das Einzel-Schicksal als All-Schicksal offenbart — wie etwa in jenem Blatte, wo die von Schuldgefühl und Zerknirschung niedergebeugten Ureltern nackt an kahlem Strande vor den beiden Schreckgestalten des Teufels und des Todes kriechen. Und wundersam spielt die Welt des Uebersinnlichen hinein, wenn die verklärten Gestalten der Liebenden, von einer Engelsputte geleitet, selig-umschlungen durch die magische Aethernacht schweben, befreit von den Schlacken des Irdischen. Aber nicht minder herrlich ist die einfache Lebenspoesie, wie etwa jener Kuß auf dem Balkon, vor dem schwarzen Rücken des starrenden Baumriesen, während unten im Wasser ein Kahn des Scheidenden harrt. Und welch tiefe Beseeligung des Fleisches, zugleich mit einer Beschwichtigung aller Lebensstürme, ruht auf dem mystisch-schönheitsvollen Blatt der Liebesnacht: das Weib, beruhigt ausgestreckt auf seinem Lager, hält mit den Armen den vom Nachzittern der Erregung noch nicht völlig losgelösten, dumpf an

Digitized by Google

sie hingewühlten Mann, während vor dem weiten hohen Fenster die duftende Nachtigallen- und Maiennacht athmet, so hehr und friedevoll, wie nur die in sich selbst beruhigte Natur es vermag.

Mit dieser Schöpfung war die Gefahr des Allzu-Abstrakten, die sonst wohl für Klingers Kunstschaffen bestand, glücklich beseitigt. Mit jenem bei allen großen Naturen irgendwann einmal hervorbrechenden Trotz wider sich selbst hat er sich um diese Zeit (stellenweise schon in „Ein Leben") der allerdirektesten Wiedergabe gegenwärtiger Daseinsformen gewidmet: in dem vielgerühmten Cyklus „Dramen" — der aber gerade wegen dieser Sonderart eine ziemlich isolirte Stellung im Werk unseres Klinger einnimmt und wohl am wenigsten den intimen Hauch seiner Persönlichkeit spüren läßt. Es war gut für seine weitere Entwicklung, daß er hier der rauhen Lebenswirklichkeit so energisch naherückte. Im Uebrigen aber war ihm sein Weg bereits vorgezeichnet, und der führte nicht in die sensationelle Trivialität irgend eines Werkeltag-Theaters, sondern über das Leben hinaus, dorthin, wo leichte Elfen auf hohen Binsen schaukeln, und den plumpen Bären „Wirklichkeit" (oder „Verstand"), der ihnen gerne nachklettern möchte, neckisch aus lustiger Höhe mit zitterndem Grashalm an der schnaufenden Nase kitzeln — wie der Künstler auf einem entzückenden Jugendblatt dereinst fabuliert hat.

* * *

So gründete sich also Klingers Ruf, am Schluß seines Berliner Aufenthaltes ganz wesentlich auf seine Radirungen. Als Einer der Ersten und mit dem Nachdruck seiner ganzen Schaffensenergie, hat er diese so ausdrucksfähige Kunst wieder populär gemacht. Bei Dürer, Rembrandt, Goya, Rops ist er eifrig in die Lehre gegangen und hat nicht blos für das Technische der Radirung, sondern auch für die Erkenntnis ihrer geistigen Eigenart Manches mit heimgebracht. Er hat auch sonst nicht verschmäht zu lernen, wo die Anregungen in der Luft lagen. An Menzels kühlem Wirklichkeitssinn hat er sich so gut geschult wie an Böcklins kühn ausgreifender Phantastik. Auf seinen früheren Blättern ist öfters der Einfluß der Japaner zu bemerken, und selbst ein so abstruser Geist wie der Brüsseler Wiertz hat lebhaft zu ihm gesprochen. Daneben hat im persönlichen Verkehr der hochbegabte, durch sein tragisches Ende berühmt gewordene Stauffer-Bern manch nachhaltige Einwirkung auf Klinger gehabt.

Dies Alles kann man eingestehen, ohne dadurch den Ruhm von Klingers „Originalität" auch nur im mindesten zu schmälern. Blos ein Kind kann heute noch glauben, daß das „Genie" Alles aus sich selber nehme. Es steht genau unter denselben Gesetzen wie wir Alle. Wenn seine Säfte treiben und gähren sollen, so müssen sie von außen Nahrung erhalten. Muß ich etwa an Goethes bescheiden-stolze Selbsterkenntnis erinnern, um die Unwiderleglichkeit dieser Thatsache zu erhärten? Der Unterschied gegen Andere ist beim produktiven Menschen nur der, daß er aus den nämlichen Anregungen, die Allen zugänglich sind, für sich Etwas zu machen weiß. Und deshalb ist es ein Ruhm für einen Künstler, möglichst viel „Einflüsse", d. h. Zeittendenzen und Geschichtsstoff, in sich aufgenommen zu haben, ohne ihnen erlegen zu sein. Denn er zeigt, daß er die hohe Kraft der Selbständigkeit hat, sowohl Schmeichlerisches wie Widerstrebendes organisch zu verarbeiten, und gewiß bedarf er nirgendwo mehr des Rückgrates einer eigenen Natur als eben hier.

Klinger hatte es schon damals in der Radirkunst zu einer hohen technischen Vollendung gebracht. Seine Reproduktionen nach Böcklin sind wahre Meisterwerke und an künstlerischer Wirkung stellenweise den Originalen

Digitized by Google

noch überlegen. Trotzdem wurde Klinger bis dahin zumeist gefeiert wegen seines „Geistes". In der That hatte ihm die Radirung ermöglicht, diesen nach allen Seiten leuchten zu lassen und Alles, was an moderner Weltanschauung in ihn hineingeträufelt war, und was aus dem Untersten seiner Seelenstimmung in ihn empor wollte, ans Licht zu bringen. Indes lag hier ganz zweifellos auch eine Gefahr. Klinger drohte allzu „litterarisch" zu werden.

Es ist gewiß thöricht, wenn einseitige Fexe der Technik darüber die Nase rümpfen, daß hie und da ein Künstler den Ehrgeiz hat, mit seinen Werken auch Etwas „zu sagen", statt sich lediglich auf Reproduktion von Netzhaut-Eindrücken zu beschränken! Es darf indes niemals außer Acht gelassen werden, daß der Schwerpunkt einer jeden Kunst stets dort zu liegen hat, wo sie absolut incomparabel ist. So muß der bildende Künstler unmittelbar zum Auge sprechen. Allzuviel Hintersinn, der jenseit der sinnlichen Form für sich Eigenrecht beansprucht, kann leicht vom Uebel werden. Er führt rasch zur Verachtung und zur Verlotterung des Schlicht-Handwerklichen, wie etwa zeitweise bei Munch. Klinger war dagegen viel zu sehr ganzer Künstler, auch mit allen seinen Sinnen, um hier nicht eine Gefahr zu wittern und rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen, ihr zu begegnen.

Wie in seiner Jugendepoche die Psyche des Menschen, so wird in seiner zweiten Entwickelungsphase der nackte Leib des Menschen des Centrum seiner künstlerischen Bestrebungen.

3.

„Daß ein wirkliches Kunstwerk eben nur Fleisch als Fleisch, Licht als Licht geben will, ist viel zu einfach, um sogleich verstanden zu werden," schrieb Klinger in seiner ästhetischen Abhandlung „Malerei und Zeichnung." Und ebenda legt er das Bekenntnis ab: „Nur am frei gegebenen Körper entwickelt sich ein gesunder Kunstsinn."

Der Mann, der also sprach, hatte mit Vielem uns seiner Jugendperiode gebrochen. Seine Natur aber freilich hat er nicht umändern können. Auch jetzt noch zeigt sich stets im Körperlich-Realen die mystische Seele, und aus den sinnlichen Reizen der vollerblühten Schönheit blickt mit ernsten Augen die forschende Wahrheit.

Es war in Paris zuerst, im Anschauen Lionardos, daß Klinger sich des bisherigen Mankos seiner Kunstanschauung bewußt ward, daß er gleichsam die Schönheit der menschlichen Gestalt für sein innerstes Empfinden neu entdeckte. Von da ab ließ es ihm keine Ruhe mehr. Er mußte der neuen Erkenntnis die That folgen lassen. Schon in seinen späteren Radirblättern, namentlich in den letzten von „Eine Liebe," zeigt sich der angebahnte Umschwung. Und noch in Berlin vollendet er sein erstes großes Tafelgemälde, in dem er gleichsam das Evangelium der leiblichen Schönheit zu künden unternahm, das „Urteil des Paris".

Aber wichtiger noch war, daß der Bildhauer in ihm erwachte, und damit diejenige Begabung hervortrat, in der das anthropocentrische Trachten seines Kunsttriebes den höchsten und energischsten Ausdruck finden mußte. Außerdem lag hier der stärkste Widerhalt gegen das Ueberwuchern des einseitig geistigen Elements. In Rom, der ewigen Stadt der ewigen Schönheit, kamen alle diese neuerwachten Tendenzen während eines Lustrums emsigster Arbeit (1889—1893) zu vollstem Durchbruch.

In Allem, was Klinger jetzt schafft, wird das Streben nach dem Monu-

Digitized by Google

mentalen, Ewigen vorwaltend. Er will nicht mehr die flüchtige, nervöse Erscheinung. Er will, was auch Goethe in Rom gewollt hat, das Typische und Dauernde.

In einem gewissen Kontrast dazu steht, daß jetzt auch eine Hinwendung zum Christentum stattfindet. Doch nicht etwa im Sinne eines dekadenten Neu-Katholicismus, sondern, wenn ich so sagen darf, aus einem gewissen heidnischen Liberalismus heraus. Das Christentum wird gleichsam als ethisch-legendarer Besitz der gesamten Culturwelt gewürdigt, und ganz gewiß auch als ein Teil der modernen Seele, die als eine rein-heidnische, im antiken Sinne, nicht mehr denkbar ist. Zugleich findet eine bewußte Anknüpfung an die große Kunst vergangener Jahrhunderte, besonders des Renaissance-Zeitalters statt, wo ja mit der heidnischsten Gesinnung die christlichsten Werke geschaffen wurden. Doch bringt Klinger, darin der deutschen Tradition folgend, eine weit größere Gemütsinnigkeit hinzu, als sie romanischem Boden jemals entsprießen kann.

Also christliche Stoffwelt und antikisirender Cultus des Nackten — eine eigenartige Syntheſe, wenigstens für unsere Zeit! Die Resultate sehen wir in den drei Bildern der „Pietà", des „Golgatha" und des kürzlich vollendeten Colossal-Gemäldes „Christus im Olymp".

Schon in der Pietà (1890) zeugt der Leichnam Christi von einer anatomischen Durchbildung und edlen Anschauung des Nackten, wie sie innerhalb des christlichen Anschauungskreises beinahe verpönt ist. Auf dem „Golgatha"-Bilde aber tritt das Nackte in den Figuren einiger Henkersknechte schon fast als störendes Element auf. Es spricht beinahe für Unergriffenheit des Künstlers, wenn er gerade bei einer Kreuzigungs-Darstellung mit inhaltlich zu entbehrenden wissenschaftlichen Künsten prahlt. Doch berührt dies einen Charakterzug im Bilde Klingers, der erst in anderem Zusammenhange verständlich werden wird.

Natürlich wirkte das Studium des Nackten auf die Durchbildung des Körperlichen überhaupt ein, auch wo Gewandfiguren uns entgegentreten. Hier kommt es Klinger jetzt weit mehr als früher darauf an, uns unter den Kleidern den lebendigen Menschen spüren zu lassen, und er wendet der charakteristischen Durchbildung der Einzelgestalt eine bedeutend erhöhte Sorgfalt zu. Seine menschlichen Figuren bekommen dadurch, auch auf Bildern und Radirungen oft etwas Statueskes, wie beispielsweise der römische Soldat auf dem Golgatha-Bilde und wie die meisten Figuren seines „Christus im Olymp". Aber auch das innere Leben der Menschen ist mit großer Wucht erfaßt und wird mit rücksichtsloser Kraft zum Ausdruck gebracht: so in der Maria der „Pietà" die heftige Bewegung des ungezähmten Schmerzes und in der des „Golgatha" das eisige Erstarrtsein vor der Uebergewalt eines unfaßbaren Schicksalsschlages. — In einer für Klinger sehr charakteristischen Weise wird die Landschaft verwendet. Während der Mensch ungeschmälert den Vordergrund beherrscht, ist sie im Hintergrunde gleichsam aufgehängt wie ein schöner, lebendiger Teppich. Doch wirkt sie nicht etwa blos rein dekorativ, es geht auch ein seelischer Zug von ihr aus. Etwas wie eine erhabene Tröstung, da jedes irdische Leid und auch die gewaltigste Tragik gegenüber dieser frühlinghaft-wiedergeborenen Natur als nichtig erscheinen muß.

So blicken auch auf dem jüngsten Bilde Klingers Meer und Berg und Himmel und Tausende blühender Blumen und Bäume in erhabener Gleichgiltigkeit dem tragisch-wundersamen Vorgang zu, der sich auf dem Riesen-Relief des Vordergrundes abspielt. Christus zieht ein in den Olymp, ein hagerer blonder König, in brokatenem priesterlichem Gewand. Vier ernst-

Digitized by Google

hafte, streng-gekleidete Damen tragen hinter ihm ein schwarzes Kreuz, die Cardinal-Tugenden. Erstaunt blicken die nackten drei Grazien sie an — es fröstelt sie ein wenig — sie möchten fliehen! Gegenüber aber sitzt auf einem von edlen Göttererscheinungen umstandenen Marmorthron ein alter verfallener Mann, an den sich ein blühender Knabe schmiegt: Zeus und Ganymed. Feierlich-mild tritt Christus ihm entgegen. Magdalenenhaft ist eine nackte junge Mädchengestalt vor ihm hingesunken, die Erste, die seine Herrlichkeit anerkennt, Psyche. Aber Eros schwingt grimmig und feindlich den Pfeil, während Dionysos, als gemütlicher Allerwelts-Kamerad, freundlich die volle Schale beut. — Unten auf dem langgestreckten Predella-Streifen sieht man die dunkle Erde mit der ringenden, kämpfenden Menschheit. Die schmalen Flügelbilder werden von nackten, weiblichen Marmorfiguren gehalten, deren Attitüden Schmerz und Ergebung ausdrücken.

Was will das Bild? Soll es sagen, daß Christus kommt, um die olympischen Götter zu vertreiben? So scheint die landläufige Auffassung zu sein. Ich glaube aber weit eher, daß Christus kommt, um neben den Unsterblichen Griechenlands auch für sich und seine Getreuen einen Sitz in der allgemeinen Götterlandschaft zu beanspruchen. Dies scheint mir mehr dem Geiste Klingers zu entsprechen und dem Geist der von ihm vertretenen Culturanschauung, die auf eine Synthese des christlichen und des antiken Elementes ausgeht.

* * *

Am concentrirtesten hat Klinger den neuen Kunststil in den von ihm geschaffenen Plastiken, der Salome und der Kassandra, ins Leben zu rufen vermocht.

Es war Vieles in Klinger, das auf den Plastiker hindrängte. Zu dem bereits Erwähnten kommt noch als besonderes stachelndes Moment eine flackernde und helle Liebe zu der Schönheit des Marmors als künstlerischen Materials. Klinger ist hier ein Kenner ersten Ranges und ein leidenschaftlicher Sammler, der unter anderem einmal (im Frühjahr 1894) der fast verödeten Insel Paros im griechischen Archipel seinen Besuch abstattete und nach zäher mühevoller Arbeit eine Schiffsladung edelsten Materials mit heimführte. Schon der unbehauene Stein vermag inspiratorisch auf ihn zu wirken, und aus der farbigen Zusammenstellung verschiedener Sorten formt sich ihm langsam das Bild bestimmter bewegter Gestalten. Die „Kassandra" ist so entstanden, von der er, ehe Name und Bedeutung feststanden, anfangs blos wußte, daß es eine Frau werden müsse, die die Arme nach unten streckt und sich ins Handgelenk faßt. Seele und Vergeistigung traten erst später hinzu, als das formale Motiv sich völlig geklärt hatte.

Immerhin ist es bedeutsam und interessant, Klinger als Bildhauer in der Verfolgung desjenigen Problemes zu beobachten, das ihn in seiner Frühzeit als Radirer schon so eigenartig beschäftigt hatte: die Psychologie des Weibes. Die beiden Frauengestalten der Salome und der Kassandra stehen hier zu einander in einem lebhaft empfundenen, sich ergänzenden Kontrast. Die Eine ganz Geschlecht, die Andere gewissermaßen übergeschlechtlich! Salome — die kalte Dienerin der Aphrodite Astarte, die herzlose grausame Rächerin aller an ihrem Geschlecht begangenen Versündigungen, jetzt selbst eine Quälerin und, in erfrorenem Dünkel, eine hassenswerte Herrscherin, die Häupter ihrer Opfer, wie erbeutete Siegestrophäen, an den erbarmungslosen Lenden! Und dann Kassandra — ganz gehoben in eine Sphäre des visionären Schauens, den Begehrungen und Empfindlichkeiten des Weibes entrückt, inbrünstig hin-

Digitized by Google

gegeben an das Gefühl einer der Gesammtheit drohenden unabwendbaren Tragik, das Heroismus gewordene Mitleid! Klinger hat hier zwei Menschheitstypen aufgestellt, die sich dem Zeitbewußtsein unvergleichlich werden eingraben müssen.

Und dann hat er auch wieder der Radirung sich zugewandt und Großes, Gesteigertes darin geschaffen: die „Brahms-Phantasie" und die neuen Blätter zum Cyklus „Vom Tode".*) Es ist in diesen Schöpfungen ein musikalischer Rhythmus und eine plastische Fülle der Anschauung, die wahrhaft unvergleichlich sind. Als ganze Folgen wohlabgewogen, erreichen diese Werke doch in bestimmten Blättern solche Höhepunkte, daß man den geistigen Zusammenhang mit dem Ganzen vergißt und blos noch zur Schönheit des Einzelnen betet. Blätter wie die „Evocation": das herrliche nackte Weib, das sich dem einsamen Klavierspieler als Kunst offenbart, während jenseit des Meeres der hohe Himmel von phantastischen Gestalten bebt — oder wie „Tanz": der Festreigen der jugendlichen Menschheit, nachdem das Geschenk des Feuers die kulturelle Freiheit gegeben — wie der „befreite Prometheus": im Meer die jauchzenden Okeaniden, und auf steilem Felsgrat der geprüfte Dulder, neben seinem Befreier Herakles, im Uebermaß des schmerzvollen Glückes schluchzend in sich zusammengebrochen — oder wie endlich „Mutter und Kind": diese tief-ernste Elegie auf die verwaist ins Leben hinausgestoßene Menschheit, wo mit hilflos-großen Frageaugen das neugeborene Kind auf der Leiche der jungen Mutter kauert — Blätter dieser Art vermögen den kunstempfindlichen Menschen wohl mit der gleichen Gewalt zu durchschauern, wie sie auf jenem radirten Gedicht „An die Schönheit" das einsame nackte Menschenkind empfindet, das vor der ungeheueren Majestät des Weltmeeres die heißen Thränen seines aufgewühlten Innern nicht mehr zurückdrängen kann und schluchzend in die Kniee bricht.

Hier sind der Künstler, der Dichter, der Weltweise, der Seelenmystiker in gleicher Kraft und Stärke offenbart, hier hat die Unendlichkeit endliche Form, die Ewigkeit einen vergänglichen und doch auch wieder unvergänglichen Leib angenommen.

4.

Ein Moment drängt sich bei der Gesammtbetrachtung von Klingers Kunstentwickelung noch besonders auf, ein negatives zwar, aber ein bedeutsames: er steht den spezifisch modernen Anforderungen an die formale Seite der Kunst, speziell der Malerei, mit fast völliger Ablehnung gegenüber.

Nennen wir einen Namen: Claude Monet! So wird, was ich sagen will, ohne weiteres klar. Klinger steht nicht innerhalb der Linie, die vom französischen Impressionismus aus die Malkunst der modernen Culturwelt auf technischem Gebiete reformirt hat. Seine Bilder sind stilistisch am meisten mit der Malkunst des Quattrocento, etwa den Bildern eines Verrocchio, Mantegna, Pollajuolo, verwandt. Wie kommt das? Welcherlei seelische Bedingungen liegen Dem zu Grunde? Ich will versuchen, eine Antwort darauf zu geben.

Klinger besitzt in verhältnismäßig nur geringem Grade Das, was man naive oder auch unbewußte Vibration nennen könnte. Es ist wenig „Dumpfheit" in ihm. An Allem, was er schafft, ist das Bewußtsein mit fast

*) Soeben erscheint im Verlage von Amsler und Ruthardt, Berlin: Vom Tode II, Erste Hälfte — enthaltend sechs Radirungen, die indes als Einzelblätter alle schon bekannt sind („Zeit und Ruhm", „Mutter und Kind", „An die Schönheit" 2c.). Die zweite Hälfte des Cyklus ist erst in einigen Jahren zu erwarten.

Digitized by Google

unheimlicher Wachheit beteiligt. Er besitzt eine größere Hingabe an die Idee als an das Objekt. Hier liegt — wozu es verhehlen? — die Schwäche seines Wesens und seiner Kunst. Es ist der sächsische Grübler, der dem sinnlich-naiven Künstler hier hemmend in den Weg tritt.

Die Kunst will öfters: Heimlichkeit. Aber das Klinger'sche Temperament will Klarheit, Klarheit, Klarheit! Es will sie im ganzen und in allem Einzelnen. Dadurch wird es indes erschwert, das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen, genauer noch: das Einzelne in der Vibration des Ganzen aufgehen zu lassen.

Betrachten wir eine Landschaft von Claude Monet! Da ist nichts Einzelnes, das für sich noch bestände. Alles ist aufgelöst in ein zitterndes Licht, in einen Duft von Farbe und Bewegung. Alle rein-linearen und plastischen Reize sind geopfert: aber der mysteriöse Reiz der Landschaftsseele liegt auch über dem dürftigsten Motiv. Es klingt Etwas, es singt Etwas, heimlich und unsichtbar, aber mit den hellen Trillern jubelnder Lerchenkehlen oder mit der schlichten Andacht eines sehnsüchtigen Volksliedes. Von hier ausgehend hat die moderne Malerei sich jene intensive Naturversenkung erobert, jene Fähigkeit des Hinlauschens auf das Unausgesprochene, die sie vor der Kunst jedes anderen Zeitalters voraus hat. Hier auch nur das Geringste opfern wollen, heißt: sich dem Fortschritt entgegenstemmen!

In diesem Sinne ist also Klinger „Reaktionär". Ich möchte Das nicht allzu feierlich sagen, ich meine es mit ein wenig Ironie. Nur daß man nicht vergißt, wo Klinger, alles in allem, eben doch — zurückgeblieben ist! Ein Makel ist dies nicht, wenn auch eine Unvollkommenheit. Ein Makel schon deshalb nicht, weil es eine Ehrlichkeit ist, ein festes und stolzes Bekenntnis zu sich selbst, auch in seinen Schwächen!

Uebrigens hat Klinger ein einzelnes Mal dennoch versucht, in der modernen, oder sagen wir präcise: in reinmalerischer Weise zu malen, in seiner L'heure bleue, die lediglich ein Lichtproblem, wenn auch vielleicht in etwas zu wissenschaftlicher Weise, behandelt. Den großen malerischen und poetischen Reiz dieses Bildes hat Jedermann empfunden, der es mit richtigen Augen anzusehen wußte. Trotzdem muß gesagt sein, daß es nicht völlig rein aus dem Zwang des Klinger'schen Temperamentes entstanden zu sein scheint: es wirkt ein wenig wie eine Concession an Besnard.

Aber betrachten wir etwa ‚Golgatha' und ‚Christus im Olymp' von dieser streng-artistischen Seite her! Ein kaltes trockenes Licht liegt über den Bildern, ein Licht, das keine Dämmerschatten kennt, keine Lauschigkeiten. Jede Person ist für sich modellirt und gleichsam für sich in das Bild hineingesetzt (ich verweise hier wieder auf jene nackten clownhaften Henkersknechte des Kreuzigungsbildes). Der seelische Rapport, obschon vorhanden, wirkt doch nicht zwingend und unmittelbar. Der coloristische Stimmungsrapport fehlt fast gänzlich, weil überall die Lokalfarbe vorschlägt. So wirkt das Ganze mehr gedacht als empfunden, mehr grüblerisch und kunstweise construirt als in einem einzigen Moment intensivster Gebärthätigkeit erschaut. Man vermißt das pflanzenhaft-stille Keimen, das unmittelbare organische Werden. Man vermißt — das Unbewußte!

Klingers Menschen sind alle einsam, wie er selbst ein großer Einsamer ist. Es gelingt ihm nur schwer, verschiedene Lebewesen zu einander in unmittelbaren Connex zu setzen, weil jedes einzelne an seiner Eigenart zu schwer zu tragen hat. Es gelingt ihm stets und mit divinatorischer Sicherheit, den ‚Menschen mit sich allein' darzustellen. Und deshalb ist er der geborene Plastiker, wie er der geborene ideale Menschendarsteller, der anthropocentrischste Künstler unseres Zeitalters ist.

Digitized by Google

Klinger hat durch jenen Zug, daß er zuweilen die Reflexion hemmend in sein Kunstschaffen einläßt, eine gewisse Wesensverwandschaft mit Brahms, dem er sein schönstes Radirwerk gewidmet hat. Aber er ist mehr als Johannes Brahms. Er nimmt in der deutschen Kunstgeschichte einen höheren Rang ein als dieser in der deutschen Musikgeschichte. Er hat gleichsam die gesamte deutsche Culturtradition, wie sie seit Dürers und Holbeins Zeiten bestand, und wie sie seit Goethes und Winckelmanns römischem Aufenthalt einen neuen Lebensimpuls erhalten hat, in sich aufgespeichert und großwerden lassen. Und deshalb ist er für die deutsche Kunst eine durchaus centrale Persönlichkeit, worin wiederum die sicherste Gewähr für seine europäische Bedeutung liegt.

Darum sei es gestattet, ihn statt mit Brahms, mehr noch mit einem anderen deutschen Musiker zusammen zu nennen, der, freilich auf gewaltigerer Grundlage, dennoch kaum eine rassestärkere Offenbarung universell-deutschen Wesens ist: Beethoven. Dem Meister Johannes Brahms hat Klinger seine Huldigung bereits dargebracht. Dem Meister Ludwig van Beethoven wird er sie, so Gott will, nicht lange mehr schuldig bleiben. In Klingers Atelier harrt die Modellskizze eines ‚Beethoven' seit langem der Auferstehung. Mit mythologischer Seherkraft erschaut, wird diese Bild- und Menschwerdung, wenn sie dereinst in der Pracht des Marmors und in übernatürlichen Dimensionen für uns ersteht, den Namen ihres Schöpfers weit hinaustragen, bis wo in ferner Wildnis einsame Urwälder hinter dem Schritt des letzten Europäers geheimnisvoll zusammenschlagen.

Ein Wiener Brief.

Von **Otto Stoessl.**

Wieder soll ich also die Figuren des Puppenspiels aufziehen; ich muß mich wohl bemühen, daß das arge Leben sie nicht umbläst und durcheinanderwirft, denn es ruft in die Gedanken aller Menschen stark hinein und wären sie erfüllt von dem hochmüthigsten Artistengefühl. Es mag ja hübsch bequem sein, bloß den Dingen der Kunst zuzuschauen, wenn man sie wieder nicht immer als Früchte des Lebens erkennen müßte, an dem man scheu vorübersehen möchte. In allen Stunden spürt man den Schmerz der Bodenständigkeit, die Tragik des in seine Erde Gebanntseins, die Fessel, den Zwang der Wurzeln. Ich schreibe Ihnen diesen Brief aus Oesterreich!

Reden wir also von neuen Schauspielern, neuen Werken, trotzdem die Welt wahrlich einem andern Ziel zutreibt, als einem unbekümmerten Dasein in Schönheit und Weisheit. Es ist seltsam, wie jetzt alle Dinge geisterhaft aneinander vorüberjagen, einander feindlich nahekommen, sich durchdringen und wieder lösen, aber auch ganz das natürliche Maß ihres Ansehens verlieren, in Verzerrungen ausarten. So werden alle diese Culturrequisiten, die ich brauche, in einer Puppenbühne stehend, bald über Gebühr geschätzt, bald unter ihres Wertes Maß taxirt, ihre Stichworte vertauschen, und das wäre dann nicht Unachtsamkeit, sondern fast Princip.

* * *

Digitized by Google

Also im Herbst und Winteranfang 1897 war Max Burckhardt noch eigentlicher Direktor des Burgtheaters. Es war ihm gelungen, Herrn Kainz herzulocken. Dieser bedeutende und merkwürdige Schauspieler trat mit dem größten Erfolge auf und sein Succes schien den wieder einmal, wie alljährlich bedrohten Direktor von neuem in seiner Macht zu befestigen. Ich hoffe Ihnen über Kainz von unserem Wienerischen Standpunkte etwas zu sagen. Sein Name war für Sie, und da wir ihn nur von seinem Berliner Ruhm aus kannten, auch für uns nie anders ausgestattet, als mit dem ehrenden Attribut eines modernen Schauspielers. Er trat in die ganze naturalistische Bewegung der Litteratur und Schauspielkunst als Fremder und wegen der Bedeutung seiner Natur als Neuerer ein; ich kann mir nicht vorstellen, daß er jemals ein naturalistischer Schauspieler gewesen sei. Er muß für Sie eine Art Befreiung und Emancipation bedeutet haben; nach der Periode des Reicherschen Naturalismus oder zugleich mit ihr, erhob er sich als Vertreter einer stilistischen Schauspielkunst, eines neuen, dem Naturalismus entwachsenen, verfeinerten Dramas. Freilich waren noch die Werke nicht da, er aber war ihr sprechender Vorbote. Ein Wortkünstler. Der Klang und Schimmer der Rede war der höchste Schmuck seines Spiels, das freilich durch den Naturalismus zu sicherer Erkenntnis gekommen, aber durch ein wunderbares Stilgefühl durchleuchtet war. Vielleicht hat er den Drang nach einer andern, als der Wirklichkeitskunst mit heraufgebracht, und darum hatte sein Wesen, seine Erscheinung das großartige einer Verheißung. So dachte man sich wenigstens seine Stellung in Berlin und auf der norddeutschen Schaubühne. Nun kam er zu uns ans Burgtheater. Sein Ruf war der eines modernen, ja des größten, modernen Schauspielers nach dem Tode Mitterwurzers. Sie wissen längst, daß er diesen Ruhm auch bei uns gerechtfertigt hat, allein in anderem Sinn. Hier war der Naturalismus das Fremde; war er bei Ihnen fast die Tradition und Kainz das Erlösungwunder, bei uns war er immer das Gefürchtete, Neue. Man liebte es nicht sehr und außer dem gehaltenen Realismus etwa der Frau von Ebner-Eschenbach und Saar's ist die Wirklichkeitskunst uns fremd und unheimlich geblieben. Unsere Traditionen beruhen auf der Romantik, auf einem zarteren, weicheren Classicismus. Nie hat unsere Kunst mit ganzer Wucht die Schönheitslinien gesprengt und keiner von allen unsern Dichtern ist ganz von der feinen, vornehmen, weichen Linie der wienerischen Art frei gewesen, mindestens ist jeder mit herzlicher Reue zu ihr zurückgekehrt. Nun denken Sie sich ein Publikum, einen völlig neuen, andern, fremden Menschen erwartend, einen Schauspieler, dessen Ruhm es fast fürchtet, weil es ihn auf heterogenem Wesen beruhend glaubt, mißtrauisch, ebensosehr gegen den eigenen Geschmack, als gegen den fremden, dem es sich fügen soll, mit aller Erwartung und einiger Besorgnis. Kainz aber ist ihnen gleich als Freund erschienen, als Bundesgenosse, man erlebte die Freude, sein eigenes Wesen beim Genuß dieser Schauspielkunst bejahen zu dürfen, er bestätigte die Wiener Art, bot ihr schönstes Beispiel, war ihre beste — Ausrede. Er schließt völlig an die Tradition des Burgtheaters an, er steht nur höher als ihre Wiener Vertreter, umso besser, aber er ist von allem Anbeginn kein Fremder. Er bedeutet darum viel für das Burgtheater, aber wie mir scheint, zu wenig für das neue Drama, man wird ihn vielleicht bald ebenso und dies mit Recht, bewundern, wie Mitterwurzer, man wird natürlich diesen außerordentlichen Schauspieler über seinen Nachfolger vergessen, und das wird sehr schade sein. Mitterwurzer stand völlig außer der Tradition, deshalb konnte er hier eine schaffen. Und für das neue Drama brauchten wir ihn, das verrottete, erstarrte Wesen der Burgtheatermanier im innersten anzugreifen. Er hat das redlich und mit Eifer gethan, aber seine Zeit war zu kurz. Kainz wird, was ihn selbst betrifft, gewiß das Beste wirken, aber er wird die Guten nur in ihren Vorzügen, die Schlechten in ihren Mängeln bestärken. Er steht als romantischer Schauspieler ganz in der Tradition. Darum wird er vielleicht nicht die wünschenswerte Universalität der Leistungen erreichen, wie Mitterwurzer und wieder nicht die Vielseitgkeit der andern fördern. Vor seiner Umgebung ist er zu warnen. Unter entgegengesetzten Bestrebungen, verschiedenen Naturen hat er seinen Stil zu dieser wunderbaren Feinheit und Zier ausgebildet, hier unter lauter gleichartigen, kann er ihn leicht zur Manier entarten sehen. Wir aber gewinnen jedenfalls viel an

Digitized by Google

ihm und werden ihn zu schätzen wissen, möge sich nur seine Natur als so groß erweisen, in dieser Umgebung nun erst recht Neues, Vergessenes in sich zu suchen und zu pflegen. Er soll das Kämpfen nicht verlernen, — das Kämpfen — schließlich — mit sich selbst. Er bedeutet für das Burgtheater einen höchsten Wert, hoffentlich auch dieses für ihn.

Burckhardt hatte also mit großem Glück einen würdigen Nachfolger Mitterwurzers hergebracht und erwartete nun für sich wieder einen angenehmen Frieden. Statt dessen tönten ihm Gerüchte über den eigenen Rücktritt entgegen, man redete ihm mit größter Liebenswürdigkeit immer wieder ein, daß er doch amtsmüde sein müsse, man nahm alle möglichen Stellen für ihn in Aussicht, was alles sehr komisch wirkte, da es sehr öffentlich betrieben wurde und er immer lächelnd erklärte, er fühle sich als Burgtheaterdirektor im eigentlichsten Fahrwasser. Er schien umsomehr seines Postens würdig zu werden, als er sogar eine fruchtbare, litterarische Produktion begann. Aber diese Gegenbeweise halfen ihm nichts. Seine Direktionsführung bekam einen hippokratischen Zug, man bewilligte ihm keine Novitäten, man hungerte ihn aus. Und noch war er nicht seines Amtes enthoben, als Paul Schlenther zu seinem Nachfolger bestimmt und ausgerufen war.

Burckhardt war, — und das darf man grade bei der Bewunderung seiner prächtigen Natur sagen — nicht der beste Direktor des Burgtheaters, vielleicht nicht einmal ein guter. Die Zeit zerstörte das alte Ensemble, die Kunst der ehemaligen Größen verrunzelte und schrumpfte ein. Neue Dichter kamen auf und eine neue Bewegung erzwang sich den Zutritt. Er hat ihn ihr geöffnet. Das ist ein Verdienst, trotzdem es eine Pflicht war. Aber er hat den neuen Dramen keine neuen Schauspieler beigestellt, die wenigen jungen, die er vorwärts brachte, vermochte er theils nicht gehörig zu bilden, oder an den richtigen Platz zu stellen, theils beurtheilte er sie falsch. Freilich war er wieder durch die unglaublichen Abhängigkeitsverhälnisse überall gehindert, so daß er endlich das Repertoire völlig auf Mitterwurzer stellte. Das war direkt ein künstlerischer Raubbau. Mit dem Tode dieses Schauspielers mußte alles zusammenbrechen. Nun möchte ich ihm aber diesen Tadel über seine Direktionsführung gerade zum höchsten Lob auslegen. Das Burgtheater war ihm eben nicht alles, nicht sein Um- und Auf, nicht seine Welt. Er war mehr als ein bloßer Theaterdirektor, darum war er auch kein guter. Seine Natur ist kühner, ausgreifender; er ist auch gewiß kein Dichter, seine Werke beweisen das mit viel Talent, aber er ist ein Schriftsteller von mächtiger Energie. Jeder spürt es, daß sein Wesen, außerordentlich und bedeutend, sein Maß in sich allein trägt und eine Herrschaft über alle ausübt und bewahren wird. Er hat in keinem Beruf und keiner Thätigkeit den rechten Ausdruck seiner selbst gefunden, er füllt keinen Stand aus, keiner ihn. Man hat bei ihm immer das Gefühl, was er thut, ist ja nicht sein Eigentliches. Man kann das schon aus seinen Werken ersehen. Sein Roman „Simon Thums" (bei Cotta) ist in einem schlechten, langathmigen Satzschriftendeutsch abgefaßt, behandelt aber mit einer wunderbaren Furia, mit einer vor Empörung überschäumenden — Satire österreichische Richter, Gerichte und andere lichtscheue Sachen. Ein schändlicher Roman, ein ausgezeichnetes Werk, in allem, was die Kunst vom Künstler verlangt, falsch, schlecht, schief, unzulänglich, in allem, was die Kraft einer Natur, einer Persönlichkeit, eines Temperaments bedeutet, fast großartig, von direkt anarchischer Gesinnung, die man mit dem gewissen Verlegenheitslächeln, das man den Unerhörtheiten hoher Staatsbeamten gegenüber anzuwenden pflegt, keck nannte, weil man sich nicht gestehen wollte, wie kühn sie war. Er gehört zu jener gefährlichen und tröstlich-herzerfreuenden Gattung österreichischer Talente, welche die höchsten Aemter mit der revolutionärsten Gesinnung zu verbinden wissen. Die gleiche Pracht des aufrichtigsten Temperamentes, der über alle Maßen energischen, cynischen Gesellschaftssatire zeigt sich in seinen beiden, schlechten Theaterstücken und in allem was er zur Zeit seiner Direktionsführung verübt hat. Als Direktor des Burgtheaters stellte er sich an die Spitze eines ganz aufrichtigen, energischen Censurkampfes, er dachte an das Recht des Schauspielers und verfaßte einen Theatergesetzentwurf, der alle ausbeuterischen Privilegien der Theaterdirektoren umstoßen will, er ironisierte seine Behörden er, der Untergebene, wußte seinen Vorgesetzten das unangenehme Gefühl des

Digitized by Google

Beherrschtseins beizubringen; etwas Achtung vor diesen sonst achselzuckend behandelten Sachen — Theaterdichter, Theaterstücke, Theaterleute wußte er diesen aristokratischen Ignoranten und Flachköpfen nicht etwa zu lehren, aber er erzwang sie. Freilich mußte er schließlich fallen. Aber als Sieger; er fiel zum besten Beweis dafür — hinauf. Wir werden ihn schon noch wiedersehen. Wenigstens ist ein Mensch von Muth auch in Macht bei uns, denken Sie — in Oesterreich! Freilich genügte es, daß sich ein paar talentlose Comödianten mit dem jämmerlichen Intendanten zu seinem Sturze verbanden, ihn wirklich zu werfen. Aber das beweist ja eben — seine Gefährlichkeit, seinen Muth, seine Entschlossenheit. Der Komiker des Theaters wurde mit dem ernsten Auftrag beehrt, den neuen Direktor auszuwählen und mit ihm zu unterhandeln. Zufällig gerieth er an einen guten Mann. Paul Schlenther ist jetzt Direktor des Burgtheaters. Er ist dafür gewiß der beste Mann, aber ich weiß nicht, ob es für ihn das beste Theater ist. Was man Burckhardt am meisten verübelte, war sein moderner Zug, nun holt man sich den modernsten Kritiker, der frühere Direktor war ein Feind der Clique, nun wählt sich diese einen energischen Mann. Der Direktor des Burgtheaters ist nicht an eine, an hundert Personen, Rücksichten, Interessen ist er gebunden. Nun denken Sie sich einen freien, ernsten, unabhängigen Mann in dieser Stellung. Es wird sich zu zeigen haben, ob und wie er sich mit diesen Leuten verträgt, ob man sich mit ihnen überhaupt vertragen kann und darf; er wird sie beherrschen müssen — und sich, er wird bitten müssen um sein gutes Recht, man wird oft genug verlangen, daß er seine innersten Neigungen, seinen eigensten Geschmack unterdrücke; er wird zu Schauspielern befohlen, von Stücken abgedrängt werden. Sein Thätigkeit wird nichts sein, als ein langes Sichwehren. Daß das Burgtheater an Schlenther einen bedeutenden Direktor gewinnen kann, wofern er den Sprung von Theorie zur Praxis kühn und glücklich ausführt, was ja auch noch nicht bestimmt ist, daß es jedenfalls einen modernen Menschen an die Spitze bekommen hat, ist gewiß, aber er kann am Burgtheater ebenso viel verlieren, als gewinnen. Aehnliche Erwägungen haben seinerzeit Speidel veranlaßt, den ihm angebotenen Direktorposten abzuweisen. Schlenther ist jünger, willenskräftiger, vielleicht ehrgeiziger. Er hat ein großes interessantes Stück Arbeit vor sich, eine gänzlich desorganisierte Gesellschaft zu vereinigen, ein zerstörtes, zwieträchtiges Ensemble neu und zu Neuem zu bilden, ein verkommenes, in niedrigem und sclavischem Hofgeschmack verrottetes Repertoire zu beleben, zu erneuern, neue Dichter und ihre neuen Werke hinzuführen, zugleich der österreichischen Kunst, ihrem Stil, ihrem eigensten Wesen zu dienen, die individualistische, social-revolutionäre Richtung der neuen Kunst mit dem Hoftheater zu liieren, zwei Gegensätze, die contradictorisch scheinen, einträchtig zu machen. Allerdings findet er bildungskräftige Elemente. Unter den Schauspielern neben einzelnen, vorzüglichen und vornehmen Alten: Baumeister, Robert, ein paar junge Leute von Talent: Gimnig, Treßler, Devrient, vor allem die Sandrock und die junge Medelsky und Euern herrlichen Kainz. Seine Schwierigkeiten sind so groß, daß sein Ruhm den Laubes erreichen kann, wenn er sie besiegt, — das Burgtheater kann immer einen Laube brauchen —, daß aber auch sein Ansehen nicht verlieren muß, wenn er ihnen unterliegt . . Man kann auch aus einer verlorenen Schlacht als der Stärkere hervorgehen. Das hat der Fall Burckhardt bewiesen.

* * *

Soeben geht der erst erschienene Band der deutschen Gesammtausgabe von Ibsens Werken in die Welt, zu Ehren seines 70. Geburtstages veranstaltet. Ich möchte mir nicht die Freude versagen, ein kleines Blatt zu dem Vielen zu legen, was in diesen Tagen über Ibsen geschrieben wird, und zwar über Wiens Stellung zu ihm.

Zu den ersten, die hier über ihn gesprochen, oder geschrieben haben, zählen meines Wissens der jetzige Leiter des Burgtheaters, Schlenther (der zu einem Vortrag über Ibsen hierherkam); damals hieß es bei den Leuten von Ibsen noch, daß seine Werke „ein lediglich pathologisches Interesse beanspruchen," ferner

Digitized by Google

Hermann Bahr, endlich Speidel. Vor dieser Zeit wurde außer vorübergehenden Gastspielaufführungen der „Nora“ und vereinzelten der romantischen Dramen keines dauernd ins Repertoire einer der hiesigen Bühnen gesetzt. Als Burckhardt ins Burgtheater eintrat, war Ibsens Ruhm bereits so gesichert, daß eine Aufführung seiner Dramen sich selbst dem Burgtheater als Nothwendigkeit aufdrängte. Trotzdem setzte man die ersten Aufführungen mit Furcht und Vorsicht ins Werk. Man suchte die Wiener durch die romantischen Anfänge Ibsens für seine spätere Weltkritik vorzubereiten und bei ihrer Freude am zärtlichen Lyrismus zu ergreifen. So spielte man zuerst „das Fest auf Solhang,“ dann die „Kronprätendenten,“ diese unter tiefer, aber nicht dauernder Wirkung. Die Einsichtigen konnten mit dieser zaghaften Compromiß-Art nicht einverstanden sein.

Der romantische Erstling Ibsens befriedigte nicht, man tadelte das Stück, sogar die Thatsache der Aufführung mit dem gerechten Hinweis auf die dringendere Pflicht gegen die spätern, eigentlichen Dramen, der nordische Heldengeist scheine in allen drei romantischen Werken: „Solhang,“ „Frau Inger,“ „Heerfahrt“ nicht den entsprechenden Ausdruck gefunden zu haben, in dem wortkargen Heldenthum seiner Dramen liege mehr echter Norden, als in seinen romantisch-historischen Schauspielen. Dann kamen die „Kronprätendenten“ im Burgtheater dran, der Sprung war gewagt, denn hier ist nicht boß die Kralle, hier ist der ganze, königliche Löwe. Die wunderlich-erhabenen Menschen der nordischen Historie sind so heroisch, als ihre Legende und der Dichter sie wollen, und zugleich so menschlich, daß wir sie empfinden können, hinter ihren Stirnen wohnen Gedanken, die uns vertraut werden, und äußern sich in Worten, die wir bewundern. In jedem Akt, in jeder Scene sind Züge von Shakespeare'scher Einfachheit und Ewigkeitssicherheit. Aus jedem Wort springt jede Gestalt auf. Die Aufführung, unzulänglich vom Neuling in der Direktion inscenirt, ließ die schönste Scene, die an der Wiege von Hakons Söhnlein fallen, behielt die Gespensterercheinung des Bischofs bei u. dgl. Aber man spürte das eine, was doch das wesentlichste war, daß dieses Stück der Uebergang zum eigentlichen Ibsen war. Mit seiner starken Faust pocht darin der Dichter an die Pforten der Zeit, die sich ihm aufthun. Aus einer vorzeitlichen Welt sieht man ihn festen Ganges in die eigene von heute treten. Seine Werke haben etwas von der Gewalt fester Hammerschläge in ihrer Kritik, und wenn unter der germanischen Rasse das edle Requisit ihres alten Gottes Thor nicht verloren gegangen ist, so danken wir es ein paar solchen, ganz heroischen Menschen. Die Darstellung war gut, in einzelnen Leistungen sogar bedeutend und damit für Ibsenaufführungen in Wien der Boden vorbereitet, der dann von Zeit zu Zeit, allerdings immer mit großer Vorsicht betreten wurde. Das „deutsche Volkstheater“ brachte den eigentlichen, neuen Ibsen zuerst vor das Publicum. Man führte dort in sehr guten Darstellungen „die Gespenster,“ „Rosmersholm,“ „Nora,“ „Stützen der Gesellschaft“ vor; das letzte Werk und die „Wildente“ mit Mitterwurzer als Gast. Die Folge dieser Rückkunft Mitterwurzers nach Wien war dessen Engagement ans Burgtheater und der Beginn einer planmäßigen Inscenierung der Ibsen'schen Stücke daselbst, wobei freilich noch jedesmal ein Kampf nicht mehr mit der Kritik, aber mit einem rückständigen Theil des Publicums durchzuführen ist, das überhaupt die Zuschauerräume der Theater bei Ibsen-Aufführungen nicht auf die Dauer übervölkert. Mit Sonnenthal in der Titelrolle gab man den „Volksfeind,“ die „Stützen der Gesellschaft“ werden nunmehr am Hoftheater gegeben, „Klein Eyolf“ wurde durch Mitterwurzer recht verdorben, vor diesem Stück waren er und seine Partner ganz rathlos, erst der Erfolg der „Wildente“ wetzte diese Scharte aus. Bei der ersten Aufführung dieses Stückes am „deutschen Volkstheater“ hatte die Stimmung umgeschlagen, Gelächter hatte begonnen. Es war wohl so, daß man eigentlich weinen mochte, aber aus Bequemlichkeit und der gewissen niederträchtigen Schamhaftigkeit, die schon wieder das Gegenteil der eigentlichen ist, sich zum Lachen entschloß, was wegen der seelischen Wirkung ja eins war. Nur wäre das eine würdig, das andere ist — wienerisch gewesen. Die Menschen zu ihren völligen Sclaven, zu den Knechten ihres künstlerischen Willens und ganz wehrlos zu machen, ist die eigentlichste, unheimliche und erhabene Macht der Tragödie, erreicht sie dies, so spricht ihre

Digitized by Google

Wirkung auch für die gute Naivetät der Hörer, hier aber hat man sich im Ernst einfangen lassen und konnte sich nur durch Lachen salvieren. Die zweite, spätere Aufführung am Burgtheater war eine der bedeutendsten Leistungen der Direktion Burckhardt und Mitterwurzers. Dessen Hjalmar gehörte zu den einfachsten, sichersten Gestalten, die ein Schauspieler je aus einer Rolle gebildet hat und bilden kann. Diese mit ein paar leisen Zügen vom Dichter differenzierte Figur, deren Liebenswürdigkeit so in ihre Gemeinheit hineinlächelt, deren Lächerlichkeit ganz unter ihre Wahrheit sich deckt, die so vereinzelt herausgestellt, so typisch wird, so sehr einen ausdrückt und alle bedeutet, eine Seele bezeichnet und damit ein ganzes Weltbild verräth, Costüm, Farbe, Art unserer Uebergangsmenschheit herausbringt, dieses Stück Weltbejahung und Selbstbetrug, das unsere Verneinung zu Flammen entfacht, diesen Hjalmar spielt Mitterwurzer so, daß sein Bild für die spätern Menschen festgehalten werden müßte, sein Tonfall, seine Geberde; sie könnten an diesem Ekdal uns kennen lernen, unsere ganze Zeit. Alles, was ihm sonst Gewohnheit, Stil war, sein ganzes Wesen war von vornherein für diesen Hjalmar wie geschaffen, sein ganzer Körper schon. Diese schlanke wohlgebildete Figur, mit ihrem energischen und doch leichten, gewichtigen, doch federnden Schritt, in ihrem Gewand, das immer nett und elegant, doch einen ganz leisen, absichtlichen Anstrich der Nachlässigkeit bekommt, das blaue Auge hat einen freien, starken Reiz und doch einen harten Zug. Die Sprache, nachlässig und doch selbstbewußt, in den Geberden die Pose, die sonst den Schauspieler, hier den Menschen selbst bezeichnet, eine bewußte Eitelkeit, ein wunderschönes Stilisieren seiner selbst, wobei die ganze Armseligkeit hervorschaut, hinter jeder Geste erhebt sich ihr eigentlicher Sinn, jedes Wort bezeichnet das, was Hjalmar denkt und fühlt und zugleich die wahre Art; die Verkommenheit hinter der Eleganz, die lauernde Schwäche hinter der Sicherheit, Ziellosigkeit hinter der Haltung. Mitterwurzer hat Ibsen in Wien zum tiefsten Sieg geführt. Unter den ersten, bekannt gewordenen Plänen des Dr. Schlenther, findet sich der einer Wiedererneuerung der „Wildente“ und die Erstaufführung des „Baumeister Solneß.“ In der „Wildente“ wird Herr Hartmann den Hjalmar spielen, ein Darsteller, dessen Manierismus arg ist, aber vielleicht paßt er gerade für diese Figur, wie jeder echte Comödiant; er braucht sich nur schlankweg herunterzuspielen, sich und die Art seines Standes. Die Inscenierung des „Solneß“ ist ein rühmliches Wagnis. Dr. Schlenther hat sich seine nächste Aufgabe selbst vorgezeichnet, er leitet die Gesammtausgabe der Ibsen'schen Werke, er ist in der glücklichen Lage und Verpflichtung, ihr Erscheinen auf der ersten, deutschen Bühne (noch ist das Burgtheater dies) zu veranlassen. Sich und uns ist er eine solche, möglichst vollständige Gesammtaufführung Ibsens schuldig, das wird sein erstes, bleibendes Verdienst um die praktische Neugestaltung des deutschen Theaters sein. In den Werken Ibsens liegt der ganze Ideengehalt unserer Zeit lapidar und bleibend ausgedrückt, der Zukunft übermacht. Darin liegt alles, was unsere Epoche an Kritik, Skepsis, Hoffnung, Sehnsucht bezeichnet, zugleich ewiges und typisches, die starren Worte zu heimlicher, großschauender Bedeutung vertieft, die tägliche Erscheinung in den dunkeln Grund der Ewigkeitsahnung gerückt. Wir haben noch gar nicht gesehen, wie viel unsere Kunst noch von diesem einen Manne zu lernen hat und wie viel ihr auszubauen übrig bleibt, denn die Werke, welche die Ibsen'sche Kunst weiterführen, sind noch nicht da. Erst in der Erinnerung glüht eine große Zeit und die Erscheinung der großen Menschen auf. Zu Ibsen fehlt uns noch die Distanz. Seine unheimliche Größe liegt uns zu nahe, als daß wir ihren Wunderbau mit genauem Liebesblick für das Einzelne betrachten könnten. Er ist wohl der Klassiker der modernen Bühne. Ueberall in der dramatischen Kunst spürt man die tiefe Wirkung seines Wesens, oft aber mehr seine Geberden, die simple Nachahmung seiner unnachahmlichen Technik und Methode, als seine ganz hohe Geistigkeit. Ich habe ja hier nicht von den anderen deutschen Dramatikern zu reden, aber über seinen Einfluß auf unsere österreichische Kunst wäre doch einiges zu bemerken. Die einen unserer Dichter stehen unter dem Einfluß des gestrigen Naturalismus, es giebt sehr talentierte, ewig Gestrige darunter, sie kommen mit ihrer feinen, wienerischen Grazie, mit ihrem zärtlichen Witz sogar in die Nähe der so geliebten Franzosen; es ist recht sonderbar, daß Donnay und Bracco und alle

Digitized by Google

diese zierlichen Rococodichterchen mit ihrer Anmuth und glitzernden Oberflächlichkeit viel mehr wirken, als irgend der mehr bewunderte, als nachgeahmte Goethe, oder als Ibsen, oder irgend ein Großer, Dunkelblickender, Ernster, Feierlicher. Die andern denken wieder an das Alt-Theatralische . . Und schließlich sind die einen wie die andern. Es ist eins und dasselbe. Wir haben sogar sehr gute Theaterstücke, aber keine Dramen. Und doch ist auch eine Hoffnung da . . Könnte sich nicht diese erhabene, reine Geistigkeit mit der wienerischen Anmuth verbinden! Die große, starre Wucht des Gedankens könnte in die blühenden Formen unserer Tradition kommen, ein Werk der Schönheit und Kraft vollenden. Wir haben in Wien einen Hebbel und Grillparzer gehabt, einen Bauernfeld und Nestroy, immer einen wuchtigen, gewaltigen, neben einem anmuthigen, tändelnden Geist. Wäre doch einer, der beides umfaßte, diese harmonische Kraft, diese grandiose Schönheit, Gedanken, welche auf ihren Weg zur Gestaltung die schönsten Worte und blühendsten Farben zum Schmuck sich holen, Gedanken, welche Erscheinung und Leben gewinnen . . Sollen wir nur immer Schönheit, Grazie, Zierlichkeit haben, ohne Kraft; Wohllaut, ohne Tiefe; Eleganz, ohne Wucht! . . Darum hat wohl Ibsen uns so wenig gesagt, uns Wienern . . Darum hat schon Hebbel so gar nicht in unsere Tradition dreinreden können und seine Stimme war doch vom edelsten Metall . . .

Es lebt aber einer hier in Wien, in der angenehmen Zurückgezogenheit des Wohlstandes und der stillreifenden Pläne, der vielleicht diese Hoffnungen rechtfertigen könnte, wenn er uns nur nicht schon so viele Jahre warten ließe . . . Doch darüber lächelt er wohl. Ich meine Herrn Hugo von Hofmannsthal, der heuer ein paar Puppenspiele veröffentlicht hat, von ganz wunderbarem Reiz. Freilich lauter kleine, intime bühnenfremde, scheue Sachen, fast zum Spiel bloß und doch wunderlich vielsagend und bedeutend. Darin ist eine Concentration der Stimmung, eine elegante Einfachheit des Wortes, Gleichnisse von solcher Evidenz, Wortwechsel von so Shakespeareschem Hin und Her der Stiche, Gestalten, deren ganzen Duft man spürt, die man sieht, atmen zu hören meint aus ein wenig schmerzlich seufzender Brust, nur noch das große Leben ist nicht darin, ein letztes, ein Aeußerstes fehlt noch . . Man sagt, sie sind nicht dramatisch, die kleinen Sachen, sie sind gewiß nicht theatralisch . . Nun wird das ja von den Leuten, die siebenmalgescheit sind als Lob gedacht . . Mir scheint aber, es ist der Tadel, der dieses ganz große Talent treffen müßte . . Was nämlich auf der Bühne wirkt, ist die Leidenschaft und das sich vergessende, um sich schlagende Leben, das alle Geberden der Kunst vernachlässigt, schreit, brüllt, Unsinn anrichtet, und von höchster Lust in die schmerzliche Wollust von Schuld und Tod gejagt wird. Nun ist ein Unterschied freilich zwischen dem Theatralischen und dem großen, echten Dramatischen, den manche Leute absichtlich übersehen und verwischen, das Theatralische heuchelt diese Leidenschaft, allerdings mit solchem Geschick, wie der beste Schauspieler seine Rolle, die nicht er ist; das Dramatische aber ist das, was es darstellt, selbst, es ist die Leidenschaft, die Flamme, der Gegensatz feindlicher Elemente, die einander verzehren und vernichten. Das Theatralische ist ein Spiegelbild, das Dramatische das Leben selbst. Den wundervollen Versen und der gelassenen Prosa des Herrn v. Hofmannsthal fehlt nur eines zur Größe, das Mitdenandernsein . . Sie bewegen sich in einer scheuen, ironischen, furchtsamen Einsamkeit. Der Lärm ist ihrem zarten Wesen fremd . . Das Leben ist schon in ihnen, aber ein Leben in abgeschlossenen, wenn auch wunderbaren, mit aller Völker Kostbarkeiten bereicherten Räumen, sie sind, seine kleinen Werke alle, von der tiefsten, gedankenvollsten Schönheit, die auch alle Klarheit und Gestalt gewonnen hat, nur ist sie sich zu gut für den argen Trubel des Daseins und zu klug für die Leidenschaft, die sich vergessend, selbst gemein werden könnte und die Sprache der Dirnen, Marktweiber und Zuhälter reden könnte . . Vielleicht ist es nur die Furcht, die böse Tugend der Jünglinge, die dann noch in der Sicherheit, ihr Wesen könne von nichts und niemand getrübt werden, sich endlich doch ruhig in die Menge begeben wird, vielleicht aber ist es ein innerster Mangel. Hugo von Hofmannsthal, ist der einzige der österreichischen dramatischen Schriftsteller, der in sich etwas von dem großen Zug der Gedanken und von der weiten Flucht der Ideen hat, wie Ibsen . . Durch den reinen Spiegel

Digitized by Google

seiner Kunst wird jeder Gedanke in Farbe wunderbar gebrochen, er ist „innerlich voll Figur" . . Er könnte das Werk der Großen weiterführen, unsere formale Tradition durch seine reichen Ideen beleben, erneuern . . Aber das Leben muß manche schönen Bilder und Costüme zerstören, und in manche Pagenfrisur fahren und manche Verse zerschlagen . . . . Werde hart! . . Wir hoffen, daß wir ihm nicht den dummen Rat geben, ein anderer zu werden, als er ist . . Wir hoffen er ist, was er sein soll . .

Freuen wir uns aber, daß wir einen wenigstens haben, der uns die Hoffnung der großen Kunst gewährt . . Wir wären sonst gar zu arm, hätten wir nicht ein zartes Pflänzlein neben diesen wunderbaren Baum zu stellen . . Neben Ibsen. Aber unter diesen schwarzen Schatten der Baumriesen gedeiht nicht allzuviel . . Und es wächst langsam und zaghaft . . .

* * *

Als ich früher oben über das Ensemble des Burgtheaters schrieb und ein paar Namen nannte, welche dessen feste Zuversicht und eisernen Bestand bilden, hatte ich auch neben Baumeister (der übrigens schon lange krank ist) und Robert auch Frau Hartmann aufgeschrieben. Ich habe sie aus der guten Reihe auslöschen müssen, sie ist in diesen Tagen gestorben. Sie war eine reizende Schauspielerin, voll Natürlichkeit, Charme, Einfachheit. Aus einer anmutigen Naiv-Sentimentalen, wuchs sie sich — bei üppiger, gemütlicher Rundlichkeit — zu einer Mutterdarstellerin ersten Ranges heraus. Ihr bester Ton war der milde, sanftgelassene, lächelnde der glücklichen Mutter, sie konnte ihn zur Komik oder zum Pathetisch-Grotesken steigern, ihr Spiel hatte eine glückliche Subjectivität, daß die Rolle in sie, nicht bloß sie in ihre Rolle wuchs. Sie ging nach kurzem Zögern in das ältere Fach hinüber, und ihre Jugend blühte noch bei grauem Haar. Sie wußte immer genügsam so zu scheinen, wie sie war. Sie stellte das Bild einer tüchtigen mütterlichen Frau in manchen Rollen auf die Bühne, und durch eine gewisse heitere Größe war es belebt. Man konnte manchmal sogar an die herrliche Frau Rath Goethe denken, wenn man sie sah. So bleibt sie in der Erinnerung.

* * *

Auch auf den übrigen Wiener Bühnen, — ich habe Sie jetzt lange genug vom Burgtheater unterhalten — geht es ganz lebhaft her, und es ist ja die einzige und vorzügliche Kunst der Bühnenleiter, jedes Jahr den großen Eindruck bei allen Leuten zu erwecken, als trage sich in der dramatischen Kunst hohes und außerordentliches zu. So hat das Carltheater heuer einen guten Aufschwung genommen, Dörmanns „Ledige Leut'" waren das Hauptereignis, bei Ihnen wurde das frische, naive und sehr naturalistische Stück sonderbarerweise verboten. Das Raimundtheater wirkte vornehmlich durch seine ausgezeichneten, neuen Schauspieler, die Riese, eine Wiener Soubrette von reizender Natürlichkeit, Frische, Kraft, Burg, Schildkraut. Das Volkstheater allein hat einen litterarischen Sieg gehabt mit dem Proletarierdrama von Philipp Langmann: Bartel Turaser, wie heuer überhaupt unter den Dichtern in Oesterreich der Naturalismus ausgebrochen ist. Langmann ist ein consequenter Zolaist, bei echter dramatischer Kraft, der dem tiefsten Wesen der Tragödie auf die Spur kommt, und bei der naturalistischen Technik das Heroische der dramatischen Gattung herausbringt. Dieses Erstlingswerk, das übrigens verschiedene Sorgenwege bis zu seinem endlichen Erfolg gehen mußte, hat ihn mit einem Schlag aus mühseligen Verhältnissen hinaufgehoben, nun wird er reichlich Zeit und Kraft haben, sich völlig auszubilden. Oesterreich kann an ihm einen ganz starken, durch keinerlei Decadenz entkräfteten Dramatiker gewinnen. Eine kürzlich veröffentlichte Novelle „Liebesbriefe" verspricht auch in diesem anderen Gebiet Reifes, Bedeutendes. Unter den Schauspielern entdeckte die Direktion in Herrn Leopold Kramer einen ausgezeichneten, jungen Menschen, von Energie, Charakterisierungsfähigkeit und glücklichstem Spieltrieb.

* * *

Digitized by Google

Die Modernen unter den bildenden Künstlern Oesterreichs haben sich zu einer Secession vereinigt, geben eine exotische Kunstzeitschrift „Ver sacrum" heraus und versprechen viel; hoffentlich werden sie auch wenigstens eins, oder das andere halten. Neben Unreifem, Manieriertem, steht auch einzelnes Glückliche: Actstudien von Engelhardt, Zeichnungen von Bacher, Krämer u. a. Der Text gibt sich nur als Glosse zum illustrativen Inhalt, das beste war bisher ein Aufsatz von Ludwig Hevesi über unseren Aquarellisten-Altmeister Rudolf Alt. Die demnächst zu eröffnende Ausstellung der „Secession" verspricht den Wienern eine ganze Reihe großer, moderner Meister. Die Alten wetteifern und intriguieren herzhaft dagegen. Also könnten wir ja einmal, vielleicht sogar alljährlich zwei hübsche Ausstellnngen bekommen, statt einer schlechten, was ja sehr nett wäre.

* * *

Zu guterletzt will ich mich von der Betrachtung dieser Einzelheiten und Kleinigkeiten zu einem neuen und bedeutenden Gedankengebiet wenden. Zwar ist der, dem ich und viele diese Sache verdanken, ein guter Freund von mir, ich will mich aber dadurch nicht hindern lassen, mit aufrichtigem Respect Ihnen davon zu berichten. Die Idee wird schon selbst zu Ihnen sprechen, ich brauche sie nicht weiter zu loben.

Vor Kurzem schrieb dieser Robert Scheu einen Aufsatz „Culturpolitik", der offenbar von der ganzen unfruchtbaren Traurigkeit des öffentlichen Lebens in Oesterreich angewidert, ein neues Arbeitsfeld für die neuen Menschen eröffnen wollte. Der Gedankengang war dieser: In der Arbeitstheilung der Cultur giebt es kein Gesetz, welches das Verhältnis zwischen Wissen und That bestimmt, stünden heute alle Wissenschaften still, es bliebe noch ein Jahrhundert Arbeit, das Leben mit ihnen auszugleichen. Das kommt, weil der Gedanke, allen verschiedensten Mächten dienend niemals der eigenen Macht bewußt geworden und sich selbst organisiert hat. Erst dann wird die Cultur Cultur sein, wenn sie sich selbst organisiert. Sie selbst als Partei, als Macht; was gedanklich erreicht ist, soll auch reell erreicht werden, wonach die Wissenschaften erkennend spähen, die Thaten sollen es vom Baum pflücken. Die politischen Parteien, die Presse, die Litteratur können nichts davon wirken. Die Cultur bleibt der Verwaltung überlassen, der Regierung! . . . So muß die Cultur selbst Politik machen, ihre kleine, gegenständliche Politik. Ihre Partei ist keine politische, sie ist ein Culturverein. In der Anknüpfung an die Methode der Sozialpolitiker soll dieser Verein sich organisieren, seine Thätigkeit ist die Erforschung der Culturzustände . . . „den Gegenstand nennen und beschreiben, so beschreiben, daß schon die innere Wahrheit für die Richtigkeit bürgt, dabei aber nicht stehen bleiben, sondern neben Anwendung der höchsten, europäischen Bildung mit Zuhilfenahme alles schon Gedachten und Gesagten — reformieren. Zunächst die Reform nur geistig machen, den Weg zeigen, das innere Gewicht wirken lassen. Wirkt es nicht, die Reform thatsächlich durchsetzen. Hierbei bedient man sich aller gesetzlichen Mittel, wirft das fertige Product den Vertretungskörpern auf den Tisch, wie sonst Regierungsvorlagen, oder entzündet die Flamme der Agitation. Es gilt die erste Aufgabe zu wählen. Der Gesichtspunkt der Wahl sei die Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Aber das ganze Reich der Socialpolitik muß für den Anfang umgangen werden, denn es handelt sich darum, das Neue anzugliedern. Es wird daher weder die Handwerkerfrage, noch die Wohnungsfrage noch die Lebensmittelfrage, noch das Problem der Arbeitszeit der erste Gegenstand sein, so dringende Nothstände auch hier vorliegen. Aber auch die sanitären und hygienischen Zustände können es nicht sein, weil sie für eine erste Aufgabe zu viel Mittel erfordern, auch der Militarismus und die Lage der Soldaten nicht, weil man für diese ungeheuere und gefährliche Aufgabe schon einen Erfolg hinter sich haben muß. Auch das Justiz- und Gefängniswesen nicht, obwohl hier das Material in reichen, zugänglichen Quellen fließt. Allein es ist noch immer nicht die kleinste große Aufgabe . . . die Reform der Mittelschule soll es sein, der modernen Mittelschule (sprich: der längst nicht mehr modernen). Die Nothwendigkeit der Reform leuchtet von

Digitized by Google

selbst ein, sie wird mit starken Worten betont. Und wenige Wochen nachher hatte sich diese Mittelschul-Enquête unter der Theilnahme der besten Männer organisiert, sie ist jetzt an der Arbeit. Es ist hier nicht Zeit und Ort, Ihnen allzu ausführlich über dieses merkwürdige Unternehmen zu referieren. Aber ein paar Worte sollen Sie doch neugierig machen und die Bedeutung des großen Gedankens einer Culturpolitik und dieser ersten versuchten That erwägen lassen. Der Arbeitsplan der Enquête hat folgenden Gedankengang. Er zerfällt in einen informativen und einen reformatorischen Theil. Der erste zeigt mit der ganzen Authenticität die gegenwärtige Art und Leistung der Mittelschule, der zweite befaßt sich mit der nothwendigen Reform. Zuerst haben die Lehrer der Hochschulen über die Vorbildung der Mittelschüler für ihre Wissenschaften gesprochen. Mit dem größten Muth und aller Energie wurde die Leistung des heutigen, österreichischen Gymnasiums verworfen .. Wie von einem mächtigen Scheinwerfer wurde alles das unheimliche Dunkel beleuchtet. Dann wird sich die Enquête durch die Gymnasiallehrer selber und durch die Schüler informieren... Eines aber spüren wir alle mit heimlichem Jauchzen: daß da praktisch, ruhig, sicher und furchtlos geistige Revolution gemacht wird. Und wir fühlen, die ganze, niedrige, abscheuliche Regierungs- und Parteipolitik in Oesterreich ist von dieser reinen, klaren, kalten Politik der Cultur zu besiegen. Und das ist doch wohl etwas mehr, als die schwere Burgtheaterfrage oder die Leistungen der Herren Schauspieler, oder sogar der einzelnen Künstler oder Litteraten. Die Cultur sammelt sich und wird eine politische Macht aus ihrem Willen und Bewußtsein... Und hier, bei uns, in Oesterreich! Es giebt also noch immer Leute, die diesem Land die Ehre erweisen wollen, darin irgend etwas zu wirken, und hier irgend etwas zu erhoffen .. Man möchte lächeln darüber, vor Angst und Freude ...

Digitized by Google

Rundschau.

Zeitschriften-Rundschau.

Deutschland-Oesterreich.

Der Sozialismus, wenn man genauer hinsieht, ist nichts weiter, als ein großartiger Versuch, die beiden ewigen Gegensätze des politischen Lebens, den Staat, diese starre große Form, und die Gesellschaft, diesen blutvollen, überquellenden Inhalt, zu einer gewaltigen, pantheistischen Einheit zusammenzuzwingen. Jedoch auch innerhalb der Gesellschaft, die im modernen Bewußtsein den Staatsgedanken fast verdrängt hat, ist die ewige Zweiteilung der menschlichen Bestrebungen zum Durchbruch gekommen. Das Persönlichkeitsgefühl und die soziale Forderung liegen in hartem Kampfe mit einander. Die Aristokratie des Geistes greift zu den Waffen, um sich gegen das anstürmende Heer gleichmachender Demokraten auf Tod und Leben zu verteidigen. Aber, sehr bezeichnend für unsere Zeit, sofort regt sich auch das Bestreben, diese beiden Gegensätze in eine gemeinsame, höhere Form ausmünden zu lassen. Nietzsche findet Anklang bei sehr sozial gestimmten Gemütern und geborene Aristokraten gehen als Agitatoren unter das Volk. Als ein eigenartiges Zeitprodukt dieser leidenschaftlichen Versöhnungspolitik erscheint ein Aufsatz im Februarheft der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik von Professor Joh. Volkelt. Der Verfasser versucht es, das Recht des Individualismus zu verteidigen und philosophisch zu begründen, wobei er aber fast immer auch dem sozialen Prinzip seine tiefe Verbeugung macht und auf die Verbindungslinie hindeutet. Der Quell alles meines Könnens, der Herd meiner Initiative ist und bleibt doch immer nur mein Ich. Bevor ich also etwas leisten kann, ganz gleichgültig, ob ich mich für die Selbstsucht oder den Altruismus entscheide, muß ich mein Ich, dieses Instrument all meiner Arbeit, gründlich stählen und stärken. Dieser Individualismus ermöglichst erst ein volles Menschentum. Durch die rastlose Bereicherung und Verfeinerung unserer Innenwelt, kommen immer neue Werte des Lebens an das Tageslicht, kann alles herausgeschöpft werden, was der Menschengeist an wertvollen Möglichkeiten in sich trägt. Dieses Streben nach voller Menschlichkeit besitzt durchaus die gleiche, sittliche Berechtigung, wie die Fürsorge um das Wohl der anderen. Aber auch, wenn man einzig und allein den Altruismus als berechtigtes Ideal anerkennt, ist die Pflege und Ausbildung der Persönlichkeit von höchster Bedeutung. In einer gesunden Gesellschaftsordnung müssen sich die Individualitäten an einander reiben, entflammen und entzünden und sich durch ihren Gegensatz zu immer kühnerer Initiative anstacheln lassen. Nur dadurch erhält das soziale Zusammenwirken den Charakter intensiven Lebens und wird die Gesammtheit ständig auf ein höheres Niveau emporgehoben. So wird also indirekt der Individualismus eine Bedingung und ein Mittel für die Verwirklichung sozialethischer Ideen. Er schadet nicht der Ethik, wenn er auch ihren Dogmen und Normen den Charakter des Abstrakten und Unmenschlichen nimmt. Diese Dogmen müssen lernen, den individuellen Fall zu berücksichtigen und man muß sich gewöhnen, den Egoismus des Genies mit anderen Augen anzusehen, als die engherzige Selbstsucht eines commis voyageur. Trotz dieser Individualisierung hält der Verfasser daran fest, daß es nur eine Ethik giebt. Er will eben den Dualismus überbrücken um jeden Preis.

Das gleiche Bestreben, aber nur in Bezug auf unsere unerquickliche Tagespolitik macht sich in einer Abhandlung der Ethischen Kultur vom 12. März bemerkbar. Der Verfasser, der unter dem Pseudonym Epimetheus schreibt, fürchtet das Wahl- und Parteifieber, welches wir, anläßlich der Reichstagswahlen, bald zu erwarten haben. Und er verschreibt gegen diese Krankheit ein originelles Mittel — Persönlichkeit. Das heißt, die politischen Gegner sollen sich genauer kennen zu lernen und ihre Persönlichkeiten wechselseitig zu ergründen suchen. Eine Parteiwahrheit sei doch immer nur Wald- und Wiesenweisheit, Banalität für die Masse, bloße Gegenwartspolitik, die nicht, wie Zukunftswahrheiten, originell sein kann. „Dagegen nichts Schöneres, als eine Persönlichkeit auch beim Gegner. Vielleicht

Digitized by Google

zwar ist auch er schon infiziert von dem blutvergiftenden Bazillus des Parteigeistes; aber trotzdem, lernen wir ihn nur näher kennen, kein denkender Mann kann sich nur mit dem Parteiprogramm identifizieren; es blitzt immer etwas Persönliches durch. — Wer als Vollmensch mit Menschen lebt, kann nicht mehr nur Parteimann sein. Gegen Wahl- und Parteifieber ist er immun geworden." — Sehr schön gesagt und auch wahr. Aber so lange es Parteien geben wird, und diese muß es geben, werden immer nur solche Männer Führer sein, deren Blut am gründlichsten vom Parteibazillus vergiftet ist, die sich also nicht damit aufhalten, die interessante Persönlichkeit des politischen Gegners genau zu studieren, sondern ihn mit robustem Haß und robusten Fäusten einfach zu Boden schlagen. Dieser Dualismus läßt sich nicht überwinden. Bemerkenswert für unsre Zeitbestrebungen bleibt es aber doch, daß ein lebhaft politisch empfindender Mann einen solchen Artikel schreiben konnte.

Diese Tendenz der Zeit, einen pantheistischen Ausgleich zwischen oben und unten herbeizuführen, mußte im Kreise der Geistesarbeiter das Bedürfnis wecken, Wissenschaft und Kunst den großen Massen zugänglich zu machen und die Scheidewand zwischen dem Gelehrten und dem Laien hinwegzunehmen. Wenn man großmütig sein will, so kann unter diese Kategorie die Art und Weise eingeschätzt werden, wie sich die Wiener Wage Abonnenten zu schaffen versucht. Maximilian Harden, der Vielgewandte, schrieb nämlich nicht ein Essay für die Wage, sondern führte es mündlich und in Dialogform den Abonnenten dieser Zeitschrift zu Gemüte. Journalist und Publikum waren nunmehr zu einer unlösbaren Einheit verschmolzen, wie anno dazumal, als die homerischen Rhapsoden und ihre Zuhörer zusammen die Ilias und die Odyssee erdichteten. Vorläufig giebt es aber noch einen sozial höher stehenden Stand von Geistesarbeitern, als die Journalisten, und das sind die Professoren der deutschen Universitäten. Die lex Arons hat ja wieder einmal die Aufmerksamkeit auf die vielgeliebte alma mater gelenkt, und Professor Ludwig Büchner, der uralte Kraft- und Stoff-Büchner, bricht die Gelegenheit vom Zaun, um an den deutschen Hochschulen herbe Kritik zu üben. In der Gegenwart vom 12. März (Nr. 11) sucht er nachzuweisen, daß die Universitäten als Pflegestätten allgemeiner Bildung jede Existenzberechtigung verloren hätten. Vor allem drückt auf die Vertreter einer freien Wissenschaft die Oberaufsicht des Staates, der keine ihm widerstreitenden Ansichten emporkommen läßt. Konflikte mit der Staatsgewalt sind nur in den Spezial- und Berufsfächern zu vermeiden, bei denen das gewöhnlichste Maß geistiger Handwerksarbeit hinreicht, um einen mit Ehren überhäuften Mann der Wissenschaft hervorzubringen. Diese immer steigende Gewalt des Staates trägt in erster Reihe dazu bei, die Universitäten als höhere Bildungsanstalten zu entwerten. Ferner dringt der Bildungshunger auch in die Massen, die sich eigene Formen zur Befriedigung ihres Bedürfnisses erschaffen. Von den meist kleinen Universitätsstädten überträgt sich das Lehren und Lernen mehr und mehr auf die Zentralpunkte des Verkehrs. Die Privatgelehrten in den Städten haben weit mehr für die Wissenschaft gethan, als die meisten Professoren. Büchner nennt die Engländer Darwin, John Stuart Mill, Tylor, Lubbock, und die deutschen Schopenhauer, Strauß, Dühring, E. von Hartmann. Er meint, es wäre doch ein absurder Zustand, daß die offiziellen Vertreter der Wissenschaft sich von den Brosamen nähren müßten, welche von den Tisch der freien Denker jeuweilen für sie abfallen. Den besondern Zorn des Verfassers erregt dann die zopfige, unzeitgemäße Organisation der heutigen Universitäten. „Wie ein aus dem Mittelalter stehen gebliebenes Haus mit seinen phantastischen Schnörkeln, Türmchen und kleinen, in Blei gefaßten Fenstern ragt diese altertümliche Universitätsverfassung in unsere moderne, überall nach Licht, Luft und würdiger Einfachheit strebende Zeit hinein." Die grellsten Farben trägt der Verfasser aber auf, wenn er den Nepotismus in Universitätskreisen abkonterfeit. Die berühmten Professoren umgeben sich mit einen ganzen Stab von Schülern, die den Ruhm des Meisters laut hinausposaunen, um sich dadurch selbst Geltung zu verschaffen und die gegen Andersdenkende die heftigste Unduldsamkeit beweisen. „Die Folge ist dann, daß kleine Talente, die einen Mückenflügel gut zu beschreiben verstehen oder zu den hundert vorhandenen Operationsschnitten einen neuen finden und dergleichen mehr, als Leuchten der Wissenschaft am akademischen Himmel emporsteigen, obgleich ihre allgemeine, wissenschaftliche Bildung oft die allerdürftigste ist und ihr Mangel an philosophischem Geist und Verständnis sich gelegentlich in den ärgsten, kaum einem Primaner zu verzeihenden Mißgriffen verrät." Büchner verlangt schließlich die Schaffung von Hochschulanstalten mit Ausschluß aller Berufs- und Fachstudien. Nur solche, die ein Interesse an allgemeiner Bildung haben, würden diese neue Art Universität, bei der es keine Examina und keine Brodrücksichten gäbe, frequentieren, also vorzugsweise das große, gebildete Publikum ohne Unterschied der Berufe.

In der nächstfolgenden Nummer der Gegenwart vom 19. März erzählt Paul Ernst wie ein Japaner, Naomi Tamura, über das Heiraten denkt und berührt dabei die ökonomische Seite der Ehe-

Digitized by Google

frage. Dieser Naomi Tamura, dessen Buch Paul Ernst bespricht, verweilte lange Zeit in Amerika, wo er mit ungeheurem Erstaunen die hohe Bildung der Amerikanerinnen beobachtete, die sich mit ihm über Politik, Litteratur, Natur- und Geisteswissenschaften vollkommen sachverständig unterhalten konnten. Noch mehr erstaunte der Japaner über den zwanglosen, geselligen Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern und darüber, daß sogar Liebesheiraten dort vorkommen. In Japan besorgt der Heiratsvermittler die Ehe, deren einziger Zweck die Fortpflanzung der Familie ist. Der Ehrgeiz eines jungen Japaners wäre, bald Vater zu werden. Von einer wirklichen Liebe könne dagegen nicht die Rede sein, da die Japanerinnen sehr ungebildet wären und in der häuslichen Arbeit ganz aufgehen. So der Japaner! Paul Ernst aber weist nun auch auf die Kehrseite der Medaille hin. Es ist wahr, die Amerikanerinnen sind hochgebildet — auf Kosten ihrer Männer. In früherer Zeit war die Ehe eine ökonomische Gemeinschaft. Im Erwerb und der Verwaltung des Vermögens unterstützten die Gatten sich wechselseitig, wobei der Frau vorzugsweise die wirtschaftliche Thätigkeit im Hause zufiel. Jedenfalls konnten damals ökonomische Gründe von der Heirat nicht abhalten, sondern mußten im Gegenteil dazu anstacheln. Gegenwärtig ist es anders. Die enorme Steigerung des Verkehrs und der Warenproduktion hat die Frau von mannigfachen, häuslichen Arbeiten entlastet. Die größere Muße, die ihr nunmehr zu Gebote steht, verwendet sie zur Ausbildung ihrer geistigen und geselligen Talente. Dazu braucht sie aber Geld und stellt höhere Ansprüche an den Mann, ohne doch, wie in früheren Zeiten, zum ökonomischen Verdienst mit beizutragen. Der Mann muß diesen Ausfall durch verdoppelte Einnahmen zu decken suchen, und die Folge ist, daß Eheschließungen immer schwieriger werden und die Ehelosigkeit immer weitere Kreise ergreift. Der ökonomische Kern der heutigen Frauenbewegung ist darum auch nichts weiter, als das Bestreben, den unverheirateten Frauen der Mittelstände eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen. In den Arbeiterkreisen freilich wurde, infolge der weiblichen Mitarbeit in der Fabrik, bereits eine ganz neue Form der Ehe gefunden, während sich die oberen Zehntausend um die Geldfrage überhaupt nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen. Am härtesten betroffen wird dagegen die männliche Intelligenz der Mittelstände, Schriftsteller, Künstler, Aerzte, junge Doktoren. Und da in diesen Kreisen die beste soziale Auslese herrscht, bei welcher der Zufall fast ausgeschlossen erscheint, so ist es ein schwerer Verlust für die Gesellschaft und die Nation, daß diese Männer an der Fortpflanzung am meisten verhindert werden. Die Tendenz zu einer solchen Entwicklung, die sich am reinsten in Amerika gestaltet hätte, wäre auch in Europa vorhanden. Und das sei die Kehrseite zum glänzenden Bilde des Japaners. — In der gleichen Nummer der Gegenwart schreibt Franz Servaes über die moderne Plakatkunst, indem er an das kürzlich erschienene Buch von Jean Louis Sponsel anknüpft. Im Plakat, so lautet der Eingang dieses Aufsatzes, hat die moderne Kunst etwas erreicht, was ihr sonst bisher versagt blieb — einen Stil. Freilich keinen harten und starren, sondern einen sehr geschmeidigen, anpassungsfähigen, überbeweglichen Stil. Die modernen Künstler, die sich diesem Zweige widmeten, hätten ungeheuer viel dadurch gelernt. Nun aber, meint der Verfasser, wäre es für den Künstler wieder an der Zeit, sich höheren Aufgaben zuzuwenden und das Plakat den Kunsthandwerkern zu überlassen.

In der Nation vom 5., 12. und 19. März spricht Ludwig Bamberger über Wanderungen und Wandlungen der Sozialpolitik. Diese Aufsätze enthalten im Umriß eine Geschichte der letzten zwanzig Jahre innerdeutscher Politik. Bei der angesehenen Stellung des Autors als Nationalökonom und Politiker werden diese Ausführungen gewiß zur Beachtung herausfordern. Aber man merkt sehr deutlich den Pferdefuß der rein manchesterlichen Tendenz. Mit großer Schadenfreude wird dargelegt, wie Fürst Bismarck, um den verhaßten Liberalen den Garaus zu machen, die neu entstehende Schule der Kathedersozialisten begünstigte und von ihr manche Stichworte für seine Schutzzoll- und Agrarpolitik entlehnte. So damals. Jetzt aber werden die einst verhätschelten Kathedersozialisten mit den Sozialdemokraten in einen Topf geworfen und als eine Gefahr für Thron und Altar bezeichnet. Durch die lex Arons sucht man den Kathedersozialisten nunmehr das Handwerk zu legen. Gewiß, diese Wandlung erscheint seltsam, und es ist begreiflich, daß der alte Manchester-Mann sich schadenfroh ins Fäustchen lacht. Wenn aber Herr Ludwig Bamberger seine Freude darüber äußert, daß es einer Koalition Hamburger Arbeitgeber gelungen ist, den Hamburger Strike, diesen gerechtesten aller Ausstände brutal niederzuschlagen, so bedankt man sich genau so für sein Manchestertum, wie für die Sozialpolitik der Regierung.

Die deutsche Revue hatte vor zwei Jahren durch die von Wyl mitgeteilten Lenbach-Gespräche viel Aufsehen und Teilnahme erregt. Nun ist aber der geniale Interviewer tot, und die Redaktion schrieb an Herrn Ottomar Beta, welcher ein bodenreformerischer deutsch-national-romantisch-sozialistischer Schriftsteller ist, und fragte

Digitized by Google

ihn an, ob er nicht hingehen möchte, einen Künstler zu interviewen. Daraufhin gürtete Ottomar Beta seine Lenden und begab sich zu Anton von Werner, Direktor der Akademie der Künste in Spree-Athen. Und die deutsche Revue war nunmehr im Stande, in ihrem Märzheft Gespräche mit Anton von Werner ihrem für freiwilligen und unfreiwilligen Humor sehr empfänglichen Publikum aufzutischen. Freiwillig humoristisch wirkte Herr von Werner, als er gegen Herrn Harden und gegen das geborene Einfaltsgenie polemisirte, welches vom Himmel gefallen ist und sich Technik und Handwerk angeblich nicht aneignen dürfe, ohne an Leib und Seele heillos zu verkrüppeln. Der Kunstgewaltige betonte die Wald- und Wiesenweisheit, daß man auf einer Akademie nur das Zeichnen erlernen könnte, nicht aber die Individualität, wenn man überhaupt keine hat. Und er erzählte dabei eine ganz hübsche Geschichte, wie er einmal dem armen Karl Stauffer-Bern aus der Verlegenheit geholfen hat. Dann gedachte er voll Wehmut der Zeit, allwo er noch allgemein für einen „Umstürzler" gehalten wurde, während ihn anjetzo die böse Welt als „Höfling" schmachvoll verlästere. Weiter schilderte Herr von Werner die Differenzpunkte zwischen ihm und der modernen Kunst, wobei er sich zu einer erstaunlichen, wahrhaft Juvenalischen Satire erhob. Die Jungen und Jüngsten machten bekanntlich dem kampfesfrohen Meister den Vorwurf, daß in seinen Gemälden von dem Pulsschlag des modernen Lebens nichts zu merken wäre. Nichts? Auch nicht die Gründung des Reiches? Auch nicht das Sedanpanorama? Auch nicht die Kaiserproklamation in Versailles? Das wären doch, meint Anton von Werner, ganz gewaltige Pulsschläge des modernen Lebens. Die Jungen freilich, meint er wiederum, merken diesen Pulsschlag immer nur dann — „wenn sich zwei zwischen Hecken und Waldesrand in abendlich dämmeriger „Stimmung" in freier Liebe zusammenfinden, oder wenn ein altes Weib, von Sonnenlichtfluten übergossen, schmutzige Strümpfe flickt, und man ein Bild nicht nur sieht, sondern sogar riecht." — Das sind Worte von monumentaler Größe. Man darf ihre ungeheure Gewalt durch einen Kommentar nicht abschwächen.

Die Hochflut der Jubiläumsartikel zum Geburtstag Henrik Ibsens hat eben erst begonnen, und es ist unmöglich, vor Ablauf dieser Flut von diesen Erscheinungen Notiz zu nehmen. Vorläufig hingewiesen sei auf die Nation vom 19. März, in welcher Alfred Kerr in zarter Pastellfarbe das Bild des nordischen Magus zeichnet; auf das „Magazin" 19. März, welches gleich zwei Aufsätze über Ibsen enthält, und auf ein Feuilleton von Leo Berg in der Frankfurter Zeitung, in welchem das Lebenswerk Ibsens als die Kritik und Tragödie der Phantastik begriffen wird.

Skandinavien.

Unter den mir vorliegenden schwedischen Zeitschriften habe ich mehrere Hefte der Nordisk Revy, herausgegeben von Erik Thyselius (Stockholm, Wahlström und Widstrand's Verlag) zu erwähnen.

Auf politischem Gebiet möchte ich auf Rudolf Kjellen's „Gedanken über den Begriff Reaktion" hinweisen (Hft. 6), die mehreres Beachtenswertes enthalten. „Das Wort Reaktion," sagt der Verfasser, „hat einen häßlichen Klang in unserer Zeit." Er meint, es wirkt wie ein Schreckgespenst, es ist zu einem politischen Schlagwort geworden. Und dennoch hält er die Reaktion für etwas Notwendiges in jeder Kulturbewegung. „Die progreisive Bewegung strebt nach Freiheit, die reaktionäre nach Zusammengehörigkeit unter der Autorität. Zwischen beiden Polen schwingt der Pendel ständig hin und her." Im progressiven Perioden gehen die starken Individuen weit vor und erobern neue Gebiete im Namen der Menschheit, aber die andern müssen nachkommen. Darum müsse auf eine Periode der Freiheit eine solche der Zusammengehörigkeit folgen. Das erscheint den Vorgeschrittenen als ein Rückgang, ist aber nur die Pause in der Entwickelung, die nötig ist, um die Kraft zu neuen Eroberungen zu stärken. Die Freiheit bildet also die einzelnen Spitzen der Persönlichkeiten aus, die Zusammengehörigkeit erhöht das Niveau.

Ueber das „politische Ideal des nächsten Jahrhundert's" plaudert Professor Ludwig Gumplowicz (in Hft. 10 derselben Zeitschrift). Das politische Ideal einer Zeit ist ein Resultat der wirklichen Gestaltung der sozialen Organisationen und empfängt von ihnen Licht und Schatten. Da die Entwickelung aber nicht vom Zufall abhängig ist, läßt sich auch das politische Ideal künftiger Zeiten einigermaßen voraus-bestimmen. Das Verhältnis des politischen Ideals zur Wirklichkeit ist das des Gegensatzes. In einer schlecht geleiteten Republik verlangt man nach der Monarchie, angesichts autokratischer Neigungen eines Monarchen meist die Demokratie. Die nationale Unterdrückung erzeugt eine nationale Begeisterung. Die politischen Ideale werden geschaffen durch die Antithese, die im menschlichen Gemüt entsteht gegen die unbefriedigende Wirklichkeit. Da nun im 19. Jahrhundert das nationale Ideal, die Vereini-

Digitized by Google

gung der einzelnen Nationen Europas und ihre Unabhängigkeit erreicht ist, meint der Verfasser, es müsse wieder, da die Unzufriedenheit nicht aufgehört hat, ein Rückschlag in partikularistischer Richtung erfolgen. Er meint, der Gedanke beginnt sich zu verbreiten, daß die Großstaaten schuld seien an der sozialen Not, und daß daher ein Auflösungsstreben sich entwickeln könne. Es ist wirklich unbegreiflich, daß der Professor Gumplowicz für diese vielleicht ganz schwach vorhandenen Rückströmungen einen so scharfen Blick hat, aber nichts von der andern viel größeren Bewegung zu merken scheint, die die Weiterentwickelung vom Nationalismus zum Internationalismus erstrebt. Es ist ja nicht allein die Sozialdemokratie, der dieses als Ideal vorschwebt, unsere ganze wirtschaftliche Entwickelung drängt darauf hin und auf allen möglichen Gebieten haben die mächtigsten internationalen Vereinigungen und Verbindungen stattgefunden. Wie kommt es, daß Herr Prof. G. von diesem schon jetzt als Ideal in den Menschen schlummernden Gedanken nichts ahnt?

Auf naturwissenschaftlichem Gebiet erzählt Carl Forsstrand viele interessante Dinge über „das Gesellschaftsleben von Tieren." Es giebt eine Reihe Tiere und Pflanzen, die sich mit andern gesellen, um sich teils gegenseitig vor Gefahren zu schützen, teils den andern als Schützer zu benutzen. Unter den zahlreichen Einzelbeispielen und amüsanten Geschichten der Art, die der Verfasser anführt, kann ich hier nur etwas zur Probe geben: Der Eremitkrebs des Mittelmeers frißt die Eigentümer von Schneckenschalen auf und zieht dann selbst in dieselbe ein. Dann nimmt er darin ein oder zwei Seeanemonen auf. Diese haben dadurch den Vorteil, daß sie durch den Krebs in verschiedenartigem Wasser herumgeführt werden und an seinen Mahlzeiten teilnehmen, die Anemonen aber schützen den Krebs durch ihre stechenden Nesselorgane vor Angriffen. Das Gesellschaftsleben der Ameisen und Bienen ist bekannt und es braucht darauf ja nicht näher eingegangen zu werden. Fast humoristisch dagegen wirkt folgende Erzählung: ein englischer Gelehrter Mr. Weir hat nach umfassenden Studien gefunden, daß die Vogellaus nicht mit für Blutsaugung geeigneten Mundteilen versehen ist, sondern von verbrauchten Kopfhautpartikeln lebt und daher bei den Vögeln eine nützliche, fast mit der Toilette in Verbindung stehende Rolle spielt.

Auf künstlerischem Gebiete wird unter Anderm auf den Bildhauer Axel Ebbe durch Algot Ruhe in längerer Charakteristik hingewiesen. Der Künstler hat bisher vier Hauptwerke: „Atlas Tochter," „Sonnenrose", „Venus Consolatrix", „Martyrium humanum" geschaffen, in denen sich eine tiefe Liebessymbolik ausspricht, in einzelnen sogar ein fast beißender Hohn.

Die einzige reichillustrirte und künstlerische hochstehende nordische Zeitschrift Ord och Bild herausgegeben von Karl Wahlin (Stockholm Wahlström und Widstrand) bringt in den mir vorliegenden Heften wieder auf litterarischem und künstlerischem Gebiete sehr Hervorragendes. Besonders interessant ist ein Artikel „Uebersicht über neuere dänische Kunst" von N. V. Dorph. Nach einer Einleitung über den heutigen schnellen Wechsel der Kunstrichtungen, weist er auf den Durchbruch der naturalistischen Richtung um 1870 hin, meint aber, der Hauptunterschied zwischen dem Alten und Neuen liege weniger in dem was, als in dem wie, mehr in den Mitteln, in einem neuen Blick für die Farbe, in der Behandlung, dem offenen Auge für Luft und Licht und einer vollendeteren Technik, als in der Beschaffenheit der Themen. Der „Durchbruch" brachte einen erfrischenden Hauch aus dem Leben mit sich. Zu diesen ersten Künstlern der neuen Kunst gehören Namen, wie Kröger, Viggo, Johansen, Ancher und Frau, Tuxen, Zahrtmann, Gottfr. Christensen, Locher 2c. Die jüngeren, die sich diesen später anschlossen und auch auf Natur- und Freiluft-Studium hielten, gingen aber doch ihre eigenen Wege. Es zeigte sich bald, daß der reine Naturalismus, die bloße Naturnachbildung schnell ihre Rolle ausgespielt hatte; aber sie hatte einen unerschütterlichen Respekt vor der Natur geschaffen; statt der früheren ästhetischen Empfindsamkeit in der Schilderung der Menschen und Landschaften trat ein wahres Naturgefühl, eine lebendige Verehrung der Schönheit der Farbe, ein malerischer Sinn auf, der weit größere Gebiete der Beobachtung zugänglich machte, als die ältere Malerei sich hatte träumen lassen. Künstler dieser Richtung in Dänemark sind u. a. Jul. Paulsen, Philipsen, Irminger, Ring, H. N. Hansen u. s. w. In den letzten Jahren ist, unter mannigfaltigen Einwirkungen von verschiedenen Seiten, so von dem englischen Praeraphaëlismus und der dekorativen Kunst, von der modernen symbolistischen Richtung in Frankreich und nicht zum mindesten von den großen deutschen Neuromantikern Böcklin, Klinger, Thoma 2c. das deutliche Bestreben hervorgetreten, der künstlerischen Darstellung ganz neue Gebiete zu erobern. Zu den hervorragendsten unter diesen Bekämpfern des Naturalismus gehören in Dänemark Joachim und Nils Skovgaard, Slot-Möller und Frau, Viggo Tedderſen, Vilh. Hammershöj, Willumsen und Rohde.

In einem andern Hefte findet sich eine ebenso bedeutsame Studie über „die jüngsten dänischen Dichter und Erzähler von Algot Ruhe." Es sind in dieser Studie behandelt Sophus Michaëlis, Aage

Digitized by Google

Matthison-Hansen, Helge Rode, Gustav Wied, Niels Möller, Karl Ewald, Karl Larsen. Der Verfasser giebt von jedem derselben ein kurzes künstlerisches Charakterbild. Ferner findet sich eine sehr ausführliche Studie über die „Moderne Kunstindustrie auf der Stockholmer Ausstellung im Sommer" von Laurin. Aus dem reichhaltigen Illustrationsschmuck seien die charakteristischen Bilder zu dem Artikel über die dänische Malerei erwähnt. Auch die andern zitierten Artikel sind mit reichem Illustrationsschmuck versehen.

Die in Helsingfors erscheinende Finsk Tidskrift, die von Schybergson und Willebrand herausgegeben wird, bringt einen für uns interessanten Artikel über „Hermann Bahr" von Johannes Oehquist. Ueber ihn als Kritiker sagt er unter Anderm: „Er verachtet alle sogenannte Objektivität, er ist vom Standpunkt der Fachleute ein Dilettant, aber dennoch hört man auf ihn. Seine Art, die Dinge zu sehen und zu beurteilen, weicht in jeder Beziehung von der Schablone ab. Aber er ist kein Reformator. Er macht nicht Revolution. Er sehnt sich nur fort von dem Alten und nach etwas Neuem und kleidet diese Sehnsucht in Worte, die wie eine Prophezeiung klingen." Seine Kritik nennt er „subjektiv und durch und durch impressionistisch." Bahr will den Künstler ganz und gar entschleiern und darum dringt er in die geheimsten Winkel seiner Seele ein. Er erkennt keine ästhetischen Normen an. Er gehört allen Richtungen und doch keiner an. Er ist ein Enthusiast, ein Don Juan der Kunstformen. Von seinem Stil sagt Oehquist, er sei nervöser und zugleich nüchterner, als der Heines, aber er behandele die Sprache mit derselben souveränen Sicherheit und spielenden Leichtigkeit, wie der deutsche Dichter. Ihm fehlt jedoch Korrektheit und Reinheit der Sprache. Er ist ein Sprachjongleur, der den geheimsten feinsten Duft der ihn umgebenden Dinge in Worte fassen will. —

Das Januarheft der Zeitschrift ist besonders Zacharias Topelius geweiht, der am 24. Jan. 80 Jahre alt wurde und nun verstorben ist. Tavaststjerna, der nunmehr auch verstorbene große finnische Dichter, feiert ihn in einem schwungvollen Gedicht und Willebrand widmet ihm eine warmherzige Darstellung seiner Bedeutung für die finnische Dichtung

In Norwegen erscheint seit dem 1. Januar eine neue Wochenschrift unter dem Titel „Ringeren" (Der Glockenschwinger), die von Dr. Sigurd Ibsen redigiert wird und an der namentlich Björnstjerne-Björnson und J. E. Sars mitarbeiten. Das Blatt will das Interesse auf wichtige Ereignisse der Gegenwart hinlenken, es will auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet wecken und mahnen, es will aber auch in jeder Nummer einen belletristischen Beitrag bringen. Jede Nummer enthält außerdem ein Vollbild, das Porträt einer in derselben behandelten Persönlichkeit. Ich kann natürlich nicht auf den reichhaltigen Inhalt der bisher erschienenen Nummern eingehen, namentlich soweit sie Artikel von so spezifisch norwegischen Interesse enthalten, wie der Björnson's über „Sverdrup" oder die Artikel von Sars über die unionelle Frage. Aber auf zwei Artikel möchte ich mit einigen Worten zu sprechen kommen. Der eine heißt: „Das liberale Schweden" von Sigurd Ibsen und enthält einige Worte, die für jeden Kenner schwedischer Verhältnisse ein selten klares Licht über das dortige politische Leben werfen: „Mit Vielem und Mancherlei hat man in Schweden Nachsicht, man kann Bacchus und Venus nach Herzenslust dienen, man kann über seine Mittel leben, Schulden machen, seine Endossenten bezahlen lassen und doch eine angesehene und gefeierte Persönlichkeit bleiben. Wagt man aber laut, freisinnige Anschauungen zu verkünden, macht man für sie Propaganda und versucht man, sie in's Leben überzuführen, da muß man sich im Voraus auf böse Mienen und geschlossene Ohren gefaßt machen. Denn dann ist man ein „Randalmacher" und etwas Geschmackloseres kann es nach schwedischen Begriffen gar nicht geben." — Eine sehr gründliche Studie ist J. E. Sars Artikel: „Von norwegischer Nationalkultur im Vergleich mit dänischer." Er weist u. A. darauf hin, welchen Einfluß es auf die ganze Kulturentwickelung haben mußte, daß Norwegen nie einen Adel, aber auch kein Bürgerthum im mittelalterlich-europäischen Sinn gehabt hat, die norwegischen Städte waren nur größere Marktplätze, keine politischen und historischen Individualitäten. In Dänemark dagegen war die Entwickelung dieselbe, wie im übrigen Europa. Die Reformation, die anderwärts, selbst auch in Dänemark, das nationale Element hob, kam nach Norwegen nur in dänischem Gewande und drängte daher die nationale Kultur nur zurück. Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die liberalen und demokratischen Ideen ein bewußtes Nationalgefühl in Norwegen zu erwecken. Nach 1814 sollte Alles nur noch norwegisch sein. Diese Jugend der norwegischen Kultur und der selbständigen nationalen Entwickelung ist, für Prof. Sars, auch die Ursache für viele Eigenthümlichkeiten der heutigen Norweger, durch die sie sich so scharf von den Dänen und Schweden unterscheiden. Von besonderer Wichtigkeit aber erscheint E. Sars die verschiedene Stellung der politischen Parteien zum Nationalgefühl in Norwegen und in Dänemark. Hier sind es die Konservativen,

Digitized by Google

dort die Radikalen, die es am energischsten verfechten. Sars sieht die Erklärung hierfür in Folgendem: Ueberall dort, wo für des Volkes Freiheit und Selbstherrlichkeit gekämpft wird, gehören Liberalismus und Nationalismus untrennbar zusammen, wo dagegen das Nationalgefühl sich an Großbeitserinnerungen belebt, ist es meist am stärksten in den konservativen Elementen der Bevölkerung vertreten. Ein Volk aber, bei dem Freiheits- und Fortschrittsideen mit dem Nationalgefühl Hand in Hand gehen, bekommt stets etwas Jugendliches.

Von norwegischen Zeitschriften liegt mir noch die Halbmonatszeitschrift Kringsjaa (Christiania Olaf Norlis Verlag) in einer größeren Anzahl von Heften vor. Unter den Originalartikeln dieser „Revue der Revuen" will ich besonders den „Unsere Stadtarchitektur" hervorheben. Der Verfasser sagt u. A. Man baut Mauerkasten ohne jede Spur architektonischer Behandlung, und dann läßt man vom Gipsmacher nach den Zeichnungen eines Architekten eine Gipsfacade aufsetzen, oder, wenn es recht fein sein soll, Eisenaltane hineinsetzen, die man teilweise mit Gips überkleistert, und das ist dann „Architektur". Dem stellt er den Satz gegenüber: der erste Schritt zur Erreichung einer ehrlichen und reellen Architektur ist, daß man begreift, Putz und Ornament sind Nebenelemente, die eigentliche architektonische Schönheit muß in dem Bauwerk selbst liegen, in seinen schönen harmonischen Linien und Massen. Eine wirklich wirkungsvolle Architektur ist also nur bei Unterbrechung der einförmigen Häuserreihen zu erreichen, indem man die Kastenform verläßt. Einen andern Fehler sieht er darin, daß bei künstlerischer Architektur die praktischen Forderungen ganz oberflächlich abgethan werden und die ästhetischen ganz für-sich behandelt, während doch beide Hand in Hand gehen müßten. Endlich sieht er eine weitere Gefahr in der Benutzung fremder Stilarten ohne Rücksicht auf die jetzige ganz andere Verwendung. Der richtige Baukünstler müsse seinen Ausgangspunkt vom heutigen Leben und seinen praktischen Bedürfnissen nehmen, er müsse sich all' der neuen Hilfsmittel bedienen, die heute Technik und Industrie zu seiner Verfügung stellen und sein eigenes Ideal, seine eigenen Träume, seine eigenen Phantasieen in das Bauwerk hineinbringen, dessen Plan der Ausdruck der größtmöglichen Bequemlichkeit, und dessen Grundmauern die praktischen Forderungen sein sollen.

Auf politischem Gebiete möchte ich den Artikel „Die soziale Organisation der Vereinigten Staaten" vom Redakteur des Blattes Tambs Lyche hervorheben. Diese Organisation sei eine absolut andere, als die aller europäischen Staaten. Ihr Hauptcharakteristikum besteht in der absoluten Demokratie und der auf allen Gebieten durchgeführten Decentralisation. Die „Vereinigten Staaten" haben kein Centrum, sondern eine Reihe von Centren, Washington ist nur eine Stadt von 250000 Einwohner und Sitz der unionellen Parlamente. Der Gang der Politik wird vielmehr von den Millionenstädten New-York, Philadelphia, Chicago beeinflußt. Und diese Unionsparlamente spielen durchaus keine so wichtige Rolle. Die Parlamente der Einzelstaaten sind viel wichtiger. Jeder derselben hat seine eigene Verfassung, sein eigenes Parlament, seine eigene Gesetzgebung mit eigenen Gerichtshöfen in 3 Instanzen, sein eigenes Heer, seine eigenen Waffen! Nur die Post- und Zollbeamten und die der Centraladministration sind Unionsbeamte. Es giebt allerdings ein Unionsheer, aber dieses ist ganz unbedeutend und befindet sich meist an der Mexikanischen Grenze oder im Indianerterritorium. Auch in den Einzelstaaten ist die Hauptstadt meist nicht die größte Stadt. Die Hauptstadt des Staates New-York z. B. ist Albany, die von Illinois Springfield, nicht Chicago. So giebt es in Amerika neben den Großstädten Regierungsstädte, Universitätsstädte, denn die Universitäten sind meist nicht in den Großstädten. Neben der Politik spielt in Amerika die Kirche eine große Rolle, die vom Staat ganz unabhängige, einen Staat für sich bildende Kirche oder vielmehr Kirchen, da es eine große Zahl solcher Organisationen giebt. Auch die Universitäten stehen, sogar finanziell, ganz selbständig da. Dieser Nachweis der Decentralisation wird noch für viele weitere Gebiete geführt, aber die obigen beweisen zur Genüge den Unterschied zwischen den europäischen und amerikanischen Verhältnissen.

An der Spitze des Dezember-Heftes der Zeitschrift Tilskrueren (herausgegeben von Galschiöt, Kopenhagen, Nordischer Verlag) steht eine Rede des betannten Professors der Ethik Harald Höffding über „das religiöse Problem." Ein religiöses Problem entsteht nach des Verfassers Meinung, wenn man fragt, wo die Ueberlieferung herstammt, wie weit man auf ihre Echtheit bauen kann, und wer im Zweifelfall die Frage entscheiden soll. Er weist im Weiteren auf die verschiedene Stellung, die der Katholicismus und der Protestantismus zu diesem Problem einnehmen, hin, und zeigt, daß auch der Standpunkt des letzteren: Alles, was nicht wissenschaftlich widerlegt werden kann, ist berechtigter Weise im Glauben festzuhalten, dem ersten Grundsatz der Wissenschaft widerspricht: nur Erwiesenes als sicher anzunehmen. Da aber die Erkenntniß der Wissenschaft heute noch vor vielem Räthelhaften und Unerklärlichen steht, so bleibt hier dem Glauben natürlich noch ein weites Gebiet. Man hat

Digitized by Google

ferner die Notwendigkeit der Religion aus dem persönlichen Trachten über das hinaus, was die Erfahrung befriedigt, folgern wollen, und in der That, meint Prof. Höffding, daß, solange ein Spannungsverhältniß zwischen unserm Ideal und der Erfahrungswirklichkeit besteht, auch Platz für ein religiöses Problem vorhanden ist. Der persönliche Drang nach Gewinnung höherer Lebenswerte wird das Entscheidende für den Einfluß, den Ueberlieferung, Beobachtung und Denken erfahren. Darum wird die religiöse Frage mehr und mehr eine psychologische. Lange hatte man angenommen, daß dieser persönliche Drang bei Allen und zu allen Zeiten derselbe sei. Das ist aber nicht der Fall, der gesammte geistige Standpunkt hat Einfluß auf diesen Drang, wie der Drang wieder die geistige Entwickelung beeinflußt. Für die Wissenschaft kommt es nur darauf an, sich auch hier nicht auf's Dogmatisiren einzulassen, sondern mit offenem Blick den Faden der Forschung weiter zu verfolgen.

A. Hein geht in einem leidenschaftlichen Artikel „Dänische Vaterlandsliebe und Nordschleswig" gegen gewisse Strömungen vor, die in Dänemark dafür agitiren, daß man gleichsam seine „Rechte" auf Schleswig-Holstein aufgeben solle, um für diesen Friedenspreis die reindänischen Teile von Nordschleswig wiederzuerhalten. Herr Hein ist der Meinung, daß nur durch straffes Festhalten am alten „Rechte" einmal Erfolg erzielt werden kann! Angesichts der augenblicklichen europäischen Verhältnisse muß wohl selbst derjenige, der den Dänen mit viel Sympathieen gegenübersteht, bekennen, daß dies ganze ein Streit um des Kaisers Bart ist. Preußen denkt natürlich ebenso wenig daran, die Provinzen abzutreten, als es Europa einfällt, sich für die Frage zu interessieren. Also: Cui bono?

E. Brausewetter.

Neue Bücher.

Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, eine populäre billige, mit gutem Text ausgestattete Unternehmung der Photographischen Gesellschaft, Berlin — periodische Lieferungen. — Heinrich Bischoff, Ludwig Tieck als Dramaturg, Brüssel, office de publicité. — Gedichte und Sprüche von Fr. Nietzsche (Leipzig, C. G. Naumann), dankenswertes Brevier in der Ausstattung der kleinen Zarathustraausgabe. — Jacob Burckhardt, biographische Skizze von Trog (Basel, Reich) mit Bildern — Giovanni Pico, La Filosofia Cabbalistica della Mirandola; Empoli, Traversari. — Ernst Bernheim, der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart (Berlin, Calvary). — Max Stirners Leben und seine kleinere Schriften, die mit Spannung erwartete Arbeit John Henry Mackay's (Berlin, Schuster & Löffler). — Bei Langen, München: Knut Hamsun, Redakteur Lynge, Roman.

Unverlangte Manuskripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Das unreinliche Jahrhundert.

Von **Paul Mongré**.

Wer einmal in der Schweiz oder in Italien an langen Mittagstafeln gesessen und hülflosen Auges die Gesichterreihe bis zum Verschwindungspunkt der Parallelen hinunter- und wieder heraufgeglitten ist, der entsinnt sich vielleicht, daß aus dem Chaos vielsprachigen Geschwätzes eine oder andere der folgenden Phrasen an sein Ohr schlug: „Ich finde die Franzosen so nett und liebenswürdig“ . . . „wissen Sie, diese unausstehlichen Engländer . . .“ „Die Schweiz ist entschieden viel schöner als Tirol“ . . . „Der Gardasee — kein Vergleich mit dem Lago maggiore“ . . . Und zwar sind es nicht nur die Lippen weiblicher Wesen, von denen diese nüancenlosen Pausch- und Bogen-Urteile fallen: auch der gerechtere Mann, selbst der exact denkende Universitätsprofessor, der in seinem Fach an Theilungen und Untertheilungen und messerscharfen Distinctionen unersättlich ist, läßt sich hier auf groben, stumpfen, trüben Allgemeinheiten ertappen und spricht von dem Engländer, der Schweiz, ungefähr wie der belgische Statistiker Quételet von dem Menschen sprach. Der Unterschied ist nur, daß der statistische Normalmensch, l'homme moyen, wenigstens auf zahlenmäßigem Wege aus den abweichenden Einzelmenschen gemittelt war, während jener Normalengländer, den man zwischen Fisch und Braten unausstehlich findet, nur als fingirter Träger für verstreute und zusammenhanglose Gelegenheitsbeobachtungen dient. Gesetzt, es gäbe wirklich das, was man den Engländer nennt, gesetzt, es ließen sich zwei, drei Merkmale finden, die in Antlitz, Gebärde, Benehmen auf den Angehörigen eines bestimmten Volkes zu deuten wären, oder gesetzt, einer Landschaft, einem ganzen Gebirge als Gesamtphänomen wäre etwas wie ein eigener Charakter zuzusprechen — nun, so ist der vom Reisedämon flüchtig vorbeigehetzte Fremdling sicher der Letzte, mit seinem Blick aufs Einzelne und Auffallende jenen verborgenen Wesenszügen auf die Spur zu kommen. Gregorovius fand, daß man nach zwanzig Jahren römischen Lebens ungefähr zu begreifen anfange, was Rom sei: nach diesem Maßstab sind die Urteile, die man auf der Reise über Land und Leute fällen hört und wohl auch einmal selber fällt, einigermaßen verfrüht. Man sollte so ehrlich, so gerecht, so wissenschaftlich sein, das im Einzelfall Erfahrene auch in Form eines Einzelsatzes auszusprechen; man sollte nie von der species aussagen, was man nur am Individuum, nie vom genus, was man nur an der species zu beobachten Gelegenheit hatte.

Aber wer thut alles, was er sollte, und noch dazu auf Reisen! Reisen, eine der wenigen Freuden, bei denen die Bedürfnißlosigkeit auch des philosophischen Menschen ein Ende hat und auf die zu verzichten Mühsal ist; Reisen, ein heroischer Entschluß, eine donquixotische Unterwerfung unter allerlei Plage des Leibes zu Gunsten des bilderdurstigen Gehirns; Reisen, ein Loskommen von Landschaften und Gesichtern, die zu Stereotypen erstarrt sind;

Digitized by Google

Reisen, ein Sprung um etliche Breiten- und Längengrade, ein Sprung nicht nur in Klima, Sprache, Ernährung, sondern auch in Nerven, Voraussetzungen, Sittlichkeit; Reisen, ein Trank aus dem Kelche, der wie ein Opal in unfaßbaren Farben glänzt, wo ein Tropfen schon berauscht und um so mehr, je bitterer er im Grunde schmeckt; Reisen, die entzückende Nothwendigkeit, alles noch einmal und im Kleinen zu lernen, was man sonst reflexmäßig übte: das Sichverständigen, das Richtigsehen, das Entfernungenschätzen, alle die Listen und Künste des primitiven Menschen, der mit Seinesgleichen und der Natur ohne Zwischenträger verkehren muß. Reisen ist die große Anspannung des Organismus zu concreten Leistungen, es stellt uns wie Kinder in eine neue Welt, die wir erst schauend und tastend uns aneignen; eben darum bedeutet es die gewaltige Entlastung des Denkens, die zeitweilige Ausschaltung der stofflosen, farblosen Begrifflichkeit, die wohlthätige Ruhepause für unseren Dämon Abstraction. Auf Reisen ist man oberflächlich, wenn man auch das ganze Jahr sonst der Gründlichen Gründlichster war; auf Reisen ist man lebhaft, sinnlich, geschwätzig im Aussprechen bunter Einfälle, die man daheim mit zwar und aber und einerseits und andrerseits verclausuliren würde; auf Reisen fliegt man aphoristisch, wo man zu Hause systematisch kriechen würde. Nietzsche schuf sein Letztes immer unterwegs, er ist der Philosoph der Reise, womit man seines Denkens Stärken und Schwächen in einem Wort beisammen hat. — Nun also, warum sollte ein Reisender nicht auch eine Dummheit aussprechen dürfen? irgend ein voreiliges, unbilliges, unbedingtes Allgemeinurtheil über Völker, Landschaften, Zeitalter — ja auch Zeitalter! Wo man zu Hause ist, in seinem Fach und Specialistenwinkel, da hütet man sich vor allzu collectiven Behauptungen, und den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen ist dort beinahe Ehrenpflicht; aber wo anders, wo wieder andere Leute zu Hause sind und sich mit der richtigen Verallgemeinerung des Einzelfactums plagen, da als dilettirender Spaziergänger falsch verallgemeinern, kühnlich von Weltanschauung des Alterthums, Moral der Renaissance, Unsauberkeit des neunzehnten Jahrhunderts reden, ist das nicht eben als diletto verzeihlich, so unverzeihlich es als Verdict fachmännischer Autorität wäre? Wagen wir also unser wissenschaftliches Gewissen daran, sprechen wir von einer Eigenthümlichkeit des nächstens ablaufenden Jahrhunderts, wie man an der Gasthaustafel von den geistreichen Franzosen und den leidenschaftlichen Italienern, vom großartigen Michelangelo und vom lieblichen Raffael spricht — und halten wir immer fest, daß wir als Reisende vom Vorrecht der Oberflächlichkeit Gebrauch machen und uns sehr viel vorsichtiger ausdrücken müßten, wenn wir in der besprochenen Gegend oder Zeit, eben im neunzehnten Jahrhundert, mehr „zu Hause" wären.

Nietzsche findet, im „Fall Wagner", als eigentliches Symptom der modernen Gegenwart die Falschheit, Instinctwidersprüchlichkeit, das Ja- und Neinsagen in einem Athem; wir haben, meint er, Werthe und Schätzungen verschiedener Abkunft im Leibe, wir sind nicht mehr homogen gebaut, wie es antike Menschen waren (und Napoleon als letzter Mensch vom antiken Typus). Zur Zeit, da Nietzsche noch in der Philologie „zu Hause" war und an der Psyche der Griechen und Römer herumrieth, hätte er vielleicht von der Einfachheit des antiken Menschen weniger summarisch gesprochen; auch dies ist wohl eine jener kühnen Abstractionen, mit denen ein Reisender gewohnt ist, aus Gütigkeit für lieb zu nehmen. Lassen wir die homogene Bauart eines Perikles, eines Napoleon dahingestellt: aber daß wir Modernen heterogen zusammengesetzt, zwiefach und widersprüchlich geartet sind, das leuchtet uns ein, damit fühlen wir uns getroffen! Am Anfang unseres Jahrhunderts steht bereits der erstaunlichste Dualismus, der je Wort und Sprache fand: die Kantische

Digitized by Google

Philosophie, der bewußt geduldete, ja geforderte Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, die heiliggesprochene „Lebenslüge", um mich modern auszudrücken. Man hat den fuchsschlauen Moraltheologen aus Königsberg in aller Unschuld für einen gewaltigen Erkenntnißkritiker genommen: was er vielleicht war, gewiß aber erst in letzter Linie hat sein wollen. Verschweigen wir uns doch nicht, daß in Kant die ecclesia militans, wie später in Stirner die politische Reaction, sich auf ihren letzten uneinnehmbaren Punkt zurückgezogen hat, wozu es allerdings nöthig war, die schwächeren Außenwerke dem Feinde preiszugeben und sogar mit eigener Hand abzubrechen; so hat Kant die rationale Theologie, Stirner die Heiligkeit der Staatsidee zerstören helfen, d. h. beide vollenden die dialectische Zersetzung eines Ideales, um dasselbe Ideal jenseits aller Dialectik auf dem unbetretbaren Gebiet absoluten Beliebens wieder aufzurichten. Man sei doch nicht so harmlos, zu glauben, Kant habe die speculativen Gottesbeweise vernichten wollen: er wollte Gott vollkommen aus der Sphäre der Beweisbarkeit und Widerlegbarkeit heraus haben, es kam ihn hart an, diese seine fixe Idee den wechselnden Schicksalen philosophischer Discussion ausgesetzt zu wissen. Und was den „Einzigen und sein Eigenthum" anbetrifft, so kann ein Despot, der mehr als Augenblicksverstand hat, sich keine wirksamere Vorbereitung auf theoretischem Felde wünschen, als dieses temperamentvolle Buch, das die Maske der Revolution so verführerisch zu tragen weiß — jener Revolution, die immer mit einem Dictator endet. Als Stirner Recht und Staat negirte, mußte er mit der Möglichkeit vertraut sein, das Recht zu tödten, aber den Staat nur zu betäuben, sodaß der rechtlose Staat übrig blieb: ein Metternich hätte keinen weiseren Plan ersinnen können. Uebrigens war der galvanische Strom in diesem Falle zu schwach, und Staat wie Recht fühlten sich nur angenehm gekitzelt. Kant glückte es besser, er brachte wirklich seinen Gott in Sicherheit auf transcendentes Gebiet, wo er sagen konnte: beweist mich oder widerlegt mich, zuletzt existire ich doch! Die Formel dafür ist das christliche credo quia absurdum in moderner Wendung: die Vernunftideen müssen zum praktischen Behufe für wahr gehalten werden, auch wenn ihre Wahrheit theoretisch nicht beweisbar ist — kürzer: man kann nicht wissen, also muß man glauben. Welchen Erfolg dieses dialectische Kunststück bei den eigentlichen Philosophen fand, ist hier nicht zu erzählen; aber es fand auch außerhalb des Katheders Erfolg. Dualistisch zu empfinden und zwischen Wissen und Glauben eine Kluft zu sehen, hatte schon die Religion gelehrt; aber noch nie war die Kluft so grell beleuchtet, jeder Versuch der Ausfüllung so entschieden abgelehnt worden. Das ließ sich das neunzehnte Jahrhundert nicht zweimal sagen. Die Welt ist doppelt, wohlan! seien auch wir doppelt! Hinter den Erscheinungen stecken die „Dinge an sich", und der Revers der Medaille sieht vielleicht ganz anders aus, als der Avers: vergessen wir dieses Vielleicht nicht, für den Fall, daß auch uns einmal nicht erspart wird, vorn anders auszusehen als hinten. Hüben habe die Wissenschaft Recht, und drüben der Katechismus; unter der Hausthür plaudern wir mit dem Doktor, während sich durchs Gartenpförtchen der Bruder Kapuziner in die Kinderstube schleicht.

Ein betrogener Ehemann sagte zu seiner Frau: Ob zwar der Beweis, daß du mir die eheliche Treue nicht gehalten hast, in Zeit und Raum als den transcendentalen Formen der reinen Sinnlichkeit und den zwölf Kategorien als transcendentalen, d. h. auf Objecte möglicher Erfahrung abzielenden Formen des reinen Verstandes mir unwiderlegbar geliefert worden ist, will und muß ich dich doch zum Behufe praktischen Vernunftgebrauchs als tugendhafte Frau erachten, weil die Idee weiblicher Ehrbarkeit, ob ihr gleich in der Welt der Erscheinungen nichts entsprechen mag, als eine den Maximen moralischen Handelns

Digitized by Google

zum Grunde liegende Selbstbestimmung der Vernunft als eines ihm selbst Gesetze gebenden praktischen Vermögens vor aller Erfahrung angetroffen und sonach zwar nicht in constitutiver, doch in regulativer Ansehung für wahr muß gehalten werden. — Dieser Ehemann ist Kantianer. Kant emancipirt alles, was theoretisch auf schwachen Füßen steht: seine „intelligible" Welt ist die große Zuflucht widerlegter Hypothesen, der riesenhaft übersinnliche Salon der Zurückgewiesenen. Eine Folgerung, zu der Beobachtung, Verstand, Urtheilskraft drängen, nicht zu ziehen, sondern die entgegengesetzte — damit ist man Kantianer; Kant ermächtigt den Neger, sich „regulativ" für einen Weißen zu halten. In der That, das neunzehnte Jahrhundert ließ sich das nicht zweimal sagen. Der Dualismus und Pluralismus verlernte die Scham vor sich; man war längst zweideutig, aber nun hatte man auch nicht mehr nöthig, eindeutig zu scheinen.

Wenn der Regierungsreferendar sein Gesangbuch in den Sonntagsrock steckt und zur Kirche geht: so ist er nicht Streber, denn dann würde er das Gesangbuch in der Hand tragen, sondern Kantianer. Man muß den modernen Menschen, der sich mittelalterlich gebärdet, nicht etwa als schnöden Heuchler ansehen; o nein! damit erweist man ihm zu viel Ehre, damit unterschätzt man das Nebeneinander von Kraut und Rüben, das in einem modernen Kopfe möglich ist. Der hypokritische Frömmling ist vielleicht als Charakter nicht wohlriechend, aber sein Gehirn kann möglicherweise monistisch arbeiten, es ist nicht von der Gedankenverfilzung betroffen, bei der widersprechende Elemente friedlich zusammenkleben. Unser Kirchengänger hingegen denkt sich gar nichts dabei, daß er in der rechten Rocktasche das erbauliche Büchlein mit Goldschnitt, in der linken die Sportzeitung bei sich führt; als „Erscheinung" hetzt er Pferde, Hasen und Socialdemokraten, als „Ding an sich" fühlt er für die Mühseligen und Beladenen. Schopenhauer schleudert einen seiner kräftigsten Flüche gegen die amerikanischen Sclavenhalter, die sich Wochentags an zuckenden Menschenleibern und Sabbats an der frommen Litanei erquicken: nun das ist eben Dualismus! derselbe Dualismus, auf den sich eine Philosophie gründet, die den Menschen empirisch als determinirt, an sich als willensfrei ansieht. Aber, allgemein gefragt, wie kann man überhaupt anders für Kirche und Religion empfinden als dualistisch? Der leise Vorbehalt, das verborgene Fragezeichen klingt nachgerade selbst bei denen durch, die von Berufs wegen das „Eins ist Noth" anzustimmen und diesen cantus firmus gegen das melodische Ranken- und Figurenwerk modernen Unglaubens durchzuführen haben. Man achte darauf: auch die Frömmsten der Frommen zeigen in der Art, ihren Gott zu preisen und anzupreisen, eine Nüance gönnerhafter Ueberlegenheit und leiser persönlicher Geringschätzung, als ob sie sagen wollten, daß Gott ohne sie ein unverlegter Autor und ein Unternehmen ohne Manager wäre. Man verficht eine Sache, bei der man engagirt ist, man inserirt sie, man druckt neue Auflagen — und man glaubt doch nicht recht daran. Oder man glaubt vielleicht doch — wer will das bei einem modernen Kopfe so genau feststellen? Als Laplace von Napoleon gefragt wurde, warum in seiner Exposition du système du monde der Name Gott nicht genannt sei, antwortete er: Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse. Es ist mir im Augenblick nicht erinnerlich, ob Laplace nebenbei, „als Mensch", an Gott geglaubt hat; sollte er's gethan haben, so hielt er sich privatim an eine Hypothese, die er wissenschaftlich nicht nöthig hatte — wogegen wir Menschen des folgenden Jahrhunderts die viel erheblichere Athletik fertig bringen, privatim eine Hypothese zuzulassen, die uns von der Wissenschaft sogar verboten wird! Wie machen wir das? nach kantischem Schema: theoretisch verboten, praktisch erlaubt. Und wie fühlen wir uns dabei? so ehr-

Digitized by Google

lich, so einheitlich, so ganz aus Einem Gusse, daß wir kein Bedenken tragen, unsere Zweideutigkeit sogar rechtlich festzunageln. Wir strafen den Gotteslästerer: die „Erscheinung" wird eingesperrt, wenn sie sich über das „Ding an sich" nicht ganz parlamentarisch äußert. Umgekehrt, das über die Erscheinung zeternde Ding an sich bleibt straflos und wird eher noch zum Consistorialrath befördert: hier ist unser Dualismus nicht ganz neutral. Mit einiger Ueberlegung wird man sich sagen dürfen, daß, wenn man im Mittelalter einem Atheisten die Zunge ausschnitt, dies zwar weniger zartfühlend, aber hundertfach sinngemäßer und rechtschaffener war, als wenn man ihn heute ins Gefängniß steckt; die Voraussetzungen, unter denen man hier von einem Verbrechen reden darf, waren damals ebenso erfüllt, wie sie gegenwärtig fehlen — vor allem die wichtigste, die Voraussetzung, daß derjenige *da sei*, gegen den das Verbrechen sich richtete. Dazumal gab es einen Gott, auch einen Teufel, auch Zauberer und Hexen; das „wirkliche" Dasein dieser Wesen hätte gar keine anderen Folgen zeitigen können als ihr vermeintliches, ihr geglaubtes Dasein zeitigte — folglich existirten sie, wenn man den Begriff Existenz nicht allzu buchstäblich nimmt. Daß der heutige Glaube noch so mächtig sei, das Dasein des Geglaubten zu ersetzen, das bilden sich die Gläubigen wohl selbst nicht ein; die Existenz, die man modernen Glaubensgegenständen zuspricht, darf man nicht einmal bildlich nehmen. Der Glaube ist schwach geworden, die Gleichgültigkeit gegen die Religion (von den Religiösen unvergleichlich mehr gefürchtet als der schärfste Widerspruch) wächst in einem Grade, der selbst dem Religionsfeinde Nietzsche Besorgnisse erregte; mit modernen lauwarmen Mischmaschseelen, das sah er voraus, ist überhaupt kein Sturm und Ueberschwang des Willens mehr zu entfachen. Die „Euthanasie des Christenthums" könnte in der That zugleich ein Absterben des Bodens bedeuten, in dem Religionen überhaupt, auch etwa die neue vom Uebermenschen, Wurzel schlagen; wir würden sagen, ein Theil der Menschheits-Energie hätte sich definitiv und unumkehrbar aus der religiösen Form in eine andere, etwa die kunstschöpferische oder wissenschaftliche Form, umgesetzt. Unter allen Umständen ist es aber Komödie, wenn der abwelkenden Religiosität noch die äußeren Machtmittel der jugendlich starken als romantische Ueberbleibsel zur Verfügung stehen, und wenn ein bloß kirchengehendes Jahrhundert gegen Gotteslästerer den Rechtsstandpunkt glaubender Jahrhunderte einnimmt. Für die Litteratur mag es im Allgemeinen ein Gewinn sein, wenn die simple Unfläthigkeit der Gottlosen veranlaßt wird, sich zum attisch gesalzenen Cynismus zu verfeinern; immerhin unterschätze man nicht, was uns dadurch verloren geht, daß aristophanische Grobheiten heute ungesagt bleiben müssen.

Nicht sehr verschieden steht es mit einer anderen „Lästerung", dem **crimen laesae majestatis**. Daß sie verfolgt und gestraft wird, ist wenigstens eine Sache, über die sich vernünftig discutieren läßt: hier *könnte* die Staatsraison, jedenfalls etwas Wirkliches und Greifbares, in Betracht kommen, während es bei der Gotteslästerung sich bloß um Schonung „frommer Gefühle" handelt. Dennoch ist auch hier der Dualismus nicht ganz undeutlich, und sogar die stumpfen Seelen merken ihn, wenn einmal die zur Kritik herausfordernden Einzelfälle sich ungewöhnlich gehäuft haben. Der Gottesgnadennimbus, die um den Monarchen gebreitete Sphäre von Mystik und Transcendenz hat früher einmal zu den Realitäten gehört: unter all den Uebersinnlichkeiten, mit denen man das Königthum umspann, erinnere ich nur an eine: die Wunderheilkraft einer Berührung von königlicher Hand, an die noch Luther glaubte. Deutsche Kurfürsten, englische und französische Könige des Mittelalters haben durch Handauflegen Mirakel vollbracht, wie vordem König Pyrrhus durch Fußaufsetzen, und es ist nicht zu zweifeln, daß auf das „Le roi te touche, Dieu te guérisse"

Digitized by Google

bei genügend vorbereiteten Neurasthenikern autosuggestive Erschütterungen folgten, die damals leicht mit Heilungen zu verwechseln waren. Nun, damals war auch Majestätsbeleidigung leicht mit todeswürdigem Verbrechen zu verwechseln. Aber jene Glorie des Gottgeweihten, jene metaphysisch blaue Lohengrinbeleuchtung mit schimmernden Geigenflageolets und dem Silberglanz hoher Tenortöne — ach, wie skeptischen Auges und Ohres lassen *wir* diese romantische Oper über uns ergehen, wie anders sieht *unserem* politischen Verstande das Königthum aus! Der Schützer von Brabant wie der Schutz unserer heiligsten Güter, speerschwingende Gralskönige, tugendbegeisterte Wartburghöfe und wallfahrende Kreuzritter: wie kalt läßt uns das alles innerhalb wie außerhalb des Theaters! Aber mit dem Wagnerischen Wotan vermögen wir noch mitzufühlen, dem Helden des Nibelungenringes, einem constitutionellen Gotte, der Verträge schließt und atavistische Anfälle von Ungebärdigkeit zeigt, wenn sein Wille nicht unbedingt respectirt wird. Im zweiten Aufzug der „Walküre" führt er ein erschütterndes Gespräch mit Brünnhilde, ein Gespräch, das im monumentalen Eddastil die moderne Geschichte des Königthums erzählt; man vergesse nicht, daß es eben zwischen Monarch und Verfassung, ich meine zwischen Wotan und Fricka, eine eheliche Scene gegeben hat, die billigerweise mit dem Siege Frickas endete. Aber wovon sprechen wir? Ich wollte sagen: die mythopoetische **mise en scène** des Königthums zieht nicht mehr, wir denken auch über diese Dinge heute amerikanisch, wir berechnen Leistung und Gegenleistung und finden, daß wir bei der monarchischen Regierungsform am besten, wenn auch vielleicht nicht am billigsten, daran sind. Aber die Zeit der souverainen Gebieter und Experimentatoren, der mystisch umleuchteten Gottesgnadenkönige, der geweihten und gesalbten Ausnahmewesen, die zugleich Heerführer, Priester, Richter, Aerzte waren — diese Zeit, in der noch alle vier Facultäten in einem Mann vereinigt sein konnten, ist unwiderruflich dahin. Das schließt nicht aus, daß man viel von ihr spricht; ein anderes ist Sectstimmung nach einem patriotischen Diner, ein andres die kühle constitutionelle Wirklichkeit unseres neunzehnten Jahrhunderts. Das Verblassen des monarchistischen Heiligenscheines ließe sich selbst dann nicht verbergen, wenn alle Monarchen Europas das Ihrige dazu thäten, transcendent und über dem Streit der Parteien zu bleiben, wozu gehören würde, daß sie sehr selten, und nur mit sehr vorbedachten Kundgebungen, und nie ungedeckt durch ministerielle Verantwortung, sich in den Vordergrund der Discussion stellten. Wenn vollends ein Monarch diese Vorsicht außer Acht läßt — und wer wollte das einem begabten temperamentvollen Fürsten verdenken — so ist eine *beschleunigte* Abkühlung des monarchistischen Gefühls die nothwendige Folge. Das gläubige kritiklose Aufschauen zum Herrscher setzt zum wenigsten voraus, daß dieser Herrscher, bildlich gesprochen, fest und fern auf seinem Throne sitze, schwer sichtbar, selten vernehmbar, nie widerlegbar; daß er nicht aus der Weihrauchwolke niedersteige in die Staubwolke von allerlei Debatten und Meinungsverschiedenheiten. Aber ist der Staub einmal aufgewirbelt, so wird es nichts nützen, die Straße polizeilich zu sprengen; Staub erzählt von zerbröckelndem Gestein und schlechtem Baumaterial, Staub gehört in Uebergangszeiten zur unvermeidlichen Plage — *granitne* Jahrhunderte, wie die Renaissance, gaben keinen Staub. Der moderne Monarch, wenn er nämlich ebenso modern wie Monarch ist, wird nicht umhin können, auch seinerseits Staub aufzuwirbeln, er wird Kritik üben und Kritik entfesseln, sprechen und Widerspruch herausfordern, Partei nehmen und auf Gegenpartei stoßen; Vorderseite und Rückseite dieser Medaille tragen gleiches Gepräge. Aber erinnert man sich nicht? wozu war denn der Dualismus da, wenn nicht, um in den Revers etwas hineinzugeheimnissen, was dem Avers möglichst conträr widerspricht? Und

Digitized by Google

wenn die Vorderseite Constitution heißt, warum sollte die Kehrseite nicht Gottesgnadenthum heißen? Warum sollten wir den modernen Fürsten, der sich am öffentlichen Leben in seinem Standessinne betheiligt, nicht mit den veralteten Rechtsmitteln schützen, die in einer Zeit ohne Parlament und Presse zeitgemäß waren — gerade weil sie heute unzeitgemäß sind? Warum soll nicht irgend ein barbarisches Ueberlebsel byzantinischen Ursprungs in unseren Kasernenbau des modernen Staates hineinragen oder als gothischer Erker aus ihm herausragen — wozu haben wir unser „robustes Gewissen", als um solche Anachronismen zu verdauen? Sind wir nicht gerade stillos genug, alle Stile zu mischen? leben wir nicht in dem berühmten Jahrhundert, von dem es heißt: in welchem Jahrhundert lebte man denn nicht im unsrigen?

Irrthümer, Mißverständnisse, Unredlichkeiten treten immer nesterweise auf; es wäre ein Wunder, wenn sich einer Zeit, die keinen Willen und kein Gewissen in Bezug auf Einheitlichkeit des Empfindens hat, nicht noch eine Handvoll Zweideutigkeiten nachweisen ließen. Wir entfernen uns nicht allzuweit von den bisher berührten religiösen und politischen Dingen, wenn wir einmal vom Duell reden und an das neunzehnte Jahrhundert die ergebenste Frage richten, was es eigentlich mit dieser Vorsintfluthlichkeit anzufangen gedenkt. Man fürchte hier keinen Ausbruch sittlicher Entrüstung; ich werde nicht das tausendmal Gesagte zum tausendunderstenmale sagen, nicht in den Chorus verdienter und vernünftiger Männer einstimmen, die das Frivole, Sinnlose, allen Rechtsbegriffen Hohnsprechende dieser „Institution" zu verdammen Ursache fanden. Nein, ich will nur einen kleinen Nebenumstand aufklären, ein petit fait, in dem sich die ganze Unredlichkeit und Unreinlichkeit der Sache wie lichtscheues Ungeziefer verkrochen hat. Ich behaupte nämlich (und mißtraue jedem Gegenbeweis), daß wir Gegenwärtigen zu neurasthenisch, zu zart, zu sensibel — meinetwegen zu feig zum Duell sind, und daß, von wenigen Raufbolden abgesehen, der moderne Mensch nicht anders als mit eiskalten Händen und schlotternden Knieen sich dieser „gesellschaftlichen Pflicht" unterziehen wird. Daß wir aber das nicht eingestehen, sondern uns auf Mannesmuth und Ritterthum hinausspielen, daß wir, die zaghaften Leisetreter und Sockenschleicher, einander mit Sporenklirren und Säbelrasseln gruseln machen wollen — darin liegt der Humor, der Dualismus, der heilige Unsinn unseres Duellwesens. Man hat nicht die Courage, seinen Mangel an Courage zu bekennen; man will durchaus „tapfer" sein, in einer Zeit, die ganz andere Tugenden pflegt und großzieht als die von Schopenhauer gebührend gewürdigte Unteroffizierstugend der Tapferkeit. Zwingen wir uns heute, Seil zu tanzen oder Centnergewichte zu stemmen? Nein, aber wir zwingen uns, die groben Nerven von Raubjunkern oder Metzgergesellen zu haben und mit Säbel und Pistole einander gegenüberzutreten. Daß der Zweikampf im Heere nicht aussterben will, ist noch halb begreiflich, obwohl es auch dort gewiß Menschen von geistiger Art und verfeinerter Kultur giebt, die unter dem Zwang schwer leiden und dem kritischen Fall vorsichtig aus dem Wege gehen — diese „Schwachnervigen" bilden immerhin die Minderheit und noch dazu eine ohnmächtige. Aber daß Männer der Wissenschaft, der Kunst, der Schriftstellerei am Duell festhalten, ist ein Räthsel, das selbst durch das Schlüsselwort „Reserveoffizier" nicht völlig gelöst wird; hier stellen wir Gegenwärtigen uns ein schreckliches Zeugniß der Geistesarmuth aus — wir wissen nicht die Consequenzen des intellectuellen Lebens zu ziehen und die freche Zumuthung, uns wie Gassenjungen zu prügeln, gebührend zurückzuweisen. Eine deutsche Zeitschrift, die man an der einen Gesinnungsprobe bereits erkennen wird, stellte vor einiger Zeit die These auf, der deutsche Mann müsse gelegentlich, um sich an der Ehre nichts zu vergeben, Schimpf mit Schlag und Hohn mit Hieb er-

Digitized by Google

widern! kurz und gestabt: der Mensch muß Rüpel, Raufbold, Rowdy sein! Wenn der „deutsche Mann" aber zufällig die Finger und Muskeln eines Chopin und die sokratische Gleichgültigkeit gegen Esel-Fußtritte hat? Hilft nichts, er muß prügeln und boxen und den Esel wiedertreten. Oder wenn er in einer wissenschaftlichen Untersuchung begriffen ist, die nicht nur ihn selbst, sondern auch seine ruhige, durch nichts abgelenkte Hingabe erfordert? Nebensache; erst kommt die „Ehre", nämlich wie sie die Rowdies verstehen, und dann die Wissenschaft. Man sieht, hier sind die Grenzen des Dualismus, wo er nicht umhin kann, sich selbst zu verneinen. Geistiges Leben und Rowdythum vertragen sich nicht, darum fort mit — — ja, womit? Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, du bist vor eine Alternative gestellt; du sollst einmal thun, was dir am schwersten fällt, nämlich Farbe bekennen. Willst du den Geist, die feinen Nerven, die höchste Schärfe im Erkennen, Beobachten, Schließen, Erfinden, — oder glaubst du ans Privilegium der strammsten Muskeln und der derbsten Faust? Bist du Kulturmensch oder Gardekürassier, hast du dein Schwert (mit silbernem Portepee) oder dein Gold in die Wagschale zu werfen? Willst du unter geschlossenen, reifen, selbstsicheren Persönlichkeiten leben, oder soll deine Gesellschaft aus Raufbolden und denen bestehen, die sich vor den Raufbolden ducken und beugen? Ist Mars deine Gottheit, oder Minerva? Beides zusammen nämlich ist nicht möglich; darin darfst du dich nicht täuschen — so sehr es deinen tiefsten Instinkten schmeichelte, das Eine zu haben und des Anderen nicht zu entbehren. In Einzelfällen wird sich immer das Unvereinbarste vereinen lassen; Künstler, die zugleich Raufbolde waren, hat es auch nach Benvenuto Cellini gegeben, und Rittmeister, die nebenbei Spectralanalysie treiben, kommen nicht nur im Strindbergschen Drama vor. Aber es ist nicht angebracht, auf solche Unwahrscheinlichkeiten seine Kultur im Allgemeinen einzurichten, und es gereicht einem Zeitalter nicht zum Ruhme, wenn es durch unmögliche Lebensbedingungen unmögliche Menschen zeitigt. Für den Fortgang intellectuellen und künstlerischen Daseins ist es beinahe eine Nothwendigkeit, die Reste mittelalterlichen Rowdythums auszuscheiden; wir erleben ja bereits den Fall, daß rein wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten zum Ehrenhandel führen oder daß ein Richter für seine pflichtgemäße Beurtheilung von Delict und Delinquenten mit der Waffe einzustehen hat — „persönlich" einzustehen, drückt man sich heute aus, indem man die Unteroffiziersauffassung durchschimmern läßt, daß die Persönlichkeit sich zu ihrer Kundgebung des Schlagens oder Schießens bediene. Daß man seine einfach menschliche Ehre, seinen Ruf bei Fachgenossen, seine Autorität bei hundert oder tausend Europäern, vielleicht gar seinen Namen und Ruhm bei der Nachwelt einsetzt, das ist zu wenig, man muß auch noch seine gesunden Gliedmaßen und Eingeweide riskiren — dann erst tritt man „persönlich" für seine Handlungen ein! Wir wollen aber nicht warten, bis diese Weltanschauung der Muskelmenschen uns Nervenmenschen und Kopfarbeitern das Concept völlig verrückt; seien wir reinlich und entschließen uns zur reinlichen Trennung der Pflichten und Rechte! Wir brauchen eine Kastenordnung nach indischem Vorbild; da Soldaten nothwendig sind, so muß es Soldaten geben, aber nothwendiger sind Lehrer und Lernende, und das Nothwendigste, daß Diese nicht mit den Sitten Jener ihre Zeit und ihren Ernst verlieren. Mag man weiterhin Offiziere aus der Armee entfernen, die sich nicht duelliren; aber ebenso durchführbar und unerläßlich scheint es mir, Docenten, Beamte, Bürger, die Herausforderungen zum Zweikampf ergehen lassen oder annehmen, aus ihrem Lehrkörper, aus ihrem Amt, aus der guten Gesellschaft auszustoßen. Das ist ein milder Vorschlag — Schopenhauer will mit Duellanten noch ganz anders verfahren wissen —: er soll auch bloß, im gegebenen Einzelfall, zur Partei-

Digitized by Google

nahme nöthigen und als Selectionsvorrichtung dienen, durch die Militär und Civil, Faustmenschen und Kopfmenschen, zweifellos geschieden und Zwitterbildungen beseitigt werden. Das Heer hat seinen Vortheil dabei, wenn ihm nur brutale Soldatennaturen zufließen, und die Gebiete geistiger Thätigkeit werden von den verrohenden Spuren der Lanzknechtemoral gesäubert. Ich weiß wohl, daß hierin eine Reaction liegt, und daß man das Volksheer, die innige Vermählung und Durchdringung der Kriegerkaste mit der Brahmanenkaste als moderne Errungenschaft hochschätzt. Es ist eben wieder der Dualismus, den wir hätscheln und liebkosen; der moderne Mensch soll durchaus nicht wissen, wohin er eigentlich gehört und wonach er sich zu richten hat.

Und ach! er weiß es wirklich nicht, dieser moderne Mensch! Es ist überflüssig, ihn irre zu machen; er ist schon verirrt und verwirrt genug. Hülflos schwankt er auf dem Seile zwischen zwei Weltanschauungen, und springt irgend ein Possenreißer über ihn hinweg, so verliert er sicher den Kopf und das Seil, wie es Zarathustra mit eigenen Augen gesehen hat. Wunderbares Changeant der Farben, in denen das Gewebe des modernen Geistes schillert! „wirr und kraus kreist die Welt", wenn man, wie Wagners Erda, nur aus zeitlosem Schlummer und von außen in dies neunzehnte Jahrhundert hineinsieht. Wir haben eine gewaltige Forschung, ein tiefes und scharfes Erkennen des Naturzusammenhanges — und daneben den Spiritismus: den dumpfen Aberglauben unserer Ammen und Urgroßmütter zur frechen Scheinwissenschaft drapirt. Wir haben neben dem übertriebenen Specialbetrieb der Wissenschaft die principiellste Unklarheit über Grenzen und Competenzen des Wissens, neben der lichtvollen Exactheit den nebelhaftesten Spuk von Occultisten, Obscuranten und Mystikern; man denke an den großen Magus Schopenhauer und seinen Erfolg, den er selbst einem durch die Kirche nicht befriedigten „metaphysischen Bedürfniß" der gegenwärtigen Menschheit zuschreibt. Dieses metaphysische Bedürfniß — seien wir doch ehrlich! — ist im Grunde dieselbe Neugier, die im Märchen den Hans forttreibt, das Gruseln zu lernen: es geht auf Thatsachen, Mirakel, Sensationen aus; es möchte Geister sehen, geheimnißvolle Anrufe hören, räthselhafte Durchbrechungen des Naturgesetzes erleben — lauter Dinge, die in das graue Einerlei der „gemeinen Wirklichkeit" feierlich bunt hineinleuchten. Ob man „transcendente Betrachtungen über den Willen als Ding an sich" anstellt oder irgend eine Ahnfrau spuken läßt: Absicht und Wirkung sind im Grunde beide Male gleich, nämlich — Gänsehaut, oder vornehmer ausgedrückt, frisson. Der gemeine Mann möchte das Jenseits in der Erscheinungswelt selbst am Zipfel fassen, der Metaphysiker es wenigstens dahinter „ahnden" oder durchschimmern sehen; beiden schmeckt die Wirklichkeit fade, wenn nicht ein Körnchen Phantastik und Unsinn beigemischt ist. Wie eng das theoretisirte, metaphysische Bedürfniß mit dem vulgären Hang zu Gespenstergeschichten und grobsinnlichen Wundern verwandt ist, hat Schopenhauer zum Ueberfluß selber gezeigt; er war in diesem Punkte so wenig kapitelfest wie das von ihm vorausgesetzte Publikum. Ein Philosoph, der an Geister glaubt und prophetische Träume von einem umgeworfenen Tintenfaß berichtet, daneben aber in Gehirn- und Sinnesphysiologie treffende Bemerkungen macht und die anglikanische Frömmigkeit verhöhnt, ist wirklich eine recht persönliche Illustration unseres zwiespältigen, schaukelnden, zwischen Wissen und Aberglauben schwankenden Jahrhunderts! Sein Erfolg aber bei diesem Jahrhundert ließ auch Andere nicht schlafen; Künstler, wie Wagner, Gabriel Max, Maeterlinck entdeckten in sich eine occultistische Ader, und heute wird nur noch „das Unbeschreibliche" gedruckt und gepinselt. Welch ein Abstand gegen das achtzehnte Jahrhundert, das man oberflächlich, altklug, phrasenhaft, aber wenigstens sauber und hell nennen muß! Damals der

Digitized by Google

tugendflammende Jüngling mit dem „Palmenzweige", heute der katholisirende und buddhaisirende Snob, damals das Ringen um die „Idee", heute das Schnüffeln nach unsagbaren Heimlichkeiten der Seele, damals beschränkte Ganzheit, heute die schillernde Coquetterie mit dem Heine'schen „Riß" oder der unerschöpflichen pluralité du moi! Und all diese moderne Halbheit und Doppelheit, diese Romantik bunter Domfenster und dämmernder Gralstempel — mitten hineingestellt in eine Zeit, die im Uebrigen Bismarck, Krupp und Rothschild anbetet, die fleißig arbeitet, gut rechnet und langweilig baut, in eine achtbare, wissenschaftliche, socialpolitische Zeit, die gar nicht mehr Mittelalter ist und nur aus Unreinlichkeit ein paar mittelalterliche Spinnewebeu in den Ecken ihrer weißgetünchten Zimmerwände hängen läßt!

Wer diese anachronistischen Ueberbleibsel wegfegen hilft oder wegfegt, verrichtet beileibe kein heroisches Werk, aber er erwirbt sich ein kleines ästhetisches Verdienst. Mag man noch soweit davon entfernt sein, mit der idealen Forderung der unbedingten „Wahrhaftigkeit" den Mund vollzunehmen, mag man selbst ein gewisses Schaukeln und Sichwidersprechen der Empfindung zu den Reizen des Lebens rechnen — aber daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß der Dualismus des modernen Lebens nicht immer ein unschuldiges Vergnügen bleibt, daß er praktisch unbequem werden und lästige Beschränkungen der Freiheit nach sich ziehen kann. Ob der Pariser in den buddhistischen Club oder eine electrotechnische Conference geht, ob man Helmholtz oder Jacob Böhm zum fashionablen Tischgespräch aus dem Conversationslexicon hervorzieht, ist am Ende gleichgültig; weniger gleichgültig ist es, daß Bruchstücke von Recht und Moral des dreißigjährigen Krieges in unserer Gegenwart herumliegen. Man kann darüber stolpern — ich deutete ein paar Einzelfälle an, um sehr viele andere zu verschweigen. Räumt man damit auf, so erleichtert man einigen exponirten Menschen das Leben, schafft glatte Bahn und vollzieht einen Act der Reinlichkeit, mit dem jedes scheidende Jahrhundert sich seinem Nachfolger empfehlen sollte.

Digitized by Google

Der Graveur.

Von **Herrmann Stehr.**

Motto.

Selbst die Verzweiflung in uns hat ihr Leben,
Die Lebenskraft des Gifts, das Wurzel faßt,
Die Nahrung dem unselgen Stamm zu geben.
Leicht wärs zu sterben! Doch das Leben paßt
Sich an der Frucht des Kummers, die es haßt,
Und die, den Aepfeln gleich am toten See
Schier Asche ist . . . . . .

Byron, Childe Harold, III. Gesang.

I.

„Es ist ebenso, was nutzt das Arbeiten am Tage, wenn man sich den ganzen Abend in den Schenken herumdrückt.

Abend! — ha, ha! — du hast zu Hause nie die Uhr elf schlagen hören.

Der Teufel auch, wo läufst du hin mit der Nase auf dem Boden, wie ein Köter, der die Spur verloren hat? Was du suchst, das findest du freilich nicht mehr!

Wer sein Geschäft durch die Gurgel . . . . . .

Aber zum Schinder, rechts! — Siehst du's nicht, hier die Chaussee, das ist der Wald, rechts und links die Ahorne, das ist der Graben — doch den kennst du ja — hm — wenn's so fortgeht, wird's dein Ausgedinge!"

Der Sprecher, ein mittelgroßer Mann mit braunem Vollbart und breitem Hut, blieb stehen, hielt die Hand über die Augen und sah dann in das Thal, das sanft zu seinen Füßen abfiel.

Die Abendsonne erglühte hinter den Bergen. Ihr goldenes Strahlenrad blitzte über den Rücken des nahen Gebirges herauf. Dies lag vor ihm, schon in das Dämmern des Abends gehüllt. Hier und da an seinem Abhange blitzten Lichter auf. Dem überraschten Auge schienen sie flimmernd hin und her zu wandern. Aber der Beschauer wußte es ja, der Berg war bis zur Höhe bebaut.

„Seltsam," öffnete er die zusammengepreßten Lippen, „das wissen die Leute genau, wenns um sie Nacht wird. Da zündet jeder sein Licht an. Aber wenn drinnen die Nacht anhebt, haben die wenigsten Augen."

Seine eben noch streng blickenden grauen Augen wurden milde, die Lider senkten sich. Die Linien des Gesichts, welche bei den Worten an seinen Begleiter hart die Wangen furchten, verschwanden. Das Antlitz wurde sanft, feierlich, wie das eines Menschen, der fernes Glockengeläut hört, oder schöne Gedanken und Träume belauscht.

Nach einigen Minuten stillen Sinnes strich er sich über das Gesicht und fragte, sich energisch zum Weitergehen wendend:

„Und was willst du nun beginnen?"

Der Begleiter riß sein Gesicht vom Boden. Die Zähne seines Oberkiefers hatten sich in die fleischige Unterlippe gegraben, die Gesichtsmuskeln

Digitized by Google

an den Seiten zuckten noch im Zorne. Aber da wandte er das Gesicht dem Fragenden voll zu und — augenblicklich stieß Freundlichkeit die Lippen auf und rollte sie voll und sinnlich; das eckig gepreßte Kinn fiel in schrankenloser Gutmütigkeit und bettete sich in die aufquellende Fettmasse des Gesichtes.

„Was thun? — einfach, einfach! — Siehst du, Bruder Josef . . . ."

Er blieb stehen, spreitete seine kurzen, dicken Beine und lehnte sich zurück auf seinen knotigen Stock, stieß seine breitschildige Mütze nach hinten und faßte den Stehenbleibenden fest ins Auge. Es mochte ihm etwas neues durch den Kopf gehen — etwas fernes, fremdes, aber interessantes. Er sammelte sich.

„Einfach, einfach! Mit dem Handwerk ist nichts mehr, trotz Innungsschwindel und Zünftelei. Blech sage ich dir, pures Blech! Alle gehn futsch! Warte nur ein paar Jährchen und den dicken Kollegen gehts grade wie mir. Wer ist Schuld? Bismarck der . . . . ." er schrack vor dem Worte auf seiner Zunge zusammen und schaute sich betroffen um . . . . . „der, mit seiner Grenzsperre, seinem Schweineverbot, seinem, wer weiß was, macht alle Fleischer caput. Caput, sage ich dir!"

Er stieß seinen Stock auf.

„Ich bin ein Opfer der Politik, weiter nichts. Das war die letzte Zeit zum Haare ausraufen. Sag ich zum Gesellen: Geh und hol ein Schwein; aber fett, ein Speckschwein, zum Donnerwetter! Abends kommt er wie lungensüchtig, als ob er um die Welt gelaufen wär und bringt ein Schwein, ein Schweinchen — so — so —"

Er bückt sich und berührt mit der Hand fast den Boden; aber es thut nichts, es ist ja dunkel.

„So — ach Gott, kaum gucken die Ohren aus dem Troge und 150 Mark — Pfund 70 Pfennige. Na, und wer kaufts? Der Arbeiter? hat kein Geld, muß gluck, gluck . . . . Der Beamte? Nun ja, aber: „Nur ja keine Knochen, das Gehalt ist klein und alles theuer, lieber Herr Schramm!" und dabei machen die Weiber ein Gesicht zum Erbarmen. Da bleib einer fest; ich konnte es nicht. Herr Gott, warum war ich so weichmütig und habe geborgt dem 6 Mark, dem neun, dem zwanzig u. s. w. u. s. w. . . . und dann ist der fort und der . . . ha, ha! ich bin ein Opfer der Politik, weiter nichts!

Was ich thu? Siehst du lieber Bruder — du weißts, der Vater hat immer gesagt, wenn der Auguft . . . ."

„Ach wenn der Vater noch lebte! gut, daß er tot ist!"

Der Sprecher schien es nicht gehört zu haben.

„Vaterunserschlucker," murmelte er und dann zuversichtlich-kordial, feuriger Thatendrang zitterte in seiner ausgebrannten Stimme:

„Ich hab schon den Plan gemacht, als es zu rappeln anfing. Wenn alles ins Reine gebracht ist, bleiben mir noch so etwa 300 Mark. Dafür kauf ich mir ein Pferd und einen Wagen, häng die Profession an den Nagel und handle mit Rindvieh, Schweinen u. s. w. u. s. w, den Einkauf versteh ich wie Moses. Nach Schweinchen reißt man sich die Kleider vom Leibe. Das Geschäft muß gehn. Aber von den Herrn kauf ich sie nicht, die sich an der Klassenpolitik des Fürsten Bismarck reich schlucken. Lieber geh ich Lumpen sammeln. Drüben in Böhmen sind die Schweine fast umsonst; den halben Wurf schlägt man tot. Das Paar vier Gulden, ich sage dir wie geleckt. Mit den Herrn von der Steuer trinkt man ein paar Flaschen Ungar, sagt gute Nacht und läßt einen Fünfmarkschein in ihren Händen. Ich sage dir, dann sind sie mit Blindheit geschlagen. Ich kenne den Rummel."

„Und wenn sie dich contraband machen?"

Digitized by Google

„Der Michel," dachte der Kleine und wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Dafür laß mich sorgen. — Drüben kostet jedes Paar Schweine vier Gulden. Das sind so sieben Mark und bei uns verkaufe ich sie nicht unter 50 Mark, macht mindestens 35 Mark Reingewinn. Wenn ich in drei Jahren nicht alles wieder habe, was ich jetzt verloren, will ich Hans heißen, Hans sage ich!"

Dem nachdenklich Dahinschreitenden gefiel es, daß den Bankerotteur nicht Mutlosigkeit ergriffen. Aber die Art und Weise, wie er seine Entwürfe entwickelte, das Heftige, Verworrene, das blinde Gewebe seiner Pläne ließ den Geist erkennen, auf dem seine bisherige Unternehmungslust geflossen. Er glaubte ihn zu riechen und hielt sich dichter an der Seite seines Bruders.

Der aber stürmte dahin, immer energischer mit dem Stocke aufstoßend. So wirbelten auch seine Gedanken durch die Seele.

Dann noch zwei Jahre — wie schnell gehen zwei Jahre — werden vier Pferde gehalten. In Neurode ein Haus . . . . am Ringe natürlich . . . . vom Bäcker Krause . . . . er will allerdings alles mit Gold aufgewogen haben. — Aber, mein Gott! nach zwei, drei Jahren, was sind mir dann 8000 Mark, wenns Geschäft so fort geht?

Es stand fest, es mußte so gehen.

. . . . und dann fahre ich natürlich nicht mehr selber. Es werden — an Ort und Stelle über — na sagen wir 5—6000 Stück abgeschlossen. Die Kleinhändler verfahren die Ware. Mein Gott, die armen Schlucker wollen auch etwas haben.

Arbeitsteilung, das ist eben das Geheimnis.

Er hatte auch bis jetzt die Arbeit geteilt, so zwar, daß auf ihn zuletzt nur noch der Schein der Arbeitsamkeit kam. Das ist das Geheimnis.

Er hatte den Schlüssel gefunden zu dem Rätsel der Neuzeit, an dem alles krankt in Wollust, in Hunger, in Wut und Schlemmerei, in Dünkel und Ekel.

Es regnete Titel auf ihn: Stadtvater, Weisenrat . . . verflucht, und du dicknasige Aktenmotte, Herr Bürgermeister, dann bin ich nicht mehr der Gewissenlose, der seine Familie in Not bringt, verstanden?

Diese Zukunft!

Er blieb stehen hob den Kopf nnd starrte in die Nacht. Da hüpften die Bilder seiner Phantasie bunt, ach wie schön an ihm vorüber. Ueber ihm in den Tonnen säuselte es so geheimnisvoll eigen. Die feierliche Melodie gab den Gesichten, welche vor ihm dahinflogen, Geist und Herz. Nun stieg gar der Mond durch das Geäst. Er rollte glutgolden herauf wie die Pläne seines Innern. Diese zerstoben nach und nach von ihm und in ihm. Aber das wollüstige Gefühl blieb. Er hatte es vergessen, daß er heimatlos, ein Bettler, ein Elender war. Die schwere Zeit seines Aufringens lag hinter ihm. Er kostete den Segen seines Innern, er schlürfte Genuß.

Das ist Leben!

„Da gehört ein Schluck darauf," summte ihm plötzlich mechanisch der fuselstinkende Gassenhauer wie ein feierlicher Hymnus durch den Kopf. Er holte die Flasche aus seiner Seitentasche, hielt sie gegen das Mondlicht und schüttelte den Inhalt. Der Branntwein drehte sich im Kreise. Er sah seinen Bruder durch die Flüssigkeit bucklig; zusammengeknotet, wie ein Zwerg rannte er herum, lächerlich mit den Beinen schlenkernd. Natürlich, er war ja eine Ameise, nur scharren, zusammentragen und geizen konnte er. Aber einen kühnen, gewaltigen Gedanken hatte sein armer Schädel noch nie ausgeheckt. — Da war er ein andrer Kerl.

Digitized by Google

Das alles ging ihm pfeilgeschwind durch den Kopf.

Dann verschwand der Branntwein in einem Zuge. Er pfropfte die Flasche bedächtig zu. Es kam wie würdige Ruhe über ihn. Seine Gedanken hatten eine folgenschwere Lebensperiode gewinnbringend abgeschlossen. Er blickte mit überlegener Rührung auf seinen Bankerott, der weit, weit hinter ihn ins Wesenlose gerückt schien. Voll Bewunderung betrachtete er sich, der so Schweres überstanden und nun einer der Geachtetsten war.

Er befand sich in einer Stimmung, in welcher ihn jeder Zweifel, jeder Einwurf, ja jeder gut gemeinte Rat barsch, hart, gehässig, grob machen, ja sogar in maßlose Wut bringen konnte.

In solchen Momenten hatte er, der sonst Gutmütige, aber sanguinisch Launenhafte seine Frau und Kinder mißhandelt, den Gesellen mit dem Krummholz niedergeschlagen, den Gastwirten die Gläser am Kopf zerschmettert, sein Geld handvollweise übermütig in der Stube umhergestreut.

Das geschäftige Lächeln war in seinem Gesichte verschwunden. Er schritt hochaufgerichtet dahin. Er hatte es ja nötig, zu kriechen.

„Ich sehe schon, dein Mut und deine Pläne," begann sein Bruder in ernstverweisendem Ton, „ist alles Flunkerei."

„Jeder kennt sein Geschäft am besten; wenn ich dir sage . . . . ."

„Lassen wir das," schnitt ihm dieser den Redefluß ab, „das kommt später, wenn es überhaupt kommt."

„Was willst du mir sagen? Du verstehst von meinem Geschäft so viel, wie das Kalb vom Eierlegen!"

„Wann läuft der Contract ab? Wie lange hat meine Familie noch Wohnung?"

Der Fleischer knirschte mit den Zähnen über solche „Bagatellen." Jetzt wo andere Fragen brennend sind, kommt der Stumpfnasige mit solch' erbärmlichen Lappalien! Warte nur!

„Den 32. Januar anno Tobak!" knurrte er mit unterdrücktem Lachen.

„Ich frage das wegen deiner Kinder, die ich bedaure, daß sie einen solchen Vater haben."

„Amen!" höhnte der Kleine.

„Deine Vaterliebe, dein ganzes Menschentum ist im Fusel ersoffen, darum bist du unfähig zu jedem Edelmut. Und verdiene ichs, von dir so behandelt zu werden? Denkst du, die 1000 Mark, die ich mir sauer erworben habe, und die du so leichtsinnig vergeudet, werde ich dir schenken?"

„So nimm mein Weib, meine Kinder! Mein Weib, ja, ja, du bist ja ledig! Hier hast du die Hand, arbeits ab! Du — du — Hostienlecker!"

Er schäumte vor Wut.

Die Straße bog nach Nord-West ab. Sie traten in einen thalwärts führenden Hohlweg. Der Fleischer beschritt rechts den Rand. Der Graveur ging in der Tiefe der steinigen Straße. Die beiderseitigen Ränder hoben sich bis an seine Hüften. Er streifte den neben und über ihm schwankend Hinschreitenden mit einem verachtungsvollen Blick.

„Elender"! kam es von seinen Lippen.

Der Andere hörte es nicht. Er mußte sich in Acht nehmen, nicht herunterzufallen. Er fluchte und wetterte. Worüber, war er sich nicht bewußt. Da huschte ihm plötzlich die Gewißheit durch den Kopf, sein Bruder verachte ihn, schäme sich seiner.

„Du mein Gott — der Gelbschnabel!"

Er blieb stehen und drehte sich zu ihm. Unter sarkastischem, bitterem Lachen fiel es rauh und zerrissen von seinen Lippen:

Digitized by Google

„Ich habe kein Geld . . . Natürlich muß ich mit dir gehen . . . Aber ich will nicht bei dir schlafen. Gott bewahre mich . . . So viel Lebensweise habe ich noch, zu verstehen, daß ein Bettler vor die Thür gehört — obwohl es auch ein Mensch ist — und wärs der Bruder. Ich geh in die Glasfabrik und lege mich auf den Aschenhaufen. Da ists warm. Wenn man mich frägt, ... aber, wer wird mich fragen? . . . . man kennt mich ja und läßt mich. Ich bin ja vom Herrn Graveur der Bruder; und der Herr Graveur ist die Rechte des Herrn, daß heißt, der Herr Graveur hat seine Rechte stets in dem Geldbeutel des Herrn. Der Herr Graveur ist ein religiöser Gauner, dem es der Teufel nicht von seinem sanften Paternostergesicht absieht, daß er seinen Bruder bei der Erbteilung um 1000 Mark betrogen hat, um dieselben 1000 Mark, die er ihm dann großmütig lieh."

„Ha, ha! Du heiliger Dieb!!"

Er spie nach dem bleichen, schmerzlich kalten Gesichte des unter ihm Stehenden und taumelte von dem Ruck rückwärts durch krachende Aeste zu Boden.

Der Graveur griff nach dem Herzen. Die Enttäuschung preßte es zusammen. Das also, dachte er, nach all deiner Sorge, deinem Kummer um ihn? Alles was er ihm gethan, stieg in seiner Erinnerung auf. Er hatte ihm sein Vermögen zum Geschäftsanfange geliehen, damit er Konkurrenz zu bieten imstande war. Dann, als die Leidenschaft des Bruders an der kaum begründeten Existenz gerüttelt, hatte er geholfen, so viel er konnte. Er selbst hatte auf alles verzichtet. Die Ehre seiner Familie sollte nicht niedergetreten werden. Auf seinen Schultern hatte in der letzten, verhängnisvollen Zeit vor dem Zusammenbruch des Geschäftes alle Sorge, aller Kummer geruht. Er war der verzweifelten Schwägerin Berater, Tröster und Stütze, den Kindern ein Vater gewesen. In dem Edelamt der That selbst hatte er Dank und Lohn gesucht und gefunden. Kaum berührten ihn die Gerüchte, daß er seinen Brotherrn übervorteile, um das „Gesindel" über Wasser zu halten.

Er war ruhig, heiter-ernst gewesen, wie uns eben nur reine Gesinnung zu machen imstande ist.

Jetzt aber stand dieser Trunkenbold gegen ihn auf und verlachte roh seine Hilfe. Jetzt warf sein Bruder, dem er alles gethan, niederträchtige Beschuldigungen auf ihn.

Darum war er wie zerschlagen. Er war einer jener langsamen, tiefen Charaktere, welche nichts oberflächlich fühlen und denken können, die in der ersten Ueberraschung tage, wochenlang, wie weltfremd schweigend hinschreiten, sinnen, planen und mitmessen und selbstthätig nie zu einem Entschluß emporschnellen, denen das Handeln vom Schicksal abgetrotzt oder vom Zufall entwunden werden muß.

So stand er auch jetzt lange in düsterem Sinnen. Endlich löste sich sein Brüten in dem tonlosen Aufruf:

„So ist er doch ein Ehrloser, mein Bruder!" —

Er schrak zusammen, als das eigne Wort an sein Ohr schlug.

„Waaas duu, du . . . ." arbeitete sich der Trunkene mit Mühe aufwärts.

„Wart", kreischte er in tierischem Zorne, „wart, ich will dirs eintränken, daß du dein Lebtag an den Lumpen denken sollst!" Er riß die Schnapsflasche aus der Seitentasche und schwang sie über dem Kopfe.

Der Graveur sah es mit kalter Gleichgiltigkeit.

Plötzlich zuckte ein glühend roter Feuerballen vor seinen Augen auf.

Digitized by Google

Zugleich traf ein schwerer Schlag seine Stirn. Der Schatten seines Bruders wuchs pfeilgeschwind zu schwindelnder Höhe und beängstigender Breite. Es brauste vor seinen Ohren immer stärker. Mit rauschenden Flügelschlägen wälzte sich Nacht auf ihn. Dazwischen heulte es meilenfern:

Lump — Betrüger — Hurenkerl!

Kalte Beängstigung raste durch seinen Körper. Der Instinkt reißt ihn zur Notwehr. Er hebt seine Arme, irr, kraftlos um sich schlagend. Sein Bewußtsein erstirbt. Er fühlte nur noch sanfte matter werdende Stöße auf seinen Kopf niedersinken. Aus jedem strömt wollüstige, erschlaffende Wärme über sein Gesicht, durch seinen Körper. Feuergarben spritzen vor ihm auf. Sie werden immer bleicher. — Nun fühlt er sich windschnell kreisend emporgehoben. Noch einmal kehrt sein Bewußtsein zurück. Es ist ihm, als stoße er mit dem Haupte an den Himmelsbogen. Er schlägt die Augen auf und sieht den blutigroten Mond dicht vor sich und streckt in der Angst die Hand darnach aus, um sich an ihn zu klammern.

Aber schon braust die schwärzeste Nacht heran. Noch reißt sie ihn zur Tiefe. —

Am Morgen fanden Vorübergehende den Bewußtlosen mit Blut überströmt am Wege.

II.

. . . . . Der Graveur fühlt sich von irgend etwas dahingetragen. Es fliegt, es rollt, unsicher schwankend, wie ein Schiff. Nun sieht es aus wie ein Ballen, nun wie eine weite dunkle Ebene, die sich im Fluge senkt und hebt.

Er selbst aber hat die Empfindung, daß er fort müsse — wohin? — weit — weit —

Nun krümmt sich die Ebene plötzlich und schnellt ihn ab. Was unter ihm war, zieht vor ihm. Er ist getrennt von ihm; aber die Empfindung ist noch geblieben, daß er weit, weit fort müsse. Das macht, daß er die Augen fest auf den vor ihm rollenden dunklen Ballen richtet. Aber — da recken sich langsam zwei Beine hervor, die rissigen Füßen gleichen. Langsam wachsen nun ein viereckiger Rumpf und ein Haupt, dessen verwittertes Antlitz wie aus Stein gemeißelt ist. Nebel umbrauen die ganze Gestalt, besonders das Gesicht. Sie verdichten sich; sie zerfließen. Wie sie kommen und flüchten, wachsen und schwinden, jetzt locken, jetzt drohen, scheint auch das Antlitz seinen Ausdruck zu wechseln. Aber es scheint auch nur so. In Wahrheit bleibt es grau, steinern, starr und tot und die Veränderungen fliegen über dasselbe hin wie Wetterwolken, wie Lichtlächeln.

Jetzt sieht es aus wie ein Teufelsgesicht: süß lächelnd, hartherzigmild, abstoßend-verlockend. Er fürchtet sich und möchte sich verstecken; aber überall ist Nebel, und er ist ganz allein, und — — — darf nicht säumen . . . und mit perlendem Angstschweiß auf der Stirn fliegt er dem furchtbaren Bilde nach weit . . . . weit . . . . das rollt glühend seine Augen. Dann wendet sich das Haupt: das Innere wird Aeußeres, als würden die Gedanken greifbares Bild . . . . oh, was für ein Bild!

Das Gesicht Lears, des wahnsinnigen Königs: die Stirn hoch, weiß; die grauen Augen rastlos irrend und stier; der Mund von unendlicher Seelenqual und Verzweiflung schmerzlich verzogen; die blutlosen Lippen bewegen sich nicht. Aber es geht ein Seufzen und Wimmern durch die Luft. Man

Digitized by Google

hört nichts und doch fließt es dem Graveur wie eisige Schauer durch die Seele.

Dies steigert sich zur atemlosen Todesangst, da er bemerkt, daß der Mann nicht mehr vor ihm hergeht, sondern auf ihn zuschreitet. Und plötzlich nimmt er mit Qual wahr, daß der Drang nach vorwärts, der ihn beherrscht, zunimmt.

Nun fliegt er wie Wind. Er zittert voll Beklemmung und doch spürt er den stärkeren Drang wie Süßigkeit. Jetzt fühlt er des Entsetzlichen Arme sich langsam um seinen Leib legen; die marmorkalte Stirn preßt sich immer fester auf die seine. Die rastlos irrenden, seelenverwaisten Augen bohren sich in seine Seele.

Er fühlt sein Leben fortebben, langsam — langsam — dort hinein in die toten, öden Augen; — aber sie bleiben tot.

Dann fühlt er, daß in der geheimsten Werkstatt seines Wesens etwas Klammerndes, Lastendes, Bedrückendes falle.

Er hat die Empfindung einer inneren Auferstehung.

Die Kälte, der Tod, das atemlose Bangen, das Erstarren weicht und Wärme, Leben, Feuer fühlt er innen aufschießen und seinen Körper durchprickeln. Zugleich steigt er in die Höhe, als hebe ihn eine innere Kraft. Noch hat er die Augen aus Angst geschlossen. Aber über seine Haut streicht es weich und lind — das ist Licht! — — —

Er fühlt es und öffnet mutig die Augen, sie fest auf die furchtbare Gestalt heftend, die ihn noch umklammert hält. Allmählich wird der Griff leichter, das Gesicht undeutlicher, blasser.

Zuletzt fühlt er nur noch eine schwache Beklemmung, sieht nur noch einen leisen grauen Nebel vor seinen Augen, vor seiner Seele.

Er aber fliegt in die Höhe, leichter — schneller — feuriger.

Da erwacht er und blickt um sich. —

Ueber ihm blühen rote Blumen. Er wendet sich. Da flutet das Sonnenlicht in breiten, goldenen Streifen durch das Fenster herein. An der Wand sieht er einen Mann und ein Weib. Sie lächeln. Sie grüßen ihn, die guten Leute. Wer es nur sein mag? Er möchte ihnen entgegengehen; aber er fühlt sich so schwach, daß er nur verworren wollen kann. Wer sie nur sind, die guten Leute?

Da klingelt es so süß, so froh, daß ihm das Herz im Leibe hüpft. Er ist berauscht von dem schmeichelnden Klange. Er strengt sich an, zu erkennen, wer und was es ist.

Ach!

Das ist die alte „Therese", das ist seine Stube, an der Wand das Bild, das Liebespaar im Walde und — er — wird nicht sterben!

Die roten Blumen . . . . . das goldene Licht . . . . . die lachenden Gesichter . . . . leben! . . . . . leben!

Er lächelt glückselig. —

Doch schon beginnt es um ihn zu wirbeln, alles tanzt bunt und verdichtet sich zu Nacht, die sich auf, über und in ihn legt.

Unter dem Schwächeausruf: „Ah!" sinkt er zurück in Bewußtlosigkeit.

Da schrickt die Alte zusammen, fährt herum und wirft das Glas, in dem sie eine Flüssigkeit rührte, herunter. Das Klirren reißt den Fiebernden noch einmal zum Bewußtsein.

Er sieht die Alte, die an die Seite des Bettes geeilt ist — lächelt schwach und schließt die Augen, unverständliche Laute hervorstoßend.

„Jesus, Marie und alle heiligen Engel! Herr Josef, liebster Herr

Digitized by Google

Schramm! kennen sie mich nicht? Ich bin ja ihre alte, treue Therese, lieber Herr Josef!"

Aber der hörte sie nicht, der lag im Fieber.

„Nun schon sechs Tage," murmelte die Alte, in den Hof schauend, wo sich zerlumpte Jungen balgten. Sie starrte wie jemand, der einem inneren Schmerze entfliehen will, etwas Zerstreuendes sucht und findet und in allem doch bald nur das bleiche Antlitz seines tiefen Seelenleidens sieht, das er eben fliehen möchte. So seufzte sie tief und schluchzend auf:

„Er ist nicht mein Kind; aber wenn ich ginge, müßte ich mich selber anspeien. Nein — nein!" bestärkte sie sich in ihrem Edelmute.

„. . . . . und dann gleich etwas Kräftiges . . . . was sagte nur der Doktor . . . ."

Er wird wieder aufwachen.

Sie ging auf den Zehen zum Bett und sah unverwandt auf den bleichen Kranken, dessen fiebertrockene Lippen sich krampfartig bewegten. Sie blickte unausgesetzt auf ihn, mit jener Sehnsucht und Liebe, wie der Gärtner auf eine mühevoll gepflegte Pflanze schaut, deren Aufblühen er erwartet: er stellt sich die Blüte vor, zählt im Geiste die Blumenblätter, meint den Duft zu riechen und hört sich schon erfreut seinem Weibe oder jedem Dritten mit feurigen Worten die frohe Kunde melden. So rief auch sie sich das schnell verflogene Lächeln des Wiedererwachten ins Gedächtnis zurück, stellte sich das bleiche regungslose Gesicht lächelnd vor und schalt sich „ein ungeschicktes Ding" wegen des Glases. Sie habe ihn nur wieder „verdreht" gemacht, war ihre Meinung. Dann sann sie sich aus, was sie ihm sagen würde, wenn er wieder erwachte.

Es mußte etwas Heiteres sein, denn sie verzog den Mund zu einem breiten unbeholfenen Lächeln. Aber ihr graublaues Auge sah so selig drein, daß das Gesicht dem eines fröhlichen Kindes geglichen hätte, wenn die Runzeln nicht gewesen wären.

Und das und das würde sie dem Doktor erzählen. So und so hat ers gemacht. Da stand ich, u. s. w., ganz genau, denn „der Doktor muß alles ganz genau wissen, sonst kann er nimmer das Rechte treffen."

Bei diesen Gedanken an ihre wortreiche Erzählung wurde sie selbst unversehens hastig und geschäftig, vollführte alle Bewegungen, die sie erwähnen wollte, faltete ein über das andere Mal betrübt, bedauernd, ratlos die Hände, ließ den Geist ihrer Worte über ihr Gesicht huschen und zog und zupfte dazwischen in bekümmerter Aengstlichkeit an der Decke des Kranken, rückte ihm die Kopfbinde und fuhr dem „armen Kerl" mit der rauhen, harten Hand über die welke Wange.

Da ging die Thür auf und der Doktor trat ein.

Therese drehte sich hastig herum, daß das kleine Tischchen ins Wanken kam und die Medizinflaschen klirrten.

„Guten Tag, Herr Doktor", stotterte sie wie ein ertapptes Kind.

„Guten Tag, Therese," schleifte seine Zunge über die Zähne. „Nun, wie gehts? besser? aufgewacht? angeschlagen? noch im Fieber? hm, hm."

Er nahm des Kranken schlaff herabhängende Hand und fühlte den Puls, ihn aufmerksam prüfend, er erwartete offenbar keine Antwort auf seine mechanisch-schnell gethanen, abgerissenen Fragen.

„Hm, hm . . . wann war er bei Besinnung? wie lange?" Therese staunte ihn sprachlos an und vergaß anfangs vor Bewunderung ihre schön einstudierte Erzählung. Dann aber brachen die Schleusen ihrer Beredsamkeit.

Digitized by Google

Der Doktor ertrug es mit einem Lächeln, das wie eine ärgerliche Grimmasse aussah. Er lachte nie anders.

„Nicht lange, setzte er endlich fest dazwischen, und der Kranke wird wieder aufwachen. Ich werde ihm etwas zur Kräftigung und Anregung des Appetits verschreiben. Kann sein, er hat die Sprache verloren. Aber ich hoffe, daß er bei Ruhe und sorgfältiger, schonender Behandlung wieder ganz gesund wird. Vor allem, Therese, vermeiden Sie alle Anspielungen auf seinen Bruder und sein Unglück sonst . . .

„Aber . . . . . brach er rauh ab und weiter dachte er: das ist eine Gans. Wozu ihr alles sagen? Sie verstehts doch nicht.

„Verkehren sie mit ihm, wie mit einem Kinde."

„Jesus, Jesus! mein Gott! stumm! sagten Sie nicht so?" rief sie.

Es sollte gedämpft klingen; aber es scholl durchs Zimmer wie ein schmerzlicher Schrei.

„Ach!" klang es gedehnt und tonlos vom Krankenlager her.

Der Doktor eilte hin.

„Nun Herr Schramm, ausgeschlafen? So ists hübsch. Guten Morgen! Haben Sie Kopfschmerzen?"

Er nahm des Kranken Hand, die er losgelassen hatte und schaute ihn liebenswürdig an und lächelte. Aber sein Lachen war abstoßend anzusehen. Es war, als ob rachsüchtige Schadenfreude schwach mit weinerlicher Wut auf dem Gesicht kämpfte. Er konnte nicht dafür.

Anfangs lächelte der Kranke wie ein Sechswochenkind: eckig, leer und schwach.

Plötzlich aber schaute er erschrocken und voll Angst. Ein verzweiflungsvoller Gurgelton kam über seine Lippen. Der Doktor ging weg und der Graveur heftete seine weitgeöffneten Augen schreckensstarr fest auf etwas, das vor ihm in der Luft zu schweben schien.

Nach und nach verschwindet das Entsetzen aus seinen Zügen und die Augen schließen sich wie vor Ermattung. Der Doktor giebt der Alten noch flüsternd einige Anweisungen und schleicht dann geräuschlos von dannen.

Therese seufzt auf und steht lange schmerzversunken. Dann geht sie, mischt einen Trank und reicht ihn dem Kranken.

Er schlägt die Augen auf und lächelt wieder jenes stumme, leere, schwache Lächeln; dann schlürft er die dargebotene Flüssigkeit.

Therese wendet sich hastig und schluchzt unterdrückt; sie möchte ihn gern bedauern und sprechen und ihn trösten, aber sie darf nicht. Doch so, ohne dem Schmerze Luft zu machen, ist sie nicht imstande, den Hilflosen anzuschauen. Sie geht leise zur Thür hinaus, draußen die Hände nach unten ringend, und bitterlich in die Schürze weinend, schleicht sie die kreischende Stiege hinab.

Indessen lag Schramm mit weitgeöffneten Augen da. Sie glitten neugierig und hastig über das ganze Zimmer, an jedem Gegenstande eine Weile entzückt hastend.

Er erkannte alle Sachen: die roten Blumen an der Decke, die Bilder an der Wand, in der Ecke den Blumentisch, auf dem Schrank den Käfig mit dem Kanarienvogel, draußen Berge, Himmel, Sonne, Wolken und Häuser. Er hatte die Empfindung weit, weit gewandert und nun angekommen zu sein. Doch wo er gewesen, von Zeit und Verhältnissen der Reise hatte er kein Bewußtsein. Es lag in ihm ein weites Land: Berge, Flüsse, Himmel, Wälder und Häuser. Alles in einem weißen verlockenden Frühlingszwielicht, aber alles ohne Leben, ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Beziehung auf einander. Zu dieser

Digitized by Google

stummen Welt in seinem Innern gelangte er nicht durch Besinnung, sondern sie dehnte sich aus, wuchs und klärte sich mit der zunehmenden Menge von Gegenständen, welche seine Sinne wahrnahmen. Auch lag diese Welt nicht hinter ihm. Seine Seele war von ihr umringt. Er hatte jede Idee der Zeitfolge verloren.

Wenn ein neuer Gegenstand vor seine Sinne trat, dann fühlte er eine warme wollüstige Woge in seinem Innern auf- und nach außen, gleichsam dem Dinge entgegenfluten, dessen Bild sich in seine Seele hinabneigte und dort aus dem weißen lockenden Frühlingszwielicht sein längst dort ruhendes, aber verloschenes, verschüttetes Abbild heraushob. Dann hatte er stets das Gefühl der Befriedigung, des Geborgenseins, ja eines gewissen kindlichen Stolzes, wenn man, weil unserer Sprache die rechten Worte für diesen Zustand fehlen, Zusammengesetztes, Hohes für Einfaches, Niederes setzen will. Es war eine gewisse tierische, organische Wollust, welche aus der Uebereinstimmung und dem Zusammenklang der Resultate der, auf so verschiedenem Wege forschenden Sinne sich zusammensetzte. Sein Wiedererkennen der Außenwelt hatte viel Aehnlichkeit mit der Art und Weise wie ein kleines Kind Erfahrungen, d. h. Bilder sammelt. Aber der Eindruck, der daraus entspringende Seelenzustand war doch ein ganz verschiedener. Während in der Seele des kleinen Kindes aus dem Hochgefühl selbständigen Entdeckens rastloser Eifer und Erfahrungssucht sich gebärt, wob sich um das Leben Schramms aus dem Reflex der Außenwelt in sein Inneres eine feierliche, gesättige, wunschlose Freude. Diese fühlte er aber weniger im Herzen und Geiste, sondern sie verbreitete sich durch seinen ganzen Körper als Wohlbehagen. Er schmeckte sie mit der Zunge. Es war, als fühle er sie weich und wohlthuend, wenn er die Hände aneinander rieb.

Seine Freude wurde hervorgerufen durch die Erkenntnis der Verwandschaft oder Gleichheit der äußeren Dinge unter einander und mit den, in immer größerer Zahl und Deutlichkeit in geistige Sichtbarkeit tretenden Bildern seines Innern in Form, Farbe, Gestalt, Ausdehnung und Bewegung. Es war mit einem Worte eine indirekte und auch nicht klar bewußte Freude darüber, sich unverändert wiedergefunden zu haben, nachdem er weit, so weit gereist sei.

Was ihn besonders entzückte, war, daß er z. B. den Sang des Kanariensvogels noch lange gedämpft, in eigentümlicher Tonfärbung im Innern nachklingen, Farben nach dem Verschwinden traumhaft fortglühen und Dinge und Gegenstände rastlos sich bewegen sah. Dann kehrten seine Sinne ihre Kräfte gleichsam innewärts und stundenlang beobachtete er versunken das bunte, seelenlose Kaleidoskop seines toten Innenlebens. —

Von Allem, was er sah und hörte, hatte er die Ahnung es oft gesehen und gehört zu haben, mit ihm vertraut gewesen zu sein. Aber da sich diese Erinnerung nur an sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften knüpfte, schloß sie eben jede Vorstellung von Zeitfolge aus. Auch Personen seiner näheren Bekanntschaft übten in der ersten Zeit nicht mehr als einen bloßen Sinnesreiz aus. Ihre Worte waren ihm nur Schälle, welche seine sensitiven Nerven auf gewohnte Weise erregten. Er vermochte Klangfarbe und Nüancirung der Stimme zu unterscheiden, aber nur insofern, als die verschiedenen Tonwellen, nun leer, entgeistet, ohne seelische Anregungskraft, früher durch sein Bewußtsein geflutet waren. —

Fremden, unbekannten Tönen, Gegenständen und Gesichtern gegenüber verhielt er sich stumpf und teilnahmslos, eben weil sie keinen inneren organischen Erinnerungsschatten wachriefen.

Digitized by Google

So ruhte seine Seele wochenlang zwischen tierischer Nacht und lichtvollem klarem Bewußtsein, in dem Dämmern eines geistigen Halbschlafes. —

III.

Viele Tage und Nächte gingen. Schramm verbrachte sie mit Schlafen, Essen und Schauen. Allmählich wurde er kräftiger. Schon durfte er stundenlang auf einem Stuhle sitzen und am Arme der Alten einige Schritte im Zimmer thun.

Sein Inneres wandelte sich.

Es gleicht der Natur im Winter, wenn die Sonne mit geschlossenem Auge, wie eine Nachtwandlerin über den Himmel schleicht, mit bleichem, schlaftrunkenen Angesicht. Die Dinge auf Erden stehen einsam und verschlossen da, jedes gleichsam gebannt und bewegt von eigenen, kaltem, lastendem Schmerz und Düsterkeit. Der wunderbare naturgesetzliche Zug der Sympathie zwischen allen ist zerrissen und auch der gleiche Tod, in welchem alles zittert, vermag sie nicht zu einen.

Die trauernde Weide steht gebeugt am Bache; ihre Krone schwankt wie ein schmerzbetäubtes Haupt und wenn sie ein leiser Wind bewegt, dann schwingt ste die langen, schlaffen Ruthen wimmernd, als ob sie in dumpfer, namenloser Verzweiflung ihren schlanken Leib geißeln. Der Bach kocht und brodelt in Gram; die Tannen murren und ächzen in düsterem Elend. Der angestoßene Stein des Weges schreit durchdringend und grell auf, wie die verfehmte Armut, die von der Hartherzigkeit in die Gosse geschleudert wird.

Aber alles trägt einsam, verschlossen und scheu den gleichen Tod.

Doch wenn dann im März der Schnee graut, das Eis schmilzt, die braune Woge sich brausend wälzt, der glückliche Himmel aus zerrissenen Wolkenmassen mit seelenvollen, tiefblauen Augen neugierig niederlugt und die Sonne in stets kühnerem Bogen hinwandelt in kindlicher, reifender Mädchenschöne, so verheißend, so lockend, so scheu ihre aufschwellenden Reize verhüllend: Dann bricht der Bann des Todes und der Vereinsamung. Zwischen den Dingen haftet und sprüht ein wunderbares unsichtbares Leben, Sichhinneigen und Sehnen. Ein stummes Jauchzen ruht auf der geschlossenen Knospenlippe des Baumes, der seine Aeste in Wiedersehensfreunde nach dem Himmel breitet.

Alles drängt und ringt nach dem Ausdruck eines neuen Lebens der Harmonie und süßen Verkettung.

Der betrachtende Menschengeist sieht das Mühen der an die Scholle gefesselten Lebewesen, sich zu umschlingen, sich etwas zu erzählen, den Grund ihres Daseins zu öffnen, zu künden. Er grübelt und sucht nach Vorstellungen und Begriffen, nach Klarheit und schwingt sich immer nur bis zum begeisterten, bewundernden, unklaren Aufrufe auf.

Dieselbe Wandlung hatte sich in Schramms Seele vollzogen. Er stand zum zweiten Male in einem geistigen Vorfrühling.

Er saß in einem Lehnstuhle, den Kopf müde rückwärts gelehnt. Seine Augen waren halb geschlossen, der Mund leise geöffnet. Auf dem ganzen Gesichte lag es wie überirdische Verzückung, die in ihrem Ausdruck durch die Krankenbläße noch erhöht wurde.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne breiteten ihren zitternden buntfarbigen Fächer aus. Auf dem gelben Schrank in der Ecke kamen und vergingen gleißende Ringe. In dem Pflanzengewirr des Blumentisches zerfloß

Digitized by Google

das Licht wie träumend in seine Farben. Die Goldfische schwammen wie in Morgenröte und man wußte nicht, ob das blitzende Wasser durch Verdichtung die Fische zu schaffen beginne, oder ob die Goldfische in ihr blitzendes Element zerflössen.

Die Messingplatte des Perpendikels schwang in geschwätziger Regelmäßigkeit aus dem Sonnenschein in den Schatten: sie sah aus wie ein Auge, das von der Sonne immer geblendet und geschlossen sich immer wieder öffnet. wie ein runder Zwerg, der rastlos auf seinem Rücken den Sonnenschein in die Nacht schleppte, seine dunkle Heimat zu erleuchten.

Der Kanarienvogel flatterte mit sehnsüchtigem Ruf dem Lichte der Freiheit zu.

Draußen rauschten die Bäume herein, die Vögel sangen und surrend zog das eintönige Geräusch von der Landstraße herauf in seine Wohnung.

Seine Seele öffnete sich mit feierlichem Wohlbehagen der Flut neuer Töne und Farben, die seine Sinne emsig sammelten.

Plötzlich gewahrte er, daß der Schrank zum Unterschied von anderen Gegenständen prismatische Gestalt habe. Er bemerkte die Ritze des Thürschlosses, die Verzierungen, den Schub und die kurzen Füße. Es kam ihm wie ein Rätsel, ein Märchen vor. In ihm tauchte nicht die Frage „warum?" auf, es umschwebte den Schrank ein nur ihm sichtbares, bunt bewegtes Leben: er hörte es um den Schrank herum klopfen, ächzen, kreischen, fauchen, zischen, fallen . . . . doch weit, gedämpft undeutlich. Menschen, Dinge, Farben, Erlebnisse, wie nebelverschwommen oder stückweise, entstanden und vergingen.

An der Wand wurde es auch lebendig. Das Muster verblich. Er sah undeutlich eine Gestalt durch sein Gedächtnis huschen. Er hörte zerrissene Worte: . . . . wollen . . . . . blau . . . . . Untermuster . . . . na ja! . . . ha . . .

Der Ofen zerbröckelte, es polterte, schlug dumpf, warf etwas herab. Dann hörte er: Kochherd . . . . . sehr wärmend . . . . offene . . . . gut.

Ein Gesicht tauchte in seiner Seele auf und verging schnell.

Die Erinnerung arbeitete sich auf dem Taumel zur Klarheit. In die wiedergewonnenen sinnlichen Wahrnehmungen begann der Geist der Vergangenheit zu ziehen: entweder zerflattert und zusammenhangslos oder voll, klar, aber schnell verschwindend.

Der Erlebungskreis, welcher sich an jedes Stück seines Eigentums oder die Dinge draußen knüpfte, verlieh jedem sein eigenes geistiges Gesicht, auf dessen Lippen wie in Qual Worte, Begriffe, Thatsachen, ganze Scenen sich aufrangen, halb laut wurden, wieder verstummten und zuletzt gleichsam nur durch die Gebärde des Sprechens in Sichtbarkeit traten. Schramms' Seele beherrschte dieselbe Empfindung des Unbefriedigtseins, dasselbe ängstliche ärgerliche Grübeln, welches sich bei jedem einstellt, wenn er ein fast bekanntes Gesicht sieht. Man sucht nach dem Namen, grübelt, grübelt, sieht dazwischen in traumhafter Deutlichkeit Scenen, erinnert sich halb an Gespräche, welche sich an diese Person zu knüpfen scheinen und grübelt weiter, ohne zur klaren Erinnerung zu gelangen.

Schramm sann, sann leidenschaftlich mit wogender Brust, glühenden Augen, hämmernden Schläfen, festgeschlossenen Lippen. Es trieb ihn dazu die plötzlich in ihm auftauchende, mehr gefühlte Ueberzeugung, daß er Klarheit finden müsse, sonst sei sein Leben elend.

Darum dachte er angstvoll fiebernd.

Wie mit spitzen Geierkrallen packten seine Augen die Gestalten, welche die Dinge um ihn her umtanzten, entstanden und vergingen. Wenn er sie

Digitized by Google

gefaßt und seine forschenden Blicke darauf heftete, zerflossen sie oder verwandelten sich in andere, noch nie gesehene Gestalten, denen seine Augen aufs Neue wie in Gier nachjagten, bis sie wieder ratlos und irr vor dem Wesenlosen standen.

Schon perlte auf des Kranken Stirne Schweiß und immer noch trat auf der eilig dahinhuschenden Woge von Farben, Gestalten, Dingen, Tönen und Geräuschen keine Scene, kein Wort, kein Ding in Deutlichkeit hervor.

Sein ängstliches Sehnen sank schon in peinigende Mutlosigkeit, da sah er deutlich in seiner Erinnerung die Schrankthür aufgehen. Eine Frauengestalt wuchs aus dem dunklen Hintergrunde klar und scharf hervor. Sie kehrte Schramm den Rücken und hing etwas hinein. Es war so deutlich und klar, daß er gar nicht zu dem Gedanken an Täuschung kam. Mit angehaltenem Atem, klopfendem Herzen und nahmenloser Verzückung in dem weit geöffneten Auge starrte er das Bild an, wie ein Denker eine endlich gefundene Idee, ein Erfinder das Modell, das er so oft im Traum sah.

Nun wandte sich die Gestalt und kehrte ihm ihr lebensfrisches, liebenswürdig-lachendes Gesicht zu.

„Ach Gott, ach ja, das ist ja meine Schwester", schrie er, entzückt die Hände zusammenschlagend.

Die Alte fuhr erschrocken auf; sie hörte Schramm einen dumpfen, über lauten Gurgelton ausstoßen.

Plötzlich sah sie, wie das Entsetzen langsam seine Züge entstellte. Sein Gesicht nahm denselben verzweiflungsvoll erschrockenen Ausdruck an, als da er nach wiedergekehrtem Bewußtsein des Doktors grinsendes Lächeln wahrnahm. Das Auge war starr auf etwas vor ihm in der Luft schwebendes gerichtet.

Schramm hatte unmittelbar nach dem Ausruf, wohl infolge der geistigen Anstrengung, die immer bunter und klarer aufsteigende Welt seiner Erinnerung wie durch einem Stoß zusammenbrechen und in wirren Fetzen davonfliegen sehen. Gleich düsteren Schatten zog es dann in seine Seele; und jetzt quollen titanenhafte dräuende Gesichte hervor. Der Fiebertraum, an welchem er zum Bewußtsein emporstieg, zog wieder mit seinen entsetzlichen Gestalten und Empfindungen durch ihn hin.

Eine furchtbare Angst, die seit lange, gleichsam wie betäubt, nach Bewußtsein ringend in ihm geschlafen zu haben schien, sprang in seinem Herzen auf und wälzte sich zitternd durch alle Glieder.

. . . . . Da wandelte sich das Antlitz des Traumes. Ein Teufelsgesicht starrte auf ihn: süß-lächelnd, hartherzig-mild, abstoßend-verlockend.

In demselben Moment tritt der Doktor herein. Er ist in tiefem Nachdenken, legt Hut nnd Stock beiseite, schreitet mechanisch auf ihn zu, lächelt sein seltsames Lächeln, bietet ihm die Hand und heftet erst dann sein Auge voll auf den regungslos Dasitzenden.

Schramm springt auf, weicht entsetzt zurück, beschreibt mit seinen Armen irre abwehrende Bewegungen, dabei gurgelnde Hilfeschreie ausstoßend.

Auf den Lippen des Doktors versteinert das grinsende Lächeln. Es fährt ihm durchs Hirn: er ist wahnsinnig, fliehst du, dann bist du verloren, er stürzt sich auf dich und erw. . . . . .

Er geht dem Zurückweichenden herzhaft nach, immer verzweifelt lächelnd: „Was giebts? . . . . Kopf . . . . schmerz le—gen — Sie — sich — in—s Bett . . ." stottert er tonlos.

Schramm weicht zurück.

Digitized by Google

„Da ist es! oh, es kommt, es kommt näher, das Satansgesicht!“ schreit die rasende Furcht in ihm auf.

Er ist an der Wand angelangt und kann nicht weiter. Beide bohren die Augen in einander.

Es vergehen qualvolle Minuten langsam wie Jahre. —

Ueber ihnen, im dritten Stock der Arbeiterkaserne, welche Schramm bewohnt, hat sich Gepolter erhoben. Gedämpftes Stimmengewirr erschallt durch die Zimmerdecke. Die Thür in einem oberen Gemache wird krachend aufgerissen. Man hört es durch einander fluchen, roh und trunken lachen, stoßen und schleifen. Nun rollt eine Last dumpf und schnell herab. Peinliche Stille folgt. Dann ist es, als ob sich jemand langsam und unsicher von einem Falle erhebe. Es prallt etwas an Schramms Zimmerthür, dann hört man eine tiefe, männliche Stimme brummen und in verbissener Wut stöhnen.

Auf dieses Lebenszeichen von unten erdröhnt vom oberen Flur wieherndes Gelächter.

„Knochen wie ein Kautschukmann!“

Frenetischer Jubel lohnt diesen Witz.

Da hebt der herabgeworfene zischend vor Wut an.

„Was du — du — Lump, Betrüger, Hurenkerl.“

Man hört diesen Ausruf auch in Schramms Zimmer. Er trifft den Graveur wie ein Donnerschlag. Wie ein Blitzstrahl schießt helles Licht durch seine Seele. Das traumhafte Gesicht, die lastende Wolke von Angst und halbem Bewußtsein flieht jäh. Die Welt seiner Umgebung mit allem was er in ihr sah, dachte und erlebte, stürzt sich kalt und gewöhnlich auf ihn: aber er fühlt alles wie einen schmerzhaften Schnitt quer durch sein Herz.

Er schnellt auf und — sinkt im nächsten Augenblick innerlich gebrochen zusammen.

Denn klarer und genauer als alles Vergangene hebt sich die Erinnerung an den Hohlweg. Sie wächst in ihm schnell wie eine Giftpflanze, sie breitet ihr düsteres Geäst über alle Bilder seines Gedächtnisses. In vollem Sonnenlichte makelloser Bewußtheit steht sie in ihm. Das übrige tritt mehr oder weniger in unklares Dämmern, abgestoßen, überwuchert, oder scheu zurückweichend! —

Der taumelnde Schatten seines Bruders wächst blitzschnell zu schwindelnder Höhe und beängstigender Breite. Die im blutigroten Mondschein blitzende Flasche kreist und funkelt, wie das mordgierige Auge eines Raubtieres. Aus unendlicher Ferne schwimmt auf zitterndem Flügel gedämpft der wutohnmächtige Ruf: Lump, Betrüger, Hurenkerl in seine Brust und gräbt und bohrt sich hinein wie ein ätzendes Gift.

Sein reiner, tief sittlicher Charakter zuckt wie leblos unter dem schmachvollen Banne der Verdächtigung durch seinen Bruder.

Lange steht er wie entgeistet, sein Haupt ruht auf der Brust, sein Auge ist geschlossen.

Dann fühlt er es innen glutheiß aufstochen, stürmen, brausen und stoßen wie eine Feuerwoge. Die Ruhe und Ordnung seines ganzen Organismus ist zerrissen. Es gährt und rast in ihm wie Revolution. Gedanken und Empfindungen, Gefühle, Leidenschaft und Willensstärke kämpfen in eine wirre unförmige Masse zusammengeballt. Wie wuchtige Keulenschläge pocht das Herz gegen die Brust, aber irr und unregelmäßig.

Es sind die Wehen seiner milden, beschaulichen, ernsten, liebevollen Seele, welche sich gegen die Geburt einer düsteren Leidenschaft wehrt, wie die blütenbesäte Erde gegen den kochenden Vulkan, der ihr Inneres zerwühlt und ihr heiteres Leben bedroht.

Digitized by Google

Plötzlich ballt sich das unklare Wogen und Schäumen zur Gorgonengestalt der Wut, zu leidenschaftlichem Zorn und Abscheu.

Jeder Nerv, jede Fiber, jedes Gefühl, jede Empfindung wird sprachbegabt. Wie ein Hilferuf, wie eine Anklage schreit er innerlich auf:

„Wie, ich ein Lump, ich ein Betrüger? ich? !"

Und als Zittern läuft durch die gestrafften Muskeln das stumme, ersterbende Echo der Leidenschaft. —

Dann fühlt sich Schramm so leer, so kalt, so verlassen, elend und entblößt von allem und allen auf der Welt, wie der Schiffbrüchige, den die Wogenflut auf einen unwirtlichen, öden Felsenstrand geworfen.

O Gott! ruft er händeringend, setzt sich auf den Bettrand und verfällt in dumpfes Brüten.

So geknickt und zerschmettert sitzt das verlassene geschändete Mädchen; der Mann, den sein Freund betrog; das Kind, welches seine Eltern verstießen; der Forscher, der nach lebenslangem Denken sein System als eitles Phantom zerfließen sieht.

Die Sonne geht auf und nieder, der Markt füllt sich und wird leer, die Blumen blühen, der Menschenstrom braust und gleitet bunt und wechselnd an ihnen vorüber.

Sie aber sehen auf alles teilnamslos, mit einem schwachen entgeisteten Lächeln auf den bleichen Lippen.

Und in ihnen kein Hoffen, kein Glaube, weder Liebe noch Haß, weder Schmerz noch Freude, leer, leer, von innen herauf werden sie zu Stein.

Bis zum Tode ist alles vorüber!

Ach wäre es so, thörichtes, blindes Menschenkind! —

IV.

Daß die übrige Erinnerung an seine Vergangenheit vor dem Gedächtnisbilde der Scene im Hohlweg und aller mit ihm zusammenhängenden Erlebnissen, Gedanken und Gefühlen zurücktrat, das drängte sein Denken mit unwiderstehlicher Gewalt zu den düsteren Vorkommnissen der jüngsten Zeit. Dazu kam noch, daß durch den Einfluß der Krankheit sein Geist an Kraft und Selbständigkeit gelitten hatte, daß er mehr den schnellen Wandlungen und Wallungen des genesenden Organismus unterworfen war, daß die mehr sensitiven Zustände immer vorwaltender wurden, während Edelmut, Sanftmut, versönliche Milde und alle höheren absolut geistigen Regungen immer seltener im Uebergewicht waren.

Sonst hatte er den Wert seiner selbstlosen Sorge für das Wohl des Bruders und seiner unglücklichen Familie nicht hoch angeschlagen, hatte keinen anderen Lohn gekannt und gewollt, als die Genugthuung und Ruhe, welche die gute That ihm spendete. Jetzt aber wurde er plötzlich eitel auf seinen Charakter und sein Thun.

„Der ist nicht meinen kleinen Finger wert und nennt mich einen Lump? Wer hätte so gehandelt? Der Tausendste nicht!" das waren Gedanken, die ihn fortwährend beschäftigten.

Sein Schwächezustand und die Schmerzen, welche die Wunden am Kopfe verursachten, verfinsterten die gemeine Handlungsweise des Bruders zum schwärzesten Verbrechen und er kam sich vor wie ein Märtyrer.

Bei diesem Gedanken verweilte er besonders gern. Aus ihm sog er

Digitized by Google

neue Entrüstung, wenn sein geschwächter Geist sich gleichgiltig und stumpf abwenden wollte.

Die Unfähigkeit, sich anderen mitteilen zu können, verinnerlichte seinen Aerger mehr und mehr. Zuletzt lebte er nur noch in seinem Zorn. Er legte sich mit ihm schlafen, wälzte ihn in abschreckenden Traumbildern durch die Seele und fand an jedem Morgen eine neue Seite, die er noch nicht gesehen und betrachtet hatte.

Einst erhob er sich vom Lager; es war spät am Vormittag. Die alte Therese stellte ihm das Frühstück auf den kleinen Tisch am Bette.

„Sie haben lange geschlafen, Herr Josef. Es ist zehn Uhr. Na, ich freue mich nur, Sie sind nun bald wieder gesund. Schlafen ist die halbe Nahrung. Kinder und Kranke müssen viel schlafen. Wie haben Sie geträumt?"

Schramm sah sie betroffen an. Richtig! das war ein komischer Traum.

Er gab ihr keine Antwort und begann zu essen.

Dabei dachte er an seinen Traum.

Sein Bruder war mit ihm gegangen. Es war in einer Stadt, manchmal sah es auch aus wie ein Dorf. Der Fleischer hatte viel gesprochen und oft geräuschvoll ausgespuckt, wie er es machte, wenn er halb trunken war. Wie sie durch die Straßen gingen, rief er bald diesem, bald jenem etwas zu. „Na, alter Kunde auch hier!" oder „Morgen Kollege, wart Kerl du hast mir den Ochsen ausgekauft!" oder „Halt, halt Thresel, Du kleine Hexe, wohin so schnell?" Die Fleischer kennen alle, duzen alle, sind gut Freund mit allen und reden meistens vom Geschäft, dabei wühlen sie in den Taschen mit dem Gelde.

„Laß doch das dumme Gerede!" hat er zu ihm gesagt.

Der Bruder sah ihn mit giftigen Augen an; sie schillerten grün und wurden größer. Bald darauf sah er, daß eine Schlange aus ihm hervorkroch. Je weiter sie sich herauswand, desto zwergenhafter wurde sein Bruder. Nun war er ganz verschwunden und das Ungeheuer hing vor ihm in der Luft. Sie bewegte sich mit weitgeöffnetem Rachen in Wellenlinien auf ihn zu. Nun schnellt sie an seine Brust und gräbt ihre Zähne hinein. Er sieht sich in Angst nach Hilfe um; aber er ist plötzlich im Walde und mutterseelen allein. Er will die Schlange abstreifen; aber es liegt wie Ohnmacht in seinen Armen; er kann sie nicht bewegen. Und die Schlange frißt sein Herz. Da schreit er in Angst und erwacht.

„Das ists, ich bin der halbe Mensch, wie zerrissen, wie innerlich verdorrt. Warum war ich ein Narr? Aber er konnte so schön reden, so bitten, so elend thun, so .... so .... so .... ganz wahrhaftig, wie eine Schlange — ja, ja, verflucht."

Er schlägt mit der Faust auf den Tisch, sieht dann lange starr auf einen Fleck der Diele, während es immerfort durch seinen Kopf summt: eine Schlange, ja, ja, verflucht.

Dann springt er auf und beginnt, halbangekleidet, schlürfend im Zimmer auf und ab zu wandeln.

Er sieht finster und drohend, senkt den Kopf und will weiter denken .... oh, der Bruder ist noch mehr, noch viel mehr!

Aber er kommt nicht weiter. Taktmäßig, wie seine Tritte geht es ihm fortwährend durch den Kopf: ei—ne — Schlan—ge — ja — ja — ver—flucht.

Immer dasselbe!

So geht es eine halbe Stunde in brütendem Stumpfsinn.

Da schießt es wieder in ihm auf: oh, mein Bruder ist noch mehr, noch viel mehr!

Digitized by Google

Er bleibt stehen und beginnt wieder nachzusinnen.

Aber in den mühsamen Drang, es zu thun, schwätzt die Wanduhr verwirrend und er hört wieder regelmäßig nach den Pendelschlägen der Uhr und endlos: Ei—ne — Schlange — ja — ja — ver—flucht.

Erst interessiert es ihn, die Worte, den alten Gedanken in schnellerem Tempo zu hören. Dann ist es ihm schon als ob die Uhr die Worte spreche. Dann will er es nicht mehr hören und beginnt stampfend weiter zu wandern. Doch je mehr er auftritt, desto stärker scheint auch das Ticken zu werden. Endlich gerät er in Wut. Es bringt ihn fast von Sinnen, das ewige Geschwätz der Uhr.

Jetzt bereitet sie sich schnarrend zum Schlagen vor und es ist ihm, als ob sie höhnisch lache. Dann „kling" schlägt sie eins. „Lump" hört er es und dann wieder: ei—ne— Schlange — ja — ja —

Da stößt er einen Wutschrei aus, stürzt nach der Ecke, ergreift einen Stock und schlägt die Uhr von der Wand, daß die Räder im Zimmer umherrollen.

Nun war es totenstill im Zimmer, nur das Kohlenfeuer puffte und schluchzte. Es war als ob jemand verhalten weine. Worüber? Armer Graveur! —

„Ganz recht!" dachte er in kindischer Schadenfreude, warf den Stock zu den Trümmern und setzte sich auf den Stuhl, den Kopf in die hohlen Hände stützend. Er bewegte den rechten Fuß hin und her, sah den Schatten desselben herüber- und hinüberhuschen und dachte nichts.

„Jesus Maria!" rief Therese, hereintretend.

Sie bückte sich, hob die Schlagfeder auf, sah sie eine Weile prüfend an und pickte dann mit einem Rade an dieselbe.

„Aha, so hat sie geschlagen!"

Aber, wie ist sie heruntergekommen? Zuletzt werden ihre Augen groß und entsetzt. Sie faltet voll Mitleidsschmerz ihre Hände. Dann aber mit dem gemurmelten Stoßgebet: „Gott steh mir bei!" drückt sie sich scheu und furchtsam nach der Platte und begießt den Braten. Dann geht sie rückwärtsschreitend nach der Thür, den stumpf Hinbrütenden immer fest im Auge behaltend.

Endlich fiel die Thürklinke quietschend in den Haken und sie atmet erleichtert auf.

„Also doch, doch! der gute Josef! Es ist schrecklich!" Sie mag das Wort nicht aussprechen; aber sie fühlte es in ihrem guten, treuen, liebevollen Herzen bohren.

„Jetzt geh' ich über den dunklen Flur und die schwarze Stiege, über die helle Straße, in das dunkle Haus drüben. Nacht, Licht und bei vielen wieder Nacht, das ist das Leben. Alles ist vergänglich," philosophierte sie.

Doch ehe sie in den figürlichen Lebenssonnenschein treten konnte, packte sie eine derbe Faust.

„Und wenn ihr noch so eigen seht, die Pflastersteine werden doch keine Zwanzigmärker!" polterte aus der Höhe ein schnauzbärtiger Mund diese Worte auf die Erschreckende nieder.

Therese war alte Jungfrau und außerhalb des Hauses Herren gegenüber kindisch verschämt, und jetzt drückte sie ein solcher Kummer.

„Ach Gott, ach Gott," entwischte sie ihm.

„Werd' dir nicht um den Hals fallen," knurrte der Mann, die Treppe hinaufstampfend.

„Verdammt!" stöhnte er auf halbem Wege.

Digitized by Google

Man hatte ihm einst in Gesellschaft gesagt, daß er einen Schmerbauch bekomme. Von nun an spielte er den Dickwanst und litt entsetzlich unter der eingebildeten Last.

„Sechs Frühschoppen", keuchte er weiter, seinen Leib befühlend. „In drei Jahren, wenns so fort geht, muß ich eine Wohnung zu ebener Erde haben. Aber immer besser wie so ein Dürrländer!"

„Guten Morgen Josef!"

Der Kranke riß das Gesicht aus den Händen und sah mit leeren Augen auf den Eintretenden.

„Kennst du deinen alten Freund Klinke nicht?"

Klinke .... hm — hm — schob sich die zerflatterte Erinnerung langsam mechanisch zusammen. Er trinkt immer 8 Glas, hat ein Velociped, eine häusliche Liebste, einen neuen blaugestreiften Anzug und einen großen Schnurrbart.

Dann begann Schramm wieder mit dem Fuße zu schaukeln.

„Ha, ha, eine schöne Wirtschaft das!" Klinke warf sich in einen Stuhl.

„Ich sage dir nicht zum Aushalten! gewiß! Der alte Aufseher ist fort; du weißt ja. Er sitzt jetzt warm auf der Wolle, die er uns und dem Chef abgeschworen. Mag sein, es war ein Kerl, mit dem man reden konnte und — schließlich haben alle — wenns darauf ankommt und der Herr schläft — Leim an den Fingern — natürlich alles in Ehren. Gewiß! Der alte Kolbe, die gute Haut; einen Kolbe kriegen wir sobald nicht! — Wenn er vorbei geht, da nickt und zwinkert er einem zu, wie die Magd dem Kalbe, wenn es der Fleischer fortführt. „Armes Tier," will sie sagen, „wie schmeckt das? Meister Fleischer hat eine andere Hand, wenn er „He!" sagt. Ja, ja und Du dachtest gewiß, bei mir ist nichts zu haben, ha, ha!" Wahrhaftig so ist mirs vorgekommen. Was meinst du, Josef?"

Der hat aufgehört mit dem Fuße zu schaukeln. Was mag er nur wollen? fragt er sich und bleibt stumm.

Klinke wartete auf Antwort; aber er bekam keine. Darum sah er den Kranken forschend an.

„Du! — bist du ganz wohl? Kommste bald nauf?" Zeigte er mit dem Kopfe nach der Glasschleife.

Kenn dich schon, Fuchs, argwöhnte Schramm. Er ist nur hergekommen, um sich zu überzeugen, daß ich nicht mehr arbeitsfähig bin. Dann will er hinlaufen und sich in eine Stelle betteln.

Kenn Dich schon! Und er nickte einigemal mit dem Kopfe wie ein Ast, den der Wind anstößt: auf und abpendelnd, immer langsamer und schwächer. Kenn dich schon, Fuchs!

Dem Fragenden lag dieser Gedanke so fern, wie dem kindlich reinen Charakter Schramms der Argwohn früher gelegen hatte.

Froh bewegt begann der redselige Besucher wieder.

„Ja, ja, komm nur, du verstehst mich. Oder, wenn das noch lange so fort geht, dann packe ich meine Sachen und marschiere in die Lausitz. Bei der Arbert halts der Teufel aus. Immer blos Muscheln, Striche und Zwiebeln! Verflucht wozu war ich in Berlin? Deßwegen etwa, um jetzt dieselbe Arbeit zu bekommen, wie die Gelbschnäbel! Natürlich verdient man bei dem Quark nichts und wenn man sich die Hosenträger zerreißt. Und sag ich etwas, wie neulich dem Herrn: krieg ich nicht bald andere Arbeit, Herr! sag ich. „Lassen Sies gut sein, wenn der Schramm gesund ist. Ich hoffe übrigens, daß er bald wieder eintreten wird. Es ist so viel gute Ware nach

Digitized by Google

Rußland bestellt. Sie könnens allein nicht fertig bekommen." Also, gelt ja, alter Kunde, du bist morgen wieder drüben? Da gehts wieder hui!"

„Wenn ich so eine feine, fertiggeschliffene Vase aus dem Spülschaff habe nnd die Blumengewinde, die Knospen, Blätter und Ranken sehe, da — wahrhaftig — da ist mirs, als ob mir meine Kleine ins Gesicht sieht. Ists nicht so, Josef? Weiß schon. Ich müßte dein Gesicht nicht gesehen haben. Kenn dich schon. Wenn die andern vor Freude platzen, machst du immer bloß große glückliche Augen und preßt die Lippen aufeinander. Aber drinnen, da bist du froher als alle.

Was ist all das Lob des Herrn? gar nichts, ein Quark! Ich kenn ja alle! Sie sehn bloß das Geschliffene; aber von der Kunst, keine Wolke."

Schramm hatte sich zurückgelehnt und sah ärgerlich auf die Decke. Bei den letzten Worten Klinkes stieß er mit den Hacken des rechten Fußes auf die Erde und spuckte aus. „Schöne Kunst das," sollte es heißen, „wenn man einen ganzen Satz verpfuscht! Schwätzer!"

„Also du kommst. Die Hand darauf!"

Ganz gut so, dummes . . . . Da brauch ich nicht zu reden, und Schramm gab ihm die Hand ohne aufzublicken.

„So nun ists mit der Charwoche alle. Die 15 Mark Wochenverdienst brauche ich für Bier. Freilich säß mir der Nabel am Rückgrat, da wärs gegangen. So aber, er schlug sich auf den Bauch, so aber! das ist meine Frau, meine Sparbüchse, meine Liebste ha, ha!" er brach in übermütiges Lachen aus.

Schramms Gesicht aber wurde bleicher und er heftete giftige und verachtungsvolle Blicke auf Klinke.

Oh, du Schurke! kenn dich schon, Heuchler. Aber du irrst dich; und er biß die Lippen aufeinander um seine aufkochende Erreguug nicht laut werden zu lassen.

Ich lache nicht, ich nicht und wenn zehn solche . . . . . kämen wie du. Die Schimpfnamen waren ihm nicht geläufig, dafür aber wallte innen doppelte Wut.

Will er denn immer noch nicht gehen? Ich weiß, er wird mich zum Aeußersten bringen und dann ist alles verloren; dann wird er Erster; ich kann gehen und mich in den Straßengraben setzen.

Wer braucht einen Stummen?

Es war das erste mal, daß er sich sein Unglück eingestand. Der Schrecken und die Beklemmung darüber wuchsen und drohten ihn zu erdrücken. Aber er riß sich von dem furchtbaren Gedanken daran nicht los, sondern seine zitternde Seele sah ihm mit brütender Unschlüssigkeit in das entsetzliche Gesicht?

Wer braucht einen Stummen?

Und vor seinen geistigen Augen tauchten die Bilder solcher Unglückseligen auf. Sie wandern zerlumpt, ruhen an den Rändern, schlafen in den Ställen. Die Erwachsenen wenden sich kalt und gleichgiltig von ihnen ab und die Kinder springen um sie herum, zupfen sie am Rocke, schneiden Grimassen und spreizen die Finger.

Wer braucht einen Stummen, lastet es wie ein Keulenschlag auf seiner Brust. Der Atem ging zitternd und seine bebende Hand suchte die heiße Stirn. Er bedeckte die Augen mit der glühenden trocknen Hand. Er wollte sein Elend nicht sehen. Aber durch die Nacht vor seine Augen tanzten und flogen blaue, rote und gelbe Kugeln. In jeder war ein Gesicht und jedes Gesicht war wie in schmerzhaftem Kampfe verzogen. Der Mund jedes ein-

Digitized by Google

zelnen wechselte ratlos, unbeholfen eckige Stellungen. Er sah, wie die Gesichter sich mühten, zu sprechen. Aber es war umsonst. Umsonst bettelte das volle gequälte Herz an den gelähmten Organen. Umsonst zwang sie der ungeschwächte Geist mit bitter trotzigem Willen. Es blieb immer beim bloßen Ansatz zum Worte und nur aus den Augen schaute die Verzweiflung. Hier wurde das qualvolle Martyrium der Seele sichtbar. So bin ich . . . . so . . . . . so . . . . so . . . . . verfolgte er mit unseliger Aufmerksamkeit den Schementanz in der selbstgeschaffenen Nacht.

Es war ihm, als sterbe er.

O du Menschenseele, wie seicht furcht dich der sonnige Schwingenschlag des Glückes und ach, wie abgrundtief zerwühlt dich das Elend. —

Dem Graveur fiel die Hand von den Augen, als wär ihm der Arm abgehauen. —

Klinke war in der heitersten Laune und tappte wiegend in der Stube auf und ab: er zeigte den „neuen Gang der Sammt-Affen."

So — immer mit den Absätzen gehackt wie ein Zuckfuß, die Ellbogen — ha, ha! — wie, ha! — wie die Beckenhaken an Barbierschildern. — Ueber die große Zehe, mit dem Kopfe gewackelt, wie ein Eisbär, den Rücken krumm, wie ein Höckerweib. Dir Schramm und immer: n—n—n — Tag — Härr! —

„Da bin ich heute A. ein anderer Kerl!" Uebermütig begann er „die schöne Adelheid" zu schrei , zu stampfen und mit den Händen zu schlageu.

Schramm fühlte die Lustigkeit wie einen Hohn auf sein Elend; und seine Verzweiflung löste sich in tiefe namenlose Trauer auf. Mitleidig ruhten seine feuchten Augen auf dem Herumspringenden, welcher eben einen anderen Walzer „schliff." Seine Armbewegungen illustrierten das Wiegende der Melodie und die Finger griffen in der Luft die Töne. Sie richteten sich aber keineswegs nach dem Taktmaß, sondern gaben, vom Bauche bis über den Kopf reichende Läufer zu.

Wie Schramm dem her..mschlenkernden Kollegen mit den Augen folgte, kam er auf einen Gedanken. Mit dem Munde brauchst Du ja nicht zu arbeiten. Beine und Arme sind ja noch gesund. Gott sei Dank. Die Beine? wer weiß!

Er sprang auf und maß mit langen Schritten das Gemach. —

Zwar lag es noch wie Blei in den Beinen, und bei jedem Schritte fühlte er eine leise, schmerzende Hemmung, aber in ängstlich zitterndem Trotz bäumte sich der Wille gegen die Schwäche. Es muß gehen! und es ging. Aber er konnte sich noch nicht beruhigen. Was nutzen die Beine, wenn die Ruhe und Sicherheit der Hand hin ist! Wollen sehen.

Er hob die Schlagfeder der Uhr auf und hielt sie still zwischen Daumen und Zeigefinger.

Sie zitterte.

Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Ach nein, es kann nicht sein; die Augen und meine Erregung sind schuld. „Unsinn! meine Hände sind sicher wie je." — Aergerlich warf er die Feder von sich.

Und morgen gehts wieder los.

Schramm wurde ganz Peinlichkeit und Hingabe. Das Kleinste erregte ihn. Er wäre am liebsten hingelaufen, um sich seine Stelle anzusehen. Er freute sich auf den morgigen Tag, wie der Schüler auf den Beginn der Ferien. Er suchte sich die Arbeitskleidung und musterte sie genau. Alle Knöpfe waren fest, kein Loch, keine gesprungene Naht, alle Taschen ganz, alles wie es sein mußte.

Digitized by Google

Dann holte er aus der Kommode die Vorlegeblätter. Sie zu studieren, war seine Sonntagsfreude gewesen. Heute sollten sie ihn auf den morgigen Tag vorbereiten. Er begann — in seinem Leben vielleicht das 100. Mal — das erste Blatt zu betrachten, dann das zweite, das dritte u. s. w.

Hier und da lagen von seiner Hand ausgeführte Variationen oder neue Entwürfe.

Sonst ergriff ihn beim Anschaun der Blätter Begeisterung. Die schönen Formen erhoben und erwärmten ihn, wie andere sich groß und rein fühlen nach Lesung eines erhabenen Gedichtes, nach Erfassen eines tiefen Gedankenplanes.

Dieser ideale Zug war in ihm verschwunden. Haß, Eitelkeit, Mißtrauen, Argwohn, die ihn in den letzten Wochen nie verlassen hatten, die er mit der Wärme seines Herzens, mit seiner Großmut, seiner kindlichen Reinheit und Naivität in dumpfem Brüten groß gezogen, waren seine Vernichter. Leer, mechanisch, hastig reihten sich die Gedanken aneinander.

Während er nun die Blätter mit krankhafter Aufmerksamkeit musterte und sie schnell wendete, stand nur ein Gedanke in seiner Seele:

Lacht nur und zieht die Mäuler schief. Wenn ich den ersten fertigen Krug neben mich gestellt habe, werdet ihr sehen, daß ich noch derselbe bin, und zieht den Rücken krumm.

Hm, Kleinigkeit! Mein Kopf hat g[illegible]cht gelitten! —

Jetzt kommt das „Rokokko-Muster." [illegible]

Er schloß die Augen und blätterte um — Richtig! und jetzt „Bachus" und jetzt „das Fruchtstück." Mit fliegender Hast blätterte er. Alles stimmte.

Ich bin derselbe Kerl! Ha, ha, ihr Esel!

Er schrack zusammen. Ein harter dumpfer Laut schlug an sein Ohr. Er war in der Erregung laut geworden.

Oh! stieß der wutschäumende Gedanke in ihm auf, und die Cannille hats gehört! —

Er hats gewußt, daß es so kommen würde. Natürlich! heulte es innen. Darum sitzt er so still.

Er gab sich jedem gehässigen, mißtrauischen Gedanken bedingungslos hin und fühlte in dem Schmerze, den er ihm verursachte, eine Art Wollust. Natürlich hat ers gewußt, daß es so kommen würde, und doch hatte er keinen Beweis, hatte er den Klinke noch gar nicht angeschaut.

Werden sehen!

Er bemühte sich, ein nichtssagendes Gesicht zu falten und ließ die Augen ruhig in einem weiten Bogen nach „dem Liebespaar im Walde" wandern. Als er über dem Haupte Klinkes hinschaute, flog sein Blick, blitzartig schnell, verschlagen feindselig über dessen Gesicht. Und dann zwang er seine Aufmerksamkeit nach dem Bilde in der Ecke.

Dacht ich mirs doch, spann er mild an den Gedanken weiter. Aber so weit seine Verstellung zu treiben, so weit! So ein schlechter, niederträchtiger Fuchs. Aber ich bin etwas klüger, Freundchen. Magst du auch bleich thun, die Augen aufreißen und ängstlich stieren, die Hände traurig und mitleidig falten, den boshaften Zug um deinen Mund kannst du doch nicht verschlucken. Freundchen, nein, jetzt ist die Komödie zuende, jetzt mußt du raus — raus — raus!

Einen ganz anderen Eindruck machten all diese Vorgänge auf Klinke.

Er hatte die Teilnahmslosigkeit und das Hinsinnen Schramms gleichgiltig angesehen: „. . . . . er machts immer so und hört und sieht alles." Er hatte den „neuen Gang der Sammt-Affen" vorgemacht in der sichern Erwartung, Schramm zum Lachen zu bringen.

Digitized by Google

Umsonst! Das ärgerte ihn. Er fühlte es wie eine gesellschaftliche Niederlage und er war siegverwöhnt, hatte die Lacher immer auf seiner Seite und — wich nicht. Zuletzt fand er es langweilig und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Als aber Schramm nach dem inneren freudigen Ausrufe: und morgen gehts wieder los — aufsprang, die Kleider suchte und musterte, da setzte sich der neugierige, skandalsüchtige Besucher wieder und drohte erwartungsvoll: ein komischer Kauz, das muß man sagen. Was wird nur jetzt werden!

Nun blätterte Schramm in den Vorlagen. Erst wendete er die Bogen sanft, vorsichtig und feierlich.

„Der alte Kleinigkeitskrämer!"

Dann flogen die Blätter schnell und immer schneller. Wie sie von rechts nach links knisterten, öffneten und schlossen sich Schramms Augen, kam und ging ängstlich gespannter Ernst, düstere Erwartung und ein immer krauser und übermütiger werdendes Lächeln.

Klinke staunte.

Dann windet er sich innerlich vor Lachen:

„Totaliter verrückt! total! ä—ä—ä!"

Da poltert plötzlich über Schramms Lippen ein brummender Gurgellaut, dem Brunstruf des Hirsches ähnlich.

Klinke schrickt zusammen.

Furcht aber packt ihn, da er das Gesicht seines Freundes beobachtet: Eben noch war es in bleichem Entsetzen und Schrecken starr und unbeweglich. Plötzlich geraten aber alle Muskeln des Gesichtes in eilige, irre Bewegung. Jetzt gleitet der Mund in die Breite und will lächeln, aber die Augen verkriechen sich giftig; jetzt arbeitet sich stiller Ernst herauf, schließt den Mund und glättet die Stirn, aber die Backenmuskeln bleiben geballt. Ernst, Würde, Wut und gezwungene Freundschaft huschen in wirrem Tanze über das Antlitz.

Die ohnmächtige Anstrengung, etwas anderes zu zeigen, treibt sie rasch von hinnen und giebt dem Gesichte eine furchterregende Beständigkeit im Ausdruck.

Nun ist der Kampf beendet. Aber auch jetzt ist es nur ein ruhender Widerstreit. Man sieht, das Gesicht soll gleichgiltig aussehen und — ründet sich in süßlicher, verschlagener Freundlichkeit.

Klinke fühlt erstickendes Grausen.

„Oh, er ist toll!"

Jesus! nun ruhen die blitzenden, stechenden Augen auf ihm, hüpfen auf, kommen und bohren und saugen sich fest, giftig und haßerfüllt.

„Er ist toll!"

In Seelenangst, um sich Mut zu machen, beginnt Klinke Witze zu erzählen. Er spricht sprudelnd von „der dicken Pfarrköchin" vom „Kascher und der Rocherl" und von vielem anderem; er erzählt voll Hast. Nach jedem Witze bricht er in wieherndes Gelächter aus und dann brodeln seine Worte wieder eintönig über seine Lippen.

Schramm aber hat den Entsetzten voll mit den drohenden Augen gepackt und läßt ihn keinen Moment los.

Jetzt muß er raus — raus — raus! —

Ich weiß schon, denkt er, den ruhigen, festen, aufmerksamen Blick kann die Quecksilber-Natur nicht aushalten. Dabei aber brannte sein Auge in Zorn, Wut und Verachtung.

Endlich erhob sich Klinke. Er hatte seine ganze „Courage" zusammen raffen müssen.

Digitized by Google

„Also morgen Alter, Adje!“

Schramm atmete erleichtert auf:

„Siehst du, du Schuft!

Der Davongehende aber blieb auf der Stiege stehen, trocknete sich den Schweiß und murmelte:

„Das reine Rindvieh! und dazu noch total verrückt, total, gewiß.“

Er spuckte verächtlich aus und ging weiter.

„Na die Kollegen, die in der Brauerei sitzen, werden schöne Augen machen, wenn ich ihnen alles erzähle und — morgen der Jucks!“

„Ja ich vertausch die Heirat nicht um 1000 Thaler . . .“ pfiff er und bog um die Ecke.

V.

„Schnittbohnen zum Mittag? Sie sind gerade billig!“ fragte die alte Therese.

Schramm nickte stumm und trank seinen Frühstückskaffee. Dann trat er ans Fenster.

Ernster Friede lag auf seinem blassen Gesichte. Der feste Entschluß hatte das Wogen und Wallen in ihm zur Ruhe gebracht. Er sah sein Leben vor sich liegen: ein langer, grader, reizloser Weg. Aber über und in ihm leuchtete das helle Licht eines festen Lebensplanes.

Er sah zum Fenster hinaus.

Die sommerliche Welt lag vor ihm, wie ein erwachendes üppiges Weib.

Auf den blauen Himmelsaugen lagen noch leichte Wolken des eben verflogenen Nachttraums. Der frische Tag glühte ihr rosig auf den Wangen. Ueber dem Busen lag der dunkle Wäldermantel. Aus dem ährengoldnen Haare glühte der bunte Kranz der Feldblumen. Aus tausend Vogelkehlen wogten die süßen Zukunftsträume eines eben erwachten, neuen Lebens durch das unendliche Gebäude des Weltalls.

Nicht klar, dunkel, verhüllt, aber eben desto bunter und wollüstiger umfing dieser Gedanke die Seele Schramms.

Du schöne Welt! stieg es in ihm auf und blieb als zitternde Thräne an seiner Wimper hängen.

Er kam sich wie erlöst, wie vom Tode erstanden vor. Die schrecklichen Gedanken und Träume, welche sein Brüten hervorgebracht, wichen wie Gespenster. Aus weiter unbestimmbarer Ferne schielten sie lauernd aus ihren Schattenaugen nach ihm.

Wohin wäre er gekommen, hätte er andauernd seinem Menschenhaß Gehör geschenkt? — Man muß sich aufraffen; man darf sich nicht so hingeben.

Er schlug den Ueberrock zurück und holte die Uhr unter der Leinwandblouse hervor.

„Sechs Uhr! nun geh' ich bis um ½7 spazieren und dann melde ich mich beim Herrn, und eh die andern kommen bin ich schon bei der Arbeit.“

Er ging in der Richtung nach Ebersdorf.

Es trieb ihn ein gewisses beängstigendes Gefühl ins Freie.

Wie wirds gehen? fragte er sich. Gott, wenn nur das erste Stück gelänge, daß der Herr sähe, ich bin noch der Alte. Aber, wenns mißlingt, was dann? —

Der Zweifel wollte nicht von ihm lassen.

Digitized by Google

Neben ihm grollte und schluchzte das Wasser unter dem hohlen Ufer hin; über sich hörte er singendes Wimmern in den Kiefernkronen; ein leiser Wind brachte es hervor.

Er fühlte sich beängstigt. Er wolle von dem Gedanken lassen. Aber je mehr er gegen ihn kämpfte, desto lauter und beklemmender kehrte er wieder.

Da schlug es $^1/_2$ 7, und er kehrte um.

Er wandte sich dem Wege zu, der nach der Hütte führte. Es ging bergauf. Schramm fühlte sich schwach werden. Aber er mäßigte seine Schritte doch nicht. Er bebte vor der Möglichkeit, ermattet stehen bleiben zu müssen. Endlich war er oben; die Glasfabrik lag vor ihm.

Er drehte sich um, nahm seinen Hut ab, trocknete sich die schweißtriefende Stirn und maß voll Genugthuung die Entfernung, welche er in zwanzig Minuten zurückgelegt hatte.

. . . . . Morgen wird es mir schon leichter fallen. Ach, es wird schon gehen . . . . Der Zweifel wollte nicht schweigen.

Langsam begann er weiter zu gehen. Dann blieb er wieder stehen. Aus der Glasfabrik drang vielfacher Lärm, Klirren und Poltern. Die Glasmacher schimpften und kanmandierten in allen Tonarten; die Hüttenjungen lachten, sangen und pfiffen; Karren quitschten und knarrten; Glasüberreste flogen prasselnd auf; Kohlfuhrleute knallten und fluchten; Pferde schnauften und wieherten; die Lokomobile fauchte und zischte; Kinder hüpften, Lastträger schlichen gebückt, Frauen wiegten ihre Kinder im Arm; über ihm schnurrten die Kohlenwagen der Drahtseilbahn in endlosen Reihen und polterten laut, wenn sie die Träger passierten.

Ueberall Jagen, Hasten, frohes, lautes Schaffen. Er lauschte und sah begierig alles. Zufriedenheit und Sicherheit kam über ihn. Das war seine Welt. Hier war er groß geworden, hier fand er plötzlich alles wieder, seine Kindheit, seine Jugend, sein ganzes Leben, das wochenlang unter den Schatten einer eintönigen Leidenschaft begraben gelegen hatte. Und wie ein Knabe nach einsamem Gange bei dem Lärm seiner Geschwister in der Kinderstube freudig aufatmet, so machte ihn das bewegte, surrende Leben um ihn wieder fest, mutig, hoffnungsvoll, ruhig.

Ein lauter Krach schreckte ihn auf. Ein Kohlenwagen war aus der Höhe herabgestürzt und lag zertrümmert neben ihm. Arbeiter eilten herbei und schafften Kohlen und Wagen fort. Im Weggehen hörte er sie sagen:

„Der fährt nicht mehr. Aber auch ganz entzwei. Mit dem ists für immer alle."

Ueber ihm surrten die anderen Wagen weiter. Die vollen liefen ächzend hinab, die leeren tanzten tönend herbei, jeder an sein Ziel. Und drüben im Hofe und in den geschwärzten düsteren Häusern das verwirrte Rufen, Knarren, Prasseln, Pfeifen, Schleifen, Hin- und Wiederlaufen war nur der Pulsschlag eines großen, streng geregelten Ganzen. Alles strebte einem Ziele zu. Alles ging den Weg der Pflicht und alle waren heiter und mutig.

Das Maß der Pflichterfüllung ist das Maß von Menschenglück und -größe.

Und ich? sah Schramm auf die Stelle, an welcher der Kohlenwagen sich zerschlug — — — ich? —

Alles ging seinen Gang, hatte sein Ziel, seinen Weg und Zweck. Männer, Frauen und Kinder liefen wirr durcheinander und doch standen sie sich nah und waren verwoben: Die Kraft stützte das Geschick, die schwache Schnelligkeit half der plumpen Gewalt, die zarte Peinlichkeit zügelte das rauhe Hasten: alle waren verbunden und wuchsen innerlich und fühlten sich wohl in der allgemeinen, gegenseitigen Abhängigkeit.

Digitized by Google

Er aber, dem treue Arbeit und Pflichterfüllung alles gewesen war — Vergnügen, Spiel, Ruhe, Frieden, Liebe — alles, mußte von ferne stehen, verlassen, müßig, allein, unglücklich.

Woran sollte er denken, wenn er nicht mehr arbeiten dürfte? — wovon reden, lesen, träumen? —

Seine Seele wurde heimatlos.

Was hatte er denn noch, als sein Elend . . . . . ?

Da fiel ein Blatt vom Baume.

Der Wind hob es und wirbelte es nieder, führte es über blumige Wiesen und — warf es auf den Weg unter die Hufe und Reifen. — Es hatte auch einmal gegrünt, im Lenzwind gelispelt, im Sommer gelacht und im Sturme gerauscht — nun war es dürr und verwaist. Im Staube war sein Grab.

Und ich? —

Schramm taumelte zurück, wie von einem betäubenden Schlage getroffen.

Dann ging er gebückt weiter. —

Bangen klopfenden Herzens strebte er dem Hause des Hüttenbesitzers zu. Der hatte ihn kommen sehen und schritt ihm nun entgegen.

„Guten Morgen!" grüßte er den traurig Dastehenden. „Endlich sind sie wieder da." Er hatte ihm die Hand gereicht, und schüttelte sie freundlich.

„Sogar die Russen warten auf Sie, ha, ha!"

Schramms Seele litt unter dem Vergleich zwischen seinem jetzigen und früheren Zustande, als er seinem kräftigen mutstrotzenden Herrn gegenüber stand. Er kam sich so elend und unfähig vor, sogar zum Leben.

Eine Weile starrte er mit großen Augen traurig vor sich hin. Dann heftete er sie bittend auf das Antlitz seines Chefs. Klein fühlte den stummen Wehruf in Schramms Augen an sein Herz hämmern.

„Ach was, mein Lieber, den Kopf hoch! Mit der Zunge arbeitet kein Graveur, wenn nur Arme und Beine fest sind. Und mit den gehts ja. Nein, nein, sie sind noch der Alte und ich auch. So — und nun gehen Sie zum Herrn Binder und lassen Sie sich die Vorlage zu den guten Vasen geben."

Schramm verneigte sich und wandte sich zum Gehen.

„Ja, was ich noch sagen wollte, und ihren Bruder hat man noch immer nicht finden können. Wahrscheinlich werden Sie nächstens vor Gericht geladen werden."

Der Graveur schüttelte langsam und trübe sein Haupt. Er wollte es vergessen. Seine Milde und Versöhnlichkeit walteten wieder in seiner Seele. Nein, nein! Er hat sich übereilt, dachte er, er ist sonst so gut; mag er gehen. Mein Unglück ist für ihn Strafe genug, mein Unglück und sein Gewissen.

Klein deutete das Schütteln falsch.

„Ach was, man hat ja doch ihren Bruder an dem Tage mit Ihnen gesehen!"

Da kam Schramm der Gedanke, daß es ihm unmöglich sein würde, seinem verbrecherischen Bruder vor Gericht gegenüber zu stehen und ihn durch sein Zeugnis zu verderben. — Er darfs nicht gewesen sein! — und nun schüttelte er als Antwort auf seines Herrn ungläubigen Ausruf das Haupt energisch und sah ihn fest an. — Natürlich! Man könnte ja dann Niemand mehr unter die Augen treten, wenn es ausgemacht war, daß mein Bruder ein Totschläger ist. Nein, nein! —

„Aber, ich kann Sie nicht begreifen!" rief Klein. „Nun wenn Sie's nicht sagen wollen, wird's Ihr Bruder thun müssen! Im Uebrigen bleibt alles beim Alten zwischen euch."

Digitized by Google

Sie trennten sich.

. . . . . beim Alten . . . . sang das Herz des Graveurs im Weiterschreiten ohne Ende.

Und nun gab er sich ohne Rückhalt der Wiedersehensfreude hin. Für ihn, der sich nicht durch Trinken, Leidenschaften und geschlechtliche Ausschweifungen abgestumpft hatte, lag auch im Geringsten eine Fülle von Freude und schöner, unentweihter Erinnerung.

Er genoß sie in breiter Gemächlichkeit.

Auf dem weiten schmutzigen Hofe hatte seine Kindheit geblüht. O, in jener Zeit war der Himmel so nah, alles Große, Schöne und Heiligste so leicht zu erreichen; die ganze Welt so klein und das kleine Herz so weit, so weit und die kindliche Seele so groß und allgewaltig.

O Jugendzeit, o Heldenzeit.

Schramm blieb inmitten des Feldes seiner Knabenthaten stehen.

Aus Aschenhaufen, hohen Bergen von Glasüberresten; aus grauem, verfallendem Gemäuer, geschwärzten Fenstern und Dachluken stiegen die Gestalten seiner glücklichen Kinderjahre herauf und erzählten ihm herzige frohe Geschichten.

Still verklärt lauschte er.

„Guten Morgen Josef!" Der alte Jogwer karrte die Schamottemasse über die Bretterbrücke aus der Glasfabrik und grüßte ihn von fern.

„Guten Morgen!" er stand neben ihm und streckte ihm seine Schwielenhand entgegen.

„Ich hab mich schon lange nach dir umgesehen!"

Jogwer war der Jugendfreund von Schramms Vater gewesen; darum duzte er den Graveur.

„Mein Gott, kannst dich noch erinnern! Am Gelöbnistage haben wir uns das letzte mal gesehen. Zehn Wochen, ja, ja, ganze zehn Wochen. Jesses, Jesses, du warst so ganz marode und weg wegen deinem Bruder. Und mein Gott, wenn der Vater aufstünde! Der August, der Lumpenkerl, muß so was machen. Aber ich habs zu meiner immer gesagt. Marie, hab ich gesagt, aus dem Schramm August wird nichts. Mann kann sagen, was man will, es hat getroffen, er ist unter einem bösen Planet auf die Welt gekommen. Ich habs gewußt, Gott verzeih' mir meine Sünde."

Jogwer schwieg und sah den Graveur aus seinen wasserblauen Augen unbeholfen schlau an.

„Wo hat er dich denn überfallen? Konnt'ste nicht ausweichen?" Jogwer horchte, „Was?" und hielt ihm zur Ermunterung seine Dose hin.

Schramm nahm eine schwache Prieſe, that aber keinen Laut und machte keine Gebärde.

„Dort wo die Lärchenschonung anfängt, hä, da wars?"

„Was? haste nichts gespürt oder gesehn, vorher nicht, daß er was im Schilde führt!"

Schramm wollte durchaus die Erinnerung an sein Unglück aus seinem Gedächtnis verwischen, durchaus, mit Gewalt. Er mühte sich, an etwas anderes zu denken: — Ja, dort von der Mauer hab ich mit dem Strangfeld Anton den großen Drachen steigen lassen.

„Die Leute sagen, es war eine Vierkanter-Flasche mit der er dich geschlagen hat!"

„. . . . . er war so groß wie ich; das Papier war von — na von wem denn! — wie man doch alles vergißt! — Halb horchte er auf den Alten. Dann bestürmte er wieder sein Gedächtnis . . . . . ,es war blaues

Digitized by Google

und weißes Papier. Der Anton hat die Schnur gegeben und ich hab das Gesichte darauf gemalt' . . . .

„Das kann ich blos nicht verstehn, daß du ihn nicht gepackt hast. Kam er 'a so schnell, daß du 'n nicht fassen konntst?"

„. . . . . ach ja er stieg zwei mal so hoch wie der Schlott' . . :

Er hatte wieder halb hingehorcht. Die Erinnerungen an den Mordanfall kamen wie eine dunkle Woge geschossen. Dagegen ankämpfend, beantwortete er doch in Gedanken, freilich zerrissen, unmutig, die letzte Frage des geschwätzigen Alten: freilich, aber der Teufel mags wissen wies kam . . . . . nein und — er klammerte sich an das Erinnerungsbild — dann drehte er sich auf den Oberberg zu; er blieb am Blitzableiter hängen . . . . . !

„Hast'n noch nichts vom Gerichte gehört?"

Jetzt war es genug. —

Er schüttelte den Kopf und ging.

Jogwer sah ihm nach: „Ganz richtig is doch nicht mit ihm!"

Das Weibermaul muß mir auch grade in die Quere kommen, dachte Schramm, als er die Bretterbrücke emporschritt, um in die Glasfabrik zu gehn.

Auf seiner Stirne zeigten sich schon wieder die düstern Falten, um seinen Mund grub sich der leidende Zug und seine Augen begannen alles bohrend zu fassen und funkelten in bösem Glanze. Seine Seele aber schwebte in leerer Unschlüssigkeit. Von dem düstern Bilde angezogen, jedoch von bitterem Willen zurückgerissen und hastig nach der schönen Vergangenheit gedrängt, tappte sie wie ein Tagelöhner mechanisch aufwärts ans Licht goldener Zeiten, während in ihrem geheimsten Mittelpunkte ein leiser unerklärlicher Drang die Hölle des Krankenlagers und der Genesung herbeisehnte.

Schramm fühlte ihn mit Bangen und Aerger stärker werden und suchte nach einem Strohhalm, um den Geist dem Wirbelgange der Gedanken und den Untersuchungen über das Verhältnis zu seinem Bruder zu entziehen.

Er hatte sich zur Seite gekehrt und sah starr auf den Boden. Lange konnte er nichts finden.

Eben war durch die Erinnerung seines Vaters Bild geflohen. Schattenhaft schnell war es dahin geeilt. Das liebe runzlige Gesicht wollte sich nicht zu ihm wenden, ihn nicht befreien helfen von den bösen Gedanken. Traurig sann er ihm nach.

Da rollte es dumpf hinter ihm. Als er sich umwandte sah ihm der alte Jogwer ins Gesicht. Aus irgend einem Grunde lag um seinen Mund ein verwelktes, kümmerliches Lächeln.

Blitzartig schnell hüpfte der Gedanke in des Graveurs Kopf auf; so, grade so pflegte der Vater zu lachen. Ach, und da stand ja das liebe Gesicht vor ihm, in ihm, mit demselben sorgenvollen Lächeln, das den langen gelben Eckzahn der linken Seite enthüllte.

„Du sollst dich nicht so quälen wie ich, hätte der Gute gesagt, als er einst, so wie heut der alte Jogwer, ihn auf der Brücke traf. Da nun mußte in die Schleife und wenn dus Zeug hast kommste auch mal 'nauf zu den Herrn Schneidern. Ich muß jetzt schon weiter tempern, bis mich der Totengräber in die Mache kriegt. Da hatte sich's der kleine Schramm vorgenommen „'nauf zu den Herrn Schneidern zu kommen."

Mit ängstlich bebender Aufmerksamkeit und kleinlicher Peinlichkeit zwang er jetzt seinen ganzen Bildungsgang an sich vorüber.

Das mußte ihn befreien von dem immer mehr um sich greifenden

Digitized by Google

galligen, zornigen Brüten über sich und seine jetzige Lage; das mußte ihn seitwärts drängen in die gewohnte Bahn seines alten Lebens, das er eben aufnahm; das allein konnte seine Kräfte vereinen zu der ersten wichtigen Arbeit.

„O Gott, wenns mißlingt, was dann?"

Mit klopfendem Herzen packte er das Bild von sich als Schulknabe, das eben durch seine Erinnerung hinhuschte. Er sah sich das erste Mal in die Fabrik gehen: blaue Bluse, Holzschuhe, unter der Mütze eine Wolke verwirrten graublonden Haares — auf ein Haar wie alle „Hüttenjungen." Ja, das war er! Er zwang sich zu freudiger Ueberraschung und trat mit seinem Gedächtnisbilde mitten in den Lärm der Fabrik. —

Ein Junge klapperte an ihm vorüber, stieß ihn mit der Stange, auf der er einen fertigen noch weiß glühenden „Pariser" (man blies eben Lampenschirme) „eintrug", lachte breit frech und laut und pfiff zum Kühlofen.

Du schöne Zeit, wo bist du hin! zwang der Graveur sein Blut zu affektierter Sentimentalität.

Aber da gähnte der Abgrund seiner Seele auf. Sein anderer düsterer, wilder bohrender Geist stieß seine Brust mit einer knirschenden Seufzerwoge auf: „ha! und was wär ich geworden? Und was kann ich werden?" Ein ruhiger stummer Wutfluch riß die rote Farbe von seinem Gesicht.

Aber was kann das nützen, beherrschte er sich gleich darauf. Davon lern ich nicht reden. Ich muß es vergessen, ich muß . . . . . muß . . . . muß . . . .

Und zitternd vor Erregung lief er in das dichteste Gedränge.

Da rannte er mit den Knieen gegen einen mit Milchglasständern gefüllten Kastenkarren. Der Arbeiter kam vom Kühlofen hergefahren. Von dem Stoß des Graveurs geriet der Glasberg ins Wanken.

„Verflucht! schrie der Arbeiter, wo wollen Sie hin? Setzen Sie sich auf und backen Sie sich an jede Seite des Hintern einen Ständer, Jesse!"

Schramm verzog ungeschickt, geschäftsmäßig den Mund, wie eine Puppe mit Lachmechanismus und stürmte weiter.

Ich muß vergessen — muß — muß —

Aber schon packte ihn eine Faust bei der Schulter: „Kerl wenn du's nicht wärst, hieb ich dir's Rohr über die Mütze. Wieder umsonst meine Backen gequält!"

Schramm streckte dem Schulkameraden die Hand entgegen und lächelte zerstreut.

„Nun, polterte der Bläser ärgerlich, du hast mir de Form vom Rohre weggestoßen."

Ach, sagte Schramm durch eine Handbewegung, wegen dem, wenns nur nicht mehr ist!

„Natürlich, aber a Fremder säß draußen auf a Scherben, das weiß ich. — Na, wir sind ja Alte, gelt Josef, alte Freunde. Aber wahrhaftig, Bange hab ich um dich gehabt. Sie sagten, du wärst Wochenlang irre gewesen. Mitgenommen hat dichs ordentlich. Aber die Farbe kommt wieder."

Der Glasmacher erzählte schreiend viel — viel. Schramm hörte nicht auf ihn, sondern quälte sich in seiner Erinnerung.

. . . . . Gut dreizehn Jahre sind es her, daß ich Kölbelmacher war. Na mit siebzehn Jahre hatte ich schon eine Stelle. Die andern, das waren alles Schafe; die mußten vier Jahr Kölbel blasen. Richtig — und der Hüttenherr hieß mich immer den jungen Meister — ja — ja —

Dieser Hochmut kam ihm sehr willkommen, wußte er doch alles in buntes,

Digitized by Google

grelles Licht zu tauchen, für alles die prächtigsten Farben zu schaffen und ihm auf einige Momente süßes Selbstvergessen zu kredenzen.

„.....na wir sind ja alte Freunde!“ flocht der Bläser eben wieder in seinen Schrei-Monolog.

„Ich dächte, Josef, wir untersuchten wie der Liter unten aussieht, einen muß du rausrecken!“ Seine Stimme dröhnte und sein Gesicht strahlte, daß er endlich die feuchte Pointe seiner gewaltigen Rede erreicht hatte.

Ha, dacht ich mirs doch! O die Säufer! Na, ich kenn sie alle! Einer wie der andere! zischelte der böse Dämon in des Graveurs Innern. Das trieb ihn weiter; und als er sich das Karussel, einen neuen Kühlapparat erklären ließ, stieß sein zweiter düsterer Geist zwischen die Aufmerksamkeit den furchtbaren Ausruf: Da in dem glühenden Wagen könnte sich August seine Knochen abkühlen.

Schramm betrachtete noch vieles, ging hin und her, ließ sich von vielen anreden. Aber es war umsonst, er blieb zerstreut. Seine Sammlung, seine geschäftliche Arbeitsstimmung, die er sich auf dem Gange durch die Räume der Glasfabrik hatte erhöhen wollen, wurde, kaum entstanden, von einem höhnischen, bitteren, rachsüchtigen Gedanken durchbrochen. — Auf dem Wege zum Zeichner „Herrn Binder“ bewies er sich aus seiner Erinnerung, daß „sein Hund von einem Bruder“ die Trunkenheit nur geheuchelt, daß er ihn „entschieden, mit Vorsatz, nach langer, langer Ueberlegung hatte totschlagen wollen“, um die Lebensversicherungssumme „auch noch in den Rachen zu schlucken“.

Er wälzte noch viele dunkle, zornige Gedanken hastig durch seine Seele, er wühlte noch lange in den Abgründen seines lastenden Hasses, der ihn ganz durchdrungen, gebannt, den sein langsames Temperament doch nie zu glühender Flamme, zum klaren Entschluß steigerte und trieb. — —

Indem er zwecklos in dem Hofe und um die Gebäude ging, verlief sich der anfänglich hohe Wogendrang der Leidenschaft in ihm, nachdem er aus seinem verwitterten Geiste den peinlich gesteiften, krankhaft lebendigen Willen, aus dem Herzen das mühsam gewonnene stärkende Interesse und die erfrischenden, gesunden Bilder der Erinnerung hinweggespült hatte.

Leer, dumpf, stumpf und doppelt schlaff war seine besiegte Seele, kalt sein vergiftetes zwiefach armes Herz. — Seine Sinneswerkzeuge arbeiteten schnell und leichtfertig und trugen doch nichts nach innen.

Er sah alles, hörte alles, auch das Geringste; und doch war alle Erregung so schwach, ging so schnell, war so alleinstehend beziehungslos, daß kein Gefühl, kein Begriff sich bildete.

Er strich umher, wie ein Nachtwandler, aber ohne dessen verwirrtes, buntbewegtes Innenleben.

Er stand schon eine Viertelstunde vor dem, durch Dampf getriebenen Schöpfwerke, welches das Grubenwasser förderte, und sah zum vielleicht tausendsten Male die Kolbenstange auf und niederstoßen, aber er langweilte sich nicht. Denn wenn der Kolben aufs neue niederfuhr, war der frühere gleiche Eindruck schon verflüchtigt und Schramm sah mit ursprünglicher, mechanischer Aufmerksamkeit das Glitzern des blanken Eisens und hörte wie überrascht das Aechzen, das Gurgeln und Plätschern des Wassers.

Er hätte wohl noch lange geistlos hingestarrt, doch der Ruf: „Na Schramm haben Sie schon die Vorlagen in der Tasche, oder ruhen sie das erste Mal?“ riß ihn auf.

Herr Klein stand hinter ihm.

Schramm verzog sein Gesicht nicht.

Digitized by Google

Wie ein säumiges Zugtier auf den Ruf des Fuhrmanns sich wieder in Tritt setzt, so wandte sich der Graveur wieder zum Gehen.

Die frühere Aufforderung des Herrn lag und wirkte in ihm wie tierischer, blinder Trieb.

. . . . . Nun klopfte er an die Thür des Zeichners.

„Herein!“ quäkte es drinnen.

Er trat ein und blieb stehen, die Mütze in der Hand schwenkend, wie es Arbeiter eben thun.

In der langen Stube, vor ihm auf einem hochgeschraubten Drehschemel hockte ein buckliger Mann über eine Arbeit gebeugt. Er sah sich nicht um, rührte sich nicht einmal, als Schramm das Zimmer betrat. Er schien versteinert zu sein. Nur die pfeifenden Atemzüge bekundeten, daß Leben in dem verknoteten Menschen sei. Das Pfeifen wurde stärker und schneller. Endlich platzte die Erregung in einem kurzen plärrenden Hustenstoß auf und dann:

„Donner Kilian! guten Morgen Herr Grobian!“

Und plötzlich drehte sich das Männchen zweimal um sich selbst, daß die Beine seitswärts flogen, hüpfte herunter, stand dem Graveur im nächsten Augenblicke unter der Nase und schleuderte ihm ein zorniges „Hä!“ ins Gesicht. Dann trat es zurück, spreizte die Beine, rückte die goldene Brille dicht vor das Auge und stemmte die Arme in die Seite:

„Da quäl' ich mich schon jahrelang mit der Bande herum; aber es nutzt kaum was. Da ist immer wieder einer, der über seinem Büffel den Rock nicht zuknöpfen kann. Verflucht! wie oft soll ichs denn sagen: ich bin nicht eures gleichen! Ich bin nicht Handwerker, ich bin Künstler! (dabei blies er mächtig.) Verstanden? und verlange Respekt. Ja!“

Darnach strabelte er quer durchs Zimmer, zu einem Schrank.

Das war Herr Binder!

Schramm dachte, der sieht aus, wie Kasperle und mußte lachen.

„Es ist eine Flegelei, einem Vorgesetzten — Binder setzte das Wort durch seine Betonung in Anführungszeichen — ins Gesicht zu lachen!“

Schramms schlaffer Geist begann sich zu regen — „ein schöner Vorgesetzer“ — und sein Herz faßte Leben.

Auf seinem Gesichte wollte das Lächeln nicht versiegen. Herr Binder sah ihn eine Weile forschend an. Er wartete offenbar auf eine Entgegnung und hatte schon eine Grobheit parat.

Der Mund des Graveurs blieb stumm.

„Ach mein Gott, erinnerte sich jetzt Herr Binder: der Stumme, ja, ja, mit dem sauberen Bruder!“

Mithin! — der ist kein Wort wert.

„Sie sollen,“ begann er geschäftsmäßig, in scharfem wiederlich hochmütigem Tone, indem er an den Tisch ging und Schramm durch eine befehlende Handbewegung hinter sich heranwinkte, „Sie sollen hier nach diesem Muster — aber rein halten — Vasen schleifen. Den Geist, die schwungvolle Seele der Zeichnung, werden sie nie verstehen lernen. Sie werden es blos nachritzen, nachmachen — wie ein rechter — echter Hand—wer—ker—“

Des Graveurs Stirn umwölbte sich. Er nahm Herrn Binder die Vorlage unsanft aus der Hand. So, das wird sich zeigen, sollte es heißen. Aufmerksam betrachtete er dann die Zeichnung. Sie stellte einen großen, geschmackvoll geordneten Blumenstrauß dar, über dem auf Schmetterlingsflügeln drei kleine Tanzgeisterchen neckisch schwebten.

Wirklich eine prachtvolle Zeichnung! Er ist doch ein Teufelskerl, der

Digitized by Google

kleine Knirps! Blos die schöne Rosenknospe und darüber der kleine Kerl in dem wallenden Schleier, wie er begierig nach der Blume guckt! . . . . . .

Und plötzlich fühlte er es in seiner Brust wollüstig aufwogen: das Ahnen, das Träumen, die lebensstarken Gedanken kamen über ihn, welche ihn heute früh ergriffen hatten, als er nach dem Frühstück von seinem Fenster aus die erwachende Welt betrachtet hatte. Da legte er freilich eine tiefere Seele in die Zeichnung, als sich Herr Binder gedacht hatte. Dieser aber fühlte sich durch das lange Betrachten geschmeichelt und begann in wohlwollendem Schulmeisterton:

„Die drei Grazien sind Glaube, Hoffnung und Liebe. Links über der springenden Rosenknospe ist die Liebe. Leichtfertig ist der Schleier um den üppigen Leib geschlungen und verhüllt die Reize. Der lüsterne Blick lugt nach der aufquellenden Rose, welche die erwachende Sinnlichkeit bedeutet, d. h. symbolisiert. —

Symbolismus ist die Hauptsache! Hier hatte Rembrandt ganz recht, wenn ich auch seine Vorliebe für das Gräßliche verurteile — verurteilen muß!" — und das Zwerggenie bohrte seine Glasaugen in die Luft und blitzte den vor ihm schwebenden Riesen an wie einen Schulbuben.

„Mitten schwebt der Glaube," nahm er seine Erklärung wieder auf, nachdem er selbstgefällig auf seinem Lorbeerreisigbündel eine Weile ausgeruht hatte — Glaube. Ernste Gesten bekunden seine gedankensatte Seele. Ich wollte ihm eigentlich einen Prophetenbart machen, um den Ursprung des christlichen Glaubens anzudeuten; aber . . .

„Thrä!" —

Der Graveur schneuzte sich verständnisinnig. Es klang wie ein Trompetenstoß.

Binder starrte ihn an. Wut und Zorn machten ihn erbleichen. Mit zitternden Lippen schrie er: „So eine Unverschämtheit! Hier — hier — hier — nein — so was — machen Sie — hier — daß Sie nauf kommen. Donner Kilian!"

Der Zornesausbruch machte auf den Graveur nicht den geringsten Eindruck. Indem er die Mütze gegen das Bein schlug und sich zum Gehen wandte, dachte er: Eine herrliche Vorlage; aber schwierig! Da heißt's die Ohren steif halten. Sonst . . . .

Die Gleichgiltigkeit brachte Binder zum Aeußersten.

„Ein Lump sind Sie. Eine Lüge is, eine stinkende Lüge is! Ihr Bruder hat gar nicht dran gedacht, Sie zu schlagen. Besoffen waren Sie und da . . . ."

Schramm blieb wie angewurzelt stehen.

Die ganze Last der verschiegenen Wut rollte auf seine Brust. Herz und Lippen bebten ihm. Er drehte sich energisch um, um ihm „eins zu versetzen." — Aber du wärst des Todes! — Gallende, dumpfe Laute quollen über seine Lippen und seine Augen funkelten in düsterer, unheimlicher Glut.

„Herr Binder" lehnte wie leblos am Tische und schrie aus Leibeskräften nach Hilfe: aber die Angst preßte ihm die Brust zusammen, und so klang es wie das Wimmern eines jungen Hundes.

Schramm spie ihm ins Gesicht und schlug die Thür hinter sich zu.

Herr Binder kam langsam zu sich.

Er wischte sich das Gesicht, und als er vorsichtig zur Thür hinausgesehen und bemerkt hatte, daß der Graveur schon fort sei, ballte er die Faust.

Digitized by Google

„Wart nur, Vögelchen! du denkst, der Ast, auf dem du sitz'st, ist grün! Wart nur, wart nur, wenn man daran sägt, wird er schon dürr werden. Wollen sehen.

Nein! — 's ist doch zum Farbe fressen, so eine Respektwiedrigkeit!"

VI.

Also das noch! — wenns der sagt, dann muß es unter den Leuten Gerede sein! — Der Graveur ging, ganz an die Mauer gedrückt, das verrauchte Gebäude entlang und bog endlich in eine offen stehende Thür. Die Schwelle, die Flurziegel waren ausgetreten; der Putz war teilweise von den Wänden gestoßen. Packstroh lag wirr auf dem Boden. Rechts eine Thür, links eine — u. s. w. — alle wie ein Bettlerskrock: geflickt, abgeschabt, bald zu groß, bald zu klein, schief hängend; fest zu und doch nur lose angelehnt, denn alle Schlösser an ihnen waren schadhaft. Die Thüren ächzen, quietschen, poltern, hüpfen auf und nieder, wie angesteckt von Lärm und Bewegung um sie, neben und über ihnen.

Rechts eine Thür — links eine — ein langer Hausflur! —

Schramm bleibt vor jeder einen Augenblick stehen wie ein Lastträger, den das Gewicht seiner Bürde fast zusammendrückt.

„Hineingehen! — — — — nein! — bin — ich aber — — ein Esel!" — äußert sich das mechanische Arbeiten seiner Seele. In der Tiefe aber wühlt und bohrt es wie Fieberkrampf: also das noch! — nach allem! — ich ein Ehrloser! — Du ewiger Gott!! — Das muß herunter von mir — oder es erdrückt mich! Aber — was thun?

Er ging weiter. — Links eine Thür!

„Hineingehen!" — Er blieb stehen! —

Was thun? verklagen werd ich den Hund! ja—a! — Aber der Kerl spricht wie ein Marktjüde und ich? — Unsinn! Da müßt ich alles haarklein erzählen! Nein, nein! Da bin ich mir zu gut, daß ich vor dir, du elender Knirps, alles ausbreite. Und . . . . . Recht? — Frage den Stein! . . .

Er ging weiter. — Rechts eine Thür!

„Hineingehen!" — Er blieb stehen. —

„Nein — räudige Katze — durchprügeln werd ich dich — totschlagen — das verdienst du, dem die Ehre eines andern so lieb ist, wie dein Buckel. Totschlagen!"

Aber da kam ihm der Gedanke, daß es andere auch wußten, daß andere grade so schlecht und niederträchtig seien als Binder — totschlagen! Das Gift fraß weiter: — wo — wieviel hats gute, ehrliche Menschen auf der Erde? — keinen — totschlagen! — alle, alles Ungeziefer.

Er, der Henker und vor ihm die ganze Welt — weg mit euch! — alle einen Kopf kürzer! — totschlagen!

Er lachte auf: grell, schrill, schneidend.

Es klang wie der Schrei eines Ertrinkenden. —

Sein Herz aber schlug gegen die Brust, als wolle es das knöcherne Gefängnis sprengen, um hinauszukommen aus der Nähe dieser düstern höllischen Gedanken.

Schramm preßte die Hand darauf, wie um es zu beruhigen. Da hörte er die Vorlage in der Seitentasche knistern.

Er war im dunklen Treppenhause angekommen. Rechts die Schamottestampfe, links der Schleifsaal. —

Digitized by Google

„Es wird nicht gehen! — Ich hab keine Ruhe! — Obs überhaupt geht, — und — was dann?"

Der Lärm rechts und links spann seine Gedanken weiter und gab ihm Antwort.

Aus dem Schleifsaal kreischte und zischte es sinnverwirrend wie höhnisches Lachen.

Aus der Schamottestampfe quoll es wie dumpfe, eintönige, träge Hammerschläge.

Ihm war es, als höre er das Schicksal den Sarg seiner Zukunft zimmern.

Er schauerte zusammen.

In dieser Erregung muß ich ja alles verderben. Es muß ja heute nicht sein; er drehte sich um und wollte gehen.

„Halt Freundchen, so wird nicht gespeist!" Klinke war es. Er kam aus dem Schleifsaal und war in himmelblauester Montagslaune.

„Ich hab heute den Geburtstag gehabt, dann der Czernoch, dann der Mann — hier ist die Herzensschmiere!" Er hielt einen gewaltigen „Vierkanter" voll Korn in das Licht des Flures.

„Gemütlichkeit! Immer gemütlich, das ist die Hauptsache. Ha, ha! na heute wirds toll! Bruder, und jetzt hast du Geburtstag!"

Er hatte Schramm die Stiege hinaufgezerrt. Bei den letzten Worten traten sie in den Schneidersaal.

Ein Chorus taumelnder Stimmen schrie:

„Guten Tag Geburtstagskind!" — Dazwischen klang der bewundernde Ruf: „Klinke ist schon ein uricher Hund! — Klinke hoch!"

Alle sprangen von dem Arbeitstische, einer aus Brettern zusammengeschlagenen Tafel, welche um den ganzen Saal, mit Ausnahme der Thürwand, lief, und stellten sich in einem Halbkreis um die Ankömmlinge auf.

Schramm dachte: Sie sind alle besoffen. Ich dächt, ich ließ sie, sonst machen sie's noch toller.

Klinke nahm das Wort. Mit komischer Feierlichkeit überreichte er Czernoch die Flasche: „Hier, mein Marschallsstab." —

Kollegen, Kameraden, Freunde! Gestern haben wir Moltke, den großen Schweiger, gefeiert. Heute begrüßen wir einen kleinen Moltke . . . .

„Bravo! Bravo! Weiter!"

Eine Anspielung auf deine Stummheit dachte Schramm und erblaßte.

„Er hat einen nächtlichen Kampf bestanden. Fast wäre er seinen Wunden erlegen; aber er hat gesiegt. — Mir wär's gestern fast um ein Haar so gegangen. Ich stürzte über einen Stein und — schlug mir das Knie blutig. Natürlich den Schädel konnt' ich mir auf keinen Fall einstoßen. Dazu gehören zwei vierspännige Fuder (er zeigte auf den Vierkanter, den Czernoch hielt) unter die Mütze."

Das ist auf mich gemünzt! — der Zorn begann in Schramm aufzubäumen, aber Klinke fuhr unbeirrt fort:

„Na, was wollte ich denn schnell sagen. Also, er ist wieder gesund. Er ist gleichsam von . . . er ist gleichsam neu . . . geboren. Der Herr hat ihm die Hand geschüttelt. Binder hat ihm die Thür aufgemacht . . . ."

„Serr scheen! Brachtvoll!" schrie Czernoch.

„Wir sind froh, daß du wieder da bist und wollen deinen Geburtstag begießen und du sollst die Taschen aufmachen und den Regen herauslassen.

Wir sind alle noch die Alten: Czernoch, der Büffel, Mann, der Nachtfalter und Schützenkönig, Strangfeld, die Bibelmotte . . .

Digitized by Google

Alle brüllten und stampften: „Bravo! Klinke, du Hund!“

„Die Andern,“ setzte er fort, „die Andern sind die bekannten Esäue ohne E!“

„O, ho, na, na!“

„Und du bist noch das Hinterviertel vom Chef!“

„Auf das err sich wirt eemol inn Aptritt . . . . . .“ knurrte Czernoch.

„Klinke hoch! Schramm hoch! Geburtstagskind hoch!“

Schramm warf Klinke einen haßerfüllten Blick zu, riß sich von ihm los und schritt seiner Arbeitsstelle zu. Sein unseliges Mißtrauen hatte in allen Worten Klinkes böswillige „Niederträchtigkeit, Anspielungen und Verleumdungen“ erblickt.

Die Schneider sahen einander eine Weile fragend an. Als aber Klinke mit nach Schramm hingeneigtem Kopfe gewinkt und unter Zwinkern „Nicht recht meschucke“ gesagt, brachen alle in wieherndes Gelächter aus.

Nur Strangfeld, die Bibelmotte, ein Hüne mit Beinen, welche aus einem Handtuch zusammengedreht schienen, ging abseits. Diese Rohheit schnitt ihm tief ins Herz. Er mochte in seinem klareren, gesammelten Innern eine Ahnung haben von dem Elend in Schramms Seele, welche an dem Glauben, der Welt und Gott nur noch durch das zitternde Bewußtsein eigener Ehre gehalten wurde, sonst aber eingehüllt war von den Schatten düsterer Leidenschaften, welche sie unterdrücken wollte und doch in schmerzlicher Wollust gebar. —

Er ging zu ihm und drückte ihm mit stummem herzlichem Lächeln die Hand. Schramm preßte sie voll Inbrunst: o hätte er seine gequälte Seele befreien und ausrufen können, mein Freund, mein Retter! Statt dessen preßte er sie nochmals mit Wehmut, daß Strangfeld hätte aufschreien mögen. —

Die Übrigen hatten sich um den „Vierkanter“ geschaart, ließen die Gläser klingen und springen und sangen:

„Frei die Kunst
Und weit der Schlund,
Immer ohne Sorgen.
Hats kein Geld,
Du reiche Welt,
Muß man borgen, borgen!“

„Laßt den Duckmäuser, einn' Murk haben ich auch noch selberr!“ schrie Czernoch, als sie geendet und warf eine Mark hin.

Strangfeld winkte Schramm, machte mit dem Daumen die Bewegung des Geldzählens und zog den Mund in ironischer Schlauheit in die Höh. Das sollte heißen: „Gieb, du wirst sie eher und besser vom Halse haben.“ Schramm nickte verständnisvoll, holte eine Mark hervor und Strangfeld trug sie Klinke, „Dem Präsidenten der Gemütlichkeit“ hin: „Hier vom Schramm auf den Geburtstagstropfen“. Kaum hatte Mann die Mark gesehen, so blies er auch schon auf der hohlen Hand einen Tusch und seine Augen funkelten.

Und dann erhob sich die ganze Schaar und stimmte den Toast

Frisch auf, und nehmt das Glas zur Hand,
Thut einen tiefen, deutschen Schluck.
Schramm lebe hoch und Czernoch auch,
Nach altem, echten Künstlerbrauch.
Hoch, dreimal hoch!

Digitized by Google

an. Das war heute mit Einsetzung der betreffenden Namen schon oft gesungen worden. Es war sehr beliebt. Denn eine feststehende Melodie hatte der Gesellschaftsvertrag der „Künstler" nicht bestimmt. Deshalb benutzte Jeder diesen Toast zum Ausdruck seines musikalischen Glaubensbekenntnisses. Jeder war tief überzeugt, daß seine Melodie die reine, geoffenbarte Wahrheit sei und suchte ihr durch die größte Anstrengung Geltung zu verschaffen.

Dieser war ein Freund schwermütiger Weisen. Er sang den Toast als Trauermarsch. Dabei breitete er die Arme seitwärts und schlug auf und ab wie ein Storch vor dem Auffliegen.

Mann liebte das Tändelnde. Ludolf Waldmann war sein Ideal. Obwohl Taktmaß und Rhythmus nicht stimmten, sang er die Worte hartnäckig nach der Melodie: Meines Liebchens blaue Augen. Dabei schlug er eifrig und mit weisem, selig verklärten Gesicht sein Messer an das Glas.

Klinke stellte sich bei Beginn des Toastes stets in Grundstellung. Dann aber sang er ihn nach dem Regimentsmarsch der Elfer. Er marschierte um den Saal, ließ die Augen rollen wie ein Eroberer und schwenkte die Arme wie sein „seliger Kapellmeister".

Czernoch war ein musikalischer Freischärler. In seiner Melodie gaben sich alle Melodien des Erdkreises, in jedem Tone alle denkbaren Töne ein Rendezvous. Bald glaubte man das Brüllen eines Löwen zu vernehmen, bald klang es, als habe jemand eine Katze getreten, und dann wieder ertönte das ferne Rollen eines Wagens mit aufgedrehter Hemme.

Die Jüngeren beschränkten sich darauf, mit den Händen, je nach der Schwere des Rausches, die große oder die kleine Trommel zu schlagen.

Darin aber waren alle einig, daß der Zauber des Toastes ganz erheblich verringert worden wäre, wenn nicht jeder nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kräfte mit den Füßen gestampft hätte.

Klinke war, wie es eben gar nicht anders sein konnte, bei den letzten Worten in der Mitte der Singenden angekommen und hatte mit einem donnernden „Halt!" das letzte „Hoch!" gewaltig unter den Boden gestampft, als er, sich im Kreise drehend, das „Bundeslied" anstimmte.

Nach dem eben verklungenen melodischen Janhagel diese würdevollen Töne!

Brüder, reicht die Hand zum Bunde.
Diese ernste Feierstunde . . . .

Freilich machte es den Eindruck, als sehe man einen mit allem Herrscherpomp bekleideten König seinen Hermelin trunken durch die Gasse schleifen.

Die Mitwirkenden aber falteten höchst ernst-würdevolle Gesichter. Diesem rannen die Thränen über die Wangen. Einer sank sogar vor Rührung unter den Tisch. Da bei allen mit dem Beginn der zweiten Strophe die Kenntnis des Textes ihr jähes Ende fand, löste sich das Lied in ein vielgestaltiges, mysteriöses Brummen auf und verstummte endlich ganz.

Dann aber blitzten aller Augen und wie ein Sturmlied wütender Kämpfer erbrüllte es:

Wr hoan a Lied gesanga, do gehert a Schluck darauf,
Bei dr Infanterie, bei dr Kavallrie woarsch immer so dr Brauch!

Bum! hieb Jeder auf den Tisch und leerte sein Glas in einem Zuge. Der „Vierkanter" hatte seine Fuselseele ausgehaucht und Klinke machte sich auf den Weg ihm eine neue einsetzen zu lassen.

Digitized by Google

VII.

Ein Junge hatte Schramm die Vasen auf die Arbeitsstelle getragen. Strangfeld war ihm bei den Vorbereitungen zum Schneiden behilflich. Er feuchtete den Schmirgel in der Schale an und stellte ihn hin. Schramm legte die Lederschnur über das Schwungrad und befestigte die „angenäßte Fahne" über der Scheibe.

„Gut Glück!" wünschte Strangfeld und reichte ihm die Hand.

Schramm lächelte ungläubig und hoffnungslos und drückte zitternd die dargebotne Rechte.

Dann sah er dem Davongehenden nach: lang, lange, sehnsuchtsvoll. Er wäre am liebsten aufgesprungen und ihm nachgeeilt. Er hatte so vieles zu denken, so vieles niederzukämpfen. Aber sein träumerisch schwankender Wille, seine Entschlußunfähigkeit, der Gedanke an den Hohn seiner Kollegen hielten ihn auf dem Schemel, obwohl er sich zur Arbeit durchaus unfähig fühlte.

Durch die Aeußerung Binders und die stichelnden „vieldeutigen Worte Klinkes des Schweinehundes" war sein Inneres gänzlich zerrissen. Die Spaltung begann bei dem Unglück im Hohlweg. Der eine Teil seines Lebens, seine Kindheit und Jünglingszeit, sanken wie tot, dürr verwüstet, ohne Beziehung auf ihn und sein Glück, ohne Interesse zu wecken, tiefer und tiefer. Alle warmen, lichten, bunten, schönen Gedanken und Gefühle zogen mit ihm fort, wie die Vöglein und Sonnenstrahlen und Blumen alle mit dem sterbenden Sommer entschwinden.

Der andere Teil seines Daseins, die jüngste Vergangenheit, quoll in ihm auf, wie der frühe düstre Herbstabend. Sturm, Frost, Leere, Nacht und Tod sind seine Kinder.

Sie erfüllte seine Brust, sein ganzes Sein und mit ihr kamen die düstern Geister wieder, welche der herrliche Morgen, der Mut vertrieben: Mißtrauen, Haß, Hoffnungsarmut, die Gespenster des toten Selbst- und Menschenglaubens.

Ach, und seine Seele schwebte nicht mehr in Zweifel, sah nicht mehr hoffend hinab in den Abgrund, in die Ferne, wo die schöne Zeit und ihre lichten Gefährten verschwunden waren.

Eine schwache, stets im Tode zitternde Wonne, eine blasse Zweifleralmung von seligen Tagen war alles, was die menschenreine Vergangenheit in ihm zurückgelassen hatte. Der Seele Hinüberlangen nach den schönen Erinnerungsgefilden, die marternde Gewißheit des lebendigen Todes im Falle steter Trennung von ihnen, der Kampf um die lichtvolle, geistige Existenz, den sie vor dem Kohlenwagen der Seilbahn, gegen Jogwer, in der Glasfabrik gekämpft hatte, lag in ihr wie ein mechanischer, verständnisloser Drang, war zum Entschluß geworden, die Gedanken- und Gefühlswelt der Gegenwart auf jeden Fall zu vernichten, um in das verlorene Paradies zurückzukehren. Aber den Weg, den der Graveur zu nehmen hatte, sah er nicht. Er drängte in blindem Kampftrieb seine Seele in das wilde Gewühl des Innern.

Und sie zog ein und nahm Wohnung auf den Trümmern, bei dem Tode, in der Leere und kleidete sich in Kälte. —

Die ganze Außenwelt flog schnell und gestaltlos, wie Windesflucht, an ihr vorüber. Nichts hatte mehr Bezug auf sie, als was mit dem Haß gegen den Bruder und allem hieraus Entspringenden in Verbindung stand.

Sonst drehte sie sich, ein Atom unter Millionen Atomen, mit dem

Digitized by Google

Kreislauf der Lebenswogen; jetzt stand sie still, und alles Uebrige flog um sie; allem Aeußeren gab sie die Züge ihres Gesichtes, den Inhalt ihres Innern.

Die Bangigkeit vor der Vernichtung der äußeren Existenz war das einzige, was Schramm mit seinen Menschenbrüdern verband und sein Thun dem ihren äußerlich ähnlich machte.

Aber sein Wille war von krampfhaftem Brüten und unfruchtbarem Träumen so entnervt, daß sein ganzes, in diesem Augenblicke beginnendes Ringen um die Behauptung seiner Stelle nichts war, als die mechanische, abgerungene Ausführung eines Entschlusses, der dunkel, hart, eintönig und wie aus zeitlanger Ferne drängte.

So schnell vollziehen sich endlich lang vorbereitete Wandlungen in unserem Innern, daß Schramm die folgenschwere, unglückliche Veränderung in sich fühlte, wie man den Bann der Nacht merkt, wenn sie uns auch nicht sichtbar ist. — Minuten gingen, und sie war vollzogen. —

Schramm hatte unterdeß sein Gesicht von der Thür abgewandt und starrte zum Fenster hinaus.

„Jetzt muß ich aber anfangen," regte sich sein schlaffer, arbeitsscheuer Wille.

Langsam suchte der Fuß den Tritt, die Räder begannen wie ärgerlich, träge zu schnurren.

Aber wie den morschen Invaliden bei dem Klange kriegerischer Weisen sein versunknes Heldentum, gleich Spätherbstsonnenschein durchzieht, wurde in dem Graveur bei dem altgewohnten Geräusch die ehemalige Berufsliebe nach und nach rege. Doch sie lag mehr in den Muskeln, indem diese durch die gewohnte Bewegung, in die sie traten, das Gefühl der Sicherheit, der Geschlossenheit der Persönlichkeit erzeugten. Dieses steigerte sich und nahm an scheinbarer Innerlichkeit zu, wie die höheren Sinne in die alte handwerksmäßige Thätigkeit hineingezogen wurden.

Und wie der Graveur nun, eine Vase in der Rechten, aufmerksam die Vorlage betrachtete, faßte ihn ungeteilter Arbeitseifer.

Er „speiste" die Scheibe aus der Schmirgelschale, und seine Hände führten die Vase sicher heran.

Er bewegte sie auf und ab und drehte sie im Kreise; jetzt ließ er sie nach kurzer Berührung mit der Scheibe forthüpfen, nun zitterte sie an der windschnell Kreisenden: Stiele, Blätter, Früchte, Blüten entstanden auf dem blanken Glase wie durch Zauber.

Warme Ruhe, leise Freude, trostvolle Sicherheit erfüllte ihn mehr und mehr, da er nach dem jedesmaligen Abwischen des Glasstaubes die Ueberzeuguug gewann, daß ihm die Arbeit „prächtig" gelinge.

„Ha, ha, der Alte! das ist herrlich!"

In seinen Augen erwachte ein leiser Schimmer des auferstehenden Lebensglückes seiner Vergangenheit.

Begeistert schnitt er weiter.

— — —

Der Saal hatte sich geleert. Alle waren fortgegangen. Niemand kümmerte sich um Schramm, der sich durch seinen alten Arbeitseifer aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen hatte. Alle betrachteten ihn voll Mitleid, und äußerten wegwerfende, zornige Worte über den „eingebildeten Streber und Augendiener."

Am wütendsten war „Czernoch, der Büffel". Sein roher Charakter, seine Trägheit und unsaubre Arbeit hatten ihn schon einmal vor den Abgang

Digitized by Google

gestellt. Schramms Fürsprache bei Herrn Klein hatte ihm die nochmalige Verzeihung erwirkt. Schramm hatte dies gethan, um Czernochs alte Mutter, die bei dem Sohne ein karges bitteres Gnadenbrot aß, nicht unglücklich zu machen. Aber gerade dieser Edelmut war der Grund, daß Czernoch ihn noch mehr haßte; denn er betrog sich zu dem „Glauben, Schramm habe ihn nur „bei dem Härrn Tscheff" angeschmiert, um sich a Pildel einzulegen."

Der blinde Haß Czernochs war ein trefflicher Bundesgenosse für den beleidigten „Herrn Binder", dessen schnaubende Rachsucht auf rascheste Vergeltung drang. Er hatte Czernoch nach dem Vorfall mit Schramm auf dem Hausflur getroffen und mit in sein Kabinet gezogen. Dort ließ sich der schlaue, heimtückische „Künstler" soweit herab, mit dem Schneider zum Verderben Schramms ein Kartell zu schließen. Czernoch setzte seine rohe Gewalt, Binder seine Verschlagenheit ein. Er wollte „dem mutigen, ehrenhaften, graden Herrn Schneider" im Fall des Gelingens des Anschlages die Stellung Schramms verschaffen. In Wahrheit aber dachte er gar nicht daran, den „rohen Gimpel" zu „befördern". Er wollte nur auf jeden Fall die „wahnsinnige Kröte", den Stummen, vom Halse haben.

— — —

Schramm hatte eben das Bouquet vollendet und betrachtete ausruhend die wohlgelungene Arbeit.

Da füllte plötzlich erregtes Stimmengewirr den Hof, wälzte sich über den Hausflur und die Stiege nach dem Schneidersaal herauf.

Der Graveur machte sich schleunigst wieder an die Arbeit, um mit „den Säufern in keine Berührung zu kommen". Die drei allegorischen Figuren, welche über den Blumen schwebten, waren noch zu schneiden.

Eben, als die Thüre krachend aufflog, grub sich die Scheibe wieder zischend in das Glas.

„Natürlich, wenn alle so eselten, könnte jeder bei dem Hungerlohnsatz bestehen!" rief der Vorderste der hereintaumelnden Schneider, indem er auf den über die Arbeit gebeugten wies.

„A, laß den Duckmäuser, das ist kein Zukunftsmensch, der muß dem Herrn wieder Honig ums Maul streichen, nachdem er dreizehn Wochen gefaullenzt und das Geld auch der Krankenkasse gestohlen hat!"

„Ruhe, Genossen, das gehört nicht zu der Sache!" . . . mahnte Klinke, indem er sich aus dem Knäul herausarbeitete. „Es ist nur die Frage, auf welche Weise wir auf dem Wege des Rechtes, und das ist uns allen heilig, unsere gerechten Forderungen . . . ."

„Jawoll, jawoll! unt dann thut Kärl noch, als ob wirr garr nix wörn, reinn garr nix, der . . . ." brüllte Czernoch.

„Ruhe! Ruhe! Maul halten!" schrie es von allen Seiten.

„Nein, hä, hä, das wär noch scheene, wenn ich nich sagen könnte dem Lump die Wahrheit!"

„Was wollen Sie denn? frage ich," trat Strangfeld drohend auf ihn zu.

„Geht dich garr nix an, sprech ich nich mit dir!"

„Czernoch, wenn du mit dem was hast, laß es sein bis darnach, machs mit ihm allein ab!" rief Klinke, der um seinen Rednerruhm besorgt war.

„Nein, unt noch eemol nein! grade nich, alle sollen hären, was is dr Härr Oberschneider fr a Früchtel!"

„Da laßt ihn, laßt ihn! Czernoch hat's Wort!" riefen seine Complicen, welche er sich eben drüben im Gasthaus zur Hütte erkauft hatte.

„Los, Czernoch, los!"

Digitized by Google

Schramm arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff; aber sein Gesicht war marmorkalt und die Tropfen wie Eis. Mit halbem Ohr, halbem Aug, halbem Gefühl in den Händen war er bei der Arbeit. Seine Seele und sein Herz richteten sich langsam, zitternd auf unter dem Banne einer furchtbaren Ahnung. Seine steigende Erregung dehnte die Brust zum Springen und hing sich an den stockenden Atem.

Die Worte Czernochs rissen ihn in den Strudel.

Dieser wiederholte im wesentlichen den gemeinen haltlosen Verdacht Binders, nur mit dem Unterschiede, daß sein Haß und Zorn zwischen den einzelnen Sätzen den Unflat der gräulichsten Verwünschungen anhäufte.

„Wissen ja," fuhr er fort, „wissen alle, Bruder Lump, daß de hast verflucht gelogen. In deinem tolle Wutt über paar lumpiges Mark, woas hoaste deines armen Bruder geburgt — geburgt auf, machen bloß caput! . . . In tolle Wutt, daß hoaste verlorn paar lumpiges Mark, hoaste deiniges arme Bruder tuttschlagen gewullt. Aber prave Bruder hatt Kuhrasche, hatt dir gegen Pfoffer auf Schadel! . . . Lige is, daß hatt Bruder dich hat gewullt tutt schlagen. Du bist gewest Lump! Du, Geizhals verdammtes, haste deine Mark wieder, kenntste sonst flutschen.

Friß in Maul, Räuberbande du!"

Während der letzten Sätze hatten die Zuhörer ein zischendes Singen vernommen.

„Es brennt!"

Die Vase stand in den Händen Schramms wie angewachsen. Er war zusammengebrochen und wie versteint. Die Füße arbeiteten wie im Krampfe. Die „Fahne" war trocken. Die Scheibe schnitt, daß Feuergarben sprühten. Längst hatte sie ein Loch gegraben. Aber Schramm achtete nicht darauf. Sein Haupt lag schlaff auf der Brust. Um die Lippen zuckte und zitterte es. Aus den regungslosen, weitgeöffneten Augen fielen langsam, stumme Thränen.

„Friß in Maul, Räuberbande du!"

Klirrend flog das Markstück an die Vase. Schramm fuhr aus dem Starrkrampf. Die Arbeit war total verdorben. Striche, Knoten und Löcher waren wirr über die Vase zerstreut:

Sein Leben vernichtet! — Seine Ehre hin! — Die Achtung tot. — Das Vertrauen gestorben. —

Er ein Bettler — ein Ausgestoßener — verachtet — oh! — — — — — — von einem Schurken, einem Säufer! —

Seine Wut war Raserei: In wahnsinnigem Zorne sprang er auf Czernoch zu. Starke Arme packten ihn.

„Hund! das sagst du mir? Ich habe ihm den letzten Pfennig gegeben, daß ich arm bin wie ein Bettler, und du wagst, mich der Rache und des versuchten Mordes anzuschuldigen? Du bist wert, daß ich dich erwürge. Und ihr, ihr sinnlosen Säufer, die ihr lacht über mein Unglück, ich werde ihn suchen, meinen Bruder. Der Himmel wird mir helfen. Ich werde ihn suchen. Hierher bring ich ihn, vor euch, dann muß er sagen, warum er mich halb totschlug. Wenn es einen Gott im Himmel giebt, dann wird es mir gelingen!

Du aber, Czernoch, du Bestie, du bist des Todes!"

So schrie seine Seele. —

Dem Mund aber entquoll Heulen, Gurgeln, Zischen Röcheln. Die Lippen zuckten, Schaum flog um seinen Mund, die Augen waren stier nach oben gerichtet, sein Gesicht war verzerrt, sein Körper zitterte.

Digitized by Google

Mit Mühe hielten Zwei den Tobenden.

„Seht ihrs nicht, daß er wahnsinnig ist?“ quäkte es. Binder, der bucklige Zwerg, tauchte aus dem Haufen, das Lächeln gesättigter Rachsucht auf seinem unschönen Gesicht.

Als Schramm ihn sah, riß er sich mit übermenschlicher Gewalt los, stürzte auf ihn zu und streckte ihn mit einem furchtbaren Faustschlage zu Boden.

Da packten ihn zwanzig Hände und im nächsten Augenblicke lag er draußen auf dem Flur.

Eine Zeit lang blieb er betäubt liegen.

Das Pochen aus der Schamottestampfe brachte ihn zu sich.

Dumpf, langsam donnerten die ruhlosen Balken nieder, daß der Bretterflur, auf welchem er lag, zitterte.

Das Grab seiner Zukunft war fertig — er lag darin, doch lebendig. O, hätte er sterben können, dann war alles vorbei, alles vergessen, was vorgegangen und eintönig, zerfetzt, wirbelnd durch sein Hirn tanzte; die kochende Erregung, das wilde Leben und Stürmen in seinem Innern hatte dann auf immer ausgetobt! —

Wenn die entfesselten Flammen ein Haus verzehrt haben, lodern sie wohl noch einmal auf, dann aber sinken sie für immer zusammen und sterben unter der Asche.

Der Riß in Schramms Seele, welcher so lange vorbereitet war, hatte sich vollzogen.

Seine Vergangenheit, sein menschenwürdiges Dasein waren versunken. Seine Seele lebte nur noch in stumpfem, tierischem Haß und dem steinherzigen, blöden Entschluß, den Bruder zu suchen. Den Entstehungsgrund für beide hatte er vergessen, oder er war so bedeutungslos geworden, daß er nie mehr an ihn denken konnte. Was geschehen sollte, wenn er seinen Bruder fand, wußte er auch nicht mehr.

Er haßte ihn eben und mußte ihn suchen; das war aller Inhalt seines geistigen Lebens.

Ein Leben, schlimmer als Tod.

Die Balken pochten dumpf weiter.

Su—chen . . . su—chen . . . stießen es die Schläge unförmig durch ihn hin.

Unter diesem Banne stand er auf und ging unsicheren Schrittes die Treppe hinab, über den unteren Hausflur, über den Hof, die Straße, immer weiter, weiter — wohin? . . . . . su—chen, — suchen.

Er sah nicht auf, noch um. Sein Blick haftete am Boden. Er schritt über die Felder, dem Walde der Wolfkoppe zu. Der Wind sauste in den Kiefernadeln, es tönte ihm: su—chen — su—chen.

Aus dem Schnalzen der Rotkehlchen, dem heiseren Hähneschrei, dem feinen Lockruf der Meise, dem Murmeln der Wellen des kleinen Waldbaches hörte er immer dasselbe.

Rastlos trieb es ihn weiter, immer weiter . . . .

Endlich wurde es Abend.

Erschöpft sank er ins Moos und war bald entschlafen.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Schicksal hat das Haus durch Feuer verwüstet: die Balken sind zerstört, die Mauerüberreste bröckeln und stürzen, in den offenen Lucken, den leeren Zimmern, in den geheimen unterirdischen Räumen, überall wohnt der Verfall.

Digitized by Google

Senke dich nieder, ewige, ewige, milde Nacht!

O, daß über der Ruine doch niemals der Morgen erwachte! Der arme Besitzer muß sonst verzweifeln. —

VIII.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch.

Eine Nebelkrähe auf dem Baume, unter welchem der Graveur lag, ließ ihren langgedehnten schnarrenden Schrei ertönen, dann gluckte sie ein paarmal heiser und spreizte den Schwanz dazu.

Der Schläfer schrak auf, wischte sich die Augen und richtete sich langsam zur Höh.

‚Eine Krähe, hm, hm!'

Er war vor Kälte fast starr.

Kalt, kalt! schauerte er zusammen. Dann stand er auf und schaute umher. Ein dunkles Gefühl der Ueberraschung, sich im Walde zu finden, wurde ihm rege.

Mit schlaffen Schritten ging er quer durch den Wald. Da überfiel ihn wie aus dem Hinterhalte plötzlich der Gedanke:

Wenn „er" — der Bruder natürlich — mich hier trifft! Keinen Stock, keinen Stein, der Weg weit ab, nirgends Menschen! — Vorsichtig, ängstlich spähte er durch die Bäume. Er stand still und lauschte, Nichts regte sich. Leise schlich er bis zum nächsten Haselstrauche und brach sich einen Knüttel. — So! —

Sicher ging es nun bergab. Den ersten Weg, auf den er traf, ging er entlang. Aufmerksam lugte er nach rechts und links; wenn es knisterte, stand er still und faste den Knüttel fester. Sonst war er gedankenleer.

. . . . . Da rauschte, rollte und sang es. Er stand vor der Mauer des Kirchhofs von Schlegel. Man bestattete einen Toten; ein Grablied erklang.

„Ein Begräbnis . . . . . viel Leute?" . . . . Er guckte über die Kirchhofmauer . . . . ‚verdammt!' — . . . und kauerte sich schnell wieder nieder.

„Auf der Straße kann ich nicht gehen. Da sehn mich alle. Ich muß vor Hundt vorbei, vor der Brauerei . . . . da kann er drinn sitzen und mich sehen. Ach und die anderen Leute," brütete er weiter, „sind ja alle auf seiner Seite. Eh ich mich umseh', hats ihm jemand gesteckt, daß ich ihn suche und — husch! ist er verschwunden. Da heißts aufpassen!"

„Herr Schramm, was ist Ihnen denn? Ist Ihnen unwohl?" rief plötzlich über ihm eine mitleidige, weibliche Stimme. Er fuhr auf; grub aber schleunigst den Kopf wieder auf die Brust.

‚Ach, die „Wagnern!" auch so eine Schlange! Was machen?' er sann lange nach. Endlich kam es ihm wie eine Erleuchtung. „Ich werde mich verrückt stellen" und er sprang auf, schlug mit den Knüttel an die Mauer und murmelte dumpf.

Die Frau hatte lange gewartet und noch einige Fragen an ihn gestellt, die er aber nicht hörte. Als sie keine Antwort erhalten, war ihr Angst geworden. Deswegen hatte sie sich schnell entfernt. Eben als er aufsprang und mit dem Knüttel die Mauer bearbeitete, sah sie sich um.

„Mein Gott, mein Gott, er ist wahnsinnig!" sprach sie schauernd zu sich und bog voll Schrecken rechts ab auf die Chaussee . . . . . .

Digitized by Google

Schramm merkte, daß er keine Kopfbedeckung habe. „Das trifft sich ja prächtig. Wenn mich die Leute ohne Hut sehen, dann wird jeder denken: ach, der ist bei dem und dem gewesen und geht jetzt nach Hause. Da hats noch Zeit, daß ichs dem August sage, der bei der Brauern sitzt, oder sonst wo. — — Aber kalt ist es doch verdammt.

Ich geh nach Hause, ich muß mir eine Mütze holen. — Mitten durchs Dorf — da kann ich den Beobachter spielen. — Ich seh's den Leuten am Gesicht an, ob er hier ist! —"

Ein schmaler Steig führte an der Kirchhofmauer hinab, nach der Chaussee, welche zugleich Dorfstraße war. Er betrat den Pfad und war bald auf dem breiten belebten Wege.

Den Knüttel in der Rechten, nach rechts und links den Vorübergehenden scharf und auffallend in die Augen blickend, ging er schleppenden Schrittes die Straße abwärts. Sein Rücken war berieben, schmutzig, voll Moos und dürrer Halme; sein Haar verwirrt und hing tief in die Stirn.

Alle, die ihn kannten, blieben stehen, oder wichen ihm scheu aus.

„Wahrhaftig, er ist verrückt!" zischelte es bald da, bald dort.

Schramm aber dachte: „Wie ich vermutet habe. Natürlich ist er da, was brauchten mir sonst alle auszuweichen? Sogar der Franke — einst sein bester Freund — geht auf die Seite. Die stecken alle unter einer Decke; aber wartet nur, ich finde ihn schon . . . . ." bald stand er vor einem verrauchten, schmucklosen, fensterreichen Hause. Er trat in den unsauberen Hausflur und stieg die bekannte knarrende Treppe hinauf. Er fand seine Wohnung offen, erstaunte aber nicht, sondern ging hinein und warf sich auf den ersten Stuhl, an welchen er stieß. Er fühlte sich unendlich abgemattet.

Es raschelte hinter ihm. Seine Augen blieben geschlossen. Er rührte sich nicht; er war so abgespannt, das er nicht einmal ahnen mochte.

Jetzt wurde Geräusch wie von leisen Schritten laut. Da drehte er sich ängstlich um. Therese stand starr vor Schreck hinter ihm und heftete ihr weit geöffnetes Auge auf ihn. Neben ihr stand ein Tragkorb, in welchem allerhand Kleidungsstücke lagen. Sie hielt das Kuppelseil in den Händen.

Endlich wagte sie es: „Herr Josef! Sie ziehen ja aus. Ich muß fort. Meine Schwester ist krank. Sie ist allein und hat keine Pflege. Und — und — vom letzten Vierteljahr dies — Lohn — das — schenk ich — das will ich — das — hab ich schon. Sie sind ja vor so unglücklich. — Adjes!" — Sie konnte sich nicht mehr halten, schluchzte und weinte und reichte ihm die Hand.

„Leben sie wohl! der liebe Gott sei mit ihn."

Schramm waren die Hände herabgesunken und er sah sie mit leerem Gesichte an.

Da schritt sie durch die offne Thür. „Gott sei ihm gnädig!" Unsicher ging sie die Treppe hinab, denn sie sah durch die rollenden Thränen kaum die Stufen, die gute, treue Seele.

Schramm machte ein zufriednes Gesicht: „Ganz gut, daß sie geht. Ich muß schlafen; ich bin müde, gar — zu — müde!" —

Er legte sich angekleidet aufs Bett und schlief bald ein.

Plötzlich fühlte er sich am Arme erfaßt und gerüttelt.

„Was wollen sie noch da, Schramm?" Der Wirt des Hauses, ein vierschrötiger Mann stand vor ihm. Er war modern gekleidet. Aber an den Füßen trug er langschäftige Stiefeln, welche die übergezogene Langhose schnabelartig nach hinten stießen und im Gesicht lag ein brutaler, kalter Zug, wie ihn Leute aus dem Volke tragen, welche jahrelang über ruinierte Existenzen

Digitized by Google

und verzweifelte Herzen geschritten sind, aus denen sie hartherzig ihren verbrecherischen Gewinn sogen.

„Heute ist der erste!“ begann er ärgerlich mit noch härterer Stimme, als er sah, daß der Graveur vollkommen gleichgiltig blieb. „Sie können nicht mehr hier wohnen. Warum haben sie nicht zur Zeit gekündigt? Wissen Sies nicht, wann der erste ist? Das Geld, ich meine die Miethe vom letzten Vierteljahr sind Sie auch noch schuldig!“

Schramm sah ihn verdrießlich an; aber er machte keine Miene, sich zu verständigen. Er dachte bloß: „Nun weckt mich der Esel, und ich schlief so gut.“

„Das hab ich mir wohl gedacht, daß Sie keins haben werden!“ fuhr der Wirt nach einer Pause fort. Dann sah er sich im Zimmer um und räusperte sich.

„Es sind 63 Mark. Um Ihnen alle Unannehmlichkeiten zu sparen, werde ich die Möbel als Zahlung annehmen. Ich will Ihren Schaden nicht.“ Im stillen berechnete er dreißig Mark Gewinn. „Die Glassachen können Sie sich behalten; ich will ja nichts verdienen, bloß was jedem recht ist?“ —

Ein schlaues Lächeln hüpfte auf Schramms Lippen: Die Glassachen?! O, du Tölpel! Die nehm ich und geh hausieren, da ahnt kein Teufel was, daß ich den August such. Gut — gut!

Sofort war alle Müdigkeit von ihm gewichen. Er sprang auf, holte aus einer Ecke einen großen Armkorb und begann die Kommode abzuräumen. Kunstvoll geschnittene Becher, Vasen, Nippessachen, Gläser, alles packte er in Stroh, das er dem Bett entnahm und legte die Sachen in den Korb.

Der redliche Wirt verfolgte all seine Handbewegungen, damit nicht etwas anderes mit in den Korb schlüpfte, ging von einem Stück Möbel zum anderen, streichelte und befühlte alles liebevoll, registrierte den Preis und summierte.

Indessen war Schramm fertig geworden, nahm Stock und Hut und schritt zur Thür hinaus, ohne den Wirt zu beachten, oder sich umzusehen.

Dieser schloß die Stubenthür zu. Der Riegel fuhr herum. „Abgemacht!“ fiel es ihm unversehens freudig von den Lippen.

„Ich brauchte gar nicht so viel Worte zu machen. Er versteht ja doch nichts; denn offenbar ist er verrückt. Aber es ist besser so, reell, reell, das ist die Hauptsache. Die Form muß innegehalten werden. Jetzt komm mir niemand auf den Hals.“

Er war vor der Hausthür angelangt und pfiff vergnügt: „Siehste nicht, da kimmt er?“

„Wo mag er hingehen?“ fragte er sich, als er den Graveur im Dorf hinauf eilen sah.

„Den sollte man eigentlich nicht so herumlaufen lassen. Der müßte eigentlich nach Scheibe. Aber lieber schweigen, ruhig sein. Da muß die Gemeinde für so ein elendes Subjekt wieder bluten. Lauf zu, ich hab meine Sache!“ schloß der edle Menschenfreund seinen gemurmelten Monolog, lachte auf, pfiff die abgerissene Polka weiter und wandte sich behäbigen Schrittes seiner Wohnung zu. —

Schramm eilte unterdeß weiter. Vor einem alten hölzernen Gebäude, das mit seinen kleinen Fenstern griesgrämig auf die Straße schaute, blieb er stehen und blickte empor: „Karl Marches Brauerei und Schankwirtschaft“ las er und nickte zufrieden. Die Glocken des Kirchthurmes verkündeten eben die Zwölfte Stunde, als er die Schwelle des Gasthauses überschritt.

‚Poliert, poliert!‘ murmelte er und setzte sich an den Tisch der dunkelsten Ecke. Auf einem der Tische standen ein kleines Fläschchen, in dem man

Digitized by Google

gewöhnlich Kornbranntwein an niedre Leute schenkt, und ein großes Glas.

„Ha, ha!' argwöhnte er, eine Fährte; aus solchen pflegte „er" immer zu trinken.

Mechanisch, wie in den Tagen des Glückes, griff er in die Tasche, um sich das Geld für seine Zeche zurecht zu legen. In der rechten steckte das Taschentuch, die linke war leer. Aus der Westentasche grub er endlich einen Fünfziger.

In der Gaststube hatte sich bis jetzt niemand sehen lassen. Da öffnete sich die Küchenthür. Schramm wandte sein Gesicht. Ein kräftiger, junger, schnurrbärtiger Mann, ein halbwüchsiger Bursche in Hemdärmeln, und eine Frau traten ein.

„Alles leer! Eine Wirtschaft zum Teufel holen!" sprach der ältere der beiden. „Doch nicht! Verdammt, ist das nicht der Schramm? Richtig! Na, wohin? Was giebts neues? Was einen Korb? Ein Geschenk drin? Ja, ja! Feine Ware?" und er griff nach dem Deckel des Korbes.

„ng, ng, ng, ng!" hörte der Brauer.

Mit „feinem Instinkt" spürte es Schramm, daß der „Affe" nur „luchtern" wolle. Darum nahm er den Korb und stellte ihn in die dunkle Ecke, so daß ihn der Brauer nicht erreichen konnte. Dann zeigte er auf das Geldstück.

„Korn?"

Er nickte und würde es auch gethan haben, wenn ihn der Wirt um irgend etwas anderes gefragt hätte. Denn blitzartig war der Verdacht in ihm aufgestiegen: „Er wird in der Küche stecken." Das Lächeln der Frau hatte ihn bestärkt, darum horchte er gar nicht auf den Inhalt der Frage, die der Brauer an ihn noch weiter richtete.

‚Wie das anfangen, daß sie es nicht merken?' Er trank einen Schluck und verfiel in Sinnen. ‚Die Küche hat zwei Ausgänge. Durch die Thür dort kann ich nicht gehen. Da läuft „er" zur andern hinaus, oder man läßt mich gar nicht hinein.' Er überlegte weiter, ob es nicht besser wäre, durch das Küchenfenster von außen einzusteigen, verwarf aber den Plan nach einigem Ueberlegen. ‚So geht es': murmelte er, stand auf und schritt in der Stube auf und ab, wie, um sich zu ergehen. Dabei stieß er bald die Kugeln des Billards an, wie ein hungriger Queue-Künstler, bald trommelte er auf einem der Tische, an welchem er gerade vorüberging, wie ein arbeitsloser Musikant, pfiff und beobachtete die Anwesenden scharf.

Endlich saß auch die Frau am Tische; niemand achtete auf ihn; alle waren in das Mittagsessen vertieft.

Da bellte draußen ein Hund. Wie vor Neugier rannte Schramm hinaus, schloß die Thür und stellte einen leeren Eimer vor dieselbe, damit „er" darüber falle, wenn „er" ja unbemerkt entschlüpfen wolle. Dann schlich er horchend an die Küchenthür. Nach einigen Augenblicken öffnete er sie geräuschlos und wand sich hinein. Er musterte das ganze Zimmer, jedes Winkelchen, niemand da! Er horchte einen Augenblick. Plötzlich hörte er es von der offenen Platte her ganz deutlich: der Schrank ist offen — klapp! — klapp! — dort steckt er drin — klapp! — klapp! —

Erstaunt sah er sich nach dem Sprecher um. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er so lebendig denke. Er sah den Blechdeckel eines Topfes, in welchem irgend etwas kochte, auf- und niederhüpfen.

Jetzt war es ihm klar: „Wußt' ichs doch!"

Nach einigem, gedankenvollem Zaudern ergriff er beherzt, leise einen an der Wand hängenden eisernen Bolzenhaken und machte sich daran, den

Digitized by Google

Schrank zu öffnen. Sein Herz zitterte vor Erregung, seine Hände bebten.

Mit den Nägeln der Linken zwängte er die Thür auf. Den Haken hielt er zum Schlage bereit. —

Nun stand der Schrank offen: alte Kleider! Forschend stieß er mit dem Eisen bald da, bald dort hinein. Nichts da! garnichts! —

Enttäuscht ließ er den angehaltenen Atem aus und schloß vorsichtig wieder die Thür.

Da scholl es wieder: klapp! — klapp! —

‚Halts Maul!‘ — Zornig sprang er hinzu und hieb auf den herumhüpfenden Blechdeckel, daß er klirrend zu Boden fiel.

Im nächsten Augenblick stand die Wirtin vor ihm: „Zum Kuckuck, was suchen Sie hier?“

„ng — ng — ng —“ und Schramm zeigte auf den Mund, welchen er kauend bewegte.

„Das konnten Sie draußen sagen. In der Küche hat niemand nischt zu thun! Marsch jetz naus!“

Er ging mit gesenktem Kopfe hinaus. Urplötzlich war die Erregung, das scheinbare Leben in ihm versunken. Es war in seinem Innern wieder alles tot, kalt, leer, fühllos Nacht, Nacht.

Er setzte sich vor sein Glas, stützte den Kopf in beide Hände und stierte auf ein Loch in der Wachstuchdecke seines Tisches.

„Hier!“ scholl es da neben ihm, und eine dampfende Schüssel mit einem mysteriösen Inhalt schob sich vor ihn hin.

Gierig begann er zu essen. Einen Tag hatte er nichts zu sich genommen. Als die Frau sah, wie schnell seine zitternden Hände die Bissen zum Munde führten, wurde sie nachdenklich und traurig. Armer Kerl, dachte sie, vor einem halben Jahre so ein stattlicher, angesehner Mann und jetzt . . . . . ach und wie gut er war. Ach du Himmel, der hats nicht verdient! —

Schramm schob die Schüssel über den Tisch und leerte das Branntweinglas. Hastig ergriff es die Frau. ‚Er hat ja sonst nichts mehr vom Leben! da mag er noch einen trinken!‘ Sie füllte das Glas noch einmal, stellte es Schramm hin und ging mit der Schüssel durch das unterdeß wieder vollkommen leere Zimmer nach der Küche.

Der Graveur that abermals einen tiefen Zug.

Der Genuß des Branntweins brachte sein Blut in Wallung. Die Oede in ihm begann zu weichen. Seine Seele fing wieder an, eintönig um den Abgrund in seinem Innern zu irren.

‚Er ist wirklich nicht mehr hier. Warum ist er so schnell fort? Er muß es gemerkt haben, daß ich ihm auf die Fersen bin und ist ausgerückt. Er fühlt sich nicht mehr sicher. O, der Schlauberger macht über die Grenze ins Oestereichische. Da soll ihn dann jemand suchen. Aber wart nur! Gewiß hat er die Richtung nach Wünschelburg, die Chaussee gewählt. Wenn ich über die Berge geh, bin ich schon da und wenn „er“ hinkommt, pack ich ihn. Aber da heißts schnell sein, sonst entwischt er mir wieder.‘

Eilfertig nahm er Stock, Hut und Korb und stürmte zur Thür hinaus, über den Eimer stolpernd.

Nicht lange darnach sah man ihn den steilen Weg des Kapellenberges hinaufeilen.

Der Schweiß troff ihm von der Stirn; in der Lunge begann es zu stechen. Er achtete nicht darauf.

‚Wer über die Grenze ist, den findet niemand, der ist so gut, als

Digitized by Google

wäre er in Kamerun — Kamerun' — — — ging es einförmig, hastig nach dem Takte seiner Schritte durch seinen Kopf. —

IX.

Was der Graveur vor langen Monaten von seiner Zukunft geahnt, war fürchterliche Wahrheit, Wirklichkeit geworden.

Nun wanderte er zerlumpt, ruhte in Gräben und Wäldern und schlief in Ställen. Die Erwachsenen wendeten sich kalt und gleichgiltig von ihm ab und die Kinder sprangen um ihn herum, schrieen, zupften ihn am Rock, schnitten Grimmassen, und spreizten die Finger.

Wäre er der Frühere gewesen, zwar stumm, aber im Besitz der Liebebedürftigkeit, der Sehnsucht nach Glück und ungetrübter, allseitiger Aufmerksamkeit für sein wahres Menschenwohl und die Vorgänge um ihn herum, die Betrachtung seines Zustandes hätte ihn der Verzweiflung in die Arme getrieben.

Nun aber merkte er die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, nicht. Die ganze Welt um ihn herum trug das Antlitz seiner Gedanken.

Der konsequente Egoismus seines Hasses machte, daß die bunte Vielseitigkeit der Beziehungen seiner Seele zur Außenwelt umgeprägt worden war in düstere, unwandelbare Einförmigkeit. Die vielen Augen, aus welchen die Menschenseele auf den bewegten formen- und farbenreichen Strom der Welt sieht, waren geschlossen: nur das glühende, lauernde Auge des Hasses maß alles Aeußere nach dem weltfremden Maßstabe ihrer entseelten Gesetze. Und als der Haß den letzten Funken der Seelen- und Herzenswärme in unfruchtbaren, spitzfindigen Plänen und Vermutungen vergeudet hatte, zerfiel er selbst, verschwand seine krankhafte Sammlung, ward er rein tierisch und floß in die Organe, welche sein Tyrannismus in eintönigem Dienste aufgerieben, und setzte hier sein altes Zerstörungswerk fort: Nur manchmal noch gab ihm der Fuselgeist des Branntweines seine alte Kraft wieder, und er eilte ins Hirn, in die Seele und peitschte die Gedanken in wildem Wirbel auf und entkräftete den Leib in regelloser, zielloser Erregung und Arbeit. Dann hieb der Graveur das Branntweinglas heulend auf und stürmte hinaus, mochte es Tag sein oder Nacht, mochte es stürmen oder schnein. In wildem, atemlosem Lauf stürzte er dem nächsten Walde zu und jagte den Gestalten nach, welche ihm seine Rachsucht vorgaukelte. Plötzlich blieben dieselben wie vom Schreck angewurzelt stehen: und nun begann sie Schramm, knirschend vor Wut, mit Steinen und Aesten zu bearbeiten, bis er selbst vor Ermattung niedersank an dem Baume, in welchem er seinen Bruder, Czernoch, oder Binder gesehen hatte.

Am andern Morgen, wenn Frost und Hunger ihn frühzeitig vom harten Lager aufrissen, beherrschte sein ödes, totes Innere eine unerklärliche, klammernde Furcht und Angst, fühlte er, daß jemand, der lebenslang mit ihm gegangen, ihm vertraut geworden, fort sei; dann drückte ihn etwas, wie tiefe Weltverlassenheit.

Er hatte es erfahren gelernt, was ihm fehlte und wie er sich helfen konnte. Emsig sammelte er vom Mitleid die karge Geldspende ein und eilte dem nächsten Wirtshaus zu.

Von zwei Gläsern Branntwein, welche er trank, erwachte sein alter Gefährte, der Haß, und raunte ihm die alten Verwünschungen und Geschichten zu, und Schramm fühlte sich wieder selbst.

Digitized by Google

In einem solchen Zustande ging er einst durch ein Dorf. Vor einer Schmiede stand ein Frachtwagen. Er war mit zwei Pferden bespannt. Das eine wurde beschlagen. Der Kutscher hielt das Bein desselben und der Schmied beschnitt den Huf. Das andere stand angeschirrt vor dem Wagen.

Schramm blieb stehen und sah hin. Die Handbewegungen des Schmiedes und das Herunterfallen der Hornspäne unterhielten ihn.

Da ertönte es neben ihm rauh und abgerissen: „Wir kommen grade aus Böhmen. — An manchem Gasthause haben wir gehalten. Da konnten wir auch in die Stube sehen."

Neugierig betrachtete Schramm das noch eingespannte Pferd. Es hob grade den Kopf, schüttelte sich, daß die Messingringe schwirrten und dann öffnete es wieder das Maul:

„In einer Schenke an der Grenze saß auch ein Mann! der war klein und dick, hatte eine blaue Nase und wässerige Augen. Er trank Branntwein und sah immer ängstlich auf die Straße. Er mochte sich wohl vor jemand fürchten."

Schramm verhielt es den Atem. Er trat ganz nahe an den Kopf des Pferdes.

Doch das schwieg, drückte die Augen zu und ließ den Kopf ruckweise immer tiefer sinken. Schramm klopfte es ermunternd an die Seite und murmelte unzusammenhängende Laute: „Weiter, weiter! ich weiß es schon, wer es ist," sollte es heißen, von dem Schlage erschrak das Pferd, schnellte das Kummet, das ihm über den Kopf fallen wollte, zurück und schielte auf das andere, welches beschlagen wurde, als fürchte es belauscht zu werden.

Dann hob es den Kopf, riß das Maul weit auf und Schramm hörte den durchdringenden Schrei:

„Das war dein Bruder, den du hast gewollt tuttschlagen!" Als der Graveur seine Gedanken so aufschreien hörte, überkam ihn wahnsinnige Verzweiflung. Wie um sein Leben zu verteidigen, stieß er das Pferd mit den Füßen, bearbeitete es mit den Fäusten und gurgelte und heulte: „Verfluchte Bestie, du lügst, du bist des Todes!"

Das Tier bäumte sich, stieg in die Höh und schlug aus. Der Fuhrmann ergriff mit der Linken die Zügel. Mit der Rechten erfaßte er die Peitsche und ließ sie auf Schramm niedersausen: „Elender Bummler, mach daß du fort kommst. Ich werde dir helfen, meine Pferde scheu machen."

„Ha, ha, ha!" lachte der Schmied aus vollem Halse, „das ist ja der verrückte Soff! Immer fest drauf, dem kanns nicht schaden, der treibt sich überall umher und macht Stänkerei!"

Schramm floh. In einiger Entfernung drehte er sich um, ballte die Fäuste nach den Zweien, stieß wilde Laute aus und verschwand endlich mit gesenktem Kopfe.

Nun begann er von fortwährendem Branntweingenuß aufgestachelt die Verfolgung seines Bruders hastiger, ruheloser als je zuvor. Bald tauchte er in diesem, bald in jenem Dorfe auf, um schnell wieder zu verschwinden; bald sah man ihn auf dem Felde im Graben kauern, bald hinter einem Baume lauern. Dann hörte man ihn wieder nächtlich mit seinem Bruder kämpfen. Sonst schlich er auf menschenleeren Wegen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. Seine Augen flammten in unheimlicher Glut, sein Gesicht trug die Spuren seelischer Zerrüttung. Zerfurcht, wachsgelb, sah es aus, wie das Bild eines fanatischen Asceten.

Unterdeß war der Winter gekommen: zeitig, schneereich und schneidend kalt. Es war im Monat Dezember. Die Nägel in den Holzdächern sprangen

Digitized by Google

krachend, der Schnee knirschte unter den Hufen und Sohlen: es war furchtbar kalt. Eisnebel krochen am Boden hin, an den Bäumen empor und blieben als Reif hängen. Die Sonne schielte aus einer schmalen Wolkenspalte auf die Erde nieder, um sich bald wieder zu verkriechen. Schon eine Stunde war sie aufgegangen und doch schien sie noch auf derselben Stelle zu stehen, als sei sie an dem Himmel fest gefroren. Kein Luftzug strich, die Bäume des Waldes standen regungslos wie versteinerte Riesen. Wenn die Vögel von den Dächern vor die Scheunen flogen, breiteten sie kaum die Flügel. Es sah aus, als fielen die Steine herab.

Der alte Schmied in Reichenau stand auf der Schwelle seines Hauses und blinzte mit eingekniffenen Augen und festgeschlossenen Lippen hinaus.

„Verflicktes Wetter das! Vierundzwanzig war auch a Winter; aber der heurige machts besser, verflickt!“ murmelte er vor sich hin und rieb sich die Hände.

„Na, was stehste wieder? Mach daß de in de Schmiede kommst! Franze holt heute den Schlitten und Elsner will auch die Deichsel. Mach! Guck, wenn du fertig bist!“ polterte aus dem Innern des Hauses eine rauhe weibliche Stimme.

„Das hat man im Alter, murmelte der Weißkopf. Kinderliebe geht ein Zentner auf einen Fingerhut. Ja, ja, meine Selige . . . .“ Er steckte die Hände tief in die Taschen und wollte eben „copieren“, da knurrte es unmittelbar hinter ihm: „Aus 'm Wege! Du wirst noch angefrieren! Wer in den theuren Zeiten nicht die Hände rührt, muß an den Fingern lutschen, bis ihm die Backen platzen. Wir können nicht alles machen. Wollt ihr essen Vater, so müßt ihr auch arbeiten helfen!“

Der Alte trat die drei Stufen hinab, ging aus dem Wege sah seinem Sohne nach und sprach in philosophischer Ruhe zu sich: „Heute haben die Kinder die Köpfe bloß zum Stoßen wie die Böcke und das Maul zum Beißen wie die Hunde.“

Trotz dieser grimmen Worte über das gemeine Betragen seiner beiden Kinder — alte, grämliche, unehrliche Menschen — quoll kein Gift in seine Seele; denn ein Streit am Morgen, als Vor- oder Nachtisch zum Frühstück gehörte seit dem ersten Tage der Verheiratung mit seiner „Seligen“ bis auf heute zu den unausbleiblichen Vorgängen in seinem Hause. Mit der Zeit war die Bitterkeit und Härte der einzige Ausdruck seiner Seele geworden, auch seine Liebe kleidete sich darein.

„Eh man die Hand aufmacht, soll man sehn, was man greifen will, und eh man das Maul aufmacht, soll man bedenken, was man reden will: sonst greift man nichts Rechtes, sonst spricht man bloß Schlechtes. Aber, so sind die jungen Leute; ist das Herz voll, ist der Mund toll. Man mag reden, was man will. Zwei gegen Einen: viele Hunde sind des Hasen Tod.“

Mit diesem Sprichwort schloß er fast jedesmal seine Betrachtungen, welche nach dem Streit sich maschinenmäßig einzustellen pflegten.

Heute aber war sein Gemüt durch den nebelvollen, traurigen, kalten Wintermorgen wirklich bedrückt, und indem er das verlotterte Thor der Schmiedewerkstatt öffnete, seufzte sein hoffnungverlassenes, müdes Herz: das Leben ist wie das Eisen. Es verglüht entweder schnell zu Asche, oder es vermorscht langsam in der Erde. Bei dem Einen gehts rasch, bei dem Andern wills nicht enden.

Warum muß ich so lange warten?!

Dann verschwand der gebeugte Alte in dem Dämmern der russigen Werkstatt, wo es bald zu knarren und zu fauchen begann. Funken flogen

Digitized by Google

auf und ein kleines Feuer sah mit seinem unstäten flackernden Auge hinaus auf die Straße, hinein in den Nebel.

Die Kinder, welche zur Schule gingen, sahen es hüpfen und sprühen, sahen den Funkenwirbel aufstieben und verlöschen, lachten, klatschten in die Händchen und gingen belustigt von dannen.

Die alten Bauern, die aus der Frühmesse kamen, platzten ein unwirsches: „N'Morgen Meester!" in „das schwarze Schmiedeloch." Ihre „Alten" reckten die blauen Nasenspitzen links: „Nee," nee! schonn arbten! pechelt dar!" zischelte ihr zahnloser Mund.

Der alte Schmied kümmerte sich um niemand. Er hing seinen Gedanken nach, welche nicht leichter waren, als die schwarze Ecke, welcher er den Rücken zukehrte.

Als er sich zufällig einmal umdrehte, stand der Graveur hinter ihm. Der Alte schrak unwillkürlich zusammen. Obwohl er ihn kannte, konnte er sich doch bei seinem Anblick eines Grausens nicht erwehren. Seine plötzliche unbemerkte Ankunft und die furchtbare Veränderung, welche mit ihm vorgegangen, riefen es hervor: sein Gesicht bis in die Augen mit einem struppigen Bart bedeckt, die bleichen Wangen tief gefurcht, die Stirn faltenzerknittert, der Mund jetzt wehmütig geschlossen, jetzt verzweiflungsvoll geöffnet, und jetzt wieder zitternd vor Kälte, die Augen rollten jetzt wild und blitzend vor, nun krochen sie scheu und entsetzt unter die Brauen, in die tiefen Höhlen und nun standen sie glanzlos im Schatten der Rat- und Hoffnungslosigkeit; es war, als sähe man den Tod sterben. —

Die ausgezehrten blaugefrorenen Hände hatte er, Wärme suchend, an die Brust vergraben: ach, dort wohnte seit Jahren keine Wärme, kein Leben, kein Licht. —

Wo konnte der Mund sich ründen, das Auge in stillem Frieden glückblitzend wandern, das Herz Glut haben, die Knochen Kraft, die Muskeln Stärke? O, seit Jahren hatte die Lippe den Hunger gesogen, das Auge sich an Verachtung gesättigt, das Herz sich an Liebelosigkeit zerschmettert und die wahnlebendige Seele Kraft und Stärke vergeudet.

So sieht ein elendes, verlorenes totgehetztes Menschenleben aus! —

Der Alte ließ seine Augen noch einmal von den lumpenumhüllten Füßen bis zum Kopfe des Graveurs wandern.

„Wärm dich, wärm dich!" sprachen seine welken Lippen und zitterten.

„Der Schlüssel ist gelegt! Wir fahren in die Mühle. Paß gut auf und mach!" scholl es von draußen, dann knirschte ein Schlitten fort.

„Das ist schön!" sprach der weißhaarige Eisenbändiger zu sich, „nun will ich dem armen Teufel warm machen. Besser wärs natürlich für ihn, er läg längst erfroren; aber es ist ein Mensch."

Kohlen flogen ins Feuer, frisch fauchte der Blasebalg, Wärme und Glut fluteten über den Unglücklichen, welcher sich auf einen Ambos niedergelassen hatte, und der alte machte ein zufriedenes Gesicht: „Wird ihm schon warm machen!" und seine mattere Kraft trieb den schweren Hammer in langsamen Schlägen auf das glühende Eisen.

Der Graveur rückte hin und her, damit der wärmende Feuerschein die Kälte aus seinem Körper treibe. Dann schlief er ein und träumte: von seinem Bruder, von seinem Elend, von seiner Rache, wirr, zusammenhangslos, eintönig . . . . . Jetzt hört er ferner dumpfe Schläge. Die Augen bleiben geschlossen, sein Ohr öffnet sich. Seine Seele denkt die Begleitung: su—chen — su—chen. Nun rauscht es um ihn, über ihm, überall, wie im Walde. Halb öffnet er seine Augen. Die Gesichte wirbeln weiter durch

Digitized by Google

seine Seele. Durch den Flor der schwarzen Wimpern sieht er die Räume schwarz aufsteigen und oben wölbt sich das düstere Dach. —

Wer ist das? Er geht neben ihm, gebückt, unsicher; seine Hände fuchteln in der Luft. Das ist er ja, der August, der Hund, der sein Glück totschlug, seine Ehre, seine Existenz.

In wildem Siegesrausch fliegt seine haßgepeinigte Seele auf aus den Fesseln des öden Todes. Die volle Wucht der Düsterkeit, Verzweiflung, Rachsucht und Zornmütigkeit all seines Denkens und Fühlens wirft sich auf sein Herz, das umschnürt ist, wie von Feuerklauen.

Der Schüttelfrost gieriger Erregung macht ihn bewegungslos.

Nun hört er ganz deutlich eine trunkene Stimme: „Der Herr Graveur ist ein religiöser Gauner, dem es der Teufel nicht von seinem sanften Paternostergesicht absieht, daß er seinen Bruder um 1000 Mark betrog, um dieselben tausend Mark, die er ihm dann großmütig lieh!“ Es schreit um ihn, in ihm und die Schallwellen scheinen durch seinen Körper zu gehen, so zittert jede Fiber bei den Worten.

Das Gesicht weckt wilden Haß in seiner Seele und wirbelt weiter.

Jetzt wird aus dem vor ihm Stehenden ein kleines, buckliges Männchen, welches schreit: „Ein Lump sind Sie! Ein stinkende Lüge ist's. Ihr Bruder hat sie gar nicht totschlagen wollen. Sie waren besoffen!“

Das Gesicht weckt seinen wilden Haß und wirbelt weiter.

Aus dem niedrigen Zwerg wächst ein vierschrötiger, starker Mann. „Friß in Maul, Räuberbande du!“ brüllt er und versinkt. Nun schleicht es heran, langsam, langsam. Seine Stirn ist hoch, weiß und kalt; die grauen Augen stieren ratlos, der Mund ist offen, doch stumm, aber durch die Luft geht ein Seufzen und Wimmern. Nun kommt es näher! Ein Feuerballen zuckt auf.....

Der ganze Inhalt des unglücklichen Teiles seines Lebens hat Gestalt angenommen und schreitet ihm in den Personen seiner Peiniger entgegen. Sein seelentiefes, lebensweites Elend ist auf einen Punkt zusammengedrängt und droht ihn zum andern Mal zu zermalmen. Aber auch seine leidenschaftliche Bitterkeit, seine Lebensliebe sind zu voller Höhe emporgeschnellt. Die Verzweiflung leiht ihnen Stärke.

Das Gesicht mit den lauernden Augen des Raubtiers kommt näher.

Lump, Betrüger, Hurenkerl! hört er es heulen oder stöhnen in ihm, um ihn, durch ihn hin.

Eine Faust hebt zum Schlage.

Da packt er in namenloser Todesangst, gepaart mit tollster Rachsucht einen vor ihm liegenden Hammer und — läßt ihn auf den Schädel unter ihm niedersausen.

Dumpf, polternd fällt die Gestalt um.

In tierischer Wut stürzt sich der Graveur auf sie und schlägt weiter, bis sein Arm erschlafft ist.

Wie er den Körper unter sich verzucken spürt, wie das warme Blut über seine Hand rieselt, ist es ihm, als ob Schatten aus seiner Seele fliegen, als ob eine grause, wilde Sehnsucht, die stets in Schleiern und verhüllt seine Seele gepeitscht, in der Erfüllung gestorben, als ob ein düsterer Traum verbleiche unter dem Schimmer aufquellenden Lichtes. Die entsetzliche Schemenwelt seines Innern weicht weit, weit; auch aus der Ferne sehen ihre haßerfüllten Augen nicht mehr nach ihm hin.

Da sinken die Schleier auch von seinem äußeren Auge und er sieht die

Digitized by Google

wahre Welt — und unter sich den erschlagenen Schmied mit zerschmettertem Schädel. —

Entsetzt springt er auf und weicht weit zurück.

„Tot .... tot ....“ kommt es deutlich, halblaut über seine Lippen. — „Mein Gott, mein Gott ..... was? — Blut an den Händen? ..... Wozu den Hammer? — Und das Gehirn daran? — — Kein Traum?! — — Ich der Mörder? — i — ich! — — warum? — — mein Bruder, oh! — mein Bruder!“ — Er hat die Sprache wieder.

Ueber der Ruine ist der Morgen aufgegangen.

Der unglückliche Besitzer muß verzweifeln.

Er hat die Empfindung, daß er weit, weit gewandert sei über Höhlen, durch Sümpfe, an Abgründen vorüber, durch ein wüstes, schreckliches Land. Und nun ist er wieder daheim bei sich, bei seiner Seele, in seinem Herzen. Aber seine Seele ist vermorscht, sein Herz pocht nicht mehr dem Leben entgegen. Vor ihm gähnt die Zukunft wie ein unendliches Grab. Dort muß er, der lebendige Tote hundertfachen Tod sterben, wenn er weiter leben will. Aber er will nicht, aus Liebe zu sich. Sein Leben hat ihn zum Tode verurteilt. Er muß sterben. Das Gebot ruht in ihm. Er hat es gewoben in den Zeiten seiner Irrgänge, da er glaubte, seine Ehre hänge von den Mitmenschen ab. Nun richtet es ihn zu Grunde. Ergeben beugt er sich dem Spruch.

Gebrochen, mit wankenden Knieen schleppt sich der Graveur in den nahen Wald.

Nachmittags fand man ihn erhängt: —

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Märchen.

Von **Wilhelm Bölsche.**

Heute vor fünfunddreißig Jahren erschien in einer Pariser Zeitschrift ein Roman, der die braven Kritiker ärgerte, weil er aus jeder Schablone herausſprang.

Die Geographie stand damals in einem nervösen Stadium. Eben hatte sich die ungeheure Spannung etwas gelegt, in der ein Jahrzehnt lang das Schicksal der Franklin'schen Polarexpedition die Gemüter erhalten hatte: man kannte jetzt den letzten Akt des furchtbaren Dramas, in dem menschliches Wissen und menschliche Heldengröße der Weltraumkälte, die unsere Pole streift, erlegen war. Da riß im äquatorialen Afrika jäh eine neue Perspektive auf: aus dem Nebel jahrtausendalter Vermutungen wuchsen in unabsehbar blauer Weite die großen Seen, ein Traum der antiken Welt, jetzt endlich wirklich von Forschern erreicht. Ueberall schien die Erdkarte sich zu recken, sich auseinander zu falten. Und die Phantasie sah das Aeußerste, was in Wahrheit immer nur endlos zäher Arbeit verdankt wird, wie im Fluge gethan. Warum nicht eines Tages mit einem märchenhaften Luftballon die Erdteile überfliegen, die Karte des Planeten auf einmal ganz nachzeichnen wie man einen Globus mit dem Blick umkreist? Ein paar Jahre vorher hatte Henry Giffard sich mit seinem Luftschiff von vierundvierzig Meter Länge, das eine Dampfmaschine trug, den Franzosen gezeigt. Sein Apparat war verunglückt. Aber was verschlug's. Ein Anderer würde es machen. Nadar begann die Pariser mit Projekten zu überschütten, die wenigstens auf dem Papier alles lösten. Zwischen einer Morgen- und Abendzeitung konnte es geschehen sein.

In diese Stimmung traf das Buch „Fünf Wochen im Ballon" von Jules Verne. Der Leser wurde in einem ziemlich ehrbaren Tone angeschwindelt, es sei ganz in der Stille ein entsprechender Ballon gebaut worden und er habe bereits Afrika überquert, hoch hinweg über Speke, Grant und Livingstone. Es war ein hübscher Witz. Das Buch war ein Roman, aber so famos erzählt im hergebrachten Jargon eines Reiseberichts, daß man es vergessen konnte. Stanley hat es in der Folge fertig gebracht, seine wirklichen Erlebnisse noch viel romanhafter, ganz im Sinne einer Dichtung mit ausgesparten Pointen, zu veröffentlichen. Und grade die Franzosen hatten damals einen echten Reisenden in Afrika, Du Chaillu, von dem niemals ordentlich klar gestellt worden ist, wie viel an seinen Berichten thatsächlich Roman und wie viel Wahrheit war. Der Autor selbst faßte seine Sache allerdings etwas klein: er meinte ein Buch zur anregenden Belehrung geschaffen zu haben, — bekannte Resultate bloß mit Raffinement in eine gewisse Vogelperspektive gebracht, zur Aufrüttelung ganz indifferenter Gemüter. Aber auf alle Fälle war der Dichter mit dem Schulmeister durchgegangen.

Digitized by Google

Innerlich wuchs das Werk selbst durchaus aus jener Stimmung, die auf einmal nichts mehr in technischen und geographischen Dingen für unmöglich hielt und einen Triumph des „wissenschaftlichen Menschen" noch für das Ende dieses Jahrhunderts erwartete, gegen den Speke und Franklin arme Stümper waren. Der Roman erschien wie eine Abschlagszahlung einstweilen auf das Wirkliche, und in der feinen Grenzlaune, die zwischen Phantasie und Wahrheit schwankte, berauschte man sich an ihm.

Jules Verne begriff denn auch die Situation. Band folgte auf Band. Und eine Zeit lang, wie nicht zu leugnen, Treffer auf Treffer. Während die große Geographie erklärlicher Weise immer wieder retardierte und zwischen Geldmangel, Urwäldern, Menschenfressern und Eiswüsten unmöglich das Tempo eines angeregten Pariser Salongesprächs inne halten konnte, schien von dem stillen Dichterwinkel Vernes in der französischen Provinz aus eine separate Gruppe eiserner Uebermenschen sich auf diese dicke Erdkugel zu werfen, die, äußerst amüsanten Reiseberichten zu Folge, sämmtliche Probleme spielend lösten. Alle diese Helden hatten eine große Familienähnlichkeit miteinander. Alle waren sie edle Gemüter von Kindesreinheit wie der alte Darwin oder Fechner, aber alle mit einem spleenigen Zug, hinter dem der satirische Schalk ihres Schöpfers lachte. Sie gingen nicht nach Liebe oder Verdienst; alle ihre Ziele gehörten der Wissenschaft. Aber in allen steckte auch etwas, das sie wie Kinder des alten Monte Christo erscheinen ließ, bei dem ihr Schöpfer zweifellos von früh an in die Schule gewandert war. In der Mehrzahl hatten sie jedenfalls das Konversations-Lexikon gefressen und gaben diese Lektüre bei allen möglichen wie unmöglichen Gelegenheiten in starken Rationen wieder von sich, so daß der Leser niedergeschmettert in seiner Unwissenheit vor ihnen stand. Die Leistungen waren fraglos enorm. Lebendige Menschen flogen, mit künstlichem Sauerstoff durchgepäppelt, in einer Aluminiumbombe gegen den Mond und umfuhren ihn so geschickt, daß sie alles sahen, was man mit Fernröhren von unten auch sieht; die unbekannte Rückseite aber nicht, denn die lag gerade in stockfinsterer Nacht. Ein elektrisches Boot drang in die schwarzen Urtiefen der Meere, regte die scheußlichen Kraken in ganzen Heerden auf, fuhr durch einen unterirdischen Suezkanal und tanzte im Maelstrom. Ein Hamburger Professor kletterte auf Island in einen Vulkan, übersegelte einen Ozean im Erdinnern, den noch die Ichthyosaurier der Juraperiode belebten, und kam auf Stromboli mit einem Guß kochenden Wassers wieder an's Licht. Auf dem Nordpol wurde ein feuerspeiender Berg entdeckt. Und schließlich gab ein Komet, der ein Stück Erde mitriß, ein paar hochgradig spleenigen Engländern Gelegenheit, ihre Schachpartie bis an die Marsbahn auszudehnen, — eine Partie, die sie noch mit Hülfe des optischen Telegraphen fortsetzten, als der Komet sich gleich dem Biela'schen in zwei Stücke spaltete und die Parteien trennte.

Als einmal einige zwanzig dieser Bände vorlagen, beruhigte sich auch die Schablonenkritik. Man gönnte dem Autor sein eigenes Fach. Eine Aesthetik der Zukunft, die mehr vom Stoff abstrahiert und die eigentlichen unabhängigen Dichterqualitäten herauslösen will, wird Jules Verne auf alle Fälle unter die besten Humoristen seiner Zeit rechnen müssen. Unsere Litteratur der letzten dreißig Jahre hat an so etwas keinen Ueberfluß. Zugestanden, daß eine Masse auch seiner Pointen bloß mehr oder minder grobe Situationskomik enthalten. Aber es fragt sich doch, ob nicht grade die Art, wie er die Situation alle Augenblicke in's ganz Riesige, man möchte sagen, in's Kosmische gesteigert hat, die Kunstform eine Stufe höher rückt, auf die Stufe echten Humors, bei dem man nicht nur lacht, sondern sich auch etwas

Digitized by Google

denkt. Wie wundervoll verwickelt ist das Problem der „Reise um die Erde in achtzig Tagen," — und wie wird doch erst aus dieser ganzen überaus kunstvoll versponnenen Handlung heraus ein solcher an sich grober Witz wie die Geschichte von dem Diener möglich, der bei der Abreise die Gasflamme im verschlossenen Hause brennen läßt und nun die ganze Tour mit dem schauderhaften Gespenst einer unablässig anschwellenden Gasrechnung im Nacken abmachen muß. Bei Bühnenbearbeitungen ist das wohl ganz in's Banale gerissen worden. Aber in den Romanen kam es thatsächlich fein und unendlich liebenswürdig heraus. Es gab das Individuelle, das sich nicht nachahmen läßt.

Indessen: die Meisten, die sich mit der ersten Hochblüte Verne'schen Schaffens beschäftigten, meinten den Schwerpunkt viel mehr in dem eigentlich „Wissenschaftlichen" suchen zu müssen. In diesem Sinne hat ihn die französische Akademie gekrönt und ihm eine ganz außerordentliche Reklame verschafft auch bei allen, die zum Genuß dieser Phantasmagorieen noch den heiligen Schauer brauchten, daß man das Alles auch „ernst" und „exakt" nehmen könne. In Wahrheit ist es mit dieser „Wissenschaft" nun nicht allzu weit her. Jules Verne hatte eins richtig erfaßt und das ist im Bunde mit dem angeborenen Humor die Seele seines Erfolges geworden: er verstand, daß im Zuge unseres modernen Empfindens der Dichter bei einem solchen naturwissenschaftlichen Stoff sich zunächst von den Forschungsresultaten selbst müsse kommandieren lassen, und daß die Scherze und dramatischen Spannungen erwachsen müßten *auf* diesen Resultaten, nicht umgekehrt in einer willkürlichen Form, wo der Poet selbstherrlich meinte die Forschung beliebig meistern und zurecht stutzen zu können. In dieser Einsicht schied Verne sich von allen seinen Vorgängern, soweit er solche überhaupt gehabt hat. Aber die Consequenz der Einsicht mußte nun auch ein sehr gründliches Quellenstudium sein, eine wirklich ernsthafte Aneignung aller naturwissenschaftlichen Voraussetzungen. Man merkt bei Verne überall die Versuche dazu, aber die Leistung bleibt bei allem herzlich oberflächlich. Man sieht eine Unmenge rasch durchflogener Lektüre, die aber immer ganz unkritisch ausgewählt ist, oft populäre Sachen dritter Hand, die in Frankreich durchweg ein großes Teil schlechter zu sein pflegen als in Deutschland und Oesterreich, — daneben oft vollkommen veraltetes Material. In den frischesten Momenten erscheint der helle Kopf, der auf seinem Kutter die Küsten Frankreichs befährt und der in Seeschilderungen mit ihren Fachausdrücken und Naturbildern wirklich aus sich heraus schafft. In der Kajüte dieses Schiffes steht der „große Reclus", diese riesige Geographie, eins der großen Bücher, in denen „alles steht", wie sie die Franzosen seit den Tagen der Encyklopädie und des „großen Buffon" immer wieder besessen haben. Aus diesen roten Folianten wird die Erde konstruiert, schlecht und recht wie es geht. Mit manchen Gebieten, für die grade das Compendium fehlte, führt unser seefahrender Dichter in der Matrosenmütze einen ewigen Kampf: Zoologie zum Beispiel ist immer bei ihm schauderhaft, die miserablen geologischen Details verunzieren einen seiner in der Erfindung meisterhaftesten Romane, die „Reise nach dem Mittelpunkt der Erde". Dabei fast stets Schnitzer, die sich vermeiden ließen, ohne daß das Kunstgebäude irgendwie litte. Es handelt sich ja hier nicht um Pedanterie. Was liegt in einer *Dichtung* sonst an ein paar Details, die der Fachmann rügen würde! Von den lieben meerbewohnenden „Salamandern und Molchen und Drachen" bei Schiller an bis auf jüngste Romane und Novellen giebt es eine wunderschöne Kette solcher naturgeschichtlichen Unmöglichkeiten, die aber im Grunde mehr oder minder wirklich sehr wenig oder gar nichts vom Werte unserer

Digitized by Google

sonst guten dichterischen Werke abziehen. Ich denke, es ist bei Felix Dahn, wo eine Schlange mit Brod gefüttert wird. Dunkel erinnere ich mich eines ganzen Romans, dessen Handlung und Katastrophe schlechterdings aufgebaut waren auf einen großartigen Wechsel von Ebbe und Flut am deutschen Ostseestrande, den es recht ärgerlicher Weise aber gar nicht giebt. Ortskundige Berliner Novellen schildern uns die Schicksale liebender Kellnerinnen und romantischer Nähjungfrauen im märkischen Tannenforst, der aber leider aus Kiefern besteht. Und ein Astronom könnte sich fast um die gesammte neuere Dichtung recht verdient machen durch ein kurzgefaßtes Handbüchlein, das auch naturalistische Poeten endlich darüber aufklärte, daß der Vollmond nicht auf Verlangen ein ganzes Vierteljahr lang unausgesetzt am Nachthimmel hängt. Der eine oder andere Leser erinnert sich wohl auch noch an den spaßhaften Zwist vor einigen Jahren: wie der gestrenge Herr Wolfgang Kirchbach den armen Heine als windigen Nicht-Realisten festnageln wollte, weil er die Nachtigall mehrfach bei hellichtem Tage singen lasse, wo sie doch nur ein Nachtvogel sei. Doch genug davon. Das letzte Beispiel am besten zeigt, wie von Herzen gleichgültig die Sache überhaupt ist, denn Heines Verse bleiben doch was sie sind, wenn auch ein neuerer Poet die Nachtigall noch nie anders als beim Heimgang um Mitternacht vernommen haben mag und selbst, wenn sie nur dann wirklich sänge.

Aber man muß verstehen, wie doch zugestandener Maßen bei Jules-Verniaden der Witz und Nerv des Werks eben auf der Logik und Echtheit der Thatsachen steht. Und die moderne Naturforschung ist wahrhaftig reich genug, um goldechtes Material zu liefern für tausend und eine Phantasmagorie der Art. Grade wenn man das Prinzip, wie es Verne mustergültig erfunden hat, sehr hoch stellt, wird man die kleinen Flecken doppelt empfinden, die einem Zufall: der Sorglosigkeit und unkritischen Durchbildung des Autors, individuell hier entspringen, die aber bei ganz reiner Sachlage durchaus auch fehlen könnten.

Seit vielen Jahren bin ich Verne mit äußerster Sympathie gefolgt. Aber im Sinne dieses letzten Gedankengangs hatte ich immer eine Ecke, wo ich dachte, er sei eigentlich nur ein erster, lustiger Pionier, der Bahn geschlagen, aber noch lange nicht die ganze Stärke seines eigenen Prinzips ausgenutzt hätte. Ich dachte mir, daß eines Tages berufenere Nachfolger kommen würden, die grade dieses Genre des naturwissenschaftlichen Romans ausbauten bis in köstliche Dinge hinein noch weit jenseits der guten Effekte eines feinen humoristischen Talents von Verne's Stärke. Mehr Unterlagen, mehr Größe der Weltanschauung, noch ein ganz anders vornehmes Schilderungstalent. Verne ist im freieren Sinne einer hohen naturwissenschaftlichen Weltanschauung immer ein kleiner Kopf gewesen, der nach dieser Seite nie Pointen ausspielen konnte. Und sein Schilderungstalent, gewiß von fabelhafter Beweglichkeit im phantastischen Hineindenken in die tollsten Situationen, arbeitete, wie sich doch auch nicht verkennen läßt, allezeit nicht mit den feinen Instrumenten moderner Kunst, sondern mit der groben Haucke des alten Dumas, die wir heute schon mühsam ertragen und unsere Enkel gar nicht mehr werden ansehen können. Noch mancherlei kam bei jener Betrachtung dazu.

Jules Verne's ältere Sachen sind zum Teil verzweifelt rasch veraltet. Die Ballonfahrt über Afrika konnte man seit Stanley nicht mehr lesen, auch in den Teilen, wo er gewissenhaft das Material seiner Zeit benutzt hatte, der Zeit von 1863! Er selbst hat sich nie die Mühe gegeben, in neuen Auflagen das Alte zu verbessern. In nervöser Hetzjagd hat er nur stets weiter und weiter produziert, allmählich immer schwächere Sachen, mit roheren

Digitized by Google

Effekten, genau wie es einst dem alten Dumas ergangen war, als die Massenschreiberei ihn gepackt hatte. Die Forschung, auf der und über die hinaus sich solche Romane aber aufbauen lassen, ist inzwischen trotz ihres kriechenden Tempos großartig höher gewachsen, sie strotzt von wirklich dankbaren, neuen Stoffen, wenn nur einer zugreifen wollte. Ich habe mir immer gedacht, es müßte ein Deutscher sein, der eines Tages nicht nur als der Nachbeter, sondern recht eigentlich als der Erfüller Verne's hervorträte, ein grundgebildeter Kerl, der gleichzeitig das Zeug zum Dichter hätte, vielleicht etwas ernster als Verne, aber doch mit der nötigen Beweglichkeit, die über das Unbekannte, das Unerreichte springen könnte in das große Lichtblau vorgeahnter Menschheitserfolge und Kosmosereignisse hinein, die unsere Generation nicht mehr haben wird und an denen sie sich doch schon ergötzen, von denen sie sich schon durchschauern lassen möchte. Wir haben in Deutschland schon einmal einen guten Humoristen gehabt, der zugleich ein großer Naturforscher, ein Physiker ersten Ranges war: Gustav Theodor Fechner. In guter Stunde wußte Fechner mit einer bezaubernden Grazie tiefste naturwissenschaftliche und naturphilosophische Weisheiten in einen paradoxen Scherz hinaufzutreiben. Aber es blieb bei kleinen Ansätzen: wohl war hier Tiefe, die ganze Tiefe eines unglaublich feinen, weitsichtigen, mit faustischer Freiheit alle Dinge Himmels und der Erden meisternden Geistes. Es fehlte aber jede Gabe der großen, farbigen Gestaltung, es fehlte der Dichter im eminenten Sinne, den Jules Verne selbst in allen Mängeln seiner verblaßten Technik nie einen Moment verleugnet hat.

Vor ein paar Jahren erschien nun, man möchte sagen, aus der Nähe der geistigen Atmosphäre Fechners heraus ein Buch, das ebenfalls nach dem fraglichen Gebiet hindeutete und dabei auch einen unzweifelhaften Fachmann in der Naturforschung, einen Professor, Physiker von Ruf, zum Autor hatte: Kurd Laßwitz. Es waren naturwissenschaftliche Märchen, kleine, zierliche Skizzen allerdings nur, aber mit einem so liebenswürdigen Gemisch von Kenntnissen und schalkhaftem Humor erfunden und zugleich auch formal so üppig ausgestaltet, daß man wohl sich fragen durfte, ob hier nicht der „rechte Mann" im Werden sei. Das Buch machte damals Aufsehen. Dann gingen aber wieder Jahre hin. Jetzt endlich ist von Kurd Laßwitz ein großer zweibändiger Roman da: „Auf zwei Planeten" (im Verlage von Emil Felber in Weimar). Es ist ein bewußter Versuch im Fahrwasser Jules Verne's. Aber unternommen von einem echten Kenner, der nicht bloß ein paar alte astronomische oder physikalische Compendien zum Zwecke durchgejagt hat, sondern auf festen Füßen im Fach selber steht. Und unternommen, wie gleich vorausgeschickt sei, mit der ernsten Absicht einer Vertiefung, die es verschmäht, bloß auf ein paar humoristische Pointen hinauszuspielen. Ein astronomischer Roman dem Stoffe nach. Eine Geschichte vom Mars.

Es hilft nichts: auch die Kritik muß vor solchem Buche etwas in die Astronomie hinein. Unsere Kenntniß grade des Mars steht heute für eine Phantasmagorie äußerst günstig. Wir wissen genug, um die Phantasie nachhaltig anzuregen. Zu wenig, um ihr ein erdrückendes und sich widersprechendes Detail des ganz Fremdartigen zwischen die Beine zu werfen. In den Tagen Galileis wurde der Mars zuerst aus einem glutroten Stern zu einer kleinen, gelbrötlichen Scheibe im Fernrohr, auf der das geschärfte Auge nach Einzelheiten spähte. Um 1659 sah Huygens Schatten in der Fläche, als schieden sich Meer und Land. An den Polen schimmerte es weiß, als läge dort Schnee wie bei uns. Im vorigen Jahrhundert stellte Herschel eine Neigung der Marsachse ganz ähnlich der bei unserer Erdachse fest: es mußte da drüben

Digitized by Google

ähnliche Jahreszeiten geben, wie bei uns. Wieder einige fünfzig Jahre später zeichneten Beer und Mädler auf ihrer Sternwarte mitten im Dunst der werdenden Großstadt Berlin die Marskarte: weite, gelbrote Strecken, die durchaus nach Continentmassen ausschauten, nur hier und da durchsetzt von blaugrünen Streifen, die an Wasser gemahnen konnten. Die weißen Polarflecken erschienen im Wechsel der Jahreszeiten wirklich sich wandelnd wie Schneefelder. Als die Spektralanalyse kam, zeigte sie eine Atmosphäre, völlig der irdischen ähnlich in den Stoffen, die sie enthielt: wenn da oben etwas lebte, mußte es wohl ganz ähnlich athmen wie wir. Und wies nicht wirklich mancherlei auf solches Leben? Schiaparelli zeichnete in den günstigen siebziger und achtziger Jahren seine wundervolle neue Marskarte. Greifbar deutlich zogen sich jetzt dunkle Linien durch die rötlichen Gebiete, wie Kanäle sie in kürzesten Linien durchschneidend. Waren es wirklich Kanäle? Erbaut von intelligenten Marsbewohnern, die einen im Ganzen wasserarmen, fast ozeanlosen Planeten möglichst mit künstlichen Wasseradern durchsetzt hatten? Oder waren es (ebenfalls künstliche?) Vegetationsstreifen, die mit dem Wechsel der Jahreszeiten bald aufgrünten, bald durch Welken verschwanden, — worauf das seltsame Phänomen zeitweiliger Verdoppelung oder zeitweiligen Hinschwindens der Linien wies? Der darwinistische Gedanke trat hinzu. Wenn auf der Erde auch die Welt des Lebendigen bis zum Menschen herauf schlechtweg eine notwendige Erscheinung in der allmählichen Entwickelung des Planeten darstellte, ein natürliches Produkt, das kommen mußte, zur rechten Zeit im Bann der ehernen Naturgesetze durch Urzeugung einsetzte, sich durch Vererbung und Anpassung im Banne natürlicher Zuchtwahl differenzierte und schließlich im erdbeherrschenden Gehirnwesen Mensch gipfelte, — zwang dann nicht die einfache Logik, für einen in allem Wesentlichen gleichen Planeten wie den Mars das gleiche Produkt anzunehmen? Auch dort also Urzeugung, organische Entwickelung, Pflanzen, die Kohlenstoff aufnahmen und Sauerstoff ausathmeten, Tiere, die ihre Existenz umgekehrt auf der Anpassung an diesen Sauerstoff aufbauten, erst Wassertiere, dann Landtiere, erst Tiere mit kleinem Gehirn, dann solche mit immer größerem. Bis schließlich aus einem affenartigen Hochtier das Ueber-Tier erwuchs: der Mensch, — bloß diesmal nicht der Erdenmensch, sondern der Marsmensch . . . Wohlverstanden, wir sind hier noch keineswegs in Romanphantasieen, sondern bei einer noch durchaus wissenschaftlichen Deduktion. Und sie läßt sich noch eine Linie weiter treiben. Wenn die Kant-Laplace'sche Theorie über die Entstehung unserer Planeten aus abgeschleuderten Ringen der Sonne richtig ist, so ist der Mars sehr viel älter als unsere Erde. Angenommen, die Entwickelung auf seiner Oberfläche vom Urwesen bis zum Menschen hat an sich ein ähnliches Tempo innegehalten, wie bei uns, so muß es dort Menschen schon gegeben haben zu einer Zeit, da sie auf der Erde noch nicht aus dem nächst niederen Tier entwickelt waren. Entsprechend ist die Kultur der Mars-Menschen unvergleichlich viel älter als unsere: was unserer Kultur auf Erden erst nach vielen Jahrtausenden vom Baum des Glückes und der Erkenntniß fallen mag, das dürfte dort längst erreicht sein, — der Marsmensch mit seiner Kultur könnte sehr wohl zu unserer augenblicklich höchsten Menschheitskultur im Ganzen stehen wie auf Erden der feinste europäische Kultursohn zum nackten Feuerländer.

Hier ist der Punkt, wo der Roman einsetzt. Die angedeutete Kette wissenschaftlicher Schlüsse besteht für ihn zu Recht. Bloß daß er an ihre Stelle das lebendige Bild setzt. Die Martier sind Menschen wie wir. Höchstens ganz unbedeutend von uns verschieden, soweit eine gewisse Anpassung an ge-

Digitized by Google

ringere Schwere (der Mars ist wesentlich kleiner als die Erde und zieht also seine Bewohner im Verhältnis vermindert an) und an etwas andere Beleuchtungsverhältnisse in Betracht kommt. Zoologisch würden echte Menschen und Martier kaum den Rang zweier guter Arten, sondern wohl nur von Rassen beanspruchen können — ob fruchtbare Vermischung stattfinden kann, teilt Laßwitz nicht mehr mit, da der Roman zwar mit einem Liebesbund schließt, aber nicht in die nächste Generation übertritt. Die schwersten Kämpfe unserer Kultur sind bei diesen Marsmenschen längst ausgefochten und friedlich beigelegt. Jahrtausende lang hat der soziale Zwist gewütet. Aber das ist lange her. Eines Tages wurde die Brodfrage gelöst, indem die Naturforschung aus Fels und Boden, aus Luft und Wasser, also aus den anorganischen Rohstoffen ohne Vermittlung der Pflanzenzelle Eiweißstoffe und Kohlenhydrate, mit andern Worten: menschliche Nahrung herstellen lehrte. Durch rationelle Sammlung und direkte Ausbeutung der Sonnenenergie trat eine ungeheure Entlastung in der gesammten mars-menschlichen Arbeit ein. Und vom furchtbarsten Druck mit einem Zauberschlage befreit, einigten sich die Martier in ihrer Gesammtheit zu einem Menschenbunde etwa auf Grundsätze hin, wie sie die Veröffentlichungen des Berliner „Vereins für ethische Kultur" vertreten. Innerhalb des Universalfriedens dieser Grundsätze, die alle anerkennen, gliederten sie sich fortan nach Gutdünken die einen zu kleinen Monarchieen, die anderen zu kommunistischen, individualistischen, und sonstigen Verbänden.

Sozialen Krach giebts aber fortan so wenig wie nationalen, keine Revolutionen, keine Streiks, keine Kriege. Der ganze Planet ist ein Paradies gesunder Arbeit. Der Mars ist wasserarm, alle die roten Flächen der Karte sind in Wahrheit wüste Hochplateaus ohne Vegetation. Aber auf diesen Plateaus wird in großen Strahlungswerken die Sonnenenergie gesammelt, die in den fruchtbaren Niederungen und gewissen, die Wüste gradlinig durchziehenden, künstlichen Kulturstraßen die zahllosen Werke treibt. Städte in unserem Sinne giebts nicht mehr. Die Stätten der Arbeit, wissenschaftliche Laboratorien aller Art, ziehen sich in langen Linien dahin, parallel zu künstlichen Kanälen und riesigen Gleitbahnen für den Verkehr. Rechts und links davon aber wölbt sich viele Meilen weit ein märchenhafter Kulturwald. Auf thurmhohen Stämmen bilden die Blätter ein fast kontinuierliches Dach, einen künstlichen grünen Himmel, der den Marsmenschen die mangelnde dichtere Atmosphäre ersetzt, die Einstrahlung bei Tag, die Ausstrahlung bei Nacht reguliert und die Verdunstung hemmt. Unter diesem segensreichen Baldachin erst erheben sich in lieblicher Zerstreutheit die kleinen Wohnhäuser, Ideale von Gesundheit und Poesie. Unerschöpflich blühen in diesem Eden Kunst und Wissenschaft, vor allem die letztere.

Und wieder eines Tages glückt eine Entdeckung, die zwar zu dem sozial-ethischen Eldorado selbst nichts mehr hinzuthun kann, aber der Thätigkeit unternehmender Köpfe eine ganze neue Welt im verwegensten Sinne verspricht. Längst haben die Marsgelehrten alles durchgeackert und „durchentdeckt", was wir Erdenmenschen heute Physik nennen. Sie kannten das, was wir Gesetz von der Erhaltung der Energie nennen, kannten die Verwandlung der Energieformen in einander wie Kinderweisheit längst vor Joule, Mayer und Helmholtz. Was sie aber jetzt neuerdings hinzu gefunden haben, betrifft die für uns Menschen noch schwierigste, unfaßbarste Kraft: die Gravitation. Sie haben erkannt, daß auch sie sich wie Licht, Wärme, Elektrizität behandeln läßt, daß sie wie diese sich in Form einer Wellenbewegung (allerdings mit der kolossalen Geschwindigkeit von 300000 Millionen Kilometer pro Sekunde,

Digitized by Google

eine Million mal schneller als das Licht) durch den Raum fortpflanzt und daß sie sich in andere Energieformen umwandeln läßt. Und damit ist die wichtigste Kraft des Alls, die Kraft, die Marsmensch wie Erdenmensch bisher unerschütterlich an seinen Mutterplaneten gekettet hatte, in ihrer Hand. Es werden Stoffe hergestellt, die „schwerelos" sind, weil sie die Gravitationswellen einfach durchlassen, wie ein Fensterglas das Licht durchläßt. Es werden Kugeln gebaut aus ähnlichem Stoff, Kugeln, in die sich Martier einschließen, Kugeln, die dem Mars nicht mehr zu gehorchen brauchen, die mit eigenen Bewegungen sich in die offenen Planetenräume hinaus dirigieren lassen, — Kugeln, die als wahre „Raumschiffe" schließlich die Erde erreichen . . . . . Die Erde, von der man hofft, daß sie als sonnennäher und größer großartigste Energiequellen erschließen werde, und von der man schon im Fernrohr gesehen hat, daß sie bewohnt sein muß, bewohnt von intelligenten Menschen, auf die man im allerhöchsten Grade gespannt ist . . . . . Die physikalisch geeignetsten Landungsstellen für ein solches martisches Raumschiff bilden die Erdpole. Dort glückt auch die Landung. Es glückt, eine Art frei schwebenden „Bahnhofs" für die angondelnden, beliebig bald schwer bald schwerefrei gemachten Kugeln zu konstruieren, ein technisches Wunderwerk. Aber in die unruhige Erdatmosphäre hinein kann man mit den Raumschiffen selbst nicht reisen. Da muß erst ein neuer Apparat hergestellt werden. Man ist eben dabei und überlegt und konstruiert . . . . da melden sich ganz unverhofft in der Eiswüste am Nordpol die Erdenmenschen selbst, — ein Ballon nach Andrée's Art erscheint mit drei Gelehrten im Korbe und nun: — hier beginnt der Roman!

Der ganze Anfang, in dessen höchst dramatischer Handlung dieser Unterbau des tollen Märchens dem Leser erst nach und nach heraufwächst ist technisch ein Meisterwerk. Ich halte ihn, etwa bis zu zweidritteln des ersten Bandes, für das wertvollste Stück des Romans. Die Anschaulichkeit ist großartig. Treffer gipfelt auf Treffer. Der Erdenballon verunglückt über dem Pol, da er in eine künstliche Schwerelinie der Martier, die von der Erde fortführt, gerät. Die Insassen werden von den Martiern mühsam gerettet. Liebenswürdige Marstöchter, als Technikerinnen der „Erdstation" zugeteilt, pflegen sie. Es ist ein einzigartiges realistisches Zaubermärchen, mit behaglicher Breite und köstlichem Humor auseinander gesponnen. Die besten Stellen Jules Verne's werden, wenn man die grelle Komik Verne'scher Manier bei Seite läßt, sachlich hier ganz unbedingt überboten.

Und man fühlt in allem Phantasienebel etwas, was Verne niemals hat. Es weht den Leser ein Hauch des Grandiosen, ethisch Befreiten von diesen Menschen „auf zwei Planeten" an, — wirklich etwas von jener tiefen Ahnung, die seit Jahrtausenden durch die Völker geht: daß im höchsten Chaos aller Erdendinge, wenn das Edle in den Koth getreten liegt und der Unsinn triumphiert, aus dem Geheimniß des Kosmos heraus ein Fremdes Ungeheuerliches, Strahlendes auf diesen schmutzigen Planeten niedersteigen werde. Wie die Mexikaner einst von Quetzalquatel träumten, daß er von Osten kommen werde, in einem goldenen Morgen, weiße Männer mit übernatürlich großen, vergeistigten Augen. Wie es in den alten Sagen des Orients klingt: von weisen Fischmenschen, die aus dem Blau des Unbekannten stiegen und die Völker lehrten. Unseren Tagen wird die Mystik eng. Die Forschung herrscht. Aber auch sie hat ihre Wunderländer. Wenn sie nun von dem roten Stern da oben kämen, in flammenden Nihilitpanzern, vor denen die armselige Tyrannen-Macht dieser Erde wie ein weißes Wölkchen verdampft, aber hinter der Stirn Söhne des Lichts, die mit ihrer Weisheit

Digitized by Google

den Frieden brächten, — Intelligenz des Alls, übergreifend von Planet zu Planet, der Anfang einer höheren Ordnung der Dinge, die bisher nur die Gravitation gehemmt hatte . . . . .

Die Martier, die „Nume" wie sie sich nennen, sind auf der Erde. Was nun? Das Problem ist wundervoll aufgerollt, wie gesagt sogar bis an seine volle Stimmungstiefe heran. Wenn man aber die vorzügliche Exposition zu Ende gelesen hat, so ist man doppelt gespannt, was der Autor aus seinem Roman machen wird. Gewisse Wege liegen deutlich. Er konnte alles auf eine Liebeshandlung hinausspielen. Halb und halb ist das auch durchgeführt. Nun ist es aber eine sehr schlichte Liebesgeschichte, ohne wilde Conflikte der Leidenschaft. Die Liebe einer Martierin zu einem Erdenmenschen. Das Motiv setzt gleich in den ersten Kapiteln ein und klingt immer wieder mit. Es hat eine große Szene: den Moment, da das schöne Marsmädchen nach mancherlei Skrupeln über die planetarische Mesalliance die Erleuchtung fühlt, daß sie „ihm" gehören muß, trotz Mars und Erde. „Ihm, warum ihm? Das ist das Geheimniß, das unauflösliche, das weder Menschen noch Nume wissen. Ihm, weil ich bin, weil wir so wollten, ehe noch Mars und Erde sich vom uralten Sonnenschoße trennten." Das ist äußerst wirkungsvoll. Aber schließlich ist der angeschnittene Stoff für dieses Idyll (ein Idyll mit der immerhin respektabeln Distanz von einigen fünfzig Millionen Kilometern, die zum Rendezvous überflogen sein wollen) nach allen Seiten zu groß. Das Weltereigniß des Zusammenstoßes von martischer und irdischer Kultur geht uns über die Spannung, ob zwei sich kriegen werden, man verlangt ganz andere Bilder. Nachdem man gleich zu Anfang allerlei über den Mars gehört, erwartet man vor allem, daß er nun wirklich Schauplatz werde: die gute Erde kennen wir ja und der Nordpol, den wir in den ersten Kapiteln erleben, ist so, wie er geschildert wird, eigentlich auch nur durch diese Martier selbst interessant.

Erst im zweiten Bande gelangen wirklich Menschen auf den Mars. Leider bleibt grade dieses Stück etwas episodisch. Nicht daß die Erfindung erlahmte. Sie ist glänzend über alle Maßen. Der Eindruck des „Wirklichen" ist allenthalben erreicht. Wie köstlich, wie Herr Saltner von der Erde sich in die vorzügliche Eisenbahn auf dem Mars setzt, um hinter seiner Liebe her nach der Wüste Gol (auf Schiaparelli's Marskarte der Insel Thyle I nahe dem Südpol) zu fahren; wie er das treffliche „Mars-Coursbuch" hervorholt und einsieht; und wie er dann in der besagten Wüste den großen Schießübungen beiwohnt, mit denen das Nihilit geprüft wird, eine neueste Erfindung der Martier, die um jeden beliebigen Gegenstand einen Spannungszustand des Aethers ziehen läßt, der jedes Geschehen aufhebt, jedem anrennenden Körper und sei er noch so kolossal, jegliche Energie entzieht, so daß er zu Nichts zerfällt. Nur schade, daß das alles so schnell vorüberzieht. Es ist, als habe der Dichter mit dem Raum geizen müssen. Kaum wird man in der köstlichen Welt etwas warm, wo die seligen Menschen statt Polizei und Militär nur noch Physik, Aesthetik und Ethik kennen, wo die Steine Brod geworden sind und die jungen Mädchen aus dem Geiste von Kant und Friedrich Albert Lange heraus antworten, wenn man ihnen die Cour schneidet, — da sind wir auch schon wieder heraus, wieder drüben auf der Erde und dort siehts wenig erfreulich aus.

Laßwitz legt den eigentlichen Schwerpunkt für den ganzen zweiten Band bis zum Schluß thatsächlich auf eine dritte Linie, vielleicht die gefährlichste. Er will ausmalen, wie die Menschen in ihrem heutigen Kulturzustand sich einer solchen Invasion reiferer Wesen gegenüber benehmen würden. Und er

Digitized by Google

gerät aus der reinen Schilderung einer glänzenden Ueberwelt heraus in ein ganz anderes Fahrwasser: in die Zeitsatire. Man fühlt den kühlen Athem von Tendenz. Die lieben Erdensöhne benehmen sich zunächst miserabel. Nach kurzen Präliminarien giebt es alsbald Krieg, furchtbaren Weltkrieg. Die englische Flotte verdampft zu Nichts vor den Nihilitpanzern der Marsluftschiffe. Die preußische Armee erlebt eine peinliche Situation, indem die Martier einen gigantischen Magneten über sie wegziehen, der alle Waffen und Hufeisen in die Luft hinauf reißt. Selbstverständlich siegen die „Nume" überall mit Leichtigkeit. Aber was Krieg? Wie können diese ethischen Kultur-Nume, die selbst seit Jahrtausenden einen absoluten Friedensplaneten bewohnen, überhaupt auf Krieg eingehen? Eine ganz innerliche Motivierung besteht thatsächlich nicht. Die Martier, anfangs ganz in's Große gemalt und wesentlich dadurch interessant, fallen, je weiter das Buch rückt, immer mehr ab, so daß man das Gefühl bekommt, daß man sich anfangs getäuscht haben müsse. Man sieht wohl im Verlauf, was Laßwitz rein ideell *wollte*. Auch seine Martier dienen schließlich mehr und mehr satirischem Zweck. Sie benehmen sich trotz all ihrer Ethik der roheren Menschenkultur gegenüber genau so, wie gewisse liebe Kultureuropäer sich trotz des Christentums gegen wehrlose Wilde benommen haben. Die Satire ist sogar zum Teil sehr handgreiflich durchgeführt, und für ihren separaten Zweck ziemlich gelungen. Aber auch hier ist mir, als sei der satirische Zweck überhaupt zu *klein* für den riesigen Hintergrund der zwei Planeten. Man liest sich in eine mißmutige Stimmung hinein, die auch nicht gebessert wird, wenn der Autor nun aus dieser ärgerlichen Situation grade eine lange Episode mit Flucht, Gefahr und Sieg der engeren Helden herausspinnt, die dichterisch der schwächste Teil des ganzen Romans ist und ohne jede Notwendigkeit so viel Raum fortnimmt. Der graue Schatten drückt bis auf den Schluß des Ganzen. Die Martier werden (die Motivierung ist mäßig) eines Tages doch wieder von der Erde, wo sie sich als Sieger völlig albern benommen haben, herausgeworfen. Sie sind klug genug, es dabei bewenden lassen und von fern Frieden zu schließen. Die Erdenmenschen aber haben in ihrer tiefsten Erniedrigung *gelernt*. Sie schließen sich jetzt, endlich allein, zu ähnlich edlem Bunde auf ethischer Grundlage zusammen, wie ihn die Martier daheim längst besitzen. Die allerletzte kurze Handlung spannt noch einmal dramatisch und ermangelt nicht der großen Erfindung. Aber was dahin führt, schleppt und ermüdet. Nach den wundervollen früheren Bildern packt den Leser ein gewisses Frösteln: der optimistische Ausgang behält einen vom plastischen Kunstwerk nicht bewältigten lehrhaft trockenen Rest. Und man glaubt auch nicht recht an die zukünftige Ethik der Menschen, nachdem die Martier, die das seit Jahrtausenden hatten, so jämmerlich gescheitert sind . . . .

Im Ganzen bleibt auch so eine starke Leistung. Ein geistsprühendes Buch, das zum Denken anregt wie Wenige aus letzter Zeit. Schärfer, als es bei irgend einer Jules Verne'schen Arbeit möglich wäre, läßt sich an seinem Beispiel jetzt, ich möchte wohl sagen: die Theorie des naturwissenschaftlichen Romans entwickeln. Dabei tritt allerdings ein Punkt, der bei Jules Verne verdeckt war durch gewisse Compensirungen, ungemein deutlich hervor. Ich meine eine ganz besondere Schwierigkeit für diese Art des Romans, die diesmal nicht in der Technik selbst, sondern beim Publikum liegt. Je tiefer, je durchgeistigter eine solche naturwissenschaftliche Dichtung ist, desto unabwendbarer gerät sie in Probleme, die die Masse selbst unseres besseren Leserpublikums als solche noch nicht versteht und von denen sie erklärlicher Weise nun auch den „Witz" nicht versteht. Wie überaus anregend und lustig zu-

Digitized by Google

gleich ist für den Fachkenner in dem Laßwitz'schen Roman die Gravitations-Utopie, die geniale Bewältigung des Gravitationsproblems durch die Martier, die ihnen dazu verhilft, Körper ohne Schwere herzustellen und sich zu „Raumschiffern" zu machen genau so, wie der Mensch in seiner Entwickelungsgeschichte eines Tages Herr des Meeres wurde, als er das Schiff erfand, das auf dem Wasser schwamm. Um diese köstliche Historie aber zu verstehen, um sie gewissermaßen als kleines Gedankenvehikel zu benutzen, das aus dem Scherz der Dichtung wirklich in den Ernst und in die Tiefe führt: dazu ist eigentlich nötig, daß der liebe Leser das ganze Abc der modernen und modernsten Gravitationslehre wissenschaftlich vorher im Kopfe hat. Laßwitz hilft dem Kundigen wohl darauf, wie er es meint. Aber der Laie steht hülflos. Das Wenige, was er noch begreift, wird ihm höchstens den Eindruck von etwas ganz Absurdem machen, — während der wissenschaftliche Scherz eigentlich grade darin seinen Rückhalt findet, daß die Sache zwar utopistisch, aber im Herzen keineswegs absurd ist. Der naturwissenschaftliche Roman stößt da wenigstens für unsere Generation mit ihrer notorischen naturwissenschaftlichen Unbildung auf eine verzweifelte Mauer. Alles so plausibel zu machen, daß es selbst der naivste der Laien begreifen muß: das erforderte wieder so viel Raum, brächte so viel rein Lehrhaftes hinein, legte sich so lähmend auf den ganzen Begriff Dichtung, daß man von dieser Seite, die also den Autor träfe, wahrscheinlich am wenigstens erwarten kann. Die andere Front muß sich bessern. Unsere naturwissenschaftliche Bildung im Ganzen und für alle „Gebildeten" muß steigen, — nur dann wird Rat. Einstweilen aber ließe sich sagen, daß die wahre Aera solcher Romane weder in Frankreich, noch bei uns, noch sonst irgendwo so bald anbrechen könne. Man lasse sich nicht täuschen durch die hohen Auflagenziffern Jules Verne's. Hier hat doch wohl viel Zufälliges an Gunst der Stunde und anderem mitgewirkt. Er war der Erste und man hatte, das ist an sich ja zweifellos, ganz allgemein „Interesse" für Dichtungen dieser neuen Art. Wir leben ja nicht umsonst im „Zeitalter der Naturwissenschaft!" Interesse ist auch bei allen Laien schon da. Bloß die Schule thut nichts, die naturwissenschaftliche Bildung als wirkliches Faktum ist ganz durchweg selber noch ein Traum. Jetzt, wo nach Jules Verne viel bessere, tiefere Dichtungen aus seiner Methode erwachsen, wird das allgemeine Interesse nicht ausreichen, das eigentliche Defizit im Wissen des Publikums macht sich geltend, und ich fürchte, daß der Erfolg im Großen sehr unverdienter Weise einstweilen gegen den Jules Verne's selber weit zurückbleiben wird. Einerlei: um so tapferer die nächsten Pioniere, wie Laßwitz, um so wichtiger, daß jeder, der sie versteht, zu ihnen hält.

Digitized by Google

Vom französischen Roman.

Von **Arthur Eloesser.**

Es war ein stolzer Tag für die Litteratur, als Emile Zola dem französischen Kriegsgericht, das in scheuer Verborgenheit die Geschäfte der Regierung besorgt hatte, sein „J'accuse" ins Gesicht schleuderte. Es war ein stolzer Tag, als dieser zurückgezogene unermüdliche Arbeiter von seinem Schreibtisch aufstand, um das Gewicht seines Namens gegen den Militarismus einzulegen, der wie weiland der Gallierkönig Brennus mit triumphierender Frechheit sein Schwert in die Wagschale der Gerechtigkeit geworfen hatte. Die maßlose Empörung, mit der alle Kompromittierten und Mitschuldigen, Minister und Generäle, Senatoren und Deputierte, Radikale und Opportunisten, Zeitungsschreiber und Panamisten, über den Einzelnen herfielen, die freudige Zustimmung, mit der die vom Parlamentarismus noch nicht verbrauchte, von der Politik noch nicht beschmutzte geistige Elite der Nation sein tapferes Vorgehen begrüßte: diese ungeheure ins Krankhafte gesteigerte Erregung bei Freund und Feind bewies wenigstens etwas, daß der Schriftsteller in Frankreich noch eine Macht ist, daß der Vertreter des Geistes wie in den litterarischen Emanzipationskämpfen des achtzehnten Jahrhunderts dem sich unter neuen Formen immer wieder erhebenden ancien régime der Gewalt auch heute als ebenbürtiger Gegner noch furchtbar werden kann.

In welchem Lande wäre dieses Schauspiel der Herausforderung aller öffentlichen Gewalten durch einen Romanschreiber als ein Zweikampf zwischen gleichen Mächten noch möglich gewesen? Vielleicht in einem kleinen von der großen Politik durch seine Machtlosigkeit ausgeschlossenen Lande wie Norwegen, in dem das litterarische Leben zu einer unvergleichlichen Dichtigkeit gediehen ist, das bei den Europäischen Völkern durch Gesandte des Geistes wie Ibsen und Björnson mit beneidenswerter Würde vertreten wird. Aber in Deutschland wäre es nicht möglich gewesen, obgleich es Einigen hier so leicht gemacht wird. Man kann mit wenigen „Ernsten Gedanken", die Andere kaum noch auszusprechen wagen, schnell populär werden, wenn man Oberstlieutenant gewesen ist. Ein Bankettredner, der auf die Zukunft des vierten Standes trinkt und die „berechtigten" Forderungen der Arbeiter freundlich anerkennt, wird fast als sozialer Apostel verschrieen; denn der freundliche Herr ist ein preußischer Minister, a. D. natürlich, aber doch immer Excellenz! Aber ein bloßer Dichter, ein Romanschreiber? Man hätte ihn hier zu Lande nicht so ernst genommen.

Der Kampf, den Zola eröffnet hat, erinnert an seine polemischen Anfänge, da er wie ein Athlet Faustthiebe nach allen Seiten austeilte, um für sein Werk, das er für die alleinseligmachende Wahrheit hielt, Platz zu schaffen. Die junge Generation hat gegen diesen litterarischen Koloß, den sie nicht überspringen kann, eine heftige Opposition begonnen, eins wird sie dem Gehaßten nicht bestreiten können, daß Furcht seinem Namen stets fremd gewesen ist. Zola ist eine robuste Natur mit einem guten litterarischen Magen, der alle Gifte der

Digitized by Google

Verleumdung vertragen gelernt hat. In einem streitlustigen Essay seiner „Nouvelle Campagne“ vergleicht er sich mit einem alten Regenschirm, über den die Ströme der Entrüstung Jahrzehnte lang herniedergeprasselt sind. Mag die Nachwelt seine künstlerisch so ungleichwertigen Werke sichten — ein Geschäft, das die décadente Jugend etwas voreilig übernommen hat, er bleibt ein Riese an Kraft, Konsequenz und an gutem Willen zur Wahrheit. Wenn er in die politische Arena zum Kampfe mit den militärischen Tigern, den parlamentarischen Hyänen und publizistischen Schakalen hinabsteigt, so giebt ihm seine Vergangenheit dazu das Recht, die Prinzipien, die er als schaffender Künstler wie als Kritiker verkündet hat, rufen ihn zur That.

Zola hat gegenüber den Politikern den Vorteil, daß er sich nie mit der Politik beschäftigt hat. Als Jüngling hatte er für sie die Verachtung des Künstlers, dann hat er diese Welt der leidenschaftlichsten Kämpfe, in denen das Leben der Nationen wütend aufbraust, mit der Neugierde des Schriftstellers beobachtet. In reiferen Jahren ist ihm die Verachtung seiner Jugend zurück gekommen, als er den Abgrund zwischen der politischen Welt und der geistigen Elite des Volkes bemerkte, für die es auf diesem Tummelplatze der aufgeblähten Mittelmäßigkeit nichts mehr zu thun gab. Man läßt den großen Gelehrten, den Künstlern und Schriftstellern gern ihren Ruhm, wenn sie nur genügsam bei Seite stehen und mit ihren Forderungen nicht lästig werden. Zola hat sich in diese Kühle der Resignation nicht bannen lassen, mit der leidenschaftlichen Streitlust seiner jungen Jahre hat er den Kampf aufgenommen, für den sich ein angesehener Senator, ein erfahrener Politiker, als zu schwach erwiesen hatte. Als er vor zwei Jahren seine „Neue Campagne“ mit der Abfertigung eines verleumderischen Kritikers schloß, der ihm den heute so üblichen Vorwurf des Plagiats gemacht hatte, da schrieb er die Worte, denen er jetzt durch seine mutvolle That neuen Glanz und Rechtfertigung verliehen hat.

„Sehen Sie, mein Herrchen, ich habe in den Artikeln, die ich an diese Zeitung*) sende, nur ein Streben, nämlich, wenn ich kann, ein wenig Wahrheit und Gerechtigkeit zu machen. Ja, ich habe nur für dieses Geschäft wieder zur Feder des Journalisten gegriffen, und die einzige Passion meines beginnenden Alters setze ich darin: geistig sehr tapfer sein, schreiben, was viele Andere denken und nicht schreiben. O! ich weiß, was mich das schon gekostet hat und noch kosten wird. Aber ich werde die Freude haben, mir selbst zu genügen.“

Doch ich wollte von französischen Romanen sprechen. Zola hat die gewaltige Trilogie von den drei Städten Lourdes, Rom, Paris beendet. Der Abbé Pierre Froment war nach Lourdes, der Stadt der heiligen Jungfrau, gepilgert, um seinen erschütterten Glauben wiederzufinden, um das himmlische Wunder zu erproben, da wo sich die Mutter Gottes zum letzten Male den Kindern und Thoren wie in den alten Zeiten des Wunderglaubens offenbart hat. Aber das Mirakel ließ ihn im Stich. Wie die Siechen und Kranken ihre Gebresten und Nöte wieder heimschleppen, so trägt auch er die Last seiner Zweifel weiter, verzehrt von dem überquellenden Mitleid mit den gläubigen Thoren, die sich an eine trügerische Illusion mit kindlichem Vertrauen hingeben und die immer noch glücklicher sind als die glaubenslosen Elenden, die auch vom Jenseits keine himmlische Vergeltung, keine Gerechtigkeit mehr erwarten.

Pierre Froment flüchtet nach Rom, um wie einst Lammenais der alten katholischen Kirche ein neues Ziel zu weisen, ihr die Mittel der Verjüngung zu bieten. Zum dritten Male soll die ewige Stadt sich die Menschheit unterwerfen, nicht durch weltliche oder geistliche Zwangsherrschaft, sondern durch die

*) Der Figaro, der ihn so schmählich im Stiche gelassen hat.

Digitized by Google

Erfüllung der evangelischen Liebesbotschaft, durch das thätige Mitleid mit allen Darbenden und Enterbten. Sie soll nicht mehr von dem irdischen Elend auf die Verheißungen der göttlichen Gnade weisen, sie soll schon im Diesseits eine Mutter der Armen werden, die Schwachen stützen und die Mächtigen im Zaume halten. So tritt er vor den Pabst als leidenschaftlicher Abgesandter Aller, die im Elende hoffnungslos schmachten. Aber der Seufzer der leidenden Kreatur verhallt ungehört vor dem Throne des Unfehlbaren. Die Kirche ist zu alt, um sich noch zu wandeln, auf ihre eigene Erhaltung bedacht, ist sie mit den Herrschenden und Besitzenden verbündet, sie hat nicht für das Glück der Menschen zu sorgen, sie trägt nur die Verantwortung für ihr Seelenheil. Der Glaube fesselt nicht an das Leben, seine Sehnsucht löst die Seele von der Erde.

Rom hat den Abbé im Stich gelassen, dort läßt er auch seinen Glauben. In Paris übt er nur noch die Werke der christlichen Nächstenliebe, aber das Elend ist so groß, so mannigfaltig und unerschöpflich, daß die Anstrengungen der Barmherzigkeit ihm lächerlich klein und unwirksam erscheinen. So zerreißt er das letzte Band, das ihn nur noch äußerlich an die Kirche fesselt. Der Priester wird Mensch, er kehrt zur Natur zurück und bekennt sich zum Leben. Er forscht, arbeitet, liebt, wird Gatte, Vater, und findet einen neuen rein irdischen, menschlichen Glauben. Eine neue Religion zu suchen, war er nach Lourdes und Rom gegangen. Jetzt weiß er, daß kein neuer Gott sich ihm offenbaren wird, daß die Religion kein Geschenk des Himmels, sondern Menschenwerk ist, daß sie zurückweichen muß, je weiter die Erkenntnis das Reich des Bewußtseins ausdehnt. Und er ahnt eine Zeit, in der die Wissenschaft die Religion ersetzen wird, als die eroberte Wahrheit, die doch niemals still stehen kann und der Menschheit zu neuen Eroberungen als die leuchtende Führerin vorangeht. Schon ist der Dualismus zwischen Gott und dem Universum aufgehoben, die Idee der Einheit, der Monismus, stellt das einzige Gesetz des Lebens dar, das sich zugleich mit dem ersten Aetherpunkte offenbart hat, „der sich verdichtete, um die Welt zu schaffen." Die kommenden Jahrhunderte werden diese Religion der Wissenschaft aufbauen, welche alle Kräfte der Menschheit zur Herstellung ihres Glücks entbindet — im Reiche des Friedens und der Gerechtigkeit.

Diesen Zukunftsglauben erwirbt Pierre Froment in Paris, in dem Paris, gegen das Zola wie ein Prophet des alten Bundes seine Anathemen schleudert. Seine Schilderungen des Elends und der Verkommenheit, des Uebermutes und der Schwelgerei, der Fieberschauer, die die moderne Gesellschaft erschüttern, ihrer Angst und Ungewißheit, ihrer rastlos aufbauenden und immer wieder zerstörenden Arbeit, ihrer täglich erneuten Gebärungsschmerzen, erheben sich zu Bildern von der Größe der apokalyptischen Vision. Und trotz alledem glaubt er an sein Paris, er verkündet seine Zukunft mit so leidenschaftlicher Gläubigkeit wie Johannes die Offenbarung: „Und sie war schwanger und schrie, und war in Kindesnöten, und hatte große Qualen zur Geburt." Noch nie ist eine Stadt mit so inbrünstiger Liebe gefeiert worden, Zola verherrlicht sie wie eine Geliebte, er schildert sie mit einem gewaltigen Lyrismus, wenn sie sich morgens zur Arbeit erhebt, wenn sie unter der Mittagssonne dahinbrütet, wenn sie nachts gebrochen zu kurzem Schlummer niedersinkt.

„Wenn die alte Welt Rom gehabt hatte, das jetzt dahinsiecht, so regierte Paris souverän über die neuen Zeiten, heute der Mittelpunkt der Völker, in dieser unaufhörlichen Bewegung, die sie von Civilisation zu Civilisation dahinführt, mit der Sonne, von Osten nach Westen. Es war ihr Gehirn, eine ganze Vergangenheit der Größe hatte sie dazu vorbereitet, die Verkünderin, die Kulturbringerin, die Befreierin unter den Städten. Gestern brachte sie den Nationen

Digitized by Google

den Ruf der Freiheit, morgen wird sie ihnen die Religion der Wissenschaft, der Gerechtigkeit bringen, den von den Demokratieen erwarteten neuen Glauben. Sie war auch die Güte, die Fröhlichkeit und die Milde, die Leidenschaft, alles zu wissen, der Edelmut, alles zu geben. In ihr selbst, in den Arbeitern ihrer Vorstädte, unter den Bauern ihrer Landschaft, hatte sie unendliche Hilfsmittel, Menschenheere, aus denen die Zukunft schöpfen kann, ohne zu zählen. Und das Jahrhundert endet mit ihr, und das neue Jahrhundert beginnt mit ihr, entspringt aus ihr, und all das Toben ihrer wunderbaren Geschäftigkeit, all der Glanz ihrer erdbeherrschenden Leuchte, alles was aus ihren Eingeweiden an Donnern, an Stürmen, an sieghafter Klarheit hervorging, alles das strahlt von der Pracht der Vollendung, die dem menschlichen Glücke beschieden sein wird."

Zola ist ein Optimist. Man hat ihn lange verkannt, weil er die Krankheitsgeschichte seiner Zeit geschrieben hat. Er glaubt an die befreiende Macht der Wissenschaft, mit einem wahren Köhlerglauben, er hat einen naiven bis zu mystischer Inbrunst gesteigerten Kultus für die unzerstörbare Zeugungskraft der Natur, eine Art von gedankenlosen Pantheismus, er ist der wildbegeisterte Rhapsode der tragischen Schauspiele, die der erbarmungslose Kampf ums Dasein bietet, und vor allem, er liebt seine Zeit als die erhabenste, fruchtbarste Menschheitsepoche, weil sie ihm trotz allen mystischen Rückfällen, trotz den letzten Zuckungen der Himmelssehnsucht aus dem Nebel der Romantik, aus der Nacht des Aberglaubens in die Morgenröte der siegreichen, fröhlichen Wissenschaft zu führen scheint.

Und Zola ist ein Primitiver. Nichts einfacheres, naiveres als seine Psychologie. Seine Figuren sind alle auf *einen* Zug geprägt. Die in dem letzten großen Cyklus auftretenden Gehirnmenschen sind nicht komplizierter als die Bestien der Leidenschaft, die er in seinen früheren Romanen dargestellt hat. Der Künstler ist von seiner Kunst *besessen*, der Gelehrte von der Wissenschaft, sie sprechen von nichts anderem, wie Monomanen, die das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte verloren haben. „Der Gedanke ist das Produkt des ganzen Körpers." Ueber diese dürftige Theorie, mit der der Schriftsteller Sandoz in „L'Oeuvre" den „homme physiologique" als das Objekt der Darstellung verkündet, ist Zola bis heute noch nicht hinausgekommen. Darum bleibt auch das psychologisch allein Interessante, der Kampf zwischen Vernunft und Glauben in der Seele des Abbé Froment, ganz im Dunkeln. Wir sehen nur seine äußeren Handlungen, wir hören auch von seinen Gewissensnöten, aber sie haben nichts Tragisches, seine Seelenzustände lösen sich ab wie Wärme und Kälte in seinem Körper, wie Appetit und Sättigung. Der Abbé hat eine doppelte geistige Erbschaft, von seinem Vater, dem atheistischen Gelehrten, und von der schwärmerischen, bigotten Mutter. „Jetzt hörte er die Stimme seines Vaters" heißt es, wenn die Kritik an dem Glauben rüttelt; überkommt ihn aber die paradisische Sehnsucht, dann „weinte jemand in ihm, unzweifelhaft die Mutter". Wäre dieser komische Dialog der toten Eltern im Innern des Sohnes nicht streng physiologisch aufzufassen, man wäre versucht, den großen Naturalisten hier auf dem Wege zu dem von ihm so leidenschaftlich bekämpften Symbolismus zu erblicken.

Zola hat einmal seinen Spott über die geistreichen Leute ausgeschüttet, die in zehn Zeilen entzückend sind, in hundert mäßig und in einem ganzen Bande unerträglich. Bei ihm ist es umgekehrt. Nur widerstebend folgt man ihm auf den ersten Seiten, wenn er weit ausholend, ohne Rücksicht auf seinen Leser seine Materialien zusammenträgt, wenn er in seinem Drange nach Vollständigkeit immer neue Figuren, neue Gruppen in den Vordergrund schiebt. Hat sich aber unsere Geduld mit der Fülle der Gesichte befreundet, hat er vor

Digitized by Google

unseren Augen mühsam Stein auf Stein geschichtet, dann wird er imposant durch die Einfachheit des Planes, dem diese Mannigfaltigkeit dient, und wenn seine zögernden, gleichmäßigen Phrasen allmählich zu einer erhabenen Lyrik anschwellen, die wie Sturm und Brausen tönt, wie der vielstimmige Marschgesang der vorwärtsdrängenden Menschheit, dann ist er ein großer, hinreißender Künstler. —

* * *

Die Lorbeeren Zolas ließen Herrn Maurice Barrès nicht schlafen. Da Zola mit seinem gewichtigen Namen, mit seinem Weltruf für einen vom Fanatismus meuchlings gerichteten Mann eingetreten war, so mußte er sich notwendig auf die andere Seite schlagen, die nun auch von seiner Persönlichkeit eine Art von litterarischer Verklärung empfing. Barrès hatte sich als Anhänger Boulangers so kompromittiert, daß er sein erstes Mandat gleich wieder verlor; mit der durch die Dreyfußaffäre so plötzlich erstarkten antisemitischen Strömung hofft er wieder in das Parlament zurückzugelangen, in dem er kaum vermißt worden ist. Da er aber, und mit vollstem Rechte, für einen originellen und geistvollen Kopf gilt, so mußte er sich ein neues Stichwort prägen, er mußte seinem Auftreten eine höhere philosophische Bedeutung geben. Und so behauptete er, daß es in diesem Streite nicht auf Recht und Unrecht ankäme, sondern daß die in letzter Zeit so viel bemühte französische „Seele" mit jedem Mittel für die Erhaltung ihrer Reinheit eintreten müßte. Im Namen der Racenreinheit schnüffelte er bei seinen Gegnern nach Spuren von deutscher, protestantischer oder gar jüdischer Abstammung und er bestritt Zola das Recht, zu Frankreich zu sprechen, die Fähigkeit, französisch zu denken, wegen seines italienischen Ursprungs.

Die Lorbeeren Zolas ließen Herrn Maurice Barrès nicht schlafen, und so begann auch er einen soziologischen Cyklus großen Stils „Der Roman der nationalen Energie," dessen erster Teil unter dem Titel „Les Déracinés" (Die Entwurzelten) bis jetzt erschienen ist.

Barrès war der Führer der Generation von 1880, die unter der Fahne des Individualismus in die Litteratur eingezogen ist. Mit einer Reihe ideologischer Romane, deren gemeinsames Thema „Der Kultus des Ich" bald zu einem Schlagworte wurde, hat er dem Sehnen dieser vom Positivismus und Naturalismus unbefriedigten Jugend einen zusammenfassenden Ausdruck gegeben. Ungefähr im Stile unserer jungen Wiener Schule begann er sein monologisches Buch „Ein freier Mensch." „Ich schreibe für die Kinder und die ganz jungen Leute. Wenn ich die großen Personen befriedigte, würde ich darauf eingebildet sein, aber es ist nicht nützlich, daß sie mich lesen. Entweder haben sie dieselben Erfahrungen gemacht, die ich hier anmerke, sie haben ihr Leben systematisiert, oder wenn sie daran keinen Geschmack hatten, werden sie mich nicht verstehen. In dem einen und dem anderen Falle wird für sie diese Lektüre überflüssig sein." Die Energie ist uns abhanden gekommen, sagt Barrès, ich habe wenig Vertrauen zu mir und ebenso wenig zu euch; also laßt uns die mehr innerlichen und delikaten Fähigkeiten pflegen, die uns schwächeren Nachkommen noch verblieben sind! Der freie Mensch entzieht sich der Welt und seiner Zeit, um in einem selbstgeschaffenen Universum als unabhängiger Schöpfer zu leben. Methodisch, bewußt reizt er seine Empfindungen zu immer höheren Excessen, alle Leidenschaften steigert er zu Exaltationen, aber die Seele muß ihm wie ein sicherer Mechanismus gehorchen, damit der absolute Mensch die Freiheit nicht verliert. „Sich selbst ein großer Mann und ein Heiliger sein," das ist das Ideal dieser Ichanbetung. Hinter ihm liegt alles, was die Sklaven des Lebens ewig zu Unfreien macht, Instinkte, Gewohnheit, Vergangenheit, Heimat

Digitized by Google

und Vaterland. Dieses Reich der Freiheit, das hinter der Wirklichkeit liegt und aus den Ahnungen höherer Schönheit liebevoll auferbaut ist, kann sich nur durch die Herrschaft des Gedankens als ein verlängerter Moment des Selbstgenießens erhalten. Die Heimatlosigkeit ist seine erste Bedingung. „Ich denke sogar, es wäre ein gutes System des Lebens, keine Heimat zu haben und ganz gleich wo in der Welt zu wohnen. Ein zu Hause ist gleichsam eine Verlängerung der Vergangenheit, mit den Erregungen von gestern eingerichtet. Aber indem ich fortwährend hinter mir abbreche, will ich, daß jeden Morgen das Leben neu erscheine, und daß für mich alle Dinge neue Versuche seien."

Barrès ist ein Skeptiker. Bei seinem ersten litterarischen Auftreten riet er, ihm zu mißtrauen und sich nicht zu wundern, wenn er bald ein anderes Gesicht zeigen würde. Deshalb haben seine Schriften, obgleich er nur von sich spricht, nichts Bekenntnisartiges, sie tragen einen provisorischen Charakter, sie üben eine gewisse Enthaltsamkeit, welche sich hütet, zu tief zu schöpfen, um Dinge, die erst später gesagt werden sollen, nicht vorwegzunehmen. Dafür haben sie aber die Klarheit, die trotz der höchst individuellen Prägung des Stiles auch für Andere sprechen kann, die künstlerische Präzision, die ihm von vollendeter Selbstbeobachtung und Selbstbeherrschung erlaubt wird.

So lange Barrès im reinen Ichstil von sich selbst sprach, war seinen Schöpfungen eine natürliche Einheit gegeben; sobald er aber einen großen Ausschnitt des Lebens zu geben versucht, zeigt sich der Mangel an naiver sinnlicher Anschauung und konkreter Gestaltungskraft. Die schöpferische Phantasie läßt sich durch keine Anstrengung des Geistes ersetzen, gerade die Klarheit, mit der das Problem gestellt wird, läßt das Zurückbleiben hinter der künstlerischen Absicht allzu deutlich erkennen.

In seinen Erstlingswerken vom „Kultus des Ich" hatte Barrès der Jugend empfohlen, sich auf den geistigen Egoismus und Dilettantismus der Décadence zurückzuziehen, da ihr nun einmal die Energie verloren gegangen sei. In seinem neuen Romancyklus von der nationalen Energie wird dieselbe Erscheinung von der entgegengesetzten Seite, vom Standpunkte des sozialen und staatlichen Lebens beleuchtet. Schrieb der junge Barrès für die Kinder und ganz jungen Leute, so wendet er sich jetzt als besorgter Beobachter an die Väter des Vaterlandes, um ihnen die innersten Ursachen der nationalen Krankheitserscheinungen zu entdecken. Der erste Teil dieser Serie „Les Déracinés" setzt im Jahre 1879 ein, zur Zeit, da die Republik unter dem Einflusse Gambettas im endgültigen Triumph über die Bestrebungen der Legitimisten als Dogma befestigt worden war. Die „Entwurzelten" sind mehrere junge Lothringer, die aus ihrer Provinz nach Paris verpflanzt werden, um dort ihre Studien zu treiben und in die üblichen vom Staate vorgeschriebenen Karrieren einzutreten. Die Formel, welche durch diesen breit angelegten Roman bewiesen werden soll, ist eine höchst einfache: Barrès leitet alle Schäden von der straffen Zentralisation Frankreichs her, er zeigt wie diese jungen Leute, indem sie sich von den Traditionen ihrer engeren Heimat, von ihrer Landschaft und ihrem Milieu losmachen, die natürlichen Bedingungen ihrer Energie und Lebensfähigkeit aufgeben. Da sie in dem neuen Erdreich nicht Wurzel schlagen können, müssen sie untergehen oder wenigstens degenerieren. Darum wünscht er, daß sie lieber zu Hause geblieben wären. Die Provinz hat diese jungen Intelligenzen, die ihr nützlich werden konnten, verloren, und das Land hat an ihnen nichts gewonnen. Diese jungen Leute, die zu keiner historischen Gruppe, zu keiner ökonomischen Gemeinschaft mehr gehören, erscheinen ihm als unnütze Individuen, die dem nationalen Leben leicht gefährlich werden können, weil sie sich, ihrer Isoliertheit ängstlich bewußt, an das erste beste Prinzip klammern und sich

Digitized by Google

von vagen Schlagwörtern irreführen lassen, die sich ein Jeder nach seinem unbestimmten Bedürfnissen verschieden auslegt.

Es ist merkwürdig, daß derselbe Mann, der noch vor kurzem den extremsten Individualismus vertreten und die Heimatlosigkeit als die täglich erneute Freiheit gepriesen hat, nunmehr die heimatlosen Individualitäten als die Schädlinge am sozialen Leben denunziert. Die litterarische Jugend Frankreichs, die sich ja wieder im ungebundensten Individualismus gefällt, mag sich mit einem früheren Satze von Barrès trösten, daß es nur verschiedene Arten zu sehen giebt, die sich alle widersprechen, und daß man bei einiger Geschicklichkeit des Geistes die entgegengesetztesten Anschauungen alle zusammen haben kann.

Barrès' Roman ist ein ausgeklügeltes Werk, dessen Thema viel zu künstlich und eng gefaßt ist, um ein Stück nationalen Lebens zu begreifen, es ist ein Experimentalroman in schlechtestem Sinne, so wie ihn sich Zola in seiner Abhandlung über den „Roman expérimental" als Ziel gesetzt hatte, woran er glücklicherweise durch sein im Grunde romantisches Künstlertemperament bis heute verhindert worden ist. —

* * *

„Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnet. Rasse meine Seele nicht hin mit den Sündern, noch mein Leben mit den Blutdürstigen." Das ist das Motto von Huysmans' letztem Roman „La Cathédrale", dem Gegenstück zu Zolas „Lourdes". Wie der Abbé Pierre Froment an der Stätte, wo sich die heilige Jungfrau offenbart haben soll, nach einer letzten Erhebung zum Himmel den Glauben verliert, so findet ihn Huysmans' Schriftsteller Durtal wieder im Schatten der ehrwürdigen Kathedrale von Chartres, der alten frommen Bischofsstadt, wo die Mutter Gottes ihren ältesten Thron hat, wo schon in Messianischen Zeiten die keltischen Druiden der „Virgini parituraе", der Jungfrau, die gebären sollte, einen Altar erbaut hatten. Dieses Buch ist eine Andacht, ein Ave Maria, es verherrlicht die Thaten der Gnadenreichen in unserm ungläubigen Jahrhundert.

Im Jahre 1846 war sie bei La Salette, einem ärmlichen Dorfe der Dauphiné, in unwirtlicher Felsengegend zwei armen Kindern als die Schmerzenreiche erschienen; eine Quelle, die sonst nur mit dem schmelzenden Schnee im Frühjahr floß, war an diesem Herbsttage aufgesprungen, um ihre Klagen mit sanftem Murmeln zu begleiten. Und zwölf Jahre später zeigte sie sich wieder, bei Lourdes, in einem lieblich grünenden Thale der Gascogne als die mater gloriosa, Kranke zu heilen, Zweifelnde aufzurichten, tröstend, segnend in unendlicher Liebe. Aber das Mirakel genügt nicht mehr, um die Menschen mit der Ahnung der göttlichen Gegenwart zu erfüllen, um wie im Mittelalter ganze Völkerwanderungen nach der Stätte des himmlischen Trostes zu lenken. Gott selbst muß sich den Forderungen der Gegenwart anpassen, er muß die Menschen mit irdischen Mitteln zu sich locken — und so greift er zur Reklame.

„Ein bedrückendes Schauspiel: Jesus, der sich herbeiläßt, die miserablen Kunstgriffe des menschlichen Handels anzuwenden, der unsere widerwärtigen Kniffe annimmt, wie um eine Waare oder ein Unternehmen zu lancieren. Und man fragt sich, ob das nicht die härteste Lehre der Erniedrigung ist, die jemals der Mensch empfangen hat, und der bitterste Vorwurf, der je den amerikanischen Greueln unserer Zeit gemacht worden ist . . . Gott, noch einmal gezwungen, sich zu uns zu erniedrigen, unsere Sprache zu sprechen, um Gehör und Gehorsam zu finden, Gott, der nicht einmal mehr versucht, sich durch sich selbst zu erklären und uns zu ihm zu erhöhen."

Digitized by Google

Gott brauchte einen Mann von Talent, dessen Ruhm die Welt erfüllt, er brauchte einen Laien, einen Ketzer, dessen Werke gerade von der ungläubigen Menge verschlungen werden, und er erweckte Emile Zola, um in „Lourdes“ als sein unbewußtes Werkzeug von den Thaten der Jungfrau Kunde zu geben, und er segnete ihn und seinen Verleger mit hundertundfunfzig Auflagen zu je tausend Exemplaren.

So zu lesen bei Huysmans, dem einst getreuesten Schüler Zolas. Huysmans hat den Weg vom Naturalismus zum Mysticismus mit allen Etappen zurückgelegt. Sein Entwicklungsgang giebt eine typische Anschauung von der religiösen Reaktion in der französischen Litteratur, die sich gegen den Positivismus in der Philosophie, gegen den Naturalismus in der Kunst immer mächtiger erhoben hat. Seine ersten Werke standen ganz unter dem Einflusse des Meisters, es waren Studien ohne jede Romanverwicklung, aus dem kleinbürgerlichen, aus dem Proletarierleben, mit einer quälenden Kleinkunst gezeichnete Bilder der täglichen Misere, auf denen eine dumpfe, vernichtende Trostlosigkeit lastet. Dieses krankhafte Leiden an den Banalitäten der Gewohnheit, an der Enge und Kleinheit des Lebens, war die persönliche Note, die Huysmans sofort von seinem Vorbilde unterschied und seinen Abfall vom Naturalismus innerlich vorbereitete. Zola hat aus den Dissonanzen des Daseinskampfes gewaltige Symphonieen geschaffen, er liebt seine Zeit, sein Vaterland, die Masse, er glaubt an ihren Fortschritt; Huysmans' Temperament ist von vorn herein melancholisch. Das Vaterland mit seinen Hoffnungen, die Zeit mit ihren Interessen sind ihm völlig gleichgültig, er ist ein Fremdling überall, ein Einsamer von Bestimmung, er leidet am Leben. Wie er ein unübertrefflicher Kleinmaler ist, so sieht er auch nur das Kleine, die Erbärmlichkeit unserer Sorgen, die Schalheit unserer Freuden, menschliche Dummheit und menschliches Elend.

Sein ganzes späteres Schaffen ist eine vom Ekel gepeitschte Flucht aus dem Leben in das Reich der Illusionen, der Mysterien, sein Weg geht durch die „Klinik des Pessimismus“ zum „Hospital der Seelen“, zur Kirche. Diese menschliche Wandlung bestimmt auch die Entwicklung des Künstlers. Der Naturalismus, der das Kunstwerk auf das Gebiet der faßbaren, sinnlichen Wahrheit einschränkt, kann ihm nicht mehr genügen, ihn locken die dunklen Reiche des Unsinnlichen, des Traumhaften, die der Herrschaft des Bewußtseins nicht mehr unterworfen sind, und sein Kunstwerk beginnt jetzt erst da, wo die Sinne zu dienen aufhören.

Sein letzter Romanzyklus „Là-Bas,“ „En Route,“ „La Cathédrale,“ erzählt die qualvolle Geschichte seiner Bekehrung, die mystische Wiedergeburt seiner Seele durch die Gnade der Jungfrau Maria. Er schwört die Vernunft ab und bekennt sich zum Glauben. So steht sein Werk als ein Dokument der religiösen Renaissance am Ende unseres Jahrhunderts neben Zolas gewaltigem Hymnus auf die Wissenschaft.

Die Bekehrung dieses früher so schroffen Materialisten und Naturalisten erregte schon vor Jahren in kirchlichen und litterarischen Kreisen gewaltiges Aufsehen. War das Ernst oder nur poetische Fiktion? Man drang in das Privatleben des Schriftstellers ein, man forschte nach seinen Briefen, man verleitete seine Freunde zu Indiskretionen, und man fand, was Wenige erwartet hatten. Huysmans war in einem Trappistenkloster gewesen, wie er es in „En Route“ geschildert hat; der verlorene Sohn war zum Vater zurückgekehrt. Es scheint, daß der katholische Klerus mit richtigem Takte auf den Wiedergewinn dieser Seele keine großen Hoffnungen gesetzt hat; denn Huysmans' brünstige Mystik hat mit der offiziellen Kirche nichts gemein. Die Kunst hat

Digitized by Google

ihn zum Katholicismus zurückgeführt, sie ist ihm zur Religion, die Religion ist ihm zur Kunst geworden.

Sein Beispiel rief die übliche litterarische Epidemie hervor. Man kniete in Verzückung vor allen Requisiten des Glaubens, ohne von diesem berühmten Glauben auch nur eine Spur zu besitzen. Was Andern zur Mode wurde, war bei ihm heiliger Ernst; er ist ein Bekenner. Er hat eine eigene Kunst und eine eigene Sprache; den Symbolisten ist er nicht symbolistisch genug, für die Naturalisten ist er kein Naturalist mehr. Aber er hat seine litterarische Abstammung nicht verleugnen können. Mit seinem Malerauge erfaßt er noch immer die sinnliche Erscheinung, als Künstler steht er fest auf der Erde, während den modernen Symbolisten alles Körperliche sich auflöst, alle Objekte verschwimmen und zu Hieroglyphen werden, zwischen denen ihre unsterblichen Seelen verzückt umhertaumeln. Dieser Sinn für die Realität scheidet auch Huysmans von seinem liebenswürdigeren, beredtsameren, weicheren Landsmann Maeterlinck, für den alles Körperliche etwas zufälliges, gleichgültiges ist. Huysmans hat den Dornenweg geschildert, der durch das Inferno der Sinnenwelt zum Paradiese der Seligen führt; Maeterlinck singt in schmelzenden Weisen von der dort geschauten göttlichen Schönheit der Seele. Der eine ist der Maler, der andere der Sänger des modernen Mystizismus.

* * *

Abseits von Naturalismus und Mysticismus, von Symbolismus und Neukatholicismus, abseits von jeder Schule, von jedem Programm steht Anatole France, der feinste Stilist in Frankreich und vielleicht der letzte Vertreter des alten esprit gaulois. Die Naturalisten und Impressionisten, an ihrer Spitze die Brüder Goncourt, hatten versucht, dem verbrauchten französischen Sprachschatze frische Kräfte zuzuführen, sie wollten für die abgegriffenen Münzen neue von charakteristischerer Prägung schaffen, sie strebten nach einem nervösen Stil, indem sie jede Wahrnehmung durch die einzige ihr zukommende Phrase haarscharf wiedergaben. Ihre Bemühungen haben auch den Charakter der Schriftsprache merklich geändert; die aus dem Argot, den Dialekten neugeschöpften Wendungen haben im Leben der Sprache Epoche gemacht, wenn auch ihr Suchen und Hasten nach neuen Ausdrucksmitteln manche verzerrte Bildung hervorbrachte, die das lebendige Sprachgefühl verwerfen mußte. Anatole France hat von diesen Bestrebungen unberührt an den alten Traditionen des klassischen Stiles festgehalten. Diesem feinen Sprachkünstler genügten die vorhandenen Formen, und er hat die Kunst, die kompliziertesten Dinge mit den einfachsten, unschuldigsten Worten zu sagen, bis zur höchsten Meisterschaft entwickelt. Seine unbefangene, schmiegsame, antik einfache Prosa wird der feinsten Empfindung gerecht; die Melodie seines Satzes giebt alle die mitschwingenden Töne, die das einzelne Wort nicht zu fassen vermag.

Dieser besonnene Skeptiker war längst vor den jetzt aufgetauchten Neu-Hellenisten nach Griechenland gegangen, als die Anderen noch nicht den Ausweg aus dem Irrgarten der mittelalterlichen Mystik gefunden hatten. Auch er behandelte mystische Motive, aber mit lächelnder Ueberlegenheit, er verlor sich nicht in mystische Spekulationen. Seine Phantasie ergötzte sich an den Gestalten der niederen griechischen Mythologie, an Satyren, Nymphen und Dryaden, er sann und dichtete von dem Fortleben dieser Geschöpfe der Anmut in der christlichen Welt. Wie Heine den Göttern ins Exil folgte, wo sie schmählich degradiert wurden, so ging auch Anatole France ihren Spuren nach und er entdeckte sie wieder unter barbarischen oder theologischen Masken. Er weilt

Digitized by Google

gern auf antikem und orientalischem Boden, an den Kapellen, deren Kreuze sich über epheuumrankten griechischen Säulen erheben. Gleich Gottfried Keller betrachtet er skeptisch die oft verdächtigen Gestalten der frühchristlichen Legende, unter dem Heiligenscheine entdeckt er ein feuriges Silenengesicht, das nicht nur von himmlischem Feuer glüht, unter der härenen Kutte ein gepflegtes heidnisches Bäuchlein, über dem sich nun demütig die Hände falten. Es ist eine melancholische Welt, in der halb verweste antike Lebenslust nachts um die frommen Klöster spukt, wenn die Mönche schnarchen, und ihre Litaneien schweigen. Ein grauköpfiger Silen mit ehrwürdigen Hörnern spielt im Mondschein zum Tanze der Nymphen, und er entlockt der alten Hirtenflöte die einfachen, sanften Töne. die vor dem gewaltigeren Rauschen der heiligen Harfe verstummen mußten.

Für Anatole France ist diese Szenerie keine künstliche Fiktion, kein archäologischer Aufputz. Der grübelnde, intelligente Skeptiker liebt diese Welt, in der die Gegensätze zwar gespenstisch, aber in ihrer feinsten Wesenheit zusammenstoßen. Er zeigt, wie nahe im Menschen Profanes und Heiliges zusammenwohnt, wie sich die Gegensätze vertauschen. Wollust wird zur Askese, Askese zur Wollust. So kämpfen Heidentum und Christentum in seinem antiken Romane „Thais“ miteinander. Der Heilige wird zum Sünder, die Dirne zur Heiligen. Jeder sucht, was er nicht findet und findet, was er nicht sucht. Beständig ist nur der Zweifel, er macht glücklich, weil er das Bewußtsein der Persönlichkeit giebt, weil er erlaubt, die Dinge mit dem Geiste nach Belieben zu genießen oder zu vernichten. In „Le Puits de Sainte-Claire“ sucht der fromme Bruder Giovanni, der demütigste Jünger des Hl. Franciskus, in unerschütterlicher Einfalt nach dem Willen Gottes zu handeln, und er findet schließlich Satan, der ihm für seine Gewißheit das kostbarste Gut, den Zweifel, schenkt. Und Fra Giovanni dankt ihm: „Ich kannte noch nicht den Schmerz des Denkens. Und du hast mir den Gedanken gegeben. Und du hast ihn mir stolz auf die Lippen gelegt wie eine feurige Kohle. Und ich habe nachgedacht. Aber in der ungelenken Neuheit des Geistes und in der noch rohen Jugend meiner Einsicht zweifelte ich nicht. Und du bist wieder zu mir gekommen und hast mich die Ungewißheit und den Zweifel trinken lassen wie Wein . . . und ich liebe dich für alles Böse, was du mir gethan hast. Ich liebe dich, weil du mich verdorben hast.“

Anatole France liebt die Uebergangszeiten der Weltgeschichte als sinnender Menschheitsbetrachter, der die Gegensätze der sich bekämpfenden und ablösenden Weltanschauungen spielend abwägt und ihre Wirkungen im Großen wie im Kleinen mit melancholischer Ironie beobachtet. Aber derselbe Mann hat auch den modernen Roman geschrieben, der Bourgets Feinheit der psychologischen Analyse weit überbot und sich von seine platten Verwertung neukatholischer Ideen geschmackvoll fernhielt. Sein Meisterwerk „Le Lys rouge“ ist der Roman moderner Seelen, einsamer Menschen, die sich suchen und nicht finden können, eine mechanholische Illustration der Zusammenhangslosigkeit moderner Geister, die heute nicht mehr sind, was sie gestern waren, und die vergebens ihr eigenes Ich suchen. Dieser Dichter hat keine religiösen Trostmittel in Bereitschaft wie andere Heilsbringer der Litteratur. Sein Werk endet in der melancholischen Bestätigung der menschlichen Unzulänglichkeit, in der stillen Resignation eines reifen Lebensverstandes. „Die Menschen waren früher, was sie jetzt sind, d. h. mittelmäßig gut und mittelmäßig schlecht.“

Das ist auch das Thema seiner beiden neuen Romane „L'Orme du Mail“ und „Le Mannequin d'Osier,“ die unter dem gemeinsamen Titel einer „Histoire contemporaine“ vereinigt sind. Die beiden Romane haben keine Handlung, es sei denn die Intrigue zweier Abbés, die sich beide um ein

Digitized by Google

erledigtes Bistum bewerben, eine Angelegenheit, die auch auf der letzten Seite noch nicht entschieden ist. Der Mittelpunkt beider Werke ist die orme du mail, die Ulme auf dem Hauptplatze einer Provinzialstadt, in deren Schatten zwei ungleiche Paare plaudernd ihre Gedanken austauschen, ein zynischer Professor der alten Sprachen und ein fanatischer Priester, ein jüdischer Präfekt und ein toleranter Geistlicher, und diese Unterhaltungen sind Feste des Witzes, wahre Sprühfeuer ironischer Blitze. Eine köstliche Schöpfung ist die Figur des jüdischen Präfekten, der mit Lust verwaltet, immer verwaltet, aber keiner Regierung allzu hitzig dient, damit er vor der nächsten nicht kompromittiert sei, der in seinem Departement für die konfessionslosen Schulen eintritt und seine eigene Tochter ganz heimlich in einem alten vornehmen Nonnenkloster erziehen läßt. Er „französiert" sich im Umgang mit dem loyalen Priester, und wenn er dem Diener des Herrn, dem doch die ihm verschlossenen aristokratischsten Schlösser offen stehen, mit freundlicher Herablassung auf die Schulter klopft, dann nimmt er seine stille Rache für achtzehnhundertjährige Unterdrückung und Verachtung. Da ereignet sich ein Fall, mit dem auch seine sichere Verwaltungspraxis nicht fertig wird. Eine religiöse Schwärmerin behauptet, von der Hl. Radegundis Eingebungen zu erhalten, sie weissagt den Sturz des Ministeriums, sie heilt Kranke durch die Berührung ihrer Hände, sie sagt sogar die Stellen, wo verlorene Schlüssel und Portemonnaies zu finden sind. Die Hl. Radegundis läßt sich durch keine Verfügung des Präfekten beseitigen, ratlos flüchtet er zu seinem Priester, er hält ihn ängstlich an seiner abgetragenen Soutane fest. „Wir sind unter uns. Gestehen Sie doch, daß es keine Wunder giebt, nie welche gegeben hat, und daß es niemals welche geben kann." Und der loyale Priester schweigt höhnisch.

In dem zweiten Romane „Le Mannequin d'Osier" tritt die Figur des Herrn Bergeret, Professors der alten Sprachen an der Akademie der Provinzialstadt, in den Vordergrund. Der mannequin, die Strohpuppe zum Anpassen der Kleider, die seine üppige Frau gerade in sein Arbeitszimmer gestellt hat, ist das Symbol seines Sklavenlebens, seiner irdischen Misere. Eines Tages ertappt er seine Frau in der zweifellosesten Situation mit seinem in der Kenntnis antiker Melik so ausgezeichneten Lieblingsschüler. Im ersten Augenblick will er beide töten, furchtbare Visionen steigen in ihm auf von harten römischen patres familiae, von der mittelalterlich grausamen Bestrafung solcher Fälle, dann sieht er mit Unbehagen von dieser Szene weg, er erblickt auf dem Tische die Sitzungsberichte der Fakultät, und da er doch irgend etwas thun muß, nimmt er diese mit auf sein Zimmer. Dort philosophiert er über seine neue Entdeckung, die ihm wahrhaft überraschende Aufschlüsse aus dem Kapitel der Völkerpsychologie giebt. „Diese Beobachtung führt uns dazu, den wahren Grund zu erkennen, warum überall und zu allen Zeiten die erotischen Handlungen im Verborgenen ausgeübt wurden, nämlich, um in der Oeffentlichkeit keine heftigen oder konträren Erregungen zu veranlassen. Man ging sogar so weit, alles was an diese Akte erinnern konnte, zu verbergen. Und so entstand die Scham, welche über alle Menschen herrscht und insbesondere über die sittenlosen Völker." Der philosophische Herr Bergeret wirft das Symbol seiner ehelichen Leiden, den Mannequin zum Fenster hinaus und nimmt seine stille schleichende Rache. Er ignoriert die Frau vollständig, er streicht sie aus seinem Bewußtsein, er hört sie nicht, sieht sie nicht, bis sie verzweifelt, gebrochen, aus dem Hause geht. Und Bergeret hat zum ersten Male das Bewußtsein einer That, er ist stolz, weil er die Macht hat, böse zu sein. Dieser stille Professor hat die Seele eines Anarchisten. — Sein Auditorium ist der dunkelste Keller der Akademie, seine Vorgesetzten lieben ihn nicht, keine Auszeichnung verirrt sich

Digitized by Google

zu ihm, keine Hoffnung winkt seinem ärmlichen Leben, aber er rächt sich, indem er die Menschen und ihr Treiben verachtet, indem er verspottet, was ihnen ernst und heilig ist, indem er im Größten und Erhabensten menschliche Kleinheit und Gemeinheit aufwühlt. Nichts göttliches und menschliches besteht vor seiner ätzenden Kritik, welche die „ungeheure Ironie der Dinge" begriffen hat. Nur einer scheint ihm den Sinn des Lebens verstanden zu haben, ein alter Landstreicher Pied d'Alouette, der nichts besitzt als sein Messer und seine Pfeife, der immer eingesteckt wird, wenn in der Stadt ein Verbrechen geschieht, und den man immer als unschuldig wieder entläßt. Er scheint ihm der freie Mensch, ihn beneidet Bergeret.

— Pied d'Alouette, Sie lieben die Freiheit, Sie sind frei. Sie leben, ohne zu arbeiten, Sie sind glücklich.

— Es giebt welche, die glücklich sind, aber ich nicht.

— Wo sind sie, die Glücklichen?

— In den Häusern.

Herr Bergeret erhob sich, steckte ein Zehnsoustück in Pied d'Alouettes Hand und sagte.

— Sie glauben, Pied d'Alouette, daß das Glück unter einem Dache ist, an der Ecke des Ofens und in einem Federbett. Ich hätte sie für weiser gehalten.

Ein moderner Perseus

Studie von **Anselm Heine.**

Endlich wieder einmal ein kleiner Gemütsfrisson, eine Sensation! Beinahe elastisch besteigt er die Pferdebahn, die ihn zu seiner Wohnung bringen soll. Am Vorderfenster findet er Platz. Während er den Rockkragen in die Höhe klappt, weil er Zugluft spürt, tastet sein Auge mit emsiger Routine die beiden Menschenreihen des Wagens ab. Dann setzt er sich mit halbgeschlossenen Augen in seiner Ecke zurecht und bemüht sich den „köstlichen Frisson" von Neuem über sich zu beschwören. Genießlich schmeckt er dabei sein Miniaturerlebniß von soeben nach.

Wie er, gemartert von der abweisenden Größe und Klarheit der Schweizer Natur zurückkommt nach Berlin. Der silbrige Dunst auf dem Bahnhofe, die stumme Eile ringsum, Kofferträger, Droschken, graue Steinhäuser mit verschleierten Fenstern, blasse, verfeinerte Gesichter, die Lichter und Geräusche der Civilisation — ah, wie er das einathmete! Die Schaufenster sogen ihn förmlich heran. Namentlich die Buchhandlungen.

Da ist ein schmaler braungoldner Band mit byzantinischen Titellettern „Kinematien von Ralph Durlach. Juli 1897." Sein Buch.

Digitized by Google

Wie das auf ihn wirkte! Als wenn Einem die kleine Schwester plötzlich in Balltoilette entgegentritt. So neu, so abgelöst. Im Grunde war's ja nur ein Nichts was da geschah, ein Lächeln, — für einen Menschen aber, der seine Nerven systematisch zum Lebensgenuß erzieht, eine wirkliche kleine Sensation. Denn er hatte gar nicht erwartet, daß die Sammlung so bald herausgebracht würde. Wahrscheinlich reisten ihm nun seine Autorenexemplare durch die ganze Schweiz nach.

Ob wohl Einer von all diesen Leuten hier im Wagen das neue Buch kaufen wird? Die schönaugige Dame mit den grauen Haaren vielleicht, die bei Kranzler einstieg, noch den Duft heißer Chocolade in ihrem Schleier. Sie hat altmodische Mantelschließen, also modernen Geschmack. Ihre Art zu blicken — —, ach so, dies Betrachten genirt sie. Na, das kann man ja auch indirect machen, die Fensterscheibe dazu benutzen. Auffallend reizvoll wirkt Alles in solcher Spiegelung. So unwirklich, so fern. Gleichsam ins Künstlerische übersetzt. Und Anderes will den verwöhnten Sinnen nicht mehr munden.

Darüber könnte man mal was schreiben. Das Spiegelbild bespiegeln. Aber zum Montagsfeuilleton? Viel zu philosophisch.

Dumm, daß er heute nichts Brauchbares antrifft. Weder in der Umgebung, noch in sich selbst. Solche Reise ist entschieden schädlich. Man wird so gesund.

Sonst hat ihn das Geräusch der Pferdebahn, das beständige Herein und Hinaus der Passagiere nervös aufgeschlossen. Er *dachte* besser, wie der Schwerhörige besser *hört* bei Lärm.

Heute giebt ihm das nur mittelmäßige Einfälle.

Sonst regte ihn die Nähe aller dieser fremden Gesichter an. Jedes schien ihm ein Parfum von Geheimniß zuzusenden; heute konstatirte er nüchterne Mienen und Bewegungen.

Nein, das muß anders werden!

Vielleicht trifft er bald mit ihr zusammen, mit Martha Reinicke. Nichts löst ihm so die Feder wie der Anblick ihres kecken, zartgefärbten Gesichtchens mit den großen Augen. So ein kluger kleiner Kerl. Und leidenschaftlich!

In ihn hat sie sich am ersten Abend verliebt. Tante Röschen hat es ihm verraten. Aber er hätte es so wie so gemerkt. Sie ist solch ein impulsives kleines Ding. Kontrollirt sich gar nicht. Und nun zu beobachten wie sich in solchem lustigen Sprühteufel etwas Frauliches regt — —!

Tante Röschen stickt schon Tischläufer mit Amoretten für die Hochzeitstafel. Und am Ende — wird es wohl so kommen. Für ihn wäre es das Glück. Sie ist klug, hübsch amüsant und wohlhabend. Und sie liebt ihn.

Und er?

Er mag es nicht ergründen, mag sich seine eigenen spielerischen Wünsche nicht durch irgend eine unvorsichtige Psychelampe erhellen lassen. Noch nicht. Warum soll man sich in eine banale eindeutige Empfindung verengen, ehe man all die interessanten, unruhigen und süßen Nüancen der Vorempfindung durchgekostet hat? Und grade dieses Zwielicht, das noch so viele liebliche Entdeckungen verheißt, reizt seine Produktion. So viel Bereicherung erhofft er noch durch Martha. Auch mittelbare. Sie soll die Hauptfigur in seinem Drama werden. Bis jetzt sammelt er noch. Manche Gespräche mit ihr hat er sich Wort für Wort notiert. Und nun erst ihre Bewegungen! Da möchte man den ganzen Tag studiren.

Still lächelt er in sich hinein, schon ganz verliebt in seine künftige Heldin.

Digitized by Google

Das Stoßen des Wagens, der die Kreuzungsgeleise des Potsdamerplatzes passirt, erweckt ihn der Außenwelt.

„Nicolaische Buchhandlung.

Da liegt sein Buch wahrscheinlich gleichfalls aus! Er hätte sich ein Exemplar mitnehmen sollen. Es heute Abend durchlesen. Eine Novellette nach der andern.

Alle diese kleinen ästhetischen und moralischen Bekenntnisse verschiedener Jahre nun so zur Einheit zusammen gebracht, daraus ergiebt sich schließlich ein Charakterbild, eine Persönlichkeit.

Er ist selber neugierig welche?

Das wäre eigentlich ein Thema: Der Schriftsteller angesichts seiner Novellensammlung sich, das heißt sein Selbst sammelnd. Die gefundene Erkenntniß müßte dann irgendwie ein Wendepunkt für ihn sein.

Das kann werden. Man muß nur erst dazu Modelle finden, Modelle fin — — — Wahrhaftig da steigt Martha Reinicke ein.

„Das Wiedersehen im Pferdebahnwagen." Die Wirklichkeit scheut doch vor den banalsten Situationen nicht zurück.

Na, man muß abwarten, was sie daraus zu machen versteht.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein." Wie niedlich rot sie wird.

„Bitte hier Fräulein Martha, hier ist noch Platz."

„Danke. Ich wußte gar nicht, daß Sie schon zurück wären?"

„In diesem Augenblick. Sie sind der erste Mensch, der mir begegnet."

Aus ihren Augen blitzt eine Ungeduld, ein Spott.

„Woran denken Sie, Fräulein Martha?"

Prompt kommt es zurück:

„An den alten ekligen Jephta. Sie wissen doch? der das erste Lebendige, was ihm zu Hause entgegentrat, opfern sollte. Also los! Schlachten Sie mich ab. — Oder vielmehr — aus."

Aber wozu denn nur?"

„Für neue Kine — ma — Herrgott ist das Wort schwer!"

Sehr hingebend scheint ihre Stimmung eben nicht zu sein. Ihm kommt es vor, als läge in ihrer ganzen Haltung heute etwas Feindliches, das sonst nicht da war. Na, er wird ja sehn, was sich da noch entwickelt. „Also Sie haben mein Buch gelesen? Uebermäßig entzückt scheinen Sie nicht davon?"

„Von dem Buch? Doch."

„Nun? Und?"

„Ph." macht sie achselzuckend.

Sie kann wirklich schrecklich unartig sein. Dabei sieht sie so amüsant aus in ihrer wippenden verwogenen Stellung, mit dem dunkelblonden ganz undisciplinirten Gekräusel über der Stirn und dem roten pfiffigen, Munde, daß ihn schon das allein in frische Stimmung bringt.

„Frühlingsliebe" Ist das Ihre eigene Geschichte?" fragt sie plötzlich unvermittelt und ziemlich kategorisch.

Ob sie etwa eifersüchtig ist?

Die Situation amüsirt ihn. Es kommt ihm vor, als spielten sie eine Lustspielscene, und im Tone eines Theaterliebhabers, parodistisch übertreibend entgegnet er:

„Ja. Aber jedes Jahr hat seinen neuen Frühling."

Dabei biegt er sich vor um den lustigen Aufblick zu erhaschen, mit dem sie ihm antworten wird. Sie aber, ohne auf seine Bemerkung einzugehen fragt wieder, in demselben herrischen Tone:

Digitized by Google

„Und die Studie „Am Sterbebette“ nicht wahr, da ist der Tod Ihrer Schwester geschildert?“

Diesmal bejaht er kurz mit einer Bewegung.

Was will sie eigentlich?

„Finden Sie das indiskret? brutal?“ erkundigt er sich schließlich.

„Nö! Nur —“ sie wird ganz blaß vor Eifer, atmet schnell ein, will etwas sagen, dann nimmt sie sich wieder zurück. „Ach lassen Sie doch.“

Eine gegenübersitzende Frau fängt an ihnen zuzuhören. Martha merkt es nicht, aber ihm fesselt es jede Frage.

Wortlos sitzen sie nebeneinander. Martha mit verschlossenem Gesicht. Bei der nächsten Haltestelle steigt sie aus. Er auch.

„Wo kommen Sie eigentlich her mit diesem Pack Bücher?“ fragt er, während er ihr die Last abnimmt.

„Aus dem Seminar.“

„Sie? Aber das weiß ich ja garnicht. Seit wann gehen Sie denn ins Seminar?“

Ein ganz merkwürdiger großer Blick. „Seit Juli.“ Und plötzlich steigen ihr Thränen in die Augen.

„Blödsinn“ sagt sie heftig. Mit dem Finger wischt sie sich ein paarmal derb unter beiden Augen. Der harte englische Handschuh hinterläßt rote Streifen da. —

Sie gehen den Kanal entlang, der zwischen seinen zitternden Laternenzeilen kühl heraufschimmert. Drüben geben die bunten Bahn- und Omnibuslichter der Stadt etwas Festliches. Hier ist's ernst.

Was mag nur geschehen sein? Haben ihre pekuniären Verhältnisse sich geändert, so daß sie einen Beruf ergreifen muß? Hat sie eine Enttäuschung erfahren? durch ihn? seine Abreise?

„Sie können sich denken, Fräulein Martha, daß ich Sie so nicht entschlüpfen lasse“ beginnt er endlich, unsicherer als er sich vorgenommen hat. „Ich finde Sie so — verändert. Ist seit meiner Abreise irgend etwas vorgefallen von dem ich nichts weiß?“

„Nein.“

„Habe ich Sie gekränkt?“ frägt er dringender.

Wie Gischt schäumt es in ihr auf, aber sie zwingt es noch einmal nieder.

„Ach lassen Sie doch, lassen Sie doch, sage ich Ihnen.“

Ihr Gesicht ist weiß vor Zorn und leuchtet wie eine Flamme. Und da, beim Anblick des verstörten Kindes geschieht ihm etwas Unerwartetes. Ein überwältigendes Gefühl von Zärtlichkeit steigt in ihm auf. Seine Augen fangen an zu stechen, sein Mund zittert und die Kehle ist ihm wie gelähmt.

Fast wäre er in ein Schluchzen ausgebrochen. „Fräulein Martha“ sagt er leise „Martha.“ Er hört seine eigene Stimme durch ein starkes Brausen hindurch und wundert sich, wie einschmeichelnd sie klingt.

Ohne zu wissen warum, nimmt er seinen Hut ab.

Sie sieht ihn an, fragend, dunkel und endlich mit aufleuchtender Glückseligkeit. Da bückt er sich ein wenig und küßt sie hinterm Ohr, da wo das Haar eine kleine Stelle frei läßt, ganz sachte, wie er sich's gewünscht hat, seitdem er sie kennt.

„Oh.“ „Aber.“ sagt sie erschreckt, bleibt aber geduldig stehen.

„Sie Liebe, Liebe.“

Ganz verwirrt in seiner eigenen Empfindung drängt er sich näher an sie heran und legt den Arm um ihren Leib. Sie sieht ernsthaft zu ihm auf

Digitized by Google

und läßt es geschehen. Eine Weile stehen sie so still beieinander, wie erstaunt über sich selbst.

Alle Gefühle seines Herzens, die sonst nur am Rande blühten, oder an der Oberfläche schwammen gleiten und wirbeln hinein in den ungeheuren Strudel seiner Erregung.

Niemand stört die Beiden. Nur drüben an der Häuserseite schieben sich Fremde an Fremden geschäftig vorüber.

Er umfaßt den Contrast gleichsam mit einem Blicke. Aber nun möchte er auch Alles klar haben von ihr zu ihm.

„Und darf ich jetzt erfahren was das war?" frägt er. „Das von vorhin?" Sie schweigt und richtet auf ihn einen Blick, in dem Mißtrauen mit Hingebung zu kämpfen scheint. Das ernüchtert ihn mit einem Male. Seine Seele wird wieder weitsichtig. Kritisch betrachtet er den eignen Rausch und lächelt.

Nun hat er auch das kennen gelernt! Wie seltsam selig man sich fühlen kann in solchem Augenblicke. Ja, sie wird ihn sehr glücklich machen, seine kleine Martha.

Das Räthsel in ihrem Wesen beschäftigt ihn nun ganz unpersönlich. Wieder fängt er behutsam an. —

„Erzählen Sie mir, was Ihnen geschehen ist. Ja? Wollen Sie? Ihre ganze kleine Geschichte. Von Anfang bis zu Ende."

Da biegt sie sich urplötzlich von ihm los. Ihr Gesicht ist ganz verändert. In den Augen ein kalter Strahl.

„Meine Geschichte," nicht wahr? Haben Sie nicht gleich einen Phonographen mitgebracht? Oder wenigstens Ihr Skizzenbuch?"

„Aber das ist kleinlich" ruft er geärgert „wie können Sie in diesem Augenblick."

„In diesem Augenblick!" wiederholt sie. Es liegt eine Bitterkeit in diesen Worten, die ihn betroffen macht. Das ist nicht mehr Laune, das ist Schmerz.

„Also reden wir einmal darüber" sagt er ziemlich geduldig, indem er mit ihr weiter geht. „Sie werfen mir vor, daß ich in meinen Novellen nach der Wirklichkeit arbeite, meine Erlebnisse benutze? Offen gesagt, ich hätte Sie für künstlerischer gehalten, Fräulein Martha."

Sie bleibt stehen. „Wirklichkeit? Erlebnisse? Das giebts gar nicht mehr für Sie. Sie leben Feuilletons, Plaudereien.

Früher habe ich das nicht so gewußt, aber seit ich Ihr Buch — Und jetzt habe ich darüber nachgedacht, viele Nächte hindurch. Und wenn ich einen Augenblick geglaubt habe, diesmal wäre das bei Ihnen anders — oder vielmehr nicht geglaubt — gar nicht darüber nachgedacht, nur so empfunden —"

Widerwillig kommen ihr die Worte. Als würde jeder Gedanke gewaltsam und unmittelbar aus ihr herausgestoßen. Sie formt kaum mehr, was sie spricht.

„Aber ich — ich kann das nicht ertragen. Einen, der immer nur daneben steht und beobachtet. Ja, ja, ich weiß schon! Und es ist ja nicht nur in Bezug auf mich selbst. Aber so das Ganze überhaupt. So abgeschwächt, so uneigentlich. Ich habe versucht mich da hinein zu finden, in so Einen, der immerfort an die Geschichten denkt, die er schreiben will. Alles sieht er an, wie sein Publikum das sehen wird. Das ist doch wahr? — Nein, nein, Sie können gar nichts mehr direkt erleben. Immer geht Ihr mit so einem großen blassen Spiegel herum, — den nennt Ihr dann „das Künstlerische", in dem betrachtet Ihr das, was geschieht und lebt. Von ferne!

Digitized by Google

Als wär das Leben eine Meduſe, die Einen verſteinert, wenn man ihr direkt ins Geſicht ſieht. Immer nur Zuſchauer, Zuſchauer.

Und jetzt, wie ich das Alles ſo vorbringe, ſpüre ich's ſchon wieder, daß Sie daneben ſtehen und uns beſehen, ſich und mich, wie wir hier über Sie reden.

Ich würde verrückt von all dem „Künſtleriſchen."

Sie bricht in ein hohes unnatürliches Lachen aus. „So und nun geben Sie mir meine Bücher wieder. Jetzt wollen wir uns Adieu ſagen. Und danke für früher."

„Adieu" ſagte er gehorſam, halb betäubt von ihrer ſchrillen heftigen Art und tief beſchäftigt mit dem, was ſie da ſo leidenſchaftlich vorgebracht hat. Erſt als er ſie in der Querſtraße verſchwinden ſieht, kommt es ihm recht eigentlich zum Bewußtſein, daß dort ſein behaglich liebliches Lebensglück von ihm geglitten iſt. Auf Nimmerwiederkehr.

Er verſucht es, einen hochmüthigen Aerger in ſich heraufzubeſchwören.

Solch ein exaltirtes kleines Ding. Was die für Einbildungen hat! Garnicht ernſt zu nehmen. — — —

In unfriedlicher Stimmung ging er weiter. Ein paarmal ertappte er ſich darauf, daß er vor ſich hin ſagte: „Ein großer blaſſer Spiegel, — Das Künſtleriſche." „In dem betrachtet Ihr, was geſchieht und lebt!" Garnicht übel ausgedrückt. „Als wäre das Leben eine Meduſe —" Garnicht übel!

Ein moderner Perſeus mit dem Spiegelſchilde!

Er mußte ſchmunzeln, wie er die Bezeichnung fand.

Noch vor einer Stunde ſuchte er ſeine Perſönlichkeit, nun hatte er ſeine Formel. „Ein moderner Perſeus".

Immer friſcher wurde ſeine Phantaſie, erinnerte ſich und verband und folgte ſchließlich Wort für Wort, Gedanke für Gedanke den Begegniſſen ſeit ſeiner Ankunft in Berlin bis jetzt.

Er freute ſich daran, wie es ſich rundete, ſo manche Linie ihren Kreisſchluß fand.

Am andern Morgen ſchrieb er dann in einem Zuge dieſe Studie nieder.

Digitized by Google

Ibsen zu Hause.

Memoiren und Kritiken seiner Landsleute.

Die merkwürdigste literarische Ehrung, die Ibsen zu seinem 70. Geburtstage dargebracht wurde, stammt von seinen Landsleuten. Die nordische Zeitschrift Samtiden unter Redaktion des Herrn Gerhard Gran hat eine Reihe angesehener skandinavischer Dichter und Schriftsteller um Aeußerungen, Urteile, Memoiren, Kritiken über Ibsen, und was da zusammenkam, wurde ein Document des Standes der Ibsenfrage in seinem eigenen Heimatland. Das stattliche, auch als bibliographische Erscheinung sehr vornehme Buch liegt vor uns, und ich werde versuchen in den Hauptzügen diese wichtige und bei uns noch kaum behandelte Frage an der Hand der Sammlung zu beantworten: Ibsen und seine Landsleute.

Ich beginne mit der wörtlichen Wiedergabe der

Erinnerungen des norwegischen Dichters John Paulsen an Henrik Ibsen.

Ibsen war kein Freund des Landlebens. Er war ein ausgeprägter Stadtmensch, ein scharfbeobachtender Dichter, dem das Menschenherz und nicht die Natur als das anziehendste Studium erschien. Als Dramatiker konnte er außerdem Naturschilderungen wenig verwenden, er überließ sie den Novellisten.

Einmal drückte er mir seine Verwunderung darüber aus, daß Leute, die ein behagliches Heim besäßen, so eifrig dahinter wären, sobald es nur ein bischen warm würde, die Stadt zu verlassen, um draußen auf dem Lande allerhand Unbequemlichkeiten zu erdulden. Man verzichtete auf die gewohnten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des täglichen Lebens, auf die Stille des Arbeitszimmers, auf sein gutes Bett, auf den Kaffee mit den Zeitungen ꝛc., um sich in ein schlechtes Hotel einzusperren, in einer menschenverlassenen Gegend, in der zu all dem übrigen meist noch schlechtes Wetter hinzukommt, das einen nöthigt, innerhalb seiner vier Wände einzusitzen, ohne die Hilfsmittel der Stadt, die Leere auszufüllen . . .

In seiner Abneigung gegen das Landleben ähnelte er Frau Collet, die es im Sommer stets vorzog, Paris zu besuchen, statt nach Jotumheim zu gehen. „Paris ist mein Sanatorium", sagte sie.

* * *

Ibsen war wortkarg. Aber wenn er nicht viele Worte machte, so war dafür sein Lächeln, sein Händedruck oder die Art, wie er einem Besucher auf die Schulter klopfte, erstaunlich ausdrucksvoll. Ich bekam den Eindruck, daß Ibsen eine seltene Verschämtheit besaß, die ihn hindert, die herzlichen Gefühle in Worte zu kleiden, denen andere minder tiefe und scheue Wesen so leicht Ausdruck zu verleihen vermögen.

Einer meiner Freunde, ein junger norwegischer Maler, war eines Abends bei Ibsen zu Gast gewesen. Als ich ihn später fragte, wie der Besuch abgelaufen wäre und was Ibsen zu ihm gesagt hätte, erwiderte er:

„Du, eigentlich sagte er nichts, aber die herzliche Weise, in der er selbst mir

Digitized by Google

eine Pfeife stopfte, und der freundliche Blick, mit dem er sie mir reichte, wirkte so einnehmend, daß mir ganz warm um's Herz dadurch wurde."

* * *

Wenn Ibsen an einer neuen Dichtung arbeitete, war tiefste Stille und Abgeschlossenheit seine unerläßliche Forderung. Im Augenblick der Empfängniß konnte ein Windhauch, eine Kleinigkeit ihn stören. Er sonderte sich am liebsten von Allem und Allen ab, wollte, in geistigem Sinne, in ein Kloster gehen.

Wie die Seidenraupe an ihrem Kokon, spann er einsam und unaufhörlich an seiner Idee, verfolgte sie bis in ihre feinsten Nüancen und knüpfte den Faden schweigend von einem Tage zum andern.

Sich aus seiner Phantasiewelt loszureißen, um eine der gewöhnlichen Alltagspflichten zu erfüllen, bereitete ihm eine wahre Pein. Ein Geschäftsbrief, der nothwendiger Weise beantwortet werden mußte, ein Besuch, den er abstatten wollte, konnte dann auf seine Stimmung wie ein Steinwurf wirken, der brutal ein Loch in sein feines, spitzenleichtes Gedankengewebe riß . . .

* * *

Einmal kam das Gespräch auf einen Schriftsteller, der unaufhörlich an Diners theilnahm, bei denen er sich fetiren ließ.

„Wie kann der Mann dabei Zeit finden, sich zu concentriren und etwas Ordentliches zu schaffen!" rief Ibsen. „Ich fasse das nicht!"

Für ihn war ein solches Leben eine Absurdität.

* * *

Eines der Paradoxe Ibsens war es, daß in Preußen, Bismarck's schönheitsfeindlichem Vaterland, kein wirklicher Dichter entstehen oder wenigstens sich behaglich fühlen könne.

Als ich den genialen, unglücklichen Heinrich von Kleist nannte, erwiderte er triumphirend:

„Aber er beweist ja gerade, was ich sage. Er erschoß sich, weil er das Unglück hatte, in Preußen geboren zu sein. Er konnte das Leben nicht ertragen."

* * *

Man sprach eines Abends im Hause Ibsens vom Tode, der Unsterblichkeit ꝛc.

Ich entsinne mich, daß Ibsen dabei äußerte: „Ich habe nichts dagegen, noch ein wenig länger zu leben — man ist ja immer neugierig zu sehen, wie die Welt sich entwickelt — aber ich fürchte auch nicht den Tod. Dennoch muß ich gestehen, daß, wenn ich mitten in einer neuen Dichtung bin, mich der Gedanke ängstigt, ich könnte fortgerufen werden, ehe die Arbeit fertig wäre. Man will ja nicht gern sterben, bevor man nicht ausgesprochen hat, was man auf dem Herzen hat."

* * *

Ibsen, der Verfasser des „Puppenheim" („Nora"), das nur eine einzige Verherrlichung des Weibes ist, war ursprünglich dem Gedanken von der „Befreiung des Weibes" wenig günstig gestimmt.

So erzählt Georg Brandes in seinem bekannten Essay über den Dichter, daß Mill's Buch „Die Unterdrückung des Weibes" ihm, als es herauskam, keine Sympathie einflößte, und daß Mill's Schriftstellerpersönlichkeit ihm zuwider war.

Der Umschlag in der Seele Ibsen's ist meines Erachtens zwei seltenen Frauen zuzuschreiben, die ihm nahe standen, seiner eigenen Gattin und ihrer guten Freundin, Frau Collet.

Digitized by Google

Für Frau Ibsen hat wahrscheinlich das erste Zusammentreffen mit Camilla Collet — es war wohl in Dresden in den sechziger Jahren — eine entscheidende Bedeutung gehabt.

Mit all' ihrer Begabung und Vorurtheilslosigkeit war Frau Ibsen doch — die Pfarrerstochter aus der orthodoxen norwegischen Kleinstadt.*) Ihre Lebensanschauung mußte in mehreren Beziehungen erst frei gemacht werden. Es ward die Mission der Frau Collet, ihren Blick für die mißliche gesellschaftliche Stellung der Frau und die Nothwendigkeit einer Verbesserung derselben zu öffnen.

Frau Ibsen hat dann wieder auf ihren Mann eingewirkt, weniger durch Worte, als durch die Macht des Beispiels, durch eine Charaktergröße, die an die alten Saga-Frauen und zugleich an eine so moderne Gestalt, wie Frau Alving, gemahnt. Sie begriff vollkommen, wie verantwortungsvoll ihre Stellung als Gattin des berühmten Dichters war, und sie fühlte sich schließlich als die Gesandte ihres Geschlechtes bei einer dichterischen Großmacht, deren Wort weit reichte und die Kraft hatte, das Weib zu heben oder es zu unterdrücken.

Sie selbst hielt ihm in ihrer eigenen Person jeden Tag das unantastbare, fleckenreine Bild einer selbständigen und hochsinnigen Frau vor Augen.

„Mir setzen die Seele in Brand,
War ihre stille Lust.
Doch wer zur Seite mir stand,
Hat keiner je gewußt."

sagt Ibsen in seinem schönen „Dankgedicht" an sie.

* * *

Den Sommer 1880 verbrachte ich mit Ibsen allein zusammen in Berchtesgaden. Seine Frau und sein Sohn waren in Norwegen.

Früh eines Morgens zwischen fünf und sechs Uhr, als ich den Ort verließ, um einen Ausflug in die Umgebung zu machen, sah ich Ibsen völlig angekleidet am offenen Fenster stehen, morgenfrisch und lächelnd, und entzückt nach dem Watzmann hinüberblicken, dessen Schneefirnen in der Morgensonne glühten.

Ich war überrascht, ihn zu sehen. Ich glaubte gar nicht, daß er ein matinal wäre, wie die Franzosen es nennen, oder ein Naturanbeter.

* * *

Eines Abends spät, als Ibsen und ich von einer Gesellschaft bei Jonas Lie kamen, der auch in Berchtesgaden wohnte, brach ein Unwetter aus, wie man es nur in den Hochgebirgen erlebt. Der Himmel war ganz schwarz, der Regen strömte herab, er rieselte und plätscherte die Wege hinunter, die Blitze erleuchteten das uns umgebende Dunkel mit blendendweißem Zickzackschein, während der Donner, den das dröhnende, rollende Echo der Bergketten beantwortete, wie unaufhörliche Kanonenschüsse ertönte.

Da erzählte mir Ibsen, der seine gewöhnliche Ruhe bewahrte und zierlich und würdig mit seinem eleganten Regenschirm über dem Kopf dahinschritt, als wenn er auf „Karl Johan"**) nach Hause wanderte, daß er ganze Theile seines „Kaiser und Galiläer" hier in Berchtesgaden bei solchem „Gewitter" mit flammenden Blitzen und Donnergekrach als Begleitung geschrieben habe . . . . .

* * *

Ibsen's ungewöhnlich stummes Verhalten — es gab Tage, an denen er fast kein Wort sprach — wirkte oft drückend auf mich, besonders während der langen Mahlzeiten.

Ibsen und ich, wir aßen an einem Tisch für uns, abgesondert von den übrigen Gästen. Nach einem solchen wortkargen Mittag empfand ich es daher

*) Ich glaube, daß Paulsen hier den Einfluß der Frau Magdalene Thoresen unterschätzt, der Stiefmutter von Ibsens Frau. Die Werke dieser geistig weitblickenden Frau bürgen dafür, daß Frau Ibsen schon früh freie und große Gedanken vertraut wurden. Der Uebersetzer.

**) Hauptstraße in Christiania

Digitized by Google

als eine Befreiung, mich unter die Gäste im Hôtel zu mischen und nach Herzenslust mit einigen jungen, lustigen Bayern meines Alters zu lachen und zu plaudern.

Ibsen's Tageseintheilung war geradeso streng regelmäßig, wie er genügsam und mäßig war — durchaus kein Gourmand. Er aß wenig und wählte einfache und schlichte Gerichte. Er zog solche vor, die in heimischer Weise zubereitet waren und an die Kost erinnerten, die er in seiner Jugend in Norwegen genossen hatte.

* * *

In der französischen Litteratur hatte Ibsen keine Kenntnisse. Als ich von Paris nach München kam, um ihn zu besuchen, fragte er mich über französische litterarische Verhältnisse aus, über die er, wie ich bemerkte, in völliger Unkenntniß war. Ich entsinne mich gut, daß er, nachdem ich ihm eine Charakteristik von Sardou gegeben hatte, bemerkte: „Ich habe mir den Mann immer gedacht, wie Sie ihn schildern. Er ist kein Dichter, sondern nur ein Litteraturmacher."

Von George Sand hatte er nicht eine Zeile gelesen, dagegen schwärmte seine Frau für „Consuelo", das sie mehrmals gelesen hatte. Der erste Theil von „Consuelo" ist ja auch ein Meisterwerk.

Alexandre Dumas fils war für ihn nur ein Name, auf den er in den Zeitungen gestoßen war.

Wie ungerecht und verständnislos die Kritik sein kann — selbst gegen Genies von Ibsens Rang — beweisen am besten die französischen Referenten, die in mehreren Werken Ibsen's eine Einwirkung der Ideen der George Sand und der Technik Alexandre Dumas' entdecken wollen.

Der ethisch strenge Ibsen soll beeinflußt sein von den Lieblingsdichtern der Demimonde-Welt!

Viel eher ist es Ibsen, der gemeinsam mit den großen Russen Tolstoy, Dostojewskij, Turgenjeff 2c. dem einförmigen, conventionellen französischen Drama das bisher meist Verführungen und Ehebruch behandelte, frisches Blut zugeführt hat.

* * *

Ich bekam von Ibsen den Eindruck, daß er im Gegensatz zu andern Dichtern, von denen mehrere „feste Bureaustunden" haben, in der sie den „Musen" Audienz ertheilen, *immer* arbeitete; sowohl draußen, wie daheim, bei Tisch, wie auf Spaziergängen und im Café, ständig mühte er sich, die erschöpfende Form für den Gedanken zu finden, der ihm gerade vorschwebte. Er war von seiner Idee wie von einem Dämon besessen.

Daß ich mit dieser meiner Auffassung Recht hatte, dafür bekam ich in München einen Beweis.

Ibsen besuchte täglich, zur bestimmten Stunde das Café Maximilian, wie er jetzt daheim das Grand Café besucht, und sein reservierter Platz war eine heilige Stätte, der kein profaner sich zu nähern wagte. Ich selbst ging im Café an ihm vorbei, ohne ihn zu grüßen, obschon ich am Abend vorher sein Gast gewesen war und es an einem der folgenden wieder sein würde. Aber ein instinctives Gefühl sagte mir, selbst dieser flüchtige Gruß genierte ihn. Auch auf der Straße ging ich ihm immer aus dem Wege und ließ ihn in dem Glauben, er wäre nicht bemerkt worden.

Ein deutscher Litterat, der Ibsen vorgestellt war, mißbrauchte diese Bekanntschaft, den Dichter im Café aufzusuchen, und begann ein Gespräch mit ihm. Ibsen war zu gutherzig, um ihn abzuweisen, beklagte sich aber bei mir über die Aufdringlichkeit des Litteraten.

„Der Mann glaubt", sagte er erbittert, „ich sitze hier im Café und trinke mein Seidel Bier — während ich in Wirklichkeit im Schweiße meines Angesichtes arbeite und dichte. Ich sehe, wie meine Figuren sich abrunden, ich betrachte sie von vorn und von hinten."

Es glückte mir, in ganz freundschaftlicher Weise die Friedensstörer von Ibsen's Tisch fernzuhalten.

* * *

Digitized by Google

Als „Ein Puppenheim“ herauskam, erlaubte ich mir, Ibsen zu fragen, warum er die weibliche Hauptperson des Stückes Nora genannt habe (der Name erschien mir so alltäglich). Er erwiderte ruhig, ohne erst nachzudenken:

„Sie wissen ja, daß sie eigentlich Leonore hieß, aber Alle nannten sie Nora, sie war ja das verzogene Kind der Familie.“

Aus diesem kleinen Zuge kann man sehen, wie intim Ibsen mit seinen erdichteten Figuren zusammenlebt. Er zweifelt absolut nicht an ihrer Wirklichkeit.

* * *

Holberg ließ sich, wie bekannt, gern mit Bauern in ein Gespräch ein und behauptete, er verließe sie niemals, ohne etwas gelernt zu haben. Ibsen hatte dieselbe Neigung. So abstoßend er gegen Leute seines eigenen Standes sein konnte, so gern war er bereit, mit einem Arbeiter oder Handwerker zu plaudern. In der Regel that er dann selbst den ersten Schritt.

Als ich an einem Vormittag mit ihm in Berchtesgaden spazieren ging, stießen wir auf einen Schuhmacher, der bei dem schönen, sonnigen Wetter vor seinem Hause saß und arbeitete. Es war ein netter, alter Mann, der vor sich hinsummte, während er Nägel in einen Stiefel schlug. Ibsen grüßte ihn freundlich und betrachtete mit dem Interesse eines Fachmanns sein Werkzeug und seine Arbeit. Schließlich nahm Ibsen dem Schuhmacher den Stiefel fort, untersuchte genau das Leder und die Nähte und fragte überrascht: „Macht man das jetzt so?“ (Ich entsinne mich nicht mehr des technischen Ausdruckes.) „Zu meiner Zeit machte man es so und so!“

Als Ibsen weiter ging, erhob sich der Schuhmacher von seinem Schemel und grüßte ungeheuer höflich. Er hatte offenbar Respect bekommen vor Ibsens Wissen auf seinem Spezialgebiet und verabschiedete sich von dem Herrn offenbar in der Meinung, daß er mit einem ehrsamen Collegen gesprochen hätte.

* * *

Die Freiheit ist für Ibsen die Luft, ohne die er nicht athmen kann. Aber für ihn ist der Freiheitsbegriff weniger ein bürgerlicher, als ein individueller. Was hilft es z. B. wenn ein Mann das Stimmrecht bekommt, wenn nicht seine Persönlichkeit befreit ist?

Die Freiheit ist für Ibsen das lockende Ideal, die wehende Fahne auf einer unersteiglichen Bergspitze. Unser Streben danach, das alle unsere Kräfte entwickelt, nicht aber so sehr der Besitz hat Werth für ihn. Wünscht er eine Revolution, so ist es auf *seelischem* Gebiete. Ist die Schlacht dort erst gewonnen, so kommt all' das Andere, all' die *äußern* Vortheile, von selbst.

Daher zweifle ich nicht daran, daß Ibsen, wenn er zu wählen gehabt hätte, das Leben in Weimar zur Zeit Herzog August's, unter dessen absolutistischer Regierung die Persönlichkeit eines Goethe sich in voller Freiheit entwickeln durfte, dem vorgezogen haben würde, in einer modernen amerikanischen Republik zu wohnen, wo aller Individualismus in Folge der demokratischen Tendenz, die Gesellschaft zu nivelliren, dem Untergange entgegengeht.

* * *

Ibsen fand kein Gefallen am Gesellschaftsleben. Er schloß sich gewissermaßen von der wirklichen Welt aus und lebte nur in seiner Dichtung. Er ging niemals in's Theater, niemals zu einem Concert oder einer Vorlesung. Selbst Zeitungen las er so wenig, wie möglich, aus Furcht, sich zu zerstreuen. Er hielt in der Zeit, da ich mit ihm zusammenlebte, nur *eine* norwegische Zeitung und keine dänische oder schwedische. Er hielt auch keine Zeitschrift.

Die Einsamkeit war ihm das Liebste — diese reiche, gedankenvolle Einsamkeit, in der er niemals allein war . . . . .

* * *

Digitized by Google

Ibsen war ein guter Haushälter und Oekonom. Ich habe ihn ein paar Mal über seinen Kassenbüchern sitzen sehen, die er aufs Genaueste führte, wie ein routinirter Kaufmann. Er ist auch der Einzige von unsern Dichtern, dem es geglückt ist, sich durch seine Arbeiten ein verhältnißmäßig bedeutendes Vermögen zu erwerben.

* * *

Für Geistliche, protestantische oder katholische gleichviel, hegte Ibsen eine große Ehrerbietung. Er unterließ es niemals, sie zu grüßen. Oft sah ich ihn in München, wenn er sich unbemerkt glaubte, seinen Hut tief vor einem gewöhnlichen Geistlichen abnehmen, der an ihm vorbeikam und verwirrt und in großer Eile seinen achtungsvollen Gruß erwiderte.

Diese große Ehrerbietung Ibsens vor dem Priesterstande ist sicher auf seine streng religiösen Eindrücke aus seiner Kindheit in seiner Geburtsstadt Skien zurückzuführen. Man hat ihn frühzeitig gelehrt, zu den Männern der Kirche aufzublicken, als zu etwas, das mit der Gottheit in Verbindung steht . . . .

* * *

Ibsen las äußerst wenig. Die neuere schöne Litteratur und Philosophie kannte er mehr aus den Referaten Anderer, als durch Selbststudium. Er sagte wohl mit Falk in der „Komödie der Liebe“:

„Was ich aus Büchern lernen kann, hab' ich gelernt.“

Und doch war es merkwürdig, wie er mit der Zeit mitfolgte, obschon er die Wegweisung verschmähte, die in der Lectüre der Litteratur und Zeitungen liegt. Und er folgte nicht nur mit, sondern hatte sogar eine divinatorische Gabe, die ihn die großen Ereignisse, die im Anmarsch waren, vorausahnen ließ.

So erzählt Georg Brandes, daß er unmittelbar nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges das Kommen der Pariser Commune voraussagte.

Nur zwei Mal habe ich während meines langen Zusammenseins mit Ibsen ihn in die Lectüre eines Buches vertieft gefunden.

„Was kann das für ein Werk sein?“ dachte ich äußerst neugierig. Das Buch war ungewöhnlich groß und dick und leicht wiederzuerkennen. Eines Tages, als ich es auf dem Tische in Ibsens Zimmer liegen sah, nahm ich mir die Freiheit, es zu öffnen.

Es war Volrath Vogts „Das heilige Land“ mit dem kurzen, vielsagenden Vorwort: „An diesem Buch habe ich fünfzehn Jahre gearbeitet.“

Wie charakteristisch für Ibsen diese Wahl der Lectüre! Nur ein Buch von dem Lande, in dem der Erlöser geboren ist, dem Wunderlande mit den Gesichten der Propheten und den Träumen der Apostel, vermochte seinen tiefen, religiösen, forschenden Geist zu fesseln.

* * *

Georg Brandes, der soviel Kritisches über Ibsen geschrieben hat, sucht in diesem Buche sich einmal über seinen rein persönlichen Standpunkt zu Ibsen's Persönlichkeit und Lebenswerk klar zu werden. Er fragt: Was verdanke ich ihm? In was für einem seltsamen Verhältniß stehe ich meinen Empfindungen nach zu ihm?

Und er findet, daß Ibsen von allen Geistern der Gegenwart der einzige ist, „dessen Entwicklungsgang er gleichsam miterlebt hat und zu dem er in eine Art Wechselwirkungsverhältniß gerathen ist.“ Aber, fragt er sich weiter, woher kam dies? Ich habe doch auch die Production zahlreicher anderer Geister mit großem Interesse verfolgt und doch steht keiner von ihnen, selbst Björnson nicht, meinem innern Leben so nahe, wie Ibsen.

Ein Grund dafür liegt darin, „daß Brandes ihn hat werden sehen und weil er Ibsen besser versteht, als z. B. Björnson, und auch von Ibsen besser verstanden wird.“

Digitized by Google

„Aber woher dieses gegenseitige Verständnis?“ fährt er weiter fort. „Existiert, trotz des Altersunterschiedes und der Verschiedenheit der Beanlagung, trotz Ibsens ungeheuerer Ueberlegenheit hinsichtlich der Fähigkeiten, eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und mir? Ich weiß es nicht recht! Wir sind nicht über sonderlich Vieles einig gewesen. Unsere Naturen sind absolut entgegengesetzte. Anfangs (1866—67) war sein Wesen mir äußerst fremd. Der pessimistische Grundzug in seinem Schaffen war mir ursprünglich zuwider. Wenige Jahre später (1870—71) war es nichtsdestoweniger gerade das aufrührerisch Streitbare in seinem Gedankengang, wodurch mein Herz in gleichem Takt mit dem seinigen schlug.“ Dennoch trennten sie viele Anschauungen, verschiedene Theorien. Auch Ibsen muß trotzdem die Empfindung gehabt haben, daß sie beide einander näher kamen, denn 1884 schrieb er an Georg Brandes: „Wie Sie, habe auch ich das bestimmte Gefühl, daß wir nun einander näher stehen, als in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft; aber ich glaube, der Grund liegt darin, daß wir in unserer Entwickelung einander gegenseitig entgegengekommen sind.“

Besonderen Dank glaubt Brandes Ibsen für seine vieljährige Freundschaft zu schulden. Er hat ihn nicht oft und nie lange gesehen, ihr Briefwechsel war auch kein umfangreicher und häufiger, und dennoch meint er, daß Ibsens Briefe die größte persönliche Bedeutung für ihn gehabt haben.

Der erste starke Eindruck, den Brandes von Ibsens Schaffen empfing, rührte von den „Kronprätendenten“ her, während die vorhergegangenen Werke keine große Wirkung auf ihn ausgeübt hatten. Namentlich war es die fesselnde Gestalt des Jarl Skule, die ihn packte. Das Nächste, was ihn dann bezauberte, waren die Gedichte, unter denen er „Fort“, „Verwickelungen“ und den „Reimbrief an Frau Heiberg“ am höchsten stellt.

Aber schon vorher war Ibsen in intimeren Verkehr mit ihm durch Briefe getreten, besonders als Brandes im Winter 1870/71 krank in Rom lag. Ibsen weilte damals in Dresden. Diese Briefe „setzten mein Inneres nicht nur durch die in ihnen ausgedrückte freundschaftliche Besorgniß um meine Gesundheit, sondern mehr noch durch die schlagende Originalität ihrer Gesichtspunkte und ihren ermunternden und begeisternden Inhalt in ebenso starke Bewegung, wie irgend eins seiner Werke.“

In einem dieser Briefe fand sich auch der später von Brandes veröffentlichte und dann vielfach citirte Satz: „Worauf es ankommt, das ist die Revoltirung des Menschengeistes, und da werden Sie einer von denen sein, die an der Spitze schreiten.“

Den letzten Theil dieses Satzes beantwortete Brandes damals mit einem „Reimbrief“, dessen letzter Vers in Uebertragung also lautet:

„Bruder! Ich fand Dich, wie that es mir gut,
Daß Du ein Häuptling stets warst ohne Gleichen!
Rollt auch in mir nur des Schildknappen Blut,
Laß doch von Herzen die Hände uns reichen!
Daß einst die Geister in Aufruhr aufwallen,
Komm dreist, sie erschrecken,
Vom Schlaf sie erwecken!
Begeistern, beleben!
Das sei unser Streben!
Herrscht heut' auch noch Dunkel — Licht wird ihnen allen!
Mein Bruder! Einst werden die Nebel doch fallen!“

Die erste stärkste Wirkung übte auf ihn „Ein Puppenheim“ aus. „Es kam mir vor, ich hätte diese Nora gekannt, sie geradeso gesehen. Man schien all' dies erlebt zu haben.“ Die folgenden Dichtungen übten dann immer stärkere Wirkungen auf Brandes aus, sodaß er den Gesammteindruck schließlich in die Worte zusammenfaßt:

„Die Curve seiner Entwickelung steht vor mir wie eine Feuerlinie. Bisweilen kommt es mir wohl vor, als wenn ich die Eigenthümlichkeit seines Wesens vollauf so stark in seinen persönlichen Aussprüchen und seinen Briefen empfunden habe, wie in der indirecten Mittheilung seines Wesens, die er in seinen Dramen

Digitized by Google

giebt; aber ich sehe ein, seine Worte haben für mich nur deshalb soviel Bedeutung gehabt, weil er der Mann war, dessen Werke so tief und eigenartig sind."

Schließlich faßt er seine geistige Verpflichtung gegen Ibsen in folgende Worte zusammen:

„Alles in Allem glaube ich, daß ich ihm am meisten Dank schuldig bin für das Beispiel, das er gegeben hat, das Beispiel an Selbstsammlung, Selbstconcentrirung, Selbstvertiefung. Je mehr man sich im Lauf des Lebens von der Ironie des irdischen Daseins durchdringen läßt, je gründlicher man von der Ueberschätzung seiner Fähigkeiten kurirt wird, je tiefer man die Nutzlosigkeit und Fruchtlosigkeit fast aller Bestrebungen einsieht, desto mehr fühlt man sich versucht, sein eigenes Leben und seine Lebensthat unter dem Gesichtspunkt der Gleichgültigkeit zu betrachten. Dann stutzt man aber, wenn man einen Mann entdeckt, der, trotz seines Zweifels an allem Möglichen, so naiv und so stark an sein Schaffen glaubt, es völlig ernst nimmt, ohne den geringsten Schimmer von Ironie, ausschließlich für dies sein Schaffen lebt und dadurch dieses und sich in Ehren hält. Im Jahre 1872 schrieb Ibsen einmal an mich: „Bewahren Sie auch mir und den Meinigen neben dem, was von nun an Ihnen das einzig Wichtige sein muß, weil es im Geist und in der Wahrheit Ihr Eigenes ist, ein Plätzchen." — Es fiel mir schon damals schwer, mein Eigenes als „das einzig Wichtige" zu betrachten, und es ist mir noch ganz unmöglich. Aber ich rühme mich dessen nicht. Denn das Gegentheil ist die bestimmte Bedingung dafür, Alles entfalten zu können, was von Anfang an in unserm Wesen zusammengerollt lag, und Alles ausrichten zu können, wozu man ursprünglich beanlagt war. Ibsens Stärke hat darin gelegen, daß er unter ständiger Selbstvertiefung vermocht hat, sein Eigenes als das — von seinem Standpunkt — einzig Wichtige auf der Welt zu betrachten, und er hat durch sein Beispiel einem Jeden, der es zu etwas Großem bringen will, einen unvergeßlichen Fingerzeig gegeben für die Wegrichtung, die ihn selbst zur Höhe der unbedingten Meisterschaft hinaufgeführt hat."

* * *

In einer vortrefflichen überaus eingehenden Studie, auf die ich leider nur in einem Auszuge eingehen kann, sucht der bekannte Litterarhistoriker und Aesthetiker Waldemar Vedel das Verhältniß Dänemark's zu Ibsen und seinen Einfluß auf die dänische Litteratur nachzuweisen.

„Man fühlt sich versucht," sagt er, „das Verhältniß zwischen Ibsen und dem heutigen Dänemark als das eines Predigers zu seinen mondainen Kirchenbesuchern zu charakterisiren: der Gerichtstag, mit denen er ihnen am Sonntag droht, ist für sie nur eine angenehme Motion, die den Appetit stärkt und so nett von den unbehaglichen innern Skrupeln befreit. Und doch wird man finden, daß Ibsen bei den meisten geistig Geweckten in Dänemark tiefe Wurzel gefaßt hat. Das Eigenthümliche an Ibsens Verhältniß zu Dänemark ist, daß er der Dichter meist für die Nicht-Dichter ist. In Deutschland sind gerade die jungen Dichter Ibseniſten. Bei uns dagegen hat er keine litterarische Schule gestiftet."

Ibsen begann in Dänemark erst mit seinen „Kronprätendenten" zu wirken, das lange für sein vollendetstes Kunstwerk gehalten wurde. Aber auch hier fühlte man sich abgestoßen von den „schreckensvollen Effecten, die sich einem auf die Nerven warfen."

Hatten die historischen Dramen bei den Aesthetikern eine gewisse Werthschätzung gefunden und waren vom Publikum verhältnißmäßig wenig beachtet, so schrie dieses auf, theils verletzt, theils begeistert, als „Komödie der Liebe" und „Brand" erschienen. Aber nun schüttelten die Aesthetiker den Kopf. Ueber die „Komödie" war man empört, fand sie aber sehr interessant, wußte jedoch nicht recht, was man daraus machen sollte. Namentlich die in der Gestalt Guldstad's zu Tage tretende „Verleugnung des Idealen" war „unbegreiflich". Man war sittlich entrüstet über Ibsens „Verrath an der Idee."

Der „Brand" dagegen entzückte die Ethiker und Kierkegaardianer, während die orthodoxen Christen das Buch als „ketzerisch" verdammten. Von dem großen

Digitized by Google

Publikum aber ward die Dichtung wie eine Art flammende Erbauungspredigt aufgefaßt. Nur wenige begriffen, daß das Christliche nicht der Kern der Sache war. Aber diese wenigen begannen zu ahnen, daß es sich auch hier um den Kampf für die Wahrheit der Persönlichkeit handelte, ihnen wurde die Dichtung „die Poesie der Subjectivität".

„Per Gynt" wurde sogleich „als negatives Pendant zu Brand" aufgefaßt, aber er erregte lange nicht das Aufsehen, „weil die Zeit damals Pathos haben wollte und nicht Ironie. An Ironie über die Phantasterei hatte man in Dänemark genug." Und die rein poetischen Schönheiten (auch in den „Gedichten") vermochte man damals weniger zu schätzen, da Ibsens Verse ihnen zu wild, zu frei, bald zu kurz und bald zu üppig waren und „zuviel Geschmacklosigkeiten" enthielten.

Vor allem aber standen die Aesthetiker rathlos vor seiner Objectivität der Darstellung. Man war gewöhnt, eine bestimmte Person zu haben, die die Meinung und Sympathie des Dichters repräsentirte. Selbst G. Brandes klagte, „der Leser müsse selbst über die Einseitigkeit der Helden ins Reine kommen." Und endlich: war es nicht Tendenzdichtung? Und ist Tendenzdichtung Poesie?

Als der „Bund der Jugend" erschien, waren die bisherigen Ibsen-Bewunderer enttäuscht. Daß der Dichter des „Brand" in „diese kleinen Kanäle" hineinsteuerte! Und dann war es nur polemisch und negativ, gar nichts Erhebendes, Befreiendes darin. Dazu kamen die „Jungen," die empört waren, daß man sie so persiflierte.

In den siebziger Jahren, nachdem Brandes, besonders angeregt durch seinen Verkehr mit Ibsen, die neue Litteraturparole ausgegeben hatte, begannen dann Ibsens neue Werke in den Kreisen der Jungen jubelnden Beifall zu finden. Dazu kam als Nachhall der pariser Commune ein gewisser sozialistischer Zug in die Litteratur (z. B. Drachmanns Gedichte). In diesem Sinne wurden auch „Die Stützen der Gesellschaft" aufgefaßt. Ibsen ward als „polemischer Gesellschaftskritiker" erkannt.

Dann erschien „Nora." Ein Schrei hier, eine Erhebung dort war die Folge. Das Thema lag in der Luft, Erik Skram behandelte im selben Jahr etwas Verwandtes in Gertrude Colbjörnsen." Die Durchschnittsleute stellten sich auf die Seite Hellmers, Nora war ihnen hysterisch und überspannt. Die Orthodoxen sahen einen Angriff auf die Ehe darin. Die Aesthetiker waren auch entrüstet: das war die Rückkehr zu Iffland und Kotzebue, die Misère des alltäglichen Lebens auf die Bühne zu bringen! Natürlich griff man auch die Problembehandlung an, man behauptete, es wäre „der reine Negativismus," er hätte „sein Problem nicht gelöst." Und doch war der ganze Streit und die Aufregung nur eine Folge der Wirkung der Dichtung, der sich keiner entziehen konnte, ihrer Lebenswirklichkeit. Von diesem Tage an begann in Dänemark das „moderne" Drama emporzusprießen, die nächsten Jahre waren dem „Gegenwartsdrama" gewidmet.

Es folgten die „Gespenster." Diese wirkten wie ein Pestfall in einer Stadt, wie ein unmögliches Wort in einer Gesellschaft. Die Dichtung wurde todtgeschwiegen, überall ausgeschlossen. Fast die ganze Auflage blieb Jahre lang liegen. Die Conservativen waren außer sich. Sie schrieben: „Es ist nicht ein Familien-, sondern ein Revolutionsdrama." Natürlich identificirte man Ibsen mit allen im Stück vorgetragenen Theorieen, nur zwei Kritiker, Brandes und Berg wiesen nach, daß Ibsen durchaus nicht mit seinen Personen identisch sei. Aber auch ihnen war der lebensmüde Ton des Stückes unsympathisch. Doch dieser gerade erweckte Ibsen neue andere Anhänger in den Decadentenkreisen. „Die Gespenster" wurden ihre Bibel. In einer genialen Weise hatte Ibsen ja in diesem Werke all' die geistigen Miasmen des Ohnmachts- und Hoffnungslosigkeits-Giftes zusammengedrängt, das in der Luft in Europa umherschwirrte. Aber offenbar lasen auch sie in das Drama etwas hinein, was der Dichter nicht gemeint hatte. Und daher wandte sich diese Jugend später wieder von Ibsen ab, da seine weiteren Werke ihnen nach dieser Richtung nicht genügend boten.

Hatten angesichts der „Gespenster" die Conservativen sich blamiert, so thaten es beim Erscheinen des „Volksfeindes" die Liberalen. Selbst Edvard Brandes schrieb einen zerschmetternden Artikel. Wieder wurde der Dichter völlig mit Dr. Stockmann identifiziert, diesmal von der andern Partei. Dagegen sympathisirten mit

Digitized by Google

diesem Drama die politisch Nicht-Interessierten. Man sah darin, ebenso wie in „Rosmersholm," ein Document gegen das Parteiwesen, und die Litteratur begann sich von nun an den „Tagesfragen" wieder mehr abzuwenden.

In der „Wildente" stieß man sich namentlich an der Durcheinandermischung von Komik und Tragik, und dann fand man, daß sie zu „den Quellen des Lebens in unserem Innern wie ein Gift herniedertropfte und dort alles zum Welken brachte." Eine tiefe Ironie gegenüber dem Spiel des Lebens, dem Spiel zwischen Wahrheit und Lüge war die Aussaat der „Wildente" in die Seelen.

Man discutierte hier noch über die Lebenslüge, über wahren und falschen Idealismus 2c. „aber jemehr Ibsen aufhörte, äußere greifbare Dinge und Probleme zu behandeln und je mehr seine Werke psychologische Monographieen wurden, desto besser begann auch die Zeit, die sich von der Tendenzdichtung indessen abgewandt hatte, Ibsen rein künstlerisch zu schätzen. Man begriff, daß Alles nur subjectiv für die Personen galt und objectiv für den Dichter und damit auch für den Leser. Erst nun verstand man, welche fast unheimliche Unpersönlichkeit in Ibsens Kunst lag und welche fast unfaßbare Fähigkeit seine Phantasie besaß, seelischen Zusammenhang und moralische Krisen aufzubauen."

Aber je tiefer Ibsen sich in die Nacht des Seelenlebens herniederdämmert, desto mehr braucht er, um suggestiv wirken zu können, die Symbolik. Der strenge Wirklichkeitsrahmen wurde ihm zu eng. Die Folge war, daß „beim Erscheinen der „Frau vom Meere" und des „Baumeister Sollneß" der rechtgläubige Naturalismus aufschrie, dafür schlossen sich ihm nun begeistert die jungen Mystizisten und Symboliker an: Ibsen war ihnen „der kühne Schöpfer, der nicht bei der auffälligen Wirklichkeitserfahrung stehen bleibt." Seitdem entwickelte sich in Dänemark die Stimmungslyrik und Phantasie-Symbolik. Aber allmälig wurde diesen jüngsten „Modernen" der solide Realismus, auf dem Ibsen's Dichtungen noch immer erbaut sind, unbehaglich und störend.

In kurzer Zusammenfassung sind es folgende Seiten der Ibsenschen Dichtung, gegen die sich Manches in der dänischen Volksnatur und Zeitrichtung aufgelehnt hat.

Den frohen, leichtlebigen Kopenhagnern ist er „zu düster", den warmblütigen Herzensmenschen zu „kalt und dunkel", den nüchternen Verstandesmenschen ist er wieder „zu unklar" und ebenso den Gläubigen, die immer gern festen Grund unter den Füßen haben wollen. Den frischen Naturkindern und Schönheitsverehrern zu starr und eckig, er gebraucht ihnen zu schwere Worte und feierliche Redensarten, den jungen Lyrikern ist er zu ruhig, zu wenig bewegt. Sie sagen: „er ist kein Dichter, das ist Reflexion, nicht Gefühl, nichts Unmittelbares". Den Kunstspezialisten des l'art pour l'art ist er aber kein „reiner Artist".

Auf der andern Seite aber lieben und bewundern alle Künstler an ihm das Künstlerische: die Rollen, die Repliken, den dramatischen Bau. Die nervösen Temperamente locken seine „erschütternden und aufreißenden Wirkungen". Sie entzückt der „rieselnde Schauer", den das Sublime erweckt, und „das Erstickungsgefühl im Halse, das die Angst herbeiführt". Die kritischen und ironischen Naturen erfreut seine Scharfsinnigkeit und das Zusammengesetzte und Vielseitige in seinen Werken, sodaß man damit nicht fertig werden kann. Seine besten und treuesten Anhänger hat er unter den psychologisch Interessierten. Nicht minder hat seine Dichtung die meisten angezogen, die ein starkes und selbständiges religiöses oder moralisches Leben erfüllt. Diese Leser verhielten sich nicht ästhetisch zu seinen Werken, sondern verdammten oder priesen sie, je nach ihrer Ueberzeugung.

So hat Ibsen in Dänemark verschiedene Sympathieen und Antipathieen erweckt, „aber ganz", schließt Vedel, „wird er unser Land nie erobern. Das verhindert unser heiterer glitzernder Sund und unsere freundlichen Buchenwälder und Kornfelder mit ihrem milden Wohlbehagen, das verhindert unser stürmisches, unbeständiges Aprilwetter und die traurige Sentimentalität unserer nebligen Oktobertage; das verhindert auch die besonnene unbestechliche Klugheit der Inten, die Gemütshelle unserer Inselbewohner und die Leichtfüßigkeit der Kopenhagener."

* * *

Digitized by Google

Ueber Ibsens Werthschätzung in Schweden schreibt Hellen Lindgren, der zwischen Ibsen und dem schwedischen Nationalcharakter soviel Beziehungen und Gemeinsames findet, daß er sich bis zu dem Ausspruch versteigt: „Ich fahre ruhig in meiner Darlegung dieser Gemeinsamkeiten fort, wenn man auch sagt, ich wolle Ibsen zu einem Schweden machen. Alle Norweger werden begreifen, daß man zu annectiren sucht, was man liebt."

Herr Lindgren sieht in folgenden Eigenschaften Ibsens den Grund dafür, daß „es den Schweden so leicht fällt, ihn zu verstehen":

„Es giebt wohl keine Nation, die mehr, als die schwedische, das Grübeln und Fragen der Unendlichkeitsperspective liebt und das weniger Neigung hat für wohlfeile Lösungen und Aufstellung des Lebensproblems in Katechismus-Form mit gegebenen Fragen und Antworten."

Bei Ibsen bedeutet der Gedanke, der die Aufgabe eines Menschen ist, nichts Anderes, als eine ewige Forschbegierde, eine ewig vorwärtsstrebende Idee, die also identisch ist mit der Einbildung. Seine Gedankenhelden sind immer Märtyrer der Einbildung. Sie werden niemals Menschen, die sich bei einem erreichten Resultat beruhigen, sie bleiben immer rastlose Enthusiasten. „Aber diese Seelenunruhe und dieser innere Conflict machte so tiefen Eindruck in Schweden. Wir erkannten uns selbst wieder mit unsern Anlagen für das Praktische im Kampf mit denen für das Phantastische."

Ibsen ist niemals Parteimann gewesen, außer wenn es galt, das Coteriewesen zu bekämpfen. Er ist Einsiedler seiner ganzen Natur nach. Und ein Gleiches gilt, nach Lindgren's Meinung, von den Schweden. Man hat in Schweden von vornherein begriffen, daß Ibsen in seinen Dichtungen keiner der „Parteien" Recht giebt, daß er, wie Sokrates, keine Antworten, sondern nur Dialoge geben will.

Man genoß Ibsen in Schweden als den „Vertreter des Idealismus quand-même, als das Alles oder Nichts der Brand-Natur". Man bewunderte in ihm die Glaubensgewißheit eines Priesters, das idealistische Genie eines Visionärs.

Lindgren meint: wenn der Schwede sein Temperament ablegen muß, wird er eine steife Beamtenseele, feierlich artig, correct, maschinenhaft. Aber im nächsten Augenblick kann er ein Sclave seiner Phantasiewelt sein. Da nun Ibsen gerade diese Inconsequenz im Leben, diesen Gegensatz zwischen der Nüchternheit des Gedankens und dem Traumleben der Einbildungskraft als einen Conflict in dem Individuum dargestellt hat zwischen dem unerhörten Freiheitsbedürfniß einerseits und dem Gesellschaftsgeist und der Zusammenhaltsforderung der Partei andererseits, hat er den Herzpunkt unsers Grübelns über uns selbst und über die Welt getroffen. Einen solchen Dichter zählen wir zu den unsern.

Gemeinsam sind Ibsen und dem schwedischen Volkscharakter folgende Eigenschaften: „Ein Idealismus, der sich lieber mit Verleugnung, als mit Halbheit begnügt, ein Skeptizismus, der nicht an Schlagworten Genüge findet, und eine Beobachtungskühle, die nicht an Wirklichkeiten genug hat, sondern immer das Wirkliche als etwas nicht Absolutes verwirft."

* * *

Aus dem kurzen schwungvollen Artikel Juhani Aho's über die begeisterte Anhängerschaft der Finnen an Ibsen möchte ich nur ein paar kurze Sätze anführen:

„Ibsen hat bei uns nicht einen Platz neben andern Dichtern, wie er z. B. in seiner Heimath nur neben Björnson, Lie ꝛc. steht, bei uns füllt er ganz allein einen völlig leeren Raum aus."

„Wir fanden bei ihm etwas, was zu verstehen, alle Voraussetzungen bei uns vorhanden waren: etwas von dem Ernst, der Schwermuth und dem Pessimismus, den kleine Verhältnisse, der Druck fremder Mächte während Jahrhunderten und die pietistische Erziehung des Volkes geeignet sind hervorzurufen. Aber außerdem fand sich bei ihm noch etwas Anderes: eine vorurtheilsprengende Kraft, eine Indignation und eine Opposition gegen herrschende Verhältnisse, die durch niemand bei uns zum Ausdruck gekommen sind."

* * *

Digitized by Google

Schließen will ich mit den schönen und herzlichen Worten, die König Oscar II. von Schweden zu dem Buche beigesteuert hat.

„Reichbegabte Geister sind nicht nur die Zierde ihres Volkes, sondern auch die Vorangänger für die Entwickelung und Verwerthung im Leben des edlen Stoffes, den die Vorsehung in das Menschenherz niedergelegt hat. Und wenn auch nicht gleich all' das Große und Schöne, das sie offenbaren, in seiner ganzen Fülle von jedem und Allen erfaßt und geschätzt werden kann, ist die gute Saat doch nicht vergebens ausgesäet. Die Zukunft wird sie hervorsprießen sehen und zum Segen Frucht tragen.

Das ist der großen Geister Lohn und ewige Ehre."

Ernst Brausewetter.

Brief aus Kopenhagen.

Von **Peter Nansen**.

Henrik Ibsen ist hier gewesen und wieder abgereist. Er ist gefeiert worden wie noch niemals ein revolutionärer Dichter gefeiert worden ist. Der dänische König verlieh ihm das Großkreuz des Dannebrog, während der Festvorstellung im Königlichen Theater saß er einer Königsloge gegenüber, in der man u. A. die verwitwete Kaiserin von Rußland und die Prinzeß von Wales bemerkte; bei dem großen Festmahl im Hotel d'Angleterre wurde der Verfasser der „Gespenster" von Se. Excellenz dem Kultusminister Bischof Styhr zu Tische geführt, der im Laufe des Abends nicht weniger als zwei Reden hielt, und außerdem saßen am Ehrentisch noch fünf oder sechs Excellenzen. Die radikalen Studenten veranstalteten ihm zu Ehren ein Fest, aber die konservativen wollten auch nicht zurückstehen und huldigten ihm mit einem Fackelzug. Und vom Hotel d'Angleterre herab wehte während der sechs Tage, in denen Ibsen das Hotel mit seinem Besuch beehrte, ununterbrochen die norwegische Flagge, — ganz als sei er eine fürstliche Persönlichkeit.

Alle die officielle Ehrung, die Ibsen erwiesen worden ist, und die er mit unverhohlener Freude in Empfang genommen, hat in den Kreisen der Fortschrittler und Freisinnigen Angst und Verwirrung erregt. Man hatte sich Ibsen als den großen Einsamen vorgestellt, als den in verachtender Majestät Unzugänglichen. Und nun erblickte man ihn als wohlwollenden Götzen auf dem Triumphwagen.

So hat man denn wohl hier und da ein wenig bittere und enttäuschte Worte darüber vernommen, daß Ibsen mit den Jahren „ein Anderer" geworden sei; daß er seinem eigenen Ruhm gegenüber schwach gewesen, und daß der Konservativismus in ihm zu gähren beginne.

Meiner Ansicht nach beruhen dergleichen Enttäuschungen auf einem völligen Mißverstehen Ibsens. Ibsen ist niemals Parteimann gewesen und hat es niemals sein wollen. Er ist erhaben über allem alltäglichen Streit. Er ist das Genie, das es als etwas ganz Selbstverständliches empfindet, daß ihm gehuldigt wird, — von Königen und Ministern nicht weniger als von radikalen Künstlern und Studenten. Er weist weder die Brandreden der Letzteren noch die Auszeichnungen der Ersteren ab. Aber nichts von alledem kann ihn verändern. Er ist, der er ist und der er war. Man muß bedenken, daß er sich schon vor zwanzig, dreißig Jahren dekorieren ließ und seine Dekorationen trug, — während er gleichzeitig die „Gespenster" und ein „Volksfeind" schrieb; man muß bedenken, daß

Digitized by Google

auch keine Spur von Reaktion und Anschmiegsamkeit, selbst in seinen allerletzten Arbeiten enthalten ist, — die er in seinem hohen Alter schrieb, während er den vornehmsten Orden seines Landes trug und von dem keineswegs radikalen Könige seines Landes in demonstrativer Weise bewundert und ausgezeichnet wurde.

Diejenigen, die jetzt ein Aergernis nehmen an dem mit Großkreuzen bedeckten und von Excellenzen bespeisten Ibsen, sollten weit eher in all der Ehrung, die ihm erwiesen wird, einen Triumph für das unbeugsame Genie erblicken. Mögen sie nur einen Satz, ja nur ein Wort in Ibsens späteren Werken nachweisen, wodurch er sich als der von Schmeichelei und Ehren geschwächte Mann offenbart. Sie können es nicht. Deswegen hatte der junge Litteraturhistoriker und Schriftsteller, Dr. Poul Levin Recht, als er bei dem Festmahl im Hotel d'Angleterre, nach den offiziellen Reden, im Namen der Jugend sagte: „Wenn wir jetzt den Meister erstrahlen sehen im Glanz der Großkreuze und Sterne und Ordensbänder, so fühlen wir das als Sieg für die Ideen, die er in seinen Dichterwerken zur Geltung gebracht hat. Nicht er hat sich verändert. Aber die allgemeine Weltanschauung, die allgemeine Lebensauffassung, die hat er verändert. Der Berg ist zum Propheten gekommen."

In gewisser Weise und zwar in rein menschlicher Beziehung, hat sich Ibsen freilich doch wohl mit dem Alter verändert. Er hat das Gesetz der Umwandlung durchgemacht. Er ist glücklicher geworden, gleichsam milder im Wesen. Er hatte freundliche und teilnehmende Worte für Alle. Und er war mitteilsamer als es früher seine Gewohnheit war. Zu einer jungen Dame sagte er eines Vormittags, als sie ihn im Hotel d'Angleterre besuchte, in Veranlassung einer Zeitungsnotiz, wonach ein Mann 15 Millionen hinterlassen hatte: „Was würden Sie denn thun, wenn Sie 15 Millionen besäßen?" Und als sie geantwortet hatte, daß sie vor allen Dingen reisen und all das Schöne in der Welt sehen möchte, fuhr er fort: „Ja, wenn ich unermeßlich reich wäre, wenn ich mehrere Millionen besäße, würde ich die eine Million dazu verwenden, einen großen Lustdampfer zu kaufen, ihn mit allem modernen Komfort, mit herrlichen Salons, elektrischem Licht und elektrischen Klingeln ausstatten. Es müßte dort eine Besatzung von 120 Mann und ein großes Orchester sein. Und dann würde ich zwanzig gute Freunde einladen, um mit mir zu reisen. Und wir würden viele schöne Gegenden besuchen, unser Ziel aber sollte die Insel Ceylon sein, die nach Allem, was man mir erzählt hat, der schönste Fleck der Erde sein soll."

So sehnt sich der große Dichter im Schein der untergehenden Sonne nach einer friedlichen Fahrt in das Traumland der Schönheit.

* * *

Im Uebrigen haben wir ja Frühling. Und auch in uns andern Sterblichen erwacht die Reiselust. Wir aus dem Norden sehnen uns nach dem Süden. Die aus dem Süden haben während der letzten Jahre Geschmack daran gefunden, nach der Mitternachtssonne hinaufzuschauen. Der Weg zur Mitternachtssonne geht über Dänemark und dessen Hauptstadt. Die Mitternachtssonne selber haben wir nicht. Aber wir haben die lichten Nächte mit all ihrer zauberhaften Poesie; wir haben an der Westküste von Jütland das gewaltige Meer mit dem offenen weißen Strand und den schützenden Dünen dahinter; wir haben auf Seeland die liebliche waldumsäumte Küste des Oeresunds.

Und wir haben unsere muntere und liebenswürdige Hauptstadt, — eine kleine gemütliche Großstadt von fast einer halben Million Einwohner.

Das was Kopenhagen zu der angenehmsten Stadt in der ganzen Welt macht, für die Eingeborenen wie für Fremde, sind seine jugendlichen weiblichen Wesen. Vielleicht sind die Frauen anderwärts eleganter und verfeinerter. In wenig Städten sind sie schöner. Nirgends aber so natürlich lieblich, so aufrichtig lebensfroh, so romantisch schwärmerisch, so realistisch sicher.

Die Oestergade, die Promenadenstraße der dänischen Hauptstadt, ist eine banale, enge, dunkle Krämergasse. Sie wird hell und heiter und eigenartig durch alle die vielen schelmischen und lächelnden jungen Mädchen, die sich dort bewegen.

Digitized by Google

Am Vormittag, von 2—4 Uhr, sind es die sittigen, niedlichen Familientöchter, die in der Oestergade das Regiment führen. Paarweise oder in Schaaren kommen sie daher getrippelt, tugendhafte Häuslichkeits-Päckchen an den gespreizten Fingern, oder ihre Kursusbücher unterm Arm. Lachen und Plaudern füllen die asphaltierte „Strich"-Gasse. Hie und da aber schreitet in einsamer Schönheitsmajestät eine hohe, schlanke Jungfrauengestalt mit sicherer Haltung des Rückens daher, den Busen vorgeschoben, in einem Gewand, das plastisch die dreistgeführten Hüften und Beine drapiert. Sie hat ein Siegeslächeln in den Augen, und sie genießt mit sichtlichem Stolz die Bewunderung, die sie auf ihrem Wege erregt. Eine nicht übertrieben strenge Venus victrix, deren Augen verstohlen zwischen den ehrerbietig ausweichenden Herren nach einem würdigen Besieger spähen. Die holde jungfräuliche Königin der Oestergade, umschwärmt von einem munteren und lebenslustigen Hof.

Nach Tische, gegen sieben Uhr, füllt abermals eine Heerschaar von jungen Damen die Oestergade. In seidenen Kapuzen, mit Spitzentüchern um den Kopf, in lange Abendmäntel und Capes gehüllt, eilen sie nonnenhaft vermummt dahin. Aber es ist das Verlangen nach weltlichen Freuden, das ihren Gang beschleunigt. Es ist die Wallfahrt nach den Theatern, die jetzt durch die Oestergade zieht. Und hinter Schleier und Kapuze hervor schimmern, trotz der Eile, neugierig spähende Augen, — es ist das flüchtige Sternschnuppenfeuer auf der Oestergade. Fange eine Sternschnuppe im Fluge und wünsche Dir etwas! Vielleicht geht der Wunsch morgen Mittag im Sonnenschein in Erfüllung.

— — Um acht Uhr werden die Läden und Kontore geschlossen. Und eine neue Welle von Jugend und Schönheit flutet durch die Oestergade. Kleine, gewandte Expedientinnen, Buchhalterinnen und Kassiererinnen, bleich von dem vielen Stubenhocken, in chiquen schwarzen Kleidern, das Entzücken der wiedergewonnenen Freiheit im Blick, mit bescheidener Sehnsucht auf ein Paar Stunden Wohlsein nach dem langen Arbeitstag. Die tugendhaftesten eilen nach Hause — zu Vater und Mutter und der harrenden Tasse Thee, einige haben einen mehr oder weniger legitimen Liebsten, der sie im Laternenschein erwartet; andere geben sich den Zufälligkeiten des Abenteuers hin, unwiderstehlich angezogen von den elektrisch schimmernden, musiksummenden Abendverlockungen der großen Stadt: die Vorsichtigen flüchten rechtzeitig, eingeschüchtert fort von dem Festtaumel; die Neugierigen verbrennen sich die Flügel ein wenig, — worüber sie kaum lange weinen; die Leichtsinnigen gehen, — wenn nicht ein besonderer Stern über ihnen waltet — unrettbar zu Grunde in dem Licht und enden in Finsternis.

— — Noch liegt eine gewisse unschuldige Treuherzigkeit über dem Flirt der Oestergade. Noch waltet dort Poesie und Schönheit.

Aber wenn die letzten einsamen Theatergängerinnen scheu, jetzt in unzugänglicher Vermummtheit, sich durch den Schwarm geschlängelt haben; wenn die Café chantants um 12 Uhr schließen, und die Restaurationen niemand mehr einlassen, — denn die Obrigkeit von Kopenhagen geht von der Annahme aus, daß nach 12 Uhr niemand mehr der Speise und des Tranks bedarf —, da gestaltet sich die Oestergade zu einem Liebesbazar, der weder schlimmer noch besser ist als in andern großen Städten. Schlichter vielleicht, dafür aber auch einige Grade unfeiner als in den wirklichen Großstädten.

— — —

Am allerschönsten ist die Oestergade jetzt in diesen Tagen. Wenn der Lenz seinen Einzug hält mit Sonne und Wärme. Da kommen sie herbeigewimmelt aus allen Ecken und Kanten der Stadt, alle die Schönjungfrauen so fein und zart, so niedlich in ihren kurzen Jaquets, mit den von gesunder Lebensfreude glühenden Wangen und den großen, schelmischen Augen. Und alle tragen sie Veilchen am Busen.

Und rings umher auf der Oestergade stehen die Blumenverkäuferinnen und bieten ihre blauen Körbe feil.

Da duftet die alte häßliche, graue Oestergade wie lauter Veilchen, da strahlt sie von lauter Jugend.

Digitized by Google

Rundschau.

Zeitschriften-Rundschau.

Deutschland-Oesterreich.

Edgar Steiger, der bekannte Herausgeber der Neuen Welt, hat ein zweibändiges, kritisch-ästhetisches Werk herausgegeben, welches sich vorzugsweise mit der Theorie und Geschichte des Dramas beschäftigt. Die umfangreichen Partien über Henrik Ibsen sind vorher schon vielfach von Zeitschriften reproduzirt worden. In Heft VI der Gesellschaft wird — unter dem etwas vulgären Titel: Die Bühne als Tribunal — vorzugsweise Ibsen der Satyriker und Gesellschaftskritiker geschildert. In dieser Hinsicht muß Ibsen als der Testamentsvollstrecker des jüngeren Alexander Dumas betrachtet werden, welcher wirklich erreichte, was Dumas nur anstrebte. Ibsen schuf nicht ein Bühnenplaidoyer, sondern wirkliche Menschen. Ihm gefiel die tadellose Technik der Franzosen und ebenso ihre moralische Tendenz. Denn ursprünglich, bevor er vollkommener Skeptiker wurde, war Ibsen durch und durch Moralist, der an Moralpredigten eine herzhafte Freude hatte und eine alte Wahrheit nur darum von sich warf, um sich eben so eigensinnig in eine neue Wahrheit zu verbeißen. Was ihm dagegen entschieden mißfallen mußte, war die verstandesmäßige und dialektisch schillernde Art, mit welcher die Franzosen die schweren Moralprobleme behandelten. In diesen Dramen, welche so temperamentvoll die Menschenrechte verherrlichten, vermißte Ibsen — den Menschen. Freilich auch den Menschen Ibsens merkt man ein wenig ihre Herkunft an und sie sind von des Gedankens Bläße angekränkelt. Das aber erkannte man erst, als Gerhart Hauptmann, und die nach ihm kamen, ihre Menschen auf die Bühne stellten. „Und noch heute, wenn wir im Theater sitzen und ein Ibsen'sches Drama sehen, hält uns der nordische Magier unter seinem Bann. So lange die Kinder seiner grübelnden Phantasie vor uns stehen, so lange wir ihnen in die Augen schauen und ihre Stimme hören, sind wir wie hypnotisiert und merken nicht, daß sie wie die Figuren eines Schachbretts von ihres Meisters Hand hin- und hergeschoben werden, um eine dramatische Schachaufgabe zu lösen. Das aber ist gerade die Allmacht des Dichters, daß er uns zwingt, an seine Geschöpfe zu glauben, obgleich wir bei jedem Wort, das sie sagen, dunkel fühlen, daß sie nur Kinder des Gedankens sind." Steiger wirft die Frage auf, wie es gekommen ist, daß die Franzosen die modernen Ideen, die sie zuerst auf die Bühnen brachten, nicht poetisch zu gestalten vermochten, während es dem Norweger gelang. Das mag an dem Grübelsinn des Nordländers gelegen haben, der mit den Problemen nicht spielen konnte, wie der leichtbeschwingte Geist des Franzosen. Der Ueberschuß an Gemüt bei dem Germanen bevorzugt eine mehr poetische Anschauung der Dinge, während der Gallier sie sich lieber verstandesmäßig klar macht. Vor allem lag es an der Grundverschiedenheit der Umgebung, in welcher die Franzosen und in welcher der Norweger lebten und atmeten. In Paris eine weitherzige, geistsprühende Gesellschaft, der das gefallene Weib und die edle Dirne ein pikanter Unterhaltungsstoff mehr waren, in Norwegen ein vermuckertes Spießbürgertum, in dessen ängstliches Dasein die fremden neuen Gedanken wie eine Bombe hineinplatzten. Somit erschien schon im norwegischen Leben als dramatische Spannung, was in Paris Spielerei war. Und das Genie hatte nichts zu thun, als das Leben künstlerisch zu gestalten. Für den Gesellschaftskritiker Ibsen ist es bezeichnend, daß er fast immer nur die soziale Klasse des Kleinbürgertums auf das Korn nimmt und sich um die kämpfende Arbeiterschaft nicht bekümmert. Er glaubt nicht an den weltgeschichtlichen Beruf der Masse, da er in den kleinen Verhältnissen Norwegens das Elend einer Regierung von Gevatter Schneider und Handschuhmacher am eigenen Leib erfahren hat. Um so bewunderungswürdiger bleibt es, daß er trotzdem so wundervolle Typen des Großkapitalisten geschaffen hat, wie schon den Gutsherr Monsen im „Bund der Jugend," wie den Konsul Bernik in den „Stützen der Gesellschaft" und vor allem den Großhändler Werle in der „Wildente." In diesen Gestalten offenbart der Dichter, daß er auch dem modernen Großkapitalisten in das innerste Herz geschaut hat. Bei

Digitized by Google

diesen Portraits führte ihm der soziale Zugrimm den Pinsel, über den greisen Verbrecherhaaren des John Gabriel Borkmann zittert dagegen der verklärende Schimmer der Romantik. Man darf den greisen Rätselmann nicht tadeln, daß er in seinen alten Tagen zu seiner ersten Liebe zurückkehrt. „Zudem, sagt Steiger, ist ja Gabriel Borkmann, der die gefesselten Millionen in den Bergen um Erlösung rufen hört, der des Goldes schlummernde Geister wecken will, um Menschenglück zu schaffen weit, weit um ihn herum — zudem ist ja dieser verwegene Träumer nicht irgend ein gaunerischer Bankdieb, wie sie heut zu Dutzenden in jedem Zuchthaus sitzen, sondern es ist der Kapitalismus selbst. — Und nur eine voreilige Kritik, die den symbolischen Charakter des Ibsen'schen Schwanengesanges ganz verkennt, wird den Dichter gütigst darauf aufmerksam machen, daß unsere Kapitalisten heutzutage keinen Hang und keine Zeit zu solchen sentimentalen Träumereien hätten." Der Dichter hat also bewiesen, daß er nicht nur dem Großkapitalisten auf Herz und Nieren schaut, sondern daß er auch für die gewaltige, zugleich segensreiche und unheilvolle Macht des Kapitalismus selbst das treffende Sinnbild zu finden vermag. Aber am wohlsten fühlt er sich offenbar als Verspotter und Verhöhner des Kleinbürgertums, wie sein „Volksfeind" beweist, diese köstlichste Persiflage kleinbürgerlicher Verhältnisse in der Weltlitteratur. Freilich, Ibsen war zu sehr Dichter, um auf die Dauer bei der Gesellschaftskritik zu bleiben. Die ökonomischen Kampfgebilde der Gegenwart sind ja nicht das Allgemein-Menschliche, sondern wo sie aufhören, fängt das Allgemein-Menschliche erst an. Ibsen selbst veranschaulicht das am besten. Der „Bund der Jugend" und die „Stützen der Gesellschaft," diese rein sozialkritischen Dramen, haben von allen seinen Werken den geringsten poetischen Gehalt, und auch sein Volksfeind läßt sich mit ergreifenden Seelengemälden wie mit den „Gespenstern," der „Wildente" und mit „Rosmersholm" nicht vergleichen. Es ist gut, daß Ibsen allmälig an Breite verlor, um an Tiefe zu gewinnen, daß er in die Seele des Einzelmenschen hinabtauchte, statt dem ökonomischen Statistiker in das Handwerk zu pfuschen.

Ferner betrachtete Steiger das Lebenswerk Ibsens auch von modern wissenschaftlichem Standpunkte, und untersuchte, wie der Darwinismus Ibsens sich zu den Bedingungen der dramatischen Dichtung überhaupt verhält. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind in zwei Aufsätzen des Magazin vom 19. und 26. März niedergelegt. Der Autor spricht ausführlich über die Wandlungen des Dramas von der attischen Zeit bis auf Shakespeare und Schiller. Die Tragödie braucht eine eherne Notwendigkeit, an welcher die kämpfenden Menschen schließlich zerschellen; und so bedienten sich die Tragiker im Zeitalter des Perikles der altgriechischen Schicksalsidee, während Shakespeare das Schicksal des Menschen aus seinem Temperament und Charakter herleitete. Othello mordet Desdemona, weil sein Temperament ihn zu dieser That befähigt und antreibt. Dann aber tödtet er sich selbst. Denn Othello trägt, wie alle Helden Shakespeares, das Bewußtsein ewiger Gesetze in seiner Seele, welche für die ganze Menschheit gelten. Er verträgt es nicht, sich dagegen vergangen zu haben, und so wird der Gedanke allgemein menschlicher Verpflichtungen, welchen zuerst das Christentum aufbrachte, für die Helden Shakespeares zum Schicksal. In der kritischen Zeit des vorigen Jahrhunderts wurden aber alle Zeit- und Weltbegriffe einer vollständigen Revision unterworfen, und der naive Glaube an ein antikes Fatum und an ein allgemeines menschliches Verschulden war nicht mehr möglich. Goethe zog es unter solchen Umständen vor, seine Gestalten als ein vegetatives Naturprodukt hinzustellen — ein Verfahren, welches herrliche Dichtungen ermöglichte, nur eben kein Drama. Schiller half sich mit moralischen Lehrsprüchen und mit Wiederauffrischung der griechischen Schicksalsidee in der Braut von Messina. Diese Surrogate aber, die von seinen Epigonen noch gründlich verwässert wurden, konnten unmöglich genügen, und erst der Darwinismus führte der Dichtung frisches Blut zu, eine neue Idee der Notwendigkeit. Nunmehr waren Milieu und Vererbung das Schicksal des modernen Menschen, dem er sich unterwarf oder an dem er kämpfend zu Grunde ging. Der erste, der in dieser Weise den Darwinismus für die Dichtung zu verwerten wußte, war Emil Zola, der sich übrigens nicht mit seiner epochemachenden Thätigkeit als Erzähler begnügte, sondern auch, in seinen naturalistischen Dramen, den Darwinismus auf die Bühne brachte. Freilich versagte dem großen Epiker die dramatische Gestaltungskraft, und erst Henrik Ibsen war es vorbehalten, dieses moderne Schicksal tragisch zu verwerten. In den „Gespenstern" ist der Held, welcher verzweifelt gegen die unerbittliche Notwendigkeit kämpft, nicht etwa Oswald, sondern Frau Alving. Die Krankheit im Blute ihres Sohnes ist für sie, was für die Helden Shakespeares das christliche Gesamtgefühl und für die Griechen das Fatum gewesen ist. Darum erinnert dieses durch und durch moderne Werk so unheimlich an den König Oedipus. Die „Gespenster" sind in diesem Sinn die einzige Tragödie im großen Stil, welche die Gegenwart hervorgebracht hat.

Kurz erwähnt wurde an dieser Stelle bereits der Essay von Alfred Kerr in

Digitized by Google

der Nation vom 19. März, welcher unseres Erachtens alle sonstigen „Huldigungsartikel", die der siebzigste Geburtstag hervorbrachte, weitaus überragt. Kerr schildert die wundervolle Technik Ibsens, diese Mathematik des Dramas, die er zur höchsten Vollendung emporhob. Aber auch die Gefahren dieser Technik werden nicht verschwiegen. Die einzelnen Motive verketten sich mit einander und treiben kausale Inzucht in einer Weise, die nicht immer wahrscheinlich wirkt, wie Kerr es ganz hübsch an den Pistolen in der Hedda Gabler nachweist. Auch ist das Leben nicht so knapp und man hat darum dem nordischen Dichter vorgeworfen, daß er Schemen statt Menschen gäbe. Das ist aber nicht wahr. Ibsen giebt Menschen im Umrisse, indem er nur die nötigsten Linien hinzeichnet, diese aber intensiv. Das unterscheidet ihn von Hauptmann. Die Charakterisirungskunst Hauptmanns kommt hart vom Leben und giebt die Summe der Dinge. Ibsen aber, ein Seelenbergmann ohne Gleichen, bohrt sich in die allerverborgensten Gänge eines Charakters hinein und bringt seine Besonderheiten an den Tag, wobei er trotzdem zugleich nach der Summe der Dinge schielt und das ewig gültige Gesetz herauszubringen sucht. Hauptmann ist Altruist und Ibsen Forscher. Daraus folgt, daß auch Ibsen der Moralist, im Gegensatz zu Zola, sich viel weniger um die Leiden der Gesellschaft, als um die Knechtung dieses oder jenes Individuums bekümmert. Ibsen hat mit seiner Weltanschauung die verschiedensten Stadien durchgelaufen, von dem dogmatischen Enthusiasmus und der Entrüstung des Reformers bis zu der schauerlichen Selbstverhöhnung eines Gregers Werle. Aber immer wieder erhob er sich aus ungeheuerster Skepsis zu neuen idealen Forderungen. In dieser Hinsicht dürfte die Nachwelt ihn am ehesten zu den großen Richtern der Weltlitteratur, etwa zu Dante, in Beziehung setzen. Trotz seiner knappen Technik und Charakterzeichnung und seiner Gedankenfracht hat Ibsen auch poetische Bilder geschaffen, welche nicht vergehen. Wir vergessen nicht Asta, welche ihrem Stiefbruder die Wasserlilie reicht, nicht die herrliche Hedda Gabler, nicht Ella Rentheim, welche an verwelkte Blumen in vergilbten Briefen erinnert, und nicht das Glockengeläute am Schlitten, welcher den jungen Borkmann in die Ferne führt.

Aus der Ibsen-Nummer der „Zeit" (19. März) ist ein Essay von Franz Servaes hervorzuheben, welcher Ibsen den Romantiker, den Dichter des Olaf Liljekrans und der anderen Jugenddramen behandelt. Servaes sieht im „Liljekrans" schon Anzeichen jener Erkenntnis, welche nachmals Ibsen zum großen Realisten macht. Verse, wie diese:

> Wohl seh ich: es ward in einer Nacht
> Die Welt um all ihre Schönheit gebracht.

zeugen bereits von einer furchtbaren Entnüchterung, welche das Herz erstarren machte, bevor sie befreiend wirkte. Aber der Dichter klagte nicht blos eitel, sondern rüstete sich zur Gegenwehr. Wie früher die Welt des Traumes, so wollte er nun die Welt der Wirklichkeit beherrschen lernen. „Dem warmen Dämmerschatten lieblicher Traumthäler wird er entsteigen und hinaufstreben mit hartem Herzen auf die kühlen Höhen klaren Schauens und kalten Weltdurchdringens":

„Wohlauf denn! Dem ewigen Eise zu!" Ibsen zerstörte also in sich die Romantik. Das innere Gepräge seiner im nordischen Mythos eingelebten Phantasie konnte er aber nicht mehr zerstören. Sah er früher die Menschen und Recken zu groß, so nunmehr zu klein, weil er sie in ihrer Kleinheit bloßstellen wollte. Die romantische Ironie wurde bei ihm moderne Skepsis und erbarmungslose Analytik der Spießbürgertugenden. Trotzdem schlichen sich immer wieder die verblichenen Recken und die bald lieblichen, bald furchtbaren sagenhaften Frauen in die Leiber moderner Menschen und blickten aus ihnen mit dumpfen, rätselhaften Augen. Darin unterscheidet sich Ibsen so merkwürdig von Hauptmann. Das elbische Wesen Rautendelein verrät trotz der Hexen- und Kobold-züge immer wieder seine Herkunft von einem Dichter, dessen ursprünglicher Schaffenstrieb es war, natürliche Menschenwesen zu schildern. Darum bricht das Menschliche in Rautendelein unwiderstehlich heraus, etwas Mitleidig-Warmes und Wehmütig-Süßes. Bei Ibsen umgekehrt. Fast alle seine modernen Frauen haben kaltunheimliche Nixenaugen. Wenn Hedda Gabler das Manuskript in die Flammen des Ofenfeuers wirft und zusieht, wie es verkohlt, erinnert sie an Hjördis-Brunhild, die am Reisigfeuer Zauberweisen sang und Pfeile schnitzte zum Verderben ihrer Feinde. Ebenso verbergen Ibsens moderne Männer, der Volksfeind, Baumeister Solneß, John Gabriel Borkmann und Johannes Rosmer Reckenseelen in kleinbürgerlichen Kleidern und Gebärden. Was aber diese Männer von heute noch immer zu Helden stempelt, das ist ihr Schicksalstrotz. Ibsen hatte als Romantiker jenes Schicksal in seine Dramen übernommen, welches auf Geheimnissen und oft willkürlichen, pragmatischen Verwicklungen beruht. Aber schon damals fühlte der junge Dichter, daß hinter diesen fatalen Zufälligkeiten und Mißverständnissen etwas Schicksalsvoll-Notwendiges verborgen lag. Der Mensch kann dem Schicksal nur entgegentreten, wenn er sich im Besitz der reinsten Wahrhaftigkeit erhält. Jede noch so kleine Lüge erfordert weitere Lügen, und das Schicksal gewinnt Macht über die Menschen. Jedes Minimum von Schuld hat verhängnisvolle Folgen, die in gar keinem Verhältnis zu dem ge-

Digitized by Google

ringfügigen Anlaß stehen und nicht nur die Schuldigen, sondern besonders auch Unschuldige treffen. So erwuchs Ibsens puritanischer Fanatismus aus seiner romanischen Schicksalsidee. — Neben diesem Essay von Servaes sind noch zwei andere Aufsätze dem Norweger gewidmet. J. Minor behandelt das Thema: Ibsen und die moderne Schauspielkunst; und Marie Herzfeld referirt ausführlich und interessant über: Ibsen und seine Landsleute.

Neben Ibsen Schiller — der Kontrast ist schreiend! Viele glauben auch, daß Schiller schon tot wäre. Das ist aber nicht wahr. Das Geistesleben ganzer Menschenklassen in Deutschland wird noch immer vom Geiste Schillers bestimmt, und die große Partei der Sozialdemokraten, dieser abstrakten Idealisten, ist eine Partei der Schillerepigonen. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn in der März-Nummer der Sozialistischen Monatshefte Frau Therese Schlesinger-Eckstein eine ausführliche Ehrenrettung dieses „veralteten" Klassikers versucht. Wir werden vielem, sehr vielem, was sie vorbringt, beistimmen können, besonders darin, daß es jetzt, nachdem wir uns von dem tyrannischen Einfluß der Schiller'schen Dichtung längst befreit haben, an der Zeit wäre, sich diesem Dichter wieder zu nähern, um von ihm, unbeschadet unserer modernen Errungenschaften, noch gar Manches und Schönes zu erlernen. Aber es trennt uns doch noch etwas mehr von Schiller, als nur das Mißverstehen seines Pathos und seine angeblich veraltete Ansicht vom Segen der Autorität. Die Verfasserin hat vielleicht Recht den Don Carlos als die relativ ewigste der Schöpfungen Schiller hinzustellen. Aber woher das? Der Dramatiker soll allerdings nicht nur ein kühler Zuschauer des Konfliktes sein, sondern er soll ihn heiß mit durchleben und leidenschaftlich Partei ergreifen. Trotzdem aber soll er den Gegner und Gegenspieler, den er haßt, zugleich verstehen und sogar bewundern. Das ist im Don Carlos der Fall. Schiller bewundert ganz gewiß seinen König Philipp und vor allem die kolossale Gestalt des Inquisitor-Kardinal. In anderen Dramen werden aber die Gegenspieler sehr leicht zu simplen moralischen Bösewichtern, und zu blassen Schemen, an denen der Dichter sein moralisches Pathos ausläßt. Darum konnte er in einer Zeit, die eine erhöhte Charakteristik und verfeinerte Psychologie begehrte, in den Hintergrund gerathen und in oft ungerechter Weise unterschätzt werden.

In der Zukunft vom 9. April spricht Professor Rudolf Eucken über die Mittel, welche zur Hebung der philosophischen Bildung nothwendig wären. Zu diesem Zweck untersucht er das Verhältnis der Philosophie zur Gegenwart und prüft die Gründe, welche die Zeitgenossen von philosophischen Bestrebungen ganz abgeführt haben. In früheren Zeiten erwartete man von der Philosophie: 1. Einen festen Grundstock von Ueberzeugungen, die eine innere Einheit des Lebens bewirken und die Ziele des Handelns klären. 2. Eine formale Schulung des Denkens. — Diese beiden Ziele werden in der Gegenwart erreicht durch die unmittelbare Arbeit an den Dingen, durch die großen Komplexe des politisch-praktischen und des wissenschaftlich-technischen Wirkens. In den Hauptgruppen dieser unmittelbaren Arbeit an den Dingen selbst sind mehr oder minder große Summen einer allgemeineren Ueberzeugung enthalten, ohne die diese Arbeit nicht möglich wäre. Ebenso hat das Wirken des Wissenschaftlers, des Technikers und des Politikers eine Fülle ganz vollendeter Methoden hervorgebracht, deren praktische Ausübung allein schon zu einer unvergleichlichen Schule formaler Bildung und logischen Denkens wird. Aus diesen Gründen kann der Philosophie ein Monopol für die Formung von Lebensanschauungen und für die Schulung des Denkens nicht mehr zugestanden werden. Trotzdem bleibt sie unentbehrlich. Denn die neue Art geistiger Erziehung hat in dem, was ihre Größe ist — in dem Verwachsensein der geistigen Thätigkeit mit dem besonderen Arbeitsgebiet — zugleich auch ihre Schranke. Trotz aller vorausgesetzten Lebensanschauung und trotz des Grundstockes fester Ueberzeugungen fehlt doch immer die volle Klarheit und die nothwendige Universalität. Die Klarheit fehlt, weil die Ueberzeugungen nicht selbstständig genug heraustreten, um Sache einer gesonderten Prüfung und Verantwortung zu werden. Die Universalität fehlt, weil der Mensch gar leicht im Politiker, Historiker, Naturwissenschaftler verschwindet, so daß durch die Differenzirung der Arbeit das gegenseitige Verständnis ganz unmöglich wird. Ebenso wenig genügt die Bethätigung auf einem besonderen Gebiet für die formale Schulung des Denkens. Der in seinem Gebiete Tüchtige ist oft völlig unfähig zu einer bewußten Darstellung und Rechtfertigung seiner Methode, das intellektuelle Vermögen wird einseitig entwickelt, und der Arbeitende zeigt häufig eine unglaubliche Unbehilflichkeit jenseits seines Spezialgebietes, aus allen diesen Gründen bleibt die Philosophie unentbehrlich und der Mangel an philosophischer Bildung hat schon großen Schaden angerichtet. Eucken schlägt vor auf den Gymnasien statt der antiken Dichter und Historiker Plato und Aristoteles in sorgfältiger Auswahl durchzunehmen; eben so die Einführung eines logischen Unterrichtes, der sich von den Ueberbleibseln der Scholastik zu befreien hat, und endlich die Anstellung philosophischer Assistenten an den Universitäten.

Digitized by Google

Religion und Kultur betitelt sich ein Aufsatz, den Lou Andreas-Salomé in der Zeit vom 2. April veröffentlicht hat. Sie unterscheidet zwei Formen der Religiosität. Die eine Form liegt vor dem Anfang aller Kultur, und die andere ist eine höchste Blüthe der Kultur. Ursprünglich enthält die Religion, wie in einem Knoten untrennbar verknüpft, alle übrigen Geistesbethätigungen in sich. Sie ist der Mutterschoß aller kunstartigen, aller erkenntnisartigen und aller moralbildenden Elemente. Wenn aber der Künstler, der Wissenschaftler und der Moralist mündig geworden sind, dann verlassen sie die Mutter und leben gemäß ihren eigenen Gesetzen. Der Religion aber, dem undankbar verlassenen Muttertier, wird es einsam in den kahlen vier Wänden und sie streckt unzählige Fangarme nach ihren Kindern aus, von denen sie immer etwas, wenn auch nicht sie selbst erbeutet. Sie lebt nur noch von dem, was ihre Kinder ihr jezuweilen zuwerfen. Das ist das Schicksal aller Kulturreligionen, die ja gewiß eine größere Fülle von Werten umfassen, als die primitiven Religionen. Aber es sind nicht Werte lebensvoller Art, weil ja die einzelnen Wissenschafts- und Kunstentwicklungen längst ihren eigenen Weg gehen. So ist der großgemästete Körper der Kulturreligion nicht mit dem Leben identisch, sondern ein riesiges Daneben, ein hilfloses Symbol. Aber es giebt noch eine andere Religiosität, die zwar außerhalb des Glaubens, aber innerhalb des Lebens liegt, als dessen höchste Stimmungsblüthe. Das sind jene Stunden höchster Begeisterungen, die den ganzen Menschen umgestaltend ergreifen und die Individualität zusammenfassen. In dieser Stimmung können sich der Wissenschaftler, der Künstler und der praktische Mensch begegnen und sich dadurch die fast vergessene Blutsverwandtschaft als Kinder einer gemeinsamen Mutter wieder offenbaren. Auch der Gottbegriff der Kulturreligion ist eine leere Hülle, die, je nachdem, angefüllt ist oder auch nicht von der Fülle höchster Begeisterung und heißester, persönlichster Andacht. In sehr eingehender Analyse weist die Verfasserin nach, daß bei den ältesten Arabern der Gottesbegriff eine Innigkeit und persönliche Wärme aufwies, wie sie nur der intime Individualist von heute für seine Stimmungen findet. Der Gott der späteren Religionen war aus außerreligiösen, namentlich politischen Erwägungen hervorgegangen und war oft nur eine leere Hülse oder ein blutiger Götze.

Ein Archiv für Religionswissenschaft hat der bekannte Ethnologe und Schüler Bastians Dr. Th. Achelis begründet. Bekanntlich vertrat Achelis in populären Artikeln vor dem großen Publikum die neubegründete Wissenschaft der Völkerkunde, welcher die historische Chronologie sehr gleichgültig ist. Der Ethnologe macht sich keine Skrupeln, Sitten und Gebräuche der vor tausend Jahren dahingegangenen Skythen mit der Lebensführung heutiger Naturvölker in Zentral-Afrika und Australien zu vergleichen. Er weiß natürlich, das die Skythen und die Kongoneger sich niemals berührt und beeinflußt haben. Aber eben so weiß er, daß der psychologische Denk- und Gefühlsapparat im Großen und Groben bei allen Menschen der gleiche ist, und daß darum dieselben Ursachen des sozialen Lebens in den verschiedensten Zeiten dieselbe Wirkung haben. Indem er nun, unbekümmert um den geschichtlichen Zusammenhang, die gleichartigen Gesetze und Sitten der verschiedensten Völker und Zeiten mit einander vergleicht, kommt er allgemeingültigen psychologischen Gesetzen der Entwicklung auf die Spur. Wenn nunmehr Achelis ein Archiv für Religionswissenschaft begründet, so steht zu erwarten, daß er seine ethnologische Methode auch auf die Religionswissenschaft übertragen wird. So ist es in der That. In der methodologischen Einleitung des Herausgebers, sowie in der Abhandlung von Dr. Edmund Hardy: Was ist Religionswissenschaft? wird nachdrücklich betont, daß man auf diesem Gebiet der historischen und chronologischen Forschung freilich nicht entbehren könne, daß aber ein Hauptgewicht auf die vergleichende Methode auch zwischen ganz unverwandten Religionen zu legen wäre, unbekümmert, ob sie jemals in historische Wechselwirkung mit einander traten. Auch sollen bei der Sammlung der Materialien die sogenannten Naturvölker genau so berücksichtigt werden, wie die hoch kultivirten Nationen. Das also gesammelte und verglichene Material wird alsdann psychologisch ausgedeutet, um die überall gleichen Grundtriebe zu enthüllen. Diese Methode entspringt offenbar ganz aus modernem Geist, und eine Religionswissenschaft dieser Art kann gewiß noch ungeahnte und reiche Folgen haben. Vorläufig bleibt sie im Kreise der Fachgenossen, wie sich auch dieses erste Heft einer starren Wissenschaftlichkeit befleißigt, die den Laien abschreckt.

Frankreich.

In der Revue bleue giebt G. de Rivalière sehr lebendige Darstellungen aus dem Leben der französischen Gesellschaft, deren letzte dem katholischen Clerus, gewidmet ist. — Der französische Clerus ist eine Armee, befehligt von 90 Generalen, den Bischöfen. Die Lage der hohen Geistlichkeit hat sich seit der großen Revolution in moralischer und sozialer Beziehung vollständig verwandelt. Die Bischöfe des 18. Jahrhunderts waren Edelleute,

Digitized by Google

mit reichlichen Einkommen, die sie in Paris oder Versailles sehr würdig verzehrten, weltlich gesinnte, zumeist skeptische Grands Seigneurs. Die Bischöfe von heute, meistens von keinem höheren Ursprung als der niedere Clerus, begnügen sich mit schmalen Gehältern, sie sind aufrichtig religiös, wohnen in ihren Diöcesen und weiden ihre Herden selbst. Sie sind nicht mehr nur dekorativ, sie vereinigen die Verwaltung ausschließlich in ihrer Hand und üben sie mit souveräner Macht, da der Einfluß der Domkapitel durch die Gesetzgebung Napoleons vollständig aufgehoben ist, der nur mit einem verantwortlichen Priester, mit einem geistlichen Präfekten zu thun haben wollte. Aus dem Edelmann, der Hof hielt, der lebte und leben ließ, ist ein Verwaltungsbeamter, ein Büreaukrat geworden, der von seinen Untergebenen die Haltung von subalternen Beamten fordert. Der Durchschnittsbischof ist ein Opportunist, der zwischen Rom und Paris laviert, mit der Haupttendenz, vor allem bei der Regierung keinen Anstoß zu erregen und jeden offenen Konflikt mit der weltlichen Macht zu vermeiden.

Die Bischöfe gebieten über ein Heer von 40000 Priestern. Diese werden aus den Seminaren, wo sie fünf Jahre in völliger Weltabgeschlossenheit diszipliniert worden sind, auf das Land verstreut. Im Durchschnitt erhält der Diener des Himmels für die Bedürfnisse seines Erdenwandels ein Gehalt von 1200 Franken. Seine moralischen Revenüen werden immer kleiner, die Bauern betrachten ihn mit Gleichgültigkeit, nur die Frauen und Kinder erfreuen sich an seinen mechanisch ausgeübten Zeremonien. Er hat keine Familie, er ist von jeder geistigen Verbindung abgeschnitten; da er kein Geld hat, Bücher zu kaufen, so stumpft er allmählich ab, und begräbt sich in einer resignierten Passivität. Leidet der Landpfarrer unter seiner Vereinsamung, so verliert sich der Pariser Priester häufig im weltlichen Leben. Der eine treibt den Wohlthätigkeitssport mit Damen von oft zweifelhafter moralischer Qualität, der andere macht aus seiner Kirche ein Theater, der dritte kommentiert Moderomane und bewegt sich mit Geist und Eleganz in den Salons.

Während der Andrang zu diesem sogenannten säkulären Clerus erheblich nachgelassen hat, erfreut sich der reguläre Clerus, der zum Gelübde der Keuschheit noch die der Armut und des Gehorsams zufügt, einer immer steigenden Anziehungskraft. Rivalière giebt eine merkwürdige Statistik von dem Wachstum der geistlichen Orden. Im Jahre 1789 gab es 23000 Mönche und 37000 Nonnen, jetzt zählt man mehr als 30000 Mönche und 128000 Nonnen, welche die christlichen Werke der Barmherzigkeit üben.

Ein merkwürdiges Bild giebt das Verhältnis der Geistlichkeit zum Unterrichtswesen. Während die Kongregationisten von dem Staate aus den öffentlichen Schulen beseitigt werden, während zwei Drittel der unseren Gemeindeschulen entsprechenden Primärschulen vom geistlichen Einfluß gereinigt sind, bevorzugt die Bourgeoisie schon seit Jahrzehnten für ihre Söhne und Töchter die klerikalen Anstalten, als ob sie, wie der Sozialist Jaurès sagte, vor ihrem eigenen Werke Furcht hätte und die von ihr zerstörte Autorität wenigstens bei ihren Kindern wiederherstellen wollte.

Die französische Geistlichkeit hat, der opportunistischen Politik Leos XIII. folgend, die französische Republik anerkannt, sie hat, der berühmten Enzyclika „Rerum novarum“ gehorchend, sich mit den sozialen Fragen beschäftigt und, in gewissen Grenzen, das praktische Christentum proklamiert. Rivalière zweifelt an der Fähigkeit der Kirche zu sozialer Vermittlung und Ausgleichung, weil der niedere Clerus, der die Missionsarbeit zu leisten hätte, der Bewegungsfreiheit entbehrt, einerseits gelähmt durch die Eifersucht des Staates und andrerseits gefesselt durch die bischöfliche Tyrannei. Nur von der Befreiung des Priesters erwartet er eine Wiedergeburt des Katholicismus. Wenn er aufhört, ein doppelt abhängiger Beamter zu sein, kann er als Missionär unter die Ungläubigen und Abgefallenen gehen, um die Heilsbotschaft zu verkündigen.

Ebenfalls über die Aussichten der Religion in Frankreich und über die Möglichkeit ihrer Versöhnung mit der Wissenschaft verbreitet sich in der Revue des Revues Henry Bérenger, der enthusiastische Führer der neuidealistischen Bewegung. Er erinnert an die köstliche Szene in Flauberts „Madame Bovary“, wie ein fanatischer Priester und ein freidenkerischer Apotheker um den Leichnam einer Toten streiten, die sie beide in ihrem Leben weder leiten noch trösten konnten. „Dieses Bild ist jetzt wahrer als je, es droht, für das jetzige Frankreich ein Symbol zu werden. In den Faubourgs der großen Städte wie in den Dörfern vernichten sich die Abbé Bournisien und Herrn Homais immer noch mit Argumenten, die sie nicht verstehen. Und wenn man von den Mittelklassen zur denkenden Elite aufsteigt, hat man nicht in den letzten Jahren den alten schon tot geglaubten Konflikt zwischen positivistischen Freidenkern und religiösen Dogmatikern wieder aufleben sehen? Brunetière will wieder die Wissenschaft der Autorität unterwerfen, er bekräftigt die Ueberlegenheit des Katholicismus als Moral- und Regierungssystem. Berthelot antwortet ihm im Namen der Laien: er beansprucht für die Forschungen und Methoden der Wissenschaft ein Prestige, das er den gealterten Religionen bestreitet. Erbitterter als jemals, wenigstens dem äußeren Anschein nach, vollzieht sich das Duell zwischen

Digitized by Google

Priestern und Forschern, zwischen der unfehlbaren Kirche und der erobernden Wissenschaft". Dennoch ist Bérenger überzeugt, daß eine Versöhnung von Wissen und Glauben sich vorbereitet, er schöpft diese Ueberzeugung aus drei hervorragenden Büchern der letzten Jahre, welche von ganz verschiedenen Ausgangspunkten zu diesem Resultat kommen. Jean-Marie Guyau in seinem „Irréligion de l'Avenir", Edouard Schuré in „Les grands Initiés", Auguste Sabatier in seiner „Philosophie de la Religion" haben den gemeinsamen Ursprung und die notwendige Vereinigung von Religion und Wissenschaft bekräftigt. Diese Bücher sind im Publikum noch wenig bekannt, von den Universitäten ignoriert, aber sie haben einen großen Teil der denkenden Jugend für sich gewonnen, sie haben ihr den Weg der künftigen Entwicklung gezeigt. Bérengers Idealismus gipfelt in einer durch die historische Wissenschaft von den Dogmen gereinigten individualistischen Religion. Gerade die historische Kritik hat das Leben und die Lehre Jesu in ihrer Reinheit wiederhergestellt. Auch der christliche Geist wird auferstehen, am dritten Tage, und den Stein des Dogmas aufheben. „Aber kann diese Religion des Innenlebens, die für jedes Individuum gut ist, auch einer Gesellschaft genügen? Kann man eine Religion ohne Kultus und Zeremonien denken? Werden die Nationen nicht immer materielle Symbole ihres Glaubens brauchen? — Wir glauben im Gegenteil, daß die Religion dieselben Fortschritte im Bewußtsein machen wird wie alle anderen Schöpfungen der menschlichen Seele. Sie individualisiert sich, indem sie sich vergeistigt. Der Fetischismus wird aus der Volksseele verschwinden, um einer idealeren Religion Platz zu machen. Damit wird die Religion nicht ihren Kollektivcharakter verlieren. Sie wird immer die Kommunion aller Seelen mit Gott bleiben, aber die Seelen werden mit ihrem Innersten kommunizieren und nicht mit äußerlichen und unpersönlichen Gebräuchen. Jeder Mensch, der Gott in seinem Inneren wiederfindet, wird keine Kirchen und Priester mehr brauchen, um ihn zu ehren und zu beten". So Bérengers Religion des Innenlebens. Neu ist dieser Neuidealismus nicht.

Den Vorzug der Originalität hat die im Mercure de France von Jules de Gaultier vertretene Meinung, der eine buddhistische Renaissance im abendländischen Geistesleben vorhersieht. Schopenhauer und Tolstoi sind die Vorläufer dieser Bewegung, die aus der Philosophie und Litteratur jetzt auf unser Leben übergreifen soll. Gaultier meint, daß das Christentum uns schon einmal den Buddhismus unter seiner Verkleidung gebracht, und daß die kraftstrotzenden germanischen Völker die Religion des Todes als heilsamen Ausgleich ihres Temperaments, gleichsam als Blutverdünnungsmittel acceptiert haben, und ihm scheint, daß die fieberhaft aufgeregte moderne Zeit sich diese Narkose der Verneinung des Willens zum Leben von neuem verschreibt. Als den poetischen Vertreter des wiedererstehenden Buddhismus stellt er den Lyriker Jean Lahor auf, der in „L'Illusion" die Realität des Lebens verneint, um es als Illusion zu bejahen. Die angeführten Zitate sind durch eine vornehme, tönende, gedankenvolle Sprache ausgezeichnet.

A. Eloesser.

Unverlangte Manuskripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Die politischen Parteien Deutschlands.

Von **Dr. Franz Oppenheimer.**

Nur wenige Wochen trennen uns noch von dem Tage, der Deutschland auf ein Jahrfünft mit neuen Volksvertretern versorgen soll. Die Parteipresse aller Schattierungen — ach! und sie hat mehr Schattierungen als die Palette eines Makart — agiert die Rolle der homerischen Helden vor dem Kampfe. Man rühmt den Adel der eigenen Abstammung, die Größe der eigenen Verdienste und die Höhe des wohlerworbenen Ruhmes; und schießt spitze Hohnpfeile auf den Gegner. Auch die alte homerische Schacherlust kommt zur Erscheinung; sieht man nicht gewisse Parteien die Rüstung des Konservatismus, „fünf Farren wert", fröhlich vertauschen gegen die Rüstung des Sozialismus „hundert Farren wert"?

Schopenhauer sah einst ein Kätzlein spielen und hatte dabei das Gefühl, als spiele das Tierchen dort schon Jahrtausende: einer der Momente, wo der Mensch hinter dem „Modus" die „Substanz" hervorblitzen sieht. Wer auf das Aeußere des jetzt sich vorbereiteten deutschen Wahlkampfes sieht, mag ähnliche Empfindungen hegen. So lange Wahl-Kämpfe zwischen politischen Gegnern gespielt haben, sind überall die gleichen tyrtäischen Gesänge angestimmt worden, ist überall mit Halbwahrheiten und Ganzverdrehungen, mit unbewußtem Haß und bewußter Gehässigkeit „gearbeitet" worden, um den Troß der „Viel zu Vielen" in Bewegung zu setzen. So geschah es auf der Agora Athens, auf dem Forum Roms, in den Grafschaften Englands und in allen Wahlkämpfen im alten Preußen und im neuen Reiche.

Darum erscheint Manchem die ganze Aufregung als eine schale Komödie ohne Pointe, der es gar nicht mehr lohne, zuzuschauen. Sie weigern sich mitzumachen, wie sie sich weigern würden, zehn Mal „Charleys Tante" zu sehen. Sie haben von einem oder zwei Malen reichlich genug.

Die so denken, sind nicht die Dümmsten — aber auch nicht die Klügsten. Sie sind klüger als die Masse, die nur die Außenseite des Kampfes sieht und sich einbildet, damit das Wesen zu sehen: aber sie sind unweiser, als die Wenigen, die hinter der Erscheinung ein neues Wesen erkennen, einen neuen Kern der Dinge, der neue nachdenkliche Blicke erlaubt. Um im Bilde zu bleiben: es ist immer dieselbe Bühne, auf der die Tragikomödie sich abspielt, es sind auch immer dieselben Schauspieler — denn der Typus des Marktpolitikers mit dem „schwülen Kopfe und dem kalten Herzen" ist ewig und unabänderlich —; es sind auch immer die gleichen Gesten und der gleiche Tonfall — denn die Sprache ist arm an Worten und die menschliche Gemütsbewegung arm an Ausdrucksmitteln —: aber es ist doch ein anderer Stoff, der da agiert wird.

Oder vielmehr: es ist ein neuer Akt in dem langen, gewaltigen Drama der Weltgeschichte. Und wer die ersten Akte kennt — der Philosoph und Historiker — der liest deutlich, daß dieses große Spektakelstück sich jetzt seiner

Digitized by Google

Katastrophe nähert, nachdem es uns kunstvoll in einer langen Spannung gehalten hat.

Wer die einzelne Erscheinung als Typus zu begreifen versteht, indem er ihre „Idee" (im platonischen Sinne) erfaßt, der hat die erste Stufe der wissenschaftlichen Betrachtung erklommen. Wer dann weiter den Typus als Glied einer Entwicklungskette zu verstehen gelernt hat, der steht auf der letzten Höhe, die der Menschengeist bisher erreicht hat. Von diesem Standpunkte aus ist nichts menschliches zu klein und zu fremd, selbst nicht eine Reichstagswahl für die weltgeschichtliche Sekunde eines Jahrfünftes; — und von diesem Standpunkte aus sei es versucht, zu Charleys Tante auf der politischen Bühne Stellung zu gewinnen. —

* * *

Natura non facit saltum. Sie führt in unmerklichen Uebergängen von einem Extrem zum anderen. Niemand wird in einem bestimmten Augenblicke sagen können: „Jetzt ist der Tag zu Ende, und die Nacht hat begonnen". Darum muß man ein Stückchen zurücktreten, wenn man den Gang einer Veränderung, einer Entwicklung belauschen will, um einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus eine längere Kette der Erscheinungen mit einem Blicke sichtbar ist. Man muß das letzte Glied der Kette vergleichen nicht mit dem unmittelbar vorher gegangenen, sondern mit einem oder einigen möglichst weit zurückliegenden. So auch mit der Tagespolitik! Man muß sie nicht leitartiklerisch sehen, sondern geschichtlich.

Vergleichen wir daher die Partei Entwicklung jener Zeit, in welcher das politische Leben Deutschlands zum ersten Male lebendig wurde und sich Körper schuf, mit der Parteibildung unserer Zeit! Da zeigt sich sofort ein unermeßlicher Gegensatz, der unsichtbar bleibt, wenn man an den Erscheinungen des Tages klebt — und es ergeben sich Werturteile, die zunächst nicht zu Gunsten unserer Zeit ausfallen.

Aus einer Ohnmacht, die über hundert Jahre gedauert hatte, und die verursacht war durch den furchtbaren Aderlaß des dreißigjährigen Krieges, erwachte die deutsche Nation bekanntlich, als die Siegesfanfaren des jungen Preußen unter des Großen Friedrich glorreicher Führung an ihr schlafbefangenes Ohr drangen. Das Volk wollte die Glieder regen — und fühlte zuerst wieder die Fesseln, die ihm der Territorialstaat angelegt und später der aufgeklärte Despotismus nur gelockert hatte. Noch war es zu schwach, um sich selbst zu befreien: dazu brauchte es erst den Orkan, der westlich vom Rheine durch den Feudalstaat brauste und alle hohen Wipfel krachend niederbrach.

Von jener Zeit an bis über die Mitte dieses Jahrhunderts gab es in Deutschland Preußen eigentlich nur zwei Parteien, und zwar zwei politische Parteien: Konservative und Liberale!

Wenn man sich die beiden Gegner näher ansah, so fand man gewiß, daß starke Klasseninteressen, Standesinteressen, Wirtschaftsinteressen die Zugehörigkeit zu einer der beiden Richtungen mit motivierten. Ganz selbstverständlich stand der an möglichst großer Verkehrsfreiheit interessierte Handelsstand — und mit ihm die Städte — in der ersten Reihe des Liberalismus; — und ebenso selbstverständlich stand der Grundbesitzer — und mit ihm das platte Land — als der fast einzige Privilegierte der sinkenden Feudalzeit vorwiegend unter dem Banner des Konservatismus. Es war ganz wesentlich der ewige Kampf der zwei Rechte, des einen, das „aus Vernunft Unsinn, aus Wohlthat Plage" wurde, und des anderen, „das mit uns geboren ward", und

Digitized by Google

das man sich im Notfalle „von den ewigen Sternen herabholen" darf. Und dieser Kampf ums Recht gegen das Recht war gewiß im tiefsten Grunde ein sehr materieller; denn das gewordene Recht brachte seinen Nutznießern sehr greifbare Vorteile.

Aber es waren doch die rein wirtschaftlichen Dinge damals nicht das einzige Motiv, das die Parteinahme bestimmte. Es waren starke ideologische Motive mit thätig. Der urewige Gegensatz zwischen Beharrung und Bewegung, in die Seele der Menschen projiciert als Phlegma und Sanguinismus, als Pessimismus und Optimismus, wirkten gewaltig mit. Und selbst diejenigen, die in dem Lager standen, das ihnen ihr Interesse anwies, wagten es nur in seltenen Ausnahmen, es sich und andern einzugestehen, daß sie für den eigenen Vorteil standen. Der ganze Kampf der Parteien kleidete sich in den Gegensatz zweier großer politischer Principien, die gleich berechtigt schienen, wie in einer Kant'schen Antinomie, und die man ehrlich und ohne besondere Feindseligkeit in der politischen Arena aufeinander platzen ließ, um zu sehen, welches das andere überwinden werde.

Und so kam es, daß damals die Linie, welche die politischen Parteien von einander schied, eine gewaltige Horizontale war, die alle Stände und Klassen mitten durchtrennte. Man fand Großgrundbesitzer und Standesherren — wir erinnern an Stein — an der Spitze der Liberalen; man fand ebenso Kaufleute unter dem Banner der Konservativen.

Wie anders ist das heute! Heute haben wir nicht zwei Parteien, sondern zwei Dutzend. Heute haben wir nicht die eine große Horizontallinie, sondern zwei Dutzend Vertikallinien. Heute ist fast jeder Stand, fast jede „Klasse" als besondere Partei organisiert. Es ist ganz selten, daß ein atavistisches ideologisches Bedürfnis einen Wähler aus den Reihen seiner Klasse in eine fremde Partei hineinführt; und wenn man diese seltenen Fälle untersucht, so wird man meistens den Verdacht gut begründen können, daß das allzumenschliche, der Ehrgeiz des M. d. R., hier eine starke Rolle mitgespielt hat. Aber diese Ausnahmen sind so gering, daß wir staunen, wenn wir einen Mann, der das „von" vor seinem Namen trägt, links, und einen Mann Namens Cohn rechts von Herrn Oriolla auffinden; ja, wir haben ein unwillkürliches Gefühl von Mißachtung, wenn wir vernehmen, daß ein „Arbeiter" nicht seiner als Partei organisierten Klasse angehört.

Dieser gewaltigen Veränderung der politischen Massenlagerung entspricht nun auch der Charakter des politischen Kampfes. Das Feigenblatt der Principien ist schon so zerfetzt, daß die Blöße des nackten Wirtschaftsinteresses keinem klaren Auge mehr entgehen kann. Die jüngeren und kräftigeren Parteien haben denn auch alle „Scham" verloren und bekennen ehrlich das Motiv ihrer Rüstung: Sozialdemokratie und Bündler; und wenn die älteren, abgelebten Parteien noch immer mit den alten „Grundsätzen" prahlen, so macht das auf den modernen Kopf den widerwärtigen Eindruck bewußten Phrasendreschens. Kein Leugnen kann mehr darüber forttäuschen: in der politischen Arena giebt es keine „Herrenreiter" mehr, die um die Ehre rennen, sondern nur noch Geschäftsleute, die um Geldpreise Sporn und Peitsche brauchen; das nackte, krasse Geldinteresse ist das Motiv der politischen Kämpfe; oder besser: wir haben den Wirtschaftskampf in politischer Verkleidung. Es giebt keine „Konservativen" mehr und keine „Liberalen", sondern nur noch Klassen, die das Wirtschaftsleben ausbeuten, und solche, die ausgebeutet werden; solche, die das ôte-toi, que je m'y mette, und solche, die das j'y suis, j'y reste als Parole wählen, wobei aber der begehrte Platz nicht die politische Macht, sondern die gefüllte Krippe ist.

Ein unermeßlicher Umschwung in einem Menschenalter und ein gewiß

Digitized by Google

wenig erfreulicher! Wer die Kräfte kennt, die aus den zwei Grundsatzparteien der Stein'schen Zeit die zwei Dutzend Portemonnaie-Parteien unserer Zeit gemacht haben, der kann es wagen, die weitere Entwicklung im nächsten Menschenalter vorauszusagen.

* * *

Die Ursachen, welche die politischen Parteien von ehedem in die wirtschaftlichen Interessenvertretungen von heute zerspellt haben, können nur wirtschaftlicher Art gewesen sein. Und so ordnet sich die Entwicklung, die wir hier betrachten, unter das große Grundgesetz der jetzt in vollem Siegeslaufe vordringenden modernen Geschichtsauffassung, die den historischen Einfluß von „Heroën" außerordentlich niedrig — und denjenigen von „Ideen" fast ebenso niedrig einschätzt, und als Haupthebel aller geschichtlichen Entwicklung ökonomische Ursachen betrachtet.

Für diese Auffassung ist die wirtschaftliche Entwicklung das Wesen, die politische Gestaltung nur die äußere Seite der geschichtlichen Dinge. Wenn sie richtig ist, so werden wir in einer Betrachtung der ökonomischen Veränderungen den Schlüssel für die politische Umgestaltung gewinnen.

Als Friedrich der Große Roßbach und Leuthen schlug, da gab es in Deutschland und namentlich in Preußen eigentlich nur zwei Stände: den grundbesitzenden Adel als privilegierte und die Volksmasse als unprivilegierte Klasse. Da Privilegien jederzeit Barwert gehabt haben, und da ein „Wert" jederzeit nur durch Arbeit erschaffen worden ist, so heißt das nichts anderes, als daß die nicht-privilegierte Volksmasse gezwungen war, für den privilegierten Adel zu arbeiten. Der kleine Mittelstand kam kaum in Betracht, und auch hier gab es ja Privilegierte — die Zunftmeister — und Ausgebeutete — die Gesellen.

Als das Wachstum der Bevölkerung die Lücken einigermaßen gefüllt hatte, die der entsetzliche Krieg der 30 Jahre geschlagen hatte; als die Ansammlung wirtschaftlicher Güter in friedlicheren Zeiten so weit vorgeschritten war, daß der geplagte Mensch sein Haupt wieder für einige Stunden in der Woche vom Ackerwerk und der Hobelbank erheben konnte, um über seine Lage nachzudenken: da fühlte Jeder am eigenen Leibe, daß ein weiteres Gedeihen nur möglich sei, wenn alle jene feudalen Fesseln des Verkehrs zerbrochen würden. Aus dem Lande, das zuerst von der durch die Aera der Entdeckungen neugeschaffenen Wirtschaftslage Nutzen gezogen hatte, aus England, drangen kühne, rebellische Gedanken über den Aermelkanal; Voltaire trug den Zündstoff zusammen und Jean Jacques Rousseau warf den prometheischen Funken hinein: die Welt ging in Flammen auf, und in der furchtbaren Glut sank auch das preußische Feudalsystem in Trümmer, schmolzen die härtesten Fesseln der wirtschaftlichen Freiheit. Die Zünfte wurden aufgehoben, die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit gewährt, die Erbunterthänigkeit abgelöst.

Wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder schnellte die deutsche Wirtschaft empor, als die Belastung von ihr genommen war. Wir kennen Alle die ungeheure Zunahme der Volkszahl und des Reichtums, die diese Entwicklung unserem Vaterlande gebracht hat. Sie hat uns von einem bevölkerungsarmen Kleinstaat zum Range einer dicht bevölkerten Großmacht emporgeführt, vom Ackerbaustaat zum Industriestaate. Sie hat das Jahrhunderte lang zersplitterte Reich erst ökonomisch und dann natürlich auch politisch zu einer unzerreißbaren Einheit zusammengeschmiedet.

Aber diese glänzende Entwicklung hatte ihre Schattenseiten. Sie schuf mit dem ökonomischen Aufschwung das kapitalistische Arbeitssystem und stellte an die Seite der nationalen Einheit die wirtschaftliche Verhetzung

Digitized by Google

der Klassen untereinander. Und die Außenseite wieder dieses wirtschaftlichen Interessengegensatzes ist die Parteizersplitterung im Reiche.

Die Ablösung der Erbuntertänigkeit und Schollenpflichtigkeit auf dem Plattlande sonderte die ehemals gleichartige Schicht der nicht-privilegierten Landbevölkerung in zwei Stände, deren materielle und geistige Entwicklung von jenem Augenblicke an stark divergierend auseinander ging: selbstwirtschaftende Bauern und besitzlose „freie" Tagelöhner, eine Klasse, die es nie zuvor gegeben hatte. Die im Wesen des Großgrundeigentums begründete Unmöglichkeit, dem ländlichen Nachwuchs auf dem Lande genügendes Unterkommen zu schaffen, warf die proletarisch-ungeheure „Proles" dieser neuen Klasse massenhaft in die Städte, um so massenhafter, als die Hardenberg'sche Verpfuschung der Stein'schen Reformen den Großgrundbesitz im preußischen Osten ganz ungemein vermehrt hatte; und diese Arbeiterschaaren ermöglichten der jetzt erst einsetzenden Großindustrie die Schöpfung jenes gewaltigen Arbeitssystems, dessen Glanzseite wir soeben gestreift haben. Es entstand also auch in den Städten eine neue Klasse, diejenige der „freien Industrie-Arbeiter", die es vorher ebenso wenig gegeben hatte.

Die Großindustrie ihrerseits verengte nun auf jedem Gebiete, das sie revolutionierte, den Markt und die Nahrung des altgesicherten „historischen Mittelstandes", des Handwerkers. Während sich einige aus dieser ehemals maßgebenden Schicht der städtischen Bevölkerung in den neuen ascendenten Stand der „Unternehmer" hoben, sah sich der Rest zurückgedrängt; er ging entweder in Beschäftigung und Einkommen zurück, versank in proletarische Lebensbedingungen in dem eitlen Bemühen, die immer gewaltigere und immer billiger arbeitende Maschine zu unterbieten; oder hielt zum wenigsten nicht Schritt mit dem steigenden Wohlstand seiner ehemals ihm standesgleichen Umgebung. Mit der Entwicklung des Eisenbahn- und Postwesens, mit der Annäherung aller kleinen Centren an den großen Weltverkehr traf auch den kleinen Handelsstand dieselbe Katastrophe: auch hier drang der Großbetrieb mächtig vor, machte durch Reisende, Wanderlager, Versandtkataloge eine Konkurrenz, die der auf seinen kleinen Markt angewiesene Kleinhändler nicht aushalten konnte. Und dieser Niedergang wurde wieder durch die ökonomische Verselbständigung des Standes der Industriearbeiter verschärft, die von dem Augenblicke an, wo sie einen genügend großen eigenen, „inneren Markt" hatten, sich in Konsumvereinen organisierten und die Vermittlung des Händlers damit ebenso umgingen, wie die Besteuerung durch den Händler.

Das Gesamtresultat dieser ganzen Entwicklung bis zum heutigen Tage ist also das, daß eine einzige, sehr schmale Bevölkerungsschicht davon bedeutenden Vorteil gehabt hat: das Unternehmertum, Bankokratie und „Schlotbaronie". Sie schwangen sich zu den Herrschern der aus den östlichen Landdistrikten abgeströmten und aus Landtagelöhnern in Stadt-Tagelöhner umgewandelten „freien" Arbeiter auf. Ebenfalls, wenn auch in bedeutend geringerem Grade, bevorteilt wurde die geringe Zahl von *Bauern*, die der Verballung der Stein'schen Gesetzgebung durch die schon unter Hardenberg mit aller Kraft wieder einsetzende preußische Reaktion entronnen waren. Alle anderen Schichten des Volkes — und es wurde je länger, je mehr die ungeheure Mehrheit — hatten Nachteil von der Umwälzung. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß der allgemeine Wohlstand der Arbeiterklasse in Stadt und Land ganz zweifellos stark gestiegen ist: die Lage einer Klasse bemißt sich nicht nach der *absoluten* Menge von materiellen Befriedigungsmitteln, sondern lediglich nach dem *relativen* Anteil, den sie aus der Gesamterzeugung an Werten erhält. Und dieser Anteil ist zweifellos auch für den Arbeiter gesunken. Um

Digitized by Google

ein beliebiges Zahlenbeispiel zu wählen, so bekamen sie früher die Hälfte von drei, jetzt aber nur ein Viertel von zehn.

Die ganze Entwicklung war zweifellos eine Folge der „liberalen Aera." Es konnte also nicht ausbleiben, daß diejenigen Klassen, die sich gehoben fanden, mit Fanatismus an jenen „Errungenschaften" festhielten, daß auf der anderen Seite die sinkenden Klassen scharf dagegen Front machten.

Diese Opposition drückte sich, soweit der „historische Mittelstand" in Frage kam, ganz natürlich darin aus, daß er sich zunächst der Partei des Grundadels anschloß, dem jener Umschwung der Gesetzgebung hatte gewaltsam abgerungen werden müssen, und der noch immer dagegen frondierte. Handwerk und Kleinhandel verließen die Heerhaufen des Liberalismus und zogen dem Konservatismus zu, um jene Zeiten wiederherbeizuführen, in denen sie einen größeren Anteil am Volkseinkommen genossen hatten, jene Zeiten, die ihnen durch den verklärenden Dunst der Geschichte hindurch als goldene erschienen.

Diesen Weg konnte die neugeschaffene städtische Arbeiterklasse nicht wählen. Für sie ging die Bahn vorwärts: nur mit dem völlig unbeschränkten Koalitionsrechte konnte sie die Waffe zum Siege ihrer Klasse gewinnen. Diese Waffe verweigerte ihnen der Konservatismus, mußte er ihnen verweigern, schon im Hinblicke auf seine eigenen ländlichen Arbeiter, deren Koalition der Ruin des Großgrundbesitzes gewesen wäre. Vom Liberalismus enttäuscht, dem Konservatismus durch Ursprung und Bedürfnisse todfeind, *mußte* sich diese von Tag zu Tage an Zahl und Macht anschwellende Klasse auf ein Programm vereinen, das beiden gleichmäßig entgegenstand. So entstand das Schlagwort vor der *einen*, reaktionären Masse, so der Kommunismus und die sozialdemokratische Partei. Das war die erste *große* moderne, d. h. rein wirtschaftliche Partei in Deutschland, das der erste Vertikalschnitt durch die Volksmasse.

Die Entstehung einer großen, wachsenden Partei links vom Liberalismus drängte diesen naturgemäß nach rechts. Es ist die Bestimmung aller politischen Parteien, allmählich nach rechts zu rücken. Denn die Parteiführer werden alt — und alte Leute verlieren die Eindrucksfähigkeit für neue Gedanken. Die Vertreter solcher neuer Gedanken werden gezwungen, sich zu einer eigenen Gruppe zusammenzuschließen, der sich dann der radikalere Teil der Mutterpartei anschließt: und so bleibt dieser als richtunggebend nur der rechte Flügel. Das ist typisch; wir können es in diesem Augenblicke nicht nur an den Fortschrittsparteien und dem Nationalliberalismus, sondern auch deutlich genug an der Sozialdemokratie beobachten.

So wurde der alte Liberalismus aus einer politischen Grundsatzpartei eine wirtschaftliche Interessenvertretung; er wurde zur Vertretung des ascendenten, durch die liberale Gesetzgebung gehobenen Unternehmertums; er streifte sein demokratisches Gewand ab, wurde „Manchestertum" und als solches in die Reihe der staatsbeherrschenden und staatsausbeutenden Klasse aufgenommen. Das äußere Kennzeichen dieser Wandlung war die Verleihung des Adels an die mächtigsten Mitglieder der Plutokratie.

* * *

Während sich diese Entwicklung vollzog, war die politische Einigung Deutschlands der längst vollendeten ökonomischen Einigung gefolgt und hatte eigentümliche Verhältnisse geschaffen, die das fernere Schicksal der beiden alten Parteien entschieden.

Schon das alte Preußen hatte zwei wirtschaftlich grundverschiedene Ländergruppen in einen Staatsverband vereinigt, den ausschließlich agrarischen Osten

Digitized by Google

und den vorwiegend industriellen Westen. Die Annexionen von 66 verschoben den preußischen Schwerpunkt stark nach Westen — und der Frankfurter Frieden von 1871 schweißte das ganze gewaltige Gebiet zwischen Memel und Maas in einen politischen Körper zusammen.

Damit schlug das Interesse des im alten Preußen noch immer maßgebenden Standes ins Gegenteil um. Der grundbesitzende Adel war von jeher freihändlerisch gewesen; denn die Transportkosten aus Ostelbien nach den Rheinlanden wären in den verkehrsarmen ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts durch keinen Schutzzoll auszugleichen gewesen, ganz abgesehen davon, daß der Getreidebedarf dieser Gebiete nicht sehr bedeutend war, ehe sich Bergwerke und Industrie im Kohleneisengebiete entwickelten. So ging der Getreideüberschuß des Ostseehinterlandes nach wie vor, wie seit fünf Jahrhunderten, nach den Niederlanden und England: und der preußische Grundadel stand fest auf dem Boden des „manchesterlichen" Freihandels, wie das für jede Getreide exportierende Herrenklasse natürlich ist.

Jetzt, nach der Einigung des Reiches, waren alle Verhältnisse geändert. Kanäle und Eisenbahnen verbilligten den Transport der ostelbischen Bodenschätze nach dem Westen, der gleichzeitig durch dieselbe großindustrielle Entwicklung ein immer kaufkräftigerer Konsument für Korn wurde, während ebenfalls zu derselben Zeit England anfing, sich mit amerikanischem Weizen zu ernähren. Es lag durchaus im Interesse des Grundadels, jetzt das neu angegliederte Gebiet für seine Exporte mit Beschlag zu belegen, durch Schutzzölle zu monopolisieren. Infolge dessen mußte zunächst die „Wissenschaft umkehren". Smith und Cobden wurden für unwissende und verrannte Schulfüchse erklärt, und Carey und Friedrich List wurden die Heroën und Oberpriester der neuen schutzzöllnerischen Aera.

Aber die Einführung der heiß begehrten Schutzzölle für Urprodukte war doch nicht so ohne weiteres möglich! Der Grundadel fand eine fremde Hand an der Klinke der Gesetzgebung, die sich nicht fortschieben ließ. Es war der „Adel" der westlichen Reichshälfte, die Bankokratie und Schlotbaronie, die durchaus nicht geneigt war, sich die Ernährung ihrer Arbeiterschaaren *ohne Gegenleistung* verteuern zu lassen. Die Kräfte standen gleich: und so mußte paktiert werden.

Es traf sich glücklich, daß der westliche Adel ebenfalls Wünsche hatte. Die deutsche Industrie war noch verhältnismäßig schwach entwickelt. Sie hatte nur in wenigen Zweigen Exportkraft, hatte noch den Binnenmarkt von den westlichen Konkurrenten, namentlich Belgien und Großbritannien, zu erobern. Dazu waren ihr Industriezölle hoch erwünscht. Sie bot also Kornzölle für Eisenzölle, und das „Geschäft" kam zustande. Der altpreußische Adel ließ seinen Groll gegen das deutsche Reich und die „Krone aus Dreck und Letten" fallen und fügte das verhaßte Rot zu dem heißgeliebten Schwarz-Weiß. Der Geldadel wurde social „recipiert", das „Kartell" beherrschte Deutschland, und es begann jene Hochflut „nationaler Gesinnung", die Jeden für einen „Reichsfeind" erklärte, der diese wirtschaftspolitische Schwenkung nicht mitmachen wollte.

Damit wurde der Kern des ehemaligen Liberalismus konservativ, die Nationalliberalen.

Es blieb ein kümmerlicher Rest von der damaligen Sammlung fern. Es waren dies einerseits die Vertreter derjenigen Industrien, die auf den Export angewiesen waren und blieben; andererseits die *jüdische* Bankokratie, die von der sozialen Reception in die Herrscherklasse ausgeschlossen war, und schließlich ein winziges Häuflein gutgläubiger Ideologen, die im Freihandel eine unumstößliche, ewige Wahrheit sahen, und einige Nachzügler des politischen Liberalismus der alten Zeit, aufrichtige Demokraten, die der Kommunismus zur Linken abschreckte. Sie bildeten die freisinnige Partei, deren verschiedene, materiell interessierte

Digitized by Google

und ideologische Bestandteile sich seither fortwährend vereinigten und wieder trennten, ohne aus der Gährung zur Klarheit kommen zu können. In der „Freisinnigen Vereinigung" findet man heute im wesentlichen die erste, in der „Volkspartei" die zweite Gruppe fraktionell zusammengeschlossen.

So lange die Interessen der beiden Herrscherklassen im Osten und Westen zusammenliefen, beherrschte die Koalition Deutschland, und es regierte sich glatt und leicht. Aber das Verhältnis konnte nicht von Dauer sein! Denn je mehr die Industrie sich enfaltete, ein um so größerer Interesse hatte der Grundadel an landwirtschaftlichen Schutzzöllen, aber ein um so geringeres der Fabrikadel an industriellen. Es mußte ein Augenblick eintreten, wo die Industrie den Binnenmarkt endgiltig erobert hatte: und von diesem Moment an überwog ihr Interesse an billigem Brot für ihre Arbeiter daheim, d. h. Minderung des Agrarhochschutzes, — und an offenen Grenzen im Auslande d. h. Minderung der eigenen Industriezölle, die natürlich dort Repressalien hervorgerufen hatten. Dieser Augenblick trat ungefähr um die Zeit ein, in der Bismarck entlassen wurde, eine neue Gunst des Schicksals, das seinen Liebling auch hier nicht verließ: denn von diesem Augenblicke an war es mangels einer festen Regierungsmajorität unmöglich geworden, in Deutschland einen festen Kurs zu halten.

Der ewige Gegensatz zwischen dem Grundadel und jeder Form industrieller Thätigkeit war nach kurzer Latenz wieder manifest geworden. Die Solidarität der beiderseitigen Interessen war nach kurzer Zeit zerbrochen, das „Kartell" zerfiel für immer mit dem Gemeininteresse — und der Zickzackkurs begann. Die Handelsverträge wurden geschlossen, aber ihre Urheber wurden stille Männer; und der geschädigte Grundadel organisierte sich in einer neuen Partei, die freilich noch immer leugnet, eine solche zu sein, zum unbedingten Schutze seiner Privatinteressen, zum „Bunde der Landwirte".

Nur ein gemeinsamer Boden blieb den beiden Herrscherklassen noch, die Niederhaltung der Arbeitermassen. Eine Herrschaft ist immer ökonomische Ausbeutung, war nie etwas anderes, und kann nie etwas anderes sein. Nur um materielle Vorteile zu genießen, wird die Herrschaft erstrebt und erhalten. Ohne die Knebelung der Arbeiter in Stadt und Land ist Grundadel und Schlotadel undenkbar. Und so ist es ganz natürlich, daß der Grundadel den Versuch macht, diesen letzten gemeinsamen Boden zur Schaffung eines neuen Bundes mit dem Industrieadel zu benutzen, und daß trotz der augenfälligen Schwenkung der Sozialdemokratie zur Reform „der rote Lappen" wieder lustig geschwenkt wird. „Staat, Religion und Sitte" werden für gefährdet erklärt, das „kleine Sozialistengesetz" fiel gegen ganze zwei Stimmen, Herr v. Puttkamer tauchte aus der ehrenvollen Versenkung, und Herr v. Posadowsky läutet Sturm gegen die „rote Revolution".

Das ist der Boden, auf dem vor unseren Augen eben jetzt wieder zur „Sammlung" geblasen wird. Und es ist wundervoll charakteristisch, daß die großen Arbeiterherren, die Industriellen, fast durchweg sich diesem neuen Kartell angeschlossen haben, der weise Stumm als Rufer im Streit weit voran, während die an der Arbeiterfrage nicht unmittelbar interessierten Bankokraten und die nicht mit organisierten Arbeitern, sondern vorwiegend mit Heimarbeitern producierenden und exportierenden Industriellen fast durchweg der „Gegensammlung" zugeschworen haben. Und weil beide Gruppen bisher in der nationalliberalen Partei friedlich zusammengesessen hatten, deßwegen geht jetzt die tiefe unregelmäßige Splitterspaltung durch diese zum Zerrbilde gewordene „Partei".

* * *

Digitized by Google

Während diese kleineren Nebenströmungen das Kartell zusammenführten und wieder zersetzten, war aber die Hauptströmung, die kapitalistische Wirtschaftsentwicklung, in einem schwindelnden Tempo vorangeschritten, und hatte ihrerseits neubildend und zersetzend auf die alten Parteien eingewirkt.

Wir hatten den „historischen Mittelstand" in dem Augenblicke verlassen, wo er, vom Liberalismus abgeschwenkt, sich dem Grundadel anschloß, der ihm mit Innungsplänen, Befähigungsnachweisen und Erdrosselung der Konsumvereine und Warenhäuser den „goldenen Boden" von ehedem wiederherzustellen versprach.

Dieses unnatürliche Bündnis konnte indeß ebensowenig von Dauer sein, wie das „Kartell". Dort hatte wenigstens eine Zeit lang eine Interessensolidarität bestanden: hier aber war davon auch nicht einen einzigen Augenblick die Rede. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Grundadel die ehrliche Absicht hatte, seiner Hülfstruppe mit gesetzgeberischen Maßnahmen unter die Arme zu greifen; aber es ist eben kein gangbarer Weg auffindbar, um die erwachsene Wirtschaft eines moderen Kulturstaates in die Kinderkleider ihres Zunftsäuglingsalters wieder hineinzubekommen, ohne die Großindustrie zu beschränken. Und dagegen wehrte sich diese natürlich, und natürlich mit Erfolg: denn sie war ja Mitglied der beherrschenden Klasse.

So konnte es denn unmöglich selbst jener rückständigsten aller deutschen Bevölkerungsklassen verborgen bleiben, daß die „Kartellparteien" sich aus dem großen Staatstopfe an Schutzzöllen, Liebesgaben, Prämien u. s. w. dick und fett aßen, während der „historische Mittelstand" mit Versprechungen und gesetzgeberischen Mätzchen ohne Barwert hingehalten wurde. Es kam ja noch nicht gleich zur Trennung; aber die Hülfstruppe steckte doch ihr eigen Banner aus und warb unter eigenem Sprüchel.

So entstand der — Antisemitismus, der „Sozialismus der dummen Kerls". Seine Entstehung ist eines der interessantesten psychologischen Probleme der Geschichte.

Es regte sich nämlich lauter und lauter in dem Bewußtsein dieser sinkenden Klasse der Handwerker und Kleinhändler das dumpfe Empfinden, halb gefühlt, halb gedacht, daß doch irgend etwas an der gepriesenen „göttlichen Weltordnung" faul sein müsse, wenn es ihnen selbst immer schlechter und wenigen Anderen immer besser gehe. Der Haß gegen das „Kapital" schwoll auch hier dumpf empor. Nun war aber das Kapital ja Mitbestandteil der göttlichen Weltordnung, seine Inhaber Stützen dieser Ordnung, Reserveofficiere und Schwiegerväter aktiver Officiere, hohe Staatsbeamte und Tischgenossen des Kaisers. Und diese „Kapitalisten" waren ja Mitglieder jenes „Staates", jener Regierung, um deren Beistand man bettelte. Unmöglich, die anzugreifen, die man brauchte! Und so richtete sich das Drängen ganz naturgemäß gegen diejenige Kapitalistengruppe, der man die soziale Rezeption versagt hatte, gegen das jüdische Kapital: der Antisemitismus der unteren Klassen!

Weßhalb hatte die vereinigte christliche Herrenklasse dem jüdischen Kapital die soziale Aufnahme verweigert? Weil die Staatskrippe nur wenig Plätze hat im Verhältnis zu der Zahl von unversorgten Söhnen, die namentlich der arme Landadel in die Officier- und Beamtenstellungen hineinschieben muß, will er seinen Klassenstandard nicht verlieren. Die jüdische Haute finance und die zahlreiche jüdische Intelligenz begann in drohender Zahl um diese Stellen den Wettkampf aufzunehmen: daraus entstand der Antisemitismus der oberen Klassen.

In Parenthese: es kommt uns nicht etwa bei, behaupten zu wollen, daß die Antisemiten von oben oder von unten diese wirtschaftlichen Motive ihrer

Digitized by Google

Stellungnahme kennen und nun in bewußtem Schwindel den Widerwillen gegen die Nicht-Arier zum Vorwand nehmen. Davon kann gar keine Rede sein! Wenn Jemand ehrlich ist, dann sind es diese „Politiker“: sie sind politisch und historisch viel zu wenig gebildet, um unehrlich zu sein. Die Erklärung liegt tiefer. Der Mensch folgt unfrei der Strömung auf der Linie des geringsten Widerstandes; da er sich aber frei glaubt, so konstruiert er sich Empfindungen und Ueberzeugungen, die zu seinen Handlungen stimmen, und schafft sie sich durch Autosuggestion zu Motiven um. Das ist ein jedem Psychologen geläufiger Vorgang. Ein bekanntes Beispiel wird den komplicierten psychischen Mechanismus klarer machen. Der berühmte Bernheim erteilte einst einem Hypnotisierten den Auftrag, mehrere Tage später zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Hause eine ihm genau beschriebene Person zu erstechen. Der Mann erschien und ging mit einem Messer auf sein Opfer los, wurde aber natürlich festgenommen. Nach seinen Motiven befragt, wußte er einen ganzen Roman von einer tödlichen Beleidigung zu erzählen die ihm der — ihm gänzlich unbekannte — Mann zugefügt habe. Gerade so werden die Antisemiten durch einen unterbewußten Trieb, den Trieb der wirtschaftlichen Selbsthaltung gegen die einzige Gruppe der kapitalistischen Herrenschicht gedrängt, die für ihre rückständige Auffassung nicht mit dem Tabu belegt ist, gegen die jüdische Haute finance, und erfinden sich dafür ein angebliches Motiv in historischen „Wahrheiten“ und in „rassenhaften“ Gegensätzen.

Jedenfalls diente der Antisemitismus dem Grundadel und dem sinkenden Mittelstande eine Zeit lang als gemeinsamer Boden, gab ihnen das gemeinsame Interesse trotz aller Verschiedenheit des Ausgangspunktes.

Aber die kapitalistische Entwicklung machte hier keinen Halt; immer tiefer sank der Mittelstand von seiner einstigen Höhe, immer ferner rückte ihm die Fata Morgana der guten alten Zeit, — und immer klarer entschleierte sich selbst diesen durch alle denkbaren Scheuklappen geblendeten Augen das wahre Gesetz der Entwicklung. Die Hoffnung auf Hilfe seitens der herrschenden Klasse sank tiefer und tiefer: und die Trennung trat ein, schiedlich aber nicht friedlich. Stöcker wurde aus der konservativen Partei hinauskomplimentiert, und Ahlwardt erfand den anmutigen Stabreim: Gegen Junker und Juden! Die deutschsoziale Partei war geboren.

* * *

Der Austritt des antisemitischen Mittelstandes aus der großen Mutterpartei des Konservatismus war nur das erste Symptom einer tiefgreifenden Zersetzung dieser Parteibildung. Vor unseren Augen vollzieht sie sich weiter mit einer Klarheit der Symptome, die gesicherte Schlüsse auf die nächste Zukunft zu ziehen erlaubt.

Die konservative Partei setzt sich heute noch zusammen oder besser wird heute noch gewählt von folgenden Klassen der Bevölkerung: Beamte, Großgrundbesitzer, evangelische Bauern nnd Landtagelöhner.

Wenn wir von den Beamten, als einer durchaus von der jeweiligen Regierung abhängigen und andererseits von der allgemeinen Wirtschaftslage fast unabhängigen Klasse absehen, so bleiben drei Klassen übrig, deren Interessen feindlich gegeneinander laufen, und deren heute noch bestehender Zusammenhang deshalb in allen Fugen sich lockert.

Nicht einmal der Großgrundbesitzerstand ist solidarisch. Es besteht ein ziemlich tiefer Gegensatz zwischen den Magnaten, namentlich den reichen Majoratsherren einerseits und den kleineren Großgrundbesitzern andererseits. Jene sind

Digitized by Google

wirtschaftlich durchaus gesichert, selbst wenn die Kornpreise noch weiter sinken und die Arbeitslöhne noch weiter steigen. Denn ihre Fideikommisse sind schuldenfrei; ihr Einkommen ist so gigantisch, daß eine Verminderung sie kaum berührt; und last not least haben sie vielfach in dem Besitze von Industrie- und Bergwerksaktien eine Rückversicherung gegen rein agrarische Krisen. Diese Magnaten, denen die Liebesgabenpolitik ungeheure Summen jährlich in den Schoß wirft, betrachten ihren Landbesitz mehr vom politischen als vom wirtschaftlichen Standpunkte; sie müssen staatsmännisch sein, nach dem Grundsatze: Qui trop embrasse, mal étreint, um nicht große Vorteile für relativ kleine Verbesserungen aufs Spiel zu setzen.

Ganz anders der „großagrarische Mittelstand", wenn man sich so ausdrücken darf. Er besteht überwiegend aus solchen Personen, deren Gut ihr ganzes Vermögen oder wenigstens dessen größten Teil darstellt. Sie sind vielfach durch hohe Kauf oder Erbverschuldung überlastet und darum von der agrarischen Krise in der Wurzel ihrer Existenz bedroht. Ihr verhältnismäßig bescheidenes Einkommen ist so tief gesunken, daß ihre Klassenlage geradezu bedroht ist. Sie können nicht „staatsmännisch" sein, sondern sind auf sofortige und gründliche Hülfe angewiesen.

Dieser Gegensatz hat sich vor einigen Jahren zuerst in der Maßregelung des Herrn von Helldorf geäußert. Er ist nach Kräften zugedeckt worden, ist aber darum nicht verschwunden und führt unaufhaltsam zu einer weiteren vertikalen Scheidungslinie durch den Körper der konservativen Mutterpartei. Es sei an die einschneidenden Auseinandersetzungen zwischen Regierungskonservativen und Agrarkonservativen erinnert, die seither nicht von der Tagesordnung verschwunden sind; an die bekannten Vorgänge in Königsberg, wo der ostpreußische Adel sich in zwei Heerhaufen spaltete, deren einer dem Grafen Dönhoff, der andere dem Grafen Dohna folgte, an die Parteinahme des Kaisers u. s. w.

Der „großagrarische Mittelstand" hat sich mit den evangelischen Bauern im Bunde der Landwirte organisiert. Noch hat er sich nicht formell von der konservativen Partei losgelöst, noch besteht eine Personal Union zwischen der Partei und dem „Vereine". Aber es kracht im Gebälk. Vergebens ist der Regierungskonservatismus unter dem kaudinischen Joche hindurchgegangen, um die Einheit zu bewahren, vergebens hat er den demagogischen Antisemitismus ins Tivoliprogramm aufgenommen, vergebens Ahlwardt in den Reichstag gewählt und Antrag Kanitz und Bimetallismus wohlwollend erwogen: der innere Gegensatz der Interessen führt den „Bund" ebenso unwiderstehlich auf eigenen Bahnen hinaus, die von dem alten Konservatismus fort-, und teilweise sogar gegen ihn führen, wie früher den Antisemitismus. In der Wahlbewegung, die sich vor unseren Augen abspielt, tritt es klar zu Tage, daß der agrarische Mittelstand sich viel mehr zu dem städtischen Mittelstande hingezogen fühlt, als zu den fürstlichen Landmagnaten; „Bund" und Antisemiten gehen vielfach zusammen und erzwingen den Verzicht „pflaumenweicher" Konservativer zu Gunsten agrarisch-antisemitischer Heißsporne, und in einzelnen Wahlkreisen stehen Bündler und Konservative sich gegenüber. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis wann die faktisch schon heute vollzogene Loslösung des agrarischen Mittelstandes auch formell durch Errichtung einer eigenen, unabhängigen Partei anerkannt sein wird. Wenn auch die altpreußischen Bündler diese Trennung aus allgemein-politischen Machtrücksichten so lange wie möglich werden aufhalten wollen, so wird sie doch ihre Kerntruppe, der westdeutsche Bauernstand, dazu zu zwingen wissen.

Denn hier setzt, deutlich erkennbar, schon wieder eine neue Trennungslinie an. Der Bauer hat Interessen, die denen des Großgrundbesitzers schnurstracks

Digitized by Google

entgegengesetzt sind. Das ist schon entwicklungsgeschichtlich tief begründet: denn der Großgrundbesitz ist lediglich durch Raub, Gewaltthat und Rechtsverdrehung auf Kosten des Bauernstandes gebildet worden.

Der Großgrundbesitzer leidet an den niedrigen Kornpreisen und den hohen Arbeitslöhnen mehr als an seiner Verschuldung. Er braucht hohe Kornpreise und niedrige Löhne, der Bauer mit ganz geringen Ausnahmen niedere Kornpreise — denn er muß Korn zukaufen, — und hohe Löhne — denn entweder hat er keine bezahlten Hülfsarbeiter, oder er ist gar selber bezahlter Hülfsarbeiter größerer Nachbargüter! Wenn der Bauer in einer Notlage sich befindet, so ist es darum, weil er hoch verschuldet ist, und diese Verschuldung ist fast durchaus *Erbverschuldung*! Der bleibende Erbe wird überlastet, weil er die weichenden Erben nach Maßgabe des *Verkehrswertes* der Güter auszahlen muß. Und dieser Verkehrswert ist nur aus dem einen Grunde so erdrückend hoch, weil die Nachfrage nach Land ungeheuer viel stärker ist als das Angebot, und zwar, weil das Angebot durch die *Bindung des Bodens* in der Gestalt von Großgütern künstlich beschränkt ist. Der Bauernstand wird sich der erdrosselnden, mit jedem Generationswechsel sich vermehrenden Verschuldung nur entziehen können, wenn durch Verminderung resp. Aufhebung des Großgrundbesitzes das Landangebot steigt und der Verkehrswert der Bauerngüter fällt. Darum ist der Bauernstand auch aus diesem Grunde der natürliche Todfeind des Großgrundeigentums.

Und der Bauernstand fängt an, sich dieses Gegensatzes der Lebensbedingungen bewußt zu werden. Wenn der „Bund der Landwirte" mit seiner Majorität westdeutscher evangelischer Bauern den Regierungs- und Beamtenkonservatismus höflich verdrängt und unter Umständen auch grob bekämpft, wenn gleichzeitig die Zentrumsbauern aufsässig werden und in Oberschlesien so gut wie in Bayern den Bundschuh herausstecken, wenn weiterhin die Freisinnige Vereinigung mit ihren Bauernvereinen vorwärts dringt und die masurischen Bauern eigene Kandidaten proklamieren, so ist diese Gleichzeitigkeit der Erscheinungen in Gebieten von so großer natürlicher und kultureller Verschiedenheit ein untrügliches Zeichen dafür, daß zum ersten Male wieder seit dem furchtbaren Aderlaß von 1521/1525 der deutsche Bauer zu politischem Leben erwacht ist und seinen Bedrängern entwächst. Es wird nicht lange mehr dauern, bis im ganzen Reiche der Bauernstand seinen Reiter, den „Junker", abwirft und mittels einer eigenen Partei seine eigenen wirtschaftlichen Interessen wahrnimmt. Es wird ein ewiger historischer Verdienst des „Bundes der Landwirte" heißen, daß er diesen Erweckungsprozeß durchgeführt hat, zum Segen der Gesamtheit, die erst ihr Gleichgewicht finden kann, wenn ein freier, großer Bauernstand das Schwergewicht seiner berechtigten Ansprüche in die Wagschale der öffentlichen Kräfte wirft. Denn wie Gierke gewiß Recht hat, wenn er die furchtbare, politische Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands seit dem Mittelalter darauf zurückführt, daß der Bauernstand vom politischen Leben abgesperrt war: so gewiß ist unsere greuliche politische Verwilderung und Verwirrung fast nur darin begründet, daß die beiden produktiven Stände des platten Landes, Bauern und Landarbeiter, bisher jener kleinen aber mächtigen Gruppe Heeresfolge leisteten, deren Vernichtung ihr einziges Ziel hätte sein müssen.

Diese Einsicht beginnt jetzt im *Bauernstande* zu dämmern, und wird schon in diesem Wahlkampfe einige Ueberraschungen bringen. Aber noch rührt sich nichts in der letzten Massenschicht, die der konservativen Partei Wählerdienste leistet: noch ist der *Landarbeiter* Stimmvieh der Junker.

Könnte er *denken*, er wäre es nicht; denn der erste Lichtstrahl der Erkenntnis würde ihm die eine große Thatsache enthüllen, daß er nur gedeihen

Digitized by Google

kann, wenn der Großgrundbesitz fällt. Will er in seinem Berufe und seiner Heimat bleiben, aber zu einer höheren sozialen und wirtschaftlichen Staffel emporsteigen, so muß er zum Bauern werden: dazu gehört Land — und das Land gehört dem Großgrundbesitz. So ist dessen Fall seine einzige Erlösung.

Aber er kann nicht denken und darf auch nicht denken können! Daher der Haß der Herrenklasse im Osten gegen Schule und Aufklärung, daher die Verweigerung des Koalitionsrechtes, daher die Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages auf 5 Jahre. Denn die Wahl war die einzige Gelegenheit, um den östlichen Tagelöhner über seine Klassenlage aufzuklären — und das konnte der Großgrundbesitz nicht vertragen.

Noch regt sich kaum ein Zeichen, das darauf hindeutet, daß auch diese tiefste Klasse des deutschen Volkes erwacht. Gewisse Anzeichen lassen darauf schließen, daß sich die Nationalsozialen dazu anschicken, das Licht in ihre Finsternis zu tragen. Sie würden sich ein unsterbliches Verdienst damit erringen. Denn das ist **a priori** klar, daß ein Volk erst dann zur gerechten Selbstverwaltung gelangen kann, wenn alle seine Klassen und Stände in seiner Vertretung im Verhältnis ihrer Zahl und Kraft vorhanden sind. Wenn der Landarbeiter aufwacht, dann erst ist Deutschland politisch reif, dann erst beginnt sein Mannesalter. Jetzt ist es noch in der unklaren Gährung der Kinderzeit.

* * *

Ziehen wir zum Schlusse das Facit aus der gesamten großen Innenbewegung des politischen Lebens in Deutschland, die wir versucht haben, aus ihren wirtschaftlichen und politischen Ursachen herzuleiten und zu begreifen! Da zeigt es sich nicht nur, daß jede einzelne Klasse — mit einziger Ausnahme der noch unter der politischen Bewußtseinsschwelle verbliebenen Landarbeiterbevölkerung — sich als eigene Interessenvertretung organisiert hat; sondern es ist auch klar, daß alle diese Heerhaufen, die sich von dem alten Liberalismus und Konservatismus abgesplittert haben, trotz aller inneren Gegensätze eine konvergente Marschrichtung haben. Sie ziehen, wie zerstreute Truppen in Feindesland, auf einen „Richtungspunkt" sich zusammen, zu gemeinsamem Angriff: und der gemeinsame Gegner ist der Klassenstaat, repräsentiert durch die herrschenden Klassen, Grundadel und Geld- resp. Industrieadel.

Ich habe in einer soeben erschienenen „Neuen Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft"*) den Nachweis zu führen versucht, daß die menschliche Wirtschaft und die menschliche Staatengeschichte, die ich als Querschnitt und Längsschnitt durch den sozialen Körper betrachte, unter einem großen Gesetze stehen, dem „Gesetz der Strömung". Die Menschen strömen vom Orte höheren Druckes zum Orte geringeren Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes. Ist der Ort des geringsten sozialen Drucks, d. h. der größten wirtschaftlichen und politischen Vorteile besetzt, so kommt es zum Kampfe zwischen den **beati possidentes**, d. h. dem „gewordenen Recht" und den ins Minimum Drängenden, d. h. dem „werdenden Recht". Diesen Kampf nennt man „Rassenkampf", wenn es sich um verschiedene Nationen, und „Klassenkampf", wenn es sich um Angehörige desselben Volkes handelt.

Nach diesem Gesetze strömen alle Schichten der Kulturvölker, die von der

*) Großgrundeigentum und soziale Frage. Berlin 1898. Verlag Vita.

Digitized by Google

kapitalistischen Entwicklung benachteiligt worden sind, die „Ausgebeuteten“ im Sinne Marx', gegen das täglich sich vertiefende „Minimum“, in dem sich die Herrenklasse, die „Ausbeuter“ befinden. Der Klassenkampf ist auf der ganzen Linie entbrannt: und die Verschiedenheit des Schlachtrufes erklärt sich nur daraus, daß die Angreifer je nach ihrem Ausgangspunkte verschiedene Banner auf den Wällen der Festung Klassenstaat sich gegenüber finden. Darum hieß bisher die Parole der Sozialdemokratie: Nieder mit dem Kapitale!, die des Mittelstandes: Nieder mit dem jüdischen Kapital!, die der Bauern und des kleineren, ascendenten Unternehmertums: Nieder mit dem Großgrundeigentum!

Aber, je dichter sich die Gegner auf den Leib rückten, um so klarer wurde es den Angreifern, daß es eigentlich nur einen Gegner giebt, der zu bekämpfen ist, einen Drachen mit vielen Köpfen, die es fruchtlos ist, einzeln abzuschlagen, weil sie sofort aus dem Rumpfe nachwachsen. Die Ueberzeugung bricht sich — auf allen Seiten — immer mehr Bahn, daß ein Sieg nur denkbar ist, wenn es gelingt, das Rückgrat des Klassenstaates zu durchhauen — und als dieses Rückgrat erkennt man immer deutlicher das agrarische Großgrundeigentum.

Ich habe in meinem oben zitierten Werke den Nachweis geführt, daß das Großgrundeigentum eine Schöpfung jener vergangenen, übrigens als Durchgangsstadium unvermeidlichen, Rechts- und Wirtschaftsepoche der Sklavenwirtschaft (des „Nomadenrechtes“) ist, in der das Motiv der ökonomischen Anstrengung der Zwang ist; daß es in der Tauschwirtschaft, in der das Motiv der ökonomischen Anstrengung das Eigeninteresse ist, unmöglich hätte entstehen können, und darum in ihr einen Fremdkörper darstellt.

Als solcher stört und zerstört dieser letzte Rest einer sonst durchaus überwundenen Wirtschaftsepoche die Gesundheit der Tauschwirtschaft und zwar, indem er auf die Landarbeiterbevölkerung einen einseitigen wachsenden Druck ausübt, der sie nach dem Gesetze der Strömung zur Aus- und Abwanderung treibt. Da nämlich der gesamte Zuwachs des auf das Großgut entfallenden Volkseinkommens als „Zuwachsrente“ dem juristischen Eigentümer zufließt, während die Arbeiter auf ihr Fixum beschränkt bleiben; da ferner, wenn die Volkszahl zunimmt, nach dem Gesetze der Arbeitsteilung das Einkommen aller andern Mitglieder der Volksmasse steigen muß: so entsteht fortwährend zwischen der Landarbeiterbevölkerung und der übrigen Bevölkerung eine Differenz des sozialen Druckes, die fortwährend ein Abstrom der ersteren auszugleichen bestrebt sein muß.

Bekanntlich entsprechen die Thatsachen dieser logischen Deduktion vollkommen*). In der That ist die „Landflucht“ der Tagelöhner das wichtigste Problem der Zeit, wie die Debatten über die Freizügigkeit im preußischen Landtage gezeigt haben. Die Ursache dieser exzessiven Wanderung ist das agrarische Großgrundeigentum selbst; und ihre Folge ist — die soziale Frage.

Die Auswanderung der Landarbeiter hat die enorme plötzliche Vermehrung des Getreideareals der Weltwirtschaft zur Folge gehabt, die die überseeische Konkurrenz, den Preissturz der Urprodukte und die Agrarkrisis verursachte. Die Abwanderung hat die Großgrundbesitzer der Arbeitskräfte beraubt, die sie nötig gebrauchten, um durch Uebergang zu intensiverer Wirtschaft der Krisis zu entwachsen; sie hat jene Reserve-Armee in die Städte geworfen, deren Ueberangebot auf den Arbeitsmarkt drückt und allein den Aufschwung der Industriearbeiter verhindert; und schließlich hat die

*) Vgl. meinen Aufsatz: „die Agrarfrage“ in Heft 4, 1897 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Verblutung des platten Landes bei gleichzeitigem ungesundem Wachstum der Industriebezirke jenes unheilbare Mißverhältnis zwischen Erzeugungskraft und Kaufkraft des heimischen Marktes hervorgerufen, das sich im Exportindustrialismus Luft schaffen muß und uns zu einer abenteuerlichen Weltmachtpolitik zwingt: — das in einer jobberhaften Spekulation und in immer schwereren Krisen seine ethische und ökonomische Nachtseite auch für den Unternehmerstand enthüllt.

Die Erkenntnis dieses sonnenklaren Zusammenhanges wird die historisch üblichen dreißig Jahre brauchen, um sich durchzusetzen: aber eine Erkenntnis ist für politische Verschiebungen nur von sekundärer Bedeutung. Nach dem „Gesetz der Strömung" treiben die Menschenmassen auch ohne Erkenntnis dem Orte tiefsten Druckes zu — und daraus erklärt es sich, warum jetzt der Wahlkampf beherrscht wird von der Parole: Nieder mit dem Junkertum!

Diese Parole kann von nun an nicht mehr aus dem öffentlichen Leben verschwinden, so lange der Großgrundbesitz in Europa nicht zertrümmert ist.

Denn die Zeit ist ein für alle Male vorbei, in der der Großgrundbesitz ohne aktive Eingriffe in das Wirtschaftsleben seine steigende „Zuwachsrente" bezog. Seine eigene Wirkung auf die Wanderbewegung seiner Bevölkerung hat ihm die beiden Notstände geschaffen, an denen er zu Grunde geht: sinkende Preise und steigende Löhne! Und so kann er sich nur halten, wenn er sich wirtschaftliche Vorteile sichert durch steigende Zölle, Prämien und dergleichen; und wenn er sich politische Vorteile sichert durch Beschränkungen der Freizügigkeit seiner Tagelöhner, um über billige Arbeitskräfte zu verfügen.

Beides ist nur möglich durch aktive Angriffe auf die eigensten Lebensinteressen der sämtlichen anderen Volksschichten, durch Schädigung der Exportindustrieen, Lähmung des Handelsstandes und Knebelung der Arbeiter in Stadt und Land, d. h. Bekämpfung des modernen Staates und des modernen Bürgerrechtes.

Nicht Bosheit ist es, nicht Rückständigkeit, sondern Verzweiflung, was die Großgrundeigentümer zu diesem aussichtslosen Beginnen treibt. Sie klammern sich als Ertrinkende in rücksichtsloser Angst an die Schwimmenden, in der Absicht sich zu retten, mit dem Erfolge aber, sie mit ins Verderben zu reißen, wenn man sie nicht abschüttelt.

Diese Verzweiflungshandlungen sind es, die jetzt, wenn nicht von der Erkenntnissphäre, so doch von der Gefühlssphäre aus, in immer breiteren Schichten des Volkes die Vorstellung festigen, daß das Großgrundeigentum mit dem modernen Kulturleben unvereinbar ist. Diese Vorstellung, durch die Notwehr aufgezwungen, hat die wichtigste Wandlung der ganzen neueren Politik hervorgerufen, den Beschluß der sozialdemokratischen Partei, sich zu Gunsten der bürgerlichen Linken gegen das Junkertum am Landtagswahlkampfe zu beteiligen. Es ist kein Zufall, daß gerade diese Partei zuerst zu der grundlegenden Taktik gelangt ist, denn sie steht als Vorhut und Kerntruppe des werdenden Rechtes der Festung Klassenstaat am nächsten und hat damit die günstigste Beobachtungsstellung.

Die anderen Parteien werden folgen, um so schneller, wenn dieses Mal noch die ungeweckte Landarbeiterbevölkerung dem Grundadel zum Siege verhelfen sollte, was freilich herzlich unwahrscheinlich ist. Denn dann wird die Politik der Volksausbeutung zu Gunsten eines verlorenen Standes so ungeheuerliche Orgien feiern, wird die Knebelung der Volksrechte und die Besteuerung der Volksarbeit zur Aufrechterhaltung des adligen Standard und der politischen Adelsstellung so unerträglich werden, daß in den fünf Jahren bis zur nächsten

Digitized by Google

Reichstagswahl die agrarische Welle bis zur höchsten Höhe gestiegen sein wird, um dann klatschend am Strande zu verebben — auf immerdar!

Die politischen Sturmkolonnen ziehen zu konzentrischem Angriff heran. Ein Mal noch vielleicht mögen die Verteidiger den Angriff abschlagen: aber in absehbarer Zeit muß die stolze Citadelle fallen. Denn immer mächtiger und *immer einiger* werden die Gegner — und immer schwächer wird die Besatzung durch Abfall ihrer Lanzknechte.

Die Tragikomödie nähert sich ihrer Katastrophe! Der „Held" wird fallen durch eigene Schuld, der letzte tapfere und gar nicht unsympathische Vertreter einer versunkenen Welt der Waffen und der Romantik, das Großgrundeigentum. Und auf der großen Bühne der Weltgeschichte wird bald das Vorspiel zu sehen sein zu dem neuen gewaltig-feierlichen Schauspiel, dessen Held die *freie* Menschheit darstellt. —

Das Wunderbare.

Novelle von **Ernst von Wolzogen**.

Die junge Gräfin Aremberg erwachte aus unruhigem Schlummer. Das Pochen an ihrer Schlafzimmerthür hatte sich in einen wilden angstvollen Traum hinein verwoben, wie die Ankündigung eines lang gefürchteten schrecklichen Ereignisses. Sie träumte sich in einem öden verwunschenen Schloß, von schreckhaften Gesichten verfolgt. Sie hatte ihren Gatten ermordet in einem Anfall von wildem Haß, der aus eben so wilder Liebe entsprungen war — in der alten versiegten Cisterne des äußeren Burghofes lag seine Leiche und allnächtlich schlich sie sich hinaus, trotz Sturm und Regen, fegte die welken Blätter, die der Herbst im Laufe des Tages über den verwilderten Burghof gestreut hatte, mit einem Reisbesen zusammen, hob mit aller Anstrengung ihrer schwachen Kräfte eines der dicken Bretter womit die alte Cisterne bedeckt war, auf und warf den Haufen Laub hinein. Bis zum Morgen hatte der Sturm doch wieder eine frische braune Streu über den Hof geschüttelt, sodaß ihr heimliches Treiben am Morgen nicht bemerkt werden konnte. Jetzt mußte der Leichnam gewiß schon 3, 4 Fuß hoch mit Laub bedeckt sein — und wenn die Schicht nach ihrer Berechnung 7 Fuß hoch sein konnte, wollte sie mit ihrer nächtlichen Arbeit aufhören. Sie wußte nicht warum es gerade 7 Fuß sein mußten, aber sie hegte die bestimmte Ueberzeugung, daß dann jede Gefahr der Entdeckung beseitigt sein und sie wieder ruhig schlafen können würde. Oh diese entsetzlichen Nächte! oh diese Qual der Tage! wenn sie als trauernde junge Wittwe mit roth geweinten Augen umherging und sie nicht vom Boden zu erheben wagte, weil ihr in jedem

Digitized by Google

Blick, der sie traf eine lauernde, grausam forschende Frage zu liegen schien: „Weißt du nicht vielleicht am besten wo der Verschwundene zu suchen ist?“ Es war entsetzlich! Aber wenn sie erst ihre sieben Fuß hoch Laub in den Brunnen geworfen hatte, dann war ihr Geheimniß gut zugedeckt für alle Zeiten. Sie lachte hell auf im Vorgefühl der stolzen Freude, die sie genießen würde, wenn sie sich wieder frei fühlte, frei von aller dummen Furcht und befreit auf ewig von dem Verhaßten, der nun sicher da drunten spurloser Vernichtung entgegen moderte. Ihr jähes Lachen erweckte einen schaurigen Widerhall in dem hochgewölbten Schlafgemach. Eine fürchterliche Angst ergriff sie plötzlich und sie zog die Glocke um ihre Kammerfrau herbei zu rufen. Da erhob sich in allen Räumen des Schlosses vom Keller bis unter's Dach ein gellendes, klirrendes Läuten wie von hundert geborstenen Glocken, und der schauerliche Wiederhall drohte die Wände zu zersprengen. Dann klang der betäubende Lärm in ein langgezogenes Wimmern aus — dann Grabesstille — und endlich drei harte und doch hohl hallende Schläge gegen das eisenbeschlagene eichene Thor. Das war das heimliche Gericht ..... Die Unthat war entdeckt! — — —

Die Gräfin fuhr empor, stützte sich leise aufstöhnend auf den linken Ellbogen und preßte die Rechte gegen das wild klopfende Herz. Kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, ihre Glieder schüttelte ein Frost. Es war stockfinster um sie her und sie unterdrückte ihre keuchenden Athemzüge um zu lauschen. Aber da war ja wirklich das Klopfen! Träumte sie denn nicht?

Jetzt wurde ungeduldig an der Thürklinke gerüttelt.

„Wer ist da?“ Nur in heiserem Flüsterton vermochte sie die Frage hervorzustoßen.

„Ich bins. Zum Donnerwetter mach' doch auf! Was soll denn das heißen?“ Drang es von draußen zurück.

Da wurde sie plötzlich ganz wach; sie hatte die Stimme ihres Gatten erkannt. Sie tappte nach den Streichhölzern und machte Licht, dann suchte sie mit zitternden Fingern ihr Taschentuch unter dem Kopfkissen hervor und tupfte sich die Schweißperlen von der Stirn, seufzte tief auf, biß die Zähne aufeinander und zog die feinen schwarzen Brauen zusammen, sodaß ihr zartes, weiches Gesicht einen trotzig starren Ausdruck bekam. Dann warf sie die Steppdecke von broncefarbenem Atlas zurück, stieg aus dem Bett und schritt im Hemd und mit bloßen Füßen über den weichen Teppich unhörbar zur Thür. Sie schob den Riegel zurück.

Ihr Gatte stand vor ihr; er hielt das Porzellanlämpchen in der Hand, das ihm der Diener immer auf die Treppe stellte, wenn er Abends fort ging, und ihr matter Schein beleuchtete ein rothes, etwas gedunsenes Gesicht, die Schlagadern am Halse zeichneten sich blau ab und der hohe Stehkragen legte sich so eng um diesen Hals als ob er ihn zuschnüren wollte. Das flotte blonde Schnurbärtchen hing zerzaust um die etwas vollen Lippen. Er hob das Lämpchen in die Höhe und packte mit der rechten Hand seine Frau an der Schulter um sie bei Seite zu schieben, falls sie ihm etwa den Eintritt verwehren wollte. „Was ist denn das für eine neue Manier? sich einzuriegeln! verrückt! laß ich mir nicht gefallen — einfach nicht — gefallen — verstanden?“ damit trat er an ihr vorbei über die Schwelle und setzte das Lämpchen auf den Toilettentisch neben dem großen Wandspiegel nieder.

Die junge Gräfin stand regungslos neben der Thür.

„Wolf, wie siehst du denn wieder aus?“ brachte sie mühsam heraus und starrte mit weiten Augen nach ihm hinüber.

Er blieb vor dem Trumeau stehen und betrachtete mit blöden Augen

Digitized by Google

sein Spiegelbild, dann griff er in die Tasche, zog zwei ineinander gesteckte Elfenbeinbürstchen hervor und brachte mit ein paar Strichen Frisur und Bart in Ordnung. Er verbeugte sich militärisch vor seinem Spiegelbilde und schnarrte mit etwas schwerer Zunge:

„Morjen Herr Kamerad, muß gestehn, finde Sie in Anbetracht der vorgerückten Stunde noch ganz proper. Verfluchter Kerl, he, he, einfach nicht umzubringen!" Damit drehte er sich auf dem Absatz herum und schwankte seiner Frau entgegen. „Morjen gnädige Frau, melde mich gehorsamst von Urlaub zurück."

Er versuchte liebenswürdig zu lächeln und breitete die Arme nach ihr aus. Der rothe Kopf, der offenstehende Mund und die zusammen gekniffenen, feucht schimmernden Augen verliehen dem jungen Manne, der kaum die Dreißig erreicht haben mochte, etwas Abstoßendes, Blödes und Brutales zugleich. Gräfin Marie fröstelte. Sie wich seiner Umarmung mit einer raschen Bewegung aus und beeilte sich wieder in ihr Bett zu kommen.

Aber bevor sie noch die Füße hinaufgezogen hatte, war er bei ihr, setzte sich neben sie auf den Bettrand und preßte die heftig sich Sträubende mit starken Armen an sich.

„Ach Du, Du .... Du bist schön — Du weißt gar nicht wie!" stammelte er heiß und bedeckte sie mit gierigen Küssen.

Der Weindunst, der von ihm ausging, machte ihr übel, seine trunkene Zärtlichkeit empörte sie. Mit Aufbietung aller Kräfte stieß sie ihn zurück zog die Füße auf das Bett hinauf und wickelte ihre große schlanke Gestalt fest in die Decke.

„Schämst Du Dich denn nicht? Du bist ja schon wieder betrunken!" sagte sie leise und streng. „Gönne mir jetzt wenigstens meine Ruhe."

Graf Wolf richtete seine vornehme, kräftige Gestalt stramm auf, drehte seine Bartspitzen in die Höhe und erwiderte gleichgiltig: „Betrunken? ich? erlaube mal, ich bin überhaupt nie betrunken — ausgeschlossen — kann mir gar nicht mehr passieren. Ich möchte nur wissen, wozu wir überhaupt verheiratet sind, wenn Du Dich vor mir einschließt und Dich — so anstellst!"

„Du vergißt wohl, wie viele Nächte ich Dich wachend erwartet habe? Das war Dir auch nicht recht, da hast Du mich gescholten — Du weißt wohl selbst nicht mehr, wie!"

„Ach Gott ja — es mag ja sein," versetzte er, die Stirn in Falten ziehend und sich mit den Fingern nervös durch das blonde glatte Haar fahrend. „Man wird eben stumpf. Was will man denn mit sich anfangen? Du verstehst das ja nicht — woher solltest Du denn das verstehen, meine Liebe? Da geht man eben hin wo's lustig ist. Oh ich sage Dir, es war heute riesig fidel: mein alter Oberst hat wieder tolle Geschichten zum Besten gegeben und der Dings — à propos der Dingsda läßt sich Dir angelegentlichst empfehlen — der Dingsda — na Donnerwetter, der Doktor Möll ... Möllendorf. Ja wahrhaftig, es war riesig fidel! Ist doch nette — wirklich nette Gesellschaft beisammen im Roi de Prusse. Der Dings da ... hab' ich Dir schon ausgerichtet, der Dings da, der Doktor läßt sich Dir gehorsamst zu Füßen legen — der schönsten Frau der Stadt, hehe! Wirklich wahr! Ich bin übrigens schauderhaft müde. Gute Nacht, mein Engel, ich werde jetzt schlafen. — Ist ja doch alles faul — ekelhaft faul — ist ja nicht zum Aushalten!"

Und plötzlich stürzte der große starke Mann wie von einem Faustschlag im Nacken getroffen vor dem Bette in die Knie und brach in ein Schluchzen aus, das ihn hin und her stieß wie eine willenlose Masse.

Digitized by Google

Die Gräfin richtete sich erschrocken im Bette auf, legte zaghaft ihre Hände auf seine Schultern und blickte mit angstvollen Augen auf ihn hernieder: „Wolf, was ist Dir? Mein Gott, was hast Du denn? Ich bitte Dich, wenn Dich etwas drückt, sprich Dich doch aus."

Er würgte seine Thränen hinunter und dann tasteten seine Hände zitternd an ihrem Oberkörper empor, bis sie an ihren Schultern einen Halt fanden. So zog er sich an ihr, die ihm willig entgegenkam, hoch und bettete seinen Kopf an ihrem Busen und klammerte sich dabei um ihren Hals und weinte still.

Und sie strich ihm mit der Hand über das Haar wohl eine Viertelstunde lang, und erst als sie seinen Athem ruhiger gehen hörte, flüsterte sie ihm in's Ohr: „Komm, Lieber, mach Dir's bequem. Du kannst doch nicht so knien bleiben; es ist auch kalt im Zimmer. Geh doch zu Bett, Wolf."

„Laß mich doch, laß mich doch hier," bettelte er ganz leise, und dann richtete er sich auf und streifte nur die Stiefeln ab, riß ungeduldig den steifen Hemdkragen herunter und streckte sich in Kleidern, so wie er war, an ihrer Seite aus. „Laß mich da liegen, das thut mir so wohl!" bat er und schmiegte wieder seinen Kopf an ihre warme Brust.

Die Gräfin lag mit offenen Augen da und starrte in die brennende Kerze, bis ihr zwei dicke Thränen die Wangen herunterliefen, dann schlug sie mit dem Taschentuch das Licht aus und streckte sich schwer aufseufzend. Der Gatte an ihrer Seite schien nach wenigen Minuten schon fest eingeschlafen zu sein; sie aber fand keinen Schlaf. Sie sann und sann und konnte keine Antwort finden auf all die schweren Fragen und quälenden Zweifel, die ihr das Herz bedrückten seit dem Tage, da sie mit diesem Manne zum Altar getreten war. Vorher nicht, nein, vorher war sie glücklich gewesen ohne Fragen und ohne Zweifel. Sie hatte ihn ja so sehr geliebt, seit ihrer Kindheit schon. Vetter Wolf war schon des kleinen wilden Mädchens Ideal gewesen; der liebe, hübsche, lustige Vetter Wolf, der schneidige Offizier, der tolle Reiter, der herzensgute Junge! Sie hatten sich schon ganz ernsthaft als Bräutigam und Braut betrachtet, bevor sie noch confirmirt waren. Dann hatte er sie freilich lange warten lassen — bis er 29 Jahre alt geworden war. Die Eltern hatten gemeint, die ihrigen sowohl wie die seinigen, das sei die beste Zeit zum Heiraten; ein junger Mann müsse erst austoben und sich die Hörner ablaufen. Und sie hatte ihnen das geglaubt und sich dabei beruhigt. Sie wußte ja so wenig von der Welt und vom Leben und verließ sich vertrauensvoll auf die Meinung erfahrener Leute. Wohl waren auf Umwegen Gerüchte zu ihr gedrungen, daß es der Vetter Wolff ein bischen arg getrieben und seinen Eltern schwere Sorgen gemacht habe, aber sie legte dem nicht viel Gewicht bei, weil die Ihrigen selber über diese Dinge scherzend hinweg gingen. Im Uebrigen hatte sie es ja gut daheim. Sie war gesund und stark und genoß die harmlosen Freuden eines Landedelfräuleins zufriedenen Gemüthes. In den letzten Jahren freilich ließ sich der Vetter immer seltener auf ihrem väterlichen Gute sehen und verbrachte seinen Urlaub meist auf Reisen im Ausland, die zu seiner Bildung unbedingt nöthig sein sollten, wie es hieß. Da eröffnete ihr eines Tages die Mutter, ohne daß auch nur ein Wort oder eine Zeile von seiten Wolfs sie darauf vorbereitet hätte, daß in vier Wochen die Hochzeit stattfinden sollte. Sie war inzwischen schon 24 Jahre alt geworden. Der Vetter hatte schriftlich in einem steifen förmlichen Briefe um ihr Jawort gebeten; aber mit der Feder hatte er nie sehr gewandt umzugehen gewußt. Und als er dann endlich selber kam und sich ihr gegenüber so eigenthümlich scheu und

Digitized by Google

klein wenig geärgert, später aber sich das so zurecht gelegt, als ob diese Zurückhaltung ein Zeichen jünglinghaft zarten Gefühls sei. Und nun hatte sie sich dadurch gar geschmeichelt gefühlt und mit glückseligem Herzklopfen der freien Zärtlichkeit des Ehestandes entgegen gebangt.

Aber es war ganz anders gekommen. Er hatte nicht einmal während der Hochzeitsreise den alten unbefangenen Ton ihr gegenüber finden können und ihre zaghaft zärtliche Werbung mit schlecht gespieltem Nichtverstehenkönnen unbeachtet gelassen. Wohl waren sie Mann und Weib geworden, aber wie unerfahren und unwissend sie auch war, es wurde ihr doch von Tag zu Tage deutlicher, daß ihrer Vereinigung das Beste fehle: das seelische Aufgehen ineinander. — Und so tauschte sie für die in heißen Nächten erschlossenen Geheimnisse neue Räthsel ein, die ihre Tage mit quälender Scham und bangen Zweifeln erfüllten. Konnte denn das Liebe sein? Sie hatte Niemanden, dem sie sich anvertrauen mochte, und er selber, der Kalte und doch so Heißgeliebte, wich ihren Andeutungen und ihren fragenden Blicken ängstlich aus. Er kürzte die Hochzeitsreise ungeduldig ab und ließ sich mit ihr in der glänzenden Residenzstadt nieder, nachdem er seinen Abschied als Offizier genommen. Er wurde Kammerherr des Königs und führte sie an den Hof. Sie wurde viel bewundert und umschmeichelt, sie lebte ein bequemes Leben ohne Sorgen, in einem reichen und geschmackvoll eingerichteten Heim, sie sah viel Gesellschaft bei sich und machte neben vielen gleichgiltigen auch einige interessante Bekanntschaften — aber ihrem Gatten kam sie nicht näher und die Lücke in ihrem Herzen blieb unausgefüllt.

Dann kam das Schlimmste. Sie mußte zu ihrem Schrecken bemerken, daß ihr Gatte nicht nur bei Tisch ungewöhnlich viel trank, sondern auch zu allen Tagesstunden aus einem Wandschränkchen die Cognacflasche hervorholte und ein, zwei, auch drei Gläschen hintereinander hinunterstürzte. Wenn sie Abends nicht zusammen eingeladen waren oder das Theater besuchten, so ging er allein aus in eine Gesellschaft von alten Junggesellen und jungen Lebemännern, die allabendlich im Hôtel zum König von Preußen zusammen kam. Und sie waren erst vier Monate verheiratet! Sie versuchte anfangs ihn zu beschämen, indem sie aufblieb, um ihn zu erwarten, so spät er auch heim finden mochte — und das war für sie, die als Landkind frühe Stunden gewöhnt war, ein schweres Opfer. Die ersten paar Male starrte er sie nur verwundert an und nahm weiter keine Notiz von der auffälligen Thatsache, dann aber fuhr er sie grimmig an und verbat sich den Unsinn. Wenn sie schon mit Gewalt ihre Gesundheit ruiniren wollte, dann sollte sie es wenigstens auf eigene Rechnung thun und nicht immer diesen theatralischen Empfang mit dem anklagenden Augenaufschlag für ihn arrangiren. Und da war sie schweigend zu Bett gegangen. Vom andern Tage ab hatte sie sich ein besonderes Schlafzimmer eingerichtet und die Thür abgeriegelt, wenn sie sich zur Ruhe begab. Aber schlafen hatte sie deßwegen doch nicht können. Stunde für Stunde hörte sie die große Standuhr im Salon schlagen bis Wolf heimkehrte, und dann starrte sie mit offenen Augen in die Finsterniß und lauschte beklommen auf jedes Geräusch in seinem Schlafzimmer nebenan und harrte mit klopfendem Herzen dem Momente entgegen, wo er auf ihre Thürklinke drücken und entdecken würde, daß sie sich eingeriegelt habe. Aber nichts dergleichen geschah. Er ging zu Bett, ohne sich ihrer Thür auch nur zu nähern. Offenbar war er mit der Trennung ganz zufrieden — und das schmerzte sie noch mehr als die harten Worte, mit denen er sich ihr Aufbleiben verbeten hatte. Und nun war er endlich doch gekommen — und der Groll über die kränkende Vernachlässigung, die er ihr

Digitized by Google

zu Theil werden ließ, ja selbst der Ekel vor seiner Trunkenheit war vergessen in dem Augenblicke, wo er weinend vor ihr in die Knie brach und hilflos wie ein Kind an ihrer Brust Trost und Ruhe suchte. Ach, es war ja nicht wahr, daß sie ihn haßte und auf Rache sann; das hatten ja nur alles ihre überreizten Nerven in wüsten Träumen ihr vorgegaukelt — sie liebte ihn ja so sehr wie nur je — mehr noch liebte sie ihn wie je, denn er war unglücklich und sie glühte vor heiliger Begierde, ihm zu helfen. Was war es nur, das ihr sein gütiges Herz, seinen früheren sorglos heiteren Knabensinn so entfremdet und verkehrt hatte und was war es, das ihn heute so hilflos zu ihren Füßen niederwarf? Sie wußte keine Antwort darauf. Aber sie mußte es wissen, was es auch sei, und sie mußte ihm helfen, denn sie war ja die Nächste dazu.

„Ach Wolf, mein Wolf, habe mich doch wieder lieb!" brach es plötzlich unwillkürlich aus ihrer tiefsten Seele hervor, halblaut, in rührendem Kinderton, und dabei legte sie sich, ihm zugewendet, auf die Seite, umklammerte ihn fest mit beiden Armen und drückte seinen Kopf zärtlich in das weiche Kissen ihres Busens.

Da fuhr er jäh aus dem Schlaf empor, machte sich aus ihrer Umarmung los, nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände, warf sich über sie und küßte sie mit wahnsinniger Glut, daß ihr schier der Athem verging, und zwischen den Küssen stammelte er flüsternd und doch so deutlich — so deutlich: „Hetty, meine Hetty, Du Einzige! Ich laß Dich nicht — ich klammere mich an Dich — Du magst wollen oder nicht! Ich gehe zu Grunde ohne Dich! Ich liebe Dich wahnsinnig! Ich kann Dich nicht vergessen, hörst Du, Hetty, ich kann nicht! Ich liebe ja nur Dich, nur Dich, Du wonniges Weib! Du — Du — Du . . . erlöse mich — ich laß Dich nicht!"

Jede Silbe verstand Gräfin Marie und wie vergiftete Pfeilspitzen bohrte sich Silbe für Silbe in ihr zu Tod erschrockenes Herz und seine wilden Küsse brannten ebensoviel schmerzhafte Wunden, als wären sie Tropfen weißflüssigen Metalles, von einem grausamen Henker ihr langsam auf das nackte Fleisch gespritzt, und als er sie endlich auf einen Moment zu Athem kommen ließ, da stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, raffte alle ihre Kraft zusammen und schlug ihm mit der kleinen Faust ins Gesicht.

Mit einem Fluch taumelte er empor, sprang vom Bette und machte ein paar Schritte in das finstere Zimmer hinein. Keuchend hörte sie seinen Athem aus- und eingehen — und dann, nach einer langen bangen Pause, sagte er heiser und mühsam das eine Wort: „Pardon!" — Dann verließ er das Zimmer. Sie hörte ihn in seinem Schlafgemach in verbissener Wuth herumrumoren, mit dem Waschwasser plätschern, Stühle ungeduldig bei Seite schieben, ein kurzes Krachen seiner Bettstelle als er sich schwer hineinfallen ließ — und dann war es endlich ganz still.

Nun wußte sie es also.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Am andern Morgen um neun Uhr saß die junge Gräfin Aremberg am Frühstückstisch. Wohl merkten die Dienstboten ihrem bleichen Gesicht mit den umränderten Augen an, daß sie eine schlechte Nacht gehabt haben mußte — die

Digitized by Google

Kammerfrau hatte sogar eine theilnehmende Frage gewagt — aber sie lebte doch. Sie ging umher und erfüllte ihre Hausfrauenpflichten und trank ihren Kaffee und las mit bitterem Lächeln den Brief ihrer Mutter, in dem sie in den herkömmlichen Wendungen einer gebildeten Dame ihrer Freude darüber Ausdruck gab, daß die Tochter von den höchsten Herrschaften so ausgezeichnet werde und in ihrem glücklichen behaglichen Heim eine so gewählte Gesellschaft um sich versammle. Sie las auch flüchtig die Morgenzeitung durch und dann setzte sie sich mit einer Handarbeit zum Fenster und arbeitete eine Stunde lang daran wie an andern Tagen auch. Und doch hatte sie die ganze Nacht wachend gelegen und in wilder Verzweiflung gebetet, daß Gott — der Gott an den sie innig glaubte, der ihre kindlichen Bitten so oft erhört hatte — sie durch einen raschen Tod von unerträglichen Leiden erlösen möchte. Aber sie war stark und gesund, sie starb nicht so leicht! Es däuchte ihr doch hundertmal leichter zu sterben als zu leben mit der schrecklichen Gewißheit, ausharren zu müssen an der Seite eines Mannes, der sie nicht lieben konnte, der seinen Schmerz über den Verlust seiner wirklichen und einzigen Geliebten durch Alkohol zu betäuben suchte! Sie hatte auch an Scheidung gedacht; aber die erschien ihrem mit allen Vorurtheilen eines rechtgläubigen Landedelfräuleins erfüllten Geiste als weit schlimmer als der Tod; ihre Angehörigen, das wußte sie, würden sie in Grund und Boden verdammen, wenn sie nicht ihre Christenpflicht erfüllte und bei dem Manne ausharrte, dem sie am Altare feierlich Treue gelobt hatte. Sie würden sie überspannt schelten, weil sie sich ein vorehelliches Verhältniß so sehr zu Herzen nahm, ohne welches ein hübscher eleganter Kavalier wie Wolf Aremberg gar nicht denkbar sei, sie würden sie auslachen und heimschicken, und der Papa würde dem Schwiegersohn einen scherzhaften Brief schreiben und ihm an's Herz legen seiner dummen kleinen Frau die Mucken verständig auszutreiben. Oh sie war nicht mehr so unwissend als wie sie in die Ehe getreten. Die paar Monate bei Hofe, in der vornehmen Gesellschaft von großen Weltdamen und vielerfahrenen Kavalieren, hatten sie längst darüber aufgeklärt, daß es für Männer und Frauen anerkanntermaßen zweierlei Moral gebe und sie hatte die kindliche Einbildung, daß sie die erste und einzige Liebe ihres Gatten sei, auch schon fahren lassen und sich fest vorgenommen sich nicht so leicht zur Eifersucht hinreißen zu lassen, am wenigsten auf vergangene Passionen ihres leichtlebigen Wolf. Daß ihr Fall ein ganz anderer war als der der gewöhnlichen Convenienzehen in der großen Welt, wer sollte das begreifen? Sie allein konnte ihr schreckliches Schicksal in seiner ganzen Unabänderlichkeit fassen: in dem leidenschaftlichen Ton seines wilden Verzweiflungsausbruches lag die Wahrheit. Ja, jetzt mußte sie ihn hassen und verachten, denn sein Ja vor dem Altar war ein bewußter Betrug gewesen.

Es schlug zehn Uhr und Graf Wolf schlief immer noch. Die Gräfin legte ihre Handarbeit bei Seite und schritt unschlüssig auf und ab. Sollte sie einer Aussprache nicht lieber aus dem Wege gehen? Was konnte dabei herauskommen? Wenn sie sich ihm einige Tage nach Möglichkeit entzog, so würde seine Wohlerzogenheit ihn nöthigen sich vor ihr zu entschuldigen und dann würde wahrscheinlich ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen stattfinden, ihrer Stellung in der Welt zu Liebe ein kühles, auf vorsichtige Höflichkeit und taktvolle Nachsicht gebautes Verhältnis aufrecht zu erhalten, welches nach Außen den Schein einer anständigen Durchschnittsehe zu wahren geeignet sein konnte. War es nicht unklug, heute schon eine Aussprache herauszufordern? Aber wer konnte von ihr verlangen, daß sie vernünftig handeln sollte unter dem frischen Eindrucke einer so niederschmetternden Aufklärung?

Digitized by Google

Sie fühlte sich so schlaff und zerstört, unfähig zu einem Entschluß. Sie mochte auch nicht fliehen vor ihm, denn sie war allzu neugierig sein Gesicht zu sehen nach dem Ereignis dieser Nacht. Sie mußte dieses Gesicht noch sehen, bevor sie sich entschloß, ob sie fliehen oder standhaft die Folgerungen ziehen sollte.

Die Uhr zeigte zehn Minuten nach Elf als Graf Wolf endlich am Frühstückstisch erschien. Das kalte Bad, das er jeden Morgen zu nehmen pflegte, hatte die Spuren der wüsten Nacht fast verwischt und seinem stark gebräunten Soldatengesicht merkte man die Blässe der Erschlaffung nur wenig an; nur die Augenlider waren dick und schwer und das Weiße in den Augen gelblich getrübt. Er stutzte einen Moment, als er die Gräfin vor sich stehen sah, sie hatte sich von ihrem Fensterplatz erhoben und legte ein Buch, in dem sie zu lesen versucht hatte, rasch bei Seite. Er pflegte sie mit einem kühlen „Guten Morgen liebes Kind" und einem sehr höflichen Handkuß zu begrüßen; heute schritt er stumm auf sie zu und griff nach ihrer Hand. Sie trat unwillkührlich einen Schritt zurück und verbarg beide Hände auf dem Rücken.

„Ah so;" sagte er: „Pardon!" Dann setzte er sich an den Frühstückstisch, drückte den Knopf der elektrischen Birne, die von dem Kronleuchter herunterhing, und befahl dem gleich darauf eintretenden Diener den Kaffee aufzutragen. Dann nahm er die Zeitung zur Hand, zog die Stirne in Falten und ließ die Augen über die Spalten wandern.

Die Gräfin stand immer noch mit den Händen auf den Rücken am Fenster und beobachtete ihn. Aber als der Diener hereinkam, drehte sie sich um und schaute zum Fenster hinaus und so blieb sie stehen, während der Graf sein Frühstück genoß. —

„Gedenkst Du auszufahren?" hörte sie ihn nach langen schweigsamen Minuten fragen.

Sie zuckte nur die Achsel als Antwort. —

Wieder entstand eine lange Pause. Dann erhob sich der Graf vom Tische und machte einige Schritte auf sie zu.

„Es scheint", begann er unsicher: „Du erwartest von mir eine Erklärung. Ich versichere Dich, liebe Marie, daß ich meine verdammte Aufregung lebhaft bedaure. Du wirst natürlich . . . . . ich würde es für das Beste halten die Geschichte nicht weiter aufzurühren. Schwamm drüber ist immer das Beste. Man wird sich ja wohl zusammenzunehmen wissen — in Deinem Interesse möchte ich Dir auch rathen nicht weiter nachzuforschen; aber natürlich, Du hast ein Recht auf vollständige Aufklärung. Wie gesagt, ich möchte Dich gerne damit verschonen — aber wenn Du die Wahrheit durchaus wissen willst . . "

„Ja, ich will sie wissen." Gräfin Marie wandte sich rasch um und ihre blauen Augen blitzten ihn leidenschaftlich an.

Er senkte den Blick vor ihr und drehte nervös an seinem Fingerring; Dann sagte er: „Darf ich Dich bitten mir auf mein Zimmer zu folgen?" Er ging zur Thür und hielt sie höflich für sie offen.

In seinem Zimmer angekommen setzte sich die Gräfin in einen bequemen Sessel und schloß die zitternden Finger fest um die Seitenlehne. Ja, die volle Wahrheit — das war gut! und wenn sie daran sterben sollte, sie mußte jetzt alles wissen.

Der Graf ging mit großen Schritten hin- und her und nagte an seinem Schnurrbart. Dann schloß er das Wandschränkchen auf, in dem er seine Liqueure und Cigarren verwahrt hatte, stürzte zwei Gläschen Cognac hinunter und zündete sich eine Cigarre an. Er verschloß das Schränkchen, und rauchend

Digitized by Google

und mit dem Schlüsselbunde in der Hosentasche rasselnd ging er wieder mehrere Minuten lang auf und ab.

Endlich begann er ohne seine Frau anzusehen: „Du hast doch von Adine Remberg gehört?"

„Die berühmte Berliner Schauspielerin?" gab die Gräfin verwundert zurück. „Was soll die hier?"

„Ja wohl, die berühmte Berliner Schauspielerin," fiel der Graf rasch ein. „Manche halten sie jetzt schon für die größte Schauspielerin Deutschlands; Du hast ja wohl ihr Bild in Journalen und sonst wo gesehen. Nun also, diese Adine Remberg verdankt mir ihren Namen — A. Remberg — Du verstehst wohl? Sie hat sich den nom de guerre beigelegt — ich weiß nicht — vielleicht in dankbarer Erinnerung — — kurz und gut: sie war meine Geliebte, anderthalb Jahre lang als ich in Posen in Garnison stand. Damals hieß sie noch Hetty Drigalsky und war die Tochter meiner Wäscherin. Der Vater war Wagenmeister bei der Post. Die Eltern hatten mehr für ihre Erziehung gethan als ihre Mittel ihnen eigentlich erlaubten; aber es reichte doch nicht so weit um ihre Bildung zu einem Abschluß zu bringen und so mußten sie froh sein, daß das Mädchen um seines gewandten Benehmens und hübschen Gesichtes willen als Büffet-Mamsell in dem ersten Café der Stadt Anstellung fand. Sie zählte ihre Anbeter bald nach Dutzenden, ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz waren erregt, es war ihr heiß geworden im Kopf darüber — na und so . . . . . Sie überschätzte den Werth der Tugend nicht — mich mochte sie wohl auch wirklich gut leiden — und da nahm sie denn die hübsch möblirte Wohnung sammt Kleidung, Wirthschafts- und Nadelgeld ohne langes Zieren von mir an."

„Und um eines solchen Geschöpfes willen muß ich . . . . . ." Gräfin Marie vermochte den Satz nicht zu vollenden. Sie hatte alle ihre Kraft zusammennehmen wollen, um ihn mit scheinbarem Gleichmut bis zu Ende anzuhören und ihm dann ihres Herzens aufrichtige Meinung kalt und vernichtend ins Gesicht zu schleudern. Aber mit ihrer Fassung war's schon vorbei. Oh sie besaß auch Temperament! Diese Schmach! die Seele erfüllt von dem Bild dieses Geschöpfes hatte er um ihre Hand zum heiligen Lebensbunde gebeten; der Tochter der Wäscherin, der Büffetmamsell, der käuflichen Dirne galten die heißesten Küsse, die glühenden Betheuerungen mit denen er die betrogene Gattin halb erstickte! Er brauchte die Nacht und die Berauschtheit um seinen Sinnen vorzugaukeln, daß er jene andere in den Armen halte. Im Licht des Tages dagegen vermochte er sich nicht einmal zu einer mitleidigen Lüge aufzuraffen und verbarg sein falsches Herz hinter kalter Höflichkeit! Oh Schmach und Schande!

Alles das wollte sie ihm sagen. Was brauchte sie noch weiter zu hören? Sollte sie vielleicht abwarten, bis er in der Erinnerung an das hochbezahlte Glück sich in schwärmerischer Beschreibung der Reize und Talente seiner Büffetmamsell vor ihr erging? Nein — sie wußte ganz genug. Sie preßte die Hand aufs Herz und rang nach Athem, dann schlug sie wüthend mit der Faust auf die Stuhllehne, daß ihr die Hand schmerzte und stieß mit Anstrengung hervor: „Wegen so Einer! Pfui, das ist erbärmlich, es ist empörend!"

Da stand er vor ihr mit geballten Fäusten, seine Arme zitterten, seinen Kopf hatte er zwischen die Schultern gezogen, die Zähne aufeinandergebissen und seine matten Augen glühten sie wild an; ein wenig vorgeneigt, wie ein zum Sprunge ausholender Tiger, stand er vor ihr und zischte sie an: „Schweig du! Pack Deine sittliche Entrüstung ein! Hast Du eine Ahnung davon, was

Digitized by Google

ein genialer Mensch ist? Ein Mensch, der sich aus eigner Kraft aus dem Nichts heraufarbeitet, der mit niederen Schicksalen und Verhältnissen ringt, der sich selbst erzieht und unablässig an sich arbeitet, bis er alle verborgenen Kräfte seiner Seele aufgeweckt hat. Und die staunende Welt blickt begeistert zu dem neuen Genius auf und kümmert sich den Teufel darum, ob seine Wiege in einem Palais oder über einen Postpferdestall gestanden habe. Und wenn das Genie nun gar in einer Frau sich findet, die sich von unten heraufgearbeitet hat, dann solltet ihr Frauen eigentlich alle euch in der Einen geehrt fühlen. Aber was thut ihr Damen der guten Gesellschaft, ihr Töchter der feinen Familien? Ihr rümpft die Nase, weil der Genius einmal Büffetmamsell gewesen ist? Was seid denn ihr, bitte, wenn ihr weiter nichts seid als Töchter anständiger Eltern, die ihr gutes Auskommen haben, auch wenn sie tugendhaft und dumm zum Gotterbarmen sind? Es muß wohl ein wunderbar stolzes Gefühl sein, einer Kaste anzugehören, die nicht zu säen braucht und dennoch erntet. Ich habe ja selber lange genug das Brett vorm Kopf getragen — bis mir's das Mädchen heruntergerissen hat — ja, das Mädchen, — das Geschöpf, — die Mamsell! Glaubst Du wirklich, daß ich wie ein sentimentaler dummer Junge einem hübschen Mädel jahrelang nachheulen würde, das mir einmal leicht genug auf den Leim gegangen ist? Nein .... Hör zu, ich will Dirs sagen, was ich nicht vergessen kann: die stolze Entdeckerfreude kann ich nicht vergessen, das reiche Leben an der Seite eines ringenden starken Menschen, eines Geistes, der sich von Tag zu Tage herrlicher entfaltet, dies stündliche Geben und Empfangen von Geist zu Geist, von Herzen zu Herzen, dies — dies wunderbare Ineinanderfließen von Geistigem und Sinnlichem, wo dem wollüstigem Rausche eine heilige Begeisterung entspringt, die sich in Gedanken umsetzt, die den ganzen Menschen erhöhen und befreien, und in künstlerische Thaten, die Tausenden und Abertausenden erhebenden Genuß bereiten. Siehst Du, Frau Gräfin, das war mein Leben als ich mir die Büffetmamsell, die Postwagenmeisterstochter aushielt! Das Geschöpf, das sich von mir Wohnung und Kleidung bezahlen ließ, hat mich aus einem simplen Lieutenant und flotten guten Jungen zu einem denkenden Menschen gemacht, zu einem wissenden und sehenden, zu einem begeisterungsfähigen und zu einem andächtigen Menschen, wenn Du willst. Darum kann ich sie nicht vergessen. — Nun weißt Du es."

Wie gebannt von seinem drohenden Blick und von seinem glühenden Redefluß hatte die Gräfin in ihrem Stuhl gesessen, immer noch die Lehnen krampfhaft umklammernd. Aber wie er jetzt rasch athmend inne hielt und sich stolz vor ihr in seiner ganzen Größe emporreckte, da schnellte sie auf und rief zornbebend: „Warum hast Du mir das nicht gesagt, ehe Du mich zu dieser nichtswürdigen Heirath verleitet hast? Warum hast Du denn nicht *sie* geheirathet? Sag mir das, bitte, ja?"

Er lachte laut auf. Die ausgegangene Cigarre warf er in einen Aschbecher, versenkte die Hände in den Hosentaschen und begann wieder auf und ab zu gehen. Dann trat er plötzlich mit ein paar raschen Schritte dicht vor sie hin und sagte fast mitleidig ironisch: „Die Frage ist ächt! Warum hast Du sie denn nicht geheirathet?! Natürlich, darauf läuft ja doch bei euresgleichen alles hinaus. Wenn ich sie geheirathet hätte, dann hätte ich entweder der deutschen Bühne eine ihrer ersten Künstlerinnen entzogen oder aber mich selbst zu einer unwürdigen Rolle und uns Beide zu einem unseligen Leben verdammt. Dazu waren wir zu stolz und zu klug."

„Du warst aber nicht zu stolz, um Dich zu der erbärmlichen Lüge dieser Ehe herzugeben!" flammte die Gräfin auf.

Digitized by Google

„Du hast Recht," knirschte er, „ich habe Dich betrogen, ich — ich habe mich selbst täuschen wollen, ich habe geglaubt, ich würde mich bescheiden lernen mit dem Loose das mir zukommt. Ich weiß, ich bin von Haus aus nur ein Alltagsmensch — es ist mir nicht bestimmt immer auf der Höhe zu wandeln — haha! Und für den friedlichen Weg im Thal würdest Du die rechte Gefährtin sein, bildete ich mir ein. Wir waren uns ja schon als Kinder herzlich zugethan. Die Zeit heilt ja bekanntlich alle Wunden. Es ist ja auch möglich, daß ich allmählich wirklich wenigstens die ruhige Fassung wieder erlangt hätte — man soll nichts verschwören. — Wenn ich nicht unglücklicherweise heute Nacht gar so lebhaft geträumt hätte, würdest Du nie erfahren haben, was zwischen uns steht — na, und wie gesagt, man soll nichts verschwören — Du hättest vielleicht doch noch einmal mit mir ganz zufrieden werden können."

„So, glaubst Du wirklich?" rief sie nun gleichfalls zu schneidendem Ton aufgestachelt. „Meinst Du, wir Andern sehen und fühlen nicht und wären verpflichtet, mit allem zufrieden zu sein, bloß weil wir nur geborne Comtessen und keine gebornen Genies sind?"

„Ja, woher sollten wir Euch denn höher einschätzen?" rief er ungeduldig, sie vom Kopf bis zu den Füßen mit einem höhnisch lächelnden Blick streifend. „Eure Gedanken und Gefühle stehen ja immer unter Controlle. Wenn Ihr wirklich welche habt, glaubt Ihr nicht, Euch etwas zu vergeben, wenn Ihr sie unkontrolliert herauslaßt? Oder glaubt Ihr vielleicht, daß ein Mann, der die Leidenschaft kennen gelernt hat, durch Eure wohlanständigen Goldschnitt-Gefühle sich noch könnte den Kopf heiß machen lassen? Wer einmal diese blutwarme Hingabe von Seele zu Seele kennen gelernt hat, den macht das nervös, dies mit gesenktem Köpfchen durch beschnittene Laubengänge hinschleichen, dies armselige, ergebene Topfblumen-Dasein, dies, dies — dieses ewige verdammte Abwarten und Theetrinken. — Aber ich bitte um Verzeihung; ich habe kein Recht, Dir Dinge zur Last zu legen, für die Du nicht kannst. Ich kannte ja die Species gut genug, der Du angehörst und ich hatte durchaus keine Veranlassung gerade von Dir das Außerordentliche zu erwarten. Ich habe Dir schweres Unrecht zugefügt — ich bin der allein Schuldige."

Er holte sein Taschentuch hervor und trocknete sich damit das erhitzte Gesicht, dann trat er hüstelnd an's Fenster und drehte seinen Schnurrbart auf. Da sie nicht sprach, wandte er sich nach einer kleinen Weile langsam wieder zu ihr und sagte ruhig, seine Stimme fast zum Flüstern herabdämpfend:

„Ich vermuthe, daß Du nach dieser peinlichen Auseinandersetzung nicht geneigt sein wirst, mit mir weiter zu leben. Wenn Du zu Deinen Eltern zurückkehren willst, werde ich Dir selbstverständlich keine Hindernisse in den Weg legen, und wenn es — zur Scheidung kommen sollte, so würde ich sowohl vor Gericht als vor der Welt die Schuld allein auf mich nehmen."

Scheidung! Das Wort traf sie wie ein Schlag — nach allem was vorgegangen war, dies Wort traf sie doch noch wie ein neuer stärkerer Schmerz. Ihre Brust arbeitete mächtig, das Blut stieg ihr zu Kopf, es wurde ihr schwarz vor den Augen und sie mußte sich krampfhaft an dem Sessel festhalten um nicht umzusinken. Aber der Anfall ging vorüber, sie räusperte sich langsam und dann sprach sie tonlos: „Ich lasse mich nicht scheiden."

Er zuckte zusammen, sah sie mit aufeinandergebissenen Lippen an, und als sie sich dem Ausgang zuwandte, kam er ihr mit ein paar raschen Schritten zuvor, um ihr die Thür aufzumachen.

Digitized by Google

„Wie Du willst," sagte er mit einer korrekten Verbeugung. Sie schritt an ihm vorüber über die Schwelle.

— — — — — — — —

III.

Die Gräfin war in ihr Schlafzimmer hinübergelaufen. Sie fühlte wie ihr die Thränen in die Augen schossen und die Kehle sich zuzuschnüren begann und sie wollte sich verbergen vor den Dienstboten und sich ausweinen. Sie freute sich fast darauf eine Stunde lang zu weinen, wie man sich auf einen Spaziergang am Ende einer langen Bureauzeit in schlechter Luft freut. Aber im Schlafzimmer traf sie das Stubenmädchen beim Aufräumen und da mußte sie die Thränen hinunterschlucken — und nachher wollten sie überhaupt nicht mehr kommen.

Thränenlos, mit hämmernden Schläfen und jagenden Pulsen ging sie in ihrer Wohnung herum von einem Zimmer in's andere, planlos, machte sich hier und dort etwas Ueberflüssiges zu thun, probirte der Reihe nach ihre sämmtlichen bequemen Sitzmöbel, all die Schmollwinkel, Plauderecken und wonnigen Räkelstätten, die der raffinirte Geschmack eines auf der Höhe der Zeit stehenden Tapezierers dem jungen Ehepaar mit dem großen Geldbeutel bereitet hatte, und fand nirgends auch nur einen Augenblick Ruhe. Der wütende Schmerz jagte sie immer wieder auf — der Schmerz, die Scham, die erlittene Kränkung und der Haß gegen den Mann, der ihr das angethan — aber mehr noch gegen das Weib, das fremde Weib aus der fremden Kaste, das Weib das die dämonische Macht besaß sich die Menschen zu unterjochen, über Raum und Zeit hinweg seine Opfer festzuhalten an unsichtbarer Kette, den tiefen Brunnen frommer Denkungsart zu verschütten, Ehen zu zerstören ohne einen Finger zu rühren, blos mit einem feindseligen Hingedenken; ja dieses Weib haßte sie, diesen bösen Dämon, der ihr den Mann ihrer Liebe geraubt hatte, der ihm die Seele aus dem Leibe geküßt und ihm sogar den Schatten seines Selbst, den Namen, nicht gelassen hatte!

Gegen halb ein Uhr hörte die Gräfin ihren Mann fortgehen, sie spähte hinter den Stores die Straße hinunter und sah ihn bald darauf fortreiten. Nun sie ganz allein im Hause war wurde die quälende Unrast vollends unerträglich. Sie klingelte dem Diener und befahl die offene Halbchaise anspannen zu lassen. Das dauerte lange, denn der Winter war bereits hereingebrochen und die Halbchaise lange nicht benutzt worden. Die Gräfin wurde ungeduldig und ließ sich unterdessen ein kleines Frühstück auftragen, denn sie verspürte plötzlich großen Hunger. Ein starker Südwein stand auf der Tafel, süßes, feuriges, griechisches Traubenblut. Ein großes Rothweinglas davon leerte sie auf einen Zug. Ah das that wohl! Sie ließ Caviar und Oelsardinen und Pastete stehen und schenkte sich noch ein Glas Mavrodaphne ein. Langsam sog sie es aus und knusperte dazu ein paar englische Biscuits und dann noch ein Glas, das sie wieder auf einen Zug austrank.

Da ward ihr wohl! Sie verschränkte die Arme hinter ihrem Kopf und reckte die Brust heraus und athmete tief und lächelte mit zwei blendenden Zahnreihen. Gerade ihrem Platze gegenüber hing ein großer Spiegel an der Wand; sie sah sich lächeln — und da packte sie plötzlich eine prickelnde,

Digitized by Google

wohlige Neugier und sie trat vor den Spiegel und reckte und dehnte sich und schnitt sich komische Gesichter und lächelte sich an. Sie fand sich schön: ihre hohe schlanke Gestalt, die prachtvolle Büste, die sich unter dem eng anliegenden weichen Wollstoff in reinen Linien abzeichnete, der zarte Hals, der einen vornehmen schmalen Kopf mit üppigem Goldhaar trug und das edle Gesicht von rein germanischem Typus mit der etwas zu hohen freien Stirn und dem etwas zu kurzen, weichen Kinn, dem fein gezeichneten, immer noch mädchenhaften Mund und der schmalen Nase zwischen den ein klein wenig zu weit auseinander liegenden großen blauen Augen und die winzig kleinen Ohren! Ja sie gefiel sich und sie spitzte die Lippen und näherte sie dem kühlen Spiegelglase.

Da trat die Zofe mit dem Pelzumhang und der Federboa und dem niedlichen Sealskinbarret und dem winzigen Müffchen herein und die Gräfin fuhr vom Spiegel zurück und erröthete tief. Aber während sie sich ankleidete, verwandte sie keinen Blick von dem Spiegel. Sie fand sich hinreißend in dem dunkeln glatten Pelzwerk mit dem lockeren rostfarbenen Federkranz, der mit seinem wehenden Flaum ihr die weiße Kehle und das zarte Kinn umspielte. Sie verliebte sich heftig in ihr Spiegelbild und brauchte lange Zeit, ihre Handschuhe anzuziehen, denn sie mochte sich nicht davon trennen. Hinter ihrem Rücken verbiß sich die Zofe ein mokantes Lächeln. „Jeses, wie kann man so eitel sein!"

Da meldete der Diener, daß der Wagen vorgefahren sei, und die Gräfin ging mit raschen Schritten hinaus. Sie lief die Treppe hinunter, auf den Zehen hüpfend, übermüthig wie ein kleines Mädchen, und ebenso leichtfüßig sprang sie in den Wagen, rief dem Kutscher: „Spazierfahren, irgendwohin" zu und schmiegte sich mit graziöser Nachlässigkeit in die weichen Polster.

Der gut federnde Wagen lief auf Gummirädern, sie spürte gar nicht, daß sie durch gepflasterte Straßen fuhr; ihr war zu Mute als schaukelte sie in einer leichten Gondel auf wenig bewegter See. Es war ein trüber Tag, vereinzelte Schneeflocken flatterten langsam umher und hin und wieder verschmolz eine auf den heißen Wangen der jungen Gräfin. Sie aber sah die strahlende Sonne am Himmel stehen und schloß von Zeit zu Zeit blinzelnd die Augen vor dem blendenden Glanze. Auf der Hauptstraße mit den luxuriösen Läden und großen Hôtels und vornehmen Palästen grüßten sie mehrere vorübergehende Bekannte. Sie bemerkte Niemanden. Draußen auf der breiten Allee der Villenvorstadt begegnete ihr der Wagen des Königs mit dem Jäger auf dem Kutschbock, und gerade beim Vorbeifahren beugte sich die Majestät vor und streichelte lächelnd den prachtvollen Kopf des russischen Windspiels das, die Vorderpfoten auf das offene Fenster gestemmt, scharfäugig hinausschaute. Aber die Gräfin Aremberg blieb lässig in ihre weiche Ecke zurückgelehnt und versäumte es der Majestät ihren Respekt zu bezeigen, sie hob nur ein klein wenig den Muff und winkte damit wie träumend dem schönen Hundekopf nach.

Als sich ein paar Minuten später der Kutscher nach ihr umwandte, um nach ihren Befehlen zu fragen, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß die Gräfin schlief und fuhr planlos weiter die Parkstraße hinab bis zu Ende. Dann machte er einen weiten Bogen durch einige Seitenstraßen und wieder die Parkstraße hinauf bis zur Stadt — und dann wieder die Parkstraße hinunter.

Plötzlich hörte das sanfte Wiegen, das weiche Singen und Klingen, das die Gräfin in Schlummer gelullt hatte, auf, ein frostiges Zittern lief von den Füßen aufsteigend durch den Körper und hinter ihrer Stirn begann ein Bohren und Hämmern. Sie erwachte, setzte sich aufrecht hin und blickte

Digitized by Google

erschrocken um sich. Es flimmerte ihr vor den Augen, sie konnte nicht deutlich erkennen, wo sie sich befand; sie merkte nur, daß sie allein im Wagen saß und unter einem bleiernen Himmel und feuchter kalter Luft spazieren fuhr. Ah! jetzt erinnerte sie sich. Sie war geflohen vor ihren Gedanken, die sie verfolgten wie ein Rudel hungriger Wölfe. Aber jetzt auf einmal waren die Wölfe wieder da, sie hörte ihr heiseres Bellen hinter ihrem Wagen her und es kam immer näher.

„Nach Hause, schnell!" rief sie dem Kutscher zu.

Von der Peitsche nur leicht gestreift griffen die edeln Gradițer-Rappen mächtig aus; aber die Wölfe blieben ihnen auf den Fersen. Sie machten auch nicht kehrt vor den Thoren der Stadt, ihr Bellen weckte ein fürchterliches Echo zwischen den hohen Häusern der Straßen und entsetzte Menschenstimmen gellten dazwischen. Die Gräfin lachte krampfhaft auf, um der quälenden Hallucinationen Herr zu werden, sie drückte den glatten Pelz des Muffes fest gegen die Augen und dann schaute sie wieder um sich. Ja natürlich, das waren die bekannten Straßen der Residenz und die Wölfe — ach dummes Zeug! — sie konnte nur den schweren Wein nicht vertragen. Und doch war es so gut gewesen, dies kurze Vergessen im süßen Taumel, diese wohlige Wärme! Nur heim, schnell heim und noch einmal den Zaubertrank schlürfen und dann schlafen — vergessen — ausruhen von all der unerträglichen Qual. Was sollte sie anderes thun? In ihren Zimmern umherirren ruhelos wie ein gefangenes Thier? Dem Gatten gegenüber treten bei den Mahlzeiten, mit ihm unter Menschen gehen, lachen, scherzen und Gleichmuth heucheln, während wilder Groll und dumpfer Schmerz sie unablässig geißelten? Nein — das war unmöglich! Fliehen, fort — ein Ende machen — oder Betäubung — Schlaf — Vergessen.

Da zuckt es ihr plötzlich wie ein Blitz durchs Gehirn und in der grellen Beleuchtung des Momentes — das wohlbekannte Bild der berühmten Schauspielerin! Ah, dieses Weib — Rache üben — vernichten! Und ein wahnsinniger Gedanke biß sich fest in ihrem Hirn.

Der Wagen hielt vor ihrem Hause. Sie sprang hinaus, rief dem Kutscher zu: „Warten sie hier, ich brauche sie noch," und dann hastete sie die Treppen hinauf. Sie mußte sich am Geländer fest halten, denn die Beine waren ihr schwer und der Kopf schwindelte.

„Der Graf zu Hause?" fragte sie den öffnenden Diener.

„Der Herr Graf sind vor einer halben Stunde nach Hause gekommen, aber gleich wieder fort; der Herr Graf haben eine Einladung zum Mittagessen im Casino angenommen, soll ich ausrichten."

„Ah, — schön. Rufen Sie mir die Auguste und holen Sie mir sofort meinen neuen gelben Lederkoffer vom Boden herunter; ich muß verreisen."

„Heute noch? Entschuldigen Frau Gräfin, die Herrschaften sind heute Abend zu Hof eingeladen."

„Ich weiß, aber das hilft nun nichts. Ich — sagen Sie dem Grafen, ich muß nach . . . . . ich habe ein Telegramm bekommen, mein Bruder ist gefährlich erkrankt. Sagen Sie das dem Grafen. Und schicken Sie mir gleicht die Auguste."

Sie ging in ihres Mannes Zimmer. Sie wußte, wo das Coursbuch lag. Ah — das traf sich gut: dreiviertel Stunden bis zum Abgang des nächsten Schnellzuges nach Berlin. In einer halben Stunde war der Koffer gepackt und dann fort zum Bahnhof.

Die Auguste und der Diener steckten die Köpfe zusammen, als die Gräfin fort war, und riethen hin und her und brachten es doch nicht ganz heraus,

Digitized by Google

was los war. Der Fritz hatte Erfahrungen, er hatte schon in mehreren vornehmen Häusern gedient und witterte überall Pikanterien. Die Auguste war vom Lande mit in die Ehe genommen worden und verwies dem Fritz seine lasterhaften Ideen. Sie kannte ihre Herrin besser. Aber eins war sicher: der Herr Graf war der Schuldige und er mußte die junge Frau schon sehr schlecht behandelt haben, daß sie sich bereits nach kaum viermonatlicher Ehe ein eigenes Schlafzimmer einrichtete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage in London.

Von **W. Liebknecht.**

„Was, zwei Tage in London, und will uns schon etwas vor—schreiben?“ Entrüste Dich nicht, lieber Leser. Niemand haßt mehr — oder richtiger lacht mehr über — die grasgrünen Gecken, die nach Paris oder gar London laufen und mit dem Stolze Cäsars das Cäsarische veni, vidi, vici in das deutsche: ich kam, sah, schrieb! übersetzen. Wie manchmal besuchten mich junge, unternehmungslustige Welteroberer — und das sind doch alle jungen Schriftsteller —: „Ich werde morgen nach Paris reisen. Können Sie Korrespondenzen gebrauchen?“ „O gewiß! lautet dann die Antwort. Wenn Sie zwei, drei Jahre dort gewesen sind, dann, bitte, melden Sie sich.“ Und wenn die kühnen Jünglinge, — mitunter sind es auch alte Knaben, — auf dem Sprung sind, London zu erobern, dann werden aus den zwei bis drei Jahren vier bis sechs.

Denn London ist — ich wiederhole da nur, was tausendmal gesagt von mir aber als wahr durchgefühlt, erlebt worden ist — London ist eine Welt für sich — eine uns fremde Welt. Fremd wie Japan, wie China, doch in dieser fremden Welt auch unsere eigene. Verschieden von allen Städten des europäischen Festlandes, die allesammt über einen Leisten geschlagen sind und die Sonnenstadt Paris ebenso eifrig und würdelos nachäffen, wie weiland unsere deutschen Fürsten den französischen „Sonnenkönig“ Ludwig den Vierzehnten. Eine eigene, uns fremde, und dabei erdrückend, betäubend reiche Welt — reich in jeder Bedeutung des Wortes, trotz der zerlumpten, schmutzigen, hungrigen Armuth, die in unserer besten der Welten und Weltordnungen zum Reichthum gehört — fluthet dem Einwanderer dort entgegen, ihn erdrückend, betäubend, ihm die Sinne verwirrend, abstoßend, anziehend, und immer überwältigend, jede Minute ein neues Räthsel aufgebend, jede Minute anders, bei jedem Schritt anders, und immer überwältigend groß, auch in den kleinen, unscheinbaren, nach unseren festländischen Begriffen lächerlich und jammervoll kleinen Häuschen, die aber in

Digitized by Google

endlosen Reihen einander gegenüberstehen und dem Zwischenhindurchgehenden, der aus dieser Wüste von Backstein und Mörtel herauskommen will, das Bild der Unendlichkeit geben. Kein Ende! Wo fängt London an, und wo hört London auf? Ich habe es nie ergründet. Und ich habe doch Zeit dazu gehabt.

Die wirkliche Größe unterscheidet sich von der Scheingröße dadurch, daß sie, je genauer und je länger man sie betrachtet, desto größer wird, während es mit der Scheingröße umgekehrt ist. Anfangs hatte ich, wie ein Jeder, von der Größe Londons einen falschen Begriff; so groß ich sie schätzte, ich schätzte sie zu klein. Und als ich ein halbes Jahr in London gewesen war, da dachte ich, ich kenne die Mutter- und Riesenstadt, die „Metropolis" in- und auswendig. Doch als ich ein Jahr dagewesen war, merkte ich, daß ich sie gar nicht kannte; und als ich zehn Jahre dagewesen war, da dämmerte mir auf, daß ich anfing, London zu kennen, aber noch viel, viel zu lernen hatte. Denn wer London kennen will, muß England kennen. Paris ist nicht Frankreich, so bestimmt es auch gesagt, und so oft es auch nachgeschwatzt worden ist. Mit weit mehr Recht läßt sich sagen: London ist England. Wer London kennt, ist überall in England zu Haus, wenn er sich in die Individualität der Oertlichkeit hineinfindet, und das ist für den Reisegeübten leicht, wenn er ein bischen Phantasie bei etwas gesundem Menschenverstand hat. Wer London kennt, kennt nicht bloß England, sondern auch Groß-England, worunter ich außer dem Greater Britain der Colonialschwärmer, und ihm voran, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit sammt dem dazu gehörigen Canada verstehe. Mögen die Amerikaner — richtiger: mag ein Theil der Amerikaner, denn die verständigen und gebildeten sind sich der Familien-Zusammengehörigkeit wohl bewußt — mit einem Anflug des Emporkömmlings-Hochmuthes auf die old country, das old home herabsehen, — es ist doch englisches Wesen, das in der „Neuen Welt" herrscht, und es ist doch englischer Geist, verbunden mit englischer Willens- und Thatkraft, was Amerika zu Amerika gemacht hat. Und wenn man von Amerika schlechthin spricht, sind natürlich die Vereinigten Staaten des Uncle Sam gemeint. Als ich die Vereinigten Staaten durcheilte, fand ich überall England, nur in vergrößerter Ausgabe, dünner bevölkert, und jugendlicher — jugendlich in dem doppelten Sinne des Sturm und Drangs und der Flegeljahre. Weil Amerika ohne England nicht oder nur außerordentlich schwer verstanden werden kann, ist es auch dem Deutschen, der weder England noch Englisch kennt, so außerordentlich schwer, Amerika zu verstehen. Die meisten unserer Landsleute, und haben sie ein Menschenalter „drüben" gelebt, kennen von Amerika nichts als Deutsch-Amerika, dessen hohen Culturwerth und hohe Culturmission ich sicherlich nicht verkleinern will. Englisch-Amerika ist ihnen eine terra incognita, von der sie die sonderbarsten Vorstellungen haben.

Aber ich wollte ja von London sprechen, nicht von Amerika. Und zwar von zwei Tagen, die ich vorigen Sommer in London zubrachte — der eine Tag der Natur gewidmet, der andere der Kunst. Der eine der Natur der Engländer und der andere der Kunst der Engländer: ihrer Sport-Natur und ihrer Bühnen-Kunst.

Der Tag war der 12. Juli 1897, der Ort: „Lords Ground", und der Anlaß das Cricket-Spiel der „Gentlemen" gegen die „Players", d. h. der privaten gegen die berufsmäßigen Spieler, obgleich die Grenzlinie zwischen beiden nicht genau zu ziehen ist. „Lords Grounds", in der Nähe des Regents-Park gelegen, ist der vornehmste Cricketgrund Londons und Eng-

Digitized by Google

lands; das Kampfspiel, für welches man auch noch den folgenden Tag in Aussicht genommen hatte, war unzweifelhaft das Ereigniß der Cricket-Season, und ohne zu übertreiben waren die Augen des ganzen Cricket spielenden und Cricket liebenden England an jenen zwei Tagen auf „Lords Ground" gerichtet. Und wer in England, der nicht Cricket spielt und liebt? Ich hätte drum sehr wohl ohne Einschränkung sagen können: die Augen von ganz England.

Ja, es ist eine Sport-Natur in den Engländern: eine gesunde Freude an der Bethätigung körperlicher Kraft und Gewandtheit. Diese Sport-Natur, die in urwüchsiger, animalischer Kraft wurzelt, hat den Engländern jene natürliche Gesundheit erhalten, die jeder Fremde bewundert — jene Gesundheit, die um so mehr unsere Bewunderung erregt, als sie den Einflüssen des naturzerstörenden Industrialismus siegreich widerstanden hat, der in England mächtiger und ausgebildeter ist als in irgend einem anderen Lande der Welt. Selbst in den Landstrichen, wo der Industrialismus in der für das menschliche Leben gefährlichsten Form auftritt, z. B. in Sheffield, wo die Arbeiter wissen, daß ihnen höchstens die Hälfte der natürlichen Lebensdauer zugemessen ist, und wo der Galgenhumor ihnen das Todtentanz-Programm der Landsknechte gegeben hat: a short life and a merry one — „ein kurzes Leben und ein lustiges" — selbst hier blüht der Sport in Gestalt von Kraft- und Gewandtheitsspielen. Freilich auch in der fragwürdigen Gestalt von Hahnenkämpfen und Rattenhetzen, welcher Sport leider noch nicht ganz ausgerottet ist. Indeß das sind bloß Ausnahmen, und auch der Rennsport mit den giftigen Auswüchsen des Wettens beherrscht nur verhältnißmäßig kleine Kreise und spielt heute bei Weitem nicht mehr die Rolle wie in früheren Zeiten. Dagegen erobert das Cricket und der aus Amerika eingewanderte Base-Ball, eine Abart des Cricket und schwerlich eine Verbesserung, sich ein immer weiteres Gebiet. Wo immer ein freies, rasenbedecktes Feld ist, — und der englische Rasen hat vor dem deutschen voraus, daß ihn Menschen betreten dürfen, ein Vorzug, der nur zur einen Hälfte der kräftigeren Entwicklung des englischen Wesens, zur anderen Hälfte der weniger kräftigen Entwicklung der englischen Polizei zu verdanken ist — wo immer eine geeignete Rasenfläche sich findet, da ist im Hoch- und Spätsommer der Spiel-Season auch ein Cricketgrund. Da tummelt sich Jung und Alt, Arm und Reich. Nur daß die Armen nicht im Stande sind, sich eigene „Gründe" zu miethen und Zelte darauf zu errichten, und mit den Commons, d. h. den von den oberen Zehntausend noch nicht in Privateigenthum verwandelten Resten des alten Gemeinde-Lands, mit den zahlreichen, stets sich vermehrenden, öffentlichen Spielplätzen, und mit den Sportzwecken gewidmeten Theilen der Parks sich begnügen müssen. An Sonnabenden und Sonntagen muß man sich diese Volksspielplätze ansehen. Welches Gewimmel. Dutzende von gleichzeitigen Spielen. Und ob Erwachsene oder Schulkinder, ob „Gentlemen" oder Arbeiter — überall der gleiche Eifer. Von den anderen Sports: dem Rudern, dem Boxen u. s. w. will ich hier nicht reden — weil sie nicht den Charakter nationalen, ich meine der gesammten Nation eigenen Sports haben, wie das Cricket und andere Ballspiele, obgleich jeder Engländer männlichen Geschlechts boxen lernt und sich auch wenigstens einbildet, rudern zu können. Letzteres auch sehr viele Frauen und Mädchen.

Man giebt sich jetzt auch in Deutschland Mühe, „athletische Sports" einzuführen. Wird es in der richtigen Weise angefangen? Drängt sich nicht die unteroffiziersmäßige „Strammheit" gar zu stark in den Vordergrund,

Digitized by Google

nebst dem obligaten Unteroffiziers-, meinetwegen auch Reserveleutnantsgeist, der alles Freie und Urwüchsige vergiftet und tödtet wie Mehltau das Laub? Auch wenn richtig angefangen, wird es ein schwieriges Werk sein. Wir Deutsche sind eben eine Nation von Stubenhockern geworden — bei welcher Gelegenheit erwähnt sei, daß auch die Kasernenstube eine Stube ist und sicherlich nicht die mindest ungesunde. Bei Regen Spazieren gehn, das ist in Deutschland der Gipfel der Verrücktheit. In London sah ich zu meinem Erstaunen am ersten Tag, wo ich durch St. James' Park ging, die Töchter der Königin, darunter die vorige Kaiserin von Deutschland mitten im Regen zu Fuß einherwandeln. Der Bewegung im Freien ist man in Deutschland noch allgemein abhold. Und Spiele im Freien, außer für Kinder gelten bei uns beinahe für unanständig, jedenfalls widerstreben sie dem allgemeinen Empfinden. Das Kegeln rechne ich nicht zu den Freiluft-Spielen — es grenzt zu nah an die Kneipe, von deren bis zum Cultus gesteigerter nationalen Beliebtheit es mitzehrt. Ich hatte als Kind und junges Bürschchen eine außerordentliche Freude am Schlagball, — wie er in Westdeutschland gespielt wird, — ein prächtiges Knabenspiel, das, etwas ausgebildet, uns das Cricket ersetzen könnte. Ich erinnere mich, wie ich verspottet wurde, daß ich noch in den oberen Klassen des Gymnasiums mit Jugendgenossen aus der Stadtschule Schlagball zu spielen mich unterfing. Und welche Erfahrungen machte ich in Gießen und Marburg als ich, Student geworden, dieses und ähnliche Lauf-, Wurf- und Schlagspiele unter meinen Commilitonen einführen wollte. Nie in meinem Leben bin ich so ausgelacht worden. Reichte der Fechtboden nicht aus? Und den Frühschoppen versäumen, und die Nachmittagskneipe schwänzen — einem ehrlichen, deutschen Studenten solches zumuthen, das war ja der reine Hochverrath. Ach! Ich wollte nur, ich wäre reich genug, allen deutschen Studenten eine Rückfahrtkarte nach Oxford und Cambridge zu bezahlen, unter der Bedingung, daß sie acht Tage vor der jährlichen Bootwettfahrt und während der Fahrt sich dort aufhalten. Sie würden merken, daß es für jugendliches Kraftgefühl bessere Gelegenheit giebt, sich zu äußern, als in der Kneipe und in Paukereien; und wie schwerfällig und steif sie selber sind, verglichen mit diesen elastischen, beweglichen, kraftstrotzenden Gestalten, die, schnellfüßig wie Achilles, jeder Probe gewachsen sind, die an menschlichen Muth und menschliche Kraft gestellt werden kann.

Wie bewunderte ich sie, diese Gestalten, an jenem Tage auf Lords Ground. Das Wetter war prachtvoll, heiß aber nicht schwül, für das Spiel wie gemacht. Und als ich dieses riesige Amphitheater sah, das, wenn ich nicht irre, für 15000 Menschen Sitzplätze hat, und auf diesen Sitzen, ich kann es wohl sagen, die Blüthe Englands, — da dachte ich unwillkürlich an

Den Kampf der Wagen und Gesänge
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint.

Ein Kampf der Wagen und Gesänge war's freilich nicht, jedoch ein nationales Wettspiel, ein Wettspiel der Kraft und Gewandtheit, an dem die ganze Nation Theil nahm, wenn auch nur ein winziger Bruchtheil körperlich zugegen sein konnte. Wie groß und allgemein der Antheil, das offenbarten die Hunderte von Telegraphenboten, die hin und hereilten und die Tausende und Zehntausende von Telegrammen, die auf den Telegraphen-Bureaus am Platz oder in nächster Nähe aufgegeben wurden, und die in allen Zeitungen des Landes und in vielen Millionen von Extrablättern brühheiß all denen zur Kenntniß gebracht wurden, die nicht als Zuschauer dem großen Schau-

Digitized by Google

spiel beiwohnen konnten. Und dieses Publikum! Die Blüthe Englands — sagte ich; das ist, wenn nicht buchstäblich genommen, durchaus keine Uebertreibung. Hier waren: Männer aus dem Volk — selbstverständlich nicht die Arbeiter, welche bei Tag in ihren Fabriken und Werkstätten beschäftigt sind — neben Fürsten, Grafen und der Universitäts-Jugend; Parlamentsmitglieder, Männer und Frauen der Kunst, Litteratur und Wissenschaft, Offiziere, Soldaten, Citykaufleute und City-Clerks (Commis); Landlords und Farmer — kurz, da war alles. Und da es keine Blüthe giebt, die nicht auch das Ungeziefer anlockte — und je schöner die Blüthe, desto anziehender ist sie für das Ungeziefer, welches auch „guten Geschmack" hat, man frage nur die geplagten Rosenzüchter — so fehlte hier natürlich auch nicht der Schwarm und Troß von Geschäfts-Sportsmen, Wettern von Profession, Lungerern und sonstigem Lumpenproletariat, das vom Sport und der Sportliebhaberei lebt und sich an jede Art des Sports anhängt, auch an solche, bei denen kein eigentliches Geschäft zu machen ist, wie beim Cricket. Und diese Menschenmasse, aus so ungleichen Elementen bestehend, auf vollkommen gleichem Fuße miteinander verkehrend — da war kein Unterschied zwischen dem Lord und seinem Bedienten, — höchstens daß letzterer etwas auffallender und „reicher" gekleidet war; das gemeinsame Interesse verwischte den Standesunterschied — die gemeinsame Freude am Sport. Denn *Alle*, die dort sind, sind auch des Sports kundig — die Frauen und Mädchen nicht ausgenommen. Und diese Gemeinsamkeit der Sportfreude und Sportkunst schafft hier jene Gleichheit, die unter gesellschaftlich einander fern, ja einander gegenüberstehenden Personen stets zur Herrschaft kommt, sobald die Menschen einzig und *allein auf sich selbst angewiesen sind*. Was *Schiller* vom Reiter singt: „Auf sich selber steht er da ganz allein", das gilt von jedem Menschen in gleicher Lage. Wo es nicht gesellschaftliche Zufälligkeiten sind, sondern das dem Menschen persönlich Eigene — von Natur oder durch Lernen geistig und körperlich Eigene, worauf es ankommt, da zählt bloß dieses, da verschwinden jene Zufälligkeiten, und der Lord, dessen Bedienter ebensogut Cricket spielt, wie er selber, oder auch nur es ebenso hoch schätzt, ist ihm *hier* gleich, wie vor dem Feind im Kugelregen zwischen Offizieren und Soldaten, trotz der ehernen Schranken der Disziplin, menschliche Gleichheit herrscht. Der *Tod* und der *Sport* sind gewaltige Gleichmacher. Und in dieser Gleichmacherei des Sports liegt ein wesentliches Moment der *Volkserziehung* — ein Moment, für die geistige und moralische Gesundheit so heilsam, wie die Ausbildung der Körperkräfte für die leibliche Gesundheit.

Immer und immer, während ich dasaß, und die bewundernswerthen Leistungen der Kraft und Gewandtheit betrachtete, und die Bewunderung aller Zuschauer und Zuschauerinnen für diese Leistungen der Kraft und Gewandheit — diese aus tiefster Seele kommenden Ausbrüche der Begeisterung bei einem besonders guten Wurf, Schlag, Lauf, Fang — immer und immer mußte ich mich nach Griechenland denken. So müssen die Hellenen in ihrer Glanzzeit bei den Olympischen und sonstigen National-Spielen dreingeschaut und ausgesehen haben. Und wahrhaftig, wenn Hellenen von damals, die so viel auf die harmonische Ausbildung des Leibes und Geistes hielten, der ebenmäßigen Schönheit und kräftigen Entwicklung des Körpers so hohen Werth beimaßen, — wenn sie von der Asphodelos-Wiese einen Abstecher hierher gemacht hätten, sie würden durch den Vergleich mit diesen Menschen sich nicht beleidigt fühlen. Ich habe niemals in meinem Leben eine so große Versammlung solcher herrlichen, kräftigen und schlanken Menschengestalten —

Digitized by Google

ich sage absichtlich nicht Männergestalten, denn auch auf die zahlreichen anwesenden Frauen und Mädchen paßt das Wort — gesehen, als an jenem Tag in Lords Ground. Und ich gehe weiter und sage: es giebt kein zweites Land der Welt, in dem eine derartige Versammlung frei zusammengekommener, diesen Eindruck von Kraft und Gewandtheit machender Menschen und Bilder von Menschen möglich wäre. Das militärische Element war natürlich nur schwach vertreten, wie überhaupt in England. Allein, was Kriegstüchtigkeit betrifft, so giebt so ziemlich ein jeder dieser Sportliebhaber, wenn es nöthig ist, einen vortrefflichen Soldaten ab. Militärisch und kriegstüchtig ist zweierlei, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß das so hervorragend unmilitärische England eine für den Kriegsdienst und Ernstfall besser vorbereitete Bevölkerung hat, als die Militärreiche des Continent. Und diesem England mit seinen hauptsächlich durch den Sport so weit über das Festlands-Maaß hinaus körperlich gekräftigten Jünglingen und Männern unterfangen sich deutsche Unteroffiziersgeister den Untergang anzukündigen, weil es die erdrückende Eisenrüstung des Militarismus nicht umschnallen und von einer Kasernen-Cultur und einem Kasernen-Cultus nichts wissen will. Hätte ich einen deutschen Offizier hier getroffen, und eine Frage an ihn richten gekonnt, so würde ich ihn, Hand aufs Herz!, gefragt haben, ob nicht eine Volkswehr, bestehend aus der gesammten Jugend und Manneskraft eines zu solchen Leistungen erzogenen Volkes, Mann gegen Mann gewogen, unserem heutigen Drillheer weit überlegen wäre. Und die methodische Erziehung der Jugend zum Kriegsdienst, wie wir sie wollen, würde militärisch ja noch weit günstigere Ergebnisse haben.

Ueber das Spiel selbst will ich nicht schreiben. Ich bin in die Geheimnisse des Crickets nicht eingeweiht, ebensowenig wie die meisten der Leser und Leserinnen; ich erinnere mich nicht einmal, welche Partei gesiegt hat — ich glaube die „Players" oder „Professionals". Daß Leute, die das Cricket berufs- und erwerbsmäßig treiben, mehr Geschicklichkeit und Routine erwerben als Leute, die bloß in ihren Mußestunden es üben können — das versteht sich schließlich von selbst. Das Ueberwuchern des Geschäftsmäßigen und Geschäftlichen wird beiläufig von den Engländern als ein arger Mißstand empfunden, der übrigens auch schon stark eingedämmt worden ist. Sogar im Pferde- und Rennsport soll der Unfug heute geringer sein, als früher.

Das war der erste Tag in England, von dem ich erzählen wollte. Und nun der zweite Tag, der aber ein Abend ist. Es war 10 Tage später, am 23. Juli, und die letzte Nacht der Saison, im Lyceum, dessen einziger Besitzer und Leiter der größte der lebenden englischen Schauspieler ist: Henry Irving, dem als ebenbürtige Bühnenkünstlerin Miß Ellen Terry zur Seite steht. Die letzte Nacht der Saison ist für eine Londoner Bühne fast eine noch feierlichere Sache als die erste Nacht, und sie endet in der Regel mit einer Ovation für die Künstler. Bei so beliebten Künstlern wie Sir Henry Irving (in England fürchtet man sich nicht, auch einen Bühnenkünstler unter die Edelsten aufzunehmen; in Deutschland, ich meine in den glücklicherweise nur „sogenannt" maßgebenden Kreisen gilt der Schauspieler trotz aller Schein-Anerkennung und sogar Schein-Verherrlichung noch als ein untergeordnetes Wesen, wovon unsere Bühnenkünstler ein Lied singen können) bei so beliebten Künstlern wie Irving und Miß Terry war zu erwarten, daß die Kundgebung des Publikums sehr warm ausfallen würde.

Wir — Tussy Marx, ihr Mann Dr. Aveling und ich — wir waren schon morgens früh, das heißt gegen 10 Uhr, von Sydenham, einer Südvorstadt Londons, in die Stadt gefahren, um einen Besuch im Norden

Digitized by Google

Londons zu machen, was ungefähr soviel Zeit und zehnmal mehr Mühe kostete als eine Reise von London nach Manchester oder Glasgow. Wir kamen jedoch noch rechtzeitig ins Theater, sodaß ich mit, vor Beginn der Vorstellung — punkt 8 Uhr, und in England ist man pünktlich — noch das Publikum ansehen konnte, nachdem mir von einem der Theaterdiener das Programm für den Abend in die Hand gedrückt worden war, mit abwehrender Bewegung, als ich dafür zahlen wollte. Das Programm mit dem Theaterzettel gehört zur Vorstellung und ist im Eintrittsgeld mit inbegriffen, was eine sehr vernünftige Auffassung ist und zur Nachahmung empfohlen werden muß.

Das Publikum? Tout Londres — All London — das „ganze London", wie es im internationalen vielsprachigen (und meist nicht einer Sprache kundigen) Mode-Reporterstil heißt — „ganz London", das, wie „ganz Paris" und „ganz Berlin" über Nacht auf den Liebesstern Venus für immer entführt werden könnte, ohne daß an Berlin, Paris oder London irgend etwas Bemerkenswerthes geändert wäre, sich aber einbildet, daß, wenn es nicht wäre, Berlin, Paris, London ja die Welt nicht wäre. Denn diese „oberen Zehntausend", aus denen „ganz Berlin", „ganz Paris", „ganz London" besteht, sind auch „die Gesellschaft", — die Gesellschaft, welche allein zählt, welche der Staat ist, welche sich himmelhoch erhaben dünkt über die gesammte übrige Menschheit, über die gemeine Menge, die im Schweiß ihres Angesichts Häuser baut, Kleider webt, Brod schafft und das Recht hat, sich, wenn es befohlen wird, für die Sünden der „geborenen Herren" totschießen zu lassen. — „Die Gesellschaft!"

Vor der Französischen Revolution waren der Klerus und der Adel die zwei herrschenden Stände — vielleicht 400000 Menschen mit Familienzubehör — „ganz Frankreich", „Alles". Die übrigen 25 Millionen Franzosen, — der „dritte Stand" — waren Nichts. Heute wissen wir Alle, und weiß nicht bloß ganz Frankreich, sondern die ganze Welt, daß jenes Alles Nichts war und jenes Nichts Alles. Und so wird die ganze Welt einst — soweit sie vernünftig, thut sie es schon jetzt — von denen urtheilen, die sich heute für Alles im Staat und der Gesellschaft halten. Die Geschichte wird über sie zur Tagesordnung gehen, und die künftigen Menschengeschlechter werden bloß nicht begreifen können, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Welt sich um solches Nichts drehen, solches Nichts für die Welt halten konnte. Doch, wie dem nun sei, es ist der 23. Juli des Jahres 1897, wir sind im Lyceum-Theater und rings um uns, von den Diamanten der Damen durchfunkelt im Glanze hoher Herrenkragen und niedriger Frauenkleider die Crême der vornehmen Welt Londons, und jedes einzelne Tröpfchen dieser Crême das andere beäugelnd, lorgnettirend, binoklend, als ob die meisten dieser Tröpfchen — jedes zu sagen, das wäre wohl zu viel — in dem anderen irgend etwas anderes finden könnten, als sich selber. Da ich von Toilette nichts verstehe, und sonach an diesem Publikum, für welches der Satz: Kleider machen Leute! eine der obersten Lebensregeln ist, kein besonderes Interesse hatte, studirte ich den Theaterzettel. Das erste Stück, ein Einakter, nach einer Novelle von A. Conan Doyle, „A Straggler of '15" — „ein Nachzügler von 1815" eigens für Irving vom Verfasser geschrieben. Der „Nachzügler" ist Corporal Gregory Brewster, einer der „Helden von Waterloo" — der letzte überlebende, den der Tod vergessen zu haben schien. Das Bühnenstück betitelt sich: „Eine Geschichte von Waterloo". Die „Geschichte" ist: Am Nachmittag, während der heißesten Schlacht, als die englischen Garden gerade die französische Garde zurückgeschlagen haben,

Digitized by Google

aber von einem neuen Angriff bedroht sind, stellt sich heraus, daß es an Pulver fehlt. Die Pulverkarren stehn hinter Houguemont, und Houguemont steht in Flammen. Das Pulver muß durch die brennende Dorfstraße gefahren werden. Ein Transport ist schon mit der begleitenden Mannschaft in die Luft geflogen. Doch Pulver muß beschafft werden. Freiwillige vor! Corporal Gregory springt vor: „Die Garden müssen es haben, ich gehe!“ Und er ging, als wäre es zur Parade gegangen; und setzte sich selbst, weil niemand fahren wollte, als Kutscher auf den Bock, flog nicht in die Luft und brachte durch die züngelnden Flammen hindurch die kostbare Ladung zu dem jubelnden Regiment. Es war hohe Zeit. Als die Franzosen den Angriff erneuten, da hatten die Garden Pulver und die Franzosen wurden entscheidend zurückgeschlagen. Für diese tapfere That erntete Gregory Brewster gebührendes Lob — Tapferkeits-Medaillen und Orden gab es in der englischen Armee nicht, weil man es als selbstverständlich voraussetzte, daß jeder englische Soldat tapfer sei. Und auch von Seiten der obersten Behörden in Staat und Heer wurde der Waterloo-Held ausgezeichnet. „Der Regent“, Lord Hill, und vor allem „the Duke“ — der Herzog, Lord Wellington, hatten ihm persönlich ihre Hochachtung bekundet und ihn als Muster hingestellt.

Jetzt ist der Korporal aber nicht mehr der junge Soldat, der gleich leichten Herzens im Ballsaal Mädchen den Hof macht und auf dem Schlachtfeld seine Haut zu Markte trägt — mehr als zwei Menschenalter sind seit jener Fahrt durch die Flammen von Houguemont über seinen Scheitel gezogen und haben ihm das Haar gebleicht, das Rückgrat gebeugt — er ist in den Achtzigen und Staats-Pensionär in Woolwich. Dort treffen wir ihn. Er hat als Soldat des britischen Weltreichs, in dem die Sonne nicht untergeht, in allen Welttheilen gedient und ist unverheirathet geblieben. Die Gebrechlichkeit des Alters hat sich herangeschlichen und er kann seine kleine Haushaltung nicht mehr selber besorgen. Er hat eine Pflege, allein die Pflege ist nicht sorgsam. Eines Morgens — und damit beginnt das Stück — findet er, daß der Thee besser gemacht ist als sonst und das Stübchen viel ordentlicher und behaglicher. Er ist verwundert; das Räthsel löst sich, indem ein junges Mädchen eintritt und ihn als Großonkel begrüßt. Durch die Zeitung hätten die Eltern von ihm erfahren, und hätten sie hergeschickt, nach ihm zu sehen und ihm ein komfortables Home zu bereiten. Als sie gekommen sei, habe er noch geschlafen, und da sei sie ausgegangen, um rasch ein paar Einkäufe zu besorgen. Und da war sie — durfte sie bleiben? Fragend und etwas ängstlich steht sie vor dem alten Mann, der erst gar nicht versteht, und dann vor Erstaunen ganz außer sich ist, daß sie die Enkelin seines jüngeren Bruders ist, der noch ein Knabe war, als er den Werbeschilling nahm, um unter dem „Duke“ in Portugal, Spanien, Frankreich „fechten“ zu können. In jener Zeit lebt er noch. Denn in jener Zeit hat er gelebt — was nachher war, das war nur halb unbewußtes Leben. All sein Denken, all seine Erinnerungen sind an jene Zeit. Die sechzig Jahre, die seitdem über die Welt, über sein Haupt gegangen sind, sie haben keinen Eindruck auf sein Fühlen und Denken gemacht — sie sind nicht — gestern war Waterloo, und wenige Tage vorher hatte er den kleinen Bruder verlassen. Und da war vor ihm ein großes Mädchen, — ein hübsches, sauberes Mädchen obendrein, — das ein Enkelkind war dieses kleinen Bruders! Zum Lachen! Und mit seiner gebrochenen, mäckernden, fast neunzigjährigen Stimme bricht er in ein lautes Gelächter aus, und erzählt der aufhorchenden Enkelin, was für ein ungezogener Strick der kleine Kerl war, in dem sie ihren inzwischen

Digitized by Google

längst verstorbenen Großvater verehrte. Doch allmählich begriff er — der Alte. Seit vielen Jahren hatte ihm der Thee nicht so gut geschmeckt, und nie war solche behagliche Ordnung in seinem Zimmer gewesen. Zufälliger Weise ist Tags vorher das Garderegiment, bei dem Corporal Gregory Brewster gedient, von London nach Woolwich gekommen. Horch! Was ertönt da von fern? Es ist Militärmusik, die sich nähert. Der alte Mann zuckt plötzlich auf, es leuchtet über sein Antlitz, er will aufspringen, fällt aber in den Sessel zurück. „Das sind sie! Ich muß sie sehen!" Und die Enkelin führt ihn, den Wankenden, ans offene Fenster — die Musik kommt näher und näher — mit den zitternden Händen schlägt er den Takt, mit den alten wacklichen Beinen tritt er den Takt. — „Das Regiment!" — „das Regiment!" Es ist sein Regiment, und der alte Regimentsmarsch ists, der gespielt wird — der Regimentsmarsch, unter dem er vor sechzig Jahren in die Schlacht von Waterloo marschiert ist.

Es war eine packende Szene; das Publikum außer sich vor patriotischem Entzücken und vor Bewunderung des herrlichen Spiels. Es war in der That bewundernswürdig, wie lebenswahr, wie naturgetreu, wie ergreifend Irving die Rolle des alten „Nachzüglers" spielte, wie er Stimme, Gesicht, Glieder in der Gewalt hatte und dem künstlerischen Zweck dienen ließ, — mit einem Wort: wie er Corporal Gregory Brewster war. Das war Realistik! Das war naturgewordene Kunst. Und ich konnte es wohl begreifen, daß Marx, wie seine Tochter mir mittheilte, Irving, den er in der Rolle des Hamlet, Othello und Jago gesehen, auf eine Stufe mit Seidelmann gestellt hat. Und Seidelmann hatte, das weiß ich aus eigenem Wissen, keinen glühenderen Bewunderer als Marx.

Doch weiter. Die Geschichte ist nicht mehr lang — ist's ja bloß der Schlußakt eines Lebens, das eigentlich kein Leben mehr ist.

Der Nachzügler von „'15" hat „sein Regiment" gehört. Aber sein Regiment hat auch von ihm gehört. Erschöpft von dem Rückfall in seine Jugend ist der Greis in den Lehnsessel gesunken — gestützt von der Großnichte. Er will sich die Pfeife stopfen — eine kurze Thonpfeife, wie er sie in Frankreich hat rauchen gelernt, — die alten Finger sind ungelenk, die Pfeife fällt zu Boden und zerbricht. Dieses Unglück! Er weiß sich nicht zu trösten und das Mädchen will schon weglaufen, eine neue zu kaufen, („aber es war nicht die Pfeife"), da klopft es an die Thüre, und hereintritt ein schmucker Soldat, — genau nach dem Rang: Sergeant — in der Uniform „des Regiments" — natürlich der Zukunfts-Bräutigam der Großnichte, die ihn noch nicht kennt. „Wohnt hier Corporal Brewster?" „Ja — dort sitzt mein Großonkel!" Und er nähert sich dem Alten, der noch immer an den Stücken der zerbrochenen Pfeife herumarbeitet, als ob er sie wieder zusammenkleben wollte, — verneigt sich tief vor ihm, nachdem er militärisch gegrüßt, und drückt, sobald es ihm gelungen, das Auge des Dasitzenden auf sich zu ziehen, seine Freude aus, daß er den Mann vor sich sieht, auf den „sein Regiment" so stolz ist. „Mein Regiment?" — Und der gebrechliche Greis schnellt empor und richtet sich in seiner ganzen Größe kerzengrade vor dem jungen Soldaten auf — betrachtet ihn, nein nicht ihn, sondern die Uniform. „Aber es ist ja nicht die Uniform! Doch ja! Das sind die Knöpfe!" Und allmählich wird ihm klar gemacht, daß selbst in dem so fast chinesisch konservativen (und zu gleicher Zeit so modernst revolutionären) England zwei Menschenalter auch die Soldaten-Uniformen etwas verändern. Er hat die Uniform seines Regiments erkannt, und sein Regiment in der Uniform des jungen Soldaten, der ihm erzählt, wie sie oft von ihm gesprochen haben und

Digitized by Google

wie er eigentlich nicht als Privat-Soldat (der „Gemeine" heißt auf englisch: Private) gekommen sei, sondern als Abgesandter „seines Regiments", das heißt der Soldaten und Unteroffiziere — die Offiziere würden auch kommen und einstweilen bringe er da ein kleines Andenken: eine kurze Pfeife mit Silberbeschlag, auf dem eine Widmung „des Regiments" steht, und einen Beutel voll des besten Shag! Das paßte gerade. Der Alte ist außer sich vor Freude über die prächtige Pfeife, und gleich soll die Großenkelin sie stopfen, doch das gelingt ihr nicht, worauf der galante Soldat ihr hilft — was natürlich die zwei jungen Leutchen einander nahe bringt und eine sehr hübsche Szene abgiebt. Und nun, als die Pfeife mit dem besten Shag, wie er ihn seit langem nicht hatte, gefüllt ist und dann das Pfeifchen dampft und glüht, da thaut die Eiskruste der sechzig Jahre, die sich um den Waterlookämpfer gebildet, — im Angesicht „seines Regiments" erwacht die Vergangenheit und als er sieht, daß der junge Soldat ein eingerahmtes Blatt an der Wand betrachtet, sagt er ihm, er solle es doch herunternehmen und lesen. Das thut der Sergeant; und er liest nun, unter Zeichen hochachtungsvoller Bewunderung den Bericht einer Zeitung aus jener Zeit über das Heldenstück von Houguemont. Während er liest, das Mienenspiel des Alten, der mit jedem Wort jede Einzelheit wieder erlebt — es war ein Meisterstück der Schauspielkunst, und so lebenswahr. Irving war wochenlang, ehe er den „Nachzügler" spielte, in Woolwich gewesen und hatte dort die alten Invaliden aufs Genaueste studirt. Es war also im wahrsten Sinne des Wortes eine Studie nach dem Leben. Keine Koulissenreißerei, keine Effekthascherei — und kam es mir dann und wann einmal vor, diese Bewegung, jener Zug sei übertrieben, so mußte ich, der ich solche alte Knaben des Oefteren beobachtet habe, — auch in Woolwich — mir stets hintennach sagen: Nein, es ist Wahrheit!

Das Zeitungsblatt ist gelesen, und der alte Corporal erzählt eben, wie der Prinz-Regent ihm auf die Schulter geklopft im Beisein des „Duke" und ihm gesagt: „Das Regiment ist stolz auf Dich!" und wie er dann gesagt: „Und ich bin stolz auf das Regiment", und wie der Regent und der „Duke" dann ihm gesagt: „Eine verdammt gute Antwort!" — Da klopft es wieder. Und herein tritt in glänzender Gardeuniform der Oberst „des Regiments", stellt sich dem erstaunten Corporal vor, und überbringt ihm die Grüße und die bewundernde Hochachtung des ganzen Regiments, das beschlossen hat, ihn zu seinem Ehren-Corporal zu ernennen und für alle Zukunft ihm ein sorgenloses, seiner würdiges Dasein zu bereiten. Für alle Zukunft Zukunft bei 90 Jahren! Der gutgemeinte Ersatz für den Zoll der Dankbarkeit, den das Vaterland nicht bezahlt hat, kommt gar spät. Der Alte, der die Uniform des Besuchers mit der Uniform seines Obersten bei Waterloo vergleicht und sie lange nicht so schön findet, wird durch Fragen des Offiziers wieder in die alten Zeiten der Jugend zurückgeführt; und mit der Geschwätzigkeit und den Wiederholungen des Greises erzählt er nochmals die Geschichte mit dem Prinz-Regent und dem Duke. Und der Sergeant, der sich schon zu Hause fühlt, holt das eingerahmte Zeitungsblatt von der Wand. Der Oberst möchte jedoch etwas über die That hören, durch welche der alte Corporal der Stolz des Regiments geworden ist. Dieser, der vor „seinem Oberst" stocksteif zu stehen suchte, wie der strammste Soldat, von dem Offizier aber sanft in den Sessel zurück war geschoben worden, fängt nun an, von „der Schlacht" zu reden, und zeigt mit den Stückchen der zerbrochenen Pfeife und der Theetasse und dem Theetopf den Schlachtplan von Waaterloo, und erzählt, erzählt, leiser und leiser, bis die Stimme nicht mehr zu vernehmen

Digitized by Google

ist und nur die sich bewegenden Lippen andeuten, daß sein Geist in der Schlacht verweilt. Ehrfurchtsvoll schauen die beiden Männer und das Mädchen nach dem allmählich entschlummernden Greis. Es ist kein richtiger Schlaf. Der Körper zuckt manchmal auf und die geschlossenen Augen öffnen sich halb. Plötzlich wird das Zucken heftiger, die Gestalt bewegt sich, reckt sich empor — die Augen weit aufgerissen, und, nachdem die Brust einen Moment krampfhaft gearbeitet hat, ruft der Greis, in seiner ganzen Größe dastehend, mit mächtig schallender Stimme, die rechte Hand wie zum Schwur erhebend: The Guards need powder! And by God they shall have it! — Die Garden brauchen Pulver, und, bei Gott, sie sollen es haben! Nach dem Ruf sinkt er lautlos in den Sessel zurück.

Und lautlos, staunend und versteinert standen die drei Zuhörer da, harrend, was noch kommen werde. Es kam nichts. Und als sie, von dem Banne befreit, näher zuschreiten und den Greis, der so merkwürdig still dasaß, erschreckt anfaßten, da faßten sie eine Leiche an.

Wie es so oft geschieht, daß unmittelbar vor dem Tod die Erinnerung an die bedeutungsvollsten Vorkommnisse des Lebens auftaucht, und der Sterbende namentlich die Jugend durchlebt, so war Corporal Gregory Brewster im Anblick der Uniform „seines Regiments" der junge Held von Waterloo geworden, — er stürmte auf dem Pulverwagen mit den wild rasenden Pferden durch die Flammen von Houguemont, und der Gedanke, das Gefühl, das ihm vor sechzig Jahren die Ruhmeshalle der Helden geöffnet, drückte sich in dem schmetternden Ruf aus, in dem die ganze Summe der dem Greis noch verbliebenen Lebenskraft sich zusammendrängte und bis auf den letzten Rest sich verzehrte.

Gregory Brewster ist todt. Die Großenkelin sinkt über ihn hin auf die Knie, die zwei Krieger, in frischer Jugendkraft der eine, in stolzer Manneskraft der andere, verneigen sich stumm vor der Leiche, und der Vorhang fällt über eine ergreifende Scene und über eine große Zeit.

Und das Publikum? Einen Augenblick lautlose Stille, wie vor dem Sturm — man hörte das Tiefathmen der gewaltsam verhaltenen Leidenschaft — und dann ein tosender Orkan. Bewunderung des großen Schauspielers, Bewunderung der großen Zeit. Und in Jedem, der da Beifall klatschte und Beifall rief, der Entschluß, die Gegenwart nicht durch jene große Zeit beschämen zu lassen; und der Helden jener großen Zeit würdig zu sein, — wenn England wieder einmal erwarten sollte, „daß Jedermann seine Pflicht thut."

War das Chauvinismus oder Jingoismus, wie es auf Englisch heißt? Nun, die Grenzlinie zwischen Nationalstolz und Nationaldünkel läßt sich nicht leicht ziehen.

Jedenfalls war es ein sehr ernsthaftes und sehr wirkliches Gefühl, das da zu fast vulkanischem Ausbruche kam. Man muß bedenken, es war das zu einer Zeit, wo der unvermeidliche, näher und näher heranrückende Weltkrieg Englands mit Rußland und vielleicht noch anderen Ländern seinen Schatten bereits sehr deutlich vorauswarf, und wo der Gedanke: Angli contra mundum — England gegen die Welt — schon feste Gestalt anzunehmen begann. Zu England aber gehört vielleicht bald das große Neu-England jenseits des atlantischen Ozeans.

So wehte damals im Saal des Lyceum-Theaters etwas wie Hauch der Weltgeschichte — zukünftiger Weltgeschichte.

Es war eine gewaltige Kraft in diesem Ausbruch. Und der Ausbruch des Massengefühls ist in England weit stürmischer und elementarer als bei

Digitized by Google

uns. Gleich den meisten der stereotypen Nationen-Bilder ist das von dem kühlen, herzlosen Engländer in krassestem Widerspruch mit der Wirklichkeit.

Wer das nicht glauben will, und das Theater nicht für den geeigneten Ort hält, um die „Volksseele" zu studieren, der gehe in das erste beste englische Meeting, in welchem irgend eine, ich sage gar nicht: brennende, aber die Massen angehende Frage behandelt wird. Die Erregbarkeit des Publikums, die urwüchsige Kraft, mit der die Gefühle zum Ausdruck kommen, — wird ihn bald von seinem Irrtum geheilt haben. Engländer, die mich in Berlin besuchten, waren erstaunt über die Ruhe unserer Volksversammlungen — und Berliner Volksversammlungen sind — zum Theil, wohl Dank den Tröpfchen französischen Refugiébluts — entschieden lebhafter als Versammlungen in anderen Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen. —

Der Vorhang war über einen Helden von Waterloo gefallen. Eine kurze Pause, und der Vorhang hob sich von Neuem über einen Helden von Waterloo, aber nicht einen Sieger, sondern über den Besiegten: Napoleon, der jedoch noch im Zenit seines Glanzes ist, noch weit von Waterloo entfernt. Madame Sansgêne. Das Stück ist in Deutschland bekannt. Die Haupt- und Titelrolle wurde von Miß Terry gespielt — und vorzüglich gespielt. Naturwahr. Und daß ich zu diesem meinem Urtheil durch keine Theatermätzchen verlockt war, darauf konnte ich in mir selbst, während der Vorstellung die Probe machen. Beim ersten Wort und der ersten Geberde Miß Terry's fiel mir eine befreundete deutsche Dame ein — die Aehnlichkeit, außer in der Gestalt, trat mit jedem Wort, jeder Geberde frappanter zu Tage, so daß jene Freundin im Geist vor mir war, und ich nun sie, die wirkliche, natürliche Sansgêne mit der gespielten vergleichen konnte. Ich verglich sorgfältig; und ich prüfte sorgfältig. Und das Ergebniß war: die Sansgêne der Bühne hat in der Gesammtheit des Spiels und bis in die kleinsten Züge und Nüancen genau so gehandelt, so gesprochen, so sich bewegt, wie die Sansgêne der Wirklichkeit es gethan hätte. Kurz ich erkannte meine wirkliche Sansgêne in Miß Terry, und so oft ich begeisterten Beifall klatschte, richtete er sich theils an die wirkliche, theils an die gespielte Sansgêne. Ich glaube Miß Terry kein besseres Lob spenden zu können, als durch Erwähnung dieser Thatsache.

Und Irving? Er spielte den Napoleon, der in der Madame Sansgêne wie jeder Theaterbesucher weiß, eine sehr kleine, fast erbärmliche Rolle zu spielen hat. Ueberraschend war Irving's Napoleon-Maske. Er, der weit übers Mittelmaß große, welcher sich eben als englischer Gardegrenadier, also als Riese uns vorgestellt hatte, jetzt als Napoleon vor uns, als Mann weit unter Mittelgröße! Das war ein Kunststück. Und er brachte es fertig, — das Wie? ist mir freilich ein Räthsel. Er konnte sich natürlich nicht um anderthalb Kopf kürzer und kleiner machen, aber er schien kleiner. Durch angemessene Ordnung der Kleider, deren Schnitt durch die Rolle fest bestimmt ist, durch Einziehen des Kopfes und durch die Wahl hochgewachsener Mitspieler — Miß Terry selbst ist über Mittelgröße — konnte ich mir ja Manches erklären; indeß lange nicht Alles. Kurz, es war ein Kunststück. Auch eine Kunstleistung? Die Rolle ist zu unbedeutend, für eine Kunstleistung im großen Spiel. Und das Höchste, was ein Schauspieler hier leisten kann, ist in der That ein Kunststück.

Die Maske Napoleon's, wie gesagt vortrefflich — sein nervöses, ungeduldiges Wesen, seine komische, wenn auch ernsthafte Wuth, daß er Madame Sansgêne so gar nicht imponiren kann, daß sie ihn und seinen Adlerblick einfach auslacht — das war sehr gut wiedergegeben. Doch ein Anderer als

Digitized by Google

Irving hätte das auch gekonnt. Die zwei Stücke, und dieſe zwei Stücke aber unmittelbar hintereinander zu ſpielen, und ſo zu ſpielen, dazu gehörte ein Henry Irving. Am Schluß ſtürmiſcher Beifall. Dutzendmaliges Hervorrufen — erſt Irving's und ſeiner Collegin, und dann aller Schauſpieler. Hierauf Dankrede Irving's, mit obligatem Programm für die nächſte Saiſon. Und endlich die Ovation. Leidenſchaftlich. Herzlich. Minutenlang. Glaubte man, der Orkan bewundernden Jubels habe ſich gelegt, ſo brach er wieder von Neuem los.

Und dieſe Engländer ſollen fiſchblütig ſein?

„Wie hat Dir Irving gefallen?" fragten mich auf dem Heimweg — jeder große geiſtige Genuß iſt für mich eine körperliche Anſtrengung, und es dauert eine Zeit, ehe ich wie aus tiefem Schlummer erwache — „Wie hat Dir Irving gefallen?" fragten mich Aveling und Tuſſy, als ich Zeit gehabt hatte, mit meinen Gedanken und Gefühlen ins Reine zu kommen.

„Kein Zweifel, er iſt ein großer Schauſpieler!"

„Und heute Abend haſt Du nichts geſehn. Das war Spielerei. In ſeinen großen Shakeſpeare-Rollen mußt Du ihn ſehen!"

„Ich will, ſobald ich Gelegenheit habe."

Und bei Gelegenheit, je eher, je lieber, hoffe ich Irving in ſeinen großen Rollen zu ſehen, die Marx zum bewundernden Zuſchauer hatten. Und dann kann ich ihn mit den Phelps, Fechter, Kemble, Macready, Kean und den andern großen engliſchen Schauſpielern der Mitte dieſes Jahrhunderts vergleichen, die ich als Flüchtling in London geſehen habe. Durch Bekanntſchaft mit Künſtlern konnten wir auch in den ſchlimmſten Zeiten des Londoner Hungerns das Theater öfters beſuchen. Und ich war nicht immer der Kunſtbarbar, der ich unter dem eiſernen Regiment des politiſchen Parteilebens geworden bin.

Nachſchrift. Das Vorſtehende ſchrieb ich Anfangs März im Gefängniß. Seitdem hat ſich Manches verändert. „Tuſſy" — mit ihrem eigentlichen Namen Eleonore Marx, iſt todt — das Opfer einer furchtbaren Familien-Tragödie. Sie ſah ſich in eine Lage gedrängt, ſo unerträglich, daß ihr nichts übrig blieb als „die Flucht in den Tod". Eine ſchwere Schuld liegt da vor, und, der Schuld entſprechend, iſt ſchwere Sühne geheiſcht. — —

Ob ich nun ſo bald Gelegenheit haben werde, Irving in ſeinen großen Rollen zu ſehen? Die Begleiterin fehlt mir.

Digitized by Google

Ein Prolog.

Von **Hugo v. Hofmannsthal.**

Es treten vor den noch herabgelassenen Vorhang der Dichter und sein Freund: Der Dichter trägt gleich den Personen seines Trauerspieles die florentinische Kleidung des fünfzehnten Jahrhunderts, völlig schwarz mit Degen und Dolch, in der Hand hält er den Hut aus schwarzem Tuch mit Pelz verbrämt; sein Freund ist sehr jung, hoch gewachsen und mit hellem Haar, er trägt die venetianische Kleidung der gleichen Zeit, als einzige Waffe einen kleinen vergoldeten Dolch rückwärts über der Hüfte, am Kopf eine kleine smaragdgrüne Haube mit einer weißen Straußenfeder; sie gehen langsam längs des Vorhanges, schließlich mag sich auch der Dichter auf einer kleinen im Proscenium vergessenen Bank niederlassen, sein Freund zuhörend vor ihm stehen bleiben. Ihr Abgang ist, ehe der Vorhang aufgeht, in die vorderste Coulisse.

Der Dichter:

Nein, im Bandello steht sie nicht, sie steht
wo anders, wenn Du einmal zu mir kommst,
zeig ich Dir, wo sie steht, die ganz kleine
Geschichte von Madonna Dianora.
Sie ist nicht lang, sie wird auch hier nicht lang:
geschrieben hab ich grad drei Tage dran,
drei Tage, dreimal vierundzwanzig Stunden.
Bin ich nicht wie ein Böttcher, der sich rühmt
wie schnell er fertig war mit seinem Faß?
Allein ich lieb' es, wenn sich einer freut,
weil er sein Handwerk kann; was heißt denn Kunst?
Auf ein Geheimes ist das ganze Dasein
gestellt und in geheimen Grotten steht
ein Tisch gedeckt, der Einzige, an dem
nie ein Gemeiner saß: da sitzen alle
die Ueberwinder: neben Herakles
sitzt einer in der Kutte, der mit Händen
von Wachs und doch von Stahl in tausend Nächten
den Thron erschuf, in dessen Rückenlehne
aus buntem Holz die herrlichsten Geschichten
zu leben scheinen, wenn ein Licht drauf fällt.
Und neben diesem Zaub'rer wieder sitzt
ein längst verstorb'ner Bursch aus einem Dorf:
er war der schönste und der gütigste;
die Furche, die er zog mit seinem Pflug
war die geradeste, denn mit der Härte

Digitized by Google

des unbewußten königlichen Willens
lag seine Hand am Sterz des schweren Pfluges.
Und noch ein schwacher Schatten seiner Hoheit
lebt fort in allen Dörfern des Geländes:
wer König ist beim Reigenspiel der Kinder,
dem Alle nachthun müssen was er thut
und folgen wenn er geht, den nennen sie,
und wissen nicht warum, mit seinem Namen
noch heute, und so lebt sein Schatten fort.
Und neben diesem sitzen große Könige
und Heeresfürsten, die mit einer Faust
den Völkern, die sich bäumten in die schaum-
bedeckten Zäume greifend und zu Boden
die wilden Nüstern zwingend in den Sattel
den eigenen goldumschienten Leib aufschwangen,
und And're, Städtegründer, die den Lauf
der Flüsse hemmend, von gethürmten Mauern
mit ihrer Gärten Wipfeln nach dem Lauf
der niedern Sterne langten, und mit Schilden
darauf die Sonne fiel hoch über Länder
und heilige Ströme hin, die Zeichen tauschten
mit ihren Wächtern in den Felsenburgen,
Verächter dessen, was unmöglich schien.
Und zwischen diesen Fürsten ist der Stuhl
gesetzt für Einen, der dem großen Reigen
der Erdendinge, wandelnd zwischen Weiden
zum Tanz aufspielte Abends mit der Flöte,
der Flügel trug von Sturm und dunkeln Flammen.
Und wieder ist ein Stuhl gesetzt für den,
der ging und alle Stimmen in der Luft
verstand und doch sich nicht verführen ließ
und Herrscher blieb im eigenen Gemüth
und als den Preis des hingegebnen Lebens
das schwerlose Gebild' aus Worten schuf,
unscheinbar wie ein Bündel feuchter Algen,
doch angefüllt mit allem Spiegelbild
des ungeheuern Daseins, und dahinter
ein Namenloses, das aus diesem Spiegel
hervor mit grenzenlosen Blicken schaut
wie eines Gottes Augen aus der Maske.
Für Jeden steht ein Stuhl und eine Schüssel,
der stärker war als große dumpfe Kräfte:
ja von Ballspielern, weiß ich auch, ist einer,
der Zierlichste und Stärkste, aufgenommen,
dem Keiner je den Ball zurückgeschlagen
auch nicht ein Riese, und er spielte lächelnd
als gält es Blumentöpfe abzuschlagen.
Doch habe ich einen Grund nicht zu vergessen,
daß ich dies kleine Ding in einem Fenster
in zweiundsiebzig Stunden Vers auf Vers
zu Ende trieb mit heißgewordenem Griffel.
In einem fahlen Lichte siehst Du Tage

Digitized by Google

wie dieſe drei in der Erinnerung liegen
dem Lichte gleich, in dem die Welt daliegt,
wenn Du vor Tag aufwachſt, ein leichter Regen
aus ſchlaffen Wolken fällt und deine Augen
noch voller Nacht und Traum das offene Fenſter
und dieſe Bäume ohne Licht und Schatten
zu ſeh'n befremdet und geängſtigt ſind
und doch ſich lang nicht ſchließen können, ſo
wie wenn ſie keine Lider hätten. Wenn Du
zum zweiten Mal im hellen Tag erwachend
aus allen Spiegeln grün und gold'nen Glanz
bewegter Blätter und den Lärm der Vögel
entgegennimmſt, dann iſt es ſonderbar
ſich jener bleichen Stunde zu entſinnen:
ſo waren dieſe zweiundſiebzig Stunden,
und wie der Taucher aus dem fahlen Licht
ans Wirkliche, ſo tauchte ich empor
und holte Athem und berührte mit
entzückten Fingern einen friſchen Quell,
den Flaum auf jungen Pfirſichen, die Köpfe
von meinen Hunden, die ſich um mich drängten.
Und da ich die Erinn'rung an die drei
dem Leben fremden Tage nun nicht liebte,
verſank ſie und die Wellen trugen mich
Du weißt wohin . . . Es trugen wirklich mich
die Wellen hin, denn weißt Du's oder nicht:
ſie können von der unteren Terraſſe
mit Angeln fiſchen, aus den Zimmern ſelber,
und ſteigſt Du aus den oberen Gemächern,
trägt Dich ein Hügel, Bergen angegliedert.
Dort gingen mir die ſchönen Tage hin
und nahmen einer aus des and'ren Händen
den leichten Weinkrug und den Ball zum Spielen.
Bis einer kam, der ließ die Arme ſinken
und wollte nicht den Krug und nicht den Ball,
und ſchmiegte ſeinen Leib in ein Gemach,
die Wange lehnend an die kühlſte Säule
und horchend wie das Waſſer aus dem Becken
herunter fällt und über Epheu ſprüht.
Denn es war heiß. Wir hatten ein Geſpräch,
aus dem von dunkeln und von hellen Flammen
ein ſchwankes Licht auf viele Dinge fiel,
indeß der heiße Wind am Vorhang ſpielend
den grellen Tag bald herhielt bald verſenkte.
Und unter dieſem ſchattenhaften Treiben
las ich mein Stück, ſie wollten's, ihnen vor,
und mit den bunten Schatten dieſer Todten
belud ich noch die ſchwere ſchwüle Luft.
Und als ich fertig war und meine Blätter
zuſammen nahm, empfand ich gegen dies
wie einen dumpfen Zorn und ſah es an,
wie der Ermüdete die Schlucht anſieht,

Digitized by Google

die ihm zuviel von seiner Kraft genommen
und nichts dafür gegeben: denn sie war
Gestein und Schatten von Gestein, sonst nichts,
darin er klomm, und wußte nichts vom Leben.
Dann gingen, nur ein Zufall, alle Ander'n
aus diesem Zimmer, irgend was zu holen,
vielmehr hinunter nach dem See, ich weiß nicht,
genug ich blieb allein und lehnte mich
in meinem Stuhl zurück und unbequem,
allein den Nacken doch an kühlen Stein
gelehnt und grüne Blätter nah der Stirn,
schlief ich auf einmal ein und träumte gleich.
Dies war der Traum: ich lag ganz angekleidet
auf einem Bett in einer schlechten Hütte.
Es blitzte draußen und ein großer Sturm
war in den Bergen und auf einem Wasser.
Ein Degen und ein Dolch lag neben mir,
ich lag nicht lang, da schlug es an die Thür,
wie mit der Faust, ich öffnete, ein Mann
stand vor der Thür, ein alter Mann doch stark
ganz ohne Bart mit kurzem grauem Haar;
ich kannte ihn und konnte mich nur nicht
besinnen, wo ich ihn geseh'n und wer
es war. Allein das kümmerte mich nicht.
Und auch die Landschaft,
die jeden Augenblick einen Blitz auswarf
mir völlig fremd und wild mit einem Bergsee;
beängstigte mich nicht. Der alte Mann
befahl mir, wie ein Bauer seinem Knecht:
Hol' Deinen Dolch und Degen und ich ging.
Und als ich wieder kam, da hatte er
im Arm, gewickelt in ein braunes Tuch,
den Leib von einer Frau, die fester schlief
als eine Todte und mir herrlich schien.
Nun ging der Mann mit seiner Last voran
und ich dicht hinter ihm herab zum See,
durch einen steilen Hohlweg voll Gerölle.
Bald kamen wir ans Wasser, stampfend hing
dort eine schwere Plätte in dem Dunkel,
ich wußte, solche Plätten haben sie
hier in der Gegend, die gebrochenen Steine
aus dem Gebirg herabzuführen, weil
der See sich dann als Fluß hinab ergießt.
Ich sah beim Blitz, woran die Plätte hing:
Zwei Knechte hielten mit entblößten Armen
mit aller Kraft die wilden nackten Wurzeln
der großen Ufertannen fest, die Plätte
ging auf und nieder, doch ich konnte hören
am Niederstampfen, daß sie furchtbar schwer war.
Der Alte stieg hinein, dann ich, er ließ
die Schlafende zu Boden gleiten, schob
das Tuch ihr unter'n Kopf, ergriff die Wurzeln

Digitized by Google

und schwang sich auf und stieß mit seinem Fuß
mit ungeheuerer Kraft das Schiff ins Freie.
Die Knechte hingen schon mit ganzem Leib
am Steuerruder, dann bemerkte ich
das sonderbare Kleid der jungen Frau:
es war die braune Kapuzinerkutte,
nur um den Hals ein breiter weißer Kragen
von feinen Spitzen und ein schöner Gürtel
mit goldenen Schildern um den schmalen Leib.
Und augenblicklich wußte ich, das ist
die Tracht, wie sie sie noch in sieben Dörfern
jenseits des Waldes tragen müssen, wegen
des Pestgelübdes. Aber ihr Gesicht
war wundervoll gemischt mich zu ergreifen:
mit Lidern, die ich kenne, deren Anblick
in mir Erinnerungen löste, wie
ein Licht in einem Abgrund, aber Lippen
so fein gezogen, doch so süß geschwellt
wie ich sie nie gesehen und über alles
verlangend wär zu seh'n, auch nur zu sehen!
Ich konnte Alles sehn, die Blitze kamen
so oft wie einer mit den Wimpern zuckt.
Mit dieser war ich nun allein, doch nicht
allein, drei Schritte hinter meinem Rücken
stand mit der Kette um die dicken Hörner,
mit wilden Augen, ungeheurem Nacken
ein Stier, die Kette hielt ein Knecht dreimal
um seinen Arm gewunden. Dieser Knecht
war klein und stämmig und mit rothem Haar.
Und weiter vorne wo die schwere Plätte
mit unbehaunen Platten rothen Steins
beladen war, saß noch ein andrer Gast:
Erinnerst Du Dich des blödsinnigen
zerlumpten Hirten, der einmal beim Reiten
mit gellendem Geschnatter aus der Hecke
vorspringend uns die Pferde so erschreckte?
Der war's, nur noch viel größer und viel wilder
und von den Lippen floß ihm sowie jenem
die wirre Rede wie ein wüthend Wasser
in einer Sprache, deren Laute gurgelnd
einander selbst erwürgten. Und ich wußte, —
ich wußte wieder! — räthisch redet der,
ist aus den Wäldern, wo sie räthisch reden,
und immerfort verstand ich was er meinte.
Er gab mir Räthsel auf, er schrie: wo sind
die tausend Jungfern, mehr als tausend Jungfern
Weihwasser gaben sie einander, wo?
und sonderbar in diesem Augenblick
triebs uns am Ufer hin, dort hing ein Haus
mit fahlen Mauern hart am jähen Ufer,
von dessen steilem Schindeldach der Regen
herunter schoß, da wußte ich sogleich:

Digitized by Google

die Schindeln meinte er. Dann fing er an
und sprach, die Zaubersprüche, die sie haben
ihr Vieh zu schützen, doch ich hörte ihm
schon nicht mehr zu und konnt' ihn auch nicht sehen.
Die Blitze hatten aufgehört, der Sturm
war nicht so laut, doch nunmehr trieben wir
mit einer so entsetzlichen Gewalt,
daß nicht mehr Stampfen, nur das dumpfe Schleifen,
durchs Wasser hin zu hören war, und plötzlich
sah ich vor uns aus der pechschwarzen Nacht
ein graues riesiges Gebild, ich wußte
es waren Wolken, aber gleich dahinter
die Klippen, wußte, Wirbel sind zur Linken,
die Spitze aber rechts, hier wendet sichs,
weil sich der See verengt und in das Bette
des Flusses wild hinunter will. Ich schrie:
Nach links! Die Knechte lachten, kam mir vor.
Ich warf den Dolch nach ihnen, pfeifend flog er
und schnitt dem Einen hart am Ohr vorbei,
sie stemmten sich nach rechts, das Schiff ging links
und fing zu drehen an, da hub der Stier
zu stampfen an und schlug mit seinen Hufen
den Rand des Schiffes und er brüllte dröhnend
indeß der Hirt ein wunderliches Lied
anfing mit einem Abzählreim, so wie's
die Kinder machen, und der Reim ging aus
auf mich. Indessen weiter trieben wir
und es war heller, kam mir vor, wir trieben
in einem tiefen eingeriss'nen Thal,
ich fühlte, daß es nur der Anfang war . . . .
Was jetzt kommt ging in einem, schneller als
ich es erzählen kann, ging alles dies
und tausend Dinge mehr noch durch einander
und dauerte doch endlos lang, begann
an jeder Klippe, jeder Biegung neu;
ich wußte immerfort, das Gleiche war
ja schon einmal, das hab ich schon erlebt
und dennoch warfs der Abgrund immer neu
und immerfort verändert wieder aus.
Die Strömung riß uns hin, zuweilen kam
aus einem Seitenthal ein jäher Wind
und immer schneller lief es zwischen Felsen.
Mit welchen Sinnen ich den Weg errieth,
die Plätte in dem tiefen Streif zu halten
kaum breiter als sie selbst, das weiß ich nicht,
denn alle Sinne waren überwach
so überschwemmt vom Leben wie ich's nicht
Dir sagen kann . . . .
Ich konnte mit geschlossenen Augen fühlen
den Weg im Wasser, den wir nehmen mußten.
Ich wußte welchen feuchten Pfad die Aale
hinglitten, wenn sie sich aus dem Getöse

Digitized by Google

zu flüchten eine still geschlossne Bucht
mit flachem Ufer suchen. Alle Schwärme
der schattenhaft hingleitenden Forellen
fühlt' ich hinan die klaren Bäche steigen
bis an die Falten des Gebirges, fühlen
konnt' ich ihr Gleiten über frei gespültes
hier roth hier weißlich schimmerndes Gestein . . .
Die Lager wußte ich tiefer als die Wurzeln
der starken Eichen, wo im weichen Thon
ein Glimmerndes mit funkelnden Granaten
in tiefem Bette eingewühlt da liegt,
wie schöne Mäntel eingesunkener Schläfer.
Dem Wind wenn er mich anblies, fühlt ich an,
ob er hervorgeflogen aus dem Dickicht
der Lärchen war, ob von den leeren Halden
und weißen Brüchen nackter harter Steine.
Und unaufhörlich wenn bei mir im Schiff
der Stier mit vorgestreckten Nüstern brüllte,
so spürte ich, wie auf den fernen Triften
im dunkelsten Gebirg' die jungen Kühe
sich auf die Knie erhoben, völlig dann
auf ihre Füße sprangen und durchs Dunkel
hinliefen und die Luft der Nacht einsogen.
Indessen war der Fluß, auf dem wir fuhren,
breiter geworden und ein Tag brach an
von so ersticktem Halblicht wie der Tag
aussehen mag am Grund von tiefem Wasser,
Am Ufer waren Bauten: starke Mauern
in breiten Stufen, welche Bäume trugen.
Von diesem wußt' ich Alles: jeden Stein
wie er gebrochen war und wie gefügt
und spürte, wie die andern auf ihm lagen
und wie Du Deine Hände spürst, wenn Du sie
ins Wasser hältst, so spürte ich die Schatten
der tausende von Händen, die einmal
hier Steine schichteten und Mörtel trugen,
von tausenden von Männern und von Frauen
die Hände, manche von ganz alten Männern,
von Kindern manche, spürte wie sie schwer
und müde wurden und wie eine sich
schlafsüchtig öffnete und ihre Kelle
zu Boden fallen ließ und dann erstarrte
im letzten Schlaf. Und unter meinen Füßen
die Fische und auf ihren feuchten Triften
die jungen Kühe, die den Boden stampften,
auf stundenweiten Triften, und der Wind,
von dem ich wußte wie er kam und ging
und neben mir der Narr mit wildem Mund!
Er schwieg nicht einen Augenblick: Ja ja,
schrie er einmal, die Frauen und die Pferde
die wissen nicht wo sich die Grube heben,
ein Mann der weiß sein Grab, der weiß sein Grab.

Digitized by Google

Dann kam viel vor vom Volk und Zorn des Volkes
und tausend andres und ich wußte alles,
und immerfort bei allen seinen Reden,
dem fremden wirren Zeug, war mir, als ob sich's
auf mich bezöge und mein Leben. Und
auch jene namenlose andern Dinge
im Wasser an den Ufern, in der Luft
bezogen sich auf mich und diese Frau,
die mir zu Füßen schlief, und wie ihr Anblick
mir durch den Leib schnitt gleich sehnsücht'ger Luft,
so griffen unaufhörlich diese Reden
des Narren, ja die Fische, die sich schnellten,
die schattenhaften Hände, die dort bauten,
die Thiere, die verlangend brüllten, in mich
hinein und lösten dunkle Theile los
in meinem Innern und entbanden Schauer
völlig vergessener Tage, schwankende
Durchblicke, namenlose Möglichkeiten. —
Dich schwindelt schon und doch indem ich rede
fühl ich als rieselte es ab von mir
und wenig ist es, unaufhörlich gehts
verloren, ist fast nichts, was ich erzähle!
Wie wenn sich einer aus den stärksten Wellen
des wilden Bades tauchend, einen Zweig
umklammernd schnell ans Ufer hebt und steht
in Wind und Sonne, so ist es mit dem
verglichen, was ich träumte.
Wie lang dies dauerte, das weiß ich nicht;
nur unaufhörlich wars, wie aus dem Berge
ein Wasserfall. Wir legten dann einmal
an einem öden Ufer an und dort
so gegen Abend stieg der mit dem Stier
hinaus und trieb sein Thier hinein ins Land,
doch weiß ich nicht war dies am ersten Abend,
denn eine zweite Nacht kam jedenfalls
noch wunderbarer als die erste, denn
der Wind fing wieder an, doch zwischen Wolken,
seltsamen Wolken, hingen da und dort
die Sterne und durch dies Gewebe bebte
ein sanftes Blitzen von grüngold'nem Licht.
Auch der verrückte Hirte muß uns dann
verlassen haben, denn am Ende weiß ich
war er nicht da und auch die Knechte nicht,
das Schiff glitt lautlos hin, ich hatte leicht
die eine Hand am Steuerruder liegen,
so trieben wir noch einen solchen Tag
mit halbem fahlem Licht wie unter'm Wasser,
und immer bebten meine Pulse voll
mit allem Lebenden der ganzen Landschaft.
Dann kam ein Abend . . . oder wars ein Morgen?
rings lag ein Nebel, doch ein lichter Nebel,
ein Morgen muß es doch gewesen sein,

Digitized by Google

da bog der Fluß sich um und eine Mulde
lag an dem einen Ufer und ein Gitter
von einem Garten lief bis an das Wasser
und ungewiß im Nebel wie der Eingang
zu einer Höhle that der runde Mund
von einem großen Laubengang sich auf.
Im Nebel gingen Menschen hin und her,
ein Diener lief herab und schrie: Er ist's!
Die Andern kamen, Freunde, alle Freunde,
auch du auftauchend aus dem dichten Nebel
wie Schwimmer und dahinter liebe Bäume,
die Bäume meines Hauses und der Gang,
der offne Bogengang von meinem Haus,
und wie sich alle diese lieben Hände
vom Ufer auf den Rand der Plätte legten,
da dehnte sich die liebliche Gestalt,
die mir zu Füßen lag, so wie ein Kind
vor dem Erwachen; ja sie hatte sich
die letzte Nacht gewendet, daß sie jetzt
mit dem Gesicht auf beiden Händen lag.
Nun fühlte ich mit einem grenzenlosen
Entzücken wie der starre Schlaf sie ließ,
das Leben fühlte ich durch zarte Schultern
zum Nacken hin und in die Kehle fließen
und wie es nach den Hüften niederlief:
und wiederum war alles dies zugleich: —
dies Fühlen, das mir ihren jungen Leib
in mich hinein so legte, wie in eine
bewußte fühlende belebte Gruft,
und wundervolles anderes Bewußtsein
von Eurer Nähe, aller meiner Freunde.
Und wie mein alter Diener neben Dir
mit einer Stimme, die von Regung bebte,
dies flüsterte: Nach zweiundsiebzig Stunden
ist er zurück! da fühlte ich das Beben
in meiner eigenen Kehle und im Innern
empfand ich Dein Gefühl, mit dem Du's hörtest,
und bückte mich mit mehr als trunkenen Händen,
die Schultern der Erwachenden empor
zu ziehen, da werd ich selber an den Schultern
empor gezogen und — bin wach! um mich
die Freunde, denen ich das Stück gelesen,
Du nicht natürlich, und sie hielten mich,
denn ich war vorgesunken auf den Stuhl,
wie Einer, der sich bückt was aufzuheben.
In meinen Augen war noch zuviel Traum,
in meinen Ohren hatt' ich noch das Wort
von meinem Diener: zweiundsiebzig Stunden,
und fragte nur: so seid ihr schon zurück?
Sie waren noch nicht fortgewesen, nur
im Nebenzimmer wieder umgekehrt
mich mitzunehmen. Nicht soviele Zeit

Digitized by Google

als einen Krug zu füllen unter'm Brunnen,
und diese Fahrt! Ich nahm es für ein Zeichen,
für eine dumpfe Wiederspiegelung
des andern traumerfüllten Einsamseins,
das wirklich zweiundsiebzig Stunden währte.
Zwar wirklich? haben wir ein Maß für wirklich? . . .
Du meinst, es war auch ein Bild im Einzelnen?
ein großes Gleichnis? Nun kann sein, auch nicht!
gleichviel, bei solchem Treiben der Natur
ist eine tiefre Bildlichkeit im Spiel,
denn ihr ist Alles Bild und Alles Wesen.
Allein es war ein Wink: sie giebt das Leben
von tausend Tagen wenn sie will zurück,
indessen Du Dich bückst um eine Frucht.

Nun müssen wir wohl gehn, ich hör schon rückwärts,
wie sie zusammenstellen Haus und Garten
aus Holz und Leinwand, Schatten eines Traumes! —
Es wär mir beinah lieber, wenn nicht Menschen
dies spielen würden, sondern große Puppen,
von einem der's versteht gelenkt an Drähten.
Sie haben eine grenzenlose Anmuth
in ihren aufgelösten leichten Gliedern
und mehr als Menschen dürfen sie der Lust
und der Verzweiflung selber sich hingeben
und bleiben schön dabei. Da müßte freilich
ein dünner Schleier hängen vor der Bühne.
Auch anderes Licht. Doch komm, wir müssen gehen.

Digitized by Google

Wüstenwanderungen am Sinaï.

Von **Max Verworn** (Jena).

Hinter den Bergen der afrikanischen Küste versinkt die Sonne. Dunkel und gespensterhaft heben sich die seltsam geformten Massen des Djebel Ghârib vom leuchtenden Purpur des westlichen Himmels ab. Da entfaltet sich im Osten auf asiatischer Erde ein tief ergreifendes Bild. Rothglühend wie geschmolzenes Metall und doch scharfkantig wie mit dem Meißel geschlagen, ragt die mächtige Kette der Sinaïberge mit ihren spitzen Kegeln und hellblauen Klüften majestätisch in den mattgrünen Abendhimmel hinauf. Zu ihren Füßen dehnt sich weit und weiter, von der scheidenden Sonne bereits verlassen, in fahlem Braun die Wüste El Kâa. Völlige Leblosigkeit und Oede herrscht ringsumher. Nur vorn am Strande, wo das dunkelblaue Meer den Wüstensand bespült, erheben sich auf schlanken Stämmen einzelne dürre Palmen, traurig das Haupt zur Seite geneigt, wie klagend über verlorenes Leben, und zwischen den Palmen, halb vom Sande verweht, liegen die niedrigen Hütten des arabischen Fischerfleckens El Tôr. Es ist ein gewaltiges, farbenglühendes Bild tief melancholischer Einsamkeit und Weltentsagung.

Man mag Begeisterung für die Wüste als eine Geschmacklosigkeit betrachten. Thatsache ist, daß bisher noch keiner die Wüste sah, ohne ihren Reizen mit Leib und Seele zu erliegen. Die Wüste ist eben nicht jene einförmige, ebene, langweilige Sandfläche, auch wenn sie von weitem als solche erscheint. Die Wüste ist ungeheuer mannigfaltig in ihrem Charakter und anders an jedem Punkt. Was aber der Wüste immer wieder von neuem ihren Reiz verleiht, was sie charakterisiert vor allen anderen Landschaften der Erde, ist der fortwährende Conflict zweier ganz entgegengesetzter Stimmungen: der tiefen Melancholie der unermeßlichen, gewaltigen Einöde und der heiteren Farbenpracht und Lichtfülle, die der blaue Himmel und die lachende Sonne des Südens darüber ergießt. Eins ergänzt das andere und mildert es. Die Oede und Einsamkeit wird nie das Gefühl der Unlust erzeugen, nur das Gefühl geheimnißvoller Erwartung und Spannung. Die glühende Farbenpracht der durchsichtigen Luft wird niemals aufdringlich erscheinen und grell wie die Blumen im Frühling. Der ewige Conflict beider Elemente wirkt anregend und läßt das Gefühl der Eintönigkeit oder Langeweile garnicht aufkommen. Die großartige Schilderung Pierre Lotis giebt nur das sentimentale Element wieder, dieses freilich unübertrefflich. Für das andere Element fehlt die verwandte Saite in der Seele des Künstlers. Deshalb bleibt sein Bild, so wirkungsvoll es ist, unvollständig. Ueberhaupt dürfte es schwer sein, mit Wort oder Farbe den Reizen der Wüste vollkommen gerecht zu werden.

Zweimal führten mich physiologische Studien an den Seethieren des rothen Meeres nach der Sinaïküste. Zweimal weilte ich längere Zeit in El Tôr und ergab mich dem Zauber der Wüste. Mein Freund Alfred Kaiser, der für

Digitized by Google

immer der Wüstenromantik verfallen ist, und sich als einziger Europäer auf der Sinaïhalbinsel dauernd angesiedelt hat, sorgte während dieser Zeit für mich und meinen Freund Dr. Jensen, der mich auf meiner zweiten Reise begleitete.

* * *

Wenn man absieht von einigen ständigen Beduinenlagern, die sich am Golf von Akaba, ferner an der Südspitze der Halbinsel bei Scherm el moje nnd im Wâdi Feirân befinden, ist der kleine Fischerflecken El Tôr die einzige feste Ansiedelung auf der ganzen Sinaïhalbinsel, d. h. auf einem Raum von 24 780 □ Kilometer Flächeninhalt. Die ganze übrige Halbinsel ist nur von nomadisierenden Beduinenstämmen bewohnt, deren jeder zwar im allgemeinen ein bestimmtes Gebiet für sich in Anspruch nimmt, aber keine festen Wohnplätze besitzt, sondern bald hier, bald dort seine Zeltlager aufschlägt.

In der That ist Tôr wegen seines natürlichen Hafens und seiner süßen Quellen der geeignetste Platz für eine Ansiedelung. Zwar giebt es an der Westküste der Halbinsel noch einige andere Landestellen, wie z. B. bei Berdês und Abû Selîme etwa in der Mitte der Westküste oder bei Abû Suêrah, drei Stunden nördlich und bei Raieh einige Stunden südlich von Tôr, aber alle diese Punkte besitzen keine so ausgezeichnet geschützte Lage wie grade Tôr. Der kleine Hafen von Tôr ist vor dem in diesen Gegenden herrschenden Nordwind vorzüglich gedeckt durch den ihn im Norden überragenden Djebel Hammâm Sidne Mûsa, den „Berg der Bäder unseres Herrn Moses". Gegen die Wellen des rothen Meeres behüten ihn die Korallenriffe, die wie ein Wall grade vor dem Eingang des Hafens liegen und nur eine schmale Durchfahrt für Segelboote lassen. Tobt draußen die gräßlichste Brandung und stürmen die Wogen mit Donnergetöse gegen das Riff, so ist im Hafen doch friedliche Ruhe und harmlose, blaue Wellen lecken schmeichelnd den gelben Wüstensand. Bei einigermaßen stillem Wetter ist die weite Wasserfläche im Hafen von Tôr glatt wie ein Spiegel. Nicht das kleinste Gekräusel trübt die ruhigen Linien des Meeres und klar und scharf kann man im flachen Wasser das Leben und Weben der Thierwelt in der feenhaften Pracht der Korallengärten erkennen.

Diesen Vorzügen der Lage dankt es die Bucht von Tôr, daß sie von jeher eine bedeutende Rolle gespielt hat. Wie die mancherlei alten Reste von Ansiedelungen beweisen, die, vom Wüstensande verweht, sich hier noch heute an der Küste finden, ist die Gegend seit alten Zeiten besiedelt gewesen. Die südliche Sinaïhalbinsel war zur Zeit der israëlitischen Auswanderung aus Aegypten von der Völkerschaft der Midianiter bewohnt. Wenn wir dem biblischen Bericht trauen dürfen, werden wir hier etwa in der Gegend die Stadt Midiân oder Madiân zu suchen haben, bei der Moses die Schafe Jethros zur Tränke führte. Im VI. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ließ Justinian, wie uns der alexandrinische Patriarch Eutychius (Saîd ibn Batrîk) erzählt, zwei Klöster auf der Sinaïhalbinsel erbauen, das eine auf dem Berge Sina, das noch jetzt bestehende berühmte Katharinenkloster, das andere in Raja. Nach einigen Autoren, wie z. B. Ebers hat Raja oder Raithu, wie es in anderen Quellen genannt wird, in der Nähe von Tôr gelegen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Stätte des alten Raithu in dem von meinem Freunde Kaiser entdeckten Trümmerfelde an der heutigen Bucht von Raieh wiedererkenne. Während der späteren Jahrhunderte spielte Tôr eine bedeutende Rolle im Handelsverkehr zwischen Suez und Arabien. Hier legten die von Arabien heraufkommenden Segelschiffe an, um ihre Waaren mit Kamelen weiter

Digitized by Google

zu befördern, da die Reise mit dem Segelboot wegen des ewigen Nordwindes zu langwierig war. Vermuthlich um diese Waarentransporte gegen die Ueberfälle der Beduinenstämme zu schützen, ließ Sultân Selîm nach der Eroberung Aegyptens im Jahre 1517 das Kastell in Tôr, das „Kalaât el Tôr" erbauen, dessen Trümmer noch heute einsam am Strande aufragen. Die räuberischen Angriffe der Beduinen scheinen in der That ein sehr störendes Moment gewesen zu sein. Alte Leute von Tôr erzählen, daß noch zur Zeit Mohammed Ali's solche Ueberfälle an der Tagesordnung waren. So wurde z. B. ein großer Kaffeetransport, der von Tôr aus zu Lande nach Aegypten gehen sollte, von den Beduinen vollständig aufgehoben. Hinter dem Kaffee sind die Söhne der Wüste seit Alters eifrig hergewesen, aber bei dieser Gelegenheit wurde das scheinbar so billig erworbene Getränk dort etwas theuer, denn Mohammed Ali sandte eine größere Truppenmacht nach dem Sinaï und zwang die Schêchs der Beduinenstämme von nun an einen jährlichen Tribut zu zahlen, eine Abgabe, die freilich unter den Nachfolgern des großen Staatsmannes und Feldherren bald wieder unterblieb. In unserer Zeit, wo der Dampfertransport von Süden her durch den Canal einen so enormen Umfang angenommen hat, ist die Bedeutung Tôr's als Handelsplatz ganz verloren gegangen. Nur kleine Segelboote aus Arabien oder Aegypten laufen den Hafen bisweilen noch an. Größere Schiffe, vor allem Dampfer, machen hier keine Station, da sie schon wegen des flachen Wassers nicht gut in den Hafen einfahren könnten. Dagegen hat Tôr für die Aegyptische Regierung wie auch für ganz Europa seit einigen Jahren in anderer Beziehung eine nicht geringe Bedeutung erlangt. Der Ort dient nämlich für die von der Wallfahrt nach Mekka heimkehrenden Pilgerschiffe als Quarantänestation, ein Zweck, für den er durch die unmittelbare Lage an der Wüste ganz vorzüglich geeignet ist. Zur Zeit der Quarantäne entfaltet sich ein überaus buntes und malerisches Treiben in Tôr. Alles, was aus den entlegensten Theilen der mohammedanischen Welt zu Schiff durch den Suez-Canal nach den heiligen Stätten Arabiens zusammenströmt, muß Tôr auf der Rückfahrt passieren, und ist in Mekka wie fast alljährlich Cholera vorhanden, so müssen die Insassen der verdächtigen Schiffe drei Wochen bei Tôr in der Wüste campieren. Dann erheben sich hunderte von Zelten im Sande, ein reges Gewimmel der seltsamsten Trachten nnd Farben entwickelt sich in der sonst so einsamen Wüste, und ein babylonisches Sprachengewirr belebt den schweigsamen Ort. Dabei herrscht echt ägyptische Wirthschaft. Betrug und Gewaltthat schalten frei. Für enorme Summen werden die Pilger ans Land gebracht und kläglich verpflegt, obwohl der Sultân jährlich reichliche Spenden für diese Zwecke sendet. Nicht blos Kleidungsstücke, sondern auch Kostbarkeiten, Waffen, ja sogar Geldstücke werden, wie mir aus glaubhafter Quelle versichert wurde, „desinficiert", d. h. verschwinden ans Nimmerwiedersehen. Die Quarantänezeit ist die glücklichste Zeit im Jahre für die Leute von Tôr sowohl wie für die ägyptischen Quarantänebeamten und es giebt nicht wenige Bewohner von Tôr, die aus dieser Erwerbsquelle ganz beträchtliche Reichthümer geschöpft haben. Ist das letzte Pilgerschiff vorbei, dann versinkt die Gegend wieder in ihre tiefe Einsamkeit und Oede.

Heutzutage liegen am Hafen von Tôr fünf getrennte Ansiedelungen, deren jede ziemlich scharf durch die Art ihrer Bewohner charakterisiert ist.

Den Hauptplatz bildet das eigentliche Tôr, von den Leuten kurz „el beled", das Dorf, genannt. Es ist ein ärmlicher Flecken, der aber trotz der liederlichen Bauart seiner Hütten, trotz der Zerlumptheit seiner Bewohner und trotz des Schmutzes innerhalb und außerhalb der Wohnungen doch verklärt durch den wunderbar hellen Sonnenschein, den die Wüstensonne darüber ausgießt, einen

Digitized by Google

anziehenden, freundlichen und höchst idyllischen Anstrich gewinnt. Auf der einen Seite, unmittelbar vom tiefblauen Meer bespült, auf der anderen halb vom Wüstensande verweht, liegen die 10—15 meist mehrstöckigen Hütten da, deren Mauern aus grau verwitterten Korallenblöcken bestehen und ein ganzes Museum von zierlichen Kalkskeletten enthalten. Kreuz und quer sind die Wohnungen durch- und ineinander gebaut, nur durch enge Winkel und Gänge von einander getrennt. Hier wohnt geschaart um einen Zweigconvent des Sinaïklosters, dessen blendend weiße Mauern in der grellen Sonne eine unendliche Lichtfülle reflectieren, ein Häuflein griechisch-katholischer Christen. Einige sinaïtische Mönche sorgen für das Seelenheil der kleinen Gemeinde. Daneben aber ist Tôr auch der Sitz eines ägyptischen Gouverneurs. Dieser Mann, ein Officier, der sich hier gewissermaßen auf Strafposten befindet, ist ein wahres Muster von ägyptischen Beamtentugenden. Umgeben von einer Schaar selbstgeworbener Soldaten, die sich aus den Beduinenstämmen des südlichen Arabiens rekrutieren und auch nach Beduinenart gekleidet sind, hat der Sâdi Bê ein Raub- und Erpressungs-System entwickelt, wie es in dieser Vollendung nur im Orient möglich ist. Ferner existiert in Tôr eine Post. Der Verwalter derselben ist der Schêch Joseph, ein gemüthlicher, alter Araber, der den größten Theil des Jahres in Aegypten zubringt und die Besorgung der Briefbeförderung, die monatlich zweimal durch einen Beduinen zwischen Suez und Tôr erfolgt, ruhig seinem Sohne überläßt, der sie seinerseits wieder einigen Unterbeamten anvertraut. Gouvernement und Post sind mohammedanisch und auch für das geistige Wohl dieser Institute wird gesorgt durch eine primitive Moschee „El Kelâni". Das einzige, was Interesse an der Moschee erweckt, ist der Hüter derselben, der Schêch Mohammed, eine charaktervolle Erscheinung, die als Typus eines orientalischen Schriftgelehrten gelten könnte. Groß, von stattlicher Figur, mit weißem Bart und fanatischen Augen in dem etwas harten Gesicht, hält er es unter seiner Würde, bei den Christen zu wohnen und hat sich sein Haus außerhalb Tôrs unter seinen Glaubensgenossen gebaut. Er ist ein vielseitiger Mann. Nicht nur daß er in „El Azhar", der hohen Schule von Kairo studiert hat, schreiben und lesen kann und den ganzen Korân auswendig weiß, nein er dient vielmehr seinen Landsleuten auch als Totengräber, malt ihnen Skorpione über die Hausthüren, um ihre Hütten gegen diese giftigen Gliederthiere zu feien und — was nicht das Schlechteste ist — er versteht sogar Bûseh zu brauen, ein arabisches Getränk, das aus gegohrenem Weizen bereitet wird und gar keinen üblen Geschmack hat.

Kaum eine halbe Stunde südlich von Tôr, aber nicht unmittelbar am Strande liegt die zweite Ansiedelung „Kurûm", d. h. „die Gärten". Obwohl von Gärten in unserem Sinne nichts zu bemerken ist, bietet Kurûm doch einen ganz anderen Anblick als Tôr el beled. Zwischen hohen, schlanken Dattelpalmen weitläufig zerstreut liegen die breiten, niedrigen Lehmhütten von derselben graugelben Farbe wie die Wüste und ohne Fenster nach außen, so daß sie kaum vom Wüstensande zu unterscheiden sind. Hier wohnen die mohammedanischen Handelsleute, die an die Beduinen Getreide, Oel, Kaffee, Tabak ꝛc. vertauschen und mit ihren Sambûks wie die Christen von Tôr zwischen Suez und den arabischen Küstenplätzen einen kleinen Handel betreiben, oder, was ihnen noch lieber ist, so wie sich Gelegenheit bietet, dem Seeraub in recht unverhohlener Weise sich widmen. Sie scheuen sich nicht, sogar gelegentlich Allah direkt zu bitten, daß er bald wieder ein recht fettes Schiff auf die Riffe laufen lassen möchte. Auch einige Neger mit wenig ägyptischem Blute gemischt, finden sich unter ihnen. Aber alle sind Mohammedaner aus der Gemeinde des Schêch Mohammed und den Namen Mohammed trägt jeder zweite oder dritte

Digitized by Google

Mann. Bei meiner zweiten Ankunft in Tôr war Kurûm ebenso wie Tôr el beled halb entvölkert, weil ein großer Theil der Mohammeds sich wegen allzu dreisten Seeraubs in Suez hinter Schloß und Riegel befand.

Noch etwa dreiviertel Stunde südlicher liegt ein dritter Hüttencomplex, elender, ärmlicher, primitiver als Tôr und Kurûm, das ist Gebêle, das Dorf der Beduinen. Die niedrigen Hütten sind lose aus Korallenblöcken aufgebaut und mit Palmenreisern gedeckt. Ueberall kann der Wüstenwind hindurchwehen. In ärmliche Lumpen gehüllt hocken Frauen und Kinder zwischen den Hütten umher, während die wenigen Männer auf dem Fischfang sind oder als Bootsleute auf einem Sambûk ihr Brod verdienen. Es sind die ärmsten unter den armen Tauâra-Beduinen, die nur der Noth gehorchend sich hier angesiedelt haben, um mit den genannten Beschäftigungen ihr Leben kümmerlich zu fristen Der wohlhabendere Beduine ist zu stolz zum Fischefangen und zu wanderlustig zur ständigen Ansiedelung. Die einzige Beschäftigung, die sich für einen angesehenen Beduinen ziemt, ist die Jagd und Kamelzucht. Kommt er aber auf seinen Zügen nach Tôr, so wohnt er bei seinen Brüdern in Gebêle.

Von den beiden noch übrigen Ansiedelungen ist Mšâat eine Viertelstunde östlich von Tôr in der Wüste die unbedeutendste. Es ist das Dorf der freigelassenen Negersklaven und was man hier an menschlichen Wesen sieht, ist schwarz mit blitzenden Augen, platten Nasen und aufgeworfenen Lippen.

Landschaftlich am schönsten ist die fünfte Ansiedelung „El Wâdi", einfach „das Thal" genannt, das sich eine Stunde nördlich von Tôr am Djebel Hammâm entlangzieht. Hier ist infolge der zahlreichen Quellen an einzelnen Stellen eine geradezu üppige Vegetation. Mächtige Palmendickichte, in denen Hütten mit großen Gärten liegen, lehnen sich malerisch an den Abhang des Berges an. Kühler Schatten umgiebt den Wüstenwanderer, der aus der Sonnenhitze ins Wâdi tritt, und klares Wasser erquickt die verdorrten Lippen. Ein friedlicher Beduinenstamm wohnt unter den Palmen, die Muâtre, deren Beschäftigung in der Pflege der Gärten und der künstlichen Befruchtung der weiblichen Palmen besteht, die zum größten Theil den Leuten von Tôr und dem Sinaïkloster gehören.

Das sind die Ansiedelungen am Hafen von Tôr. Alles übrige ist öde und unbewohnt und weit bis an die dunkelrothen Berge dehnt sich die einsame Wüste El Kâa.

* * *

In Kurûm, wo Kaiser sich seine Hütten gebaut hat, war mein Standquartier. Hier richtete ich mein Laboratorium ein. Die Anlage eines physiologischen Laboratoriums in der Wüste ist begreiflicher Weise mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und kann nur mit sehr primitiven Mitteln geschehen. Ich mußte eine Lehmhütte benutzen, die nur aus einem einzigen Raum bestand, keine Dielen hatte, mit Palmenstämmen gedeckt war und fünf kleine Fensterlöcher besaß, von denen nur zwei mit Glasscheiben versehen wurden, um die darunter befindlichen Arbeitstische gegen Wind und Wüstensand zu schützen. An zwei Wänden befanden sich niedrige Tische zum Aufstellen von Aquarien und Glasgefäßen mit Seethieren. In einer Ecke stand ein riesiges ägyptisches Thongefäß für Süßwasser. Außerdem waren zwei Schränke für Apparate und Glasgeräthe ꝛc. vorhanden, sowie ein Gestell für Chemikalien und in der Mitte ein Tisch zum Schreiben. Es dauerte mehrere Tage, bis alle mitgebrachten Apparate und Instrumente ausgepackt und aufgestellt waren. Als endlich alles in Ordnung war, glich das Ganze mehr einer mittelalterlichen Alchymistenklause als einem modernen physiologischen Laboratorium, denn das scheinbare Halbdunkel,

Digitized by Google

das im Verhältniß zu der Lichtfülle vor der Thüre im Innern herrschte, die kleinen vergitterten Fensterhöhlen in den dicken Wänden, die phantastische Form des mächtigen Wasserbehälters, die zahllosen Gläser, Flaschen und Apparate, alles dies gab dem Ganzen einen mystischen Anstrich, wie man ihn etwa in Fausts Studierzimmer erwarten könnte. Dennoch war die Einrichtung, abgesehen von manchen kleinen Unbequemlichkeiten, die unter derartigen Verhältnissen nicht zu beseitigen sind, bei bescheidenen Ansprüchen vollkommen ausreichend. Auch die Lichtverhältnisse in dem anscheinend so dunklen Raum waren sehr günstig, denn durch die Fensterlöcher fiel das wunderbar helle Tageslicht direkt auf die Arbeitstische und Mikroskope und verbreitete eine Helligkeit, die selbst die Anwendung der stärksten Vergrößerungen ohne künstliche Beleuchtung gestattete. Im übrigen aber hatte das Laboratorium einen großen Vorzug: es war kühl, auch wenn draußen die Wüstensonne mit ihren glühenden Strahlen alles versengte.

Wohn- und Schlafräume lagen in einer anderen Lehmhütte. Hier war auch die Küche, das Reich unserer Köchin, der schwarzen Chamîseh, in dem sie einer resoluten deutschen Küchenfee gleich autokratisch den Kochlöffel schwang. Anfangs mußten wir sie freilich erst erziehen, denn mit den arabischen Gerichten, die sie zu machen verstand und die von Fett und Gewürzen strotzten, war auf die Dauer nicht auszukommen. Aber bald hatte sie die Oberhand in der Küche und ließ sich nicht mehr dreinreden ohne gleich eine schlagfertige Bemerkung bei der Hand zu haben. Manche europäische Hausfrau würde sich eines gelinden Grauens kaum haben erwehren können, wenn sie in der höhlenartigen Küche die schwarze Gestalt mit ihren blitzenden Augen, in der einen Hand nachlässig eine Cigarette haltend, die andere mit einer Kelle in die Seite gestemmt am Herdfeuer hätte stehen sehen.

Eine gradezu komische Figur aber, der wir manche heitere Stunde verdankten, gab unser zweiter dienstbarer Geist ab. Er war männlichen Geschlechts, hieß Atteîe und hätte in Europa als Gesichts-Clown entschieden sein Glück gemacht. Atteîe war eigentlich Beduine und stammte aus Gebêle, wo sein Bruder Fischer war, aber wegen seiner Schwerhörigkeit und seines absonderlichen Wesens wurde er von seinen Stammesgenossen als verdrehter Trottel betrachtet und von Jung und Alt geneckt, was er mit philosophischer Ruhe und geringschätzenden Blicken über sich ergehen ließ. Dumm war Atteîe durchaus nicht. Die Vorurtheile seiner Glaubensgenossen hatte er längst abgestreift, denn er trank sogar „Mastika", einen Schnaps, den die Mönche aus Datteln bereiten. Er hatte sich auch seine Theorie dafür zurecht gemacht, indem er einige Stellen aus dem Korân in seiner Weise auslegend sagte: Die Regeln des Korân gelten nur für die Wohlhabenden, die Armen dagegen seien von allen Pflichten ausgenommen. Sie brauchten nicht zu fasten im Ramadân und könnten auch Mastika trinken, denn sonst hätte ja Allah keinen gemacht. Dagegen fürchtete sich Atteîe entsetzlich vor dem „Afrît", dem Teufel. Als wir ihn fragten, ob er denn den Afrît schon gesehen hätte, sagte er: nein, nur einmal in Suez. Wie er aussah? Er hatte zwei Schwänze, einen vorn und einen hinten und furchtbare Zähne. Die Leute sagten zu ihm: „El Fant". Nachts allein nach Gebêle zu gehen, wo er gewöhnlich schlief, war Atteîe um keinen Preis zu bewegen. Aber am Tage besorgte er willig und unverdrossen alles, was man ihm auftrug und deshalb konnten wir ihn gut zu allerlei Gängen und kleinen Diensten, zu denen Chamîseh zu stolz war, gebrauchen. Auch als physiologischer Institutsdiner fungierte er, indem er Meerwasser holte und die Gefäße reinigte. Für etwas europäisches Essen, ein wenig Tabak, einen Schnaps oder die Aussicht auf einen alten Mantel, lief er wochenlang den ganzen Tag von

Digitized by Google

früh bis spät. Nur durften wir ihm kein Geld geben. Sowie er einmal ein paar Piaster bekam, ließ er sich tagelang nicht sehen. Dann kaufte er sich in Tôr Tabak, Kaffee und Mastika und ging zu seinen Leuten nach Gebêle. Hier spielte er den noblen Herrn, rauchte den ganzen Tag Cigaretten, bewirthete seine Stammesgenossen mit Kaffee und Tabak und redete ihnen vor, so lebe er immer. Erst wenn alles verschlemmt war, erschien er wieder in Kurûm und schleppte ohne Murren wieder tagelang Wasser oder trug auf den Excursionen den schweren photographischen Apparat. Wenn er nichts zu thun hatte, lungerte er umher und ergötzte uns durch sein drolliges Minenspiel. Besonders wenn er um etwas Cigarettentabak bettelte, war sein Gesicht nicht zu bezahlen. Nicht daß er kam und bat. Ganz ruhig hockte er sich, während wir aßen, auf den Boden, nahm mit Würde ein leeres Cigarettenpapier hervor und blickte stumm mit so rührenden Blicken bald auf das Papier, bald auf uns, daß es ihm durch diese Komik fast immer glückte, seinen Zweck zu erreichen. Dennoch war er zu stolz, um mehr Tabak zu nehmen, als er grade zu einer Cigarette brauchte. War er angeheitert, was nicht grade selten vorkam, wenn er einen Gang nach Tôr gemacht hatte, dann stellte sich ein unüberwindlicher Drang zum Sprechen und Singen bei ihm ein. Dann wurde er ausgelassen, tanzte in einem alten Frack, den ihm Kaiser geschenkt hatte, mit seinen nackten Beinen zum Gaudium der Dorfjugend draußen umher und — hatte am andern Tage einen furchtbaren Jammer.

* * *

Eines Tages mache ich mit Erstaunen die Entdeckung, daß Weihnachten vor der Thüre ist. Nichts hatte mich an das winterliche Fest erinnert. Statt Schnee und Eis und Winterkälte umgiebt mich lachender Sonnenschein, greller Wüstensand, tiefblaues Meer und wolkenloser Himmel.

Mit meinen Gedanken in der Heimath wandere ich hinaus an meinen Lieblingsplatz, einen einsamen Pilgerbrunnen in der Wüste bei Kurûm. Die Sonne ist eben untergegangen. Alles ringsumher ist still und einsam, nur dann und wann dringen aus der Ferne Laute von Kurûm herüber. Die Wüste ist braun und schon im Schatten. Auch die Sinaïberge haben bereits ihre Abendröthe verloren und ragen dunkelblau mit ihren gewaltigen Massen in das grüne Zwielicht des Himmels. Dagegen ist über den schwarzen afrikanischen Bergen noch alles hell, und scharf heben sich, dürren Gespenstern gleich, die Palmen von Kurûm an dem grellgelben Abendhimmel ab. Da zieht von Süden her ein leichtes Roth über die zarten Wölkchen, die den westlichen Himmel beleben, herauf, immer höher und höher, und je mehr es heraufkommt, um so greller und leuchtender prägt es sich aus. Schließlich lagert sich dieses Roth in hellen Streifen, fast blendend über die dunklen Berge der fernen Küste. Dazwischen sieht der jetzt stahlblau gewordene Hintergrund des Himmels hervor, ein Effect, den kein Pinsel und keine Feder zu schildern vermag. Allmählich werden die Farben satter, dunkler, undurchsichtiger und in einer halben Stunde hat die heilige Nacht den Horizont ringsum verhüllt. Ueber dem Umm Schômar steht einsam in strahlendem Glanze die Venus. Alles schweigt. Selbst die Geräusche des Dorfes sind verstummt. In ergreifender Stille hört der Mensch nur sich selbst, das feinste Geräusch seiner kleinsten Bewegung, seinen Athem, seinen Herzschlag. Weit und einsam dehnt sich in unbestimmbare Ferne die Wüste und läßt die Schrecknisse ahnen, die sie in ihrem Schooße verbirgt. Die Entfernungen verschwinden. Alles ist graubraun. Wüste, Berge und Himmel gehen in unbestimmten Formen in einander über. Steine und Boden-

Digitized by Google

erhebungen in der Nähe nehmen verzerrte und phantastische Gestalt an. In diesem Zustande, in dem die Sinne aufs Höchste gespannt sind und doch nicht mehr wirklich erkennen, beginnt die Einbildungskraft ihr Spiel.

Jetzt, es ist 6 Uhr, wird zu Hause der Weihnachtsbaum angezündet. Der Duft angebrannter Tannennadeln dringt durch die Thür und das pochende Herz der Kinder schlägt schneller, wenn die Klingel ertönt. Das mystische Gefühl der Bescheerung, das im Kindergemüth von Jugend auf mit der Vorstellung von Weihnachten associiert ist, will in meiner Erinnerung heraufsteigen, aber es kämpft gegen eine fremde Macht und kommt nicht empor. Hier bin ich nicht weit von jenen Gegenden, wo das Christkind nach der Ueberlieferung zur Welt kam. Hier bin ich in einer ähnlichen Umgebung. Palmen, ein kleines Dörfchen, weite öde Flächen sind um mich herum. Aber doch wie ganz anders ist die Stimmung als zu Hause in der schneebedeckten, eisstarrenden Heimath beim lichtstrahlenden Tannenbaum! Zum ersten Male kommt mir zum Bewußtsein, wie die Verquickung des altgermanischen Weihnachtsmythus mit der Legende von der Geburt des Christkindes doch eigentlich so ganz unharmonisch ist, wie die im Süden geborene und in eine orientalische Scenerie gehörige Erzählung von der heiligen Nacht so garnicht in unsere nordische Heimath, in eine Umgebung von Eis und Schnee hinein paßt, und wie umgekehrt eine richtige, nordische Weihnachtsstimmung in dieser Umgebung, unter diesem Himmel trotz der großen, gewaltigen Natur sich unmöglich entwickeln kann.

So wandere ich nachdenklich durch die stille Nacht unserer Hütte entgegen.

* * *

Schon lange hatten die Berichte von den alten Einsiedlerklausen bei Abû Suêrah und dem geheimnißvollen Glockenton des Djebel Nakûs meine Neugierde gereizt. Endlich befanden wir uns eines Morgens auf dem Wege dorthin. Ein Esel war mit Decken, Kochgeschirr und Mundvorräthen bepackt und wurde von zwei Beduinenjungen geleitet. Atteîe trug den photographischen Apparat. So ging unsere kleine Karawane nach Norden, bei Tôr vorbei über die große feuchte aus salzigem Thon bestehende Fläche, die sich von Tôr bis fast zum Djebel Hammâm hin erstreckt. Nach einstündiger Wanderung erreichten wir das Hammâm, einen sumpfigen Palmenhain, der sich am Fuße des Djebel Hammâm nach Osten dahinzieht und hier in das üppige Wâdi übergeht. Das Hammâm Sidne Mûsa, das „Bad unseres Herrn Moses“ hat seinen Namen von den warmen Quellen, die dort aus dem Kalkstein des Berges sickern und die früher zu der falschen Annahme Anlaß gegeben haben, daß hier das biblische Elîm zu suchen sei. Eine von diesen Quellen ist von Abbâs Pascha zur Anlage eines umfangreichen türkischen Bades benutzt worden, das aber nach dem jähen Tode des Begründers unvollendet blieb und jetzt bereits wieder dem Zerfall entgegen geht. In brennender Sonnengluth, auf der einen Seite unmittelbar an die kahlen Felsmassen des Berges sich anlehnend, auf der anderen vom schattigen Palmenhain begrenzt liegen die ruinenhaften Gemächer einsam und schweigend da. Das eigentliche Badegemach ist noch ziemlich gut erhalten. Es umschließt ein viereckiges Bassin, in dem das warme Wasser etwa meterhoch steht und ist jetzt mit einer dürftigen Decke von Palmenzweigen und Schilfrohr versehen, durch deren Löcher die helle Sonne verschämt in den traulichen Schatten des Gemaches hineindringt. Alle Wände sind mit arabischen Namen und Sprüchen bemalt, denn die Araber schreiben dem schwefelhaltigen, etwa 27° warmen Wasser besonders heilkräftige Wirkung zu. Ich habe mich selbst manchmal in dem klaren stillen Bade erfrischt. Das bischen Wasser, das

Digitized by Google

hier dem Boden entquillt ruft in der Sonnengluth eine reizende landschaftliche Wirkung hervor. Schattige Palmendickichte, in denen die Mönche von Tôr ein massives Gartenhaus erbaut haben, ziehen sich malerisch am Fuße des Djebel Hammâm entlang. Dazwischen stehen breite Wasserlachen, in denen sich der blaue Himmel spiegelt. Wasservögel aller Art treiben ihr munteres Spiel zwischen den Binsen, kleine Fischchen schwimmen hurtig durchs klare Wasser und braune Beduinenkinder spielen halbnackt an den Rändern der Pfützen. Alles liegt im Sonnenschein; der Schatten der Palmengruppen ladet zum Verweilen und hier und dort fließt das Wasser lustig mit traulichem Gemurmel dahin, bis es draußen im heißen Sande versiegt.

Vom Mosesbade führt der Weg immer hart am Abhang des Djebel Hammâm entlang, der hier aus nubischem Sandstein bestehend und von einem Mantel fossiler Korallenriffe bedeckt schräg zur glitzernden Meeresfläche abfällt. Große Korallenblöcke mit Massen von versteinerten Rifbewohnern thürmen sich auf und bilden eine grotteske Felseneinöde. Heiß brütet die Sonne auf dem zackigen Gestein und gluckend nagen an seinem Fuß die Wellen, deren frischer Seegeruch erquickend heraufsteigt. Zwischen den grell beschienenen, hellgelben Felsen buchtet sich das tiefblaue Meer mit lebendigem Wellengeplätscher hinein und weit draußen tummelt sich übermüthig eine Schaar munterer Delphine.

Bald erweitert sich der Strand ein wenig. Der Abhang des Berges wird niedriger und die Rifffelsen bilden an den Felsstock des Djebel Hammâm gelehnt eine horizontale, etwa drei bis vier Meter hohe Terrasse. Hier finden sich bereits vom Strande aus in die überhängende Felswand eingehöhlt einzelne Einsiedlerklausen aus frühchristlicher Zeit. Eine von ihnen ist noch vortrefflich erhalten. Die in den Felsen hineingegrabene enge Zelle ist außen mit einer Wand sorgfältig übereinandergepackter Kalksteine verschlossen, durch die nur ein kleines Thürloch in das geheimnißvolle Dunkel des Innern führt. Ist man durch die niedrige Thür hineingekrochen und hat sich das Auge an die verhältnißmäßige Dunkelheit im Innern gewöhnt, so ist es überrascht von der Sorgfalt, mit der die inneren Wände gearbeitet sind. Ihr Ueberzug aus schneeweißem Mörtel ist so fein und gleichmäßig geglättet, daß er wie poliert erscheint. Einige kleine Nischen sind in den Felsen gehöhlt und zahllose Kreuze und Inschriften in rothbrauner Farbe bedecken die Wände. Man könnte glauben, der alte Eremit habe erst vor kurzem sein idyllisches Heim verlassen.

Etwas weiter hin senkt sich der Abhang des Berges zum Meere hinab und läßt ein schmales Thälchen, das Wâdi Abû Suêrah als Scheide zwischen dem Djebel Hammâm und dem Djebel Nakûs sich hindurchwinden. Nicht weit von der Stelle, wo das Wâdi sich nach dem Meere hin öffnet, stehen hart am Strande im Grunde einer lieblichen Bucht die Palmen von Abû Suêrah.

Es ist ein reizender Platz. Mitten im heißen Wüstensande von einer kleinen Quelle gespeist erheben sich schlanke Palmenstämme, und dichte Gebüsche mit lauschigen Winkeln lehnen sich an die Felsblöcke des Abhangs. Dazwischen stecken überall zerstreut Reste von altem Gemäuer im Sande, die ebenfalls altchristlicher Zeit entstammen. Wir sind hier in einer Gegend, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Besiedelung des Sinaï von zahlreichen Eremiten bewohnt war, und es scheint, daß die ausgedehnten Mauerreste, die sich unter den Palmen finden, als die letzten Zeugen eines ehemaligen Coenobiums oder einer gemeinsamen Stätte der Andacht für die früheren Einsiedler der Umgegend angesprochen werden müssen. Unmittelbar hinter den Palmen aber breitet sich im weiten, unberührten Halden, schneeweiß der reine, blendende Sand als mächtige Dühne am Strande hin aus und bedeckt die niedrigen Felsplatten, an

Digitized by Google

denen die plätschernden Wellen nagen. Hier ist ein wundervoller Badestrand und ein erfrischendes Bad nach dem heißen Sonnenbrande ist hier eine unvergleichliche Wonne. An diesem idyllischen Punkte wird schon das bloße Bewußtsein zu leben zum höchsten Lebensgenuß.

Vorläufig wurde im Schatten eines überhängenden Riffselsens das Lager aufgeschlagen und ein Imbiß genommen, zu dem die Quelle das Getränk lieferte. Man wird in der Wüste anspruchslos. Ich glaube kaum, daß man in Europa irgendwo derartiges Wasser berühren würde. Es war salzig, warm und wimmelte von kleinem Gethier. Aber ein Schuß Dattelschnaps hilft dem Uebelstand ab. Die Thierchen taumeln im Glase zu Boden und das Getränk bekommt einen angenehmen Geschmack. Freilich ist die laue Wärme nicht zu beseitigen, aber die Sonne brennt noch heißer und so scheint das Getränk doch noch immer erfrischend. Nach einem kurzen Kêf während der Mittagshitze folgte eine Recognoscierung der Gegend, die zur Folge hatte, daß wir unseren Lagerplatz Nachmittags noch bei hellem Tageslicht weiter hinauf in die Berge verlegten.

Wenn man das Wâdi abû Suêrah aufwärts verfolgt, sieht man bald auf der linken Seite ein kleines Seitenthälchen abbiegen, das in einem engen, von steilen, röthlichen Felswänden umrahmten Felskessel endigt und in seinem sandigen Schooße aromatisch duftende Wüstenkräuter beherbergt. An der linken Seite dieses Thalkessels liegen in halber Höhe der steilen Wand auf einer schmalen Plattform mehrere alte Eremitenklausen in tiefster Weltabgeschiedenheit zwischen vorspringenden Felsen versteckt. Hier schlugen wir unser Nachtlager auf. Leider passierte bei dem beschwerlichen Wege ein Unglück. Kaiser brach sich beim Klettern den Knöchel des rechten Fußes, fiel ohnmächtig zu Boden und mußte mit großer Mühe nach dem schwer zugänglichen Versteck transportiert werden, wo er mit schmerzendem und anschwellendem Fuße sein Lager zu hüten gezwungen war.

Es kann kaum einen romantischeren Lagerplatz geben als hier oben auf halber Höhe über dem Thale. Die Eremiten haben in dem engen, von wilden Felsmassen und Bergspitzen umthürmten Thalkessel ein wunderbar idyllisches, in seiner Bergeinsamkeit unbeschreiblich poëtisches Plätzchen gehabt, das jetzt im tiefen Abendfrieden, während die Bergkegel ringsum in rothem Scheine erglühten, ganz unaussprechlich schön erschien. Tiefer sank die Sonne, die Bergspitzen wurden brauner und kein Ton, kein Laut ließ sich ringsum vernehmen. Auf der kleinen Plattform vor den Zellen, auf der einst die alten Eremiten mit frommem Gebet die Stunde des scheidenden Tages begingen, wurde ein Feuer aus trockenen Palmenreisern angemacht. Bald flackerte die Flamme lustig empor und beleuchtete das röthliche Gestein der niedrigen Felsdecke, die uns dicht überragte. Atteîe sang sein monotones Lied, während er am Boden hockte und mit verständnisvoller Miene in den Linsen rührte, die als Abendmahlzeit auf dem Feuer brodelten.

Jeder von uns hatte eine von den Klausen zum Nachtlager mit Beschlag belegt. Meine besaß noch ihre äußere Vermauerung und im Innern das in Stein gehauene bankartige Lager des alten Besitzers. Außerdem enthielt die Zelle, deren Wände wie bei allen Klausen mit Kreuzen und Inschriften geschmückt und mit kleinen Wand-Nischen versehen waren, noch ein dunkles Nebengemach, das einst vermauert gewesen und später erbrochen worden war. Bei einer genaueren Besichtigung mit Magnesiumlicht fand sich jedoch nichts weiter darin, als einige Topfscherben und ein vermoderter Knochen. Dagegen machte sein dunkler Eingang vom Innern der Klause aus einen recht geheimnißvollen Eindruck. Ueberall vor den Klausen lagen übrigens Topf- und Glasscherben umher sowie zahllose Schalen von Napfschnecken, deren Inhalt den frommen Vätern als

Digitized by Google

Nahrung gedient hatte. Was aber mich besonders interessierte, war die noch wohlerhaltene griechische Thonlampe eines Eremiten, die ihm einst sein dunkles Gemach spärlich erhellte. Am reichsten bemalt war die mittlere Klause, in der wir Kaiser gebettet hatten. Ihre äußere Wand war zerstört, so daß das Licht ihr Inneres erhellte und die Inschriften, Kreuze und primitiven Bilder beleuchtete, die in großer Menge die Innenwände schmückten. Diese Malereien scheinen aus verschiedenen Zeiten zu stammen. Vorwiegend sind alte griechische Kreuze, sowie segelschiffähnliche Figuren. Daneben sind Namen und Sprüche in griechischen, armenischen, arabischen und römischen Lettern wirr durcheinander gekritzelt.

Nach dem Abendmahl lagen wir um das knisternde Feuer. Die Phantasie war durch die starke Anstrengung des Tages und die ungewöhnliche Umgebung etwas erregt und die Gedanken weilten in der Vergangenheit bei den alten Eremiten und ihrem Leben, von dem uns die alten Mönche Nilus und Ammonius ein so anschauliches Bild überliefert haben, von dem uns Ebers in seinem „Homo sum“ erzählt. Auch auf Atteie und die beiden Eseljungen übte die Situation ihren Einfluß. Die Araber haben eine ängstliche, abergläubische Scheu vor den Einsiedlerklausen und sind nicht dazu zu bewegen, die Nacht über in einer solchen Zelle zu schlafen, da nach ihrer Ansicht hier der „Afrît“ sein Wesen treibt. Atteie, der ganz dicht am Feuer lag, erzählte den Jungens eine arabische Geistergeschichte. Dann verstummte das Gespräch, jeder lag schweigend mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt am Feuer und nur das Knistern der brennenden Zweige und das Stampfen des Esels, der dicht bei meiner Klause an einen Felsblock angebunden war, unterbrach die Stille der Nacht. Endlich, als das Feuer zu verlöschen begann, suchte ich meine Klause auf und streckte mich aus auf dem steinernen Bett, an derselben Stelle, wo vor 1500 Jahren der alte Klausner sich allnächtlich zur Ruhe begab.

Es war sehr warm in meinem Gemach. Der nächtliche Sternhimmel lugte spärlich zum offenen Eingang der Klause herein und nur ab und zu drangen die Stimmen der Leute vom verlöschenden Lagerfeuer herüber. Ich konnte lange nicht schlafen. Das Bett war zu hart, härter als der Wüstensand. Endlich mochte ich einige Stunden geschlummert haben, als ich von einem Geräusch neben mir erwachte. Es war noch dunkel um mich herum. Bei meiner von der Ermüdung und der ungewöhnlichen Situation erregten Phantasie vermeinte ich in der Schlaftrunkenheit den alten Eremiten aus dem unheimlichen Nebenraum treten zu hören. In der That sah ich, vollständig erwacht in dem schwachen Sternenlicht, das durch die offene Thüre hereindrang, in unbestimmtem Umriß eine dunkle Gestalt sich bewegen. Erschrocken richtete ich mich auf, griff mit einer raschen Handbewegung zu und ergriff — das feuchte Maul unseres Esels, der nun seinerseits erschrocken mit einem Satz nach rückwärts wieder die Klause verließ. Er hatte sich in der Nacht losgemacht und war der Wärme nachgegangen. Leider war nun meine Nachtruhe für eine ganze Weile vorbei und erst gegen Morgen verfiel ich in einen festeren Schlaf, bis mich die Stimmen der Andern vom Feuer her erweckten.

Gleich in der Frühe unternahm ich mit Dr. Jensen einen Ausflug nach dem Djebel Nakûs um den vielerörterten Glockenton zu vernehmen und alte Felseninschriften zu sehen, von denen uns erzählt worden war. Der Djebel Nakûs hat seinen Namen von den eigenthümlichen Tönen, die sich unter gewissen Bedingungen an seinen Sandhalden hören lassen und einige Aehnlichkeit zeigen mit den Tönen eines arabischen hölzernen „nagûs“, einer Art Gong. Die merkwürdige Erscheinung ist zuerst von Seetzen beobachtet und später von mehreren gewissenhaften Forschern bestätigt worden, so daß kein Zweifel an ihrem Vorkommen existieren kann. Am anschaulichsten hat sie Wellsted geschildert. Er

Digitized by Google

sagt: „Ich setzte mich auf einen Felsen am Fuße des schrägen Abhangs und ließ einen der Beduinen hinaufsteigen. Erst als er eine Strecke von mir entfernt war, bemerkte ich, daß der Sand unter seinen Füßen in Bewegung gerieth und den Hügel herabrollte. Doch floß er nicht ununterbrochen herab, sondern wie der Araber aufwärts klimmte, brach die Sandfläche rückwärts und nach oben, bis allmählich ein beträchtlicher Theil davon in Bewegung kam. Anfangs glich das Getöse den schwachen Tönen einer Äols-Harfe, wenn der Luftzug zuerst ihre Saiten faßt; als dann der Sand in schnellere und stärkere Bewegung kam, glich der Klang mehr dem Tone, welchen man hervorbringt, wenn man mit feuchten Fingern über Glas streicht; und als er sich dem Fuße des Berges näherte, erlangte der Widerhall die Stärke eines fernen Donners und machte, daß der Fels, auf dem wir saßen, erzitterte. Unsere Kamele wurden dabei so unruhig, daß die Treiber sie nur mit Mühe halten konnten." „Die Töne machen an diesem wüsten und einsamen Orte einen wunderbar schwermüthigen Eindruck und die Beduinen schreiben sie allerlei seltsamen Ursachen zu." Wellsted macht bereits darauf aufmerksam, daß die Töne nur zu hören sind, wenn der Sand ganz trocken ist.

Nach Wellsted hat besonders Palmer das sonderbare Phaenomen studiert und auf verschiedene Weise künstlich hervorgerufen. „Der Sand bildet einen so beträchtlichen Winkel mit dem Horizont, nahezu 30 Grad, und ist so fein und trocken, daß er leicht von irgend einem Punkte des Haufens in Bewegung gesetzt werden kann, oder auch indem man von seiner Basis etwas abgräbt. Geschieht dies, so rollt der Sand mit einer trägen, sich schiebenden Bewegung abwärts, dann fängt das Tönen an, erst wie ein leises zitterndes Stöhnen allmählich zu donnerähnlichem Gebrüll anschwellend und ebenso allmählich verhallend, wie der Sand zu rollen nachläßt. Mir schien der Ton mehr dem ähnlich, welchen der Eintritt von Luft in die Mündung eines großen Metallgefäßes hervorbringt; in geringem Grade vermochte ich ihn zu erzeugen, indem ich meine Flasche unter einem gewissen Winkel gegen den Wind hielt." „Wir fanden, daß der Sand in den kühlen, schattigen Stellen, bei einer Temperatur von 62° F, in Bewegung gesetzt, nur einen sehr schwachen Ton gab, während die mehr ausgesetzten Theile bei einer Temperatur von 103° F, einen lauten, oft erschreckenden Ton hören ließen."

Die Christen von Tôr, die gewöhnlich die russischen Pilger auf ihrer Pilgerfahrt nach dem Sinaïkloster zum Djebel Nakûs zu führen pflegen, erzählen über die Entstehung dieser Töne den frommen Wallfahrern folgende Sage, die ich übrigens niemals wie frühere Reisende von Beduinen gehört habe. Einst wohnte ein Beduinenstamm in der Gegend von Abû Suêrah. Da verlor sich eines Tages einer der Leute von seinen Genossen und irrte allein in der Wildniß umher. Plötzlich bemerkte er vor sich zwischen den Felsen ein christliches Kloster. Müde und erschöpft vom Hunger und Durst nahm er die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch. Nachdem ihn die Brüder mit Speise und Trank erquickt, entließen sie ihn unter dem Eide, den Versteck ihres Klosters nicht zu verrathen. Allein der Beduine kaum zu seinen Leuten zurückgekehrt brach sogleich den Schwur und führte seine ungläubigen und erstaunten Stammesgenossen an die Stelle, wo er das Kloster gefunden hatte. Aber da war von einem Kloster keine Spur mehr zu sehen. Oede und einsam war die Stelle und nur aus dem Innern des Berges tönten die Glocken herauf, den Ort bezeichnend, wo es der Sand verschlungen. Noch jetzt höre man an bestimmten Tagen das Läuten der Glocken im Berge, der treulose Beduine aber sei von seinen Stammesgenossen als Lügner verstoßen in Elend und Unglück verkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jungfrauenkind.

Von **Elsbeth Meyer-Förster.**

Der Inspector des Gutes Krosnowice trat fluchend aus der niedrigen Thür seines Wohnhauses; es ging ihm heut alles quer; während sämmtliche Hofleute draußen auf dem Felde waren um das schon halb gedörrte Heu einzufahren, türmte sich am Himmel ein schweres Gewitter; zu dem lagen, von der unmenschlichen Juli-Hitze betroffen, mehrere Knechte krank in ihrem Stroh, baumlange Kerle, die im gesunden Zustande bei der nahenden Gefahr des Unwetters Pferdekräfte ersetzt hätten im Felde. Neben dem allen aber hatte der Inspector häuslichen Kummer; bei dem Gedanken an diesen verfinsterte sich sein Gesicht dergestalt, daß seine buschigen Brauen wie die Borsten einer Bürste ineinanderstanden; das kleine, ohnehin scheue, barfüßige Kindervolk, das sich in dem öden Hofe herumtrieb, zitterte, als es dieses böse Gesicht erblickte, und verkroch sich aus Angst vor der Kopfpeitsche. Dennoch dachte der Inspector heute nicht daran, wie es sonst seine Gewohnheit war, nach rechts und links mit der neunschwänzigen Katze herumzufuchteln. Den Blick starraus in den schwarz gefärbten Horizont gerichtet, ging er wie ein Nachtwandelnder dahin, bis er, mit dem Kniee an den Prellstein des Hofthors stoßend, aus seiner Versunkenheit erwachte. Da entfuhr ihm ein neuer Fluch; er stieß einen Pfiff durch die Zähne aus, der weithin über den schweigenden Gutshof gellte. Sogleich sprang ein Stalljunge, wie ein Hund geschmeidig und diensteifrig herbei, und fragte, mit gekrümmtem Rücken stehend, ob „der Herr" zu reiten wünsche. Der Inspector, aufgeregt durch seine weiten Nüstern atmend, roch sofort den Tabaksduft, der sich mit dem Erscheinen des Burschen bemerkbar machte. „Wieder geraucht, Du Hund, mitten im Stroh geraucht", stieß er hervor; aber so lebhaft es der Bursche erwartete, auch hier hob er nicht einmal die Hand. „Mein Pferd", befahl er kurz. Bald darauf stand die Stute vor ihm, unruhig den Luftdruck prüfend, indem sie bald den Kopf emporwarf, bald am Boden schnüffelte.

„Immer ruhig", mahnte ihr Herr. Mit demselben starr in's Ferne gerichteten Blick wie vorher, warf er sich auf das Pferd. Seine lange, hagere Gestalt ragte auf dem schmächtigen Tier zu lang, zu groß empor. Aber das Tier trug ihn gut, Beruhigung schien aus dem starren Wesen des Reiters in die beweglichen Glieder überzugehen. Während jetzt Regen herniederfauste, die Landschaft dunkel ward, und der Donner unter'm Erdboden dahinzurollen schien, so tief und dumpf war sein Klang, setzte das Pferd stolz und leicht, mit erhobenem Haupt, sich förmlich badend in der Erfrischung des Gewitters, über den unebenen Boden dahin.

Mochte es strömen, daß die Erde ineinanderfloß! Warum ersoff dieser Winkel Erde nicht, dieser schwarze Winkel, in dem nichts zu holen und zu ernten, nichts zu jäten und zu brechen war! Sechzehn Jahre waren es, daß er hier

Digitized by Google

herumackerte, wie ein Karrengaul, daß er rang mit der Scholle, sich herumschlug mit den schmächtigen Garbenstrichen. Nichts erreicht in sechzehn Jahren, nichts als Mißernten und Hochwasser, Strike und Niedergang. — Ha, so ein Landstrich wie Grubenberg, drüben im Schlesischen, wo sein Bruder Verwalter war. Felder wie endlose Sommerfreude, Bäche, nicht voller als um zu tränken: Wiesen, die mit dem Himmel in ewiger Eintracht leben, als fräßen sie ihm aus der Hand. Eine Gutsherrschaft, die ihre Beamten aus vollem Säckel bezahlte, nicht knauserte und wucherte — keine Schulden und keine Angst — kein hochadliger Schloßherr, der nach Verwalterstöchtern geht. —

Mit mächtigen Sprüngen setzte das Pferd unter ihm dahin. Renne, Canaille, laß uns fliehen, laß uns irgendwo enden, stürz' mich hinein in irgend eine Untiefe. — Der Verwalter riß das Tier an den Zügeln zurück, daß es sich aufbäumte. Dann strich er ihm müde über den Hals. Die Hoffnungslosigkeit war wieder mal mit ihm durchgegangen. Je älter er wurde, desto mehr verlor er den Kopf — das durfte nicht sein.

Auf Michaeli war ihm gekündigt worden. Er trug den Kündigungsbrief, den er eben erhalten, in der Brusttasche der Joppe. Ein Mann von sechzig Jahren, mit weiß ergrautem Haar, der dann mit sieben Kindern in die Fremde irrt — — Einen alten Verwalter nahm der kleinste Pachtgutherr nicht gerne auf — — —

Es würde ein Betteln, Bitten, Demütigen, — ein Harren und ein Hungern werden —

Und trotz Allem und Allem liebte er dieses Stück Erde, das er gepflügt und gesäet hatte, und das ihn nun zurückstieß. Trotz aller Verwünschungen mit denen er diesen Boden gedüngt hatte, und die nur Stoßseufzer aus seinem übervollen Herzen gewesen —

Ja, trotz Allem bliebe er gern, und hielte sich gern mit allen zehn Fingern an dieses schwarze Stückchen Erde. — Wenn es wirklich wäre, wie seine Frau ihm sagte, daß Stascha, ihre Nichte, die sie seit dem ersten Kinde zur Hülfe bei sich im Hause hatte — sie alle retten könnte! War der Alte wirklich so eifrig hinter dem Mädel her? Müßte man sich nicht schämen bis unter die Ackerfurchen hinunter, wenn man ihm die Kleine gönnte?

Wieder grub er den Sporn in die Weiche des Tieres, und riß es empor. Ueber sein hartes und verwettertes Jägergesicht jagten Wolken und Blitze, seine Augen starrten geradeaus. Frauen sind die Anwälte des Teufels, und Seine besaß die Macht der Rede wie keine Zweite. Er selbst war wortkarg und versiegelt, er hatte das Reden verlernt in der Einsamkeit, in der er sich tagsüber herumzutreiben hatte. Er hatte die Stascha angesehen halb wie sein eigenes Kind, aber Josepha hatte wohl recht, wenn sie sagte, eine Sechzehnjährige gegen sechs Minderjährige, das wiege nicht so schwer — — — Ja, sie hatte ihm alles auseinandergesetzt, klar und zungengeläufig wie sie war. Ihr eigenes Elend, wenn Stascha es nicht that, und Stascha's Glück, wenn sie es that, und ihrer Aller Glück, wenn Stascha es für jeden und jeden Fall, und ohne Aufenthalt und Bedenken that — — — „Müssen wir fort von hier," hatte Josepha gesagt, „dann verliert auch sie die Decke über dem Kopf, dann muß sie sich draußen in der Welt nach Brot umsehen, und dann kommt es, jung wie sie ist, und eine Waise, immer doch nur auf dasselbe heraus." — —

„Rufe das Mädel", befahl er kurz, als er des Abends in die Wohnstube trat.

Ein Feuer glühte in dem großen, ehemaligen Klosterraum. In einer Ecke, unter der gewölbten Decke, flackerte unter dem Marienbild das ewige Lämpchen. Aber auf dem Tisch war irdische Herrlichkeit. Da glänzte vom

Digitized by Google

weißen Leinentuch der angeschnittene, dunkelrote Schinken auf. Auf buntbemaltem Teller erhob sich ein Butterberg, ein frisches Graubrot bauchte sich fast über die Hälfte des Tisches, Teller mit schimmernder Milch, auf der die fette Sahne schwamm, standen vor jedem Platz.

Der Verwalter hatte sich gesetzt. Eine Magd erschien, die ihm die durchweichten Stiefel von den Füßen zog, und aufatmend zog er langsam die gefütterten Hausschuhe an. Ja, Donnerwetter, das Leben draußen in den Brüchen und Feldern war schwer. Aber hier drinnen, in dieser kleinen Wohnung, lebten zwanzig Jahre des Familienglückes. Wie wenn in den schweren Mauern der Klosterfriede zurückgeblieben wäre, in dem einst die Ursuliner-Schwestern geschaltet hatten, lag etwas Feierliches und Unentweihtes in den Räumen. Vom Wirtschaftshofe hörte man fast keinen Ton. Durch die vergitterten Erdgeschoß-Fenster brach nur die Wildnis des ehemaligen Klostergartens mit einer Ranke oder einem laubgrünen Zweige herein. Ein Schmetterling oder eine Schwalbe verflatterte sich wohl, strich leise einen Flügel gegen den Estrich, hob sich empor und flog leise wieder davon. Die Hummeln brummten gegen die Scheiben oder die Gitterstäbe an. Und sogar der Fuchs war einmal hereingesprungen, auf der wilden Flucht vor den Hofhunden, hatte wie rasend das Zimmer durchquert, bis er den Ausgang zum Hausflur fand, und entwichen war, eh' ihn noch der Knüttel des Hausherrn treffen konnte.

Von den Stimmen der sechs jüngeren Knaben, die in den Wiesen des Gartens spielten, hörte man die silbernen, abgerißnen Töne, Schallwellen von fernem Gelächter, von fernem, ganz fernem Dreschflegelschlag, wagten sich in dünnen Säulchen herein. In dem Sessel am Kachelofen, bei der sterbenden Glut des Sommerfeuers, und im letzten Strahl der Abendsonne, saß es sich wie auf der Lebenshöh': Fern der Werkeltag, die Menschheit und die Unrast. Untergehende Sonne, untergehendes Feuer, — Sorgen und Wünsche untergehend in einem stillen Schlummerbedürfnis — —

Müde sank dem Verwalter der Kopf auf die Brust. Nein, er war zu alt um noch zu suchen und zu ringen. Spät hatte er mit dem Glücke angefangen. Beinah als ein Vierziger hatte er das Weib genommen, das ihm Kinder schenken sollte. Nun waren es sieben, alles Buben, eine ganze Heerde mit offnen Mäulern, sieben hungrige, wilde, junge Vagabunden! Ueber sein zerfurchtes Gesicht unter dem grauen, in die Stirne fallenden Haar lief ein zitterndes Licht. —

Stascha trat herein.

Er schreckte empor, und sah die Kleine an.

„Komm, Stascha, setze Dich, mein Kind."

Noch nie hatte Stascha ihren Onkel so weich und zärtlich gesehen.

Sie verschränkte die Arme über den Knieen und sah ihn mit schwarzen Jungen-Mädchenaugen groß und ausdrucksvoll an. Ihr Mund stand ein wenig offen. Man konnte ihre kleinen, kreideweißen Zähne sehen, die vorn eine Lücke aufwiesen, wie bei einem kleinen Kinde. Sie war im Spiel mit ihren jungen Vettern gefallen, und hatte sich einen der Zähne ausgestoßen. Und da sie anfing eine Idee eitel zu werden, lachte sie nicht gern, und legte ihr Fingerchen auf die Lücke, wenn sie gegen ihr besseres Dafürhalten absolut lachen mußte.

„Stascha" sagte der Verwalter, indem er sich zurücklehnte und die strenge, düstere Miene annahm, die seine Familie zu sehen gewohnt war, „es ist mir heut vom gnädigen Herrn gekündigt worden. Michaeli müssen wir die Stelle verlassen. Was soll dann werden?"

„Dann?" sagte Stascha, die so sorglos war, wie der Vogel, der gegen die Wolken taumelt. „Wir gehen dann auf ein anderes Gut. Ach, lieber

Digitized by Google

Onkel, so laß uns dann nach Schlesien in die Nähe von Breslau hinübergehen, aus dem alten Polen fort, wenn schon durchaus gegangen werden muß. Wenn Du wüßtest, welche schönen Briefe mir die Martel Zebulla schreibt, die tanzt nur so dahin, sag' ich Dir, alle vierzehn Tage im Winter ein anderes Kränzchen, und Schlittschuhbahn und Kindelmarkt. — „Ja, Kindelmarkt," fuhr sie mit gelöster Zunge fort, „den möchte man wohl noch mal sehen, ehe man stirbt, wer weiß, wann man je wieder dazu kommt, ach du großer Gott und wenn ich überlege überhaupt alle die Erinnerungen aus der Jugendzeit!!!"

Sie schwieg begeistert und ließ den Mund verzückt offen stehen, wie ein kleines Scheunenthor. Der Verwalter, der sie wegen ihrer Albernheit erst unterbrechen und hart hatte anfahren wollen, schwieg und würgte am Wort.

Endlich sagte er: „Staschinka, es giebt vielleicht auf der ganzen Welt keine zweite solche Gans wie Du. Es sind auch andere Leute in ihrem Leben einmal sechzehn Jahr. Aber es werden nicht viele existieren, mit denen man so wenig ein ernstes Wort reden könnte, in einem dringenden Falle, wie mit Dir. — Ich sagte Dir, daß wir vertrieben werden, von Hof und Haus vertrieben, und Du, Kalb, Du redest wie von einer Vergnügungsreise. Ich kann nicht weiter darüber mit Dir sprechen. Ich bringe es nicht zu Wege!" — — schrie er wütend auf. — — — — — — „Laß es Dir von Deiner Tante erklären". —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mach die Thür zu, dummes Mädel," schalt die Tante, als die erschrockene Stascha zu ihr in die Küche trat. „Ich habe wohl gehört, wie der Onkel sich mit Dir geärgert hat. Mädel, Mädel, wirst Du denn niemals Verstand bekommen. Hast Du Dir schon überlegt was aus Dir wird? Wenn der Onkel die Stelle verliert, können wir vielleicht betteln gehen. Wir haben Schulden, Staschinka, Leute mit sieben Kindern kommen leicht dazu, aber die Gutsherrn sind hinterher, die nehmen so bald Keinen, der abzuzahlen hat — — Wenn wir fort müssen von hier, dann brauchen wir kein sechzehnjähriges Fräulein mehr mit einem Hängezopf — — keine wilde Hummel, die über die Zäune steigt — — kein kleines, übermütiges Tier, — dann magst Du Köchin werden, oder als Stubenschleußerin gehen" —

Sie schwieg, dann fuhr sie mit einem Blick auf das offenstehende Mundwerk fort.

„Geh, sieh mal zu ob die Matuschka nicht am Schlüsselloch horcht, der neugierige Alb — — — Höre mein Kind," — und die fette, breite, gutmütige Stimme der Tante wurde unsicher, als müsse sie über Kieselsteine, „Du liebst doch die sieben Jungens wie Dich selbst. Wenn nun ein Mensch zu Dir hinträte und sagte Dir: Staschinka, ich gebe Dir ein Zaubermittel in die Hand. Damit kannst Du machen, daß bei Euch im Hause alles besser, ja sogar gut würde; Dein Onkel braucht nicht außer Stellung; Deine Tante, die immer gut zu Dir war, und Dich hielt wie ihr eigenes Kind, soll sich nicht die Haare ausraufen. Deine sieben Vettern müssen nicht aus dem Klostersaale heraus, wo ihre sieben Betten stehen, ihre Vogelflinten an den Wänden hängen, und ihre Namen und Geburtstage in die Säule eingekratzt sind; Du selbst darfst bei ihnen bleiben, mit ihnen auf die Bäume kriechen, wie bisher, in die Hühnerhäuser und in die Ställe, wie bisher — kurz, es soll sich nichts ändern bei Euch, keine Not einziehen, keine Thränen sollen fließen, jeder und jedes am alten Platze bleiben, wie bisher — würdest Du da das Zaubermittel nehmen?"

Staschinka fiel der Tante um den Hals. Der Redestrom war so heftig gewesen, Angst, Liebe, Einfalt und Inbrunst hatten ihm zuletzt eine solche Glut

Digitized by Google

gegeben, daß das bewegliche Herz des jungen Mädchens augenblicklich Flammen gefangen hatte. „Tante, Tante, Kochanka, — wo ist das Zaubermittel?“ rief sie aus. Sie drückte die breiten Schultern, den wogenden Busen der erregten Frau an ihre gütige Kinderbrust. Und ihre kleine Mädchenhand glitt über das verstörte Gesicht, das von hilfloser Glut überflammt war, und einfältig hoffend durch Thränen zu ihr bettelte — — —

„Kind“, stotterte die Verwalterin hervor. „Es ist nicht so viel und so schlimm — — — — unser gnädiger Herr ist's — der das Zaubermittel hat“ —

„Pan Cigorzy?“

„Ja der, mein liebes Herzenskind.“

„Ich versteh' Dich nicht, Kochanka. Soll ich ihn bitten? Was thu ich mit ihm?“

„Alles kann ich Dir nicht so auf einen Atem sagen, meine gute Staschinka, alles nicht. — Du sollst gut sein zum gnädigen Herrn, das ist es, was er will. — Es geht manchmal ein wenig schwer, mein Herz, wenn man noch sehr jung ist, und der gnädige Herr Einem wie ein strenger Oheim erscheint — — Aber es giebt Herrschaften, wo es nicht anders ist — — Auch bei der Herrschaft Ogurucky, wo ich als Wirtschaftsmamsell dreizehn Jahre schaltete, ehe Dein guter Onkel mich nahm, war es nicht anders, ging es nicht anders, Staschinka, — und Du siehst, trotz Allem und Allem, ich lebe heute noch“. — —

„Aber was hast Du nur! Warum zitterst Du nur, Tante! Wenn es weiter nichts ist als das! Freilich will ich gut zu unserem gnädigen Herrn sein. So fein und respektatel wie er ist, kann ihm jedes junge Mädchen gerne gut sein. Mag er mir schließlich auch einen Kuß geben, was liegt so sehr viel daran, Küsse hat man so viele, und giebt sie gern, sie thun nicht weh, und es ist keine Schande, Kochanka, ich gebe gern einen Kuß, wenn einem von Euch damit geholfen ist!!“

Sie lächelte strahlend und gut, und die Verwalterin, die wie geblendet in diese Sonne blickte, mußte die Augen zu Boden schlagen.

„Ja, sei gut, — er wartet auf Dich morgen Nachmittag um fünf, drunten im Waldhäuschen“, murmelte sie. „Und wenn er nicht anders will, dann thu uns nur die Liebe, und gieb ihm einen Kuß“ — —

„Tante, Tante, wie konntet Ihr mich so viel darum anfahren. Warum habt Ihr mir's nicht früher gesagt, da wäre längst alles gut und schön, er hätte seine Küsse weg, und Ihr hättet nichts zu klagen und zu weinen gehabt. Ich thue alles was Ihr wollt. — Nur den Jungens sagen wir nichts davon nicht wahr? Die könnten denken ich bin eine Einschmeichlerin beim gnädigen Herrn.“ — — — —

— —

— —

Als Stascha am nächsten Tage hinunterging nach dem Sommerhäuschen im Park, flog ihr Herz wie eine Schwalbe voraus. Was konnte ihr nur geschehen, sie war so jung, und ein heißer Sommertag lachte, und vor ihr lag die lange, lange Lebenszeit! Ihre Pflege-Eltern waren düster, und drohten mit Worten fortwährend in ihr Leben hinein, sie aber wollte nicht düster sein, nein, — sie wollte springen! Und sie nahm die Kleider auf, daß ihr hoher, blanker Schaftstiefel zu sehen war, und sprang den hügeligen Weg hinab. Gott ist die Welt doch himmelstoll, Fasching mitten im Sommer, alles ist betrunken, und sie selbst am allermeisten! Ob noch mehrere Menschen sind wie sie, so wirbelsinnig, als tanze das kleine Gehirn im Kopf, so wild und froh zum Aufschreien, so tanzerlich und singerlich? Was glüht es und zittert es Einem in

Digitized by Google

die Augen von Sonne und Licht, warum flackert das Feld von rot und blauen Farben, weshalb duftet es rings, daß Einem das Herz zerspringt?

Sie blieb in der Mitte des Weges stehen und atmete auf. Vor ihr lag die Heimat ausgebreitet, Sommerland voll Dürftigkeit und Glut, voll zarten, dünnen, hingehauchten Felderstrichen, brachem Acker und bunter Unkrautpracht. Und ihr war als müsse sie die Arme öffnen, weit entgegen dem verwilderten Heimatland, und es wie ein Riesenspielzeug an die Brust ziehen. – — — –

Herr von Cigorzy wartete. Er sah stattlich aus, fast zu stattlich für seine dreiundsechzig Jahre. Die kurze Joppe, mit gekraustem Lammfell gefüttert, stand offen über der Brust, und man sah die Weste aus weißer Seide, in der eine Nadel mit schwarzer Perle glänzte. Die Reiterstiefel aus weichem Lack waren trotz des staubigen Weges die Schloßchaussee entlang so blank, als habe der alte Mann beim Gehen die Beine hochgehoben wie ein Storch im Salat. Herr von Cigorzy war bereits sehr unruhig. Seine Augen glühten in den Weg hinaus, der vom Verwalterhaus hinabführte, und seine faltige Hand strich den Schnauzbart entlang, zog ihn durch die Finger und zwirbelte ihn auf.

Mitunter fuhr die Hand nach der Reitgerte, die auf der Bank neben ihm lag. Das geschah gewohnheitsmäßig, und der zarte, dünne Pfiff, mit dem die Gerte dann die Luft durchsauste, war nur das Resultat einer lebenslangen Uebung.

Endlich kam etwas gehüpft, gesprungen, gewirbelt den hügeligen Weg hinab, etwas mit Kinderbeinen in Schaftstiefeln, mit schwarzen, flatternden Zöpfen, mit weißer Latzschürze über vollem, mädchenhaftem Busen. Jeesus, dieses Ding von sechzehn Jahren, wie grünt's und blüht's mit jeder Woche mehr, so was weiß vor Saft und Kraft sich nicht zu lassen! Pan Cigorzy kniff die Augen zusammen, vor Sehnsucht und Rührsamkeit wurden sie feucht; Töchterchen, Töchterchen, Mädel, hast Du Dich herausgemacht. Kind, bist Du üppig geworden, Du einstige, kleine, magere Hopfenstange, man möchte weinen wenn man Dich so sieht. Und der Schnauzbart über dem verkniffenen Munde zitterte. Himmel Du, verführst Du einen nicht geradezu mit Deinen Sprüngen, Deinen zitternden, kirschroten Wangen, diesem prallen Busenlatz, mit dem lockeren Juchzer mit jedem Sprung!?

Pan Cigorzy legte die Gerte hin und trat vor die Thür. Sofort mäßigte Stascha ihren Lauf, und langsam, sittig, mit niedergeschlagenen Augen und in Leichenbittertempo ging sie auf den Schloßherrn zu.

„Nun, Stascha, Täubchen, komm setze Dich. Ich hab' mit Dir zu reden."

„Ich danke, gnädiger Herr." Sie wischte umständlich mit der Schürze über den Sitz, dann ließ sie sich in der Ecke nieder.

„Rück näher, liebes Kind. — Weißt Du noch, wie ich Dich auf den Knieen hielt, Dich und Deinen kleinen Bruder Pietro? Nun, Du mußt nicht traurig sein, es ist gut für den Kleinen, daß Gott ihn nahm, er war zu schwächlich für das Leben — ja, Kind, so stark und prachtvoll wie Du, mit solchen prächtigen Armen kann doch nicht jeder — — wie — ?? —

Aber was ich sagen wollte, Stascha. Dein Onkel wird es Dir doch erzählt haben: Ihr müßt vom Hofe, mein Kind. Michaeli schon. Ich muß einen J ü n g e r e n haben, am Besten einen aus der Bevölkerung selbst. Und dann weißt Du auch, daß Dein Onkel sich hier auf dem Hofe eine Menge Feinde gemacht hat, tja — freilich ist das alles schlimm für ihn — — Anfang der sechziger ist er nunmehr auch schon, und ein Verwalter in diesen Jahren findet schwerlich einen Posten, — man will Junges haben, Kleine, — überall."

Stascha saß wie eine Bildsäule. Ueber ihre Stirn wehte der Atem ihres gnädigen Herrn. Ehrfurcht und Erwartung hielten sie gelähmt.

Digitized by Google

„Sieh, was trägst Du da für niedliche, silberne Nadeln im Latz. — Höre, mein Kind, ich will Deinen Vater nicht vom Hofe treiben; ich habe ein mitleidiges Herz, das redet mir oft in die Vernunft. — Aber wo ich Liebe *gebe*, da möchte ich *auch* ein wenig Liebe sehen. Stascha, mein Herzchen, Du bist jung; und der Jugend thut man gern etwas zu Liebe. Es ist ein trauriges Loos, mein Kind, um die Einsamkeit. Jedes Blatt hat seinen Baum, jeder Finke seine Finkin, und Dein Onkel hat Deine Tante. Nur ich, Stascha habe nichts zum Lieben und Kosen. — Möchtest Du nicht lernen, Herzchen, wie es ist, wenn die Menschen einander etwas zu Liebe thun? — — — Ich bin Dir gut, und darum sollt Ihr nicht vom Hofe. Sagte ich kommenden Michaeli schon? Ich denke nicht daran. Wenn Du nach Haus kommst, wirst Du sagen, daß Ihr bleibt — — neunzig Rubel Zulage, Staschinka, — neunzig Rubel das Quartal — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Hörst Du, Kind??? — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

— — nur Maryan, der Aelteste, rannte oftmals auf dem Hofe herum wie verstört.

In seinem zwanzigjährigen Kopfe war es noch nicht hell. Aber seit Stascha so oft auf's Schloß ging, Stascha, sein famoses Mädel, seine Cousine und sein Liebchen, seine Schwester und sein Herz, fing es zuweilen an in der gleichmäßigen Dämmerung seiner Knabengedanken aufzuglühen — — — Er war in der Dorfschule aufgezogen; er wußte nichts, als was er bei den Insekten in der blauen Höhe, den Tieren auf dem lauten Hofe sah. Es hatte für ihn nichts Verwunderliches. Es war die Welt, in der er atmete. Aber als sein Verdacht zu einer anderen Welt hinauf erwachte, zu zwei *Menschen*, zwei *einzigen* Menschen, — da ging stumpfer Schreck durch sein Herz.

Der Schloßherr war für ihn ein Mensch ohne Makel und Fehl. Wie der gesamten Einwohnerschaft des Dorfes, wie allen kleinen Beamten des Hofes, hatte die Gnade oder Ungnade des gnädigen Herrn auch Maryan Licht und Schatten gespendet, die Wage seiner Freuden und seines Schmerzens zum Steigen und Sinken gebracht. Im Hause wurde von der Schloßherrschaft von Anbeginn an im Tone höchster Weihe gesprochen, so wie man sonst etwa noch von den Kalenderheiligen sprach. Denn obgleich der Verwalter eine Welt von Flüchen gegen seine oberste Herrschaft im Gemüt bewahrte, war er doch so ganz Beamtenseele, und durch lebenslänglichen Drill so unerschütterlich in der Pflicht geworden, daß er die äußere Ehrerbietung nie vergaß. Nur die Frau hörte manchmal, und auch nur in dunkler Nacht, und nur in den Stunden der Selbstvergessenheit, das düstere Lamento — — die *Kinder* nie. Sie waren herrschaftsfürchtig erzogen, in Demut, wie die Schloßhündchen, die um die gräflichen Treppen schnüffelten. In ihren jungen, frohen Wildlingsseelen lebte barbarischer Gehorsam gegen den vornehmen Tyrann. Wenn Pan Cigorzy auf dem Hofe erschien, mit der neunschwänzigen Katze gesprächig herumfuchtelnd, begleitet vom Verwalter, der die Mütze in der Hand trug, und dem Schaffer, dessen Rücken sich wie ein Fidelbogen krümmte, dann standen sie von fern, wie kleine Götzenbilder, unbeweglich, in jeder Miene Ehrfurcht. Ihre Blicke hingen starr an der Gestalt des Mannes, welcher der Geber und Nehmer ihres Kinderlebens war.

Und in der soldatischen Erscheinung des ergrauten Herrn, in seiner chevaleresken Haltung, der blendenden Eleganz und dem herrischen Ton der Stimme ging

Digitized by Google

ihnen in ihrer dörflichen Unwissenheit ein Beispiel von Größe auf. Sie kannten nicht das geringste Erstaunen, wenn die herumfuchtelnde, neunschwänzige Katze auf den Rücken eines Hofejungens niederfuhr; sie, die über ihre Untergebenen wieder selbst kleine Beherrscher waren, empfanden ein solche Exekution nicht als Schmach, sondern als das Recht des Ueberlegenen, und dieser Ueberlegene im Sammtrock, mit dem Brillantstern am Finger, der seidnen Weste, und dem duftenden Bart, war zugleich ihr Dorfgott.

Er hätte die Bauernhäuser in Brand stecken können, die Einwohner auf die Straße treiben, und sich selbst an dem Schauspiel belustigen — Keiner würde sich ihm entgegengestellt haben. Was er that, war vollendet, was er sagte, Gesetz. Diese aus Mischlingen bestehende Bevölkerung, Vertriebene und Heimatlose, wußte seit einer Generation nichts mehr von ihrem Kampfe um's Recht. Bedingungsloser Gehorsam, selbstgewählte blinde Demut war an Stelle der Leibeigenschaft getreten, — ein ärgerer Dämon noch, als diese gewesen war. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Maryan war ein Bursche, so stark und nervig, daß er hätte Bäume ausreißen können. Als der älteste der sieben Brüder, vertrat er bei ihnen für den fast immer Abwesenden beinahe Vaterstelle. Aber er hatte die Strenge und Härte des Vaters geerbt, er rüffelte die Kleinen zusammen wie eine Heerde Büffel, er schonte nicht den Rohrstock; obgleich er selbst der wildeste der jungen Vagabonden war, blieb es sein Ehrgeiz, aus ihnen allen junge Herren zu machen. Er überwachte ihre Kleidung, und begutachtete sie, ohne daß es ihn störte, daß er selbst wie ein Besenbinder umherlief. Er verwahrte ihre Spargroschen, besah ihnen die Butter auf dem Brot, und seine ökonomische Versorglichkeit ging so weit, daß er ihnen die reinen Taschentücher versiegelte, so daß sie, wenn sie eines solchen habhaft werden wollten, gezwungen waren, das Siegel aufzubrechen — — — Nur gegen Stascha war er sanft, seine kleine Pflegeschwester. Ihr gegenüber mäßigte sich das Feuer seiner pädagogischen Begeisterung. Mit seiner mitunter zerissenen, an den Beinen aufgekrempelten Hose, seinen schiefen Stiefelabsätzen, dem riesigen Calabreser, und dem braunen, schönen ungewaschenen Gesicht bot er zwar nicht den besten Anblick eines Liebhabers, und jedenfalls einen seltsamen Gegensatz zu dem peinlich gekleideten, von Sauberkeit glänzenden, jungen Fräulein; aber Staschinka mußte ihre eigenen Ansichten über männliche Vorzüge haben, denn sie schwor auf ihren Vetter Maryan. Von Lieben oder Verliebtsein konnte trotz alledem bisher nicht die Rede sein. In der Wirtschafts- und Wohnstubenwelt, in der sie zusammen aufgewachsen, war kein Platz gewesen für unerhörte Gefühle, und wenn sie sich liebten, so liebten sie sich vorläufig wie der treue Hofhund und das zarte, anschmiegsame Hauskätzchen sich lieben. — — Aber seit Stascha so häufig auf das Schloß ging, was früher nur bei feierlichen Gelegenheiten vorgekommen, war, schien das naive Verhältnis unterbrochen. — —

Die Hofleute tuschelten nicht wenig; es lag freilig mehr Bewunderung und stumme Scheu in ihrem Blick, wenn sie Stascha aus dem Schlosse kommen sahen, als Mißbilligung. Sie hatte so eine eigentümliche Art. Hurtig, mit fixen Beinen, oft mit Backfischsprüngen lief sie hinein; und etwas sehr langsam kam sie immer wieder heraus. Ihr Mäulchen stand trotz der neuen, und wie es schien, etwas schwermütigen Beschäftigung, die sie da drinnen gefunden hatte, den Tag über nicht still. Aber wenn der Abend kam, die Stunde da sie „hinüber mußte," wurde ihr Geplapper einsilbiger. Eine gewisse Nachdenklichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, der Mund stand öfter offen als sonst, und

Digitized by Google

wie geistesabwesend nahm sie Dinge in die Hand, und setzte sie wieder hin, mit denen sie garnichts zu thun hatte. — —

— —

Die Tante schien diese Veränderung nicht weiter übel zu deuten; auch dafür, daß Stascha vergeßlicher und zerstreuter wurde denn je, hatte sie keinen Blick. Sie fütterte ihre wilde, junge Nichte besser als die sieben Anderen. Erhielten sie eine Messerscheibe Schinken, so bekam sie zwei. Als müsse sie fortwährend belohnt, gelobt und ausgezeichnet werden, erhielt sie schöne Namen, kleine Andenken aus dem Nähtisch der Verwalterin, Küsse auf den Scheitel, ein paar Strümpfe mit seidenen Strumpfbändern und einen kleinen Taschenkamm.

Das geschah seitab dem Verwalterblick, denn der Inspector selbst schien dem Belohnen wie auch der Ursache des Belohnens von Grund der Seele abgeneigt. Er wollte und wollte es nicht, daß sie hinüber ging um „Federn zu schleißen", wie die Thätigkeit seitens der Inspectorin dem Hofe erklärt wurde. Ja, hatte sie sich auch das erste Mal dazu hergegeben, dem gräflichen Gänserich oder sei es ein Auerhahn, was weiß ich, zu dienen, so brauchte das und sollte das nicht fürder sein, bei'm Schockschwernot, sonst wollte er mit dem Stocke dazwischen fahren — aber es fügte sich, daß er abendlich erst nach Hause kam, wenn im Schlosse längst abgerupft war, und so war er froh an seinem Tische die schwarzen Augen und das offne Mäulchen vorzufinden, als wären sie keinen Schritt weit weg gewesen. Und da es seine Hauptstärke war, zu schweigen, mit düsterem Blick, die Hand in den langen Bart vergraben, und die Pfeife, aus der die großen Ringel quollen, hausväterisch zwischen den Zähnen, schwieg er auch hier, zerwühlte den Bart, und rauchte und brütete. —

Im Großen und Ganzen war Stascha noch netter als je. Als sei ihr Herz eine Wiege, in das sie alle Menschen packen müsse, öffnete sie sich der ganzen Welt und küßte Freund und Feind. Ihre sieben Vettern durften von ihr verlangen was sie wollten. Die Kleineren krochen ihr auf den Rücken, und die Größeren trieben das stets willige Pferd mit Schreien und zärtlichen Püffen an. Aber Maryan, der hin und wieder ging, ließ die Faust zwischen sie fahren. Sie traf nicht immer die Reiter; Stascha stellte sich oft der Faust fast entgegen. Sie lachte, wenn sie an statt der wilden Jungen einen Schlag erhielt. Und sie war demütig und dankbar gegen ihren größten Vetter, scheu und liebevoll zugleich. Sie fühlte, daß er sie angstvoll beobachtete. Und sie hätte ihm gern alles gesagt, ihre ganze Geschäftigkeit im Schlosse, die Verpflichtungen, die niedergezuckt waren auf sie wie ein Blitz. Allein wie sprach man von solchen Dingen, wie hüllte man sie in Worte, wie ließen sie sich einem zweiten, lieben Herzen erzählen? O, dem gnädigen Herren ging das leicht, der war ein fixer, eleganter Herr, bei ihr aber ließ sich das nicht so an. Es war keine große Sünde, was sie that, die Tante umarmte und küßte sie dafür, die Dorfleute hatten Respect davor, und der Pope, wenn er davon wußte, ging nichtswissend darum herum. Aber es war etwas Ungewohntes, etwas was einem jungen Mädchen, das gern springen und jauchzen möchte, die Beine schwer machte, und das Herz beklemmt. Es war nicht das Richtige, das fühlte sie jedenfalls, wenn auch der gnädige Herr so sehr damit zufrieden war — — — Und es ließ sich dem Maryan nicht ohne Weiteres sagen. —

— —

Eines Tages kam Fräulein Martulla zu Besuch. Fräulein Martulla war eine ältere Dame aus der Verwandtschaft, die ihrem Bruder, einem ledigen Inspector aus der Krakauer Gegend, die Wirtschaft führte. Sofort bei ihrer Ankunft hatte man das Gefühl, daß sich irgend eine Mysterie unter ihrem Besuch verbergen mußte; sie war aufgeregt, ihre Augen schweiften wie Vögel

Digitized by Google

umher, ihre Gesprächigkeit überstieg alle Grenzen, während sie weder von Eierpreisen noch von der Kälberzucht redete, sondern nur eine reine Teilnahme für das Leben und Treiben der inneren Familie an den Tag legte. Endlich, in der ersten Stunde ungestörten Beisammenseins, löste sie gegenüber der Verwalterin den mystisch geschürzten Knoten:

Sie war gekommen, um für ihren Bruder Cornel Brautschau zu halten.

„Er will ein unverdorbenes und gutes Mädchen," sagte Fräulein Martulla, indem sie in den Kuchenberg einhieb, und zwischen ihre großen, weißen, tadellos falschen Zähne einen Streifen Mohn-Strietzel schob, „die Dinger in unsrer dortigen Gegend sind keinen guten Dreier wert. Schwarze Augen soll sie haben — weil er selber blau ist — eine rote Gusche (Mund) und gesund und fix am ganzen Körper. Ueber fünf Fuß lang will er nicht. — Da dachte ich mir — Eure Nichte Stascha? Das Mädel ist wie ein Wiesel, bethulich und flink, gesund wie ein Pferd und gänzlich allein auf der weiten Welt. Eine solche wünscht er sich, — denn Mädels mit Familie, siehst Du, sind nichts für ihn; er will keine Meschpoche um sich haben, er ist gewöhnt die Pfeife nicht aus dem Munde zu nehmen, und auch woll mal in die Stube zu spucken — „Du," fuhr Fräulein Martulla mit erhöhtem Eifer fort, „ein Mann wie er, mit solcher Macht über drei herrenlose Güter, der bringt's nochmal weit, — der pachtet nochmal eigenhändig. Nach dem strecken die Kraukauer Mädel alle zehn Finger aus, aber ich habe gesagt, „ich werde Dir die Stascha bringen," — und nun ruft mir mal die Stascha."

Das Gespräch fand in der Laube statt. Durch die Staketen langte die letzte Oktobersonne, — so langsam und trüb' und gequält, als wäre sie lebensmüde. Der Garten war rot von Georginenglut, und in der großen Einsamkeit war jeder Flug eines vorüberschwirrenden Insektes als dünnes Geräusch zu hören. Aus ausgerissenen Furchen der in wildem Unkraut verlaufenden Kartoffelbeete kam ein Geruch von so herber Frische, daß er die Luft zu düngen schien, und ein Rausch mußte die Menschen erfassen, die in dieser Herbstluft atmeten.

Die Verwalterin war aufgestanden, und ging langsam den Gartenweg entlang. Bei der Wassertonne blieb sie stehen und bückte sich. Feuchte, halb faule Stecken, welke Blätter und frisch ausgegrabene Kartoffeln hatten sich dort zu einem Häufchen Kehricht zusammengefunden. Von ihrem Ordnungstriebe gelenkt, ergriff sie einen an die Tonne gelehnten Spaten und schaufelte es zur Seite in die aufgeworfenen Furchen. — Sie verspürte keine Lust, Staschinka zu rufen; in ihrem Gesicht stand ein ratloser Ausdruck.

Fräulein Martulla hatte den Kopf an die Stacketen gelegt, und blickte der Verwalterin nach. Die vergilbten Bohnenblütenranken umgaben ihr rotes, festes und männliches Gesicht. Sie dachte an die Ernte ihres Bruders, und sie mußte sich sagen, daß da alles geklappt hatte, firm und gut gewesen war. Eine andere Ernte, du Jeesus, als diese hier in dem trockenen, lehmigen Winkel! Stolz und gesättigt ging ihr Auge über die Landschaft hin. Felder, wie steht ihr voll Unkraut, Boden, wie bist du steinig, Stoppeln, welch dünne Armleuteständelchen ihr habt!! Läuft eine Kuh über euch dahin, so seid ihr gebrochen und richtet euch nicht wieder auf, euch fehlt die Kraft, das Wasser fehlte euch und die Sonne, tritt man auf dich, armseliges Stoppelfeld, sinkt der Fuß in bröckligem Lehmboden ein. Mägde und Knechte, vor den Ställen, ihr seid ein Gelichter, das kein ganzes Hemd auf dem Leibe trägt, euch möchte man eine Hand voll Groschen geben, da stürztet ihr hin und schlagt euch halb tot darum — in euren Augen brennt Wudky, Hundedemut, Bastardschaft. — — —

War das Stascha's weiße Schürze, die jetzt zwischen den Stachelbeersträuchern aufleuchtete? Stascha kam richtig des Weges daher. Fräulein

Digitized by Google

Martulla war aufgestanden, und streng und langsam ging sie ihr entgegen. „Mädel, wie setzt Du denn die Füße, — hast Du einen Balken hinterdreinzuziehen?“ Stascha blickte zu ihr auf, und ihr Blick flog wie ein Bienchen empor in das rote Gesicht. „Was für Augen bloß,“ dachte Fräulein Martulla, „die machen den Cornel verrückt.“

„Guten Tag, Tante,“ sagte Stascha demütig. „Wie geht es nach der langen Reise?“

„Mir geht es gut, ich danke“, entgegnete Fräulein Martulla kurz. „Aber Dir — was ist mit Dir geschehen? Staschinka, wie siehst Du aus?“

„Wie denn, — liebe Tante“ — — —

„Komm einmal her, ganz nahe zu mir. — O Du Ding, Du ungeratenes, Was ist mit Dir geschehn!!!“

Fräulein Martulla hatte die Kleine am Arm gefaßt, und drehte sie hin und her. Immer wieder kehrte ihr Blick zu der in der Breite gegangenen Taille zurück, und immer wieder rief sie aus: „Du ungeratenes Ding!!“ — „Und Dir wollte ich meinen Bruder geben!“ setzte sie atemlos hinzu. „O großer Himmel, wie hast Du mich beschützt!“

Staschinka war in Weinen ausgebrochen. Ihr einfältiges Gesichtchen war gebadet in einem Thränenstrom, ein Schluchzen und Schlucken erschütterte sie. „Tante, Tante!“ stammelte sie, „verzeiht mir alle, — ach Gott, mir ist so bange — ich weiß ja selbst nicht wie und was mit mir ist“ — —

„Was mit Dir ist, Du Dummkopf!?“ rief die Tante empört. „Willst Du mich hier zum Narren halten?! Nun warte, da kommt Dein Onkel angeritten! Der soll mir klaren Wein einschenken! — Nein so ein Ding! Ein solches ungeratenes Ding von siebzehn Jahren!!“

Zornentstellt ging sie mit eiligen Schritten davon. Stascha stand wie zermalmt. Ihre Thränen stürzten weiter fort, aber sie wagte nicht laut aufzuweinen. „Jeesus! Jeesus! Jeesus!“ dachte sie nur.

Ach, war sie betrübt bis in den Tod! Bis zu Tante Martulla's Ankunft war die Welt noch hell und klar gewesen, und sie hatte ihr kleines, schweres Gewissen, und ihr schweres Leibchen mit stiller Ergebung ertragen. Es mußte ja alles so sein, die Ihrigen wurden glücklich dadurch, und darum hatte sie sich nicht grämen können. Nun hörte sie zum ersten Mal, was für ein Geschöpf sie im Grunde war. Sie fühlte den Blick der Verachtung und des Zornes, vernahm wieder den grellen Ton der empörten Stimme: „Nein, so ein ungeratenes Ding!!!“ —

Der gute Onkel, dem die Martulla jetzt dort drüben die Ohren vollschrie, und der doch so garnichts dafür konnte! Von Mitleid überwältigt, wäre sie am liebsten zu ihm hingestürzt, aber sie sah ihn so finster und mit so bitterbösem Gesicht vor Martulla stehen, daß eine heftige Angst sie packte. Was brachte diese Martulla für Elend mit, alles was in Stille und Güte vor sich gegangen war, zerrte sie an das Licht, und benannte es mit schrecklichen Worten. Kein Mensch hatte sich je so Schlechtes dabei gedacht, wie die jetzt daraus machte, am wenigstens sie, Staschinka, selbst. Und ihr Blick flog zum Schloß hinüber, ihr Mund blieb vor Schmerz und trauriger Frage offen stehn. Waren sie da drüben nicht gut und respectvoll zu ihr, alle Dienstleute, und der gnädige Herr selbst, war nicht Onkel und Tante für Jahre hinausgeholfen, hatte die Tante sie nicht eine „gute Seele“ genannt, und ihr gesagt daß es mancherlei Güter giebt, auf denen es nun einmal so „ist“, und daß es auch bei ihr dereinst so gewesen war — — —

Bei der Tante selbst, die doch für das ganze Dorf eine Respectsperson war — —

Digitized by Google

„Maria und Joseph, erschrickst Du mich!“

Sie war aufgefahren und starrte ihren Vetter Maryan an. Bebend und keuchend stand er vor ihr, vom raschen Lauf über die Gartenbeete erhitzt. Seine Augen irrten an ihr hernieder und wieder hinauf, dann zeigte er nach der Tante Martulla, und dem Vater, die hastig beide mit denselben großen Schritten dem Hause zugingen.

„Staschinka, jetzt weiß es der ganze Hof! Sie hat es laut aufgeschrieen — Jetzt reden alle Mäuler davon, jetzt will auch ich davon reden — Weißt Du wie sie Dich genannt hat? Dirne nennt sie Dich!!“

Er schrie ihr außer sich das Wort entgegen. Er hatte sich vor ihr niedergeworfen, sein Kopf suchte ihre Kniee, gewaltthätig vor Schmerz und besinnungsloser Wut schüttelte, rüttelte er ihre Gestalt.

Mütterchen Stascha hatte sich tief zu ihm hinabgebeugt.

„Maryan, — nennst auch Du mich so?“

Er antwortete nicht. Sein Kopf blieb vergraben in ihre Knie, wie ein Besessener biß er, schluchzte er in ihre Mädchenhand.

Hülflos ließ sie es geschehen. —

Der Lärm, die Aufregung, welche die so plötzlich aufgebauschte Sache nunmehr auf dem Hofe verursachte, drang schließlich bis in's Schloß zu Herrn von Cigorzy. Er war kein Mann von großen Umständen, sofort schickte er den Diener in's Verwalterhaus und ließ den Inspector rufen.

Zwisczewsky war schon manchen schweren Weg gegangen; auch heut veriet sein Gesicht nichts von innerer Aufregung, als er, dem Diener auf dem Fuße folgend, durch den Hof dem Schlosse zuschritt.

Im Vestibül ließ er den Diener vorausgehen, um ihn anzumelden. Durch das hohe, bunte Bogenfenster, das über der Flurthür lag, fiel das blasse Novemberlicht, grüne, blaue und gelbe Streifen flossen auf dem steinernen Fußboden ineinander. Es war so still in der Halle, daß der Inspector den heftigen Hammerschlag seines Herzens zu hören vermeinte. Abwartend stand er an den Gewehrtisch gelehnt. Seine buschigen Augenbrauen waren so finster aneinandergerückt, daß sie einen einzigen, schwarzen Borstenbüschel bildeten. „Bestie von Menschheit“ murmelte er. Aber die Verwünschung erleichterte ihn nicht. Sein Gewissen quälte und folterte ihn, er hätte es gern niedergeflucht.

„Zwisczewsky“ sagte der Gutsherr, als sein Beamter wenige Minuten später vor ihm stand. — „Es hat sich da ein Fall ereignet, der zur Hälfte Sie, zur anderen Hälfte mich angeht. Es ist, — nun wie soll ich sagen — Ihre junge Nichte ist, scheint's, ein wenig vom Pfade der Tugend abgewichen. — Ich will hoffen, daß es zum ersten Mal in ihrem Leben geschehen ist,“ setzte er mit einer Bravour in der Stimme hinzu, für die ihm der Verwalter hätte den Hals brechen wollen. — „Sei dem, wie ihm sei, Zwisczewsky. Ich bin nicht der Mann, der lange recherchiert, wenn sein Herz ihn einlädt, Menschliches zu thun. — Die Kleine ist von leichter Gemütsart, sie ist mir ein wenig zu nahe gekommen, und nur so konnte es geschehen — — — Aber ich will für sie sorgen.“ —

Er schwieg einen Augenblick und strich seinen Bart mit den beiden weißen, faltigen Mittelfingern. „Hund!“ dachte der Verwalter, „Gott schütze mich, daß ich an mich halte. Hast Du selbst nicht den Paragraphen von wegen des Mädels gemacht?“ Er atmete jetzt schwer. Seine Augen waren nicht mehr zu Boden gesenkt. Sie waren auf den Brodherrn gerichtet, auf das ruhig überlegende, leidenschaftslose Gesicht, in dem ein kaltes, leicht moquantes Lächeln die beiden Falten um die Nasenflügel tiefer grub; und in dem starren Blicke

Digitized by Google

des Beamten lag keine Unterwürfigkeit mehr. Mit offener Feindschaft blickten sich die Männer an.

„Hören Sie, Zwiszczewsky, es kann natürlich keine Rede davon sein, daß Sie unter den obwaltenden — wir wollen sagen in nächster Zeit voraussichtlichen Umständen — noch länger als Herr auf dem Hofe verweilen. Ich habe lange hin und her gesonnen. Und immer wieder bin ich zu dem Entschluß gekommen, daß es nicht geht." —

Er machte abermals eine Pause, jetzt aber um sich an einem ganz neuen Schauspiel zu weiden. Der Verwalter war auf ihn zugetreten. Sein Gesicht war erdfahl, seine Nüstern arbeiteten wie die eines gequälten Pferdes. Aus den Händen war ihm die Mütze zu Boden gesunken. Und wie er da stand, stand er sprungbereit, von Haß geradezu entstellt, als wolle er losrasen im nächsten Moment.

„Nun nun, Zwiszczewsky," sagte Herr von Zigorzy mit einem bedeutsamen Lächeln, indem er einen Schritt zurücktrat. „Das sieht ja wahrhaftig ganz gefährlich aus. — Sie wollen mir zu Leibe, wie es scheint, und ich — will Ihnen das Vorwerk Slupsko pachtgütlich überlassen. — Wie reimt sich das zusammen, mein lieber Verwalter, sagen Sie?!" — —

Er war an den Schreibtisch gegangen und hatte eine Papierrolle ergriffen, die dort neben anderen Stempelpapieren lag. „Hier ist die Urkunde," sagte er und öffnete das Schriftstück. „Ich überlasse Ihnen Slupsko zu der Hälfte des sonst üblichen Jahrespachtzinses. Als fleißiger Mann, der Sie sind, wird es ihnen bei der starken Coulanz des Vertrages möglich sein, schon in wenigen Jahren das Gütchen als Eigentum zu erwerben — — Bedanken Sie sich nicht, Zwiszczewsky, ich verlange keinen Dank. Bedingung ist, daß Sie mit der Familie schon nach Fastnacht nach dem Vorwerk übersiedeln und daß" — die Finger griffen wieder in den Bart, und langsam und geschmeidig, wie die Bewegungen, waren die Worte — „meiner Absicht nichts entgegensteht, wenn ich ab und zu hinüberkomme, um mich nach dem kleinen, etwas leichten Fräulein umzusehen" — — — —

Ein kurzes Nicken, eine Handbewegung — und der Verwalter war entlassen.

Draußen auf dem Flur warf er Peitsche und Mütze von sich, und riß den Stempelbogen vor die Augen.

Der Pachtvertrag!

Er bohrte seinen grauen, alten Kopf hinein, seine düsteren Augen sogen sich zwischen die Zeilen ein!

Ein eigenes Stück Land!

Und nicht auf die Bettelfahrt hinaus! —!

Er hatte den Brodherrn niederdonnern wollen.

Sein Herz hatte sich um und um gekehrt gegen den, er hatte gefühlt, wie seinen Händen Krallen wuchsen, und bei den Worten „Sie dürfen nicht länger auf dem Hofe verweilen" war es ihm rot und blau vor den Augen geworden, er wußte, nun mußte er los gegen den — — —!! Und nun möchte er ihm die Füße küssen. — — — —

— —

Eine Thräne lief in seinen grauen Bart. Die erste seines Lebens.

Und seine Gedanken jagten über den Herrenhof hinweg, in dem er zwanzig Jahr gedarbt und pariert hatte, und seinen steifen Rücken gebeugt! Slupsko sah er vor sich, Slupsko, siebzig Morgen groß, Slupsko, das Haus mit dem roten Ziegeldach, Slupsko, das kleine Vorwerk drunten in der fruchtbareren Ebene nach den Torfstrichen hin. Slupsko, in dessen Hof neun Kühe und ein rot-

Digitized by Google

scheckiger Ochse brüllen, Slupsko, das Ställe mit Granitmauern und eine Tenne groß wie einen Tanzsaal hat. Slupsko, Slupsko, das Gut aller Güter, das Pachtgut, das Kaufgut, das eigene Gut!!!

Wie ein Trunkener, in großem Zickzack, ging er über den Schloßhof dahin. „Slupsko! Slupsko!“ brauste es ihm in den Ohren, „eigenes Gut! eigener Herr!!“ Ein Taumel sondergleichen, wie von Alkohol, war über ihn gekommen. Wie die Knechtschaft langer, hingequälter Jahre, löste es sich von seiner Brust, fiel es von ihm ab gleich Ketten und Fesseln. Er hob den Arm und der Pfiff seiner Peitsche durchschnitt die Luft, und zum zweiten, zum dritten Mal holte er aus und schnitt mit beseligtem Hieb in die dünne Herbstluft seine mächtigen Zeichen. — —

Da hörte er hinter der Scheune her den Gesang einer lallenden, etwas kindischen Männerstimme. Es war der blöde Ignaz, der dort sang, und beim Holzhauen seine schläfrige Stimme mit eingreifen ließ.

Der Verwalter horchte auf. Es war ein alter Schmähvers, ein Refrain, den auch die Kinder auf dem Hofe sangen:

„Die Maruschka, die Maruschka,
Kannst Du für zwei Rubel kaufen;
Bruder, nimm Dir die Maruschka.
Gieb das Geld und laß uns saufen.“

Die rohen Worte, in der schläfrigen, lallenden Melodie hallten zwischen den Schlägen der Axt gleichsam wie aus dem stumpfen Holzblock hervor. Der Inspector stand, den Kopf gebeugt, vollkommen regungslos, und horchte auf den Gesang. Mit den grauen, wirren Strähnen seines Haares spielte der Wind. Seine Hände umschlossen noch krampfhaft die Rolle. Aber unter seinen düsteren Brauen glühte keine Freude mehr hervor. Zwischen den Klängen der Axt und den gelallten Worten des Verses hörte er jetzt einen Refrain: Slupsko! Slupsko! Slupsko! Slupsko ohne Freude! Slupsko voller Schmach!! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Stascha durch die Tante erfuhr, welch einen Wendepunkt ihrer Aller Leben nehmen sollte, und wie großherzig sich der gnädige Herr gezeigt habe, zog heller Jubel bei ihr ein. Der Onkel ging ihr aus dem Wege, aber die Tante weinte vor Rührung und Glück und die Knaben waren außer Rand und Band, und sprachen nur noch von Slupsko. Die Nachricht vom Weggange der Zwiszewsky's verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Umgebung, und andere Verwaltersfamilien, die Rentmeister- und Steuereinnehmercollegenschaft erschien, um Zwiszewsky's zu der günstigen Veränderung zu gratulieren. Ein eigenes Pachtgütchen — Himmel ja! Das war etwas Anderes als zeitlebens Inspector spielen, oder die Accise überwachen, oder auf dem Rentamt sitzen — — Die Zwiszewsky's machten ihr Glück! Der Verwalter mußte es unzähligemal des Tages hören, aber er hörte noch etwas anderes mit heraus. So versteckt und scheu auch die Nebengedanken sich hervorwagten — eine offene Andeutung hätte Niemand ihm zu bieten versucht — so leicht erratbar wurden sie für ihn, der mit fieberhaftem Mißtrauen die Worte zu wägen und zu zerlegen begann. Dieses Versteckspiel zwischen sich und aller Welt zermarterte ihn; der Vers des Schmähgedichtes schob sich zwischen jeden seiner Gedanken, und er fühlte, er konnte seines Lebens nimmermehr froh werden. Eins konnte noch für Stunden helfen, das war die äußerste Pflichterfüllung. Und mit einer Regung von Bedauern mußte der Gutsherr konstatieren, daß ein solches Unikum von Fleiß, wie Zwiszewsky neuerdings war, voraussichtlich nicht ein zweites Mal für den schwierigen Posten aufzufinden sein würde. Früh, wenn der kalte Dezembermorgen noch in Nacht lag, konnte

Digitized by Google

man ihn schon in Joppe und Bärenmütze, mit den großen Stiefeln den fußhohen Schnee zerstampfend, die Laterne am Gürtel, die Ställe visitieren sehen. Eine halbe Stunde später saß er zu Pferde. In der halb nächtlichen Einsamkeit der eiserstarrten Felder, die er durchmaß, war er weit und breit das einzig lebende Wesen. Vor seiner Erscheinung schraken die Krähen auf, die in den verschütteten Furchen lautlos und gespenstisch umherhüpften, und mit gellendem Gekrächz hoben sie sich in die Luft; die Hofhunde in den schlafenden Bauernhäusern schlugen an; und die stumme, verdämmernde Bahn der Landstraße, die sich durch die schlummernde, verschneite Morgenlandschaft wie eine rettende Linie zog, stäubte von den Hufen des hingallopierenden Pferdes.

Ja, in dieser Winterfrühe ward ihm wohl! Fern von allem Geschwätz und der Not seines Lebens, fühlte er sich in diesen grauenden Morgenstunden als ein ganzer Mensch, ruhig und geschlossen, ein Herr über diesen Boden, den er jeden Zoll breit kannte. Noch rauchte kein einziger Häuserschlot, die Welt lag in ihrer weißen Hülle wie zu Marmor erstarrt. Und er konnte es nicht fassen, daß Niemand außer ihm dem Schlaf entflohen war, um dieses ungeheure Schauspiel zu genießen. Schlug vom Dorfkirchturm die Glocke an, so klirrte in der eisigen Kälte der Ton in den Telegraphendrähten wieder; und sie sangen, nachdem er längst verklungen war, vibrierten und klirrten weiter vor Kälte, in einem zitternden, eisigen, frierenden Ton, der sich wie ein Silberfunke fortsetzte, von Draht zu Draht — — Ja, am Morgen war die Welt noch voller Wunder. — — —

— —

Stascha also war wie im siebenten Himmel. Tante Martulla war abgereist, Tante Zwiseczewska weinte und lachte zu gleicher Zeit, alle Knaben waren geschäftig, um bei dem herrlichen Umzug, dem ersten ihres Lebens, zu helfen. Drüben in Slupsko wurde gehämmert und geklopft, gekalkt und geweißt, Wände eingerissen und neue angebaut. Ein kleines Herrenhaus mit grünen Fensterläden und winziger Vortreppe, wuchs aus dem alten Domainengebäude heraus; das Hofthor mit den alten, schweren Pfosten, stand weit offen und nahm den großen Möbelwagen auf, während wenige Tage darauf, zur Fastnachtszeit, nun auch die Britschka mit der gesammten Familie einzog.

Die ganze Bekanntschaft hatte sich eingefunden, wie beim Hebeschmaus war der First des Hauses bekränzt, und in der großen Wohnstube lud eine geradezu hochzeitliche Tafel zum Willkommenessen ein.

Einen solchen Tag hatte die Verwalterin Zeit ihres Daseins nicht für möglich gehalten. Sie selber als Hausfrau und Herrin, sie, die einst selbst gedient hatte, und gewöhnt war, an solchen langen Tafeln eine ganz andere Rolle zu spielen, als die der pana, die gemütsruhig im Stuhle sitzt. Ihr rundes Gesicht erglühte, in ihre Augen traten bei allen Späßen und Freundlichkeiten sentimentale Thränen, ihr war, als würde ihr ganzes Innere um und um gebeutelt, und bei jedem Toast mußte sie aus der Stube gehn. —

Aber die Rentmeister und Steuereinnehmer, die Praktikanten der Nachbargüter und die Stadtschreiber mit ihren kleinen, verhuzelten Frauchen thaten sich gütlich. — Da stand Wein auf dem Tisch, Schüsseln mit Fischen und Gullach, dampfende Krautkuchen, Torte und Wudky. Dieses Haus war gesegnet — — wo der Gutsherr selbst zum Willkommenimbiß auffahren läßt, wird auch das übrige Jahr kein Mangel entstehen. Und begeistert und strupellos aßen und tranken sie; überall flog in die Wangen ein dunkleres Rot, alle Augen glänzten, Freundschaftspüffe und Küsse, salbungsvolle Bemerkungen und berauschte Toaste wurden ausgebracht. Jetzt gab es keine Beherrschung mehr. Onkelchen selbst, der gute Zwiseczewsky, war über seinem Arac eingeschlafen, sein Kopf hing auf

Digitized by Google

die Brust, das Haar baumelte ihm in langen Strähnen auf die von Furchen längs und quer durchzogene Stirn.

„Prosit, — der gnädige Herr soll leben!“ Sie hoben die Gläser und stießen immer wieder an, die Männer mit trunkenen Bewegungen, die kleinen, vertrockneten Beamtenfrauen mit einem gewährenden Lächeln; ein solches Uebermaß von Gastlichkeit versetzte sie, die so bitter zählen und rechnen mußten, in eine gehobene, zärtlichere Stimmung. Sie toasteten mit ihren Männern, denen die Schlipse bereits schief saßen, deren gestärkte Vorhemdchen knitterig und welk geworden waren, mit Blicken und Mienen wie freundliche Mädchen — — Alles Aermliche und Aengstliche schien plötzlich aus diesem Kreis gewischt, in dem ein fremder, seltener Wein, von einem so noblen Herrn in Zehn-Liter-Fässern gestiftet, bacchantischen Frohsinn entfesselte.

Und mit großen, beseeligten Augen ging Staschinka einher. Dies alles war ihr Werk, sie fühlte es. Diese Menschen alle waren beglückt durch sie, sangen, schrieen, jauchzten und umarmten sich, stiegen auf die Stühle und jagten einander — durch sie, nur durch sie!! Ein ganz, ganz kleines Kindchen verlangte der liebe Gott von ihr — ein Opfer, ein wenig Schmerz, ein wenig Last, und ein wenig Angst — und dafür gab er so reichlich zurück, that ihre Hände auf, und legte so reichlich hinein! Alle durfte sie beglücken, auch ihren Maryan, dem der Wein, der erste seines Lebens, die Wangen rötete, die Augen glühen ließ. Nüchtern an Getränk, aber berauschter als sie alle vor innerem Glück, stand sie von fern und schaute zu. Ja, freut Euch, Ihr Menschen, Ihr lieben, festlichen Menschen, jubelt und singt!! Und sie stützte den Kopf in die Hand, und ein Seufzer tiefsten Dankes hob ihre schwere, junge Brust.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In einer Märznacht zitterte ein Schrei durch's Haus, so scharf und jammervoll, daß Herr und Frau Zwiszewsky zu gleicher Zeit aus den Betten fuhren. Wo kam das her? Sie ermunterten sich langsam, es war noch nicht Mitternacht, und ihre von der Tageslast ermüdeten Körper kamen nicht so rasch über die schwere Schlaftrunkenheit hinaus. Der Verwalter war es, der zuerst die Sache begriff.

„Staschinka ist es,“ flüsterte er. „Mach hinauf, Frau, steh' ihr bei.“

Mit zitterten Händen raffte Frau Zwisczewsky ihre Kleider zusammen. Jetzt, da die Sache Gestalt gewann, sank ihr das Herz und der Mut. Sie selbst hatte sieben Kinder geboren und klaglos siebenmal Schmerzen ertragen; aber nun, da sie die Qual über eine Andere heraufziehen sah, erstarrte sie vor Schreck. O Gott, mein Gott, ein Weib, das in dieser Stunde keinen Gatten hat! Sie erinnerte sich, während sie die Treppen hinaufstürzte, mit Blitzgeschwindigkeit des Trostes, den sie in ihren schweren Stunden jedesmal durch die Gegenwart ihres Mannes empfangen hatte. Wenn sie seinen schweren, dröhnenden Schritt im Nebenzimmer hörte, war es ihr leichter ums Herz geworden; und Stascha, das Kind von siebzehn Jahren, sollte mutterseelenallein kämpfen.

Zum ersten Mal erbebte und erzitterte ihr Herz in inniger Angst um das junge Geschöpf; dankten sie ihr nicht Alles, Haus und Hof und Glück, war Stascha nicht ihre menschliche Vorsehung geworden? O mein Gott, wäre das Kind erst da, wie wollten sie es hegen und pflegen! Thränen stürzten der Verwalterin herab, eine Schwäche überfiel sie, als solle sie vor Stascha's Zimmerthür, mit dem Licht in der Hand, zu Boden sinken.

„Kochanka, Kochanka, so hilf mir doch!!“ Im Bette saß Stascha aufrecht, die Hände verschlungen, das Gesicht verzerrt und verwandelt. In dem stillen Zimmer mit der roten Ampel, dem breiten Eichenbett, und den kattun-

Digitized by Google

überzogenen Sesseln, dieser heiteren vom Gutsherrn gestifteten Einrichtung, die so seltsam abstach gegen den altbürgerlichen Hausrat der anderen Räume, tickte fieberhaft die Uhr, knarrte und knackte unter den Bewegungen des jungen Körpers das breite, eichene Bett.

„O meine Geliebte, es muß ertragen sein!" Frau Zwiszewska hatte sich über das Bett gebeugt, und hielt den sich stemmenden Körper beschwörend mit beiden Armen fest. „Dein Onkel ist zur Bartetzko hinuntergelaufen, jede Minute muß er hier sein mit ihr."

„Tante, warum hast Du mir nicht gesagt, daß es **so** ist!!" Es klang nur noch wie ein schwaches Wimmern; aber es lag ein Ton darin, so übergewaltig, daß es der Verwalterin war, als fasse er alles zusammen, was Schreckliches in dieser Stunde zu ihr gesagt hätte werden können.

„Schreie Liebchen, schreie. Das ist besser als so!!"

„Tante — Du weinst um mich. Ich — werde — sterben."

Stilles, keuchendes Atmen durchschnitt den Raum.

„Tante — erleiden es — alle Frauen so?!"

„Alle, mein Herzchen. — Ich litt es sieben Mal."

„O Du Arme. — Arme." —

Noch in ihren Schmerzen fand sie dieses Wort. Ihre Augen, groß, erstaunt, von fassungslosem Leiden aufgerissen, irrten über das auf sie herabgebeugte, mitleidverzehrte Gesicht.

„Tante — Du gute Mutter Du." —

„Ist es vorbei?" fragte der Inspector, und steckte seinen Kopf herein. Seine Stimme war stockend. Um seine Nasenflügel zogen sich die Furchen tiefer. Sein Gesicht schien grauer, düsterer geworden zu sein in dieser Nacht.

„Es ist glücklich vorbei," sagte die Bartetzko, indem sie auf ihrem lahmen Fuß vom Bette Stascha's herbeigehumpelt kam. Sie war die herbeigeholte „weise Frau". Aber in ihrem Gesicht war nichts von diesem Verdienst zu lesen; es hatte eine Einfalt, die menschliche Grenzen überstieg.

„Ihr habt Ihr wohl gut zugesetzt, Bartetzko," sagte der Gutspächter hart und rasch. Die langsame, alte Nothelferin mit ihrer heidnischen Beschränktheit empörte ihn.

„Das Kind ist vor der Bartetzko gekommen," entgegnete die Verwalterin, die auf dem Bettrand saß, und ein Bündel in ihren Armen hielt. „Sieh es an, Josephus, es ist ein Herzelchen zum Küssen."

Er hob es hoch, und blickte ihm in das Gesicht — das verkleinerte, affenhaft verzerrte Conterfei seines gnädigen Herrn.

„Ein ganzer Cigorzy", murmelte er, während Zinnoberrot in seine Wangen stieg.

„Und nun sieh Dir Stascha an," sagte die Inspectorin, der die Thränen noch immer über die Backen liefen.

Er trat an das breite Bett, und beugte sich hinab. Seine Nichte lag still und friedlich da, ein scheues Lächeln auf ihrem Jungenmädchen-Gesicht.

„Lieber Onkel?"

Ihre Hände griffen zu ihm empor. Einen Augenblick stand er, und starrte auf dieses Stück geopfertes, junges Menschenleben. Dann ging es durch seine gebeugte Riesengestalt, ein Schlucken und Wallen, als sammelten sich Wellen zu einem Strom, ein Geräusch, aus der Kehle, aus der Brust, als löse sich Eis und bräche Thau in tausend Rinnsalen hervor — — — — — —

„Kommen Sie, Pächterin, — wir machen uns einen Grog," sagte die weise Frau, die den günstigen Moment benutzte. „Lassen Sie ihn ruhig einen

Digitized by Google

Augenblick heulen und schluchzen an ihrem Bett, — das ist gut für die Männer, das reinigt ihnen die Luftröhre und den Gaumen, selten genug daß sie mal dazu kommen.“ Sie nahm ihre Schneiderscheere, die Zange und die Leinwandstücken auf, und versenkte die Gegenstände gemütsruhig wie ein alter Feldscheer in die Handwerkstasche. „Kinder werden jeden Tag geboren, die Männer lassen nicht davon ab, aber wenn es geschieht, sind sie es zuerst, die die Daumen zusammenkneifen. — Ja was soll ich Ihnen sagen, meine liebe Frau Pächterin? Es mag einer noch zehn mal so lang und krumm sein, wie Ihr lieber Mann, der Herr Pächter, — zum Kinderkriegen ist noch jedes Mannsbild zu klein gewesen, das glauben Sie der Bartetzko.“ —

In einer Korbwiege, aus einer geflochtenen Teigmulde hergestellt, die auf Wiegenbogen ruhte, träumte das Kind dem Leben entgegen. Sein Herr Papa war auf Reisen gegangen, „daß ihm der Herrgott im Chinalande ein seeliges Ende bescheeren möge“ fluchte im Stillen der Inspector. Zum ersten Mal seit einem Jahre atmete er auf. In sein Leben war eine Erholungspause eingetreten. Wenn er über den Estrich des Hausflures schritt, und den Knotenstock in den eisernen Ständer stellte, so brauchte er nicht zu fürchten, daß sein Stock das spanische Rohr des gnädigen Herrn oder die schlanke Reitpeitsche mit dem silbernen Knopf berührte. Die feierten jetzt beide im Schlosse drüben gleichfalls ein Ruhedasein. In der Nacht erwachte Zwiszewsky nicht mit der bestimmten, verzweiflungsvollen Vorstellung, ein fremder Hausschlüssel werde in das Schloß der Hausthür gesteckt, und weiche Alte-Herren-Stiefel stiegen die Treppe zu Stascha's Zimmer hinauf. Kamen Leute auf den Hof gefahren, die Knechte von der Mühle, die das Mehl in sauber gezeichneten Säcken beachten, oder die Kohlenfuhrleute aus Mariagrube, so verschwand er nicht scheu wie ein Verbrecher vom Schauplatz, sondern hochaufgerichtet und streng, mit der ehemaligen, herrischen Beamtenmiene stellte er sich dazu, und zählte die Waare, die ihm in's Haus geladen wurde, sorgfältig ab.

Ein Geist des Selbstbewußtseins und des bürgerlichen Stolzes begann langsam wieder bei ihm einzuziehen. Er strich nicht mehr so viel einsam umher, sondern brachte es fertig, mit seiner Familie des Abends wie früher um den großen Tisch im Wohnzimmer zu sitzen. Fuhr die Frau ihm mit ihrer runden, breiten Hand in verhaltener Liebkosung über das graue Haar, so traf sie kein finsterer Blick. Ja er litt es gern. In seinem Herzen taute es weiter, seit der Druck der verhaßten Zwangsherrschaft von ihm entfernt war. Möchte er bleiben, der „gnädige Herr“, bis in die aschgraue Ewigkeit hinein! Möchte er nimmermehr wiederkommen! Und bei diesen Gedanken an ein solches Niewiederkommen, erfaßten Schauer der Freude das Herz des armen Beamten.

Ringsum hob sich der Wohlstand der kleinen Pacht, kein Mißgeschick hatte den Viehbestand während des Winters betroffen, die Kinder dehnten sich empor in der Atmosphäre sorgloser Häuslichkeit, und die Wintersaat war herrlich angegangen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Garten that sich der Frühling auf. Noch lagen draußen, vor dem Zaune die Felder braun und schwärzlich, endlos sich hindehnende, aufgewühlte Vierecke. Noch rannen die Bäche und Wasserarme unter kahlem Gestrüpp dahin, und die Lerche verkroch sich noch, und sang noch nicht. Aber im Garten war von sieben jungen Menschen Frühlingsleben. Und Stascha, mit ihrem Kindchen auf dem Arm, lief zwischen ihren sieben, jungen Vettern einher, sie anfeuernd, wenn sie ein wenig faul wurden und Hacken und Spate beiseite werfen wollten. „Den Garten bebauen *wir*, — wir haben's dem Onkel versprochen, und er soll sein Wunder erleben!“ sagte sie. Immer das Kind auf dem Arm, lief sie

Digitized by Google

hin und wieder, lief in's Haus hinein und zum Hause wieder hinaus. Von Geschäftigkeit glänzend und strahlend, von dem Strahlenkranz ihrer siebzehn Jahre umrahmt, stand sie wie das junge Leben selbst unter den sieben schwarzen Buben, das Kind wie eine Puppe auf ihren jungen, kräftigen, frohen Armen.

Und daß es Frühling wurde, sah man am Blicke ihrer Augen. So hatte sie Maryan früher nie angeschaut. Im weichen, schwimmenden Braun ihrer Augen tanzten Lichter und Funken einer überschäumenden Zärtlichkeit. Etwas Demütiges war mit ihrer Mütterlichkeit über sie gekommen, etwas keusch-Entsagendes und Begreifendes. Nicht stürmisch wie vordem warf sie sich ihrem Maryan in die Arme; sie wich ihm aus, sie fürchtete sich, ihn auch nur mit dem Kleide zu streifen. Sie wußte jetzt von dem Begriffe Sünde, und nie, nie mehr wollte sie sündigen. Aber ihre Augen, ihr Lächeln schenkten ihm alles. In ihrem Blick brannte eine so unendliche Innigkeit, daß bei'm einfachsten Wort, das sie mit Maryan wechselte, ein Strom davon zu ihm überging und ihn einhüllte. Das erfaßte ihn und seine einundzwanzig Jahr mit einer übermächtigen Glut. Wie sollte er es ihr ausdrücken, wir ihr sagen?!? Auch er zitterte davor, sie zu streifen, auch er wußte ja nun von der Sünde, und daß man nicht lieben darf, spricht der Herr, Dein Gott. Stascha gab ihm ihr Kindchen zu halten, wenn die Verwaltertn sie in's Haus zurück rief, und fassungslos starrte er auf das winzige, zappelnde Geschöpf; — dergleichen also entsteht, — ein solches Merkmal!?! Nie würde er also Stascha lieben dürfen, sein herrliches Mädchen, sein Lieb und sein Herz!

Und voll Schwermut herzte er an ihrer Stelle das kleine Geschöpf. Das war ihr Mündchen, das ihr Ohr, mit der kleinen, etwas eingebogenen Muschel. Nur ihre Stumpfnase war es nicht, — dieses aristokratische, feine Näschen mit den geblähten Nüstern kam nicht von ihrer Seite, nein von ihrer Seite war das bäuerische, volle, runde und kußliche Grübchenkinn.

„Du machst ihn mir tod — Du erdrückst ihn mir ja!" sagte Stascha, und blieb vor dem Bilde stehn. „Was wärst Du für ein Vater, Maryan!" Sie faltete die Hände ineinander, und in ihre Augen trat ein Ausdruck von Ehrfurcht. Hinter dem kahlen Köpfchen des Säuglings hervor, schaute Maryan zu ihr auf. Und ihre Blicke trafen sich — einander alles gebend, einander angstvoll entsagend. — — —

Aber dann wurde Getreide eingefahren zum August, und die Fröhlichkeit und der Stolz der ersten, eigenen Ernte ergriff die ganze Familie mit übermächtigem Jubel; man dachte an nichts Anderes mehr. —

Droben auf Krosnowice, auf dem Rittergut, quälten sich die Knechte und Mägde mit den dürren, lückenhaften Getreidestrichen, die keinen vollen Schnitt abgeben wollten; hier drunten aber, in den Feldern des Vorwerks, sanken unter dem Sensenschlag ganze Gebinde gelber, praller Halme, — bedeckten fußhoch die Stoppeln, und sammelten sich, in Mieten zusammengebunden und aufgerichtet, zu prachtvollen Getreidebergen. Die wohlgenährten Kühe zogen mühelos die Leiterwagen, die so voll belastet waren, daß Einem war, als müsse man das zusammengetretene Getreide in seiner Enge aufseufzen hören. Auch die Zuckerrüben-Ernte schien sich ergiebig anlassen zu wollen; an den Spalieren das Kletterobst, hinter dem Hügel der zehn Morgen große Kartoffelacker hätte auch einem Nicht-Landwirt wohlthätig in die Augen stechen müssen; kurz, mit den Zwiszewsky's schien das Glück, ein herrlicher Erntesommer, über das etwas verwilderte Grundstück gekommen zu sein.

In hohen Reiterstiefeln, die Schirmmütze in die schweißige Stirn geschoben, die Hände zuweilen in den Taschen vor Behaglichkeit vergraben, stolzierte der hagere Pächter auf seinem Grund und Boden umher. Sein Lebensernte-

Digitized by Google

abend schien ihm gekommen. Zeitlebens hatte er nur gepflügt, jetzt endlich durfte er ernten! Seine sieben Jungens würden nicht dermaleinst, wenn er die Augen schloß, als Wanderburschen auf die Landstraße hinaus müssen. Wenn es weiter ging wie jetzt, konnte er das Gut in wenigen Jahren schuldenfrei erwerben. Maryan würde dann einstens Herr darauf.

Daß im Grunde dieses junge Ding mit dem Kinde auf dem Arm, Stascha, die Besitzerin genannt werden müßte, daran dachte er nicht. Was da so zwischen den Jungens herumlief, mit den wehenden Zöpfen, der prallen Latzschürze, war wieder das junge Mädel von einst, die kleine, thörichte Gans, die zu den sieben gehörte, wie das Tipfel auf's i. Und wenn sie nicht so oft das Kind auf dem Arm gehabt hätte, würde er sie gern milde in das Ohr gekniffen haben. — Aber unbewußt störte ihn das Kind. Er sah scheu und nur sehr flüchtig darnach hin. Solche Kinder sieht man nicht gern, — nein es wäre besser gewesen, dieses Wurm wäre zeitig wieder von der Welt gegangen. Aber mit der Zeit verwischte sich diese Abneigung mehr und mehr. Zum Herbst hin, als die Rüben eingefahren wurden, die viele Waggonladungen hätten geben können, kniff er zum ersten Mal das Halbjährige in das Kinn.

Und wie nun die Tage wieder kürzer und grauer wurden, sammelten sie sich in der großen Wohnstube, die Eltern, die Söhne, Stascha, und an Sonntagen die Beamtencollegenschaft des Städtchens. An dem Tafelclavier, das die Woche über schläfrig in einer Ecke der Stube trauerte, wurde der Deckel von vielen Händen zugleich emporgerissen. Czardas, Krakowiàk, vor Allem aber Màzur, der herrliche, hüpfende Màzur brauste durch die Stube. — Stascha tanzte wie nur junge Mädchen tanzen; in einer Wolke von Glück. Und die Steuereinnehmerstöchter tanzten mit; die Schuhe der Jungens mit den breiten Absätzen dröhnten auf den Dielen. — Schrie irgend wo im Hause ein kleines Kind? Woher kam in diesem Hause ein kleines Kind? Junge Burschen, junge Mädchen hielten sich bescheiden und seelig umfaßt, und Stascha das jüngste Mädchen von Allen. — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

Eines Morgens, im Februar, — fast ein Jahr war es nun her, daß die Zwiszewsky's Slupsko bewirtschafteten, — kam der Rentmeister von Krosnowice aufgeregt in den Slupsko'er Hof geschritten. Sein von dem viereckigen Backenbart umrahmtes Gesicht trug den Ausdruck feierlicher Aufregung, und er schritt so behende und eilig aus, daß die kurzen Beine kaum mitzukommen schienen.

„Der Herr Pächter?“ schnauzte er die Großmagd an, die am Brunnen stand und ihre schattierten Beine wusch.

„Im Hause, Pan.“

„Guten Morgen,“ sagte der Rentmeister, indem er in die zu ebener Erde gelegene „Arbeitsstube“ des Pächters trat.

Vor dem mächtigen Cylinderbüreau saß Zwisczewsky und schrieb mit seiner langen, feindseligen Handschrift Zahlen in das Wirtschafts-Buch. Eine Anzahl Knechte und Mägde, die zum „Rapport“ versammelt waren, drängten sich im Hintergrunde des Zimmers in den Ecken zusammen. Die Stimme des Pächters, der die Namen der Einzelnen aufrief, klang lange nicht mehr so finster herrisch wie einst. Eine Spur von Wohlwollen war für den Aufmerksamen aus ihr herauszulesen. Und auf seine halb milden Anrufe:

„Gruscha-Ignaz! Schlocha-Maika! Tzchichon-Madlènna!“ kam bereitwillig und rasch die monotone Auskunft:

„Ganzer Tag! — Halber Tag! — Ganzer Tag!“ — —

Digitized by Google

„Holla — der Rentmeister," rief Zwisczewsky, indem er den letzten Posten mit einem raschen Federstrich notierte und den Leuten zum Abgehn winkte. Er strich den Kiel sorgsam an seinem Aermel ab, klappte das Buch zu, und erhob sich. Seine hagere Rübezahl-Gestalt schien elastischer geworden; sein meliertes Bart- und Haupthaar war noch um einen Schimmer grauer wie früher. Aber auf seiner Stirn die tiefen Furchen waren nicht mehr drohend. Wie in seiner Stimme, lag ein karges Wohlwollen auch auf seinem Gesicht.

„Zwisczewsky", sagte der Rentmeister, indem er den hingeschobenen Stuhl aufgeregt bei Seite stellte. „Heute ist keine Zeit zum Sitzen — was meinen Sie wohl, welche Nachricht ich bringe? Hier, lesen Sie die Depesche. — Punkt drei Uhr kommt der gnädige Herr." — Er öffnete das Formular, das er in den Händen hielt, und reichte es dem Pächter hin: „Komme heute drei Uhr. Parterrezimmer im Schlosse heizen lassen. Bitte keinerlei Ovationen."

Zwisczewsky hatte das Blatt Papier erfaßt, jetzt ließ er es auf den Schreibtisch niederfallen.

„Also heute," sagte er nur.

In seiner Seele ging Sonderbares vor. So kam der Gutsherr also zurück. Der Gutsherr kam heute zurück. Diese beiden Begriffe durchquerten und durchtosten seinen Sinn. In dieses saubere, friedliche Pächterhaus kam Pan Cigorzy zurück. Zu ihm, der ihn haßte, in seine eigenen vier Wände, zu dem Zimmer droben, in dem das breite Eichenbett stand, das seitdem nur den Katzen zur Ruhestatt diente, zu Stascha, zu seiner Verführten kam der Gutsherr zurück!!

„Nun, was *sagen* Sie denn blos, Zwisczewsky!" rief der Rentmeister voll Eifer. „Ist es nicht eine — Gemeinheit, hätt' ich bald gesagt — uns so plötzlich über den Hals zu kommen!? Aber das sieht ihm ähnlich, unserm Gnädigen. Alle seine Viecher in's Bockshorn jagen; unter sie springen wie der Wolf zwischen die Schafe. Na — wenn er auf *mich* gerechnet hat, da schneidet er sich, sage ich. Tirpitz' Bücher sind in Ordnung, Allergnädigster, da werden Sie vergeblich lungern. Himmel, Himmel, verflucht, — sechs Stunden vor der Ankunft erst die gräfliche Schnauze aufzuthun. Der Koch ist auf Urlaub aus, Micha, das Hundsblut, liegt noch immer fest und schwört Stein und Bein, daß er nicht aufstehn kann. Wo kriegen wir einen Koch, einen Kutscher, und, zum heiligen Kreuz, einen Livrierten her, wenn Gatzek, der Schurke, nicht vor Abend aus Czenstochau zurückkehrt?"

„Dann nehmt den Kuhknecht, schmiert ihm Salbe um's Kinn und stopft ihm die Waden mit Stroh," rief der Pächter, indem er wie rasend hin und her schritt. „Oder bemalt Euch einen Kalbskopf, steckt ihn auf eine Stange und nagelt ihn mit dem Maul nach oben auf den Kutscherbock. Was geht es *mich* an? Was habe *ich* mit dem Pan Cigorzy zu thun? Ich bin nur sein Pächter, das wissen Sie, Tirpitz, — sein Beamter bin ich *gewesen*, — das *war* einmal, Tirpitz, verflucht es *war*, aber es kommt nicht wieder — was geht mich und mein Haus der ganze Dreck von Krosnowice an?"

„Reden Sie im Ernst, Zwisczewsky, oder ist das nur so oben hin?" sagte der Rentmeister, der ganz starr vor Erstaunen diesem unerwarteten Ausbruch gefolgt war. „So viel ich weiß, ist man als Pächter von Slupsko ebenso gut von Cigorzy abhängig, wie als Beamter von Krosnowice. Er braucht Ihnen nur den Pachtzins zu verdoppeln, Zwisczewsky, und Sie liegen auf der Nase. Er braucht Ihnen nur die Pacht zu *kündigen*, und Sie sitzen da und schnappen in die Luft."

„Das wollen wir sehn!" rief Zwisczewsky, indem er aufstand und die Flinte umnahm. „Ich bin vielleicht ein Hund gewesen, siebenunddreißig Jahre

Digitized by Google

lang, aber jetzt, Tirpitz, sind wir Mensch geworden! Sehen Sie, da draußen auf dem Hofe, das ist meine Ernte! Wissen Sie, was das heißt meine!? Meine eigene!!? Nein, Sie wissen's nicht, ein Rentmeister trägt fremde Posten ein, der erfährt sein Lebtag nichts von Eignem! Aber Tirpitz! Tirpitz!" — seine harte Stimme wurde heiser — „denken Sie an das, was ich sage: Festbeißen thu ich mich an mein Eigenes wie der Verhungernde an die Rinde Brot, und wer sie mir nimmt, den — schlag ich nieder!!"

Er hatte sich emporgereckt, die Stimme hatte wieder Kraft bekommen, und aus seinen Augen glühte unheimliches Licht.

„Heiliger Joseph!" dachte der Rentmeister, indem er seinen kleinen Filzhut aufnahm, und scheu neben dem hageren Manne auf den Hof hinausschritt, „dem ist der Besitz in den grauen Kopf gestiegen.

Da giebt's eines Tages ein Unglück." —

Also Cigorzy war wieder da! Die Schloßfenster sagten es, ein paar Stunden später, sie strahlten es hinaus auf die dunkelnde Waldchaussee, und die Dorfkinder sagten es, flüsternd und scheu, während Zwisczewky durch die Krosnowicer Landstraße schritt. Er war wieder da, der Herr, ließ zittern und beben, die neunschwänzige Katze mochte hinter dem Ofen hervor!

Es war einsam rund um das Schloß herum, nur im Wirtschaftshofe schaarten sich die Hofleute und tuschelten. „Jetzt sitzt er bei Tisch!" sagte Dwórak, der zweite Kutscher, der an Stelle des kranken Leibkutschers in den Dienst eingestellt war. „Aber in einer Stunde, wenn er ein Schläfchen gehalten hat, soll ich anspannen. Er will nach Slupsko hinaus."

„Er will nach Slupsko hinaus!" Die Worte erreichten auch den Pächter, der wie ein Verbrecher das Schloß umschlich. Ein paar alte Weiber sprachen sie aus, laut und absichtlich, während sie demütig bei ihm vorbeischritten. Er hätte die Hexen würgen mögen. Sein Herz stand still, einen Augenblick war es ihm, als setze dessen Schlag aus. Dann trat ein finstrer Ausdruck in sein Gesicht, er wendete sich auf den Hacken um und entschlossen und mit raschen Schritten ging er seinem Pachthof zu.

Mit angestrengter Ruhe überlegte er. Am morgigen Tage war das erste Pachtjahr abgelaufen. Der Gutsherr würde ihm den lächerlich geringen Pachtzins steigern, der ja nur mehr ein Vorwand war, eine Formalität, um das Geschenk zu bemänteln. Ja, er würde ihn steigern, vielleicht um's doppelte, vielleicht um's dreifache, wenn er erfuhr, daß Stascha ihm nicht mehr gehören sollte. Slupsko war der Preis für Stascha's rote Lippen. Die sollte der nicht mehr zu schmecken bekommen. — —

Und wenn somit gesteigert war, dann war ja auch der Untergang da. Nur die geringe Höhe des Prachtzinses ermöglichte es, dem verwilderten Stück Land mit der Zeit einen Ertrag abzuringen. Die erste, gute Ernte deckte grade die Unkosten der ersten, schwierigen Nutzbarmachung. Ein drittes Jahr, ein viertes erst würde einen greifbaren Lohn einbringen. Aber wenn ein hoher Pachtzins den sich langsam entwickelnden Ertrag von Vornherein wegfraß, blieb nichts wie die leere Unmöglichkeit. — —

Dann kamen die Schulden, und legten sich wie auf anderen Höfen auf das Dach des Pachthauses — dazu die Verpflichtungen von früher her, aus der armseeligen Beamtenzeit. — Der Jude, der in seiner schmutzigen Britschka alle Ersten vor den Thüren so manches benachbarten Gutshofes hielt, würde auch bei ihnen mit seinem geheimnisvollen Lächeln vom Bock steigen — — — Der Strahl der gräflichen Gunst ist dann ausgelöscht. Es giebt kein Hinhalten,

Digitized by Google

kein Gewähren mehr, keinen huldvollen Vertrag; der Kampf ohne Schonung ist entbrannt, und er, Zwiszewsky, fühlt bereits die Meute hinter sich. — —

Er kam in Schweiß gebadet auf dem Hofe an. War der Wagen des gnädigen Herren ihm schon zuvor gekommen? Nein, auf dem Hofe hielt kein gräfliches Gespann; nur die Leiterwagen, mit den offnen Fensterchen ihrer Sproßen, die alte grüne Britschka und die Milchfuhre, auf welche die Stallmagd eben die frisch gescheuerten Holzbottiche stellte, standen in Reih und Glied auf der Diele des offenen Schuppens.

Schwerfällig betrat der Verwalter sein Haus. In der Wohnstube schien es still. Er öffnete die Thür, blieb aber auch auf der Schwelle stehen.

Stascha saß mit ihrem Kind auf dem Schooß, und kämmte dem Kleinen das geringelte Kraushaar; vor ihr, mit dem Kopf an ihren Knieen, saß Maryan. Aber ihr Kamm irrte aus dem Löckchen ihres Kindes hinüber in seine schlichten, glattgestrichnen Haare; und sie verwirrte in aufgeregter Lustigkeit mit dem grobzähnigen Kamme seine Frisur; sie wühlte sie ihm durcheinander, und strich sie ihm wieder glatt. Mit allen zehn Fingern half sie beim Glätten nach, indem sie sanft und langgedehnt ihre Hände von seinem Scheitel bis in seinen Nacken gleiten ließ. Bei diesen Bewegungen hob sich sein Blick jedesmal hypnotisch zu ihren Augen, und sanft und langgedehnt, im Rhythmus ihrer Liebkosung, glitt er in den ihren über.

Der Pächter sah diesem Liebesspiel mit starren Augen zu. Seine buschigen Brauen hoben sich hoch in die Stirn, seine Nüstern blähten sich, als sauge er Dinge ein, die bisher nicht existiert hatten. Zum ersten Male sah er die beiden herangewachsenen Kinder im Wiederschein einer fast ehelichen Zärtlichkeit. Es lag selbstlose Hingabe, gänzliches Ineinanderleben in ihren innigen, gewährenden Bewegungen. Zwischen ihren Armen schaukelte das Kind. Und er mußte sich anstrengen, um das Bewußtsein zu bewahren, daß es nicht ihrer Beider Kind war.

Er trat von der Schwelle zurück, und zog die Thür wieder leise hinter sich zu. Langsamen Schrittes ging er den Flur entlang.

So wäre es geworden, so hätte es kommen können, wenn diese Welt nicht gemein und so voll Schurkerei wäre. Sein Sohn und seine Pflegetochter, zwei Reiser von seinem eigenen Stamm, die er, er selbst hätte vereinigen dürfen!

Sein Herz stand still vor ungeheurem Kummer.

Ein Dirnchen hatte er herangezogen, in seinem eigenen Hause!

Nein! nein! nicht das!!! Seine liebe Pflegetochter war's, Staschinka, ihrer aller Trost! Staschinka, seines Sohnes Herzgeliebte, die — liebe — kleine — thörichte Jungfrau!! — —

Ein Peitschenknall schallte durch den Hof.

Ueber den weichen Schnee des Hofes war der gräfliche Schlitten geflogen gekommen und Dwórak ließ den Lederschmitz der langen Peitschenschnur hoch über den Köpfen der Pferde knallen.

„In der Stube geblieben," rief der Pächter laut durch's Haus. Er war auf den Flur gestürzt, dessen Thüren sich öffneten um die neugierigen Knaben, Maryan, Staschinka, die Mägde und die eilfertige Hausfrau herauszulassen. „Was ist los, was wollt Ihr, Gesellschaft? Marsch zurück, — mit dem gnädigen Herrn habt Ihr nichts zu thun! Da rede ich, — versteht Ihr?"

Er hatte die Hausthür aufgerissen, fast im selben Moment als der Gutsherr vom Schlitten sprang und über die beschneiten Treppenstufen trat. „In die Stuben, — marsch!" donnerte er noch einmal in's Haus zurück. Dann verneigte er sich stumm.

Pan Cigorzy war keuchend eingetreten. Die Kälte hatte seinen Organismus

Digitized by Google

erregt, er atmete tief und schnaufend; etwas Unsicheres lag in seiner Miene, und der joviale Handschlag, mit dem er seine Frage: „Nun, Zwisczewsky, wie geht's?“ begleitete, hatte etwas Forciertes.

Zwisczewsky fühlte es sofort heraus. Sein gekrümmter Rücken richtete sich auf. „Es ist glatt gegangen bis zum heutigen Tage, gnädiger Herr,“ entgegnete er finster. „Nun müssen wir erst weiter sehen.“ Breitspurig schritt er seinem Gutsherrn voran, und stieß die nächste Thür auf.

Sie traten in das „beste Zimmer“. „Licht!“ rief der Pächter in den Hausflur hinaus, und als die Magd mit der Lampe erschien, nahm er ihr dieselbe unwirsch aus den Händen und setzte sie auf den Tisch.

Pan Cigorzy hatte in einem Sessel Platz genommen.

„Wenn man aus einem warmen Lande kommt“ — sagte er, und rieb sich wie frierend die Hände; es war wie eine verlegene Einleitung. „Wie sanft Du auf einmal bist, Du Schuft!“ dacht Zwisczewsky vor sich hin. „Heut würgst Du ja förmlich an den Worten. Aber sprich es nur erst aus.“ —

Er stand an den Kachelofen gelehnt, mit starr auf den Gutsherrn gerichtetem Blick. „Sie haben tüchtig eingeknallt, Zwisczewsky“, sagte der Gutsherr, indem er wie sinnend das Fauchen und Flackern betrachtete, das von den Holzscheiten im Ofen in großen Flammen gegen den Rost leckte; „wo's Holz so billig ist, wie auf Slupsko, da würde auch ein Narr nicht sparen. Sie können sich nicht beklagen; frei Holz, frei Kohlenzufuhr, frei Mehl, — und einen Pachtzins wie ein Kindervertrag — nun sagen Sie, ob der Cygorzy ein coulanter Kerl ist oder nicht.“

„Jetzt kommt es,“ dachte Zwisczewsky halb verzweifelt. „Nur weiter, jetzt bist Du im Zuge.“

„Aber alles, Zwisczewsky,“ fuhr der Gutsherr fort, indem er die Hand zwischen zwei Knöpfe der sammtenen Weste schob, „hat seine zwei Seiten. — Wenn ich heute gleich nach meiner Ankunft hier bei Ihnen vorspreche, so werden Sie sich denken können, daß es nicht ohne Grnnd geschieht. Es ist schwer von gewissen Dingen zu reden — Aber wir sind Männer, — unter *uns*“ — —

Er schwieg, vielleicht in der Erwartung, Zwisczewsky werde ihm die Situation durch ein paar Worte erleichtern. Und es war ein Glück, daß er seinem Verwalter nicht in's Gesicht schaute. Die drohende, unheimlich gespannte Miene, die nur auf das herausfordernde Wort zu lauern schien, hätte ihn entsetzt.

„Um es kurz zu machen, Zwisczewsky“ nahm der Gutsherr mit rascherem Atemholen seine Rede wieder auf, „ich will von Ihrer Nichte reden. Und — von — von — von dem Kinde.“ Der gnädige Herr war aufgestanden und würgte an diesem Wort. — „Dergleichen Dinge *geschehen*, Zwisczwesky, man kann sie nicht rückgängig machen, man sieht so ein Mädel, und es gefällt einem — man ist ja nur ein *Mensch*!! — Mein Gott!“ fuhr er fort, aufgeregt und nervös, mit drohenden Wetterwolken im Gesicht, „Ihre finstere Miene kann dabei nichts ändern, Zwisczewsky. Solche Dinge *dauern* eben nicht ewig, das ist der Lauf der Welt. Man sagt sich „die Kleine gefällt mir,“ — aber man denkt nicht daran, daß Einem eine Andere eines Tages *noch* besser gefallen wird — — Kurz und gut, Zwisczewesky“ — und die Stimme wurde hart und hochmütig, und so gutsherrlich wie sie nur je im Leben gewesen, „ich habe eine junge Dame mitgebracht, die über mein Haus die Oberaufsicht führen soll, und die mein Verhältnis zu Ihrer Kleinen nicht gern billigen würde — — — Die Sache mit Staschinka muß aufhören. Verlangen Sie jede Abschlagssumme — was Sie nur wollen! Aber reden Sie ihr *aus*, daß sie daran denkt noch länger mit mir *persönlich* zu thun zu haben — — Ich

Digitized by Google

kann es nicht mehr! Ich will es nicht mehr! Ich habe **andere** Verpflichtungen — zum Himmelkreuzmillionenelement!!“

Er stand inmitten des Zimmers, Cigorzy, der Fünfundsechzigjährige! Ueber sein vornehmes, altes Raubrittergesicht war der ganze Glanz der greisenhaften Geckenhaftigkeit ausgebreitet, — warfen die „Verflichtungen“ ihren weihevollen Abglanz! Selbst Zwisczewsky, über den ein Jubel dreingebrochen war ohnegleichen, stand und starrte einen Augenblick ganz verblüfft in diese siegbelebten Greisenzüge! „Habe ich recht gehört?“ dachte er. „Ist es möglich?!?

„Und nunmehr“ sagte Cigorzy, indem er die Mütze vom Tisch und die Reitgerte ergriff,“ „glaube ich Ihnen das Nötige gesagt zu haben, Zwisczwesky. Was das Eichenbett anbetrifft – es kann heruntergeholt und nach dem Schlosse geschafft werden. Alles Andere bleibt zwischen uns bei'm Alten.“ Er schüttelte dem Verwalter die Hand.

„Thun Sie das Ihrige, mein lieber Zwisczewsky. — Suchen Sie ihr einen Mann. Verbinden Sie ihr die kleine Mädelwunde. — Am Heiratsgut soll's ihr nicht mangeln. — Und wenn Sie nicht vergessen wollen — das Eichenbett. Noch. heute, mit der Milchfuhre wenn's geht. Wir sind nur Menschen, Zwisczewsky“ — — — — — — — — — — — — — —
— —
— —
— —

Das war im Hause als wenn wilde Vögel lärmten; so schrieen, jubelten die Stimmen durcheinander!

Das junge Ehepaar aber ging abseits, in den Garten hinaus.

In einer Korbwiege unter dem blühenden Hollunderbaum lag Staschinka's Kind und sah mit den großen, klaren Augen in den Augusttag hinein.

Welch' ein Jubel und Lärm in der schönen, warmen Welt! Ab und zu etwas weißes, duftiges über das Bett gebeugt — das ist dann Mütterchen Stascha's weißes Hochzeitskleid; die langen Zöpfe flattern nicht mehr. Sie sind sittsamlich hochgesteckt zur Ehre des Tages. Sonst ist nichts sittsamlich an ihr. Am wenigstens die Bewegung, mit der sie das Kind herausreißt aus dem Wagen, an ihren Myrtenschleier preßt, der ihr über Stirn und Brust wallt, und dann den Kiesweg entlang rennt, Herrn Maryan entgegen. —

In der Laube sitzt hinter den leeren Kaffeetassen der vielen, eben davongefahrenen „Damen“ die Verwalterin und blickt in ihr kleines Reich hinaus.

Bohnen und Gurken gedeihen, die Schoten platzen aus der Hülle, alles strotzt und klettert halb zum Himmel hinauf; in der Verandaecke schmausen die sechs Söhne, lachen und thun sich gütlich. Der Verwalter raucht dazu.

Ruhe nach dem Sturm. Jungfrauenkind gedeiht, hat rote Backen und wird einst Maryan's Kinderchen bemuttern.

Fräulein Martulla hat abgesagt, zur Hochzeit herzukommen, hat auch kein Geschenk geschickt.

Und sie hat sogar ein Wort geschrieben, immer dasselbe Wort, das sie dem Kinde schon damals anhängte, als es noch nicht mal auf der Welt war. — — — —

Du lieber Gott! Es giebt eben für alle Dinge auf der Welt verschiedene Bezeichnungen! Viele nennen einen Käsekuchen „Quark-Kolatsche“ — aber man kann auch „Rahmgebackenes“ dazu sagen!! Ein Lächeln, nicht ganz frei von einer gewissen Bauernsatyre, glitt um den Mund der Verwalterin.

„Bastard!“ Ein großes Wort für ein so kleines Kind. Und sie stand auf und ging zu ihm hin.

Solche Kinder werden geboren draußen auf dem freien Land, wie die

Digitized by Google

Kaninchen im Stall, in Unschuld und Natürlichkeit. Jungfrauenkinder! Das wäre ein besseres Wort.

Sie zog den Wagen hin und her, und ohne Scrupel, mit ruhigem geglätteten Gesicht, sah sie nach dem jungem Hochzeitspaare hin, das eng verschlungen durch die dornig umstachelten, frisch geschütteten Gartenwege schritt.

So werden Kinder entstehen, wachsen und gedeihen, so lange Gutsherrn existieren, die Macht ist zu groß, und der Wille zu guterletzt doch stets zu klein, und das gute Recht des Einzelnen, ja, wo flattert das noch umher in der weiten Welt??

So war's bei ihr gewesen, — so wird's noch oft, sehr oft auf großen Gütern sein. Wozu also Lärm?

Und resigniert und freundlich hob sie das Jungfrauenkind auf ihren mütterlichen Arm empor.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Romane.

Besprochen von **Moritz Heimann.**

Paul, ein junger Deutscher und Dichter obenein, unternimmt eine Reise nach Paris, theilweise um eine durch Ueberanstrengungen erworbene Müdigkeit zu zerstreuen, hauptsächlich aber, weil er erwarten darf, daß ihn das Leben dort vermöge seiner ungebrocheneren Ursprünglichkeit mit leidenschaftlichen Erlebnissen ergreifen und erproben werde. Schon einmal war er, es sind fünf Jahre her, in Paris; damals ein Jüngling, dem ererbtes christlich deutsches Empfinden die Wünsche und Triebe der Sinne mißtrauenswürdig erscheinen ließ und ihnen nur Unschuld zuerkannte, wofern sie in Werke der Kunst umgesetzt waren und dadurch eine gefahrlosere Wirklichkeit angenommen hatten. Demgemäß hatte er, neben seinen philologischen Arbeiten, in Büchern und Büchersammlungen, in den Museen und in den guten Theatern, in Gärten und vor Baudenkmälern, studierend, anschauend und genießend seine Bildung vervollkommnet.

Dieses Mal ist es ihm um Anderes zu thun. „Wie Faust," so wird uns von ihm gesagt, „sehnte er sich nach des Lebens Bächen, ach! nach des Lebens Quellen hin."

Wem sagte es nicht, dieses „ach!", dieses ganze Citat an Stelle eines Seufzers, daß der unbestimmte Begriff Leben leibhaftigere Erscheinungen bezeichnen soll! Doch ist zur leichten Fröhlichkeit galanter Abenteuer sein Sinn zu schwer. In einem Caféhaus betrachtet er das ausgelassene Treiben und Toben der Lust, anfänglich neidisch vor Scheu und aus der Begehrlichkeit seiner Phantasie heraus den wilden Taumel zu einer Orgie in antikem Geschmack umdichtend, dann aber die Hefe in dem überschäumenden Becher gewahrend und seines Rechtes auf Ekel sicher. Die Schönen im Plural — und die Schönen des Plurals — vermögen nicht, ihm eine Erfüllung seiner Hoffnungen zu bedeuten.

Digitized by Google

Und erst einem kleinen Mädchen, das ein Neuling in Paris ist, gelingt dieses. Ein reizendes und bescheidenes Abenteuer knüpft zwischen Paul und Louise eine verheißungsreiche Bekanntschaft. Das Mädchen ist eine Normannin, aus Caën gebürtig, und nach Paris gekommen, um einen Dienst zu suchen. Sie hat nicht gewöhnliche Schicksale gehabt, die, ohne ihrem Wesen etwas von seiner Natürlichkeit, Frische und Naivetät zu rauben, doch eine leise Ernsthaftigkeit in ihr zurückgelassen haben, welche sie nicht nur gut kleidet sondern auch zu den Dingen der Bildung, besonders der Malerei vertrauter stehen läßt, als sonst anzunehmen wäre. Das Verhältnis zwischen den beiden wird fester und inniger. Eine schöne, immer entschiedene, doch niemals rohe Thatsächlichkeit bewegt es. Es verliert mehr und mehr an Leichtsinn und wird verbindlicher. Und schließlich, als Pauls Heimkehr sich nähert, verspricht er Louisen, sie nach Deutschland mitzunehmen und immer mit ihr verbunden zu leben. Freilich reut ihn sein Versprechen bald, und in Rücksicht auf die engen sittlichen Begriffe der Heimat und in Gedanken an seine strenge und religiöse Mutter, nimmt er es zwar nicht ganz zurück, aber schränkt es so ein, daß er vorerst ohne sie nach Hause reisen, dann aber nach vier, fünf Monaten nach München übersiedeln wolle, wohin sie ihm dann als nach dem künstlerisch freilebigeren Ort unverzüglich nachfolgen müsse. Schon ist ihrer Freude über diesen zweiten ungewisseren Vorschlag Mißtrauen beigemischt. Und die Lage der Dinge wird noch mehr verwirrt, als Paul, durch eine gefahrdrohende Krankheit der Mutter abgerufen, seinen Aufenthalt in Paris so hastig abbrechen muß, daß er Louise nicht mehr sehen und ihr nichts als einige freundliche Geschenke zurücklassen kann. Seinem Schmerz über die Trennung gesellt sich verwirrend die Ratlosigkeit, was nun geschehen solle. Und die gegenseitigen Briefe, in denen ein Verschwiegenes keine volle Offenheit aufkommen läßt, vergrößern die Unklarheit so, daß endlich Paul die Vereinigung beschließt und, sie zu bewerkstelligen, noch einmal nach Paris fährt. Hier wartet seiner die bitterste Enttäuschung. Er findet Louise nicht, die seinen Versprechungen nicht geglaubt und sich ihm entzogen hat. Sie hat geduldet, daß sie ihrer von Paul empfangenen Leibesfrucht entledigt wurde, und ist eine Verbindung eingegangen, die als erste unwürdige sie tiefer und tiefer führen wird. Paul fühlt sein Gewissen auf das Furchtbarste beschwert und bleibt in einer so trostlosen Verzweiflung zurück, daß er es ganz vergißt, was er doch sonst wußte: „Es giebt kein letztes Ende der Dinge, es wird immer wieder ein neues Licht aufgesteckt . . .“ — — —

Dieses ist der einfache, schlichte und feste Rahmen, in den Benno Rüttenauer*) ein beziehungsreiches mannigfaltig belebtes Gemälde gespannt hat. Sein Buch führt den Titel: Zwei Rassen.*)

Der deutsche Künstler, der nach Paris geht, ist ein anderer Mensch als der, der ehemals nach Rom ging. Er sucht nicht mehr bloß die Alten der Renaissance, sondern ihr im Leben noch heute Wirkendes. Er ist gefährlicher und gefährdeter, beweglicher und schwerer zu enthusiasmieren. Er ist nicht mehr so selbstgefällig und behaglich in der Gefühlsschwunghaftigkeit des Jünglings; er hat Stirner gelesen und verlangt früh von sich den Mann. Die Jünglinge sind ausgestorben; und an Novalis und Hölderlin entzündet sich nicht mehr ein feines junges Blut, sondern eine vorweggenommene Greisenhaftigkeit delektiert sich an ihnen. Der Blick ist klarer geworden, in Kunst, Leben und Geschichte realistisch geschult; daß er die größere Klarheit nicht mit Nüchternheit erkaufe, darum geht der Kampf. Die Dinge sind ihres metaphysischen Scheins beraubt, nun soll sie der Wille zur Kultur über Zufälligkeit und Trivialität hinausheben.

Und das sind die Bestrebungen, welche unsern Blick fester denn je auf die Zeit der Renaissance gelenkt haben. In ihr erscheint das Leben so machtvoll, vielfältig und immer gegenwärtig, daß es sich nur durch Kraft, Begabung und Leistung festhalten läßt, Nothbehelfe aber und Abkürzungen verwirft. Nirgends als in Frankreich erhielt sich dieser Geist der Renaissance in unabgebrochener Ueberlieferung. Der Stil in der Sprache, die Achtung vor den Formen, die Liebe zum Glanz erforderten Meisterschaft. Dort war, wenn die Kräfte fehlten, durch guten Willen

*) Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898.

Digitized by Google

kein Lob zu erreichen. Bei keinem Volke erscheinen moralische Grimassen so sehr als Heuchelei wie bei den Franzosen.

Der Deutsche aber, der aus irgendwelchen Gründen nicht ruhen oder nicht warten kann, sieht mit Schmerz, daß in seinem Vaterlande die Gedanken und das Leben getrennte Wege gehen; jene flüchten sich in die Bücher, dieses trabt gemächlich auf der breiten Straße der Gewöhnlichkeit. Was wie eine Cultur aussieht, wofern Cultur die entschiedene Richtung in der Bewegung eines Volkes und die Einheit von Form und Inhalt des Lebens bedeutet, ist im Grunde ein wohlfeiler Ersatz und wird von Berlinern im Reiche des Geistes und von Provinzlern desselben Reiches besorgt — zweien Sippen von ziemlich gleicher Mittelmäßigkeit. Die deutsche Einigung hat sich kulturell bisher nicht ausgedrückt, und wird es nicht, so lange die Versuche dazu auf einer rückständigen Politomanie beruhen. Vielmehr hat sie eine Verarmung an Kultur begünstigt, indem sie mit der Selbständigkeit auch die schöpferische Kraft der Gaue und der engeren heimathlichen Bezirke untergrub; eine Verarmung, die zum Beispiel in der Malerei sichtbar wird, gerade in dem Bestreben, durch Gründung von Lokalschulen, einem niedergehenden Instinkt wieder aufzuhelfen.

Der Deutsche also, mit vielen am heutigen deutschen Wesen nicht gesättigten Wünschen, und, infolge seines hastigen Dranges zur Reife, ungewiß, an welche Thore der Zukunft ihm noch zu pochen übrig sei, wird gern einer Kultur zuschauen, die zwar niemals die seine werden, ihn aber, durch ihre bloße Möglichkeit, mit Frische und neuen Hoffnungen erfüllen kann. Und wenn er mit solchen Absichten an das französische Wesen anknüpft, so wird ihm die Befriedigung zu theil, damit zugleich an Goethe anknüpfen zu können.

Es ist bekannt, als wie werthvoll Goethe die Bestrebungen der positiven jungen französischen Schriftsteller ansah, und wie lieb ihm in seinem Alter das Verhältnis zu den Mitarbeitern des „Globe" war. Die weltsichere, stilvoll praktische und dabei glänzende und feurige Art der Franzosen sagte ihm zu. Die große Revolution erschien ihm als ein Abfall davon ins Chaotische und deshalb verachtete er sie; Napoleon erschien ihm als ihr ins Dämonische vertiefter Ausdruck, und deshalb bewunderte er ihn.

Goethes Sprache, deren Bildsamkeit sich gern den Gesetzen eines Kunststiles fügte, nahm auch französische Einflüsse an, um sie auf die eigenste Weise wieder zu gebären; und so wird man in späteren Werken, zum Beispiel in den Noten zum West-östlichen Divan, den Stil des Empire mit seiner weitläufigen Geradlinigkeit und seiner Ablehnung des Naturalismus leicht wiedererkennen.

Auf diese Weise mit den Franzosen mannigfach verbunden, denen er ja auch eines ihrer litterarischen Meisterwerke, Rameaus Neffen von Diderot, wiederentdeckt hat, hieß er Frankreichs Jugend freudig willkommen und aus zweifachen Gründen: sowohl um ihres eigenen Werthes willen, als auch weil sie ihm einen erwünschten Gegensatz zu der Trübheit der deutschen Romantik bedeuteten.

„Selig aus Verstand," dieses Wort, mit welchem Nietzsche den Spinoza bezeichnet hat, bezeichnet nicht minder gut Wesentliches Goethischer Kultur. Und man wird berechtigt sein, mit diesem Sinne Rüttenauers Buch in Zusammenhang zu bringen, mag auch übrigens der jugendliche Paul, der vor der heimathlichen Nüchternheit flieht, noch so sehr von Goethe unterschieden sein, der die verworrene Romantik strafte, indem er sich von ihr abwandte, und der, im Besitze des unvergleichlichsten Lebens, keinen Gefahren von Seiten eines Neuen, das er ergriff, zugänglich war. Vielleicht läßt folgender Zug etwas von diesem Zusammenhang erkennen. Paul besucht in der Gesellschaft französischer Freunde den Park von Versailles. Vor fünf Jahren hatte er den Park nicht geliebt, hatte ihn vielmehr verabscheut. Seine Naturempfindung, die sich zuerst am deutschen Märchen, dann am jungen Goethe, dann an Albrecht Dürer und seinen Verwandten groß genährt hat — die man also als lyrisch naturalistisch bezeichnen könnte — hat sich gegen die dem freien Wachsthum der Pflanzen aufgedrängte Architektonik gesträubt. Und da schon der eben ausgesprochene Trieb, die Natur durch die Kunst genießen zu lernen, bedeutsam ist, so ist es nicht verwunderlich, das Pauls Anschauung genügend wandelbar ist, um ihn dieses Mal den Park anders betrachten und von ihm entzückt

Digitized by Google

und überwältigt sein zu lassen. Jetzt erscheint ihm der Zwang, durch welchen der menschliche Geist die Natur zum Ausdruck seines Willens gemacht hat, als berechtigt, weil er die Form eines sehr bestimmten und realen Kulturgedankens ist. —

Goethisch an dem Buche, nicht im Sinne einer Nachahmung, sondern innerer Schülerschaft und Bildung, ist sein Ton. Eine anständige und kluge Haltung, eine nirgends überfeine Delikatesse und Gefühl ohne Verzärtelung sprechen sich aus. Die Geschehnisse heben sich aus einem reichen Gewebe von Interessen und Beobachtungen einfach heraus. Land und Leute, Dinge der Kunst und nationale Auffälligkeiten, das Leben des Sonntages und das Treiben der Straße werden bemerkt. Franzosen, Elsässer, die sich für Frankreich entschieden haben, Deutsche von verschiedenem Typus fügen sich belebend in das Bild ein. Vor einem so mannigfaltigen Hintergrunde bewegt sich das Liebesschicksal, zwar leise, doch immer in kleinen und besonderen Geschehnissen. Einige davon sind gar anmuthig, und das reizendste vielleicht dieses, daß Louise, nach der ersten Bekanntschaft, trotz ihrer eingestandenen Neigung sich weigert, mit Paul zu gehen, und nach allerlei Vorwänden schließlich ihren wahren Grund gesteht, daß nämlich ihr Koffer noch an der Bahn sei, und sie keine frische Wäsche habe. Das ist, in der leisen Art, wie es erzählt wird, mehr als Murger, und gemahnt an die Goethisch-französische Laune, deren manche Züge man zum Beispiel in den „Unterhaltungen deutscher Auswanderer" findet.

Der Gefahr, die darin liegt, eine an sich einfache Handlung zum Rahmen einer reichen Kulturschilderung zu machen, ist Rüttenauer freilich nicht entgangen. Er ist kein Schaffender. Er hat nicht immer lehrhafte Reden vermieden, und die episodischen Figuren sind nur lose in die Erzählung gezwängt. Besonders aber leidet die Composition darunter, daß Pauls Mutter, deren schwankende Gesundheit das Mittel zur Verwirrung der Schicksale Pauls und Louisens abgiebt, nicht zu einer deutlicheren Erscheinung geworden ist. Sie wird uns nie eigentlich dargestellt, sondern es wird nur über sie referiert; und darum ist sie nicht stark genug, uns ihre Bedeutung für Pauls Schicksal unmittelbar fühlen zu lassen; — und andrerseits werden wir so viel mit ihr beschäftigt, daß wir sie nicht gut als bloßen Hebel der Intrigue ansehen können. Und wie die Mutter, so ist die Heimath, ist das vaterländische Leben nicht selbständig genug behandelt, wodurch es geschieht, das Pauls Aufenthalt in Paris manches von seinem grundsätzlichen Ernst verliert und fast das Aussehen einer Episode bekommt.

Aber offenbar soll er mehr als eine Episode bedeuten. Rüttenauer liebt Frankreich und Paris; er liebt sie als Deutscher. Ebenso Paul. Woran es liegt, daß ihn eine an sich unschuldige, ja fördernde Doppelrichtung seiner Persönlichkeit in eine tragische Schuld verstrickt, darin liegt das Problem des Buches. Er will in seinem Abenteuer das als Spiel, was er seiner Natur nach nicht als Spiel wollen darf. Weil er es als Spiel will, macht er seinen natürlichen Ernst unsicher und zaudernd. Er ist nicht stark und reif genug zum einem Sensualismus. Noch kam das Bündnis zu frühe. Und wie wir heute Goethes Urtheil über die Romantik einschränken, so erkennen wir, daß Goethes eigene große Weisheit und reale Kultur nicht eher uns alle ihre Früchte zutheilen wird, als bis jene wundervolle Kultur des Gemüthes, deren edelster Name Hölderlin ist, uns ganz durchdrungen hat.

Darin, daß es die Lebendigkeit dieser Fragen erweist, liegt der feinste Werth, der Rüttenauers Buch auszeichnet. Es hat eine schwierige Position. Ihm fehlt die Unmittelbarkeit der Wesensdichtung und die Reife der Kulturdichtung. Es ist weder die Offenbarung einer Kraft, noch die Organisation vorhandener Kräfte. Seine Sprache klingt sicherer als sie mit ihren vielen Trivialitäten und Mattheiten ist. Seine Bildung hält dem ungetrübten Auge nicht stand, sondern erbittet Convention. Aber bei alledem ist das Buch der Ausdruck wirkender und wichtiger Probleme, und deshalb regt es an. Es ist ihr erster Ausdruck, und deshalb ist es verdienstlich. —

* * *

Digitized by Google

Wenn man bei Rittenauer mit dem Problem schließt, so müßte man bei Jakob Wassermann*) damit beginnen. Mit dem Problem oder mit dem Problematischen. Auch Wassermann ist schlicht, aber seine Schlichtheit ist aus zweiter Hand; weniger Stil als Stilisierung, und nicht ohne Parfüm. Er hat einen Willen zur Aesthetik, wie man ihn als eine moderne und snobige Form von Sentimentalität etwa bei Hamsun findet. Er braucht, sich verständlich zu machen, eine gewisse befremdliche Sprunghaftigkeit. Sein Buch ist voll Feinheiten; psychologische Feinheiten von der erlesenen, überzarten Art, die sich vor prärafaelitischen Bildern erträumen läßt; — Feinheiten der Darstellung, die sich in manchen Episoden, zum Beispiel in einer Tingeltangelszene, zu suggestiver Gewalt steigert; — landschaftliche Feinheiten, wo die Natur, wie in einem kosmischen Traum befangen, aus dem Schlafe spricht.

Nicht nur Kultur besiegt die Wirklichkeit, sondern auch der Traum besiegt sie. Der Duft und Hauch, der über den Dingen liegt und der das Beste ist, wird leicht den Traumsüchtigen zum Wesen der Dinge, und gar vergessen sie, daß Dinge unter ihm liegen, die ihn erzeugen. Wassermann ist ein Dichter des Traumes, ein nachtwandelnder Poet. Modernes und Legendarisches mischt sich in seiner Sprache. Sein Buch schwebt in einer Stimmung, ähnlich der, in welcher man die eigene Existenz wie einen Traum oder wie ein Märchen ansieht oder wie etwas Irrsinniges. Alles klingt so der Logik unzugänglich, so triebsicher, und ist nur traumsicher. Die Wirkung ist zuweilen so, als ob der Verfasser vieles in seinem Manuskript mit ironischer Zufälligkeit gestrichen habe; der Leser nun, scheu, spannt seine Phantasie an und erzeugt eine seltsame Causalität, der er doch unruhig nicht ganz zu trauen wagt.

Das Buch selber besteht aus zwei Teilen, über deren beabsichtigten Zusammenhang man nur vermuthen kann. Der erste Theil wahrscheinlich Chroniken nacherzählt, spielt im siebenzehnten Jahrhundert; der zweite, den eigentlichen Roman enthaltend, beginnt im Frühjahr 1885. Daß es Naivetät sei, die sich, wie auch immer, des zu Sagenden entledigt, glaube ich nicht. Da der erste Theil mit der Gründung von Zirndorf durch versprengte jüdische Messiaswallfahrer schließt und im zweiten Zirndorfer Juden die wichtigen Personen der Erzählung sind, so ist allerdings eine lokale Beziehung geschaffen; aber diese Beziehung ist kein ausreichender Grund zu der seltsamen Composition. Vielmehr muß man annehmen, daß erster Theil und zweiter Theil sich als gegenseitige Symbole heben und erläutern sollen. Und hierin eben liegt etwas von der erwähnten, beunruhigenden Causalität.

In beiden Theilen handelt es sich um Versuche zur Erlösung der Judenheit aus formelhaft verknöcherter, seelisch aufs Gemeine vereinfachter und dumpfer Verfassung und aus den niedrigen, drückenden und unfruchtbaren Leiden, mit denen das Exil sie heimgesucht hat. Im ersten ist es die Kunde von jenem seltsamen, betrügend betrogenen Schwärmer Sabbatai Zewi, die zu den wie Juden elenden und unglücklichen Juden dringend, welche die Landschaft um Fürth und Nürnberg bewohnen, alle Aufregungen ekstatischer Hoffnung verursacht. Das vom Gesetz schlimmer noch als vom äußern Druck niedergehaltene Leben bricht mit orgiastischer Raserei aus, in religiösen, wollüstigen und grausamen Taumeln sich entladend.

Aber die Erscheinung, verderblich wie ein Meteor, war auch so flüchtig wie ein Meteor. Dem Zug der Auswanderer, der sich wild vor Hoffnungen zu dem neuen Könige des Ostens durchschlagen will, begegnet früh die verhängnisvolle Botschaft, daß sie vom Messias selber verraten sind: Sabbatai ist zu Mohammed übergetreten. Verzweifelte sind es, die vor dieser Nachricht auseinanderstieben; und ihrer einige siedeln sich aufs neue in dem Lande an, das es sie gedrängt hatte zu verlassen; sie gründen in der Nähe von Fürth und Nürnberg ein Dorf, Zionsdorf, welcher Name später durch die einwandernden Christen in Zirndorf umgewandelt wurde.

Sehr schön ist dieses Vorspiel erzählt; es ist mit einer Realität erfüllt, die wie von selber in wilde, gespensterhafte Phantastik ausartet. Es ist einfach wie

*) Die Juden von Zirndorf. Verlag von Albert Langen, München 1897.

Digitized by Google

eine Chronik, aber von einem Manne geschrieben, der auch an Chroniken etwas dem Amateur Schmeichelndes genießt.

„Sabbatai," so schließt Wassermann, „wurde ein Moslem, und manche sagen zum Schein. Der Jude wurde ein Kulturmensch, und manche sagen zum Schein. Manche sagen, der Verderber und der Verführer sitze in ihm und er verstände die Bühne dieser Welt besser als ihre Erbauer. Dies ist sicher: ein Schauspieler oder ein gütiger Mensch, voll innerlicher Schönheit und doch häßlich; lüstern und asketisch, ein Charlatan oder ein Würfelspieler, ein Fanatiker oder ein feiger Sklave, alles das ist der Jude. Hat ihn die Zeit dazu gemacht, die Geschichte, der Schmerz oder der Erfolg? Gott allein weiß es. Vor den Blicken thut sich ein unermeßliches Bild auf, denn das Wesen eines Volkes ist wie das Wesen einer einzelnen Person: sein Charakter ist sein Schicksal." —

In den ersten dieser Worte ist vielleicht angedeutet, welchem Zwecke im Sinne des Verfassers die Verbindung der beiden Theile seines Buches dienen soll. Die jüdische Frage hat sich verschoben; sie ist nicht mehr eine interne Angelegenheit, sondern sie ist selbst dem Juden, wofern sie nur für ihn existiert, durch ihre Wichtigkeit für andere Kulturen kompliziert.

Leider ist der Roman von geringerem Wert als das Vorspiel. Die Erfindung, nicht mehr an eine Vorlage gebunden, wird zuweilen romanhaft und willkürlich; und die Typen sind oft nur Symbole.

Der Held, ein junger Jude, heißt Agathon; ein seltsamer Name, der ihm zur Erinnerung an eine Liebe gegeben ist, die seine Mutter vor der Ehe zu einem Christen hatte. Um dieses Sohnes willen, den sie einstens gebären sollte, hat sie ihrer Liebe widerstanden. So schon in seiner Geburt messianisch ausgezeichnet, wächst Agathon als ein Gast aus andrer Welt inmitten einer trübsten Umgebung auf. Er ist ein Erlöser, weil er sich erlöst. Er findet den Muth zur stolzen Bejahung seiner Triebe und findet damit die Kraft zur Güte. Er tötet mit freudigem Gewissen einen wilden Quäler und fällt nicht vom Judenthum ab, sondern läßt es von sich abfallen. Und ganz zum Freudigen, Lebendigen durchgedrungen, wird er ein Wesen, dessen Menschlichkeit über den Gegensätzen steht, deren Kämpfe um die niedriger Gewachsenen branden. —

So ist Wassermanns Buch ein Ausdruck mancher heimlichen Sehnsucht. Die Welt, die gewohnt ist, in Zeitungen den Widerhall des Lebens zu finden, ahnt wenig davon, wie schmerzlich und ernst viele der jungen Juden heute an sich arbeiten, die nicht in scheuen Kompromissen und nicht im Zionismus Beschwichtigung suchen.

Und in Wahrheit stehen die Dinge jetzt so, daß manche von ihnen und gerade die besten, vor übergroßer Gewissenhaftigkeit zu warnen sind. Es ist eine melancholische Freude, auf die man das Recht sich immer erst beweisen muß. Man hüte sich, den Verdächtigungen der Psychologie zu leicht zu unterliegen. Der König trägt nicht immer seine Krone, der Deutsche ist nicht in jedem Augenblick deutsch, und eine häßliche Regung in einem Herzen ist nicht ohne gleichen. Man kann sich auch zu wichtig nehmen, indem man sich verachtet. —

Digitized by Google

Osterlinge und Westerlinge.

Ein belgischer Brief

von **Harold Arjuna van Jostenode.**

Alte vlämische Lieder singen vom Auszug nach Ostland. Dort soll eine bessere Heimath erstehen. Die Auswanderung nach der von Slawen bevölkerten Ostmark, besonders nach Brandenburg, war denn auch bedeutend genug. Preußen verdankt ihr ein gut Theil seiner heutigen Cultur. Wie später eine Sucht in Europa war nach Westen zu ziehen, so glaubte man in der zweiten Hälfte des Mittelalters das gelobte Land im Osten suchen zu müssen. Der Drang nach dem Westen, der unsere Zeit zu beherrschen scheint, hat denn wieder dazu beigetragen, eine nicht unbeträchtliche deutsche Bevölkerung aus dem Reiche nach den Niederlanden zu werfen. Namentlich in den flandrischen Städten, in Antwerpen, auch in Brüssel, aber auch in den wallonischen Provinzen kann man auf der Straße viel Deutsch sprechen hören.

So hat das Reich heute bereits zurückgegeben, was es früher empfing. Die Ostmänner spielen denn auch im wirtschaftlichen Leben bereits eine große Rolle, die man mit der der Hansa im Mittelalter vergleichen könnte. Man macht sich heute schwer einen Begriff von der Einigkeit, die damals unter den Deutschen bestand, die dieselben Interessen zusammenführte, als die Politik moderne Staatengebilde mit ihren trennenden Schranken noch nicht geformt hatte. Das Staatsinteresse und die moderne bürgerliche Erziehung, die vom Staate geleitet wird, hat im Gegensatze zum Mittelalter, das in dieser Hinsicht freisinniger dachte, Gegensätze geschaffen, die sich schwer überbrücken lassen.

Ich will ein Beispiel des Gemeinsinns geben, wie er früher bestand und heute leider abgekommen ist. Als die Hansa in Antwerpen in den Jahren 1564—68 ein neues herrliches Faktorei-Gebäude aufführte, steuerten 75 deutsche Städte zu den Baukosten bei und zwar bezahlten sie $^2/_3$ davon, das übrige Drittel gab die Stadt Antwerpen, wie sie auch den zwischen zwei Kanälen gelegenen Platz von etwa 6000 Quadrat-Kilometern hergab.*) Gewiß ein Zeichen von schönem Einvernehmen zwischen den Ost- und Westleuten.

Solche Zeiten aber können wiederkommen, sobald die Bevölkerungen ihren wahren Vorteil erkennen und sich nicht von Vorurteilen leiten lassen. Diese sind leider in den Niederlanden gegen die Deutschen verbreitet genug und werden künstlich von der französischen Presse genährt. Die Presse in Belgien wird großenteils von geborenen Franzosen bedient, denen man abgesehen von ihrer Unwissenheit in bezug auf alles, was Deutschland angeht, natürlich keine große Sympathie zutrauen kann. Der Durchschnittsmensch läßt sich aber heutzutage nur allzuleicht von seiner

---

*) Detten, die Hansa der Westfalen. Münster, Aschendorff 1897.

Digitized by Google

Zeitung beeinflussen. Die Unwissenheit über deutsche Zustände, deutsche Geschichte, deutsche Kunst ist denn auch im belgischen Publikum unglaublich. Einen Maaßstab für die Bildung eines Volkes giebt allemal seine Post ab. Während man in Deutschland an jedem Schalter Französisch anfragen kann und Auskunft erhält, ist der belgische Postbeamte mit der deutschen Sprache nur ausnahmsweise vertraut. Adressen von Briefen, die mit deutschen Buchstaben geschrieben sind, pflegen auf dem Hauptpostamte der Hauptstadt Brüssel erst in lateinische umgeschrieben zu werden und neulich hörte ich einen Beamten, der einen Brief nach Darmstadt einzuschreiben hatte, fragen, wo diese Stadt liege.

Der Mangel an Interesse für Deutschland ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wie sehr Frankreich noch immer im Vordergrunde steht. Die französische Bildung dominirt noch zu sehr, selbst bei den Vlamländern. Man könnte erstaunt sein, daß dies der Fall ist, da von Frankreich den Belgiern eigentlich nur Schlechtes gekommen ist von den Zeiten an, da Flandern ein französisches Lehen war und seine Rechte und Freiheiten beständig gegen die Könige von Frankreich und später gegen die Herzöge von Burgund verteidigen mußte bis zur Einverleibung unter der Republik, die das Land unbarmherzig aussog. Es ist unglaublich, in welcher rohen Weise die Franzosen die Bevölkerung tyrannisirten. Es ging so weit, daß unter Napoleon den Eltern verboten wurde ihre Töchter ohne Zustimmung des Kaisers zu verheirathen, da sie in erster Linie als Prämie bestimmt waren für die Soldaten, die sich ausgezeichnet hatten.*)

Nur durch systematische Stimmungsmacherei für die Franzosen, besonders seit der Vorherrschaft der Wallonen Dank der Advokatenrevolution von 1830 ist es zu erklären, daß ein ganzes Volk so gegen sein Interesse bestimmt wird zu denken und zu handeln.

Bis vor kurzem war das Französische die einzig herrschende Sprache in den Brüsseler Gemeindeschulen. Die Folge war, daß die Schüler nach Beendigung der Schulzeit fortfuhren ihren vlämischen Dialekt zu sprechen, ein in Schriftniederländisch abgefaßtes Buch aber nicht verstehen konnten, daß sie zwar geläufig Französisch lesen gelernt hatten, den Sinn aber nur schwer verstanden. So kommt es, daß die unteren Volksklassen der Hauptstadt die rohesten und ungebildetsten des ganzen Landes sind. Kann man sich da wundern, daß solche Leute ihre Muttersprache verachten und die unbestimmte Vorstellung haben, daß das Französische, die Sprache der höheren Stände und der Regierung, etwas ungemein viel Besseres und Vornehmeres ist? Mit dem Franzosentum verknüpft der gemeine Mann ferner nur allzuleicht die Wahnvorstellung des Freiheitlichen, wie es etwa auch in Süddeutschland noch bis vor kurzem der Fall war. Statt Volkslieder, die beinahe unbekannt sind, singen auf den Straßen schon kleine Kinder bei jeder Gelegenheit die Marseillaise. Wenn sie auch den Text nicht dazu kennen, plärren sie doch wenigstens mit Begeisterung die Melodie ohne Worte.

Ich sitze im Theater. Man giebt eine Jahresrevue der Brüsseler Begebenheiten. Am Schlusse findet die übliche Apotheose statt, an der die Vertreterinnen sämmtlicher Länder teil nehmen. Nachdem alle Länder aufmarschiert sind, kommt zuletzt unter Abspielung der Marseillaise La France. Alles klatscht Beifall. Als die Germania kam, wurde sie nicht mit der Hymne empfangen und alles war still. Das ist Brüsseler Art. Und doch wäre jeder der Beifallsspender sicher in Verlegenheit geraten, wenn er hätte die Gründe darlegen sollen, warum er die Franzosen vorzieht, obgleich er doch selbst ein Deutscher ist.

Ich sitze im Wirtshaus. Um mich eine frohe Hochzeitsgesellschaft. Da erhebt sich einer der Herrn und singt ein französisches Lied, das die Prussiens als barbarische Eindringlinge auf den geheiligten Boden Frankreichs brandmarkt. Er singt mit Ausdruck und Gefühl, als ob die „sales Prussiens“ ihm persönlich wehe

*) Brief Napoleons an den Herzog von Rovigo, Polizeiminister, vom 8. November 1810. „Vous ferez connaitre à ceux qui ont des filles à marier qu'ils ne pourront en disposer qu'avec mon consentement, mon intention étant de les marier à des Français qui se seront distingués dans mes armeés.“ Lettres inédites de N. tome 2, p. 86.

Digitized by Google

gethan hätten. Alles applaudirt. Und doch hat derselbe Mann unmittelbar vorher vlämisch, d. h. deutsch gesprochen.

Ich sitze im Cirkus Schumann. Bei einer Nummer soll ein Pferd die aufgepflanzten Nationalflaggen mit dem Maule herunternehmen. Als es die französische Fahne holt, ertönt die Marseillaise und das Volk klatscht wie rasend. Als es aber die deutsche holen will, giebt der Direktor ein Zeichen und es unterbleibt. Diese Szene ist gleich charakteristisch für die Gesinnung des belgischen Volkes und der Deutschen im Auslande.

Die Deutschen verstehen zu wenig ihr Land zu repräsentiren, deßhalb können sie es auch nicht populär machen. Das Volk hat ein feines Gefühl dafür und ihm imponirt stets eine geschlossene, selbstbewußte Persönlichkeit mehr als eine weichliche, die keine Energie zeigt. Hätten die Deutschen im Auslande mehr Rückgrat, zeigten sie ein festes, männliches Auftreten, statt ihre Nationalität nur allzu oft zu verleugnen, so würden sie auch mehr moralische Eroberungen machen.

So ist denn allmählich ein großer Gegensatz entstanden zwischen zwei Völkern, die doch eigentlich derselben Rasse angehören. Der Gegensatz wird natürlich im belgischen Staatsinteresse von der Regierung in keiner Weise gemildert. Das belgische Volk, das sich aus zwei Rassen zusammensetzt, wird als eine Nationalität hingestellt, die gewissermaßen eine Mittelstellung einnehme zwischen Deutschen und Franzosen. Die Schulbücher behandeln die frühere Zeit, als Belgien noch zum deutschen Reiche gehörte, als eine Zeit von Unterdrückung. Daß die Vlamländer selbst das alte Reich gegründet haben, indem sie nach Süden vorgedrungen die Gallier unterwarfen und ihre einheimischen Könige zu Beherrschern der Franzosen und später auch der Deutschen machten, das ist ihnen entschwunden. Das Gefühl der germanischen Gemeinbürgschaft ist ihnen noch nicht aufgegangen. Natürlich thut die Schule nichts, um ihnen dasselbe beizubringen.

Die Schule ist überhaupt in Belgien in keiner Weise mit der deutschen zu vergleichen. Auch die Universitäten stehen nicht auf der Höhe. Ueberall bemerkt man Nachahmung französischer Anschauungen, z. B. in der Anwendung der allgemeinen Schülerkonkurse für das ganze Land, in der Verteilung von Preisen als Belohnung für gute Schüler u. s. w. Als ein Beweis der herrschenden Unbildung mag angeführt werden, daß unter 1000 Rekruten in Belgien 154 Analphabeten sind, in Frankreich 123, in Deutschland nur 12. Schulzwang besteht nicht. Die offizielle Schule ist völlig religionslos, so daß in den Schulbüchern nicht einmal das Wort Gott vorkommen darf. Dafür existiren aber viele katholische Privatschulen, die trotz ihrer starken Reklame, nicht viel leisten, jedenfalls hinter den deutschen Schulen weit zurückstehen.

Man hat unter dem ultramontanen Regiment, das am Ruder ist, 754 Schulen als „überflüssig" aufgehoben. 752 Volksschullehrer wurden mit Wartegeld entlassen. In den staatlich anerkannten klerikalen Volksschulen haben 33,46 % der Lehrer d. h. 1401 Lehrer sich niemals einer Prüfung unterzogen. Auf eine Lehrkraft kommen 75—150 Schüler. Der Unterricht wird jährlich nun an 178 —188 Tagen erteilt. In 81 % der Volksschulen wird kein naturkundlicher Unterricht gegeben, in 83 % wird das Singen nicht geübt. 200,000 Kinder über 6 Jahre wachsen jährlich ohne Unterricht auf.*)

Man hat nach französischem Muster Akademieen eingerichtet, eine französische und eine vlämische. Letztere, in Gent, macht sich dadurch lächerlich, daß sie gänzlich wertlose politische Abhandlungen, wie die des Advokaten Prayon van Zuylen über Pangermanismus vom 19. Mai 1897 auf ihre Kosten drucken läßt.

Auf dem Pangermanismus d. h, der Anlehnung des gesunkenen Vlamentums an die anderen Germanen, zunächst natürlich die Reichsbewohner, beruht ohne Zweifel die Zukunft. Wie es aber so oft bei solchen Bewegungen geht, greift das

---

*) Pädagogischer Jahresbericht für 1895 herausgegeben von Albert Richter. Leipzig, Brandstetter 1876.

Digitized by Google

unwissende Volk eher nach allen anderen Heilmitteln als nach dem einzig richtigen. Der Blame sieht bei den „Duitschers" durchschnittlich nur die schlechten Seiten. Er hat oft einen instinktiven Widerwillen gegen das straffe, stramme neudeutsch-preußische Wesen. Daß gerade in diesem militärischen Geiste einzig die Erneuerung des schwächlich gewordenen germanischen Wesens möglich ist, das sehen sie noch nicht ein. „Sie forchten sich des Arztes ubler dann der Krankheit" habe ich einmal in einer alten Chronik aus der Zeit des Bauernkrieges gelesen. Das Wort paßt auch hier. Namentlich der „Militarismus" ist seit alten Zeiten in Flandern verhaßt. Unter der allgemeinen Wehrpflicht stellt man sich dort eine Art allgemeiner Sklaverei vor. Seine persönliche Freiheit liebt aber der Belgier über alles. Die Ungebundenheit hat hier einen Grad erreicht, der in anderen Ländern selten zu finden ist. Schon in der Schule zeigt sich das. Der Schuljunge hat einen hohen Begriff von seiner „dignité". Er wird, wenn auch noch so klein, nicht allein mit „Sie" angeredet, sondern ist sogar „monsieur". Wehe dem Lehrer, der versuchen sollte einem ungezogenen Bengel einmal die verdiente Ohrfeige zu geben! Das wäre ja Mißhandlung! Nachsitzen wäre Freiheitberaubung. Bei solchem Mangel an Disciplin kann man sich dann nicht wundern, daß das Rauchen unter den Kindern sogar auf der Straße ganz allgemein ist und Niemand dagegen einschreitet. Im Gegenteil. Man kann alle Augenblicke sehen, wie ein erwachsener Herr einem kleinen Jungen auf seine Bitte seine Cigarre zum Anzünden mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung stellt.

Das niedere Volk ist zumal in Brüssel von einer unerhörten Rohheit. Als während der Weltausstellung die Straßen mit schönen Lampions dekorirt waren, schlugen z. B. die Kutscher mit ihren Peitschen die Lampions herunter. Als vor kurzem in der Nähe von Brüssel ein furchtbares Eisenbahnunglück stattgefunden hatte, kamen die Bauern dazu und besahen schadenfroh die Verwundeten, ohne eine Hand zu rühren. Die Aerzte sollen sie schließlich mit dem Revolver gezwungen haben, ihre Menschenpflicht den Unglücklichen gegenüber zu erfüllen.

Was das Volk namentlich so gemein werden läßt, ist das Laster der Trunksucht, das in unglaublichem Maße grassirt. Die naiven Zeiten, wie sie Hendrik Conscience in seinen Bauerngeschichten schildert, wo das Volk einfach, bieder und treu dahin lebte, sind längst vorbei. Heute sitzt schon der Bauer mit Vorliebe in der Schenke und trinkt ein „druppeltje" nach dem anderen, liest die elende Zeitung und schimpft. Die neueren Dorfgeschichten lesen sich denn auch etwas anders als die alten. Ich verweise z. B. auf den Sittenroman „In de ton" (In der Tonne) von Stijns, in welcher eine schöne Wirtstochter schließlich an diesem furchtbaren Laster zu Grunde geht und ihren Mann zum Selbstmorde treibt.

In manchen Städtchen, wie in Anderghem z. B., giebt es beinahe eben so viele Kneipen wie Häuser. In der Gemeinde Asche gab es vor 10 Jahren nur 5 Wirtshäuser auf der großen Straße, die das Dorf durchschneidet; heute zählt man deren 75! Die Trunksucht nimmt denn auch immer mehr zu, da die Gelegenheit so vielfältig ist. Vor diesem Dämon giebt es keine Rettung. Teniers hat in seinen naturalistischen Gemälden den Geist, der auf der vlämischen Kermeß herrscht, für alle Zeit geschildert. So ist es noch heute. Saufen, Brüllen, eine plumpe Liebelei, am Schlusse allgemeine Prügelei: das ist das schöne Bild, das sich vor unseren Augen entrollt.

Daß dabei die öffentlichen Angelegenheiten schlecht weg kommen, und es da an Energie fehlt, läßt sich denken. Von den 120 Landgemeinden, die das Arrondissement von Brüssel umfaßt, besitzen nur 11 eine Feuerspritze. Kein Wunder, wenn alles auf dem Lande abbrennt, wenn einmal eine Feuersbrunst entsteht.

Der Mangel an sittlichem Ernst zeigt sich auch namentlich bei einer Gewohnheit, die der Bläme mit dem Wort „Zwanze" bezeichnet. Er versteht darunter ein geistloses Aufschneiden, Uzen, zum Besten haben. Beispiel: ein Brüsseler Philister geht zu einem Uhrmacher, giebt sich für einen Engländer aus und fragt, was das für seltsame Dinger im Laden sind. Der Uhrmacher (der zufällig weiß, wer er ist), erklärt ihm, daß es Uhren seien und zeigt ihm auf Wunsch Stunden lang den ganzen Mechanismus mit großer Bereitwilligkeit. Der Schluß ist, daß der Eindringling am Ende fragt, ob man die Uhr denn auch nachts, wenn man nach

Digitized by Google

Hause kommt, aufziehen müsse, worauf ihm der Uhrmacher antwortet, er brächte das dann nicht mehr fertig. „Warum denn nicht?" „Ei, weil Sie dann betrunken sind, Herr X."

Dies ist das klassische Beispiel der Brüsseler Zwanze.

Man wird begreifen, daß ein so gearteter Volkscharakter zur Ausführung großer Dinge schlecht geeignet ist.

Das ist denn auch einer der Gründe, weshalb die Vlamen nicht die Erfolge erringen, die sie beanspruchen können. Ihre Angelegenheiten, ihre Sprache werden von den Wallonen mit der größten Verachtung behandelt, gar nicht einmal ernst genommen. In den Brüsseler französischen Blättern, wie dem viel gelesenen „Soir", ist es die Haupttaktik gegen die Ansprüche der Vlamen ihre „moedertaal" dadurch lächerlich zu machen, daß man angebliche Aeußerungen der Flamiganten in einem Gemisch von Vlämisch und schlechtem Französisch wiedergiebt. Oder man sucht zu zeigen, daß die Vlamen es noch nicht zu einer zivilisirten Sprache gebracht haben, indem man ihnen vlämische Worte unterschiebt, die offenbar als Fremdworte aus dem Französischen herübergenommen sind. So machte bei der Beratung über das Sprachengesetz De Vriendt-Coremans das Wort die Runde, das übrigens auf Wahrheit beruhte, daß in einer französischen Stadt der Gemeinderath die französische Inschrift: „Gendarmerie nationale" in eine vlämische umwandeln wollte und nichts besseres dafür hinsetzen konnte als: nationale gendarmerie.

So lange die Vlamen geistig abhängig sind von den französischen Literaten, wird es auch schwer besser werden. Trotz des lauten Geschreis ehrgeiziger Flamiganten herrscht das Französische nach wie vor bei den gebildeten Ständen, namentlich bei den Frauen, die ihre Erziehung in den Klöstern genossen haben, die von Frankreich abhängig sind. Vlämische oder holländische Schriften werden so gut wie gar nicht gelesen. Das niedere Volk liest überhaupt nichts. Deutsch wird nur von Wenigen verstanden. Man wird, wenn man durch die Straßen von Brüssel geht, an den Schaufenstern der Buchhandlungen beinahe nur französische Bücher finden. Die neuesten Pariser Romane liegen da in Masse auf, nach einheimischen Literaturwerken ist keine Nachfrage. Die größte Leihbibliothek hat alle französischen Bücher, die man lesen will, auch einige deutsche und englische, aber keine niederländische Abteilung. Wie sollen da nicht die leitenden Kreise in ihren Vorurteilen befangen bleiben, das Vlämische sei eigentlich gar keine Sprache, nur ein Patois, das sogenannte Holländische oder Niederländische eine fremde Sprache, die man den Vlämen aufzwingen wolle? Bis in den Senat gehen diese Vorurteile. Der Führer der wallonischen Opposition gegen die vlämischen Forderungen ist der Senator Tournay-Detillieux, der ebenso hartnäckig wie unwissend ist. Er hat vor kurzem Vorträge über die vlämische Bewegung in der „Ligue Wallonne" gehalten, die ein beredtes Zeugnis ablegen für die unglaubliche Unwissenheit und anmaßende Verachtung, die bei den Franzosen herrscht für alles, was nicht französisch, d. h. ihnen unbekannt ist.

Die Vlamen haben ein Wort um die Anhänger des Franzosentums zu bezeichnen: sie nennen sie „Fransquillons". Diese Fransquillons aber finden sich auch bei den Vlamen selbst, die aus reinem „snobisme" die fremde Sprache über ihre Muttersprache stellen. Was aber am Wunderlichsten ist, ist, daß sogar die Holländer größtenteils geheime Fransquillons sind und dadurch dem französischen Einfluß in die Hände arbeiten. Dort gehört es zum guten Tone französisch zu parliren, sei das Französische auch noch so schlecht, Französisch zu lesen, französische Theaterstücke anzusehen, kurz alles Französische zu bewundern. Man kann sich kaum wundern, wenn Tournay-Detillieux versichert, es sei ihm, wenn er nach Holland komme, als sei er nur in einer Vorstadt von Paris, weil er überall französische Aufschriften findet, das Theater nur von französischem Repertoire lebt u. s. w. So wimmelt denn leider auch das moderne Holländisch von französischen Fremdwörtern, wie das Deutsche vor hundert Jahren. Paris ist das Ideal und der Pariser Argot giebt dem Kenner ein distinguirtes Air. Daß dabei die Holländer das Französische so wenig rein sprechen wie die Hofleute früher in Deutschland, kann nicht verwundern. In seiner Rede auf dem Sprachkongreß zu Dortrecht im vorigen Jahre hat J. Van Rijswijck einige amüsante Proben gegeben

Digitized by Google

der Veränderungen, welche die Snobs von jenseits des Moerdijks mit der französischen Sprache vornehmen. So gebrauchen Sie z. B. maintenue für entretenue, balleteuse für ballerine u. s. w.

Im vorigen Jahre befand ich mich in Ostende. Ich erinnere mich, wie Holländer in einen Buchladen kamen und französisch sprachen, obgleich der Vlamländer, dem der Laden gehörte, niederländisch antwortete. Sie zogen es vor die Unterhaltung französisch zu führen. Das ist holländisch.

So findet denn die vlämische Bewegung in den Nordniederlanden nicht die Unterstützung, die sie nötig hätte. Die Holländer sprechen eher noch mit mitleidiger Verachtung von ihren Brüdern. Nun hat man allmählich eine größere Annäherung angebahnt, die durch die Sprach- und Litteraturkongresse, die jedes Jahr abgehalten zu werden pflegen, unterstützt werden. Man hat auch einen Allgemeinen Niederländischen Bund gestiftet, der sich die Ausbreitung der niederländischen Rasse zum Ziele setzt. Aber es fehlt an Begeisterung. Begeisterung ist überhaupt nicht die Sache der Holländer. Dazu kommt, daß beide Völker doch im Grunde wenig Berührungspunkte — außer der Sprache — mit einander gemein haben. Sie haben keine gemeinsame Geschichte, wenn man von der kurzen Spanne Zeit von 15 Jahren absieht, in der sie zwar vereinigt waren, aber sich nicht vertragen konnten. Ihr Volkscharakter ist so verschieden, wie ihre Religion, und ob sie ganz gemeinsame wirtschaftliche Interessen haben, im mindesten zweifelhaft.

Dagegen ist es zweifellos, daß sowohl die Belgier als die Holländer auf die Osterlinge angewiesen sind. Ich will jetzt nicht die Frage untersuchen, ob sie noch „Deutsche" zu nennen sind, oder nicht. Auf alle Fälle ist das Reich das Hinterland, das ein natürliches Recht besitzt, Einfluß zu gewinnen in dem Mündungsgebiet seiner großen Ströme. Holland verdankt ja seine ganze Existenz nur dem Boden, den der Rhein im Laufe der Zeit dort abgelagert hat. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß eine neue Verständigung stattfindet zwischen Ost- und Westleuten, nachdem Jahrhunderte lang ein staatsrechtliches Verhältnis zwischen ihnen bestanden hat. Was durchgesetzt werden muß, ist eine Zolleinigung, wie sie schon mit Luxemburg besteht. Daraus folgt mit Notwendigkeit eine politische Annäherung auf der Grundlage eines Defensivbündnisses. Denn heute herrschen die wirtschaftlichen Gesichtspunkte vor. Eine Annäherung von Staaten und die Erhaltung derselben hängen wesentlich vom wirtschaftlichen Nutzen ab, den sie gewähren.

Dazu kommt ein ideales Moment. Es kann den Deutschen nicht gleichgültig sein, ob in Belgien, das zur größeren Hälfte von Germanen bewohnt ist, französischer Geist herrscht oder germanischer. Stehen die Vlamländer zurück, so wird dem Germanentum eine Kraft entzogen, die es schwer entbehren kann. Umgekehrt, gewinnt das Vlamentum an Boden, so ist es ein Gewinn für die deutsche Sache. Daher müssen die Reichsdeutschen den Kampf zwischen Vlamen und Wallonen mit dem größten Interesse verfolgen.

Leider besteht auf Seiten der Reichsdeutschen im allgemeinen eine große Unkenntnis der Verhältnisse. Sie lassen sich auch oft zu sehr vom Scheine blenden. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Es ist nicht gesagt, daß die Flaminganten, die viel von sich reden machen, auch immer die besten Vlamen sind. Es sind viele, die sich nicht hervordrängen, weil sie keinen Ehrgeiz haben, oder weil sie von dem politischen Treiben in Belgien angewidert werden, vielleicht viel geeigneter eine Rolle zu spielen als die großen Schreier. Wenn man hinter die Coulissen sieht, bemerkt man trotz der schönen Phrasen, die man zu hören bekommt, einen ganzen Abgrund von Erbärmlichkeit und Eigennutz. Ein reines, ideales Streben trifft man selten. Es ist dies der Fluch des Parlamentarismus. Wo dieser herrscht, herrschen auch die Cliquen und Coterieen. Jeder Deputirte, jeder Senator will Einfluß haben. Daher erreicht man ein Amt, einen Posten nur durch Fürsprache der Abgeordneten. Wer sich um etwas bemüht, muß eine ganz bestimmte Anzahl Abgeordneter, deren Zahl durch den Usus bestimmt ist, hinter sich haben. Fällt das Ministerium, dann fällt auch seine Chance. Protektion ist alles, das Verdienst nichts. Neben dieser elenden Stellenjagd ist „la Chasse aux Croix", die Ordens-

Digitized by Google

jagd in unglaublicher Weise ausgebildet. Daß dies alles demoralisirend wirken muß, liegt auf der Hand.

Die Bureaukratie spielt eine ungeheure Rolle. Sie dient als Versorgungsanstalt für solche, welche einen politischen Dienst geleistet haben irgend einem politischen Bandenführer, der sie zum Lohne dafür ernennen läßt. „Tous les pouvoirs émanent de la nation" sagt Artikel 25 der Constitution, d. h. ins Constitutionelle übersetzt: die Vertreter der Nation verfügen nach ihrem Gutdünken über die Plätze, die sie zu vergeben haben, wie etwa bei einer Liquidation eines Nachlasses oder der Verteilung von Dividenden an Aktionäre.

Bis jetzt haben die Wallonen den Löwenanteil an der Verwaltung gehabt, was ihnen auch schon deshalb leichter fiel, da ein Vlame immer erst die ihm fremde Sprache, die amtlich gehandhabt wird, erlernen muß, er also im offenbaren Nachteil ist. Selbst auf vlämischem Boden ist das Französische die Sprache des inneren Dienstes.

Ich traf im kleinen Dörfchen Damme, eine Stunde von Brügge entfernt, einen Steuereinnehmer, der aus der Wallonei war, obgleich im ganzen Orte außer dem Bürgermeister Niemand französisch spricht. Im Jahre 1880 waren von 100 Angestellten in den Ministerien 80 Wallonen und Luxemburger und nur 20 Vlamen, darunter 14 Brüsseler.

Ich will noch ein paar Daten hinzufügen, um die ungleiche Verteilung klar zu machen. Am ersten Gerichtshofe des Landes, der „Cour de Cassation," waren im Jahre 1890 von 15 Räthen nur 4 Vlamen. Drei allein verstanden genügend das Vlämische und zwei andere sprachen es unvollkommen. Zehn davon verstanden auch nicht ein Wort. Daß auf die Weise Rechtsirrtümer vorkommen, ist unvermeidlich.

Am Appelhof (Cour d'appel) zu Brüssel, dessen Ressort halb vlämisch, halb wallonisch ist, waren von 40 Räthen 26 Wallonen und 14 Vlamen, 23 Mitglieder wußten nicht ein Wort vlämisch, 9 verstanden etwas „marollien" d. h. die Mischsprache Brüssels und nur 8 waren beider Sprachen mächtig.

In dem Tribunal der ersten Instanz zu Brüssel bemerkt man dieselbe Situation. Unter 40 Richtern kannten nur 8 das Vlämische, 8 hatten eine Ahnung davon und der Rest — 24 — keine.

Unter den Consuln, im ganzen 25, gab es nur 7 Vlamen.

Unter 20 Gymnasialdirektoren waren 14 Wallonen, 1 Luxemburger gegen 5 Vlamen.

Unter 74 Schuldirektoren gab es 54 Wallonen und 20 Vlamen. Bei den Lehrerinnenseminarien 4 wallonische Directricen, 2 vlämische. Der Rest des Personals umfaßte 43 Waloninnen und 21 Vläminnen.

Im Ministerium der Eisenbahnen ist es vielleicht am schlimmsten. Im allgemeinen Secretariat: 13 Wallonen und 3 Vlamen; Administration der Posten (Bureauchefs) 32 Wallonen, 14 Vlamen; Beamte erster Direktion: 98 Wallonen, 4 Vlamen, zweiter Direktion: 101 Wallonen, 38 Vlamen. Eisenbahnverwaltung (höhere Beamten) 41 Wallonen, 16 Vlamen.

Diese Zahlen, die ich einer soeben erschienenen Schrift „L'égalité des langues par Lucius Vindex" entnehme, reden eine deutliche Sprache. Sie beweisen in der That eine Art Vorherrschaft der Wallonen und es ist nicht zu verwundern, daß die Vlamländer dieselbe durchbrechen wollen. Jede Zeit hat ihre Probleme. Dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten die augenblicklich wüthenden Rassenstreitigkeiten hervorzubringen und erst dem 20. wird es möglich sein sie befriedigend zu lösen. Früher herrschte der Staatsgedanke vor. Der Staat der alten Zeit kannte nur Bürger, ohne Rücksicht auf Rassenzugehörigkeit. Heute fängt das Volk an sich als Rasse zu fühlen und den Rassegedanken über den Staatsgedanken zu stellen. Vergebens kämpft die „Staatsraison" dagegen an. Wir sehen dies in Oesterreich, wir sehen es in Belgien. Für den belgischen Staat ist es gewiß ein Hinderniß der politischen Entwicklung, zwei völlig gleichberechtigte Volksindividualitäten in sich zu schließen. Aber wie die Zeitströmung nun einmal ist, wird es ihm nicht gelingen

Digitized by Google

die Forderungen der Vlamländer auf die Dauer zurückzuweisen. Sie werden schließlich siegen. Der Rassegedanke wird triumphieren über die Staatsraison.

Es handelt sich nun darum, welche Lösung unter den verschiedenen Möglichkeiten des Ausgleiches die beste ist. Daß die Wallonen jemals das Vlämische auf ihrem Boden anerkennen werden, ist unwahrscheinlich. Aber eine reinliche Scheidung zwischen beiden Völkern wäre denkbar. Man könnte den französischen Teil administrativ vom vlämischen trennen und in jedem Landesteil die Volkssprache der Bevölkerung allein zur offiziellen machen. Dies geht ganz gut. In der Wallonei würden dann nur wallonische Beamte angestellt, in Flandern vlämische.

Schon aus einer Zusammenstellung der anthropologischen Listen, die man über die Rassenzugehörigkeit veröffentlicht hat, geht der Unterschied zwischen germanischer und romanischer Abstammung klar hervor. Ich will sie hier folgen lassen, um zu zeigen, wie in die Augen springend der Unterschied nach den Arrondissements ist.

Arrondissement	blonder Typus	brauner Typus
Antwerpen	49,31 %	23,00 %
Mecheln	48,59 „	22,08 „
Turnhout	52,49 „	19,99 „
Brüssel	44,06 „	27,31 „
Löwen	45,22 „	23,72 „
Nivelles	38,78 „	30,80 „
Brügge	47,49 „	24,63 „
Cortrijk	44,32 „	25,25 „
Furne	47,31 „	24,85 „
Jepern	42,75 „	28,62 „
Oudenarde	42,73 „	26,73 „
Gent	44,90 „	24,82 „
Dendermonde	50,84 „	20,66 „
Charleroi	37,01 „	32,13 „
Mons	36,49 „	31,76 „
Tournai	33,98 „	32,17 „
Huy	36,67 „	31,01 „
Lüttich	37,84 „	30,21 „
Verviers	40,06 „	29,03 „
Hasselt	48,76 „	22,45 „
Tongern	45,13 „	25,55 „
Arlon	38,42 „	30,40 „
Marche	39,65 „	29,30 „
Neufchâteau	35,87 „	31,93 „
Dinant	38,52 „	29,91 „
Namur	39,40 „	29,22 „

(Archiv für Anthropologie Bd. XVI).

Der blonde Typus ist ohne Zweifel germanischer Rasse, der braune verräth die südliche Abstammung. Es ist daher nur natürlich, daß jede Rasse möglichst für sich bleibt. Es giebt allerdings Belgier, welche behaupten, gerade in der Zweisprachigkeit läge der Vorteil, daß man an der Cultur zweier großer Rassen teilnehmen könne. Aber in Wahrheit ist es nur wenigen Gebildeten beschieden in dieser Weise sich zu vervollkommnen. Die Masse des Volkes wird nur verbastert, wenn es gezwungen wird seine geistige Nahrung von einer anderen Quelle zu holen, als sie ihm die Muttersprache bietet. Gerade das Beispiel der Brüsseler beweist das. Sie haben es zu einem fürchterlichen Mischdialekt gebracht, der gut genug ist die Thaten eines „Pietje Snot“ zu verherrlichen, aber niemals ein edles Geistesprodukt hervorbringen kann.

Wäre das deutsche Reich nicht entstanden und mit ihm die alldeutsche Bewegung, die immer größere Dimensionen annimmt, so müßte man glauben, daß der

Digitized by Google

großniederländischen Idee die Zukunft in Flandern gehöre und eine Wiedervereinigung mit Holland nicht zu den Unmöglichkeiten zu rechnen sei. Aber es ist tausend gegen eins zu wetten, daß das einmal erwachte völkische Gefühl der Osterlinge in der endgültigen Regelung der belgischen Verhältnisse eines Tages eine gewisse Rolle spielen wird. Die „Engherzigkeit der Vlamen", von der die „Kölnische Zeitung" in ihrer Nummer vom 14. Mai 1897 spricht, wird auf die Dauer die ablehnende Haltung gegen „alldeutsche Weitherzigkeit" und „alldeutsche Begeisterung" aufgeben müssen und erkennen, daß die vlämische Bewegung nur ein Teil ist der großen germanischen Bewegung, welche sich anschickt wie ein Sturmwind das alternde Europa zu durchziehen. Die Männer aber vom Schlage eines Prayon van Zuylen, die ihre kleine Persönlichkeit dem rollenden Rade der Zeit entgegenstellen wollen, erweisen ihrem Vaterlande den denkbar schlechtesten Dienst. Solche Pygmäen wird die Zeit richten, die noch stets das Kleine dem Großen geopfert hat.

Digitized by Google

Rundschau.

Zeitschriften-Rundschau.

Frankreich.

In der Revue socialiste spricht der italienische Deputierte Napoleone Colajanni über die sozialen Mißstände Italiens, welche zu den jüngsten Hungerrevolten in Sizilien und in der Lombardei geführt haben. Als das nationale Unglück erscheint ihm die savoyische Dynastie, welche sich vom Dreibund nicht lösen will und ihrem Lande eine kostspielige Großmachtspolitik auferlegt, an der es verbluten muß. Diese Monarchie ist die Feindin einer sparsamen Verwaltung, einer verständigen und gerechten Steuerverteilung, sie kann auf die Anhänglichkeit keiner Klasse, nicht einmal des Adels, rechnen und dennoch beruht sie durch eine merkwürdige Kombination auf einer sehr starken Basis. Sie erhält sich durch die Verschiedenheit und Zusammenhangslosigkeit der Provinzen; zwischen der republikanischen Lombardei, dem sozialistischen Piemont, dem kapitalistischen Ligurien und dem klerikal-monarchistischen Süden ist eine gemeinsame Politik ausgeschlossen. Die machiavellistische Geschicklichkeit der Diener des Hauses Savoyen besteht darin, daß sie die Trennung und Zersplitterung des nationalen Lebens möglichst aufrecht erhalten und verschärfen. Sie denunzieren die süditalischen und die sizilianischen Provinzen als Gegnerinnen der nationalen Einheit, die vom Norden begründet worden ist; sie verdächtigen den radikalen und sozialistischen Norden bei dem Süden, wo noch die Parole Thron und Altar gilt, wo bei den Hungerrevolten mit dem Rufe „Eviva il rè“ gestürmt und geplündert wird. Die Bourgeoisie ist mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht zufrieden, aber da das rapide Anwachsen der Sozialdemokratie sie für die Zukunft fürchten läßt, so muß sie den Schutz der Dynastie annehmen, die alle ihre Unternehmungen mit erdrückenden Steuern belastet. Colajanni betrachtet es als den Hauptfehler der sozialistischen Propaganda, daß diese sich ausschließlich auf das rein ökonomische Gebiet beschränkt und der politischen Frage, Monarchie oder Republik, mit absichtlicher Indifferenz aus dem Wege geht. „Wie kann das Volk sich erheben, wie kann es im Namen einer leeren, negativen, nutzlosen, unverständlichen Formel handeln? Um das zu hoffen, müßte man die ursprünglichsten Regungen des Volkslebens verkennen. Die Monarchie ist widerstandsfähig, weil die Bourgeoisie und die herrschenden Klassen Furcht vor dem Sozialismus haben, weil die sozialistische Partei keinen tiefgehenden Einfluß auf das wirkliche Volk ausübt, das überdies noch nicht existiert, weil endlich der Sozialismus durch seine antirepublikanische Propaganda die thatfähigen Elemente zur Unthätigkeit verurteilt hat So nur kann eine Institution sich aufrecht erhalten, die gar keine Existenzberechtigung mehr hat. Und diese Institution macht das Unglück eines ganzen Volkes, indem sie mit Vorliebe die Sozialisten unterdrückt, die unbewußt zur Verlängerung ihrer Existenz beigetragen haben.“

In der Revue bleue giebt ein Anonymus Beobachtungen über die deutsche Armee wieder, die er auf einer Reise durch Süddeutschland im Verkehr mit Offizieren und Soldaten gemacht hat. Der Reisende hat sich in Garnisonstädten und auch in Kasernen gut umgesehen, seine Schilderungen verraten einen sicheren Scharfblick, wenn er auch zuweilen, in unverhohlener Bewunderung exakter militärischer Formen, etwas zu viel gesehen hat. Sehr schmeichelhaft ist die Charakteristik „seiner Freunde, der Offiziere“ im Gegensatze zu ihren italienischen und französischen Kameraden, er muß mit seinen Bekanntschaften ein besonderes Glück gehabt haben. „Bei dieser Gelegenheit muß ich mein Erstaunen aussprechen, wie diese Offiziere über ausländische Dinge unterrichtet sind. Man hat in letzter Zeit viel von Spionage gesprochen, und gewiß, man kann diesen Handel mit gestohlenen Dokumenten nicht genug verwerfen, der den offiziell so herzlichen Beziehungen widerspricht, die angeblich zwischen den Mächten gepflegt werden. Aber abgesehen von dieser verbrecherischen Spionage giebt es, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine erlaubte, legitime Spionage . . . . indem man sich durch alle zugänglichen und ehrenhaften Mittel über ausländische Ereignisse und Ein-

Digitized by Google

richtungen auf dem Laufenden hält. Diese unermüdliche Neugierde, dieses beständige Streben nach einer genauen Information besitzen die deutschen Offiziere in einem sehr bemerkenswerten Grade. Im Besitze von einer oder zwei fremden Sprachen kennen sie im allgemeinen alles, was in den betreffenden Ländern auf die militärische Wissenschaft und Geschichte Bezug hat.

Indem ich mich aus leicht begreiflichen Gründen zurückhielt, mit ihnen über Frankreich zu sprechen, brauchte ich Italien gegenüber diese Skrupel nicht zu haben, und meine Verwunderung war nicht gering, als ich bei den Offizieren auf eine vollständige Kenntnis sowohl der Organisation als der Mängel der Armee des Königs Humbert stieß. Sie ließen sich durchaus nicht von den schönen Uniformen blenden. Um mit einem einzigen Zuge eine notwendig etwas verallgemeinerte Psychologie zu geben — sagt einem italienischen Offizier, daß ihr aus Frankreich kommt, er wird euch mit Bewunderung, aber in einem französischen Kauderwelsch von den Chansons der Guilbert und von den Romanen Zolas sprechen; sagt dasselbe einem deutschen Offizier, und ich wette, er wird euch in einem schwerfälligen aber korrekten Französisch erzählen, was für ein Interesse er an Thiers' strategischen Beschreibungen oder an den Diplomatischen Studien des Herzogs von Broglie nimmt. Jeder Commentar ist hier überflüssig."

Ueber die Rolle des Mannes in den Romanen der Frauen spricht Frédéric Loliée in der Revue des Revues. Diese Rolle ist nicht beneidenswert. Vorbei ist die Zeit der großherzigen Helden, welche die Prinzessinnen entzückten, vorbei ist die Zeit der starken und liebesfrohen Männer, welche die Phantasie von Georges Sand schuf. In der heutigen „ultrafeministischen" Litteratur sieht Loliée nur Heroinen, die mit allen erdenklichen Vollkommenheiten geschmückt sind. Die Frau ist die Zeugin der Korruption, das Opfer, das leidet, die Rächerin, die leiden macht und nicht vergißt. Sie allein ist dem Ideal ergeben, sie legt sich die vornehmsten Pflichten auf. Die männlichen Liebhaber erscheinen im allgemeinen als recht traurige Persönlichkeiten, als feige, sklavisch, immer begehrlich und doch in Furcht vor einer großen Leidenschaft. „Er wäre in eine Extase ausgebrochen, wenn er gewagt hätte, seinen Arm um die schlanke Taille seiner Frau zu legen. Aber Sabine, verträumt, dachte garnicht an ihn." So schreibt Juliette Adam im „Vers l'amour", und derartige Szenen werden von den schreibenden Frauen mit Anspruch auf typische Bedeutung dargestellt. Einige begnügen sich mit der allgemeinen Verachtung des Mannes, andere erklären den offenen notwendigen Krieg der Geschlechter wie Mme. Daniel Lesueur. „Zwei Antagonisten, bei denen alle Interessen, alle Anschauungen auseinandergehen, die doch einander nicht entbehren können, das sind die Liebenden und die modernen Gatten." Die Bemerkungen des Kritikers haben mehrere Antworten von Schriftstellerinnen hervorgerufen, welche seine Beobachtungen im allgemeinen bestätigen.

Mme. Georges de Peyrebonne nimmt ganz einfach das Recht für die Frauen in Anspruch, sich auch die Männer einmal genauer anzusehen und über sie Malicen zu sagen, ein Privilegium, welches die Männer Jahrhunderte lang gegen die Frauen einseitig ausgeübt haben.

Thereſe Bentzon, die Verfasserin der „Amerikanerinnen" leitet den in der Litteratur zwischen den beiden Geschlechtern erklärten Kriegszustand allein aus der sozialen Frage, aus der steigenden Konkurrenz der Frauen auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens ab. Der Mann heiratet nur, um eine Mitgift zu gewinnen, und ist andrerseits empört, wenn er die mitgiftlosen Mädchen als Konkurrentinnen auf dem Markt des Lebens findet. Er behandelt sie als Rivalinnen, als unberechtigte Eindringlinge. Wie sollten sie ihn nicht verurteilen, der ihnen im Leben nicht hilft und nicht einmal gestatten will, daß sie sich selbst helfen. Dazu kommt, daß in allen Gesellschaftsklassen die jungen Mädchen jetzt besser unterrichtet werden, sie sind entwickelter, denken und beobachten mehr, so daß es ihnen schwer wird, sich die guten alten Illusionen zu erhalten. Sie wollen nicht nur einfach geheiratet sein, sondern auch wählen, und je mehr die Sentimentalität sich vor der Intelligenz zurückzieht, desto mehr schrecken sie die Männer von sich ab. Das Heil ist nur von einer moralischen Reinigung zu erwarten, welche bei den Männern den niedrigen Egoismus, bei den Frauen die Eitelkeit und die Uebertriebenheit der Ansprüche fortträumt.

Sehr hübsche Bemerkungen über das Verhältnis des Individualismus zur Auffassung der Liebe macht die ausgezeichnete Schriftstellerin Daniel Lesueur. „Der Individualismus (mit anderen Worten, der Egoismus) ist in unserer Zeit zur Herrschaft gekommen. Man will seine Leiden und Freuden nicht mehr mit anderen teilen. Man will nicht durch andere leiden und deshalb bemüht man sich, sie nicht mehr zu lieben. Früher rühmte man sich der Leiden und Opfer der Liebe. Jetzt merkt man nur noch ihre Bitterkeit und man empört sich gegen sie. Daher diese Betonung des Stolzes, diese Härte, diese Behauptung der eigenen Persönlichkeit in der Liebe d. h. in dem Gefühl, in dem die Persönlichkeit am meisten verschwinden muß. Denn man ist nicht einer, man ist zwei in einem, wenn man

Digitized by Google

liebt. Aber diese alte Formel ist verbraucht. Man will zwei sein, wohl verschieden, und jeder für sich. Hélas!"

Die geistvolle, pikante Gyp weicht einer prinzipiellen Beantwortung der Frage aus, sie setzt einen klugen Mann über eine dumme Frau — und umgekehrt. Die Emanzipation hält sie für eine persönliche von jeder Frau verschieden zu lösende Angelegenheit, und sie giebt sich selbst als Beispiel, das sie im übrigen nicht empfiehlt.

Mme. Jean Bertheroy, als lyrische und erzählende Dichterin bekannt, glaubt überhaupt nicht an einen ernsthaften Kriegszustand zwischen beiden Geschlechtern, sondern höchstens an ein harmloses Duell, nach dem die Gegner sich zu gemeinsamen Frühstück vereinigen. Nach ihren Erfahrungen ist der Frauen schlimmster Feind die Frau; zwischen ihnen giebt es wahrhaft erbitterte Kämpfe, der Rivalität, der Eitelkeit, deren Objekt, meist uneingestandenermaßen, immer der Mann bleibt. Die Frau kann nur durch Zartheit und Liebe herrschen, sie gewinnt am meisten, wenn sie dem Manne den Anschein der Ueberlegenheit und der Herrschaft läßt.

Mit anderer Schärfe geht Mme. Clémence Royer vor, die Renan mit dem Urteil „Sie ist fast ein genialer Mann" beehrte. Die Frauen haben heute lesen gelernt. Sie lesen in der Geschichte von den Thaten der Männer, ihre Irrtümer, Lügen, Grausamkeiten, Gemeinheiten, Verbrechen jeder Art, die sie in ihrer ganzen Bosheit und Stupidität offenbaren. Diese Männer haben Gesetze gemacht, mit denen sie die Frauen benachteiligen, betrügen, vergewaltigen können. Die Frauen sehen jetzt den Mann, wie er ist. Müssen sie ihm nicht mißtrauen und ihn als Feind behandeln? Der Krieg ist zwischen Mann und Frau erklärt, wie zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter, wie zwischen Kapital und Arbeit. Wenn die Junggesellen streiken, um keine Frau mehr ernähren zu müssen, warum sollen nicht die reichen Mädchen auch einmal in einen Ehestreik eintreten? Sie kaufen mit ihrer Mitgift einen Mann, der ihnen dafür die Freiheit nimmt und ihre Renten mit seinen Maitressen verzehrt. „Dasselbe Gesetz der Ehen muß beide Hälften der Menschheit beherrschen. Ein Ehrenkodex muß über der Liebe sein. Wenn es ebenso als Schande gelten wird, in der Liebe zu lügen, wie sein Vaterland zu verraten, wird der Friede zwischen Mann und Frau hergestellt sein."

Tola Dorian wirft einen wehmütigen Rückblick auf die großen Schriftstellerinnen des 17. Jahrhunderts, die für die Liebe zu leben und bisweilen auch zu sterben verstanden, die große Damen waren und den heroischen Leidenschaften mit bewundernder Empfindsamkeit huldigten. Die Porträts dieser galanten Damen machen ihr einen anderen Eindruck als die unserer Schriftstellerinnen, arme Blaustrümpfe ohne Schönheit und Jugend, die für den Erwerb schreiben müssen, die nicht von wollüstigen Erinnerungen erzählen, oder, wenn diese in ihrem Leben vorhanden, sie zu verschweigen suchen.

Die energische und scharfsinnige Verfasserin des Décadenceromans „Les hors nature", Mme. Nachilde, sieht in dem Anfang der Emanzipation das Ende der Liebe. Wenn der Mann nicht mehr nötig haben wird, die Frau zu beschützen, wird er auch aufhören, sie zu lieben. Man wird die Liebe, die Hingebung durch sehr soziale Kontrakte ersetzen, an Stelle romantischer Sentimentalität wird das Laster und die einfache Bestialität treten. Gleiche können sich nicht lieben, sondern höchstens dulden. Emanzipation der Frau bedeutet Verweiblichung des Mannes, der überdies kein Herrscher ist, sondern den Frauen gegenüber ein Blinder bleiben wird, so lange er keine Frau mit kaltem Blute auch nur ansehen kann.

Die Revue blanche besitzt die mehr als aufopfernde Vorurteilslosigkeit, aus der soeben erschienenen ganz unmöglichen Schrift von Tolstoi „Was ist die Kunst?" ein Kapitel über die Décadenten mitzuteilen, in dem der „berühmte alte orientalische Schriftsteller," wie sie ihn nennt, ihre symbolistischen Freunde haufenweise zur Strecke bringt. Tolstoi will die Kunst für das Volk. — Die griechischen Künstler, die jüdischen Propheten sprachen zum Volke und wurden von ihm verstanden; als sich der Künstler später an einen exklusiven Kreis, Päbste, Cardinäle, Könige, Herzöge und Königsmätressen wandte, da wollte er nur auf Leute wirken, die ihm persönlich oder wenigstens nach ihrer Lebensart bekannt waren. Sein Schaffen wurde ihm erleichtert, weil er mit Anspielungen historischer oder mythologischer Natur, mit halben Andeutungen, bekannte Vorstellungen wiedererzeugen konnte. So wurde er für einen Kreis verständlich und für alle anderen dunkel. Diese Tradition eines Schaffens für ein bestimmtes Publikum geht bis zu den Décadenten: Konfusion, Geheimnis, Dunkelheit, Exklusivität, Unbestimmtheit und Vagheit des Ausdrucks werden zu Vorzügen erhoben.

In der Vorrede zu Beaudelaires „Fleurs du Mal" rühmt Théophile Gautier, daß dieser Ahnherr der Décadenten Beredsamkeit, Leidenschaft und exakte Wahrheit aus seiner Poesie verbannt hätte. Verlaine verlangt vom Gedichte „de la musique encore et toujours." Der Vers sei eine „bonne aventure," und „tout le reste est littérature." Nach diesen beiden kommt Stefan Mallarmé, der die Parnassiens noch zu

Digitized by Google

großer Deutlichkeit anklagt und den Verstand ausdrücklich aus dem Kunstwerk verbannt. „Ich meine, daß nur Anspielung erlaubt ist. Die Betrachtung der Gegenstände, die Bilder, die sich auf den Träumen wiegen, das ist Gesang; die Parnassiens nehmen die Sache ganz und zeigen sie; dadurch fehlt ihnen das Mysterium; sie nehmen den Geistern den verführerischen Reiz, daß sie zu schaffen glauben. Ein Objekt nennen heißt drei Viertel vom Genusse eines Gedichtes fortnehmen, dessen Reiz gerade in der allmählichen Abnung besteht; es suggerieren, das ist der Traum. Der vollständige Gebrauch dieses Mysteriums stellt das Symbol auf; ganz allmählich eine Vorstellung erwecken, um einen Seelenzustand zu zeigen, oder, umgekehrt, einen Seelenzustand auslösen durch eine Reihe von Dechiffrierungen. Wenn ein Wesen von mittlerer Intelligenz und ungenügender litterarischer Vorbereitung zufällig ein solches Buch öffnet, es genießen will, und es giebt dann Mißverständnis, so muß man die Dinge richtig stellen. Es muß in der Poesie ein Rätsel geben, und es ist der Zweck der Litteratur, es giebt keinen anderen als Vorstellungen zu erwecken." So wird die Dunkelheit zum Dogma erhoben. Zu diesen Dunklen, die von der Menge nicht verstanden zu sein wünschen, rechnet Tolstoi auch Nietzsche und Wagner. Beaudelaire und Verlaine nennt Tolstoi ein Paar Versemacher von mittelmäßigem zu einer falschen Originalität heraufgeschraubten Talent, krankhaft, impotent, vulgär! Die Kunst der Gesellschaft, in welcher sie lebten, sei keine ernsthafte Manifestation des Lebens sondern ein nichtiges Amüsement, das sich fortwährend ändern muß, wie ein Kartenspiel, um nicht zu langweilen. Malerei, Musik, Theater sind von derselben Krankheit ergriffen. Liszt, Wagner, Berlioz, Brahms, Richard Strauß mystifizieren den Hörer, Ibsen, Hauptmann beschwindeln ihn nicht minder, wenn dem einen der Baumeister vom Turme, dem anderen die Glocke in den See fällt. Nachdem sich die Kunst der höheren Gesellschaft von der des Volkes getrennt hat, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß Kunst Kunst sein kann, ohne den Massen verständlich zu sein, ja daß sie überhaupt nur einer Elite verständlich sein darf. Da soll man doch diese Kunst der Menge verständlich machen! Aber, die sie zu verstehen behaupten, sind dazu nicht im Stande, sie sagen nur: lest, sehe, hört, und das heißt nicht erklären sondern gewöhnen, so wie man die Menschen an die schlechtesten Dinge, an Tabak, Alkohol, Opium gewöhnt hat. Das Volk ist fähig, die große Kunst zu begreifen, die Genesis, die Evangelien Homer und die Vedischen Hymnen; denn die Kunst braucht keine Vorbereitung wie die Wissenschaft, ihr Zauber wirkt ohne Hülfe von Bildung und Erziehung: das Kunstwerk spricht zu dem, der eine These nicht verstehen würde. Ein Kunstwerk kann unverständlich sein, aber nicht für Bauern und einfache Menschen, sondern häufig für perverse Gelehrte und religionslose Köpfe. „Ich kenne z. B. Leute, die sich sehr für raffiniert halten und die nach eigenem Geständnis nicht die Poesie der Selbstaufopferung oder der Keuschheit erkennen." Wenn man einem einfachen Menschen ein Bild, ein Theaterstück zeigt, das er nicht verstehen kann, so hat man ihn eben betrogen, und wenn man seinem Mangel an Kultur Schuld giebt, so legt man den gesunden Menschen ins Bett anstatt des Kranken. Unsere moderne, unsere décadente Kunst ist in ihrem Wesen und in ihrer Form so arm geworden, daß sie der Menschheit nichts mehr zu sagen hat. Also sprach Tolstoi. —

In der Revue de Paris spricht Michel Bréal über Goethes „Natürliche Tochter" und ihr Verhältnis zu der Quelle des Dramas, den Memoiren der Prinzessin Louise Stephanie von Bourbon-Conti. Der ausgezeichnete Philologe und Pädagoge sieht in dieser Trilogie ein Boulevarddrama à la Dumas oder Sardou, worüber die typische Idealisierung und die hohe Diktion nicht hinwegtäuschen kann. „Dennoch hat die deutsche Litteratur das Recht, einige Szenen der „Natürlichen Tochter" zu den schönsten ihres Theaters zu rechnen. Die Figur der Eugenie mit der dreifachen Aureole der Schönheit, der Poesie und des Unglücks wird im Gedächtnis bleiben wie bei uns einige der reinen Figuren Racines."

In derselben Zeitschrift spricht Gaston Paris, die Forschungen von Erich Schmidt fortsetzend, über die Tannhäusersage, für die er einen italienischen Ursprung annimmt. Ebendort ist ein Teil des Berichtes über deutsche und österreichische Theaterverhältnisse wiedergegeben, den der Direktor der Komischen Oper, Albert Carré, für das französische Ministerium der schönen Künste angefertigt hat. Der Bericht, der sich sehr sachlich und gründlich mit allen Zweigen des Theaterwesens bis in die innersten Angelegenheiten der Bühnentechnik beschäftigt, hebt die außerordentlichen Leistungen der kleineren Musikstädte hervor, die sich durch Selbständigkeit und Tüchtigkeit neben den Hauptstädten in ihrem künstlerischen Eigenleben würdig behaupten.

Maurice Kufferrath veröffentlicht eine sehr hübsche Monographie „Les Maitres Chanteurs de Nuremberg", die eine historisch-litterarische Einleitung zum Verständnis der „Meistersinger" giebt und die Geschichte ihrer Aufnahme und Einbürgerung in den europäischen Ländern erzählt.

Die Vertreterinnen der französischen Frauenbewegung haben eine Zeitung „La Fronde" begründet, welche ausschließlich

Digitized by Google

von Frauen geschrieben, redigiert, gesetzt, gedruckt und ausgetragen wird. Es ist eine Tageszeitung großen Stils, nicht schlechter als die männlichen, aber frischer, unabhängiger.

Aus England.

Am Ende des Jahres 1884 wurde in dem elendesten Stadtteile Londons, in dem durch Armut und Verbrechen gleich berüchtigten Whitechapel eine Universitätskolonie begründet. Vierzehn junge Graduierte von Oxford und Cambridge ließen sich für mehrere Monate unter den Aermsten Londons nieder, die dort in einer vielbesprochenen und doch wenig gekannten eigenen Welt der Misere leben. Das Ziel dieser jungen Leute war die Annäherung der Gesellschaftsklassen, die sich gegenseitig hassen und verachten, oder, was noch schlimmer ist, von einander überhaupt nichts wissen. Diese sogenannte University-extension Bewegung ging von den beiden alten aristokratischen Universitäten aus, die sich im Besitze ihrer Privilegien und Traditionen in starrer Abgeschlossenheit vom Volksleben erhalten hatten. Das soziale Gewissen war plötzlich erwacht, man wollte sich nicht mehr mit Almosen begnügen sondern einen stumpf vegetierenden Teil des Volkes an das intellektuelle und moralische Leben der Nation heranziehen. Unter den von den Universitäten ausgehenden Aposteln sozialer Gerechtigkeit, die als Missionäre des Geistes in das Land des Elends gingen, nimmt der zu früh verstorbene Arnold Toynbee eine ehrwürdige Stellung ein, um dessen Schöpfung Toynbee-Hall sich die Londoner Missionsbestrebungen gruppiert haben. Ueber das Wesen, dieser Gründung, ein schönes Kapitel der englischen Geschichte, spricht René Claparède in einem kleinen Buche, das bestimmt ist, französischen Humanitätsbestrebungen ähnlicher Art Beispiel und Ziel zu geben.

Arnold Toynbee, der in Oxford über Nationalökonomie las, der, mehr Praktiker als Gelehrter, der manchesterlichen Doktrin die Idee der sozialen Pflicht gegenüberstellte, erkannte vor allem, daß man den Armen kennen mußte, bevor man ihm helfen wollte, und so benutzte er seine Ferien, um in Whitechapel das Elend zu studieren, wo er sich bald durch Vorträge, Ratschläge und praktische soziale Thätigkeit das Vertrauen der Arbeiter erwarb. Als er 1884 starb, ehrten Freunde und Anhänger sein Andenken durch die Gründung von Toynbee-Hall, das zunächst nur als ein Lokal für Vorträge gedacht war, zu denen sich Angehörige der Universitäten Oxford und Cambridge mit wetteifernder Uneigennützigkeit verpflichteten.

Dieses „settlement", diese akademische Kolonie, die jetzt unter der umsichtigen und energischen Leitung des Rev. M. Samuel Barnett steht, hat ihren Wirkungskreis nach allen Seiten erweitert, sie ist zu einer ebenso einflußreichen wie wohlthätigen Macht geworden, sie hat vor allem verstanden, das Mißtrauen der Armen zu beseitigen und sie zu gemeinsamer Arbeit an sich heranzuziehen. Herr und Frau Barnett haben ihre Studien in einem Buche „Practicable socialisme" niedergelegt, in dem sie von dem Grundgedanken ausgehen, daß die Philanthropie nicht als Gefühlssache zu behandeln sondern auf exakter ökonomischer Kenntnis aufzubauen sei. Ihre Schüler haben zu dem gewaltigen Buche von Charles Booth über Leben und Arbeit des Volkes in London die wertvollsten Beiträge geliefert, sie haben sich an der Verwaltung des um Toynbee-Hall liegenden Stadtteils beteiligt und in allen kommunalen Angelegenheiten, Wohnung-Reinlichkeits-Erziehungs-Schulfragen einen entschiedenen Einfluß gewonnen, wie sie auch den meist planlosen Wohlthätigkeitsbestrebungen durch ihre bessere Kenntnis der Verhältnisse häufig erst Sinn und Verstand gegeben haben. Von den Leistungen Toynbee-Hall's, die sich immer mehr verzweigen und in alle Gebiete sozialer Fürsorge hineinwachsen, mag eine kurze Uebersicht eine ungefähre Anschauung geben.

In dem Institut selbst wie in einigen neu entstandenen Filialen werden Vorträge gehalten, welche die Schulbildung von über 16 Jahre alten arbeitenden jungen Leuten fortsetzen und erweitern sollen. Diese Abendkurse, die sehr zahlreich besucht werden, beschäftigen sich mit den verschiedensten Gegenständen, Geologie, Botanik, Hygiene, praktische Medizin, alte und neue Sprachen. Diese Popularisierung der Wissenschaft, die durch wirkliche Gelehrte betrieben wird, war die erste Thätigkeit der Anstalt. Aber diese setzt schon eine gewisse geistige Vorbildung voraus, und so entstanden Klassen, wo den Aermsten des Geistes der Grund aller Wissenschaft, das A B C, Lesen, Schreiben, Zeichnen vermittelt wurde. Dort kann man Familienväter sehen, die nach anstrengender Fabrikarbeit bemüht sind, Buchstaben in Schulhefte zu malen, um hinter ihren Kindern nicht zurückzusteben. Daneben giebt es Haushaltungsschulen, wo junge Mädchen von 14 Jahren in der Kochkunst, Wasch-, Näharbeit, Buchführung praktisch unterwiesen werden.

Um die Schüler nicht in Passivität verharren zu lassen und um über die Resultate eine gewisse Kontrolle zu üben, hat man die Gründung von kleineren Klubs veranlaßt, die aus den größeren Kursen hervorgehen. So haben sich Hörer einer Vorlesung

Digitized by Google

über Shakespeare zu einer Gesellschaft vereinigt, in der die Dramen des Dichters vorgetragen und besprochen werden. So giebt es historische, archäologische und namentlich ökonomische Klubs, in denen Handwerker und Arbeiter meist sehr gewissenhafte Studien über ihre eigenen Berufe vortragen. Besser gestellte Arbeiter haben Sparkassen angelegt, um nach Verhandlungen mit Eisenbahndirektionen, Hotelwirten ꝛc. gemeinsame Reisen zu einem ganz minimalen Preise zu veranstalten. Solche Studienreisen haben sich bis Frankreich, Deutschland, Italien, ja selbst bis Island erstreckt.

Eine Bibliothek von 6000 Bänden, ein chemisches Laboratorium stehen den Besuchern von Toynbee-Hall uneingeschränkt zur Verfügung. Der große Versammlungssaal empfängt eine vielhundertköpfige Menge zu den beliebten „Smoking debates," wo über öffentliche Angelegenheiten gesprochen wird. Dem Vortrage eines Fachmanns folgt die freieste Diskussion, die natürlich durch die Urwüchsigkeit einiger Redner zuweilen eine humoristische Würze empfängt.

Auch die Kunst wird nicht vernachlässigt. Zu den Konzerten in Toynbee-Hall finden sich die „Studenten" mit ihren Familien ein; ganze Expeditionen setzen sich nach der National Gallery, nach dem British Museum in Bewegung. John Ruskin, William Morris, Watts haben sich dieser Erziehung zur Kunst bekanntlich angenommen. Kataloge wurden zur Aufklärung und Einführung für die Arbeiter gedruckt, in einem öffentlich ausgelegten Buche durften sie ihre Ansichten niederlegen. Diese Voten ergaben merkwürdige von Jahr zu Jahr sich wiederholende Resultate.

Am wenigsten wurden die Landschaften geschätzt, wahrscheinlich, weil den Bewohnern des East-End von London jedes Verhältnis zur Natur fehlt. Historische Bilder und Genreszenen hatten einen stärkeren Erfolg, den stärksten aber erzielten symbolistische Kunstwerke, die eine moralische Idee verkörpern. So hat eine in Toynbee-Hall veranstaltete Ausstellung des Symbolisten Watts die Massen dauernd angezogen.

Neben dieser Ausbreitung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen beschäftigen sich die Leiter der Gründung auch mit den kommunalen Angelegenheiten, indem sie, ohne sich an eine bestimmte Partei zu fesseln, geeignete Kandidaten gegen die Anerkennung ihres Programms bei den Grafschaftswahlen unterstützen. Dieses Programm enthält nur leicht erfüllbare Forderungen des praktischen Sozialismus, der ja überhaupt in den Kommunen Englands eine große Rolle spielt. Es fordert Eintreten für jede hygienische Verbesserung, für polizeiliche Schließung gesundheitsschädlicher Wohnräume, für Hebung des Unterrichts, der Waisenerziehung, des öffentlichen Bibliothekswesens, für Ferienkolonieen, Rettung verwahrloster Kinder, für jede Maßregel, „welche dem Publikum Nutzen verspricht."

So hat die aus der University-extension Bewegung hervorgegangene Gründung Toynbee-Hall wenigstens in einem nicht kleinen Kreise des großen Elends die wohlthätigsten Wirkungen verbreitet. Es hat verschiedene Klassen, Kopfarbeiter und Handarbeiter im gegenseitigen Vertrauen genähert, es hat in die lokale Verwaltung den Geist der Humanität eingeführt, es hat die strebsamen Elemente der Masse durch die Förderung geistiger Interessen zu einer höheren Menschenwürde emporgehoben.

A. Eloesser.

Unverlangte Manuskripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google